Allgemeine
Deutsche Biographie.

Neunter Band.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Neunter Band.

Geringswald — Gruber.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1879.

Geringswald: Moriz Ferdinand G., Xylograph, geb. am 3. Septbr. 1825 zu Dresden. Autodidact, später in Gaber's Atelier, nach dessen Zeugniß er als der beste Holzschneider für Ludwig Richter's Zeichnungen galt. Starb leider in der hoffnungsvollsten Entwickelung schon am 9. Januar 1857 zu Dresden.

Vgl. Joh. Fr. Hoff, L. Richter. Dresden 1877, S. 450.

Hyac. Holland.

Geritz: Joseph Ambrosius G., Bischof von Ermland, geb. am 3. Aug. 1783 in Seeburg, † am 16. Aug. 1867 in Frauenburg. Er besuchte die lateinische Schule zu Rössel, das akademische Gymnasium zu Braunsberg und die von den Piaristen geleitete theologische Akademie zu Warschau und wurde am 5. April 1806 zu Frauenburg zum Priester geweiht. Er blieb dort als Domvicar, wurde 1823 Domcapitular, 1835 Domdechant, 1840 Weihbischof. Am 21. Juni 1841 wurde er zum Bischof von Ermland gewählt, am 26. Juni 1842 inthronisirt. Er verwaltete sein Amt milde und verständig über 25 Jahre. Sein nicht unbedeutendes Vermögen verwendete er größtentheils zu kirchlichen und wohlthätigen Zwecken. Im J. 1848 wurde er im Ermland zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament gewählt, nahm aber nur bis zum October an den Verhandlungen desselben Theil.

Zur Erinnerung an Josephus Ambrosius Geritz, Bischof von Ermland (von F. Hipler). Braunsberg 1867.

R.

Gercken: Phil. Wilh. G., Historiker, geb. am 5. Jan. 1722 zu Salzwedel, † am 26. Juni 1791 zu Worms. Seine Vorfahren, die sich früher Gericke schrieben, werden schon im 16. Jahrhundert als Rathsverwandte seiner Vaterstadt genannt und mehrere derselben, sowie auch sein Vater, der Kaufmann Georg G. († am 25. October 1726), haben sich durch ansehnliche Stiftungen zum Besten ihrer Familie oder der Armen verdient gemacht. Unser G., das jüngste von zehn Geschwistern und seit dem fünften Jahre vater- und mutterlos, zeigte schon auf den Schulen zu Salzwedel und Lüneburg eine außerordentliche Vorliebe für das Quellenstudium der vaterländischen Geschichte. Mit diesem verband er seit 1741 auf den Universitäten zu Halle und Leipzig das Studium der Rechte. Früh jedoch reifte in ihm der Entschluß kein öffentliches Amt anzunehmen; der Wunsch, ungestört seinen wissenschaftlichen Forschungen obzuliegen, eine schwächliche Gesundheit, sowie ein stark ausgeprägter Sinn für Unabhängigkeit, der ihn auch von der Schließung einer Ehe abhielt, ließen ihn bei demselben beharren. Der Titel Justizrath, den er später führte, ist ihm vom Fürsten von

Waldeck nur als Anerkennung für eine juristische Deduction verliehen worden. Im Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens erwarb G. die Güter Schwarzholz und Wollenrade in der Altmark, 1761 auch die Burg Salzwedel, den einstigen Stammsitz der Markgrafen von Brandenburg, doch unternahm er von dort häufige Reisen zur Durchforschung der Archive und Bibliotheken, oder wählte, aus hypochondrischer Verstimmung, für längere Zeit andere Orte zu seinem Aufenthalt. Nachdem er 1781 die Burg Salzwedel verkauft hatte, siedelte er ganz nach Frankfurt a./M., endlich nach Worms über, wo er auch gestorben ist. Seine reichhaltige Bibliothek hatte er zum Theil schon früher veräußert; der Rest wurde 1792 zu Worms verkauft. — Mit seltener Consequenz hat G. ein langes Leben der Aufgabe gewidmet, das urkundliche Material zur Geschichte der Mark Brandenburg an das Licht zu ziehen; auf den weiteren Ruhm, dasselbe auch sofort selbst in zusammenhängender Darstellung zu verarbeiten, hat er, abgesehen von seiner Stiftshistorie von Brandenburg, verzichtet. Nur kürzere Abhandlungen verleibte er seinen Urkundensammlungen ein und gelegentlich hat er in einzelnen Monographien andere Gebiete gestreift. Dagegen bietet er für sein specielles Forschungsgebiet eine viel größere Fülle des Stoffes als seine Vorgänger; während Lenz, einst Gercken's Lehrer in Halle, 1754 in seiner Sammlung nur 419 Urkunden zur brandenburgischen Geschichte publicirte, enthalten Gercken's vier diplomatische Hauptwerke: die „Fragmenta Marchica“ (6 Bde. 1755—63, 8⁰), die „Stiftshistorie von Brandenburg“ (1766, 4⁰), die „Diplomataria veteris Marchiae Brandenburgicae“ (2 Bde. 1765—67, 8⁰), der „Codex diplomaticus Brandenburgensis“ (8 Thle. in 4 Bden., 1769—85, 4⁰) deren 2500. In den beiden ersten der genannten Werke sind noch eine Reihe von Urkunden den früheren handschriftlichen Sammlungen Gundling's und Des Vignoles' entnommen; außerdem aber war G. bemüht unmittelbar auf die Originalien oder wenigstens alte Copialbücher zurückzugehen, die er von allen Seiten her sich zu verschaffen suchte. Dabei darf der Förderung nicht vergessen werden, welche G. dem mit ähnlichen Forschungen beschäftigten Staatsminister Ew. Fdr. v. Herzberg verdankte. Aus dessen noch vorhandenen, von Danneil a. a. O. herausgegebenen Briefen an G. ersieht man, daß der Minister ihm nicht blos den Zugang zu den Archiven eröffnete, sondern ihm auch Materialien überließ, die er selbst gesammelt hatte, da er, wie er schreibt, in seinen jüngeren Jahren sich vorgenommen habe, „einen vollständigen Codicem diplomaticum Brandenburgicum ordine chronologico zu compiliren“. Auch ist dem dritten Theile des Gercken'schen „Cod. dipl. Brandenb.“ die Abhandlung Herzberg's: Von den alten Siegeln der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg (zuerst französisch erschienen im 8. Theil der Mémoires der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin) in deutscher Uebersetzung einverleibt. — Neuerdings sind die meisten der von G. publicirten Urkunden, zum Theil nach nochmaliger Collation mit den Originalien, in Riedel's Codex diplomaticus Brandenburgensis (1838—65, 36 Bde., 4⁰) übergegangen, welcher mit seinen ca. 19,000 Urkunden der Forschung nunmehr ein ungleich vollständigeres Material bietet. Aber dadurch wird Gercken's Verdienst für seine Zeit nicht geschmälert und für Einzelheiten, wie z. B. die Beschreibung der den Urkunden anhängenden, von Riedel nicht berücksichtigten Siegel, sind seine Sammlungen noch heute nicht ganz entbehrlich geworden. — Gercken's übrige Schriften kommen den so eben besprochenen an Bedeutung nicht gleich. Es sind: „Vermischte Abhandlungen aus dem Lehn- und Teutschen Rechte“ (3 Thle. 1771—81, 8⁰), „Versuch in der ältesten Geschichte der Slaven, besonders in Deutschland“ (1771, 8⁰), „Nachricht von den Herzögen von Pommern Danziger Linie“ (1774, 4⁰, veranlaßt durch

die erste Theilung Polens), „Anmerkungen über die Siegel und den Nutzen der Diplomatik“ (2 Thle. 1781—86, 8°), sowie die Beschreibung seiner „Reisen durch Schwaben, Baiern, die Schweiz, Franken und die rheinischen Provinzen in den Jahren 1779—82“ (4 Thle. 1783—88, 8°). Außerdem war G. seit 1778 Mitarbeiter an der bei Varrentrapp in Frankfurt a./M. erschienenen „Deutschen Encyklopädie“ und seit 1780 schrieb er eine Reihe von Recensionen (mit der Chiffre Hk. oder H. K., oder Gr. und Gm., oder Fg. und Gm.) für die Allgemeine deutsche Bibliothek.

Danneil, Jahresber. des Altmärk. Vereins für vaterländ. Geschichte III, 1840, S. 39—74 und IV, 1841, S. 56—94. — C. Kletke, Urkunden-Repertorium für d. Gesch. des preuß. Staats, S. 158—70, 224, 270.

Schwarze.

Gerkrath: Ludwig G., geb. zu Köln den 22. Juni 1832. Nach absolvirtem Gymnasium betrieb G. von 1850—52 an der Bonner Universität theologische, philologische, naturwissenschaftliche und ganz besonders philosophische Studien. 1852—53 hörte er in Berlin die Vorlesungen der dortigen verschiedenen Docenten der Philosophie, mit besonderem Interesse die Trendelenburg's. Im Herbste 1853 kehrte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Bonn zurück und promovirte hier im Juli 1854. Seine philosophische Dissertation führt den Titel: „Expositio critica doctrinae quam Kantius de categoriis proposuit“. Das Resultat seiner bisherigen Studien war, daß er sich ganz der Günther'schen Philosophie zuwendete, weshalb er, um noch tiefer und allseitiger in dieselbe einzudringen, im Herbste 1854 zu Günther selbst nach Wien reiste. Hier waren es namentlich die Schriften des Aristoteles, Thomas von Aquin, Kant, Hegel und Trendelenburg, die er unter Günther's Leitung studirte. Bei dem Studium des Thomas leuchtete ihm (wie er mir, sein Urtheil ausführlich motivirend, schrieb) immer mehr ein, „daß diejenigen, welche das Rad der Philosophie wieder zu Thomas zurücktreiben möchten, denselben niemals mit rein philosophischem Interesse und unbefangenem kritischem Auge gelesen haben könnten“. Seine Militärpflicht nöthigte ihn im August 1855 (früher, als er vorgehabt) nach Köln zurückkehren. Da er für dienstunfähig erklärt wurde, so setzte er in Köln das Studium der mittelalterlichen Philosophie fort. Ostern 1855 habilitirte er sich als Privatdocent der Philosophie an der Bonner Universität und las hier mit nicht geringem Erfolge über verschiedene philosophische Disciplinen bis 1861, in welchem Jahre er einem Rufe an das Lyceum Hosianum zu Braunsberg als außerordentlicher Professor folgte. 1860 erschien sein „Franz Sanchez. Ein Beitrag zur Geschichte der philosophischen Bewegungen im Anfange der neuern Zeit. Wien, Braumüller“. Diese Schrift beschränkt sich nicht auf Leben, Schriften und Lehre des Sanchez, sondern verbreitet sich über alle bedeutendsten Vorläufer des Cartesius, auf Männer, wie Rabelais, Cardano, Montaigne, Telesius, Nic. Taurellus, Charron, Campanella u. a. m. Wir erhalten so ein lebendiges Bild der gewaltigen Gährung und Bewegung jener Zeiten, in denen die mittelalterliche Bildung zerfällt und eine neue Entwickelung vorbereitet wird. Günther urtheilt über diese Schrift: „Sie gibt einen bedeutenden Aufschluß über eine Periode der Geschichte der Philosophie, welche Viele, weil sie denselben ein spanisches Dorf ist, nicht zum rechten Verständnisse des Cartesius kommen läßt“. In Braunsberg übte G. eine segensreiche Wirksamkeit aus, indem er nicht nur in seinen Vorlesungen das Interesse für Philosophie in seinen Zuhörern wach rief, sondern dieselben auch näher an sich heranzog und in die wichtigsten philosophischen Probleme dadurch einführte, daß er sie anleitete, die Hauptschriften der Philosophen selbst zu lesen. 1864 erschien

von ihm eine Abhandlung „De connexione, quae intercedit inter Cartesium et Pascalium“. Immer entschiedener wendete er sich dem Studium der Geschichte der Philosophie zu, zum Theil deshalb, weil er glaubte, daß dem von Tag zu Tag erfolgreicher hervortretenden Streben der Jesuiten, der thomistischen Philosophie durch gewaltsame Niederschlagung jeder anderen Richtung zur Herrschaft innerhalb der katholischen Kirche zu verhelfen, am erfolgreichsten begegnet würde durch Darlegung des objectiven Urtheils der Geschichte. Zunächst waren es Montaigne, Campanella und Pascal, über die er eine größere Schrift vorbereitete. Allein schon im Anfange des J. 1863 verfiel er in eine schwere Krankheit, und kaum wiederhergestellt und mit neuem Lebensmuthe arbeitend starb er am 1. Januar 1864, nachdem er nur etwas über ein Jahr in glücklicher Ehe mit Josephine Hebestreit verlebt hatte. Ihn zeichnete ein reines und ernstes, nur auf Wahrheit im Wissen und im Leben gehendes Streben aus, und er war so glücklich es zum vollen Einklange seines Wissens und Glaubens zu bringen. Bezeichnend sind die Worte eines kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefes: „Wir sind Christen und unsere Hoffnung ist nicht auf diese kurze Spanne Zeit beschränkt“. In ihm hat die Philosophie eine hoffnungs- und charaktervolle Kraft verloren. Knoodt.

Gerl: Johannes G., Philosophiae Magister und lateinischer Schulmeister zu Wasserburg, erfand und spielte daselbst in der Fasching 1585 eine dramatische Mummerei, einen Aufzug vom Bacchus und der Frau Ceres. Beschrieben von Abraham Kern.

Vgl. meinen Bericht im Unterhaltungsblatt der Neuen Münchener Zeitg. 1861. Nr. 6, S. 96. Hyac. Holland.

Gerlach: Herr von Büdingen. Im Bereich des königlichen Bannforstes, der zur Pfalz Gelnhausen gehörte, entstand frühe, im 12. oder vielleicht schon im 11. Jahrhundert, die Burg Büdingen in einer Niederung am Semenbach. Das altfreie Geschlecht, welches sich danach benannte, erhielt das Burggrafenamt zu Gelnhausen und in dieser Stellung die Belehnung mit dem Büdinger Reichswald. Zuerst finden sich 1131 zwei Brüder, Ortwin und G. von Büdingen unter den liberi. Demselben Stande gehörte Hartmann von Büdingen an, der zwischen 1166 und 1200 häufig in Urkunden vorkommt. Dessen Sohn G. (II.), ein Herr von großem Besitz und Ansehen, brachte den größten Theil seiner Mannesjahre am kaiserlichen Hoflager zu, schon 1208 erscheint er in der Umgebung Philipps, später bei Otto, seit 1214 bei Friedrich II., und als dieser seinem Sohn Heinrich die Regierung in Deutschland überließ, war G. einer der beständigen Begleiter des jungen Königs, und trennte sich erst 1234 von demselben, als Heinrich sich in die Verschwörung gegen seinen Vater eingelassen hatte. Dagegen erscheint G. wieder 1235 am Hoflager Friedrichs II. zu Mainz. Er starb zwischen 1240 und 1247. Da er keine Söhne hinterließ, so fielen seine bedeutenden Besitzungen an seine fünf Schwiegersöhne (Rosemann von Kempenich aus einem Zweige des Isenburgischen Hauses, der wahrscheinlich von Siegfried von J., einem Bruder Gerlach's II. und Rembold's II. v. J., abstammt; Konrad von Hohenlohe; Albert von Trimburg; Eberhard von Breuberg; Ludwig von Isenburg). Diese besaßen die Herrschaft Büdingen in ungetheilter Ganerbschaft, der größte Theil davon fiel allmählich an die Nachkommen Ludwigs, des Stammvaters der heutigen Fürsten und Grafen zu Isenburg und Büdingen.

Simon, Die Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen II, S. 22 ff.

Gerlach I.—IV., Herren von Limburg (aus dem Hause der Herren von Isenburg). Im Niederlahngau wohnte ein edles, dem altfreien Herrenstande angehörendes Geschlecht, welches bereits seit dem 9. Jahrhundert, vor dem Aufkommen der Familiennamen, an den regelmäßig fortgeerbten Vornamen Rembold (Reginbold, Reinbold) und G. sich erkennen läßt. Vielfach erscheinen die Glieder derselben in öffentlichen Aemtern. Von ihnen stammen die Herren von Isenburg und von Heinrich I., welcher nicht weit von der Isenburg im Grenzthale die Burg Grensau erbaute und der Stifter der älteren Grensauer Linie wurde, die Herren von Limburg. Der jüngere G. I. 1232—87, Sohn Heinrichs I. von Grensau, erhielt die Stadt und Herrschaft Limburg, nahm hier seinen bleibenden Wohnsitz und nannte sich Herr von Limburg, welchen Namen seine Nachkommen ausschließlich führten. G. I., der ein sehr hohes Alter erreicht haben muß, — er stiftete aus Dank für seine glückliche Rückkehr aus einem Kreuzzug das Franziscanerkloster zu Limburg — war mit Imagina, Gräfin von Bliescastel, vermählt und Vater der Gemahlin des Königs Adolf I. (von Nassau), die den Namen ihrer Mutter trug. Gerlach's Sohn, Johann I., der blinde Herr genannt († 1335), vererbte die Herrschaft auf seinen Sohn G. II. Dieser († 1354) errichtete mit Erzbischof Balduin von Trier, dem Grafen von Nassau, Sayn u. A. ein Bündniß zur Sicherung des Landfriedens am Mittelrhein. Von ihm rühmt der Verfasser der Limburger Chronik, daß er „gar tugentlich und adelich gelebt und sein Leben zu einem seligen End gebracht; dann er nicht 100 Gulden genommen hätte, daß er einem armen Mann in seiner Küchen ein Habermehl gessen hätte, er sollte es ihm dann bezahlt haben.“ Nach einer anderen Stelle derselben Chronik war G. II. „der klügste Dichter von Teutschen und Lateinischen als einer sein mochte in allen Teutschen Landen“. Er hatte aus zwei Ehen mit Agnes, Gräfin von Nassau, und Kunigund, Gräfin von Wertheim, 11 Kinder. Von seinen Söhnen starb Johann II. bereits 1336, zwar mit Anna von Katzenelnbogen vermählt, aber kinderlos. Der zweite Sohn und Nachfolger Gerlach's II., Gerlach III., starb nebst seiner Gemahlin Elisabeth von Falkenstein 1365 an der Pest, gleichfalls ohne Kinder zu hinterlassen. Er war nach der Limburger Chronik „braun von Antlitz, scharpf von Reden, und hatte einen schwarzen Kroll (Lockenhaar) und einen schwarzen Bart, und war rasch und gedorstig ein Ding zu thun“. Nun trat der dritte Bruder, Johann III., bis dahin Domherr in Köln und Trier, in den weltlichen Stand zurück und verheirathete sich mit Hildegard von Sarwerden, hinterließ aber bei seinem Tode (1406) nur zwei Töchter. Von ihm berichtet die Limburger Chronik: „er war gar ein weidlich Mann, und hatte ein wolgesetzten Leib von kleiner Größe, mit einem schönen Antlitz weiß und roth, mit einem gelben Kroll (Lockenhaar) und Bart, und war das Haar also gelb als Gold, und war gütlich zu sprechen, und von gütlicher Antwort; er war auch weise zu Schimpf (Scherz) und zu Ernst.“ Nach Johanns III. Tode lebte noch sein jüngerer Bruder Gerlach IV., Domdechant zu Trier. Dieser verkaufte die sehr verschuldete Herrschaft Limburg 1414 an das Erzstift Trier, bei welchem sie bis zur Auflösung des deutschen Reichs geblieben ist. Mit G. IV., dessen Todesjahr unbekannt ist, erlosch die Limburger Linie des Isenburger Hauses.

Die Limburger Chronik. Wenck, Hessische Landesgeschichte I, S. 49 ff. Simon, Die Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen II.

Crecelius.

Gerlach: Erzbischof von Mainz, geb. etwa 1325, † am 12. Febr. 1371, war der dritte Sohn des Grafen G. von Nassau von der Walramischen Linie und der Landgräfin Agnes von Hessen. Als jüngerer Sohn früh für den kirchlichen Dienst bestimmt, erhielt er, vermuthlich in Folge der vielfachen Beziehungen

der Nassauer zu Mainz, schon in jungen Jahren dort eine Dompfründe und wurde bereits 1345 zum Domdechanten gewählt. Der damalige Erzbischof Heinrich von Virneburg wurde am 7. April 1346 vom Papste Clemens VI. abgesetzt und zugleich G., obgleich er noch sehr jung war, zu seinem Nachfolger ernannt. Jedenfalls verdankte er diese Erhebung dem Einflusse der Luxemburger, welche eben bemüht waren, Karl von Mähren zum Könige gegen Kaiser Ludwig von Baiern zu erheben, und es war demnach selbstverständlich, daß G. alsbald an der Wahl Karls IV., welche am 11. Juli in Rense geschah, thätigen Antheil nahm. Er assistirte auch dessen Krönung in Bonn am 26. November desselben Jahres und wurde dort mit den Regalien investirt. Aber in den Besitz seines Erzbisthums sollte er sobald nicht gelangen. Obgleich G. im Domcapitel eine Partei für sich hatte, behauptete sich doch der alte Erzbischof Heinrich, da dieser die festen Plätze innehatte. Die Seele des Widerstandes gegen G. war der später zum Verweser des Erzbisthums ernannte kraftvolle Kuno von Falkenstein. G. verweilte deshalb meist in den väterlichen Landen, bis der Tod Ludwigs auch seine Aussichten hob. Daher lehnte er einen ihm angebotenen Vergleich, der ihm das Erzstift nach dem Tode Heinrichs zusicherte, ab und begab sich zu Karl IV., der damals den Rhein heraufgezogen kam. Aber kräftige Unterstützung fand er bei diesem, der seine Kräfte gegen die Baiern zusammenhalten wollte, nicht; Karl ging bei seinem Einzuge in Mainz im Januar 1348 sogar die Verpflichtung ein, G. nicht mit sich in die Stadt zu bringen. Doch blieb der Erzbischof in der Folge in der Begleitung des Königs; 1348 erscheint er wiederholt als Zeuge bei wichtigen Handlungen in Prag, und ebenso wohnte er in Passau den Friedensverhandlungen mit Baiern bei. Im folgenden Jahre kam er mit dem Könige auf den Reichstag, der gegen Günther von Schwarzburg nach Speier berufen wurde, und damals, April 1349, erreichte Karl endlich, daß die Stadt Mainz G. als Erzbischof anerkannte. Aber der Besitz des Erzbisthums wurde ihm noch immer bestritten, und der König unterließ es, ihm weiteren kräftigen Beistand zu leisten. Daher suchte G. andere Unterstützung, ohne deswegen mit Karl zu brechen, und vereinigte sich im Februar 1351 mit dem Pfalzgrafen Rudolf zu gemeinsamem Verfahren bei einer eventuellen neuen Königswahl (diesem Vertrage trat 1354 auch Köln bei) und sicherte zugleich dem Pfälzer seine Stimme zu. Eine Reise nach Avignon in demselben Jahre hatte wol auch den Zweck, den Papst zu kräftigerem Einschreiten zu vermögen, aber ohne Erfolg. So sah sich G. wieder auf Karl IV. gewiesen, den er im J. 1353 auf dessen Fahrt nach Wien und durchs Reich begleitete. Da starb endlich Heinrich im December 1353 und am 3. Januar 1354 vermittelte Karl in Mainz selbst die Aussöhnung mit Kuno von Falkenstein, welche G. in den unangefochtenen Besitz seines Erzbisthums setzte. An den Reichsgeschäften nahm er weiter regen Antheil; fast jedes Jahr erscheint er in der Umgebung des Kaisers und auf dessen Reichstagen, vielfach thätig als Schiedsrichter zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Reichsfürsten. Auch beim Erlaß der goldenen Bulle in Nürnberg und in Metz 1356, bei der Taufe Wenzels 1361 war er zugegen. Karl scheint ihm sehr wohl gesinnt gewesen zu sein und hat ihm und seiner Familie viele Zeichen seiner Gunst ertheilt. Im Februar 1366 wurde ein ewiger Bund zwischen Mainz und Böhmen geschlossen. — Die Verwaltung seines Erzstifts ließ er sich eifrig angelegen sein und hat demselben manches Gute erwiesen, manche Vortheile gebracht. Aber die unruhevolle Zeit, die weitverzweigten Rechtsverhältnisse seines umfangreichen Gebietes ließen ihn selbst doch zu keiner rechten Muße kommen und hinderten ein andauerndes Gedeihen seines Landes. Zahlreiche Zwistigkeiten und Fehden hatte er durchzukämpfen, mit kriegslustigen kleineren Herren der Nachbarschaft, mit seiner eigenen Stadt Mainz,

welche die Zeit der Streitigkeiten um den Erzstuhl trefflich zu ihrem Vortheil benutzt hatte, mit dem Herzoge Albert von Braunschweig-Grubenhagen, mit den hessischen Landgrafen, namentlich mit Hermann dem Gelehrten u. s. w., doch sind diese Kämpfe nicht von größerer Wichtigkeit. Der Erzbischof scheint nicht ohne gelehrte Bildung gewesen zu sein, und man rühmt seine Güte und Milde, aber es wird auch geklagt, daß seine Kränklichkeit ihn verhindert habe, die Rechte seiner Kirche warm zu vertheidigen, und daß er sich von seinen Rathgebern, die nicht immer die tüchtigsten gewesen sein sollen, allzusehr habe leiten lassen. Er starb am 12. Februar 1371 in Folge ungeschickter Behandlung eines Steinleidens.

Das Material über Gerlach ist in verschiedenen Chroniken u. s. w. zerstreut; über seinen „Kampf mit Heinrich von Virneburg um das Erzstift Mainz“ hat Heinrich Colombel gehandelt im Programm des Gymnasiums zu Hadamar, 1862. Lindner.

Gerlach (böhmisch Jarloch), der erste Abt von Mühlhausen in Böhmen, war von guter Abkunft, vielleicht ein Verwandter des Grafen Georg von Milewsk. Seinen Oheim nennt er selbst zum J. 1174 „Herrn Gerhard“. Geboren am 1. November 1165 wurde er als neunjähriger Knabe nach Würzburg auf die Schule geschickt, von wo ihn indeß Abt Gotschalk mit sich in das neugegründete Prämonstratenserkloster Selau (im Czaslauer Kreise an der Zeliwca gelegen) nahm (1177). Er wurde später Caplan dieses hochverehrten Mannes, der am 18. Februar 1184 starb. Am 25. Februar empfing G. durch Bischof Heinrich von Prag die Weihe zum Diacon, 1186 die zum Priester und trat zu diesem Manne ebenfalls in ein nahes Verhältniß. Er scheint zu dessen Capelle gehört zu haben, bis er 1187 erster Abt des vom Grafen Georg gestifteten Prämonstratenserklosters Milouic oder Mühlhausen im Taborer Kreise wurde. 1190 erlebte er den Brand des Klosters, 1197 geleitete er mit dem Grafen Georg den Cardinal Petrus nach Prag. Von da an läßt sich sein Name nur in Urkunden bis 1221 verfolgen. Nach Hajek's freilich wenig verläßlichem Zeugnisse starb er 1228. 1234 wird als Abt von Mühlau bereits Johann genannt. In Gerlach's Hände gelangten die hinterlassenen Papiere des Geschichtsschreibers Vincentius von Prag. Er ließ sie geordnet abschreiben, fügte einige Bemerkungen hinzu und setzte selbst die Arbeit vom J. 1167 an fort. Leider ist der Schluß dieser werthvollen Fortsetzung verloren und dieselbe bricht gegenwärtig mit dem J. 1198 ab. In die Fortsetzung nahm G. auch den ganzen Bericht des sog. Ansbert über den Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. auf, welchem Umstande wir die Erhaltung dieser wichtigen Quellen verdanken. Das Autograph, einst Eigenthum des Klosters Mühlhausen, befindet sich gegenwärtig im Kloster Strahov, wohin es nach manchen Wechselfällen, in Folge deren es bereits der Vernichtung anheimzufallen drohte, gelangt ist und wird daher gegenwärtig als codex Strahoviensis bezeichnet. Nachdem bereits Pesina einen kleinen Theil Gerlach's in seinem Phosphorus unter dem Pseudonym eines Domherrn Jaroslaw von Prag herausgegeben hatte, veröffentlichte zuerst (1764) G. Dobner, Monum. hist. Bohem. T. I., nach einer späteren Abschrift (Wokaun's) die ganze Quelle. Dobner erkannte zwar bereits, daß die ganze Fortsetzung des Vincentius von G. herrühre. Der Umstand aber, daß ihm noch eine zweite erst mit dem J. 1191 beginnende Abschrift vorlag, bewog ihn, die Quelle bis zu diesem Jahre als chronographus Siloënsis zu bezeichnen. Eine zweite Ausgabe verdanken wir Wattenbach in den Monum. Germ. SS. XVII. (mit trefflicher Einleitung), eine dritte Pangerl und Tauschinski unter dem Titel Codex Strahoviensis (Font. rer. Austriac., Abtheil. II. Bd. V.); eine vierte von Emler enthalten die Fontes rer. Bohem. T. II. P. II. 1875. Vgl. auch Dobrowsky's Einleit. zur Ausgabe

Ansberts, Prag 1837, wo der Schluß Gerlach's ebenfalls abgedruckt ist, Palacky, Würdigung u. s. f., S. 79 ff., und Wattenbach, Deutschlands Geschichtsq., (4. Aufl.) II. 247. v. Zeißberg.

Gerlach: Benjamin Theophil G., Philolog, geboren zu Liegnitz in Schlesien 1698 und gestorben den 18. Juni 1756. Er studirte zu Breslau und Wittenberg theologische und philosophische Wissenschaften und hatte sich in der letzteren Stadt mehrere Jahre lang seinen Lebensunterhalt durch Privatinstructionen zu verdienen, bis er daselbst 1728 als Rector der lateinischen Schule eine feste Anstellung erhielt. Nachdem er zwei Jahre dieses Amt versehen hatte, verließ er Wittenberg, um die nämliche ihm angebotene Stelle zu Mühlhausen anzunehmen, wo er acht Jahre verweilte. Hierauf erhielt er das Rectorat des Gymnasiums zu Zittau, wo er auch gestorben ist. G. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, denn er veröffentlichte 68 größere und kleinere Schriften, sowol in lateinischer als deutscher Sprache, deren größere Zahl philologische oder theologische Gegenstände behandeln und auch heute noch brauchbar sind. Unter diesen verdienen besondere Erwähnung: „*Πατριδομανία* eruditorum", Witenb. 1723, 4. „De M. Opitzio, poeta maximo Teutonico", Zitt. 1739, Fol. „Ueber die Erfindung der Buchdruckerkunst", ebend. 1740, 4. „De vita Hier. Wolfii", ebend. 1743, Fol. „De claris Horatiis", ebend. 1745, 4. „De arrogantia litteratorum", ebend. 1755, Fol.

Chr. Ant. Friderici, Comment. de IV Gerlacis, Mühlh. 1739, 4.

J. Franck.

Gerlach: Dietrich G., Buchdrucker und Buchhändler zu Nürnberg seit 1566. Sein Geburts- und Sterbejahr sind nicht zu ermitteln und ebenso weiß man in Betreff seiner Lebensverhältnisse nur das Wenige, daß er in dem genannten Jahre das Geschäft des Johann von Berg (Montanus † 1563) übernahm, der, mit Ulrich Neuber associirt, seine Officin „auf dem neuen Bau neben der Kalchhütte" errichtet und seinen Verlag neben populären Schriften auch durch eine große Zahl wissenschaftlicher Werke ausgezeichnet hatte. Daß aber dieses Jahr der Anfang von Gerlach's Verlagsthätigkeit gewesen war, erhellt daraus, daß seitdem Ulrich Neuber allein vorkommt und der frühere Verlag in dem Gerlach'schen Kataloge aufgeführt wird. Er starb schon Anfangs der siebenziger Jahre des 16. Jahrhunderts, worauf seine Wittwe die Handlung allein noch bis 1592 fortführte, dann aber die Erben. Das Insigne der Druckerei nebst Symbolen findet sich aus dem J. 1581 bei Roth-Scholtz: Insignia Typograph. Sect. XXXIV, 351. Während seit dem ersten Decennium des 16. Jahrhunderts Schriften von größerem litterarischen Werthe, wie die bei Sigismund und Johann Feyerabend in Frankfurt a./M. erschienenen prosaischen Ueberarbeitungen ganzer Cyclen der älteren epischen Gedichte: „Das Buch der Liebe", „Das Heldenbuch", hochdeutsche Uebersetzungen des R. Fuchs, ferner Werke neueren Ursprungs, wie „Der Theuerdank", S. Brandt's „Narrenschiff" rc. in größeren kostspieligeren Ausgaben bei Gelehrten und Gebildeten ihre Anziehungskraft geltend machten, zählt G. zu jener Reihe eben so verdienter Buchdrucker, die auf billigere Herstellung prosaischer älterer Volksbücher sowie einzelner kleiner Gedichte, sowol religiösen wie weltlichen Inhalts, ihre Thätigkeit beschränkten. Und da diese Schriften nicht selten auch mit Holzschnitten versehen waren und die Gedichte den allbekannten und beliebten Volksweisen sich anschmiegten, so konnte es nicht fehlen, daß sie auf solche Weise die sich immer mehr steigernde Leselust auch der mittleren und unteren Volksklassen befriedigten. In diesem Sinne wirkten seit der Mitte des Jahrhunderts von Nürnberg aus mit G. dessen Geschäftsgenossen Christoph und Friedrich Gutknecht (Weller, Repert. 464—65), Hans Güldenmund, Kunigunde Herrgott, Wolfg. Heußler, Georg Wachter u. a.,

und von Augsburg aus Melchior und Narciß Ramminger, Hans Zimmermann und Heinr. Stayner (vgl. d. Art.), und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß deren Pressen und Handel durch Unterstützung des hauptsächlich durch die Reformation hervorgerufenen Lesebedürfnisses und des ungestümen Dranges nach Belehrung, der zu jener Zeit im Mittelstande fast ohne Ausnahme sich äußerte, ein kräftiger Hebel der Volksbildung wurden. In Gerlach's Fußstapfen trat nach seinem Tode auch die Wittwe, welche neben ihrem Zunftgenossen Ulrich Neuber u. a. auch (zum Theil anonym) mehrere kleinere Schriften und Sprüche des H. Sachs im Druck ausgehen ließ. Ein solcher Spruch (Folioblatt mit Kupferstich von J. Amman und H. Sachsens Bildniß) erschien unter der Druckanzeige: „Gedruckt zu Nürnberg, durch Kath. Gerlächin, und Johanns vom Berg Erben"; vgl. Weller im Serapeum 1861, S. 160.

Goedeke, Grundriß, woselbst eine große Zahl populärer durch G. und seine Wittwe gedruckter Bücher verzeichnet ist. Kirchhoff, Z. Gesch. d. deutschen Buchhandels II, S. 21. J. Franck.

Gerlach: Ernst Ludwig v. G., conservativer Publicist und preußischer Abgeordneter, geboren am 7. März 1795 in Berlin, starb am 16. Februar 1877 daselbst. Zweiter Sohn des späteren Präsidenten Leopold v. G. († 1813, s. u.), evangelisch, studirte v. G. 1810—13 in Berlin, Göttingen und Heidelberg die Rechte, machte als freiwilliger Jäger die Befreiungskriege mit, aus welchen er verwundet, als Offizier und Inhaber des eisernen Kreuzes zurückkehrte, wurde 1823 Oberlandesgerichtsrath in Naumburg, machte sich in den 1830er Jahren in weiteren Kreisen bekannt als Mitarbeiter am „Politischen Wochenblatt" zu Berlin, dem Organe des durch die Namen Graf Brandenburg, v. d. Gröben, v. Radowitz, Voß bekannten sog. Clubs der Wilhelmsstraße, welcher die Grundsätze der feudal-conservativen Partei in Preußen vertrat und die Umbildung des Staats in einen sog. „christlich-germanischen" erstrebte. Gegenüber dem damals vorherrschenden Zuge der Zeit, insbesondere dem Verlangen nach constitutionellen Verfassungen, führte G. in jenem Blatte die Ansicht aus, daß politische Rechte nur den damaligen Ständen und den ständischen Körperschaften zuzugestehen seien. Gleichzeitig trat er, nachdem Pastor Jänicke an der böhmisch-lutherischen Gemeinde in Berlin den Grund zu seiner orthodoxen Richtung gelegt, in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung für gänzliche Trennung der Verfassung und Verwaltung der Kirche vom Staate auf. Im J. 1829 wurde er Director des Land- und Stadtgerichts in Halle, 1835 als Nachfolger seines verstorbenen Bruders Wilhelm, Vicepräsident des Oberlandesgerichts in Frankfurt a. O. Bald nachdem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zur Regierung gelangt war, wurden hervorragende Männer der strengkirchlichen Partei mit einflußreichen Aemtern bekleidet; Geh. Legationsrath Eichhorn wurde zum Cultusminister, General v. Thile zum Cabinetsminister ernannt, Professor Stahl von Erlangen nach Berlin berufen. Da konnte es nicht fehlen, daß auch der publicistisch eifrige Genosse dieser Männer aus obigem Club, daß G. an eine einflußreiche Stelle gesetzt wurde, zumal er als das vollendete Muster eines theologischen Juristen galt, dessen die Anhänger der christlich-germanischen Staatsidee zur Verbreitung und Beliebtmachung ihrer Lehren bedurften. Mit Rücksicht auf ihn sagt in dieser Beziehung Walter („Parlamentarische Größen"): „Bald muß der Mann des Rechts im Theologen aufgehen, bald umgekehrt; bald muß der rücksichtslose Fanatismus dem Jünger der Themis über alle zähen Bedenklichkeiten hinweghelfen, die im Buchstaben des Gesetzes liegen, bald muß die juristische Wortklauberei die Hindernisse beseitigen, welche das Princip des Christenthums aufthürmt." 1842 wurde G. mit dem Titel Oberjustizrath in das Justizministerium unter Savigny berufen, in welchem er bis 1844 beschäftigt war. Zu derselben Zeit war er als Mitglied des Staatsraths und der

Gesetzcommission thätig bei der Reform des preußischen Eherechts. 1844 wurde er zum ersten Präsidenten des Oberlandes- (späteren Appell-) Gerichts in Magdeburg ernannt, welche Stellung er 30 Jahre bekleidete. In Magdeburg trat er, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, dem Consistorialrath Otto v. G. († 24. October 1849 als Hofprediger in Berlin), dem Consistorialpräsidenten Göschel u. A. den Bestrebungen Uhlich's und der Lichtfreunde entschieden entgegen; er war sogar mit besonderer Rücksicht hierauf dahin versetzt. Im Uebrigen gab es auf dem Gebiete der Kirche wol keine ernste Zeitfrage, in welcher G. nicht mit Eifer den Kampf gegen die freisinnigen Bestrebungen, gegen „Revolution, Rationalismus und Unglauben“ lebhaft aufgenommen hätte. Die Aussichten der Partei v. Gerlach's waren 1846 glänzend; der König selbst hatte erklärt, er werde den Tag segnen, wo er das Kirchenregiment wieder in die rechten Hände zurückgeben könne. Als erster Versuch hierzu galt die 1846 berufene, unter Vorsitz des Cultusministers Eichhorn tagende evangelische Generalsynode, deren Mitglied G. war. Seine Partei ging in dieser Versammlung, welche die Kirchenverfassung bearbeiten sollte, darauf aus, ein für alle Male die Selbständigkeit der evangelischen Kirche und ihrer Symbole zu sichern; der endliche Sieg der Kirche über den Staat schien dann nicht ausbleiben zu können. Das J. 1848 brachte die der Gerlach'schen entgegengesetzte Richtung zur Herrschaft, aber schon bald war er unter den Ersten, welche den Gedanken an eine Reaction hochhielten. In Voraussicht derselben und behufs systematischer Ausbeutung der vielen Schwächen und Ausschreitungen, welche in Preußen die liberale Richtung in der Zeit der Bewegung sich zu Schulden kommen ließ, begründete er mit Anderen im Juni 1848 die feudal-conservative „Neue Preußische Zeitung“ in Berlin, welche, besonders unter dem Namen der Kreuzzeitung bekannt, immermehr der Mittelpunkt aller conservativen und reactionären Bestrebungen wurde. G. galt längere Zeit als die eigentliche Seele dieses Blattes und erregte in demselben Aufmerksamkeit namentlich durch seine Anfangs monatlichen, seit 1853 vierteljährlichen „Rundschauen“, eine pikante, von seinen Gegnern nicht selten als gehässig bezeichnete, von Bibelsprüchen wimmelnde Uebersicht über die Zeitereignisse. In der ersten dieser Rundschauen, am 21. Juni 1848, hatte sich G. für eine Verfassung und als Gegner jedes Absolutismus mit dem Bemerken erklärt: „Die ewige Basis alles Rechts, das „„von Gottes Gnaden““ schließt allen Absolutismus aus, indem es jedes Recht, als von oben, nicht von unten gegeben und gewahrt, unter den Schutz stellt, der es allein schützen kann. Die Verkörperung dieser Wahrheiten, das ist eben die Verfassung des Staats.“ Durch seine heftige Geltendmachung des Verlangens einer Umbildung des Staats nach altständischem Muster und in einen „christlichen Staat“ wurde Gerlach's Name für die liberalen Kreise unzertrennlich von allen unzeitgemäßen Bestrebungen. Als die conservativen Elemente Preußens sich schon etwas erstarkt fühlten, um die ersten Angriffe zu unternehmen, trat am 19. August 1848 in Berlin die unter dem Namen des Junkerparlaments bekannte „Generalversammlung des Vereins zur Wahrung der materiellen Interessen aller Classen des preußischen Volks“ zusammen, um die neue freisinnige Gesetzgebung zu bekämpfen, insbesondere eine Erhöhung der Grundsteuer und die Aufhebung der Feudallasten zu verhüten. In dieser Versammlung gehörte G. zu den entschiedensten Mitgliedern; er erklärte sich sogar gegen die vorgeschlagene Preisgebung einzelner Vorrechte, wie z. B. der Patrimonialgerichtsbarkeit. Mit der Ernennung des reactionären Ministeriums v. Pfuel-Eichmann war zum zweiten Male die Zeit gekommen, in welcher die Grundsätze Gerlach's im Staate zur Geltung gelangten. Die aus seinen Freunden bestehende Camarilla, welche auch in den Märztagen von 1848 dem Könige verhängnißvolle Rathschläge er-

theilt haben soll, plante im October 1848, bestärkt durch die Maßlosigkeiten der preußischen Nationalversammlung, den Umsturz der politischen Neuerungen. Der Geist der Gerlach-Stahl'schen Richtung sprach schon ganz offen wieder aus den Worten, welche der König am 2. November 1848 an eine gegen die Ernennung des Ministeriums Brandenburg Einsprache erhebende Deputation von Abgeordneten der Nationalversammlung richtete. „So wahr Gott lebt!" rief der durch Beschlüsse der letzteren gereizte, aber wieder vom Vollgefühle seiner Macht getragene König, „Sie sollen die ständische Gliederung wieder haben!" Es war der Geist derselben Lehren, welcher sich in der Einsetzung des die Angelegenheiten der evangelischen Kirche als oberste Instanz leitenden Kirchenraths aussprach, welcher der deutschen Politik Manteuffel's zu Grunde lag und z. B. in den Worten der ministeriellen Schrift „Von Warschau bis Olmütz" sich kundgab: „Der Congreß von Olmütz war eine mathematische Nothwendigkeit. Als unser König die Krone zurückwies, welche das allgemeine Stimmrecht ihm einbrachte, geschah der erste Schritt; der Congreß von Olmütz war nur der zweite, um Deutschland die Ruhe zu gewähren." Bezeichnend für Gerlach's kirchenpolitische Richtung ist besonders das unter seiner unmittelbaren Aufsicht verfaßte Buch von Rother „Die wahren Grundlagen der christlichen Kirchenverfassung". Es war darin das Verhältniß der Kirche zum Staat als der Grundstein des christlich-germanischen Glaubensbekenntnisses ausgesprochen. Hiernach sollte die Kirche „im Staate gefaßt sein", aber nicht aus Nothwendigkeit, denn man verlange nicht von ihr, „selbst die Erinnerung aufzugeben, daß sie die freigeborene Tochter eines großen Königs ist". Die Kirche sollte vorläufig auf ihre Befreiung vom Staate verzichten, um später den Staat nach ihren Symbolen umbilden zu können. Dem entsprechen die Reden und Anträge der Rechten bei den Verhandlungen der ersten Kammer über die betreffenden Artikel der Verfassung. In dieser Kammer führte G. seit 1849 einen heftigen Kampf gegen den Constitutionalismus und für Herstellung der Adelsvorrechte. Seine Kammerreden behandelten meist irgend ein Capitel für den „christlich-germanischen Staat", ohne daß er sich um die vorliegende Frage viel kümmerte. Er pflegte gegen jeden vermittelnden Vorschlag zu stimmen, von welcher Seite dieser auch kommen mochte. G. überbrachte der Kammer eine Bittschrift aus Pommern um schleunigste Entfernung der in ihr sitzenden Theilnehmer am Steuerverweigerungsbeschluß der Nationalversammlung behufs ihrer gerichtlichen Verfolgung; er trat hier auch für die Aufrechthaltung der Lehne auf, ein Punkt, in welchem sich sogar Stahl von ihm trennte. Bei Berathung der Anträge, welche gegen die ohne vorherige Genehmigung der Volksvertretung erlassenen Verordnungen vom 2. und 3. Januar 1849 über die Organisation der Gerichte erlassen waren, ergriff G. in bemerkenswerther Weise das Wort; er meinte, andere Gesetze, z. B. über Suspension der Habeas-Corpus-Acte, die Entfernung der Abgeordneten, welche in der Nationalversammlung für Steuerverweigerung gestimmt, sowie der „Verführer der Landwehr" aus den Richterämtern, wären viel nöthiger gewesen; das Volk in seiner Mehrheit verlange keineswegs die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und des eximirten Gerichtsstandes; Exemtion und Privilegien seien überhaupt etwas Natürliches und Nothwendiges. Die Mehrheit der Kammer war der Ansicht, daß man der Regierung nicht das Recht zugestehen dürfe, auf Grund des § 105 der Verfassung Verordnungen zu erlassen, welche den Rechtszustand der Bürger dauernd feststellen; kein Redner außer G. wagte eine andere Deutung des Paragraphen. Im April 1849 gab er in der Rundschau dem Könige den Rath, die deutsche Kaiserkrone nicht anzunehmen „aus den Händen der Deputation, behaftet mit dem Koth der Revolution und Usurpation, besudelt mit dem suspensiven Veto, in sich tragend die Zerreißung Deutschlands in zwei,

dann in viele Fetzen". Für den 4. pommern'schen Wahlbezirk (Dramburg ꝛc.) Mitglied des Volkshauses des Unionsparlamentes von 1850 zu Erfurt, trat G. hier nicht hervor. In den 1850er Jahren, der Blüthezeit der Reaction, entfaltete er eine große Thätigkeit, um in kirchlichen Versammlungen und Pastoralconferenzen, besonders in denen zu Gnadau und Trieglaff, sowie 1851—57 als Vertreter der Ritterschaft der Grafschaft Ruppin im brandenburgischen Provinziallandtage seine Ansichten zur Geltung zu bringen. Ebenso in der zweiten preußischen Kammer, welcher er von 1851—58 als Abgeordneter für den 3. Wahlkreis des Regierungsbezirks Köslin (Neustettin-Belgard-Schievelbein-Dramburg) als einer der Führer der äußersten Rechten oder des nach Graf Schlieffen und seit 1855 nach ihm selbst genannten, 41 Mitglieder zählenden Theiles der Kreuzzeitungspartei angehörte. Den größten Einfluß als Vorkämpfer der Reaction soll er durch seinen Bruder Leopold geübt haben, welcher als Generaladjutant und vortragender Rath im Kriegsministerium für persönliche Angelegenheiten zur nächsten Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm IV. gehörte. Mit dem Beginne der Regentschaft des Prinzen von Preußen war Gerlach's Zeit vorbei. Es wurde hierdurch gerade die Richtung, welche er vertrat, und welche im Gefolge einer eigenthümlich einseitigen Politik den preußischen Staat zu der diplomatischen Niederlage von Olmütz, zur Unterwerfung unter den Bundestag und von der Führung der deutschen Angelegenheiten abgebracht hatte, von allem Einflusse entfernt. G. verschwand als handelnde Person und war nur noch in seinen Rundschauen der Kreuzzeitung zu bemerken, welche von der altconservativen Partei als Richtschnur der Handlungsweise angesehen wurden. Am 20. September 1861 nahm G. nebst v. Kleist-Retzow, v. Manteuffel, Wagener, Graf Eberhard zu Stollberg-Wernigerode, Schuhmacher Panse u. A. Theil an der großen conservativen Versammlung in Berlin, welche den „Preußischen Volksverein" als Gegensatz zum deutschen Nationalverein gründete; es hat aber dieser Verein in Angelegenheiten der deutschen Frage nicht im entferntesten einen Einfluß wie der letztere Verein geübt, zumal sein Programm vorwiegend negativ war. In seinen politischen Ansichten ließ sich G. auch durch die Ereignisse von 1866 nicht beirren; er sprach laut seine Mißbilligung derselben aus und erklärte sich in der Kreuzzeitung sehr entschieden gegen die Politik des Grafen Bismarck, sowie über die durch dieselbe herbeigeführte Auflösung der conservativen Partei. Gegen die damalige Neugestaltung richtete er sich besonders in der Schrift: „Die Annexionen und der norddeutsche Bund" (Berlin 1866); auch schrieb er damals eine Schrift über „Die Freiheits-Tendenzen unserer Zeit", 1869 „Die Vorschlagsliste" und 1870 „Krieg und Bundesreform", sowie „Deutschland um Neujahr 1870". Als nach dem Ende des deutsch-französischen Kriegs der preußische Staat sich von den Folgen des hierarchischen Systems endlich zu befreien begann, erkannte ein großer Theil der Conservativen die Nothwendigkeit, ihre Ansichten und Ziele dem Gedanken der Staatsidee zu unterwerfen; ein kleiner Theil der Partei gedachte sich der neuen preußischen Kirchenpolitik entgegenzusetzen, er bewies aber nicht die unbeirrte Festigkeit, wie G. sie ungemindert bewahrte. Derselbe bekämpfte als Abgeordneter des 4. Kölner Bezirks Mühlheim-Sieg-Wipperfürth im Abgeordnetenhause, von fast gleichem Standpunkte wie die Ultramontanen, die Entwürfe der ersten kirchenpolitischen sog. Maigesetze. Infolge dessen sah er sich auch von den Conservativen getrennt und schloß sich nun als „Hospitant" der clerikalen Centrumspartei an, welche auch am 15. Januar 1873 schon seine Wahl in jenem Bezirke bewirkt hatte. Bei Berathung des Gesetzentwurfs über Aenderung der Artikel 15 bis 18 der preußischen Verfassung ging G. am 31. Januar 1873 dem Cultusminister Falk zu Leibe; er wünschte von ihm ein specielles, die ein-

zelnen Dogmen scharf präcisirendes Glaubensbekenntniß zu haben und fragte, ob die Staatsregierung noch an die Heilswahrheiten der christlichen Religion glaube, ein Verhalten Gerlach's, dem selbst der conservative Abgeordnete v. Brauchitsch für Wahrung der Staatsautorität entgegentrat. Bei Berathung des Gesetzentwurfs über die kirchliche Disciplinargewalt ꝛc. sprach G. seine volle Sympathie für die römische Kirche aus und wollte im Syllabus durchaus nichts Verfängliches finden. Seinen heftigsten Angriff führte er am 17. December 1873 bei Berathung des Gesetzentwurfs über die Einführung der obligatorischen Civilehe. Er warf dem Fürsten Bismarck seinen Widerspruch mit einer von ihm vor 25 Jahren unter ganz anderen Umständen gehaltenen Rede vor. Der Fürst antwortete in einer zugleich die ganze Eigenthümlichkeit Gerlach's kennzeichnenden Weise: G. sei damals mit ihm in derselben Partei gewesen; öfter habe er selbst sich von der Richtigkeit von dessen Ansichten überzeugt und es habe dann geschienen, als ob er rasch mit ihm gleicher Ansicht geworden; allein, sobald G. dies wahrgenommen, sei es demselben unbequem erschienen, da er gern mit seiner Ansicht allein gestanden; es habe demselben weder die Zeit von 1848, noch das Ministerium Manteuffel, noch die sog. liberale Aera gefallen, eine positive Erklärung aber, wie er es denn eigentlich zu haben wünsche, hätte G. nie gegeben und nun stehe derselbe auf einer isolirten Säule. Er, Fürst Bismarck, halte ein Urtheil nicht ein Vierteljahrhundert fest, wenn er einsehe, daß er seine persönliche Ueberzeugung den Bedürfnissen des Staats unterordnen müsse, und es sei eine schlechte Ueberzeugungstreue, welche lieber den Staat zu Grunde gehen lasse. — Gerlach's Reden gegen die ersten kirchenpolitischen Gesetze sind unter dem Titel: „Fünf Reden über die Kirchengesetze im Winter und Frühjahr 1873“ nach den stenographischen Berichten in besonderer Ausgabe in Berlin erschienen. Bei Berathung des Gesetzentwurfs über die evangelische Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873 für die sechs östlichen Provinzen trat G. am 1. Mai 1874 im Abgeordnetenhause mit seiner zum fünften Male vorgetragenen Bitte an den Cultusminister Falk um Angabe seines persönlichen Glaubens auf; auch sprach er vom „omnipotenten Staate“, worauf v. Sybel u. A. erwiderten, dieser Staat sei dem impotenten Staate vorzuziehen, welcher die Niederlage von Olmütz im Gefolge gehabt. Bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum wurde G. von der juristischen Facultät der Universität Halle zum Ehrendoctor ernannt. Im August 1874 wegen einer gegen die preußische Regierung gerichteten Flugschrift zu einer Geldstrafe gerichtlich verurtheilt, nahm er im September seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Frei von allen Rücksichten auf die Regierung, trat er am 16. März 1875 im Abgeordnetenhause bei der ersten Berathung des sog. Sperrgesetzes ganz im ultramontanen Sinne auf. Er bezeichnete die Kirchenpolitik der Regierung als die größte Verfolgung der Kirche, welche jemals stattgefunden und meinte, es werde damit alle Religion abgeschafft. Auch bei dieser Gelegenheit traf der Vertreter der neueren Staatsidee mit dem unerschütterlichen Vertreter der früher herrschend gewesenen Anschauungen zusammen; Fürst Bismarck verbreitete sich gegen G. über „die falsche Anwendung des an sich richtigen Satzes, man solle Gott mehr gehorchen als den Menschen“. Seinen politischen Standpunkt vertrat G. bis an sein Lebensende. Am 20. Januar 1877 war er im preußischen Abgeordnetenhause gegen den Gesetzentwurf über Errichtung einer Ruhmeshalle aufgetreten. Er meinte, es sei nicht der Zeitpunkt des Rühmens, sondern der der „nationalen Trauer und Buße“ wegen der „Religionsverfolgung“, wegen der „Abreißung eines Viertels von Deutschland“ und weil die deutsche Einheit durch Absetzung deutscher Fürsten erreicht sei; die preußischen Annexionen und der sog. Culturkampf ständen in unzertrennlicher Verbindung und hätten „die

traurigen Zustände der Gegenwart“ herbeigeführt, worauf der Abgeordnete Wehrenpfennig mit dem Hinweis entgegnete, daß G. mit seinen Freunden „während des traurigsten Jahrzehnts der preußischen Geschichte“ daran gearbeitet habe, „die Tyrannei der Hierarchie über die Rechte der freien Bürger und über die Rechte des Staats“ in einer Weise wie noch niemals in einem europäischen Staate geschehen, aufzurichten, daß aber jetzt „keine seiner Ideen irgend einen Boden mehr“ habe und er selbst nur als „eine Antiquität“ bewundert werde. G. erwiderte darauf nur, daß diese Darstellung seiner „früheren Stellung zur Regierung und zum Parlamente wesentlich unrichtig“ sei. Für die Berathung des Cultusetats hatte er sich am 16. Februar 1877 zum Worte gemeldet, welches ihm für den folgenden Tag zuzustehen schien; allein am Abend des 16. Februar wurde er auf der Schöneberger Brücke in Berlin umgefahren und starb am 18. Februar an den schweren Verletzungen. Pastor Knak hielt ihm in der Bethlehemskirche die Grabrede. Er wurde beerdigt auf dem alten Kirchhofe der Domgemeinde. Kinderlos, hatte er für die 1834 verwaisten Söhne seines ältesten Bruders Vatersstelle übernommen. In Gemeinschaft mit einem Neffen besaß er das Rittergut Rohrbeck in der Neumark.

Ad. Stahr, Die preuß. Revolution, Oldenb. 1850, S. 400; A. Walter, Parlamentarische Größen, Bd. 1, Berlin 1850, S. 1—17; Fd. Fischer, Geschichte der preuß. Kammern vom 26. Febr. bis 27. April 1849, Berlin 1849, S. 164 u. 176; Ad. Wolff, Berliner Revolutionschronik, Bd. 3, Berlin 1854, S. 527; Von Warschau bis Olmütz, ein preuß. Geschichtsblatt, Berlin 1851, S. 22; H. V. v. Unruh, Erfahrungen aus den letzten drei Jahren, Magdeb. 1851, S. 183; Unsere Zeit (Neue Folge), 1877, I. S. 636; Neue Preuß. Zeitung Nr. 45 v. 23. Febr. 1877; Germania (Berl. Ztg.) Nr. 42 v. 21. Febr. 1877; L. Parisius, Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck, Bd. 1 (Berlin 1878) S. 8. 10, 20, 41, 84, 117, 157; Das Jahr 1877 (Leipz. 1878), S. 9 ff.; N. Reichszeitung (Dresden) Nr. 42 v. 19. Febr. 1878. Wippermann.

Gerlach: Franz Dorotheus G., bekannter Philologe, geboren den 18. Juli 1793 zu Wolfsbehringen im Gothaischen als Sohn eines Pfarrers, gestorben am 31. October 1876. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er unter Döring's bewährter Leitung am Gymnasium illustre zu Gotha und bezog hierauf (nach vorübergehendem Aufenthalt in Leipzig) die Universität Göttingen, um hier, wie das zu jener Zeit der noch nicht völlig mündigen Philologie Sitte war, Theologie und als deren Anhängsel die Alterthumswissenschaft zu studiren (1813—1816). Eine mit dem ersten Preis gekrönte Arbeit aus dem Gebiet der griechischen Philosophie verschaffte ihm neben Heeren's Protection die Stelle eines Collaborators am Gymnasium zu Göttingen (1816), aber bald vertauschte er diesen Wirkungskreis mit dem eines Lehrers an der Cantonsschule in Aarau (Schweiz), 1817. Im J. 1819 finden wir ihn in Basel als Professor der lateinischen Literatur und alten Geschichte an der Universität und am höheren Gymnasium (Pädagogium) daselbst wirkend. Auch die Stelle eines Oberbibliothekars ward ihm 1829 übertragen und erst in seinem hohen Alter wieder abgenommen. Die Wahl Gerlach's in den Erziehungsrath (1835) bewies, welch' großes Zutrauen man in seine pädagogischen Erfahrungen und Principien setzte. Als Zweiundachtzigjähriger zog er sich 1875 in den Ruhestand zurück. Es war in den letzten Jahren öde um ihn her geworden; er lebte ja, ein wahrer homerischer Nestor, im dritten Menschenalter, und neue Freunde suchte er keine. Auch die Wissenschaft hatte vielfach andere Wege eingeschlagen, als die waren, auf denen seine Jugend und sein Mannesalter gewandelt war; seiner zäh-conservativen Eigenart widerstrebte es, sich Neuem anzubequemen, und so hielt er bis

zu seinem Tode an der Wahrheit der Tradition über die römische Geschichte fest. War nun auch die kritische Schärfe und Akribie nicht seine Hauptstärke, so zeichnete er sich durch ein ungewöhnliches Lehrtalent, durch jugendlichen Schwung und geistige Frische aus und zwar bis in sein hohes und höchstes Alter. — Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: die Ausgabe des Sallustius (1823—31, 3 Bde; 1852, 2 Bde; 1870, 1 Bd.); der Germania des Tacitus (1835), der eine Uebersetzung mit Commentar (1837) folgte, leider aber W. Wackernagel's Mitwirkung versagt blieb; des mit C. L. Roth bearbeiteten Grammatikers Nonius Marcellus (1842). Von historischen Arbeiten sind zu nennen (außer seiner Mitwirkung an dem Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften, Frauenfeld 1837—39, 3 Bde.): „Historische Studien“ (1841), „Geschichtliche Forschung und Darstellung“ (1847); „Die Geschichte der Römer“ (in Gemeinschaft mit J. J. Bachofen bearbeitet, unvollendet, 2 Bde., 1851); „Die Geschichtschreiber der Römer bis auf Orosius“ (1855); „Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung des römischen Staats in Umrissen (1863); „P. Cornelius Scipio und seine Zeit“ (1868); endlich zahlreiche Abhandlungen über römisches und griechisches Alterthum (Dodona, Marcellus, Zaleukus und Charondas, Pythagoras, Aemilius Paulus, Scipio Aemilianus, Marius, Sulla, Cicero, Cato, Horatius, Cosmus v. Medici, Zeitalter des Augustus u. a.).

J. Mähly.

Gerlach: Gottlieb Wilhelm G., geboren am 3. November 1786 in Osterfeld (Regierungsbezirk Merseburg), starb am 1. October 1864 in Halle, machte die Gymnasialstudien an der Domschule in Naumburg a. d. Saale und bezog 1806 die Universität Wittenberg, wo er am 27. August 1809 promovirte und am 6. März 1811 mit einer Dissertation „De discrimine, quod intercedit inter Schellingii et Plotini doctrinam de numine summo“ sich habilitirte, nachdem er schon vorher (1810) eine Abhandlung „Ueber das Verhältniß der Schelling'schen Philosophie zur Religionslehre“ veröffentlicht hatte. Neben den Vorlesungen, welchen er mit Eifer oblag, übernahm er schon 1811 die Stelle eines zweiten und bald darauf (1812) die eines ersten Custos der Universitätsbibliothek, und in dieser Eigenschaft erhielt er 1813 bei der Bedrängniß, in welche Wittenberg durch die feindlichen Heere gerieth, die schwierige Aufgabe, die Bibliothek nach Dresden in Sicherheit zu bringen; die Franzosen hielten allerdings auf der Elbe die mit 333 Kisten beladenen Schiffe bei Seußlitz (in der Nähe von Meißen) an, doch gelang es G., schleunig die Kisten in das nahe gelegene Rittergut des Kaufmannes Clauß zu retten (Näheres hierüber in der Schrift „Die Rettung der Wittenbergischen Universitätsbibliothek durch den ersten Custos G. W. G., Halle 1859), — ein Verdienst, für welches er zum Oberbibliothekar ernannt wurde. Die unfreiwillige Muße, zu welcher in jenen Zeiten die Wittenbergischen Universitätslehrer sich verurtheilt sahen, benützte er zur Abfassung seiner „Anleitung zu einem zweckmäßigen Studium der Philosophie mit Hinsicht auf ihr Verhältniß zu den Facultätswissenschaften“ (1813). Noch ehe die Vereinigung der Universität Wittenberg mit jener zu Halle (April 1817) ins Werk gesetzt wurde, war G. als Privatdocent nach Halle umgesiedelt (1816), wo er am 12. Juli 1817 zum außerordentlichen und, nachdem er einen Ruf nach Heidelberg abgelehnt hatte, am 15. März 1819 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Anfangs hatte er als Lehrer bedeutende Erfolge, aber sowie er sich auch in seinen Schriften dem weiteren Entwicklungsgange der Philosophie verschloß, wurden ebenso seine Vorlesungen allmählich als veraltet von den Studirenden bei Seite gesetzt. Jedenfalls hinterließ er den Ruf eines gutmüthigen und wohlmeinenden alten Herrn, welcher auch mit Wehmuth des früheren Schmuckes einer Perücke gedachte. Den Inhalt der von ihm veröffentlichten sechs „Grund-

risse“: der Fundamental-Philosophie (1816), der Logik (1817), der Religions-Philosophie (1818), der philosophischen Tugendlehre (1820), der philosophischen Rechtslehre (1824), der Metaphysik (1826) nahm er in etwas veränderter Form wieder auf in dem zweibändigen Werke „Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften“ (1826), und später machte er hiezu abermals einen erneuten Anlauf mit „System der Philosophie“, 1. Theil (1843, d. h. wieder die Fundamental-Philosophie). Der wesentliche Kern dieser Schriften beruht darin, daß er im Gegensatze gegen die seit Kant verfolgte Richtung eines einseitigen Idealismus den realistischen Lebenselementen den Vorrang einräumen zu müssen meinte, d. h. in Anknüpfung an die Thatsachen des Bewußtseins und des Gefühles dem Inhalte der formlosen Anschauungen Jacobi’s eine speculative Form zu geben beabsichtigte, welch’ letzteres allerdings zuweilen in einer Weise geschieht, welche uns an Christian Wolff erinnert. In dem Systeme, welches sich von der Logik durch die Metaphysik hindurch zur Tugend- und Rechtslehre entwickeln soll, um in der Religionsphilosophie den wahren Abschluß zu finden, vermochte er der Kunst keine Stelle anzuweisen. Prantl.

Gerlach: Ludwig Friedrich Leopold von G., geb. am 17. September 1790 zu Berlin, † am 10. Januar 1861. Die Familie G. war aus den Niederlanden im Laufe des 13. Jahrhunderts nach der Lausitz eingewandert; Kaiser Sigismund verlieh ihr Ritterrechte; seit 1733 gehörte sie zur pommerschen Ritterschaft; sie war dem reformirten Glaubensbekenntniß zugewandt. Der Vater Gerlach’s, C. Fr. Leopold (geb. 1757), war kurmärkischer Kammerpräsident; die Mutter eine geborene von Raumer. Strengen unabhängigen Charakters, dabei von klassischer Bildung, stand der Vater der Verflachung der ihn umgebenden Mitwelt in sehr bestimmt ausgeprägter Individualität gegenüber. Während der französischen Occupation nach der Niederlage von Jena, namentlich aber nachdem er zum General-Civilcommissarius für die Marken ernannt worden war, wußte er durch Festigkeit und entschiedenes Vertreten der ihm anvertrauten Interessen sich die Achtung des Feindes zu gewinnen. Davoust sagte von ihm, er habe seine Stellung behauptet wie ein tapferer General. Ein Gegner der mit Stein’s erneutem Eintritt in die Staatsverwaltung für dieselbe adoptirten Regierungsprincipien und bei der Besetzung der neu geschaffenen höheren Verwaltungsämter vernachlässigt, hatte er den Abschied genommen. Aber so allgemein anerkannt waren seine Tüchtigkeit und Rechtlichkeit, daß er, nach Einführung der neuen Städteordnung von 1808 zum Stadtverordneten Berlins erwählt, von seinen Genossen einstimmig zum Oberbürgermeister in Vorschlag gebracht wurde. Der König bestätigte die Wahl. Auch in dem städtischen Amte blieb er seiner Ueberzeugung getreu und stand an der Spitze einer loyalen Opposition gegen die Steuergesetzgebung Hardenberg’s. Er starb am 8. Juni 1813. — Vier Söhne waren die Erben derselben Eigenart. Leopold war der zweite der Brüder; Wilhelm, der älteste, starb als Vicepräsident des Oberlandesgerichtes zu Frankfurt a./O.; Ludwig und Otto siehe S. 9 u. 19. — Leopold v. G. besuchte von 1800—3 das Joachimsthaler Gymnasium, dann die académie militaire, an welcher Ancillon lehrte; er gewann sich des Letzteren dauernde Zuneigung. Am 9. October 1806 wurde er als Fähnrich beim Regiment von Arnim (Nr. 13) der vor dem Feinde stehenden Armee überwiesen; schon am 15. wurde er durch Capitulation Kriegsgefangener und nach Berlin auf Ehrenwort entlassen. Mit Eintritt der Reorganisation der Armee 1808 erbat er den Abschied; abschläglich beschieden, erhielt er die Erlaubniß die Universität zu beziehen. Er studirte in Göttingen und Heidelberg. Im Herbst 1811 wurde er unter Vorbehalt seines Militärverhältnisses Referendar bei der Potsdamer Regierung. Die Ereignisse zu Anfang des J. 1813 riefen die drei älteren Brüder zum Heere; Leopold ging nach

Breslau; auf Scharnhorst's Betreiben wurde er als Lieutenant dem Stabe Blüchers überwiesen; er gewann sich dessen und Gneisenau's Wohlwollen. Bei Groß-Görschen war er im unmittelbaren Gefolge Blüchers, als dieser in das Gewühl einer von französischen Husaren glücklich ausgeführten Attake gerieth und unter sein verwundetes und zusammenbrechendes Pferd gefallen war; G. gab ihm das seinige. Für Bautzen erhielt er das eiserne Kreuz. Im August wurde G. zum Kronprinzen von Schweden geschickt, eine nähere Abrede über die mit Wiederaufnahme der Feindseligkeiten beabsichtigten Operationen zu nehmen. Bei Wartenburg (3. October) veranlaßte und dirigirte er auf dem linken preußischen Flügel ohnweit Globig den bekannten, sehr erfolgreichen Angriff zweier Husarenregimenter. Während des Feldzugs 1814 war G. dem General Müffling als Adjutant beigegeben und bearbeitete unter dessen Leitung nahezu ausschließlich die Generalstabsausfertigung im Hauptquartiere Blüchers. Nach eingetretenem Friedensschluß wurde G. mit Müffling als Generalstabsofficier zum Commando der Armee am Rhein versetzt. Auf die Nachricht von der Landung Napoleons in Frankreich sandte ihn der commandirende Kleist-Nollendorf nach Paris, um von den dortigen Vorgängen Anschauung zu nehmen. Er verweilte daselbst bis nach dem Eintreffen des Kaisers, kehrte unter Gefahren nach Aachen zurück und berichtete über den Enthusiasmus, den Napoleons Wiedererscheinen hervorgerufen. G. trat dann in der Armee Blüchers zum Generalstabe des dritten Corps (Thielmann) über, bei Limal (Wavre) wurde er leicht verwundet; er erhielt das eiserne Kreuz erster Klasse und wegen Auszeichnung vor'm Feinde die Beförderung zum Hauptmanne. — Als die Armee auf den Friedensfuß gesetzt war, bekam G. seinen Platz im großen Generalstabe, dann 1821 als Major im Generalstabe des dritten Corps, dessen Commando 1824 der Prinz Wilhelm von Preußen (der jetzige Kaiser) übernahm. G. fand bald des letzteren Zuneigung; 1826 wurde er persönlicher Adjutant des Prinzen. Er begleitete ihn auf zahlreichen Reisen, namentlich viermal nach Petersburg, zweimal nach Wien. Bis zu seinem Ende blieb G. trotz der von ihm mehrfach im Gegensatz zu den Ansichten des Prinzen genommenen politischen Stellung in der vollen Werthschätzung desselben; noch während der Regentschaft zog ihn der Prinz dann und wann zu Rath. — G. hatte unter der Anregung, welche das religiöse Leben nach den Freiheitskriegen in Preußen überhaupt gewonnen und namentlich seitdem sein Bruder Otto sich dem Studium der Theologie zugewandt hatte, sein religiöses Bewußtsein zu bestimmterem Abschluß gebracht. Dem verflüchtigenden Subjektivismus Schleiermacher's abgewandt gab er als Pietist sein eigenes Selbst dem Offenbarungsglauben hin, wie ihn die Schrift darlegt und wie er lebenswarm antreibt zur Buße und zu sittlichem Ernst. Er war zugleich auf politischem Boden der entschiedenste Gegner der Revolution; er wollte den Staat aufgebaut sehen auf der Anerkennung überkommener und organisch erwachsender Autoritäten; er war ein Anhänger der legitimen Souveränität, er vertheidigte ständische Gliederung und ererbte Rechte. Er war Feind des Liberalismus, zugleich aber auch des bureaukratischen Absolutismus und des polizeilichen Cäsarismus. — Der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte G. schon 1813 in Breslau näher kennen gelernt; von 1827 an beginnt das Verhältniß beider zu einander ein engeres zu werden. G. wurde in den intimen Cirkel desselben gezogen und gehörte mit Radowitz, Knesebeck, Voß und anderen zu den Habitués in seinen Abendgesellschaften. Die Juli-Revolution 1830 schob die Fragen der inneren und äußeren Politik in den Vordergrund des Interesses. G. beklagte es, daß weder die Verfassung Preußens noch diejenige des deutschen Bundes in den Jahren des Friedens Zeit gefunden hätten, sich conservativ und im Gegensatz zur Revolution zu con-

solidiren; er hatte volles Auge für die Krankheitssymptome, die trotz des Wohlwollens und des guten Willens der Regierung auch in Preußen vorhanden waren; er vermeinte, die „französische Gleichheit sei durch ständische Rechte und sichere Privatfreiheit“, das „Miethlingsofficianten-Regiment“ durch die Amtsführung berechtigter Herren und durch die Selbstverwaltung in Corporationen zu ersetzen. Einer Constitution widerstrebend respectirte er doch das gegebene, auf Einführung einer Repräsentativ-Verfassung lautende Versprechen; man dürfe sich nicht der Gefahr aussetzen für wortbrüchig gescholten zu werden; man müsse unter Niederhaltung des gegenwirkenden Geistes der Bureaukratie und der von ihr geförderten Centralisation den Provinzialständen Leben verleihen und aus ihnen eine allgemeine Vertretung hervorgehen lassen. Gerlach's Brüder, Wilhelm und Ludwig, gehörten zu den vornehmlichsten Begründern und Mitarbeitern des politischen Wochenblattes; er theilte ihre Ansichten. — 1833 wurde G. zum Chef eines Kriegstheaters beim großen Generalstabe ernannt; 1838 erhielt er als Oberst die Stellung als Chef des Generalstabs beim dritten Corps und wurde nach Frankfurt a./O. versetzt. Erst 1842 kehrte er als Commandeur der ersten Gardelandwehr-Brigade nach Berlin zurück; 1844 avancirte er zum General-Major, 1849 zum General-Lieutenant; er trat in die unmittelbare Umgebung Friedrich Wilhelms IV.; 1850 wurde er zum General-Adjutanten ernannt. Schon Ende 1848 war sein Einfluß auf den König ein festigender gewesen; während der schweren Tage der nothwendigen Reaction im November stand er mit seinem Bruder Ludwig und mit dem General-Adjutanten v. Rauch dem Könige mannhaft zur Seite. Getreu seinen Grundsätzen, die er stets offen und unzweideutig bekannt hatte, die sich indessen nicht mit denen des Ministers Manteuffel identificiren lassen, wirkte er während der weiteren Entwickelungen für die Rechte der Confessionen, für die Duldung der Katholiken im ausgezeichnetsten Sinn, ohne daß man durch Unterhandlungen mit ihrem unabhängigen kirchlichen Oberhaupte Verbindlichkeiten gegen dasselbe übernähme und sie als Macht anerkennte. Er kämpfte für eine auf biblische Grundlage zurückzuführende Ehegesetzgebung, sodann innerhalb der deutschen Politik gegen die Unionsbestrebungen des Ministers Radowitz und gegen den durch dieselben sich als unabwendbar aufdrängenden Krieg gegen Oesterreich. Er glaubte als Anhänger der heiligen Allianz, und dem Kaiser Nicolaus, welchem er schon bald nach dessen Thronbesteigung 1826 näher getreten war, persönlich ergeben, in einem Zusammengehen Preußens mit Rußland sowol das Gleichgewicht gegen die revolutionäre Umgestaltung der preußischen äußeren und deutschen Beziehungen, als die Stärkung gegen die Ueberwältigung im Inneren durch den Liberalismus zu finden. Er war aber der ausgesprochene Feind einer Hegemonie des russischen Absolutismus und trat während des Krimkriegs entschieden für eine unabhängige Haltung Preußens ein. Gegenüber den mannigfachen und unklaren Strömungen, die innerhalb der Umgebung Friedrich Wilhelms Platz fanden, wußte G. mit Schärfe seinen Standpunkt aufrecht zu erhalten. Er war ein Gegner allen Junkerthums; mit seinen Brüdern vertrat er den Wahrspruch: noblesse oblige in prägnantester Weise. Die Erkrankung des von ihm innig verehrten und ihm wiederum als Freund zugewandten Königs ergriff G. gemüthlich um so mehr, als er zugleich die ihm sehr gewogene treue Pflegerin ihres Gatten, die Königin Elisabeth, leiden sah. Er wurde 1859 zum General der Infanterie befördert. Nachdem am 2. Januar 1861 der Tod Friedrich Wilhelms eingetreten, war G. der Erste, dem König Wilhelm für die treuen Dienste, die er dem Bruder geleistet, Dank sagte. Acht Tage später starb auch G. zu Potsdam an den Folgen der Kopfrose, deren Entstehung unter dem steten Druck des Helms während der Wache am königlichen

Sarge G. trotz der Mahnungen der Aerzte nicht beachten wollte; er fand seine Ruhestätte neben der vorangegangenen Gattin, einer geborenen Gräfin Küssow auf dem Familiengute Rohrbeck. v. Hartmann.

Gerlach: Karl Friedrich Otto v. G., evangelischer Geistlicher, geb. in Berlin den 12. April 1801 als Sohn von Karl Friedrich Leopold v. G. (s. o. unter Leopold v. G.). G. reifte unter den Augen einer trefflichen Mutter (geb. v. Raumer) im Umgang mit seinen drei älteren reichbegabten Brüdern unter dem Eindruck jener gewaltigen Bewegung der Befreiungskriege, welche zwei seiner Brüder mitgemacht hatten, zu einer frühen inneren Selbständigkeit, die den Grundton einer ernsten Stimmung festhielt, heran. Er besuchte das Friedrich-Werder'sche Gymnasium, wo er vorzüglich dem Unterricht Spillecke's viel verdankte. „Mit dem 15. Jahre erwachte in ihm durch Gottes Gnade ein Anfangs ihm selbst unverständlicher Trieb, in der Religion Frieden und Gemeinschaft mit Gott zu finden. Das im October 1817 gefeierte Reformationsjubiläum lenkte ihn auf die Schriften der Reformatoren und die Kernschriften der rechtgläubigen Lehrer der evangelischen Kirche. Die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben war seitdem die Angel, um die sich sein inneres Leben bewegte. Auf der Schule bereits wurde er vom Professor Spillecke aufgefordert Theologie zu studiren." (Aus einer kurzen autobiographischen Aufzeichnung Gerlach's in einer Chronik der St. Elisabethkirche in Berlin, handschriftl. im Archiv der Kirche.) Dennoch bezog er 1818 die Universität, um Jurisprudenz zu studiren. In Berlin war er $\frac{1}{2}$ Jahr, dann in Heidelberg 1 Jahr, in Göttingen 1 Jahr, endlich noch 1 Jahr in Berlin in der juristischen Facultät immatrikulirt. Zu seinen juristischen Lehrern gehörten Savigny, Thibaut, Eichhorn und Hollweg. Als er 1820 nach Berlin zurückgekommen war, trat er in einen religiösen Kreis ein, in welchem das christliche Leben in frischester Blüthe stand. „Es war die schöne Zeit der ersten Liebe" — schreibt Tholuck, auch ein Glied dieses Kreises —, „welche eine Anzahl junger Männer der edelsten Familien, Militärs und Juristen vorzüglich, zum Theil aus den Befreiungskriegen zurückgekehrt, zu lebendiger Freundschaft in Christo zusammenschloß". Unter den Eindrücken, welche G. in diesen Kreisen erhielt, erwachte der Wunsch mit Drangabe aller im Staatsdienst lockenden Aussichten das akademische Studium noch einmal zu beginnen und sich dem Dienst der Kirche zu widmen. Er hörte mit großem Eifer Schleiermacher, Neander, Marheineke, Hengstenberg. Er erkannte die Vorzüge dieser Lehrer und was er von ihnen zu lernen habe, gern an. Doch um eines Menschen Schüler zu werden war er selbst viel zu weit gefördert! Außer den Werken Luther's, welche er mit Vorliebe studirte, zog ihn das Leben und Wirken Zinzendorf's, mit dem G. Geistesverwandtschaft hat, des Würtembergers Bengel und des Engländers Wesley mächtig an. Auch anderen Männern der englischen Kirche widmete G. sein besonderes Studium. Ueberhaupt zogen die kirchlichen Zustände Englands und ihre geschichtliche Entwickelung früh seine Aufmerksamkeit auf sich. G. lernte sie gründlicher als die meisten deutschen Theologen verstehen. Auf den Rath seines Freundes Tholuck entschloß er sich, wiewol sein Herz für die unmittelbare Einwirkung auf Andere brannte, die akademische Laufbahn zu ergreifen. Die nöthige Ruhe zur Vorbereitung dazu suchte er 1825 in Wittenberg, wo er aus eigener Anschauung das Prediger-Seminar kennen lernte. Dies ist in soweit für sein ganzes späteres Wirken von Bedeutung gewesen, als er sich der Candidaten allezeit mit besonderer Wärme angenommen und sie für den praktischen Dienst der Kirche zu verwerthen versucht hat. Im December 1826 kehrte er nach Berlin zurück und promovirte am 28. Februar 1828 als Licentiat der Theologie. Er habilitirte sich alsbald an der Berliner Universität und hielt Vorlesungen über Kirche, Kirchenrecht, Geschichte der Theokratie und Auslegung einzelner biblischer

Schriften. — Sein Standpunkt war nicht der eines wissenschaftlichen Systems, nicht der einer politischen und theologischen Partei, nicht der einer kirchlichen Sekte. G. war seinerseits entschieden „die heilige Schrift als das Wort der Wahrheit unbedingt und unbeschränkt zur Geltung zu bringen, die Kirche als die Grundfeste der Wahrheit in ihrer Freiheit durch die Wahrheit und in ihrer Gebundenheit durch die Geschichte zu behaupten“. Einige seiner Zuhörer verstand G. im sogenannten exegetischen Kränzchen näher an sich zu ziehen. Mit einem engeren Kreise tiefer angelegter Studenten las G. die heilige Schrift mit Gebet zur Erbauung des Herzens und mit Bezug auf die künftige Amtsführung, also die collegia biblica eines Spener und Francke auf diese Weise erneuernd. Zugleich nahm ihn die im J. 1824 gestiftete „Berliner Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden“ besonders in Anspruch. Mit einer damals seltenen Kenntniß der älteren und laufenden Missionsgeschichte ausgestattet, schrieb er eine Reihe von gediegenen und interessanten Darstellungen der Missionsgebiete für die Berliner Mission. An dem 1828 gegründeten Missionsseminar hatte G. den hauptsächlichsten Antheil. Die Missionszöglinge hatte er sogar eine Zeit lang in seinem eigenen Hause bei sich und leitete ihre Uebungen. Auch Gerlach’s Schriftstellerei war schon damals zumeist der unmittelbaren Erbauung der Kirche gewidmet. So gab er heraus: Zinzendorf’s „Jeremias“, Baxter’s „Lehrbuch für evangelische Geistliche“, „Der Evangelische Geistliche“, Ermahnung an Prediger ihr Amt im Geist und in der Kraft des Herrn zu führen, und besonders Baxter’s „Ruhe der Heiligen“. Auch die Anfänge des Bibelwerks, von dem später die Rede sein wird, datiren aus dieser Periode. — Als aber im J. 1834 König Friedrich Wilhelm III. in den nördlichen Vorstädten Berlins 4 Kirchen, welche von der übergroßen Sophien-Parochie abgezweigt wurden, erbauen ließ, bewarb sich G. um eins der neu zu creirenden Pfarrämter. Er that dies, indem er unter Zusendung der von ihm veranstalteten Ausgabe von Baxter’s Evangelischem Geistlichen den König unmittelbar darum anging, ihn für die beschwerlichste unter den zu bildenden Pfarreien zum Prediger zu bestimmen. Der König befahl auf den Bericht des Cultusministers auf den Licentiat G. ganz vorzüglich Rücksicht zu nehmen. So wurde G. am 3. Juni 1835 ordinirt und am 28. Juni desselben Jahres in die zugleich eingeweihte St. Elisabethkirche als erster Prediger derselben eingeführt. Seine Antrittspredigt ward später gedruckt. Der König ertheilte dieser Predigt das in seiner Terminologie schon sehr schmeichelhafte Lob „einer sehr zweckmäßigen Kanzelrede“. Zweckmäßig — fügt Tholuck hinzu, im höchsten Sinne, nämlich den Zweck Seelen zu gewinnen mit einer Inbrunst und Hingabe ohne Gleichen verfolgend, entfaltete von nun an G. in seiner Stellung eine so vielseitige, so umfassende, so in der Liebe erfinderische Thätigkeit, daß wenige Geistliche gefunden werden möchten, deren pfarramtliche Thätigkeit für angehende Seelsorger ein so lehrreiches Vorbild darbietet. Er gehört zu den seltenen Predigern, deren Beredtsamkeit nicht eine Kunst, sondern, wie Theremin sie charakterisirt, eine Tugend ist. Die eigene sittliche Lauterkeit war der Lebensquell, aus dem G. die Begeisterung seiner Rede schöpfte. Daher die erwärmende Klarheit seiner Predigt, welche dieselbe ebenso anziehend machte für seine arme schlichte Vorstadtgemeinde, als für die sogenannten Gebildeten der Residenz, die jeden Sonntag hinausströmten, um das Gotteshaus zu St. Elisabeth zu füllen oft bis zur Ueberfülle. Doch mit der Predigt war Gerlach’s Wirksamkeit für die Gemeinde keineswegs beschlossen. All’ jene seelsorgerlichen und auf Hebung des Cultus berechneten Bestrebungen, welche seit jener Periode in der evangelischen Kirche ein Hausrecht erlangt haben, sehen wir in der pfarramtlichen Thätigkeit dieses Mannes bereits wirksam; was später unter dem Namen „der inneren Mission“ zusammengefaßt worden, hat G. in St. Elisabeth praktisch einzuführen

verstanden. Hausbesuche und Hausandachten bei den Gemeindegliedern, Bücher-vertheilung, ein Frauenverein, eine Beschäftigungsanstalt für brodlose Weber und deren Frauen, ein Handwerkerverein, ein Sparverein, wodurch G. das arme Voigtland in einen Garten Gottes umzuwandeln hoffte; ein Schulbesuchsverein zur gütlichen Einwirkung auf säumige Schulpflichtige, liturgische Gottesdienste, Privatbeichte (Stunden lang saß er Sonnabends Abends in der Sacristei, ohne daß Jemand zur Beichte kam, aber er war glücklich, wenn nach Stunden langem Warten doch etliche Seelen sich fanden, die ihm das Herz ausschütteten), endlich ein Convikt für Candidaten, welches er 1843 einrichtete, gab einem längst gehegten Plan festere Gestalt. In den 5—6 Jahren, wo dieses Convikt bestand, haben in demselben einige 20 Candidaten längere oder kürzere Zeit ein theologisches Asyl und eine pastorale Vorschule gefunden. Auch die Pastoral-Hülfsgesellschaft, welche sich die Vermehrung der geistlichen Kräfte durch Heranziehung von Hülfspredigern zur Aufgabe stellt, ist eine Schöpfung Gerlach's. Gern pflegte er die brüderliche Gemeinschaft auf Pastoralconferenzen, welche er in Berlin meist zu leiten hatte. So suchte er nach allen Seiten hin neues Leben in die fast erstarrten Berliner kirchlichen Verhältnisse zu bringen, praktisches Christenthum in den Herzen der Einzelnen aufzurichten. Schon von seinen juristischen Studien her war für G. die Verfassung der Kirche ein Gegenstand des höchsten Interesses, dem er die sorgfältigsten Studien zugewandt hatte. Ein gründlicher Aufsatz in Tholuck's literarischem Anzeiger 1832 „Die Bearbeitung des Kirchenrechts in der evangelischen Kirche mit besonderer Rücksicht auf K. F. Eichhorn's Grundsätze des Kirchenrechts" und die Schrift „Kirchrechtliche Untersuchung der Frage: Welche ist die Lehre und das Recht der evangelischen Kirche auf Ehescheidungen", 1839, geben davon Zeugniß. Seinen streng-kirchlichen Anschauungen folgte G. denn auch in seinem Amtsleben. Es ist bekannt, daß er die durch das bürgerliche Gesetz verstattete Trennung schriftwidrig Geschiedener verweigerte und darüber zweimal mit Amtsentsetzung bedroht ward. Doch wie sehr sich auch sein Interesse der Frage nach der Verfassung der Kirche zuwandte, so sah er es als seine Lebensaufgabe an, um sich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, für Vermehrung der Heilsmittel und Kanäle zu sorgen, wodurch man erst die Kirche in die Leute bringt. Mit den britischen Kirchengemeinschaften hielt sich G. stets in enger Verbindung. Zahlreiche Berichte über die englisch-kirchlichen Ereignisse wurden von ihm für die evangelische Kirchenzeitung geschrieben. Im J. 1842 übernahm er im Auftrage König Friedrich Wilhelm IV. in Gemeinschaft mit anderen preußischen Geistlichen und einem Oberbaurath eine Reise nach England und Schottland. Mit neuen fruchtbaren Ideen und praktischen Vorschlägen kehrte er von dieser Reise zurück. Der amtliche Bericht über den Zustand der Anglikanischen Kirche in ihren verschiedenen Gliederungen im J. 1842 und die überaus praktische Schrift „Die kirchliche Armenpflege nach dem Englischen des Dr. Chalmers", 1847, sind die litterarischen Resultate dieser Reise. Bald nach seiner Rückkehr aus England wurde G. zum Consistorialrath und Mitglied des königlichen Consistoriums der Provinz Brandenburg ernannt und 1847 berief ihn der König zum Hof- und Domprediger. Nur widerstrebend war er diesem Rufe gefolgt in der Hoffnung, in der neuen Stellung mehr Zeit für litterarische und kirchlich-allgemeine Zwecke zu finden. Auch die Thüre zum akademischen Lehramt wurde ihm auf's Neue eröffnet. Nachdem die Berliner theologische Fakultät G. zum Dr. theologiae ernannt, wurde er zum Professor honorarius berufen. So schien ihm für die Entfaltung des kirchlichen Lebens in Berlin, ja für die gesammte Entwicklung der preußischen Landeskirche eine einflußreiche Stellung geworden — da rief ihn der Tod plötzlich ab. Von einer Erholungsreise nach Schlesien kränkelnd zurückgekehrt, mochte er dem Drange, seine

geliebte Kanzel zu besteigen, trotz des Verbotes des Arztes nicht widerstehen. Am 20. Sonntage nach Trinitatis predigte er lebendiger und feuriger denn je vom hochzeitlichen Kleide. Todkrank kehrte er nach Haus. Drei Tage später — am 24. October 1849 hatte er vollendet. Außerhalb Berlins ist Gerlach's Name am meisten bekannt geworden durch seine vollständige Auswahl der Hauptschriften Luthers mit historischen Anmerkungen, Einleitungen und Registern und durch sein Bibelwerk, die heilige Schrift nach Luthers Uebersetzung mit Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen versehen. Anfänglich in der Absicht, nach dem Wunsche eines hochgestellten Freundes, des Grafen Schönburg, eine erneute Ausgabe der Hirschberger Bibel zu veranstalten, wurde es bald eine selbständige Arbeit, in welcher er mehr und mehr die Ergebnisse einer nicht hinter der Zeit zurückgebliebenen Forschung und eines in der christlichen Erfahrung gereiften Verständnisses zum Gebrauch für nichtgelehrte Christen niederlegte. Tholuck urtheilt: eine für einen gebildeten Leserkreis berechnete Bibelerklärung, welche auf den sorgfältigsten gelehrten Studien beruht. Wir schließen, indem wir das Gesammturtheil zweier Männer, welche mit G. keineswegs überall übereinstimmen, ja gemeinhin einer anderen Richtung und Partei der evangelischen Kirche Preußens zugerechnet werden. Sein Freund August Tholuck glaubt in der That keine treffendere Bezeichnung für den kirchlichen Charakter Gerlach's finden zu können, „als wenn wir ihn den Wesley der Berliner Kirche nennen", und Nitzsch (Deutsche Zeitschrift für christliches Leben und christliche Wissenschaft von Schneider, 1. Jahrg. 1850) bekennt: G., in ausgezeichneter Weise ein kirchlicher Mann und ein Pastor aus dem Ganzen, hat durch sein Bibelwerk namentlich in einem großen Umfange die häusliche Erbauung mit heiliger Schrift geleitet! — Außer den bereits erwähnten Schriften Gerlach's sind noch nach seinem Tode von G. Seegemund herausgegeben: „Es ist ein Bann über Dir, Israel". Predigt nach Tschech's Hinrichtung am 18. December 1844 (damals durch die Censur verboten, 1850 zum Druck befördert.) „Predigten über herkömmliche Perikopen und freie Texte, gehalten in der St. Elisabethkirche im J. 1835—40", 1850.

Evangelische Kirchenzeitung 1849, Nr. 101 u. 102. Schmieder, Fortsetzung des Bibelwerks, 4. Bd. 1. Abth. Seegemund, Vorrede zu den Predigten von Otto v. Gerlach, 1850. Tholuck, in der Real-Encyklopädie von Herzog Bd. V., 1856. O. v. Ranke.

Gerlach: Samuel G., Verfasser eines in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts viel gelesenen Geschichten- und Historienbuches. Ein Enkel Stephan Gerlach's (s. u.), war er um 1615 (genauer läßt sich seine Geburtszeit nicht bestimmen) zu Göppingen in Würtemberg geboren, lebte von 1638—43 als Hofprediger bei dem Bischofe Johannes von Lübeck und bekleidete später (1644—46) auf dem Danziger Werder zu Herrengrab („Grabyn") die Stelle eines Lehrers und Hülfspredigers, worauf er bis 1652 ordentlicher Prediger zu Osterwyk wurde, wo er auch (s. Ephr. Praetorius, Dantziger Lehrergedächtniß S. 24. 30) im J. 1654 gestorben ist. In der Vorrede zur Ausgabe der „Eutrapeliae" von 1647 berichtet er, daß er „vohr mehr als 8. Jahren bey J. Kön. Mayt. zu Schweden, König Gustavs des Großen, Christmilter Gedächtnus, Königl. Hoofstat yn Diensten, und mit dehroselben vohr Nürnberg gewesen". Seine Geschichten und Reden erschienen zuerst als „Eutrapeliae Philologico - Historico - Ethico Politico - Theologicae, Oder, Schöne nützliche, . . . Geschichte (sic.) und Reden. Durch M. S. G.", Lübeck 1639. 8. Wiederholt als: „Zwey Tausend". Lübeck 1646. Schmal 12; als „Dreitausend". Leipzig 1662. 8. (Alle drei Theile in Ulm). Ungewiß sind die Ausgaben: Lübeck 1641 und 47. 12, dagegen sicher jene zu Leipzig 1656 u. 62 und daselbst unter dem Titel (Moller, Cimbria II. 223): „Gnomothecae Philologico- . . .", 1678. 8. Ein

vierter Theil soll Stuttgart 1662. 8. zufolge des Catal. nundin. Lips. 1662 vernalium erschienen sein; dagegen hat die Ausgabe 1762 bei Goedeke, Gr. II. 512, keine Existenz. Ein jedoch älteres gleichbetiteltes Buch von Noel du Fair, Contes et discours citirt H. Oesterley in seiner Ausgabe von J. Pauli's Schimpff vnd Ernst, S. 12. Gerlach's Buch, welches sich nach Form und Inhalt den Schwankbüchern jener Zeit anreiht, ist genauer bezeichnet eine Apophtegmen-Sammlung nach Art jener des J. W. Zincgref oder, wie der Verfasser es in der Vorrede selbst kennzeichnet „ein Wercklein von kurtzen Geschichten und nachdencklichen oder lustigen Reden", welche zugleich eine Anzahl (31) alter deutscher Sprüchwörter und Redensarten, Denksprüche und Reime enthalten, so (Ausgabe 1647, S. 110): „Als einer auff eine Zeit fragte: Worum die Jüden an dem Ölberg zu Speyr keine andere Gewehr als Hellbarten hätten? gab ein ander jhm antwort und sprach: Sie haben den Christen die Spiesse gelehnet". Als ein Curiosum für jene Zeit verdient die Orthographie des Verfassers Erwähnung. In der „Vohrrede" zur Ausgabe 1646, welche beginnt: „Dahs Buuch ahn seinen Leser" rechtfertigt der Verfasser diese seine Schreibweise und will er „die Vhrsachen ahnzeigen, wohrüm er solcher Gestalt und nicht mehr naach dehr gemeinen Weise geschriben". Er schreibt auch „Ehr lasse sich ahn dehm begnügen, daß ehr yn allen Sachchen dahs bäste mit dehr Taht beweise . . .". Unter seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Neuer Postreuter oder Prognosticanten-Schlüssel"; auch ins Holländische übersetzt: Amsterdam 1665. 4. und seines Großvaters Stephan G. „Türkisch Tagebuch von 1573 bis 1578", Franckf. 1674. Fol., das von ihm in Ordnung gebracht, jedoch erst von den Erben herausgegeben wurde.

Moller, Cimbr. II. S. 223—224. Unschuld. theologische Nachr. 1711 S. 313. Fr. Cogelii Utinisches Stadtgedächtniß S. 48. J. Franck.

Gerlach: Stephan G., Theolog, geb. zu Knittlingen am 26. Dec. 1546, † in Tübingen am 30. Jan. 1612. Als, angeregt durch den Gräcisten Martin Crusius, die Tübinger Theologen Andreä und Heerbrand den Versuch machten, den griechischen Patriarchen Jeremias II. von Constantinopel für eine Union und zugleich Liga gegen den Papst zu gewinnen, wurde 1573, auf Empfehlung Herzog Ludwigs von Würtemberg, der in Wittenberg und Tübingen gebildete kaiserliche Gesandte Freiherr David Ungnad veranlaßt, den Tübinger Stiftsrepetenten G. als Gesandtschaftsprediger mit nach Constantinopel zu nehmen. Dort vermittelte er den eifrigen Briefwechsel zwischen den Tübingern und dem Patriarchen, welches Geschäft Sal. Schweigger aus Sulz, gleichfalls Prediger bei dem kaiserlichen Gesandten, Joachim Freiherrn v. Sinzendorf, fortsetzte, bis die Verhandlungen 1584 abgebrochen wurden. Beide, G. und Schweigger, verfaßten für die Kenntniß des damaligen Orients wichtige Reisewerke; das Gerlach'sche erschien Frankfurt 1674 (s. o.). Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde G. 1579 außerordentlicher, 1586 ordentlicher Professor der Theologie, 1598 Vicekanzler und Propst zu Tübingen und schrieb viel gegen Calvinisten und Jesuiten.

Fischlin, Mem. theol. I. 202 ff. Stälin, Wirtemb. Gesch. IV. 824. Klüpfel, Gesch. d. Un. Tüb. 74. J. Hartmann.

Gerle: Hans G. Man kennt zwei Künstler dieses Namens, welche während des 16. Jahrhunderts in Nürnberg lebten und die man durch die Bezeichnung Hans G. der ältere und jüngere unterscheidet. Es ist bis jetzt nicht zu bestimmen gewesen, ob sie Söhne des Konrad G. (s. d.) oder ob sie Brüder waren oder ob etwa G. der ältere als Vater des jüngeren G. zu bezeichnen ist. Auch J. K. S. Kiesßhaber, welcher in der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung 1816 (S. 309 ff.) das meiste Material über die Familie G. geliefert hat, konnte diese Frage nicht entscheiden. Beide G. galten als tüchtige Laute-

nisten und Verfertiger von Lauten, Geigen rc. Aber nur der ältere ist berühmt auch durch seine Lautenbücher geworden. Das erste derselben erschien 1532 unter folgendem Titel: „Musica Teusch, auf die Instrument der großen und kleinen Geygen, auch Lautten, welcher maßen die mit grundt vnd art jene Composicion auß dem Gesang in die Tabulatur zu ordnen vnd zu setzen ist, sampt verborgener applicacion vnd kunst, darynen ein liebhaber vnd anfanger berürter Instrument so dar zu lust vnd neygung tregt, on ein sonderliche Meyster mensürlich durch tegliche vbung leichtlich begreiffen vnd lernen mag, vormals in Truck nye vnd ytzo durch Hans Gerle Lutinist zu Nurenberg außgangen. 1532. Gedruckt zu Nuremberg durch Jeronimum Formschneyder“. Von diesem interessanten Werke hat sich nur ein Exemplar erhalten, welches im Besitze der königl. Bibliothek zu Berlin ist. Eine Beschreibung desselben enthalten die „Monatshefte für Musikgeschichte“ (Berlin 1871). Das Buch ist von hohem Interesse, da es das erste sehr klar geschriebene Lehrbuch zum Erlernen nicht nur der Lauten, sondern auch der großen und kleinen Geigen ist. Weiteres Interesse erhält dasselbe dadurch, daß es 34 vierstimmige für Geigen übertragene geistliche und weltliche Gesänge enthält, die aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammen und sich in Deutschland erhalten hatten. Im J. 1548 erschien, ebenfalls gedruckt bei Formschneyder in Nürnberg, eine zweite Ausgabe dieses Lautenbuches, gleichlautend mit der ersten im Text, aber „Gemeret mit 9 Teutscher vnd 36 Welscher auch Frantzösischer Liedern, Vnd 2 Mudeten“. 1552 gab G. sen. eine Sammlung Compositionen verschiedener berühmter Meister jener Zeit, in Tabulatur für die Laute gesetzt, unter folgendem Titel heraus: „Eyn Newes sehr Künstlichs Lautenbuch, darinen etliche Preambel, vnnd Welsche Tentz, mit vier stimmen, von den berümbsten Lutenisten, Francisco Milaneso. Anthoni Rotta. Joan Maria Rosseto. Simon Gintzler vnd andern mehr gemacht, vnd zu samen getragen, aus welcher ihn teutsche Tabulatur versetzt, durch Hanßen Gerle den Eltern, Burger zu Nürenberg vormals nie gesehen, noch im Truck außgangen. MDLII.“ Letztes Blatt: „Gedruckt zu Nürenberg bei Jeronimus Formschneyder“. Auch dieses Werk, wie die vorher besprochene zweite Ausgabe des Lautenbuches von 1532 befinden sich im Besitz der königl. Bibliothek zu Berlin und sind beschrieben in den „Monatsheften für Musikgeschichte“ (Berlin 1872). Der 7. Jahrgang derselben Zeitschrift (1875) enthält (Seite 100) aus dem Buche von 1552 einige Tänze in moderner Uebertragung. Gerber im neuen Tonkünstlerlexikon (II. 307) nennt noch folgendes Werk des Meisters: „Lauten-Partien in der Tabulatur. Nürnberg 1530“ in klein längl. Quart. Ein Hans G. soll 1570 gestorben sein, doch ist es nicht zu entscheiden, ob dies das Todesjahr des älteren oder jüngeren ist. Der letztere war nach Walther's musikalischem Lexikon (S. 277) sowol in Geigen als Lauten „von einer schönen proportion, guten Resonanz und mancherley Größen zu machen, auf welchen beyden Instrumenten er auch gar fein spielete, zu seiner Zeit in einer guten Renommée“. Starb ums Jahr 1570; s. Doppelmayrs Histor. Nachricht von den Nürnbergischen Künstlern, p. 291“. Fürstenau.

Gerle: Konrad G., der älteste bekannte deutsche Lautenverfertiger, lebte um 1461 in Nürnberg. Er starb dort am St. Barbara-Abend 1521 und wurde auf dem St. Rochuskirchhof begraben. Seine Instrumente waren gesucht und wurden in Frankreich „Lutz d'Allemaigne“ (Luths d'Allemagne) genannt. Karl der Kühne ließ für seine joueurs de leut Fleury, Lenart und Maistre Wouter de Berchem durch den deutschen Kaufmann Holhans 3 solche Lauten für 52 Livres 10 Sols verschreiben.

Fétis, Biogr. univers. des Musiciens, T. III. Paris 1862.

Fürstenau.

Gerle: Wolfgang Adolph G., Schriftsteller, geb. zu Prag am 9. Juli 1781, † daselbst durch Selbstmord am 29. Juli 1846, war der Sohn eines dortigen Buchhändlers und Antiquars, der ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließ und auch der Entwicklung seines schon sehr früh aufkeimenden poetischen Talents nichts in den Weg legte. Zwar widmete sich G. später gleichfalls dem Buchhandel, fand aber gerade in diesem Berufe vielfache Aufmunterung, seine schriftstellerischen Versuche fortzusetzen. An die Oeffentlichkeit trat er zuerst mit erzählenden Schriften, und zwar ließ er seine ersten Arbeiten, die längst verschollenen Romane „Koralli oder die Liebe in heißen Zonen", „Alexis und Nadine", „Lodoiska von Sandoval" u. a., unter dem angenommenen Namen Gustav Erle erscheinen; da aber dieselben auf dem damals noch nicht überfüllten Büchermarkte viel Nachfrage fanden, ließ er die Maske fallen; seinen wahren Namen trugen zuerst die „Korallen und Fragmente aus dem Gebiete der Natur" (Prag 1807; n. Aufl., 1811). Bald betrat dann G. auch das dramatische Gebiet und erstreckte seine litterarische Thätigkeit auf die Topographie und die novellistische Behandlung der Geschichte. Zu seinen Bühnenstücken gehören u. a.: „Der Essighändler" (1812); „Der blaue Domino" (nach Zschokke, 1820); „Abenteuer einer Neujahrsnacht" (nach demselben), welches Stück viele Jahre hindurch in Prag regelmäßig am Sylvesterabend aufgeführt wurde und wozu G. später (1828) das Vorspiel „Publikum und Recensenten" schrieb; „Das Liebhabertheater" (nach Van der Velde); „Das Mädchen von Gomez Arias" (nach Calderon); „Der falsche Prinz" und die Possen „Der letzte April" und „Der Familienvertrag". Mit Uffo Horn zusammen verfaßte G. das preisgekrönte Lustspiel „Die Vormundschaft", in Gemeinschaft mit Lederer das Lustspiel „Die kranken Doctoren" und mit Wilhelm Frankl die Lustspiele „Demoiselle Colomb" und „Der Rubinring". Mit dem Trauerspiel „Jaromir und Udalrich" versuchte sich G. auch in der Tragödie. In topographischer Beziehung sind zu erwähnen seine „Gemälde von Böhmen" (3 Bdchen., 1823), seine Schrift über „Böhmens Heilquellen" (1828) und seine Monographien über Franzensbrunn, Karlsbad, Marienbad und Teplitz, sowie sein öfters aufgelegtes Handbuch über „Prag und seine Merkwürdigkeiten" (1825). Die nennenswertheste seiner geschichtlichen Schriften ist der „Historische Bildersaal der Vorzeit Böhmens" (3 Bde., 1823 f.). Sein bestes Werk, bei dem ihm übrigens Ludwig Tieck mit Rath und That an die Hand gegangen war, bilden die „Volksmärchen der Böhmen" (2 Bde., 1817). Wie diese, entsprachen der romantischen Zeitrichtung: „Novellen, Erzählungen und Märchen" (2 Bde., 1821); „Der kleine Phantasus" (2 Thle., 1822); „Schattenrisse und Mondnachtbilder" (3 Bdchen, 1824); „Die Liebesharfe" (1825); „Neue Erzählungen" (1825); „Holzschnitte" (2 Bdchen, 1841) und „Tausend und ein Tag oder die Märchen der Solimena" (6 Thle., 1841). Letztere erschienen anonym, während G. die „Historien und guten Schwänke des Meisters Hans Sachs" (1818), sowie die „Guckkastenbilder" (2 Thle., 1820) unter dem Namen Konrad Spät, genannt Frühauf und zwei „1001 Schnurre" enthaltende Bändchen (1825) unter dem Pseudonym Meister Hilarius Kurzweil veröffentlichte. Zu drei verschiedenen Zeiten, 1810—11, 1815—20 und 1823, redigirte G. die „Prager Zeitung"; ferner gab er mehrere Jahre (eine Zeit lang mit Karoline Woltmann) die Zeitschrift „Der Kranz" heraus und 1834 übernahm er die Redaktion des „Panorama des Universums". Trotz all' seiner Thätigkeit als Schriftsteller, mit der er auch die Wirksamkeit eines Professors der italienischen Sprache am Musik-Conservatorium in Prag verband, hat sich aber G. keine eigentliche Stellung in der Litteratur erworben. Noch lebte er, als er schon vergessen war. Gewöhnt jedoch an eine Zeit, die auch für Talente zweiten und dritten Ranges Aufmerksamkeit und Beifall hatte, fühlte sich der

alternde Mann durch die ihm als Undank erscheinende Zurücksetzung gekränkt. Seine letzten Briefe enthalten bittere Klagen darüber. Hierzu kam die in verschiedenen Anzeichen begründete Furcht vor demselben Schicksal, das seinen Vater am Lebensabend betroffen hatte: dieser sonst klare, helle Kopf war in Irrsinn verfallen. Und eine Gehirnentzündung, an der G. in seinen letzten Lebenstagen erkrankte, scheint wirklich den Ausbruch völligen Wahnsinns auch bei ihm herbeigeführt zu haben, denn nur das dürfte es erklären, daß er selbst den Tod in der Moldau suchte. Am 30. Juli 1846 ward seine Leiche bei der Kettenbrücke in Prag gefunden. Der Theaterdirector Hofmann ließ ihm einen Grabstein setzen. Als Mensch erfreute sich G., von dem der Wiener Maler Decker 1844 ein wohlgetroffenes Bildniß geliefert hat, allgemeiner Achtung. Sein gerades, offenes Herz, sein liebenswürdiges Wesen erwarb ihm viele Freunde, und, obwol kein genialer Dichter, gab er doch lange Zeit für seine Vaterstadt einen gewissen Vereinigungspunkt der schöngeistigen und künstlerischen Interessen ab.

Vgl. Ersch und Gruber; Wurzbach, Biographisches Lexikon und Steger, Ergänzungs-Conversations-Lexikon, 2. Bd. (Leipz. 1847).

Schramm-Macdonald.

Gerling: Christian Ludwig G., Astronom und Physiker, geboren am 10. Juli 1788 zu Hamburg, † am 15. Jan. 1864 zu Marburg. Sein Vater war ordentlicher Professor der Theologie zu Rostock und nicht unbekannt als theologischer Schriftsteller, darauf Pastor an der Jakobikirche und Senior des Ministeriums in Hamburg. Der junge G. erhielt als Knabe den ersten Unterricht im elterlichen Hause und von vorzüglichem Einfluß bei demselben war der spätere Professor der Mathematik am Johanneum und Gymnasium zu Hamburg, Karl Friedrich Hipp, der G. auch in das Studium der Sprachen einführte und zu gleicher Zeit der Lehrer von J. F. Encke war. G. und Encke wurden überhaupt, da die Väter Amtsbrüder an derselben Kirche waren, Schul- und Spielkameraden, die sich gegenseitig zum Lernen anregten. Encke verlor seinen Vater schon als er $3^1/_2$ Jahre alt war, G. den seinigen im 12. Jahre seines Lebens, der noch auf dem Sterbebette Hipp die Sorge für den Unterricht seiner Söhne übertrug. Gerling's Neigungen richteten sich früh auf den Stand eines Lehrers und mit der Ausbildung zu diesem Berufe sollte er das Studium der Theologie verbinden. Sein Fleiß in der Schule wurde durch eine halbjährige Nervenkrankheit im J. 1804 unterbrochen; die Krankheit hatte jedoch den wohlthätigen Einfluß, die schwächliche Gesundheit des 16jährigen Knaben zu kräftigen und nachdem er unter Hipp, Gurlitt u. A. erst als Schüler des Johanneums, seit 1808 des Gymnasiums, sich für die Universität vorbereitet, verließ er 1809 Hamburg und wurde zu Helmstädt als Theologe immatriculirt. Mathematische Studien bei Professor Pfaff, bald auch eine kleine Anstellung als Hülfslehrer für Mathematik an den unter Professor Wiedeburg's Leitung stehenden Pädagogium, führten ihn mehr und mehr in seine spätere Richtung. Die Universität zu Helmstädt wurde bekanntlich aufgelöst und G. war der letzte Helmstädter Student, indem Pfaff's Vorlesungen für ihn noch im Gange waren, nachdem alle anderen schon aufgehört und die Professoren zum Theil schon Helmstädt verlassen hatten. G. ging zu Ostern 1810 nach Göttingen und widmete sich sofort den mathematischen und astronomischen Vorlesungen. Ganz jedoch gab er die Theologie und Philologie erst auf, als die trüber und trüber werdenden politischen Verhältnisse ihm die Aussicht, einst als Lehrer in seiner Vaterstadt thätig sein zu können, ganz zu rauben schienen. Zugleich beschäftigten ihn, fast gleichzeitig mit Encke, Nicolai, Wachter u. A., Arbeiten auf der Göttinger Sternwarte unter der Leitung von Gauß und Harding, sowie astronomische

Rechnungen, die zum Theil auch in der monatlichen Correspondenz oder in Bode's Jahrbuch publicirt sind, und von denen er die Bearbeitung und jährliche Vorausberechnung des Laufes des kleinen Planeten Vesta noch längere Jahre fortgeführt hat. Im J. 1812 erwarb G. durch eine Abhandlung über die Berechnung der Sonnenfinsternisse und ihre Anwendung auf die ringförmige Finsterniß vom 7. Sept. 1820 die philosophische Doctorwürde, und folgte im October desselben Jahres einem Ruf als Professor an das Lyceum zu Kassel. Diese Stellung bekleidete er $4^1/_2$ Jahre und wurde endlich 1817 nach Muncke's Abgang nach Heidelberg als ordentlicher Professor der Mathematik, Physik und Astronomie an die Universität Marburg berufen, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. In dieser langen Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit hat G. in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft gearbeitet. Seine Stellung als Lehrer veranlaßte ihn zunächst zur Herausgabe einiger Elementarbücher; seines bekannten kleinen Grundrisses der ebenen und sphärischen Trigonometrie (1815), der sich vor vielen ähnlichen durch die stete Berücksichtigung der wirklichen Bedürfnisse des Rechnenden auszeichnet; und später der Bearbeitung von Lorenz' Grundriß der reinen Mathematik (seit 1820 mehrfach neu aufgelegt, zuletzt noch 1851 von G. umgearbeitet). Diese Bücher haben eine weite Verbreitung gefunden. In dieselbe Zeit fallen noch verschiedene astronomische Beobachtungen und Rechnungen über Vesta, Sonnenfinsternisse und Sternbedeckungen, das Marburger Antrittsprogramm über Zeit- und Polhöhebestimmungen aus gleichen Sternhöhen, und einige physikalische Arbeiten. Aber bald kam G. in eine andere praktische Richtung. Im Frühling 1821 faßte die kurhessische Regierung den Entschluß, eine große Vermessung des Landes zu unternehmen und darauf eine genaue topographische Karte zu gründen. Die Commission, welche die Pläne dazu ausarbeiten sollte, beschloß, die Vermessung soweit auszudehnen, daß sie eine wirkliche, selbständige Verbindung zwischen der Hannover-holsteinischen Gradmessung und den süddeutschen geodätischen Arbeiten bildete. G., als Mitglied der Commission, lenkte namentlich die Aufmerksamkeit auf die außerordentlichen neuen Schöpfungen von Gauß, sowol in der Anwendung neuer Hülfsmittel, des Heliotrops, als auch in der mathematischen Behandlung der geodätischen Aufgaben. Nach mündlichen Conferenzen mit Gauß konnte er schon im Herbst 1821 eine Recognoscirung des ganzen langgestreckten Terrains von Kurhessen vornehmen und hatte im Frühling 1824 die Vermessungen soweit fortgeführt, daß der Anschluß südlich an die baierischen, nördlich durch das große mit Gauß gemeinschaftlich gemessene Dreieck Brocken, Hohenhagen, Inselsberg an die hannöverschen Dreiecke hergestellt war. Aeußere Verhältnisse unterbrachen damals die Triangulirung, selbst die gewonnenen Resultate konnten erst 1831 in dem ersten Hefte der „Beiträge zur Geographie von Kurhessen“ veröffentlicht werden. Im Herbst 1835 wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und 1837 durch die Verbindung des Frauenbergs bei Marburg mit den Sternwarten Göttingen und Mannheim mittelst Heliotropsignalen und Pulverblitzen durch die bekannte Längenbestimmung zwischen Göttingen und Mannheim, abgeschlossen. 1839 erschien das zweite und Schlußheft der erwähnten Beiträge. Gerling's Bemühungen um die Vervollständigung der Geographie seines Landes waren damit zwar im Wesentlichen, aber doch nicht ganz geschlossen; die Meereshöhe von Marburg, Polhöhen- und Azimuthbestimmungen beschäftigten ihn noch lange und ließen eine ganze Reihe kleinerer Aufsätze entstehen. Und im höheren Alter, 1861, erlebte er noch die Freude, das ganze darauf gegründete Kartenwerk zu vollständigem und gediegenem Abschlusse kommen zu sehen. Als G. 1817 nach Marburg kam, waren die physikalischen und astronomischen Anstalten der Universität in sehr untergeordnetem Zustande. Die Verbesserung derselben

wurde ihm eine Lebensaufgabe. Während der Jahre der Vermessungen gelang es G., so viele Geldmittel anzusammeln, daß nur verhältnißmäßig geringe Neubewilligungen von Seiten der Regierung nöthig waren, um ein mathematisch-physikalisches Institut zu schaffen. Dasselbe ist im Wesentlichen ganz Gerling's Werk und die kleine damit verbundene Sternwarte hat mehreren Astronomen als erste Bildungsstätte für ihre beobachtende Praxis gedient. Schon 1835 konnte G. sich den durch Gauß angeregten magnetischen Beobachtungen anschließen. Die Marburger Terminbeobachtungen wurden lange Jahre mit Regelmäßigkeit und Eifer fortgesetzt; sie erhielten einen neuen Aufschwung zur Zeit der südamerikanischen Expedition des Lieutenant Gilliß und sind, soweit sie mit dieser correspondiren, im sechsten Bande der U. S. Naval Expedition, früher in den Mittheilungen des magnetischen Vereins veröffentlicht. 1842 waren die Einrichtungen des Instituts im Wesentlichen vollendet; das Ganze hat G. in einem Universitätsprogramm 1848 ausführlich beschrieben. Seit der Triangulirung von Kurhessen wandte sich G. mit Vorliebe zur praktischen Geometrie. Von seinen Vorlesungen darüber ist jedoch neben kleineren Aufsätzen, z. B. über die Pothenot'sche Aufgabe, nur seine Ausgleichungsrechnung (1843) veröffentlicht. Dieses Werk enthält die Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate auf geodätische Arbeiten in der Form, wie sie der Praktiker zur Selbstbelehrung braucht und es wird nicht leicht ein Fall der gewöhnlichen Rechnungspraxis vorkommen, in dem sich der Geometer zur Ausgleichung seiner Beobachtungen nicht Raths aus diesem vortrefflichen, wenn auch etwas weitschweifigen Buche erholen könnte. Unter den kleineren Arbeiten von G. möge hier nur der „De Parallaxi elationis", eines Programmes über „Zeno des Eleaten Paradoxen über die Bewegung ꝛc." erwähnt werden. Im J. 1847 machte er aufs neue auf die Wichtigkeit der Venusbeobachtungen für die Bestimmung der Sonnenparallaxe aufmerksam, nachdem dieser Zweck so lange außerhalb der astronomischen Bestrebungen der Zeit gestanden hatte. Lieutenant Gilliß zu Washington faßte mit Eifer Gerling's Pläne auf und veranstaltete die bekannte Expedition nach Chile, welche zwar ihren nächsten Zweck verfehlte, aber durch die sonstigen Arbeiten und durch die aus ihr hervorgegangene Gründung einer Sternwarte ersten Ranges auf der Südhemisphäre der Erde, zu einer Zeit, wo außer ihr nur die königliche Sternwarte am Cap zur Erforschung des südlichen Himmels thätig war, für immer eine hervorragende Stelle in den Annalen der Astronomie einnehmen wird. Gerling's Interesse für die chilenische Expedition war selbstverständlich immer rege und förderte er den physikalischen Theil derselben durch correspondirende magnetische Beobachtungen. Die neu errichtete Sternwarte zu St. Jago wurde unter die Direction eines früheren Zuhörers von ihm gestellt, welches ihm stets zur besonderen Befriedigung gereichte. Ganz besonders ist aber noch seiner ernsten und liebevollen Aufopferung zu gedenken, mit welcher er seinen Schülern, Zuhörern und den Geschäften der Universität sich hinzugeben gewohnt war. Noch im späteren Alter war er mit Aufopferung von Zeit und Nachtruhe stets bereit, jedes wissenschaftliche Streben der akademischen Jugend zu fördern. Ein gleiches Streben widmete er auch der Universität Marburg. Er hat mehrere glänzendere Anerbietungen zur Uebernahme von Professuren an anderen Universitäten ausgeschlagen und dies besonders deshalb, weil er der Ansicht war, daß die innige Verbindung zwischen Lehrern und Schülern sich auf einer größeren Universität vielleicht nicht so wiederfinden dürfte, wie er sie sich in Marburg geschaffen hatte. Die oft unangenehmen Geschäfte der Verwaltung des Universitätsvermögens führte er viele Jahre, von 1826—63 und trug nicht wenig zur Erhaltung desselben bei. Die Freiheiten und Rechte der Universität fanden in ihm stets einen ernsten und in der Geschichte der Universität wohlbewanderten Vertheidiger. Die Anerkennung blieb nicht aus; drei Mal, 1824, 1829 und

1847—48 war er als Prorector der Universität ihre oberste Spitze, 1833 ihr Vertreter in der kurhessischen Kammer. 1857 wurde er zum geheimen Hofrath ernannt, sein Doctorjubiläum im J. 1862 gab erwünschte Gelegenheit, den Jubelgreis zu feiern. Er war in Folge seiner wissenschaftlichen Leistungen Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften, z. B. der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 2c. geworden und starb betrauert von mehreren Töchtern und deren Familien im 76. Lebensjahre.

Vgl. Astron. Vierteljahrsschrift, Leipzig 1866, 1. Jahrgang. Bruhns.

Germar: Ernst Friedrich G., Dr., Oberbergrath und ordentlicher Professor der Mineralogie an der Universität Halle a. S., geboren am 3. November 1786 zu Glauchau bei Zwickau, gestorben am 8. Juli 1853 zu Halle a. S., entstammte einer angesehenen Kaufmannsfamilie und erhielt unter der vortrefflichen Leitung Schaubach's, eines nahen Verwandten, seine humanistische Bildung auf dem Gymnasium in Meiningen. Eine in G. früherwachte Neigung zur Naturwissenschaft, welche, durch den Umgang mit dem Schweizer Entomologen Clairville belebt, sich durch eifriges Sammeln von Insecten bethätigte, bestimmte ihn, sich dem Bergfache zu widmen. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien bezog er 1804 die Freiberger Bergakademie, wo er, ein begeisterter Schüler Werner's, mit besonderer Vorliebe sich während eines dreijährigen Aufenthaltes der Mineralogie und Geognosie zuwendete. Um sich aber auch die nöthigen juristischen Kenntnisse anzueignen, bezog G. 1807 die Universität Leipzig, wo ihn die in Freiberg fast ganz erstorbene Jugendneigung zur Entomologie aufs neue erfaßte und zu eifrigen zoologischen Studien hinlenkte. Ein öfterer Besuch in Halle a. S. brachte ihn 1808 mit dem berühmten Botaniker Kurt Sprengel in Berührung, auf dessen Veranlassung G. nach Beendigung seiner Studien in Leipzig nach Halle übersiedelte. Hier erwarb sich G. durch die Preisschrift: „Dissertatio sistens bombycum species, secundum oris partium diversitatem in nova genera distributas“ 1810 die Doctorwürde in der Philosophie und entschloß sich, die akademische Laufbahn zu betreten. Nachdem er eine längere Reise in das damals noch wenig durchforschte Dalmatien ausgeführt hatte, habilitirte er sich 1812 als Privatdocent in Halle a. S. und erhielt auch bald nach Steffens' kurz darauf erfolgtem Abgange die Direction über das Mineraliencabinet. Die plötzlich erfolgte Aufhebung der Universität (1813) unterbrach zwar seine Lehrthätigkeit, gab ihm aber für seine wissenschaftliche Thätigkeit mehr Muße, welche sich zwischen Mineralogie und Entomologie theilte. In diese Zeit fällt seine Verheirathung mit der Tochter des Rathsmeisters Keferstein, deren Brüder Christian und Adolph auf Germar's Anregung und unter seiner Anleitung sich mit den naturwissenschaftlichen Studien zu befreunden anfingen und sich zu den später sehr geschätzten Geologen und Lepidopterologen heranbildeten. Nach Wiedererrichtung der Universität der akademischen Lehrthätigkeit zurückgegeben, wurde G. 1817 zum außerordentlichen Professor für Mineralogie befördert. Inzwischen hatte er die Ergebnisse seiner dalmatinischen Reise wissenschaftlich verarbeitet, und es gelangte 1814 als eines seiner ersten größeren Werke: „Reise durch Oesterreich und Tyrol nach Dalmatien und ins Gebirge von Ragusa“, 2 Bde. mit 9 Kupfertafeln und 2 Karten, zur Publication. Durch den Reichthum an höchst schätzbaren Mittheilungen aus dem Gebiete der Entomologie erwarb sich dieses Werk die volle Anerkennung der Fachgelehrten, in geognostischer Beziehung dagegen enthält es sehr wenig Bemerkenswerthes. Als 1819 v. Raumer als Ordinarius für Mineralogie nach Halle berufen wurde, schien Germar's Stellung ernstlich bedroht. Indeß gelang es ihm bei v. Raumer's eigenthümlicher Auffassung der Mineralogie seine Lehrthätigkeit sich zu wahren und, als schon 1822 v. Raumer wieder Halle verließ, sogar 1824 die Stellung eines ordentlichen Professors der Mineralogie zu erobern. Um diese Zeit publicirte er mit Meinecke

ein für den Unterricht damals sehr geschätztes „Lehrbuch der gesammten Mineralogie“, das 1837 eine zweite Auflage erlebte und dem sich 1830 als Erweiterung sein „Grundriß der Krystallkunde“ anschloß. G. hielt zahlreich besuchte Vorlesungen über Oryktognosie, Geognosie und Entomologie, später auch über Paläontologie, mit denen er praktische Uebungen und Excursionen in Verbindung brachte. Auf dem Gebiete der Mineralogie und Geognosie sind Germar's Leistungen ohne hervorragende wissenschaftliche Bedeutung, wichtiger sind seine Arbeiten über Pflanzenversteinerungen und insbesondere über Insektenüberreste, am bedeutendsten jedoch und von bleibendem Werthe werden seine wissenschaftlichen Leistungen in der Entomologie geschätzt, der er mit Vorliebe sich widmete. Die schon während seines Leipziger Aufenthaltes käuflich erworbene berühmte Hübner'sche Insectensammlung vermehrte er mit unermüdlichem Eifer und erhob sie zu einer der bedeutendsten Privatsammlungen in Deutschland. Sie lieferte ihm das reiche Material zur Aufstellung vieler neuer, und zur kritischen Revision mancher bekannter Gattungen und Arten von Insecten, über die er in zahlreichen kleineren Aufsätzen berichtete. Gemeinschaftlich mit Kaulfuß publicirte G. 1831 eine wichtige Abhandlung über „Merkwürdige Pflanzenabdrücke der Steinkohlenformation“ (Nova act. Ac. Leop.-Car.) und Mehreres in Oken's Isis. Das bemerkenswertheste phytopaläontologische Werk ist seine „Monographie der Versteinerungen des Steinkohlengebirgs von Wettin und Löbejün“ in 8 Heften (1844—53), zu dessen Vollendung ihm Andrae und Giebel hilfreiche Hand reichten. Daran reihen sich ungleich werthvollere Arbeiten über versteinerte Insecten von Solenhofen (Nov. act. Ac. Leop.-Car. und in v. Münster's Beiträgen, V.), über Insecten der Tertiärbildungen (Z. d. g. Ges., 1849) dann über Versteinerungen aus dem Mansfelder Kupferschiefer, von Osterwedding und Wester-Egeln. Eine Beschreibung der Hemipteren des Bernsteins, auf Berendt's Veranlassung bearbeitet, ist leider nicht zur Publication gelangt. Am umfangreichsten und wohl auch wissenschaftlich werthvollsten sind seine entomologischen Schriften, deren Publikationen schon 1810 mit verschiedenen Abhandlungen über Coleopteren und Hemipteren in den Schriften der Halle'schen naturforschenden Gesellschaft (1810—11) ihren Anfang nahmen. Es folgten als größere Werke 1813—22 „Magazin der Entomologie“, 4 Bde.; die Fortsetzung von Ahrens: „Fauna insectorum Europae“, fasc. 3—24 (1817—47); „Insectorum species novae aut minus cognitae descriptionibus illustratae“ (Halae 1824); „Zeitschrift für Entomologie“ (1839—44) in 5 Bdn. Die zahlreichen kleineren Aufsätze finden sich in Thon's entomologischem Archiv (1829, II.); in Silbermann's Revue entomologique (I—V.); in der Stettiner entomologischen Zeitung (1848, III.); in der Linnaea entomologica (1848, III.), auch in Ersch und Gruber's Allg. Encyklopädie der Wissenschaften und Künste lieferte er einzelne Artikel mineralogisch-geognostischen oder entomologischen Inhalts. Als Prorector der Universität erhielt G. 1834 das Ehrendiplom eines Doctoris medicinae und für wissenschaftliche Leistungen bei dem Oberbergamte in Halle 1844 den Titel eines Oberbergraths. G. war überdies Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes, besonders zeichnete ihn die Akademie der Wissenschaften in Stockholm durch die Ernennung zu ihrem correspondirenden Mitgliede aus. In der Freimaurerloge in Halle nahm G. während 26 Jahren bis zu seinem Tode die Stelle eines Meisters vom Stuhle ein. Sein biederer Charakter, seine Heiterkeit in Gesellschaft, seine Treue als Freund erwarben ihm die allgemeine Achtung; als Lehrer zeichnete ihn weniger Tiefe der Gedanken und Fülle des Wissens, als Klarheit und Frische des Vortrags aus. Auch verstand G. im persönlichen Umgang mit seinen Zuhörern durch anregenden Zuspruch deren Eifer anzufachen und zu beleben. Besondere Verdienste erwarb sich G. während einer

40jährigen Verwaltung durch Bereicherung und Erweiterung der mineralogisch-paläontologischen Sammlung der Universität.

Ersch u. Gruber, Encykl., 1. Sect. 61. Thl., 1855 (S. 401—3). Poggendorff, Biogr. I. 885. Gümbel.

Germar: Friedrich Heinrich G., Dr. theol., geboren zu Ahrensboek in Holstein den 29. September 1776, wurde 1802 Rector der lateinischen Schule zu Glückstadt, 1809 Hofprediger zu Augustenburg und Lehrer der herzoglichen Prinzen. Im J. 1848 emeritirt starb er erst 1868 in Altona. G. betheiligte sich eifrig und mit Selbständigkeit an den theologischen Erörterungen über biblische Hermeneutik, sofern dieselben auf die Fragen nach dem Verhältniß von Vernunft und Offenbarung zurückgehen, so besonders in der Schrift: „Die panharmonische Interpretation der h. Schrift. Ein Versuch zu einer klaren und gründlichen Auflösung der Streitigkeiten in der christlichen Kirche beizutragen", Leipzig und Schleswig 1821, welchen andere dieselben Grundsätze vertheidigende Schriften folgten. Verwandter Tendenz ist noch die Schrift des Achtzigjährigen: „Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen 2c.", Zürich 1856. Außerdem Programme über Schulfragen, geistliche Casualreden, Schriftchen populär-wissenschaftlichen und gemeinnützigen Inhalts (über Fluth und Ebbe; Tafeln zur Erleichterung der Himmelskunde; über Wegebau).

Lübker-Schröder, Lexikon der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Schriftst., Nr. 377. Alberti, Nr. 570. W. Möller.

Germberg: Hermann G. (Gernberg, Gerenberg), Schriftsteller und Parömiograph zu Ende des 17. Jahrhunderts. Sein Geburts- und Sterbejahr, sowie der Ort und Gang seiner Universitätsstudien sind unbekannt. Gebürtig aus dem Lippe-Detmold'schen Dorfe Germberg, wo sein Vater ein Bauersmann war, besuchte er die gelehrte Schule zu Lemgo und erhielt dann eine Anstellung als Lehrer zu Frankenberg, darauf zu Hanau und seit 1583 als Conrector an dem kurz vorher neu gestifteten Gymnasium zu Corbach. Hier erscheint er bereits unter dem 19. Januar als Präses einer öffentlich gehaltenen theologischen Disputation, gerieth aber sehr bald über Ansichten des Glaubens in Streit mit den dortigen Predigern, die ihn schließlich bei dem Grafen von Waldeck verklagten, weil er „nach dem Heidelberger Katechismus unterrichte". Stärker noch trat diese Uneinigkeit im folgenden Jahre hervor, als die Prediger ihm abschlugen, sein neugeborenes Kind ohne Anwendung der Exorcismusformel zu taufen, wozu sie aber durch Befehl angehalten wurden. Jedoch sah sich dieses Calvinismns wegen G. veranlaßt, Corbach zu verlassen und sich um eine andere Lehrerstelle umzusehen, welche er auch bereits am 21. Juli 1584 an der neugegründeten „hohen Schule" zu Herborn als Professor der philosophischen Facultät mit einer jährlichen Besoldung von 200 Gulden erhielt. Als solcher stand er noch daselbst im J. 1587. Unter mehreren Schriften Germberg's verdient seine Sammlung von Sprichwörtern Beachtung, nicht blos des Ansehens wegen, in welcher sie in früheren Zeiten stand und das sie in gewisser Beziehung auch jetzt noch verdient, sondern auch, weil sie in noch höherem Grade als jene des Gartner (s. d.) als ein Plagiat aus den proverbialen Sammlungen des Bruno Seidelius (s. d.) sich herausstellt. Von den zwei Ausgaben erschien die erste anonym als: „Carminvm proverbialivm totius humanae vitae statum breviter deliniantium (sic)... loci communes . . . Basileae ex Officina Oporiniana a. 1576", 8. (Halle, Univ.-Bibl.), wiederholt ibid. 1582, 8. (München: St.- u. Univ.-Bibl., Freiburg im Breisgau, Augsburg und in St. Gallen). Die Vorrede in beiden Ausgaben ist mit Streichung der Ueberschrift, der Namenschiffre, sowie der ersten 18 Zeilen durchaus identisch mit der ersten Sammlung des Br. Seidelius: „Sententiae proverbiales. Ex offic. Opor.", Basil. 1568 (Weller, Ann. II. 16, 4), und

ebenso hat G. die zweite Vorrede des Seidelius völlig unverändert abdrucken lassen. Was hienach das Verhältniß dieser Sammlung zu der des letzteren betrifft, so hat allerdings die Entrüstung des Seidelius über die Eingriffe des G., der er in seinen „Paroemiae Ethic.“, 1589, Praef. Bl. A 3b Ausdruck gab, größere Berechtigung als bezüglich des Gartner. Denn außer der Vorrede ist auch der Inhalt seines Buches um ein starkes Drittheil nicht sein, sondern das Eigenthum der „Loci communes“ des Seidelius und die entlehnten lateinischen und deutschen Sprüche finden sich fast sämmtlich in beiden in einer meist bis auf die Rechtschreibung sich erstreckenden Form wiedergegeben. Insoweit sind Seidelius’ Vorwürfe allerdings begründet. Aber es sei hiemit doch nicht gesagt, daß die Sammlung seines Plagiators nicht auch ihren eigenen großen und keineswegs zu unterschätzenden Werth habe. Sie zeichnet sich sogar in manchen Beziehungen vor derjenigen des Seidelius aus, so namentlich in der besseren An- und Unterordnung der einzelnen Theile (loci comm.), durch die größere Reichhaltigkeit ihrer lateinischen Sprüche, welche an Zahl die des Seidelius beträchtlich übersteigen und durchaus sehr guten und weit zurückreichenden sprichwörtlichen Inhalts sind und endlich, daß die ihm eigenen, immerhin eine nicht unansehnliche Zahl, einen Charakter der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit tragen, der nicht selten denen des Seidelius abgeht. Woher er aber solche, namentlich die ihm eigenthümlichen deutschen Sprüche bezogen, hat er nicht angegeben, daß sie aber durchaus volksmäßig seien, wird Niemand läugnen, ebenso daß er für seine Kalendersprüche („temporum notationes“) ältere Quellen benutzt habe. Duplessis in seiner Bibliographie parémiographique (Paris 1847), S. 89, nennt das Buch Germberg’s nicht mit Unrecht „très curieux et intéressant sous plus d’un rapport“. Den Inhalt, sagt er, bilde eine große Zahl Maximen, Sentenzen und Sprichwörter und der größte Theil der lateinischen Sprichwörter sei zugleich ins Deutsche übersetzt. „Mais il renferme aussi“, fährt er fort, „et ce n’est pas la partie la moins curieuse du livre, une certaine quantité de petites pièces de poésie religieuse, inspirées par l’esprit de la réforme, et, de plus, comme complément de ces vers dogmatiques, de très vives épigrammes contre les prêtres, contre les moines, contre tout ce qui tient à l’église romaine. Ce petit volume, fort rare, est donc un véritable répertoire des opinions classiques, réligieuses et littéraires des réformés à la fin du XVI. siècle.“ Diesem Urtheile ist nur berichtigend und ergänzend beizufügen, daß nicht der größte, sondern nur ein sehr kleiner Theil der lateinischen Verse ins Deutsche übersetzt sind und daß G. wie gegen Priester und Mönche, so ganz besonders auch auf die Weiber sehr übel zu sprechen und in dieser letzteren Beziehung sein Buch eine Fundgrube ist von lateinischen Lascivitäten und Anzüglichkeiten gegen das schöne Geschlecht, vgl. S. 234—42. Die Zahl der lateinischen Sprüche beträgt, die Ueberschriften ungerechnet, 2641, die der deutschen nur 708, deren einer oft durch 8—10 lateinische illustrirt wird. Ein anderes proverbiales Buch Germberg’s, das jedoch keine deutschen Sprichwörter enthält, ist: „Proverbiorum Centuriae XIV . . . Omnia graece latineque . . . Basil. per Sebastianum Henricpetri. 1583. mense Martio.“ 8. (München, St.-Bibl., und Speyerer Lycealbibl.); es sind Auszüge aus Stobaeus und die lateinische Uebersetzung stammt aus der Feder des Hier. Wolf. Unter den anderweitigen Schriften Germberg’s sind noch zu nennen: „Daemonologia, hoc est adversus incantationem sive magiam institutio . . .“, Hannouiae 1604, 12., und „Synagoge Judaica, Hoc est, Schola Judaeorum, in qua nativitas, institutio, religio, vita, mors sepulturaque ipsorum e libris eorundem . . . descripta est“, Hannouiae 1604. Es ist dies die lateinische Uebersetzung der „Jüden Schul“ durch Joh. Buxtorf, 1603 zu Basel gedruckt; im J. 1641 kam aber die lateinische Uebersetzung des Genfer

Professors David Clericus zu Genf heraus und ebenso 1661 und 1680 (Lipenii Bibl. Theol.; Reimanni Catal. Bibl. Theolog.). Da diese aber eine verbesserte war, so ist Germberg's Arbeit nicht weiter aufgelegt worden.

Vgl. meine Abhandlung: Zur Quellenkunde des deutschen Sprichworts, in Herrig's Archiv, Bd. XL. S. 117—126. Steubing, Gesch. d. hohen Schule zu Herborn, 1823, S. 28. 37. 101. Curtze, Gesch. d. Kiliankirche zu Corbach, 1850, S. 321 ff., und dessen Beiträge zur Gesch. d. Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont, III. 12—18. J. Franck.

Germershausen: Christian Friedrich G., ein der landwirthschaftlichen Entwickelungsperiode zu Ende des 18. Jahrhunderts angehörender Schriftsteller, welcher sich um die Verbreitung gemeinnütziger, namentlich hauswirthschaftlicher Kenntnisse, dann aber auch um einen sorgfältigeren Betrieb der Schafzucht nicht geringe Verdienste erworben hat, war geboren 1725 zu Schlalach bei Treuenbrietzen, starb daselbst 1810 als Pfarrer. Er schrieb: „Der Hausvater", 5 Thle., 1783—86; „Oekonomisches Reallexikon", 4 Bde., 1795—99; „Die Hausmutter in allen ihren Geschäften", 5 Bde., 1777—81, 4. Aufl. 1811; dasselbe im Auszug: „Die Hausmutter im Küchen- und Kräutergarten", 2. Aufl. 1814; „Hausmutter-Kalender über die vorfallenden Geschäfte", 1782; „Entwürfe und Kostenberechnung zur Meublirung der Wohngebäude", 1783; „Das Ganze der Schafzucht", 2 Thle., 1789—91, 3. Aufl. von Pohl, 1818.

Löbe.

Gern: Johann Georg G., bedeutender Opernsänger und als solcher vorzüglicher Bassist, geboren am 20. März 1757 zu Rottendorf bei Würzburg, starb am 11. März 1830 zu Berlin. Der nachmals so große Bühnenkünstler hatte sich anfänglich dem Studium der Theologie gewidmet, allein die Mittellosigkeit seiner Eltern, die ihm das Fortsetzen desselben zur Unmöglichkeit machte, veranlaßte ihn seine schöne Stimme erst als Chorknabe auszunutzen und später auf der Bühne zu verwenden. 1780 debutirte er auf dem Mannheimer Nationaltheater als Bellemont in der Oper „Rosamunde" und wurde dem Institut für komische Rollen im Singspiel, und Nebenrollen im Schauspiel gewonnen. Seine Stimme entfaltete sich hier zu immer größerer Schönheit, und auch sein Spiel wurde durch den Umgang mit den bedeutenden darstellenden Kräften der berühmten Bühne zu einem trefflichen. 1794 veranlaßten ihn die üblen politischen Verhältnisse den bisherigen Kreis seiner Wirksamkeit aufzugeben, worauf er 1795 einem Ruf nach München an das dortige Hoftheater folgte. Sieben Jahre später wurde er von Iffland bestimmt, an Stelle des Bassisten Rau in den Mitgliederverband des Nationaltheaters in Berlin zu treten, wo er schon am 23. Mai 1791 als Leporello und auch später (1798) mit Erfolg aufgetreten war. Er debutirte in Berlin am 11. Mai 1801 als Sarastro, gewann sich bald die Gunst des Publikums, zu dessen erklärtem Liebling er durch seine meisterhafte Darstellung des Micheli in Cherubini's dreiactiger Oper „Der Wasserträger" (15. März 1802) wurde. Bis 1816 außerordentlich thätig, groß in seinen Leistungen (Abbé Lataignant, Osmin, Sarastro, Geront u. A.) trat er später weniger auf und schied 1829 am 30. December als Gordon in „Wallensteins Tod" von der Bühne. An seinem Jubiläumstag (Januar 1830) erhielt der gefeierte Künstler außer andern Zeichen verdienter Anerkennung vom König die große goldene Verdienstmedaille und Zusicherung seines vollen Gehalts auf Lebenszeit. Leider war ihm der Genuß dieser Vergünstigung nur sehr kurze Zeit gegönnt, schon am 11. März 1830 verstarb er. Zelter's Urtheil charakterisirt den „redlichen Baßsänger Gern" am besten, derselbe schreibt von ihm an Goethe: „Seine Stimme war von der Milde, Kraft und Schönheit eines Gottes ... Er war auch ein guter Schauspieler; sein Bruder Lorenzo in

Romeo und Julie, sein Wasserträger unvergleichlich. Wenn er an der Liedertafel die Generalbeichte sang und die Absolution sprach, war man der Sünde ledig.“ — Aus der glücklichen Ehe Joh. Georg Gern's mit der Tochter eines angesehenen Beamten in Mannheim entsproß:

Albert Leopold G., namhafter Komiker, zum Unterschied von seinem Vater, dem „alten G.“, der „junge G.“ genannt, geboren am 12. November 1789 zu Mannheim, starb am 25. Februar 1869 zu Berlin. Obgleich Theaterkind und früh Neigung zur Bühne zeigend, mußte Albert doch der Bestimmung seines Vaters gemäß zunächst einen anderen als den Beruf des Künstlers wählen. Der junge Mann ergriff das Baufach, nachdem er das Examen als Feldmesser bestanden hatte. Die 1807 über Preußen hereinbrechende Unglückszeit beraubte auch den jungen Feldmesser seiner Thätigkeit, so daß ihm nun endlich der Vater die Erlaubniß, die Bretter betreten zu dürfen, nicht mehr versagte. Ein Schüler des großen Iffland debutirte er 1807 am 11. September mit dem Visitator in Kotzebue's „Indianern in England“ auf dem Berliner Nationaltheater. G. bewies dabei eine solche Beanlagung, daß ihn sein Lehrer, der den Samuel gab, im Charakter seiner Rolle zufrieden auf die Schulter klopfte. Auch das Publikum schloß sich der damit ausgedrückten Anerkennung an und bereits andern Tages erhielt G. einen Contract als Volontär ohne Gehalt; wenige Monate später einen solchen mit der allerdings bescheidenen Jahresgage von 120 Thalern. Iffland ließ seinen Schüler auch in der Folge nicht aus den Augen und widmete ihm eine fördersame Aufmerksamkeit. Eigenthümlich genug brachte er den Anfänger mehr und mehr in ein ernstes Fahrwasser, so daß wir den späteren Komiker voll unwiderstehlichen Humors am 20. August 1810 als Franz Moor auftreten sehen, eine Rolle, die er Iffland'schen Traditionen treu, und auch in anderen Städten außer Berlin mit Beifall gab. Außer dem Franz Moor spielte G. den König im „Hamlet“, Talbot, Raoul, La Hire, Duchatel, Thibaut d'Arc, Alba, Domingo, Burleigh, Melvile, Kent, Shrewsbury u. a. Indeß nicht allzulang gehörte er diesem Fache an und richtete bald sein Hauptaugenmerk auf komische Rollen, die er vielfach unvergleichlich gab, auch auf chargirte, die ihm nicht minder gelangen. Dabei blieb G. immer Künstler und ließ sich selbst in burlesken Stücken zu keinen Uebertreibungen verleiten, deshalb gibt ihm auch Laube das so einfach klingende und doch so beredte Lob, er sei bei starker Fülle komischer Kraft einfach verblieben. Wie groß die ihm innewohnende schöpferische Kraft war, beweist die jahrelang unverwüstliche Figur des Schelle in Raupach's „Schleichhändlern“, dann auch im „Nasenstüber“, „Zeitgeist“ und „Schelle im Mond“ wiederkehrend, und die mehr als dem Dramatiker, dem Künstler G. ihre Popularität verdankt. Bis zum J. 1848 kamen diese Schelle-Komödien ca. 250 Mal an dem Hoftheater zur Aufführung. Aber auch durch zahlreiche andere Leistungen ist G. in der Theatergeschichte unvergeßlich geworden, in der von Berlin besonders durch seine Schöpfung localer Charaktere, die damals zuerst in der jetzigen Hauptstadt Deutschlands auftauchten. Sein Christian in den „Damenhüten im Theater“, wie sein Onkel aus der Pfefferbude im „Stralauer Fischzug“ (beide von Jul. v. Voß) eröffneten eine Reihe von Figuren, die, dem alten Berliner unvergeßlich, zu dem Komischsten gehörten, was jemals auf den Brettern erschienen. Holtei schrieb für den gefeierten Komiker den Referendarius in den „Wienern in Berlin“, den Bäckermeister in den „Berlinern in Wien“, Blum schuf für ihn die gelungene Kinderfrau Lina im „Stündchen vor dem Potsdamer Thor“, den Marocco in „Bär und Bassa“ u. a. m. Mit besonderer Feinheit und Wahrheit der Charakteristik gab er den Criminalrath Scharf in Bauernfeld's Lustspiel „Das Liebesprotocoll“. Neben diesen leichteren trat aber G. auch in gewichtigeren

Rollen auf, so nach dem Tode seines Meisters Iffland in den von diesem bis dahin gespielten Harpagon, Langsalm ꝛc., nach dem Ableben Unzelmann's in den von letzterem früher innegehabten Partien, wie Staar in den „Kleinstädtern", Matz im „Intermezzo" u. a. Das Charakteristische des Gern'schen Talents bestand in der Ursprünglichkeit und Frische, das wahr empfand, wo Andere reflectiren, das dabei mit Schärfe zu Werke ging, fein markirte und der Natur bis in ihre Einzelheiten zu folgen wußte. G. gehörte von seinem Debut an bis zu seinem Abschied von der Bühne dem Berliner Hoftheater an, volle 58 Jahre. Bis 1857 den 1. August spielte er an 7805 Abenden in 744 Rollen. War G. auch lediglich Mitglied des Berliner königl. Instituts, so hat er doch auch auf allen bedeutenden Bühnen (Wien, Dresden, München, Stuttgart, Weimar, Hannover, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Kassel, Hamburg, Braunschweig, Breslau, Frankfurt a./M., Königsberg ꝛc.) Gastrollen gegeben und überall Beifall gefunden. Am 30. October 1847 beging der Künstler sein 40jähriges, am 11. September 1857 sein 50jähriges Kunstjubiläum, erst am 1. November 1865 trat er in den Ruhestand, und nach zweijährigem schmerzensreichem Siechthum starb der ewig „junge G." am 25. Februar 1869.

Vergl. außer lexikalischen und anderen Gesammtwerken namentlich: A. Heinrich, Almanach für Freunde der Schauspielkunst, XII., Berlin 1848, S. 66—69. Desselben Deutscher Bühnen-Almanach, XXII., ebd. 1858, S. 69—79. A. Entsch, Deutscher Bühnen-Almanach, XXXIV., ebd. 1870, S. 125—134. Joseph Kürschner.

Gernard, des seltenen Namens wegen oft verschrieben in Bernhard oder Gerhard, gest. am 16. Januar 1245; Domdechant zu Bremen seit 1230, seit 1218, wenn nicht früher, Custos oder Thesaurarius derselben Kirche, war wesentlich thätig bei der Stiftung und Entwickelung des Cisterzienserinnenklosters Lilienthal bei Bremen seit 1220, und da dessen Stiftung mit den Stedingerkriegen zusammenhängt, auch ganz besonders durch die Dominicaner gefördert wurde, so sehen wir ihn in jene Ereignisse verflochten, wie diesem Orden befreundet. Von größter Wichtigkeit wurde er für die Bremer Diöcese durch die Anordnung der 12 Obedienzen, welche er im Auftrage des Cardinallegaten Otto de Carcere Tulliano, des späteren Cardinalbischofs von Porto 1230 entwarf und bestätigt erhielt. Es scheint fast, als sei er zu diesem Zwecke zum Decan ernannt worden. Diese Eintheilung und die von G. zum Theil mit Hülfe des päpstlichen Pönitentiars, des Dominicanerbruders Johannes, gemachten Einrichtungen erhielten sich im Wesentlichen bis zur Säcularisation 1648.

Vergl. Lappenberg, Bremer Geschichtsquellen, Anhang. v. Hodenberg, Diöcese Bremen III. und Bremer Geschichtsquellen I. Archiv des Stader Vereins V. S. 446. Krause.

Gernhard: Bartholomäus G., geb. 1525 in Neustadt a. O., † den 31. März 1600 als Pfarrer in Oberweimar. Spärliche Nachrichten über seine Jugend beurkunden, daß er in Eger und Leipzig studirte, sich zuerst der Rechtswissenschaft befleißigte, diese aber später mit dem Studium der Theologie vertauschte. — 1544 wurde er an der Arnstädter Schule angestellt, 1545 in ein geistliches Amt nach Königsee und 1553 in ein solches nach Stadtilm berufen. 1557 erhielt er als tüchtiger und beliebter Kanzelredner von der Gräfin Katharina von Schwarzburg, „der Heldenmüthigen", geb. Fürstin von Henneberg, den Ruf zum Pfarrer nach Rudolstadt. Hier widmete er als eifrigster und ehrlicher Lutheraner alle Kraft seiner amtlichen Thätigkeit, wurde aber auch der Urheber und Führer des die ganze Bewohnerschaft Rudolstadts und der Umgegend aufregenden, merkwürdigen Wucherstreits, welcher hier mehr als in anderen thüringischen Ortschaften seinen Höhepunkt erreichte. Ganz die Ansicht Luther's in

Bezug auf die von geliehenen Kapitalien zu entnehmenden Zinsen theilend, machte er im J. 1564 seine geistliche Strenge zuerst gegen zwei Edelleute geltend, welche er in seinem Sinne als „Wucherer“ bezeichnete und demgemäß mit unbeugsamer Härte vom Genusse des heiligen Abendmahles ausschloß. Ihm stimmten Rudolstadts und Blankenburgs Geistliche bei. Dem Wunsche der Gräfin, ein milderes Verfahren einzuschlagen und dadurch Unruhen und Spaltungen in den Gemeinden zu vermeiden, glaubten sie nicht Folge geben zu dürfen und so bildeten sich sofort Parteien für und wider die Geistlichen, durch welche der kirchliche Friede ebenso gestört ward, wie eine Unzufriedenheit zwischen den verwandten, gräflichen Herrschaften in Arnstadt und dem Rudolstädter Kirchenregimente hervorgerufen wurde. Die Versuche, auf friedlichem Wege durch Einholung von Urteln verschiedener Universitäten die Streitigkeiten beizulegen, mißlangen vollständig, da auch die eingegangenen Gutachten von Leipzig, Wittenberg, Jena, Erfurt, Marburg, Tübingen, sowie die von einzelnen hervorragenden theologischen Corporationen, wie von den Mansfelder, Eisleber, Nordhäuser, Waldeckschen Theologen, endlich Privaturtheile, wie von Merlin in Coburg, N. Amsdorf in Eisenach, Simon Musäus in Gera — das Vorgehen Gernhard's theils billigten und gut hießen, theils als das richtige bezweifelten. Um so unbeugsamer blieb daher der Pfarrer von Rudolstadt, um so enger zog er die Grenzen seines kirchlichen Bannes, unbekümmert um die Verfügungen der weltlichen Obrigkeit. Um jedoch den ihm gegenüber sich häufenden Anfeindungen zu entgehen, bat er die Gräfin um seine Entlassung, welche ihm aber nicht gewährt wurde, da auch der Stadtrath Fürsprache für ihn einlegte. Die alten Streitigkeiten wurden somit fortgesetzt, neue brachen aus, bis Graf Günther „der Streitbare“, welcher 1565 aus Dänemark zurückgekehrt war, sämmtliche Geistliche aus Rudolstadt und Blankenburg nebst den Stadträthen auf einen Tag nach Arnstadt und später auf einen solchen nach Gehren zu endlichem Bescheide befahl. Das Resultat, nachdem die Streitigkeiten bitterer und persönlicher geworden, auch nicht ohne Einfluß auf verschiedene Verhältnisse und Rechte der Gräfin ihren Verwandten gegenüber geblieben waren, gipfelte sich in der Entlassung der Geistlichen, doch nicht in der Aenderung ihrer Ueberzeugung, namentlich nicht in der Gernhard's. Die Stellen wurden anderweitig besetzt und die Ruhe somit wieder hergestellt. Gernhard's Leben war nachher noch ein sehr bewegtes. Er folgte 1567 einem Rufe an den weimarischen Hof, begleitete 1568 den Herzog Johann Wilhelm als Feldprediger nach Frankreich und wohnte 1570 dem Reichstage zu Speier bei. Zufolge der von Kurfürst August angeordneten Kirchenvisitation verlor er nebst vielen des Flacianismus beschuldigten Geistlichen 1573 seine Stelle, lebte in Zellerode und Gera, bis er 1577 unter dem Schutze der Herzogin Dorothea Susanna wieder zurückberufen wurde. 1581 wiederum aus Weimar vertrieben, lebte er in Pirna und Borna als Superintendent, wurde aus Meißen durch den Calvinismus vertrieben, hielt sich dann in Eisleben, Halle, Zwickau und Naumburg auf, bis er 1591 auf Wunsch der Herzogin Dorothea Susanna als Pfarrer nach Oberweimar kam, wo er den 31. März 1600 starb. — Im Drucke erschienen von G. theologische Schriften auf den Katechismus, auf Erbauung und Kirchenzucht bezüglich.

Vgl. hierüber das Nähere in der Abhandlung: B. Anemüller, M. Bartholomäus Gernhard und der Rudolstädter Wucherstreit im 16. Jahrhundert, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Gräfin Katharina der Heldenmüthigen 2c., Schulprogramm, Rudolstadt 1861, dem die handschriftlichen Quellen der Archive von Gotha, Weimar und Rudolstadt zu Grunde liegen; Zeibig's Katechismushistorie; Wetten, Gesch. der berühmten Residenzstadt Weimar;

Brückner, Beschreibung des Kirchen- und Schulenstaates im Herzogthum Gotha, 3. Theil; Hesse, Verz. schwarzb. Gelehrten aus dem Auslande, 3. St. 1833, Schulprogramm. Anemüller.

Gernhard: August Gotthilf G., Philolog und Schulmann, geb. am 4. März 1771 in Naumburg, † am 4. März 1845 in Weimar. Er besuchte die sogenannte Stadtschule seiner Vaterstadt und erfreute sich dort des anregenden Unterrichts des Rectors Ilgen, der ihn als einen der fleißigsten und tüchtigsten Schüler auszeichnete. 1795 bezog er die Universität Leipzig, wo er sich besonders an Beck und G. Hermann anschloß. Der erstere nahm ihn 1797 in die philologische Societät auf; in dem zweiten Bande der „Commentationes“ veröffentlichte er seine ersten gelehrten Arbeiten „Observationes in Sophoclis Philocteten“ und „in locos quosdam Ciceronis“. Kießling, Erfurdt, Schott und Tzschirner waren unter seinen Studiengenossen. 1800 wurde er Subrector in Naumbnrg und rückte in das Conrectorat auf. Aus dieser Stellung wurde er 1811 von dem Rathe der Stadt Freiberg zur Leitung der dortigen Schule berufen, die Bürgerschule, Schullehrer-Seminar und Gymnasium in sich vereinigte. Er übernahm die Anstalt, als sie sich in einem sehr traurigen Zustande befand, und wußte nicht nur die Zucht zu bessern, sondern auch den wissenschaftlichen Geist zu heben und dadurch die Zahl der Schüler zu vermehren. Er begründete 1814 eine Speiseanstalt für arme Schüler, die als „Gernhard’scher Tisch“ noch jetzt besteht. Auf die Mängel in der Einrichtung der sächsischen Gelehrtenschulen machte er mit scharfem Blicke aufmerksam, ohne eine Abstellung derselben damals (1819) zu erreichen. Der dankbare Rath hatte schon beschlossen, für ihn das Prädicat als Professor zu beantragen, als er 1820 den Ruf als Director des Gymnasiums in Weimar erhielt und auch gern annahm. Fünfundzwanzig Jahre fast ist er in diesem Amte wirksam gewesen und hat sich der Liebe und Verehrung zahlreicher Schüler erfreut. In der Zucht zeigte er nachsichtige Milde; er wollte mehr durch Ermahnung und Warnung, als durch Stockschläge und Schimpfworte (diese Zuchtmittel hat er sofort beseitigt) einwirken und wurde nur in den späteren Lebensjahren zu nachsichtig. Als Lehrer ging er besonders auf die rhetorische und psychologische Analyse der alten Schriftsteller ein, verlor sich aber dabei öfter in die dialectische Entwicklung einzelner Begriffe und setzte die ganzen Gedankenreihen bei Seite. Aber die Schärfe des Denkens hat er durch seine Methode vortrefflich gefördert. Die Regierung sprach ihre Anerkennung durch Ertheilung des Titels Consistorialrath aus. Die jährlichen Programme, welche er regelmäßig schrieb, sind hauptsächlich grammatischen Inhalts; einzelne wurden auch in den philologischen Zeitschriften abgedruckt, er selbst hat sie 1836 in den „Opuscula“ gesammelt. Dabei fehlen aber die Freiberger Programme, die lateinischen Reden und Gedichte. Umfassendere Arbeiten sind nur Ausgaben einiger philosophischen Schriften Cicero’s, die weniger die Kritik des Textes, als die Erklärung, namentlich die grammatische berücksichtigen. Die „Officia“ erschienen 1811, „Cato maior et Paradoxa“ 1819 (hier sind auch ziemlich werthlose Handschriften benutzt) und „Laelius“ 1825. Diese Wahl hängt mit seinem ganzen Charakter eng zusammen. Strenge Pflichterfüllung und wahrhafte Gottesfurcht, Biederkeit und Bescheidenheit, edle Humanität und Menschenfreundlichkeit zeichneten ihn aus. Ein Bild von ihm hat J. Fr. Röhr, der Ephorus des Gymnasiums, in der Gedächtnißrede (Weimar 1845) gezeichnet; eine Biographie wurde von seinem Sohne Dr. med. Robert G. erwartet, ist aber nicht erschienen. Eckstein.

Gernler: Lucas G., am 19. August 1625 zu Basel geboren, machte, nachdem er seine theologischen Studien beendet, große Reisen über Genf nach Frankreich, Holland und Deutschland, übernahm hierauf (1649) nacheinander

verschiedene Predigerstellen seiner Vaterstadt (zuletzt die des Antistes am Münster) und wurde schließlich (1656) Professor der Dogmatik, später des Alten Testamentes daselbst, als welcher er am 9. Febr. 1675 starb. G. gehörte zu den streitbarsten Verfechtern der reformirten Orthodoxie seiner Zeit. An der Abfassung des „Syllabus controversiarum“ (eine Darstellung der reformirten Kirchenlehre in 588 Thesen, welche fernerhin den akademischen Disputationen als Grundlage dienen sollte) und der berüchtigten „Formula consensus Helv.“ war er wesentlich betheiligt. Ebenso war die ungünstige Aufnahme, welche der edle Schotte Duräus mit seinen Unionsprojecten (1662 und 1666) in Basel fand, vorzugsweise durch ihn veranlaßt. Doch war G. nicht nur ein stets kampffertiger Polemiker, sondern auch ein eifriger und erbaulicher Prediger, der die Interessen des praktischen Lebens nie aus den Augen verlor. So sorgte er für Errichtung eines Waisenhauses, für Erweiterung des Gymnasiums zu Basel um eine Classe ꝛc.

Vgl. über ihn (Herzogs) Athenae Rauricae, Basel 1778, S. 48—50 und Hagenbach, Gesch. der Basler Confession, Basel 1827, S. 167 ff.

Heppe.

Gernold: Wolf G., Dichter des 16. Jahrhunderts; aus Würtemberg gebürtig. Er war, wie er selbst erzählt, blind, und dichtete von etwa 1530 bis nach 1543. Am Schlusse eines zum Theil recht hübschen und frischen Liedes, welches die „Himmelsstraße“ genannt ist und dessen einzelne Strophen mit je einem Buchstaben des Alphabetes beginnen (bis W reichend), nennt er sich „Wolf Gernold, der leider nicht gesieht“. Ein anderes geistliches Lied ist eine „Vermanung zur Besserung unsers sündlichen Lebens“, auch dies ist ein Alphabetlied, das aber nur bis zum N reicht. Ein drittes, auf den Tod und zum Andenken des Pfalzgrafen Ludwig, ist nach einer einleitenden Strophe ebenfalls alphabetisch angelegt (von A bis O) und nennt in der Schlußstrophe mit ganz gleichen Worten wie das erste den Namen des Dichters. Ein viertes gleichfalls alphabetisch (A bis S) behandelt die Geschichte eines dreizehnjährigen Mädchens im Bisthum Speier, „welches in dreien Jahren nichts gessen noch getrunken hat“. Dialogisch gehalten ist der Spruch von dem Tode und dem Blinden; in einem späteren Druck ist an Stelle des Blinden das „menschliche Leben“ getreten und dadurch die individuelle Beziehung beseitigt. Auch hat er Auslegungen des Vaterunsers, des Ave Maria und des Glaubens verfaßt, die recht hübsch sind.

Vgl. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 3, S. 763—69. Goedeke, Grundriß S. 238. 1158. K. Bartsch.

Gernspeck: Hans G., Meistersänger des 15. Jahrhunderts; wahrscheinlich aus einer Familie, die dem badischen Städtchen Gernsbach entstammte (wie Winsbecke einen aus dem Geschlechte Winsbach bezeichnet). Er erscheint in der Kolmarer Liederhandschrift als Verfasser eines im „langen Tone“ Frauenlob's gedichteten fünfstrophigen Gedichtes, welches den in dieser Handschrift häufig vorkommenden Titel „Ein ewig Wort“ führt, womit Gedichte religiösen, theologischen Inhalts, namentlich über die Dreieinigkeit bezeichnet werden.

Vgl. Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift S. 185 f.

K. Bartsch.

Gero, Markgraf, von unbekannter Herkunft aber wahrscheinlich einem im nördlichen Theile des Gaues Suevon ansässigen und begüterten Geschlechte entsprossen, ward im J. 937 von König Otto I. mit der durch den Tod des Grafen Siegfried erledigten Legation gegen die Wenden betraut, ein Amt, welches sich unter seiner Verwaltung durch fortgesetzten Kampf gegen das Slaventhum bald zu einer Markgrafschaft im späteren Sinne des Wortes umgestaltete.

Otto übertrug ihm im J. 939 den Krieg gegen die wendischen Stämme an der mittleren Elbe und unteren Saale, und schon im J. 941 hatte G. theils durch die Erfolge seiner Waffen theils durch den Verrath des Hevellerfürsten Tugumir in Brandenburg den größten Theil dieser Stämme bis gegen die Oder hin der deutschen Herrschaft unterworfen. Gestützt auf zahlreiche in dem Gebiete der Wenden angelegte Burgwarde und durch die Begründung der Bisthümer Havelberg (946) und Brandenburg (948) in seinem Streben nicht unwesentlich unterstützt, schien er schon damals der Erreichung seines Zieles, der völligen Unterjochung der Wenden, nahe, als der grausame Bürgerkrieg, in welchen Deutschland nach Otto's Rückkehr von seinem ersten italienischen Zuge durch den Ehrgeiz seines Sohnes und Eidams gestürzt wurde, und der große Ungarneinfall des J. 955 die unterworfenen Stämme noch einmal zu einer großen allgemeinen Erhebung ermuthigten. Allein sie wurden nach Otto's Siege über die Ungarn bei Augsburg an dem Flusse Raxa (meist für die Reckenitz im Mecklenburgischen gehalten) am 16. October des genannten Jahres in einer großen Schlacht, welche, obschon der König selbst beim Heere war, doch unter Gero's persönlicher Leitung geschlagen ward, vollständig besiegt und nun ihre Unterwerfung durch eine Reihe von Feldzügen in den nächstfolgenden Jahren vollendet. Nachdem im J. 963 noch einmal die Lusici (Lausitzer) sich empört, aber durch G. in einem blutigen Treffen überwunden worden waren, konnte das ganze Land bis zur Oder als vollständig unterworfen angesehen werden, ja G. nöthigte durch die von ihm an den Grenzen Polens eingenommene drohende Haltung den König dieses Landes, die Oberhoheit des deutschen Reiches anzuerkennen. Bald nach diesen Erfolgen zog sich der „große Markgraf“, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, von den öffentlichen Angelegenheiten mehr und mehr zurück. Nachdem ihm die beiden Söhne im Tode vorausgegangen, verschied er am 20. Mai 965 und ward in der jetzt in reicher Weise restaurirten Kirche des von ihm gestifteten und mit seinem ganzen Erbe ausgestatteten Frauenklosters Gernrode am Nordostsaume des Harzes begraben. — Die gleichzeitigen Annalisten, so dürftig ihre Nachrichten über G. sind, lassen doch erkennen, daß er eine der hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit war: hart, rücksichtslos, ja grausam gegen seine Feinde, aber freigebig, tapfer und in einer Zeit, da Verrath und Abfall auf der Tagesordnung standen, seinem kaiserlichen Herrn in unerschütterlicher Treue ergeben. In Lied und Sage lebte sein Name noch lange bei dem Volke fort. Das große Grenzgebiet, das er verwaltet hatte, ward nach seinem Tode in sechs kleinere Marken zersplittert.

S. v. Leutsch, Markgraf Gero, 1828; v. Heinemann, Markgraf Gero, 1860. v. Heinemann.

Gero: Erzbischof von Köln (969—976), stammte aus einem angesehenen sächsischen Grafengeschlecht. Sein Vater Christian war Graf im Schwabengau und Serimunt, seine Mutter Hidda eine Schwester des berühmten Markgrafen Gero, sein Bruder Markgraf Thietmar heirathete eine Tochter Herzog Hermanns von Sachsen. Nach dem Tode Erzbischof Folkmars (18. Juli 969) wurde er von Klerus und Volk zu Köln als dessen Nachfolger gewählt. Obwol er kaiserlicher Caplan war, soll Otto der Große ihm anfänglich aus Unzufriedenheit mit dem Markgrafen Thietmar die Bestätigung verweigert haben; wann diese erfolgte, ist unsicher. Otto hatte seine Nachgiebigkeit nicht zu bereuen und hat G. später besonders ausgezeichnet. Ende 971 schickte er ihn an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft nach Constantinopel um die Prinzessin Theophano abzuholen, welche April 972 in der römischen Peterskirche mit Otto II. vermählt wurde. Im September betheiligte sich G. an der Ingelheimer Synode, im folgenden Jahre erwies er seinem Kaiser im Magdeburger Dom die letzte Ehre.

Sonst liegen über ihn fast nur einige Nachrichten kirchlicher Natur vor. Er stiftete das Kloster Gladbach bei Neuß, worüber uns eine anmuthige Erzählung erhalten ist, sowie, gemeinsam mit seinem Bruder, das Kloster Dammersfeld im Harz (970). Er starb 976. Nach einer zuerst bei Thietmar von Merseburg begegnenden Erzählung wäre er scheintodt beerdigt worden.

Ennen, Gesch. der Stadt Köln I, 255. Köpke-Dümmler, Kaiser Otto der Große 388 ff. Ueber die an seinen Tod anknüpfenden Sagen vgl. Pick's Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung I, 77.

Cardauns.

Gero: Erzbischof von Magdeburg, † 22. Octbr. 1023, entstammte einer angesehenen Familie der Diöcese Magdeburg; sein Vater wird Dedo von Gutenwegen (de Wodeneswege) genannt; ein Bruder seiner Mutter Eilika, des Namens Konrad, hatte im Magdeburger Klerus und im Vertrauen Kaiser Ottos III. eine hervorragende Stellung eingenommen. Der junge G. trat in die Kapelle König Heinrichs II. und wurde von diesem nach dem Tode Walthard's am 22. Septbr. 1012 auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg erhoben, nachdem sein von den Wahlberechtigten aufgestellter Gegencandidat die königliche Bestätigung nicht erhalten hatte. Im October erhielt G. vom Papste das Pallium. Hauptsächlich hinsichtlich der Verwickelungen, welche zwischen Heinrich II. und Boleslav von Polen bestanden, griff G. in die Politik des Reiches bestimmend ein, wie das die Lage seines Erzstiftes von selbst mit sich brachte. Nachdem er im November 1014 wie wir annehmen, sich zwar mit Recht, aber doch vergebens im Rathe des Kaisers der Freigebung Meckos, des Sohnes des Polenherzogs widersetzt hatte, gehörte er auf dem polnischen Feldzuge von 1015 zu den Führern der Nachhut, die auf dem Rückzuge von den Polen überfallen wurde und trotz der Tapferkeit der magdeburgischen Schaar eine schwere Niederlage erlitt; G. selbst entkam nur mit Mühe zum Kaiser. Im Anfang des J. 1017 war G. nebst anderen Fürsten zu Verhandlungen mit Boleslav beauftragt, die indeß erfolglos blieben; darauf nahm er im Juli an dem Feldzuge des Kaisers nach Polen Theil und vermittelte nach dessen ungünstigem Ausgang im Januar 1018 den Frieden mit Boleslav zu Bautzen. Mit den benachbarten sächsischen Großen, geistlichen wie weltlichen Standes lag G. vielfach in Fehde, so 1016—18 mit dem Markgrafen Bernhard von der Nordmark, um dieselbe Zeit mit dem Markgrafen von Meißen; im Novbr. 1022 gerieth er auch mit dem Bischof Arnulf von Halberstadt aus uns unbekannter Veranlassung in Gegenwart des Kaisers in heftigen Zwist; dagegen hatte er sich mit dem Bischof Thietmar von Merseburg schon im J. 1015 über die zwischen den beiden Hochstiften streitigen Güter verglichen. In Magdeburg hat er sich während seines Episcopats durch verschiedene Kirchbauten, insbesondere für das St. Johanniskloster, und durch die Vollendung der von Otto I. begonnenen Ummauerung der Stadt einen Namen gemacht. G. starb am 22. Octbr. 1023; sein Nachfolger war der Würzburger Domherr Hunfried.

Thietmar von Merseburg, Ann. Magdeburgenses und Quedlinburgenses, vgl. v. Mulverstedt, Magdeb. Regesten Bd. I. Hirsch, Jahrbücher Heinrichs II., Bd. II. und III.

Breßlau.

Gerold, Graf, Schwager Karl des Großen, † 1. September 799. Er war ein Schwabe, ein Bruder von Karls Gemahlin Hildegard († 30. April 783) von der wir wissen, daß sie von sehr edler Herkunft war und durch ihre Mutter Imma dem früheren alamannischen Herzogsgeschlechte angehörte. In Urkunden aus den Jahren 786 und 790 kommt G. als Graf in der Baar (Berchtoldsbaar) vor. Bei der Ordnung der Verhältnisse Baierns, nach der Absetzung des Herzogs Tassilo, stellte Karl ihn an die Spitze dieses Landes. Als Praefectus

Baioariae und Markgraf der Ostmark nahm G. hervorragenden Antheil an dem Kriege gegen die Avaren, dessen Fortführung nach dem Jahre 791 Karl hauptsächlich ihm und dem Markgrafen Erich von Friaul (s. d.) sowie seinem Sohne dem Könige Pippin von Italien überließ. Im Jahr 799 sah sich Karl jedoch sowohl Gerolds als Erichs beraubt. G. fiel in einem Treffen mit den Avaren am 1. Septbr. 799. Nach Einhard, welcher den Hergang in seinem Leben Karls am ausführlichsten erzählt, wurde der Graf getödtet, als er zu Roß seine Streitmacht zum Kampfe ordnete und ermahnte. Auch Alkuin zeigt sich in einem Briefe an den Erzbischof Arno von Salzburg tief erschüttert von dem gleichzeitigen Verluste der beiden wackeren Heerführer, „der tapfern Männer, welche die Grenzen des christlichen Reichs hüteten und erweiterten.“ Abgesehen von dem Kriege gegen die Avaren, soll G. auch an den Kämpfen gegen Sachsen und Slaven theilgenommen haben. Seine Gebeine wurden nach Reichenau gebracht und dort bestattet. Dies Kloster hatte G., welcher keinen Erben hinterließ, nämlich mit reichen Besitzungen bedacht und blieb daselbst in gefeiertem Andenken. Seine Grabschrift ist vielleicht von Walahfrid Strabo verfaßt; in der Vision des Wettin wird er sogar zu den Märtyrern gezählt, weil er in der Vertheidigung der Christenheit gegen Ungläubige den Tod gefunden hatte. Auch dem Kloster St. Gallen hatte G. schon früher eine reiche Schenkung übertragen, und selbst die Stiftung einer Kapelle in Paderborn scheint ihm zugeschrieben zu werden. Spätere Quellen nennen ihn den frommen Bannerträger (signifer) Karls des Großen; die Sage, in der sein Name fortlebte, machte G. zum Herzog von Schwaben und wollte es auf ihn zurückführen, daß die Schwaben das Ehrenrecht des Vorstritts in den Reichskriegen erhielten (s. besonders den Schwabenspiegel). — Als ein Bruder Hildegards und Gerolds wird der Graf Ulrich im Argengau und Linzgau, Stammvater der Grafen von Bregenz und Buchhorn, genannt. Von diesem erzählt der Mönch von St. Gallen die bekannte Anekdote, wie er nach dem Tode seiner Schwester bei Karl in Ungnade fällt, jedoch infolge einer Erinnerung an die geliebte Frau (wie Einige verstehen, durch den Reim eines Spielmannes) von demselben sogleich wieder zu Gnaden aufgenommen wird.

Vgl. namentlich Stälin, Wirtembergische Gesch. I. 246—247.

B. Simson.

Gerold, Bischof von Oldenburg (Lübeck) 1155—63, einer der verdientesten Vorkämpfer christlicher und deutscher Cultur in den slawischen Landschaften jenseits der Elbe und besonders in Holstein. Gerold’s Herkunft und Geburtsjahr sind unbekannt. Gelehrt, sittenstreng und zur Ascese geneigt, war G., bisher Vorsteher der Klosterschule und Canonicus zu Braunschweig, im Begriff als Mönch in das Kloster Riddagshausen einzutreten, als er auf Empfehlung der Herzogin Clementia, der Gemahlin Heinrichs des Löwen, die für ihren in Italien abwesenden Gemahl Sachsen verwaltete und G. als herzoglichen Caplan kennen und schätzen gelernt hatte, als Nachfolger des am 12. Decbr. 1154 verstorbenen hochverdienten Vicelin zum Bischof von Oldenburg in Holstein erwählt wurde. Erzbischof Hartwig I. von Bremen, mit dem Sachsenherzog verfeindet und seinem Sprengel fern in Merseburg weilend, verweigerte unter nichtigen Vorwänden dem gut herzoglich gesinnten G. die bischöfliche Weihe; derselbe ging in Folge dessen nach Italien, kam im Gefolge Heinrichs des Löwen nach Rom und wurde auf dessen Verwendung von dem dem Herzog für seine Hülfe gegen den römischen Aufstand am Tage der Krönung Friedrichs I. zu Dank verpflichteten Papste Hadrian IV. am 19. Juni 1155 zum Bischof geweiht. Nach Deutschland zurückgekehrt, sah sich G. anfangs durch die Feindschaft des Bremer

Erzbischofs an jeder ersprießlichen Wirksamkeit gehindert; als er durch Heinrich den Löwen mit demselben versöhnt, nach Wagrien in seinen bischöflichen Sprengel kam, fand er die Zustände in demselben traurig zerrüttet. Mit um so rastloserem Eifer warf sich G. in die Missionsthätigkeit, deren Erfolg freilich vielfach dadurch beeinträchtigt wurde, daß die Slawen die Annahme des Christenthums verweigerten, um den, wie sie meinten, von demselben unzertrennlichen Bedrückungen durch die Deutschen zu entgehen. Allmählich jedoch besserte sich die Lage: nicht blos Heinrich der Löwe, auch Adolf von Schauenburg, der Graf von Holstein, stattete das oldenburger Bisthum freigebig aus und leistete der Mission nachdrücklich Vorschub; überall erstanden neue Kirchen, deutsche Ansiedler brachten eine höhere Cultur ins Land; die Bekehrung der Slawen machte Fortschritte, besonders seit der Fürst Pribislaw zum Uebertritt bestimmt war. Die nach dem Tode Vicelins von dem Bisthum abgefallene und zu dem Sprengel von Hamburg geschlagene Kirche von Neumünster (Faldera) für Oldenburg wiederzugewinnen gelang G. jedoch nicht. Die Verlegung des bischöflichen Sitzes nach dem aufblühenden Lübeck eröffnete den Pflanzungen Gerold's noch bessere Aussichten: die Weihe der neuen Kirche (Mai 1163) in dem künftigen Bischofssitz war das letzte Werk Gerolds: gleich danach erkrankte G. auf einer Rundreise durch seinen Sprengel zu Segeberg und starb daselbst den 13. August 1163.

Vgl. Helmold, Chron. Slav. lib. I.; Prutz, Heinrich der Löwe; Dehio, Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission, Bd. 2. Prutz.

Gerold, eine Buchhändlerfamilie in Wien. Joseph G., geb. 1747, erwarb die schon längst bestehende Buchhandlung und Universitäts-Druckerei des Leopold Kaliwoda und wurde vom Kaiser Joseph II. unterm 3. Novbr. 1776 zum kaiserlichen Reichs-Hof-Buchdrucker ernannt. Als solcher druckte und verlegte er nebst verschiedenen Werken aus allen Fächern der Wissenschaft und schönen Litteratur von nun an den „Hof- und Staats-Schematismus der röm. kaiserlichen auch königlich und erzherzoglichen Haupt- und Residenzstadt Wien“, welcher 1807 in den Verlag der Staatsdruckerei überging. Von der Wiener Universität wurde er 1776 zum Universitätsbuchdrucker und 1780 zum Universitätsbuchhändler ernannt und zu gleicher Zeit in dieser Eigenschaft als „Civis Academicus“ immatriculirt. Am 11. Mai 1777 verehelichte sich G. mit Marie Magdalene Klebinder, aus welcher Ehe zehn Kinder hervorgingen, von denen jedoch nur drei Söhne und eine Tochter den Vater überlebten. Sein 1782 geborener Sohn Johann folgte dem Berufe des Vaters und widmete sich daher schon frühe dem Buchhandel. Als im J. 1800 der Vater starb, wurde das Geschäft von der Wittwe mit Unterstützung des noch unmündigen Sohnes fortgeführt; doch starb dieser zu Anfang des J. 1806 noch vor erreichtem 24. Lebensjahr. Nun kam die Pflicht an den jüngeren Sohn Karl die Geschäfte der Buchdruckerei und des Verlagsgeschäftes zu übernehmen. Dieser hatte sich dem Kaufmannsstande gewidmet und in dem Manufacturwaarengeschäfte des Baron Mundy, eines der ersten Tuchfabrikanten Brünns gelernt und war gerade im Begriff seine Geschäftsreise nach Italien anzutreten, als ihn die Nachricht von dem Tode seines Bruders erreichte. Hierdurch bestimmt entschloß er sich schnell den Buchhandel zu erlernen und trat deshalb in die Handlung von Gastl in Brünn ein. Schon nach kurzer Zeit konnte Gastl ihm das Zeugniß ausstellen, daß er sich die Fähigkeiten erworben habe, einer Buchhandlung vorzustehen, worauf er das väterliche Geschäft übernahm. Bald verband er mit dem Verlagsgeschäfte und der Buchdruckerei eine Sortimentsbuchhandlung und so blühete das Geschäft rasch empor. Im J. 1807 vermählte er sich mit Franziska Kaltenbrunner, welche 1856 starb. Er hatte aus dieser Ehe drei Söhne und

eine Tochter. Er war rastlos thätig wie im eigenen Geschäfte so auch im Interesse des ganzen Buchhandels in Deutschland und Oesterreich, zu dessen Hebung er sehr viel beitrug. Ein fleißiger Besucher der deutschen Buchhändlermesse in Leipzig, ward er hier auch Mitbegründer des Börsenvereins deutscher Buchhändler. Er selbst war ein eifriges und thätiges Mitglied desselben und ward in den Jahren 1838—1850 in verschiedene Ausschüsse des Vereins gewählt. Sein Verlag und seine Unternehmungen zeichneten sich stets aus und so kam es auch, daß sein Geschäft eine Pflanzstätte einer Menge von tüchtigen Buchhändlern wurde, die zum Theil heute noch den Buchhandel in Deutschland und Oesterreich zieren. Im J. 1845 gründete er mit seinem Freunde Hartleben und anderen Collegen den „Verein österreichischer Buchhändler", welcher viel zur Hebung des inländischen Buchhandels beitrug. Auch war er ein rüstiger Kämpfer gegen die Censur; die drückenden und hemmenden Einflüsse derselben legte er in eindringlicher Sprache in einer Denkschrift dar, welche in den vierziger Jahren dem Fürsten Metternich überreicht wurde. 1848 wurde er von Wien in das Frankfurter Vorparlament gewählt. Er starb am 23. Septbr. 1854. Sein Geschäft wurde von seinem Sohn übernommen, der es bis zum heutigen Tage im alten Glanz und unter dem alten guten Rufe weiterführt und am 9. Oct. 1875 die hundertjährige Gründungsfeier des Geschäftes begehen konnte.

Vgl. Zur hundertjährigen Gründungsfeier des Hauses Gerold, Buchdruckerei und Buchhandlung, Wien 1875. 4°. Frommann, Geschichte des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler. Kelchner.

Geroldseck. Das uralte Haus G. (Hohengeroldseck), welches die Kastenvogtei über die Klöster Schuttern und Ettenheimmünster ausübte und 1259 das Augustinerkloster in Lahr gründete, war das mächtigste der Ortenau, sein Gebiet erstreckte sich vom Rhein über den Schwarzwald bis Schwaben. Durch glückliche Heirathen und in Fehden erweiterte es seine Macht und trennte sich in die Veldenzer und Lahrer Linie. Späterhin verarmt, erlosch es im Mannsstamme 1634 im Freiherrn Jacob; seiner Erbtochter, welche Friedrich V. von Baden-Durlach heirathete, entrissen die kaiserlichen Truppen alle Allodien, die Lehen fielen an Oesterreich und das Straßburger Bisthum heim, die Herrschaft Geroldseck verlieh der Kaiser seinem Obersten von Cronberg — lange stritten nun Baden, Cronberg, Nassau und Leyen um den Besitz von Geroldseck, 1692 besetzte Baden nach dem Aussterben des Cronberg'schen Hauses das Land, wurde aber 1697 von den Oesterreichern wieder herausgetrieben und die lutherische Lehre vernichtet; der Kaiser verlieh Geroldseck dem Hause von der Leyen trotz aller badischen Proteste, 1815 kam es unter österreichische Oberhoheit und wurde durch den Frankfurter Vertrag vom 10. Juli 1819 gegen einen Theil des Amtes Wertheim endlich an Baden ausgetauscht. — Diebold III. v. G., Bruder Gangolfs II., Administrator des Klosters Einsiedeln, ein Freund der Reformation, bot Luther September 1519 ein Asyl an, nahm den flüchtigen Hutten 1523 in Uffnau gastlich auf, veranlaßte seinen regierenden Bruder der Reformation mit seinen Gebieten beizutreten und rettete durch seine und der Schweizer Fürsprache ihn vor einem Kriege, den Sundgau, Elsaß, Breisgau, Schwarzwald und der kaiserliche Landvogt in diesen Landen ihm 1520 zugedacht hatten. Zuletzt ließ Diebold sich in Zürich nieder, schloß mit Zwingli enge Freundschaft und fiel mit ihm in der Schlacht von Kappel am 11. Octbr. 1531.

Vierordt, Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden, Bd. 1. Karlsruhe 1847. Diplomatische Geschichte des Hauses Geroldseck wie auch derer Reichsherrschaften Hohengeroldseck, Lahr und Mahlberg in Schwaben. Frankfurt und Leipzig 1766. Mone, Quellensammlung der

badischen Landesgeschichte, 3 Bde., Karlsruhe 1848—63. Bader, Landesgeschichte, Freiburg 1834. Kleinschmidt.

Gerritszoon: Dirk G., genannt Dirk Gerritz China seiner Fahrten nach diesem Lande wegen, war ein bekannter holländischer Seefahrer am Ende des 16. Jahrhunderts. 1598 begleitete er Jacob Mahn (s. d.) auf seiner unglücklichen Reise durch die Magelhaensstraße und ward nach dessen Tode mit seinem Schiffe auf die Küste von Chili verschlagen (1599). Er versuchte von hier nach Japan zu kommen, wo er seine Ladung zu verkaufen gedachte, eine Idee, welche bald von anderen aufgefaßt, zum blühenden Handel Hollands mit Japan Veranlassung gegeben hat. G. selbst aber scheiterte bei den Japanern und wurde gezwungen, wieder nach der chilenischen Küste zurückzukehren, wo er, als er Lebensmittel zu erhalten suchte, von den Spaniern gefangen ward, und bald nachher starb. Es wird gesagt, er habe auf seiner letzten Fahrt von Japan nach Süd-Amerika das Südpolland entdeckt.

v. d. Aa, Biogr. Woordb. d. Ned. P. L. Müller.

Gersbach: Anton G., wurde am 21. Febr. 1803 zu Säckingen geboren, wo sein Vater Müller, später Rathsherr und Bürgermeister war. Unterstützt vom Pfarrer Hempfer und seinem Bruder Joseph (s. u.), entwickelte sich frühzeitig sein musikalisches Talent, so daß er schon im 11. Jahre für den Cantor des Heimathsortes die Orgel spielen konnte. Nachdem er bereits in Säckingen die lateinische Schule besucht hatte, kam er auf seines Bruders Joseph Veranlassung nach Zürich, wo er gleich diesem bei der Familie Hirzel wie ein Kind des Hauses gehalten wurde. In Zürich trieb er bis 1820 mit Erfolg Gymnasialstudien, setzte unter seines Bruders Leitung die musikalischen Arbeiten fort, sang in Nägeli's Singgesellschaft und genoß dessen bildenden Umgang. 1821 folgte er seinem Bruder nach Nürnberg, um denselben beim Unterricht zu unterstützen und sich auf die Universität vorzubreiten. Hier zeigten sich schon die Anfänge jener nervösen Unterleibsbeschwerden, welche bald sein tiefes hypochondrisches Leiden hervorriefen und seinen frühen Tod veranlaßten. Im Winterhalbjahre 1822—1823 hörte er philologische und mathematische Collegien an der Universität zu Halle. Heftige Steigerung seines körperlichen Leidens hinderten ihn am Besuch der Universität Berlin und trieben ihn nach der Schweiz zurück, von wo er sich nach erfolgter Besserung nach Nürnberg begab, um die Stelle seines Bruders zu übernehmen. Ein neuer heftiger Ausbruch seines Uebels zwang ihn im Herbst 1823 abermals nach der Schweiz zurückzukehren. Im Herbst 1824 ging er nach Carlsruhe, um sich bei seinem Bruder Joseph im dortigen Schullehrerseminar für den musikalischen Beruf weiter auszubilden und denselben im Unterricht zu unterstützen; doch schon im April 1825 eilte er wieder nach Zürich, um auf den dringenden Rath des Arztes den philologischen Beruf mit dem eines Musiklehrers zu vertauschen. Als solcher entwickelte er nun eine umfassende Thätigkeit, erntete durch öftere Claviervorträge in Concerten vielen Beifall und betheiligte sich eifrig bei den verschiedenen Musikvereinen, theils singend, theils dirigirend. So leitete er z. B. bei dem schweizerischen Musikfest in Zürich 1829 den Vocalchor, wofür er zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt wurde. Nach dem Tode seines Bruders Joseph im J. 1830 übernahm er die Stelle desselben in Carlsruhe, welche er mit größter Gewissenhaftigkeit im Geiste des Entschlafenen verwaltete. In demselben Jahre trat er von der katholischen zur protestantischen Kirche über. Neben seinen amtlichen Beschäftigungen gab er viel Privatunterricht, besorgte die Ordnung, Vollendung und theilweise die Herausgabe des musikalischen Nachlasses Josephs und schrieb selbst Mancherlei. Seit 1844 schwer gepeinigt durch Verschlimmerung seines Uebels starb er am 17. Aug. 1848. Der treffliche Biograph der Gersbach's, Hofkirchenmusikdirector

Giehne in Carlsruhe, sagt über Anton: „Nicht so bedeutend in schöpferischer Hinsicht wie Joseph, hat Anton G. gleichwohl als dessen geistiger Schüler durch die selbständige Fortsetzung und Ergänzung der Lehrmethode des Ersteren, durch seine gediegene Richtung und die Gründlichkeit seines Unterrichtes sich um das musikalische Schulwesen bleibende Verdienste erworben. War Joseph mehr theoretischer, so war Anton mehr praktischer Musiker und verschaffte sich besonders als vortrefflicher und geistvoller Clavierspieler, der Bach's wohltemperirtes Clavier als sein musikalisches Evangelium erkannte, allgemeine Geltung.“ Anton Gersbach's Compositionen und musikalische Arbeiten sind folgende: „12 Variationen für Pianoforte“, „30 Uebungsstücke für dasselbe“, „6 vierstimmige Gesänge oder Nachklang zum Singvögelein“, „29 zweistimmige Liedersätze“ (1839), „Geistlicher Chorgesang „Herr Gott, dich loben wir“, für eine Männerstimme“, „25 ein- und zweistimmige Kinderlieder“ (1841), „Die musikalische Taktlehre, aus Jos. Gersbach's musikalischer Reihenlehre entnommen und in Tabellen zusammengestellt“ (1843); das neue badische Choralbuch nebst der ganzen Redaction, die Choralgesänge für Männerstimmen; mehre Lieder und Chöre in einzelnen Sammlungen; im Nachlaß 12 Motetten für Männerchor und verschiedene andere Gesangstücke; hiervon herausgegeben eine Auswahl „Lieder mit Clavierbegleitung“, zwei Hefte. Außerdem die unter Jos. Gersbach bezeichneten Veröffentlichungen und in Gemeinschaft mit Hofrath Maurer eine Liedersammlung für die Gelehrtenschulen.

Joseph G., Bruder des Vorigen, geb. den 22. Decbr. 1787 zu Säckingen, besuchte seit 1800 das mit der dortigen Abtei in Verbindung stehende Gymnasium, um sich zur Universität vorzubereiten. Neben den ernsten Studien der Mathematik und Logik, in welchen Fächern er sich besonders auszeichnete, trieb er mit Vorliebe Dichtkunst und Musik. Er sang und spielte auch die Orgel: sowie fast alle anderen Instrumente, weshalb ihm trotz seiner Jugend die Leitung des Kirchengesanges und des Orgelspieles im Kloster übertragen wurde. Im J. 1807 bezog er die Universität Freiburg, wo er Philologie, Philosophie und Mathematik studirte. 1809 ging er als Musiklehrer in eine Privat-Erziehungsanstalt nach Göttstadt bei Biel in der Schweiz, von wo aus er den Zögling Melchior Hirzel aus Zürich 1810 nach Stuttgart. Ifferten (Yverdun) und Lausanne begleitete. Die in ersterem Schweizerorte durch Pestalozzi's hochherzige Bestrebungen empfangenen mächtigen Eindrücke gaben seinem eigenen Wirken eine bestimmtere Richtung, namentlich erweckte die Erkenntniß von Pestalozzi's richtigem Hauptbestreben, alle Theile des Volksunterrichtes auf einen naturgemäßen Betrieb zurückzuführen, in ihm die Idee, ob es nicht möglich sei, dessen Grundsätze speciell auf das Lehrgebiet der Tonkunst zu übertragen, und so die letztere in Gemeinschaft mit den bereits ausgearbeiteten Fächern zur harmonischen Ausbildung der Jugend erfolgreich zu verwenden. — Mit seinem Schüler nach Zürich zurückgekehrt, blieb er daselbst mehrere Jahre als Musiklehrer und fand im Hirzel'schen Hause eine zweite Heimath. G. verließ im J. 1816 nur ungern Zürich, wo er in Verbindung mit Nägeli getreten war, um einer durch den Erzieherverein der Pädagogen Dr. Dittmar, Hartung und Dr. Kapp an ihn ergangenen Einladung zur Mitwirkung an der neuen Anstalt in Würzburg zu folgen. Wegen der Verlegung des Institutes nach Nürnberg und dessen ungewisser Zukunft kehrte er übrigens schon im Frühjahr 1817 in die Schweiz abermals zu Pestalozzi zurück. In Ifferten gab er zuerst Privatunterricht, erhielt aber bald die Stelle als Lehrer des Gesangs an der Nieder'schen Töchterschule und kurz darauf in der Pestalozzi'schen Knabenanstalt. — Wilhelm Stern, der spätere hervorragende Seminardirector in Karlsruhe, lernte bei seinem Aufenthalt daselbst sein ausgezeichnetes Lehrtalent kennen,

wurde sein Freund, und erwirkte ihm 1818 eine Anstellung am Schullehrerseminar zu Rastatt. Diese gab er jedoch aus Abneigung gegen die dort vorgefundenen Verhältnisse 1819 wieder auf, um durch Professor Dittmar's, des späteren bekannten Geschichtsschreibers, Vermittlung an dem oben erwähnten Lehrinstitut in Nürnberg einzutreten, wo er den Mittelpunkt des in demselben ausgeführten pädagogischen Systems bildete und wesentlich zum kräftigen Gedeihen der vielgerühmten Anstalt beitrug. Er ließ sein beliebtes „Wandervögelein", eine Sammlung von 60 vierstimmigen Liedern, erscheinen, machte interessante Studien über die bis dahin noch wenig erforschten Gesetze des musikalischen Rhythmus, als deren ergebnißreiche Früchte sein Bruder Anton 1833 die „Reihenlehre" veröffentlichte und hatte namentlich seine Freude an der Heranbildung munterer Knabenchöre. — In Rastatt trat er 1822 von der katholischen zur protestantischen Kirche über. 1823 ward G. als zweiter Lehrer an das Schullehrerseminar nach Karlsruhe berufen, wo er nicht blos in der Musik sondern auch in der deutschen Sprache, in Mathematik und Naturwissenschaften Unterricht ertheilte. Ueber das Seminar hinaus gab er Anregung zur Pflege der Musik in der evangelischen Kirche und Schule. Er sorgte für Anschaffung von Orgeln in den Schulen und unter seiner Leitung entstand ein Verein für Kirchengesang, für welchen er badische Choräle vierstimmig setzte. Mitten im segensreichsten Wirken wurde G. durch den Tod abberufen. Seit einigen Jahren kränklich, erlag er am 3. December 1830 in Karlsruhe einem nervösen Schleimfieber. Er war ein schöpferischer Pädagog von hoher Bedeutung. Hervorzuheben sind namentlich seine Verdienste um das elementare Schulwesen und um die deutsche Sprache; überhaupt hat man seine Neuerungen und Leistungen auf dem Felde der Musik stets nur im Zusammenhang mit dem von ihm aufgestellten allgemeinen Lehrgebäude, in welchem die Musik als wesentliches „nationales" Valksbildungsmittel einen integrirenden Bestandtheil bildete, also in enger Verbindung mit seiner gesammten Thätigkeit aufzufassen, da G. mehr pädagogischer Musiker als Tonkünstler war. So urtheilt sein Biograph H. Giehne über ihn. Auch die rein menschliche Seite seines Charakters wird sehr gerühmt. Von früh an mit Entbehrungen kämpfend, hatte Geld und Gut nur insofern Werth für ihn, um damit zu helfen. Freilich machten manche Kämpfe, sowie frühzeitige körperliche Leiden ihn wie seinen jüngeren Bruder zum Hypochonder, eine Krankheit, die bei beiden trotz Philosophie und Frömmigkeit nicht immer überwunden wurde. Von Joseph Gersbach's Werken sind folgende gedruckt: „Choralgesänge, vierstimmige, der evangelischen Kirche Badens" (1826); „Wandervögelein, oder Sammlung von vierstimmigen Reiseliedern, nebst einem Anhange von Morgen- und Abendliedern", 4. Auflage (1859); „Singvögelein: 30 zweistimmige Lieder für die Jugend", 3. Auflage mit Anhang von Anton G. (1839); „Singschule, Zwei Notenheftchen" (1829); „Anleitung zum Gebrauche der Singschule mit 5 Tafeln. Nebst Vorwort von Anton G." (1833); „Wandtafeln zu derselben, aus dem Werkchen groß gedruckt für Schulen" (1833); „Reihenlehre oder Begründung des musikalischen Rhythmus aus der allgemeinen Zahlenlehre mit Tabellen". Aus dem Nachlaß von Anton G. (1834). — „Liedernachlaß. Mehrstimmige Gesänge für gemischten Chor und Männerstimmen", herausgegeben von Anton G. (1839). — Außerdem sind von ihm in Gemeinschaft mit Wilhelm Stern herausgegeben: „Anfänge des Unterrichts in Volksschulen" (1827); „Lehrgang der deutschen Sprache. Abtheilung 1—3: Sprachbuch", 2. Auflage (1830); Abtheilung 4. Lesestücke. Auch unter dem Titel: „Frühlingsgarten" (1828); Abtheilung 5: Sprachschule (1829); „Anleitung zum Gebrauch des Sprachbuchs", 1. und 2. Abtheilung (1828 und 1830).

H. Giehne in Weech's Bad. Biograph. Fürstenau.

Gerschom b. Jehuda, Begründer des Talmudstudiums in Deutschlands, geb. in Metz um 960, gest. in Mainz 1040. Wie er selbst erzählt, hatte er seine Kenntnisse zumeist seinem Lehrer Sir Leontin (Jehuda b. Meir Ha-Cohen) zu verdanken, der seiner Zeit eine der angesehensten Autoritäten der Judenheit war. Nachdem er sich mit einer Wittwe, Namens Bona, vermählt hatte, machte er sich in Mainz ansässig, wo er ein talmudisches Lehrhaus eröffnete, das von zahlreichen Jüngern aus den verschiedensten Gegenden besucht wurde. Bald hatte er einen klangvollen Namen sich erworben. Wie einst bei den babylonischen Schulhäuptern, wurden jetzt, nachdem die Akademien in Sora und Pumbedita erloschen waren, bei G. gutachtliche Bescheide in religionsgesetzlichen Fragen eingeholt. Durch das Ansehen, das er sich erworben, war er in den Stand gesetzt, Anordnungen zu treffen, die für die Dauer als maßgebend erachtet wurden. Er bestimmte, daß eine Ehescheidung nur mit Einwilligung der Gattin vollzogen werden könne und verbot die Polygamie. Letzteres Verbot wurde, trotzdem es in der Ueberlieferung nicht begründet war, so hoch gehalten, daß ein Uebertreter desselben in der öffentlichen Meinung als ein frecher Mensch galt, den man verstoßen und aus der Gemeinde ausschließen müsse. Nicht minder erfolgreich war seine litterarische Thätigkeit. Er erhob zuerst seine Stimme gegen die Mißhandlung des Talmudtextes durch unberufene Correctoren und stellte selbst einen Mustercodex der Mischna her, wie er auch der biblischen Massora ernste Aufmerksamkeit zuwandte. Durch die kurzen und sachgemäßen Erklärungen, die er zu einzelnen Tractaten des Talmuds schrieb, gab er die Anregung zu weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete. Nicht minder als durch seine Gelehrsamkeit zeichnete sich G. durch die edle Versöhnlichkeit seiner Gesinnung aus. Als im J. 1012, in welchem Kaiser Heinrich II. die Ausweisung der Juden aus Mainz decretirte, ein Sohn Gerschom's die Taufe annahm und nachher als Christ verstarb, beobachtete G. die durch das jüdische Gesetz vorgeschriebenen Trauergebräuche. Seine Duldsamkeit erstreckte sich auch auf alle diejenigen, die, um sich den Verfolgungen zu entziehen, die Taufe genommen und nachher in den Schooß des Judenthums zurückgekehrt waren, indem er streng untersagte, ihnen aus ihrem einstigen Abfalle einen Vorwurf zu machen und desgleichen denen unter ihnen, welchen einst in der Synagoge die Function des Priestersegens zukam, dieselbe wieder übertragen ließ. Dem Schmerze über die Leiden, die damals über die Juden ergangen waren, gab er in seinen in den Gottesdienst der Synagoge übergegangenen Bußgedichten empfindungsvollen Ausdruck. Die Nachwelt ehrte sein Andenken, indem sie ihm das Prädicat „die Leuchte der Diaspora" verlieh, das seinem Namen gewöhnlich hinzugefügt wird.

Carmoly, Biographie des Israélites de France 13—21; David Cassel in Ersch und Gruber's Encyklopädie s. v. Gerschom b. Jehuda; Grätz, Geschichte der Juden, Bd. 5. S. 405—407; Zunz, Litteraturgesch. d. synag. Poesie S. 238, 239. Brüll.

Gerschom Cohen b. Salomo, Typograph, geb. in Deutschland, gest. in Prag vor 1549, ist der Gründer der ersten hebräischen Buchdruckerei in Deutschland und der Stammvater der berühmten nach ihm „Gersoniden" genannten Druckerfamilie, welche sich mehr als zwei Jahrhunderte hindurch durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der hebräischen Typographie verdient gemacht hat. G. eröffnete seine Officin in Prag im J. 1512 und war an derselben zuerst mit anderen Gesellschaftern und später mit seinen vier Söhnen thätig. Ihren eigentlichen Aufschwung erhielt sie erst seit dem J. 1569 unter seinem Sohne Mordechai Zemach (geb. in Prag c. 1502, † das. 1592), der trotz der Gehässigkeiten, die er zu erdulden hatte, sich für seine bedrängten Glaubens-

genossen öfter verwendete und unter Anderem durch seine Fürsprache den Papst Pius IV. dazu bewog, den Kaiser Ferdinand I. von einem Gelübbde, die Juden aus Böhmen auszuweisen, zu entbinden. Das Geschäft, das unter Mose, einem Enkel Mordechai's, zu großer Ausdehnung gelangte, blühte bis c. 1594, mußte aber nachher der Concurrenz, die ihm durch die Errichtung anderer Buchdruckereien in Prag erwuchs, weichen und lebte erst 1670 wieder auf. Die Gersoniden hatten es jedoch nur bis zum J. 1728 in Händen, in welchem es als „Cazische Buchdruckerei" an andere überging und unter diesem Namen bis 1784 noch fortbestand. Mitglieder dieser Familie waren im 17. Jahrhundert als Schriftsetzer in Fürth, Wilmersdorf und Sulzbach thätig. Unter diesen ist besonders die Setzerin Reichel zu nennen, die an allen diesen Orten arbeitete und auch bei dem Drucke umfangreicher kabbalistischer Werke mitwirkte.

Zunz, Gesammelte Schriften III, 191—195; Steinschneider, Catalogus librorum bibliothecae Bodleianae p. 2964 ff. Brüll.

Gerschow: Friedrich G., Dr. j. und Professor in Greifswald, als Rechtsgelehrter und Chronist für die pommersche Geschichte von Bedeutung, stammte aus einer alten von Holland nach Pommern eingewanderten Familie, war der Sohn des fürstlichen Rathes Timotheus G. und 1568 in Stettin geboren. Nachdem er in Wittenberg und Leipzig studirt hatte, übernahm er die Erziehung des jungen Herzogs Philipp Julius von Pommern-Wolgast (s. d. Art.), eines Sohnes von Ernst Ludwig († 1592), aus dessen Ehe mit Sophia Hedwig von Braunschweig, und begleitete diesen 1601—3 auf einer großen Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien. Ueber diese Fahrt hinterließ G. eine ausführliche handschriftliche Nachricht, welche von M. David Richter, Rector zu Güstrow, 1751 im Auszuge herausgegeben wurde. Nach dieser besuchte er mit seinem fürstlichen Zöglinge die Universitäten Leipzig, Marburg, Mainz und Straßburg, sowie Oxford, Orleans, Montpellier, Genf und Bologna und knüpfte überall gelehrte Verbindungen an, u. a. mit dem Juristen Julius Pacius und dem berühmten Theodor Beza, der ungeachtet seines hohen Alters sich eine lebendige Geistesfrische bewahrt hatte. Nach der Rückkehr zum fürstl. Rath ernannt, erhielt er 1604 in Greifswald eine Professur der Rechte, und wurde auch daselbst 1606 zum Doctor promovirt. Als ein besonderes Verdienst desselben ist zu erwähnen, daß er seinen jüngeren Verwandten Jakob G. (s. d. Art.) an die Universität berief, der durch seine hervorragenden Gaben und Schriften deren Glanz in trüber Zeit erhöhte. Er hielt Vorlesungen über die Institutionen und gab eine Reihe juristischer Schriften, sowie lateinischer Reden heraus, von denen die Mehrzahl der Todesfeier der pommerschen Herzoge gewidmet ist. Auch leitete er häufig juristische Disputationen und begrüßte den Landgrafen Moritz von Hessen bei seiner Anwesenheit in Greifswald mit einer Rede. Neben seiner Lehrthätigkeit führte er auch das Amt eines Syndicus der Universität und leitete als solcher auch die juristischen Verhandlungen bei der Uebergabe des Amtes Eldena an die Hochschule von 1626—34, während sein Verwandter Jakob G. dieselbe als Rector vertrat. Er starb am 6. Sept. 1635. Aus dem verbreiteten Ruf, den seine und seines Vetters Jakob Gerschow's Schriften genossen, ist es zu erklären, daß der bekannte Fälscher pommerscher Urkunden und Chroniken, G. S. Pristaff (s. d. Art.), eine Beschreibung zerstörter pommerscher Orte unter dem Namen eines erdichteten Adam G. verfaßte.

Friedrich Gerschow's Reisebeschreibung im Ausz. h. v. D. Richter 1751. Dähnert, Pomm. Bibl. I. S. 115; II. S. 80—83; IV. S. 30 und cat. bibl. Gryph. Aug. Balthasar, Vitae jurisconsultorum, 1751, Nr. 64. Kosegarten, Gesch. der Univ. I. S. 227. 232. 230. 237. Jöcher, Gelehrtenlex.

Vanselow, Gelehrtes Pommern, 1728. Pommersches Archiv, 1784, 1. S. 98, wo als unrichtiges Todesjahr nach Vanselow 1638 angegeben ist.

Pyl.

Gerschow: Jakob G., Dr., Professor an der Universität Greifswald, und als Sprachforscher wie Historiker für pommersche Geschichte, sowie für die allgemeine Kultur und Litteratur von Bedeutung, stammte aus einer alten von Holland nach Pommern eingewanderten Familie und wurde am 6. März 1587 zu Medow bei Anklam, wo sein Vater Lorenz bis 1625 als Pfarrer wirkte, geboren. Nachdem er die Schulen zu Anklam, Friedland und Stettin besucht hatte, studirte er von 1607—10 in Greifswald, wo sein Pathe und älterer Anverwandter, der Professor der Rechte, Friedrich G., ihm in seinem Hause Aufnahme gewährte. Für die Förderung seiner Studien war die Begründung der neuen Universitätsbibliothek im J. 1604 von Bedeutung, sowie die Anstellung mehrerer neuen Lehrer, unter denen Pet. Bestenböstel, Joh. Volkmar und Joh. Trygophorus philosophische Vorlesungen hielten, während Joh. Wegener Mathematik und Georg Maskow, sowie Pet. Grabow orientalische Sprachen lehrten, welchen letzteren G. in der Folge eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Von Greifswald begab er sich, nach einem kürzern Aufenthalte in Kopenhagen, auf die Universität nach Königsberg in Ostpreußen. Hier übernahm er die Führung der Söhne des Herrn v. Below auf Münsterberg und erlernte mit ihnen in Thorn und Culm die polnische Sprache. Sodann kehrte er mit einem Sohne seines Oheims, Timotheus, im J. 1612 nach Greifswald zurück und unternahm mit diesem zu seiner Ausbildung eine größere Reise durch Deutschland, die Niederlande, England und Frankreich, über welche er eine ausführliche in lateinischer Sprache abgefaßte Beschreibung aufzeichnete, die uns einen interessanten Blick in die Kulturgeschichte jener Zeit gewährt. Da dieselbe erst 1639, nach 27 Jahren von ihm abgefaßt wurde, so berichtet sie nicht über unmittelbare Eindrücke, sondern über das, was dem Referenten im Gedächtniß haftete, und scheint derselbe letzteres durch Vergleichung seines Stammbuches unterstützt zu haben, da fast Alle, welche sich in dieses einzeichneten, nicht nur in ihren damaligen Beziehungen zu G., sondern auch mit Angabe ihrer späteren Lebensstellung erwähnt werden. Auf dieser Reise besuchte er die Mehrzahl der deutschen, englischen und französischen Universitäten, zuerst die vier obersächsischen: Wittenberg, Leipzig, Jena und Erfurt, darauf die hessischen: Marburg und Gießen, sowie die kleine nassauische Akademie Herborn. Sodann ging die Fahrt über Köln nach den Niederlanden und Amsterdam, sowie nach den Hochschulen Utrecht und Leyden und von hier nach England. In London betrachtete G. mit Bewunderung den Tower, die Westminster- und St. Paulskirche, spricht aber zugleich sein Befremden über die geringe Bedeutung der dortigen Hochschule aus. Sodann besuchte er Greenwich und Cambridge, welches einen um so größeren Einfluß auf ihn ausübte, sowol durch seine 16 Collegien, als durch die Zahl der Promotionen, unter denen während seiner Anwesenheit allein 20 in der juristischen Facultät vollzogen wurden. Auch trat er in nähere Beziehung zu dem Juristen Georg Poitus, dem Philosophen Andreas Dunaeus und dem Mathematiker Georg Balcanqualle. Einer günstigen Schiffsgelegenheit zu Liebe mußte er den Besuch von Oxford aufgeben, um die Reise nach Frankreich anzutreten und begab sich über Rouen, wo ihn die Bedeutung des Parlamentes anzog, nach Paris. Hier gedachte er mit besonderer Verehrung die beiden großen Rechts- und Sprachgelehrten Isaak Casaubonusund Jak. Aug. Thuanus zu begrüßen, hörte aber zu seinem größten Schmerze, bei seiner Ankunft in der Hauptstadt, daß dieselben auf einer Reise nach England abwesend seien, und begab sich nach kurzem Verweilen zu einem längeren Aufenthalte nach Straßburg. Hier las er

seinen früheren Schülern v. Below und deren Gefährten Privatcollegia über die Institutionen, sowie über philosophische und historische Gegenstände und widmete sich, in Gemeinschaft mit seinem Landsmanne Michael Wudrian, dem Studium der syrischen und arabischen Sprache, gab auch hebräische Dichtungen heraus. Nachdem er dann von dem Decan Joh. Ludwig Hawenreuter zum Magister promovirt war, unternahm er mehrere Ausflüge nach Schwaben und Lothringen, u. a. nach Tübingen und Freiburg, sowie nach Nanci, endlich auch nach Pont a Mousson, von wo er eine Fahrt nach den übrigen französischen Universitäten anzutreten gedachte, wurde aber durch die Befürchtungen des dortigen Professors der Rechte, J. Herdalius, wegen der Kriegsunruhen von diesem Plane zurückgehalten. In Folge dessen begab sich G. nach Basel, wo er mit dem berühmten Orientalisten Joh. Buxtorf d. Ae. in Verbindung trat und von dort nach Speier, wo er, in Gemeinschaft zweier Rechtsgelehrten, der Brüder Johann und Daniel Fabricius, den Gang des Processes beim Reichskammergerichte kennen lernte. Auch traf er hier einen Griechen, welcher längere Zeit in türkischer Gefangenschaft gelebt hatte und ihn zur Begleitung nach dem Orient aufforderte. G. wäre zwar gern diesem Anerbieten in Rücksicht auf seine Ausbildung in den morgenländischen Sprachen, gefolgt, doch hielt ihn die Persönlichkeit seines Begleiters davon zurück und er begab sich über Heidelberg und Mainz nach Trier. Hier zeigte man ihm die Porta nigra, die Basilika und die übrigen Trümmer der Römerzeit, deren Ursprung seine Führer in die Zeit Abrahams verlegten; er hegte aber so wenig Verständniß für diese ehrwürdigen Gebäude des klassischen Alterthums, daß er, in seinem confessionellen Eifer gegen den Katholicismus, den Bekennern desselben eine übertriebene Verehrung jener Ruinen zum Vorwurfe machte. Noch mehr trat diese Abneigung hervor, als bei seinem Aufenthalte in Köln einer seiner Reisegefährten, Lorenz v. Kleist, zur römischen Kirche überging. Von hier kehrte G. über Amsterdam und Hamburg in seine Heimath zurück, wo er sich zuerst bei seinen Eltern in Medow aufhielt, dann aber im J. 1617 als Conrector an die Stadtschule nach Greifswald berufen wurde. Neben seinen Amtsgeschäften widmete er sich zugleich historischen und poetischen Arbeiten, welche im J. 1619 seine Ernennung zum poeta laureatus Caesareus, sowie seine Berufung an die Greifswalder Universität zur Folge hatten, an welcher er die Professur der Poetik, sowie der klassischen und orientalischen Sprachen erhielt. Seit dem Tode des Professors Joh. Trygophorus im J. 1626 übernahm er auch das von diesem bisher vertretene Fach der Geschichte, für welches er eine besondere Vorliebe hegte, wie aus seinen chronologischen und genealogischen Arbeiten hervorgeht, unter denen besonders: „Tokeologia illustrium universalis“, 1624; „Centuria Athenaea“, 1624; „Pomero-Tokeologia“, 1625; „Ill. quadragenarius Atlanticus“, 1626; „Series rectorum acad. Gryph.“, 1634 u. A. zu nennen sind. Seine ersten Vorlesungen betrafen die Erklärung von Pindar, Horaz und Herodot, denen später auch historische und orientalische Collegia folgten. Wiederholt führte er das Decanat und im J. 1633 das Rectorat, bei dessen Schlusse er den zu seinem Nachfolger gewählten Herzog Ernst Bogislaw von Croy (s. d. Art.) mit einer lateinischen Rede begrüßte. Gerschow's Amtsführung war für die Universität von besonderer Wichtigkeit, weil damals Bogislav XIV., der letzte pommersche Herzog, die Güter des 1535 säcularisirten Klosters Eldena als ein dankbares Vermächtniß seines Wohlwollens an die Universität übertrug. Da das Amt Eldena mit vielen Schulden belastet war, so hegte ein Theil der Professoren Bedenken, diese Schenkung anzunehmen, es war aber namentlich Gerschow's Bemühungen zu verdanken, daß der edle Wille des Landesherrn zur Ausführung kam und daß durch ihn die pommersche Hochschule in den folgen-

den Jahrhunderten ihre Selbständigkeit und Blüthe empfing. Schon im Jahre 1621 hatte G. durch seine Vermählung mit Ilsabe Bosselmann sich eine glückliche Häuslichkeit begründet, doch störte sehr bald der 30jährige Krieg, dessen Schrecken seit 1626 auch Pommern erfüllten, das Gedeihen der Universität und seiner Familie. Die Professoren blieben ohne Besoldung, die Zahl der Studirenden war geringe und es bemächtigte sich seiner und seiner Genossen der Gedanke, daß die Hochschule ihrem Untergange nahe sei. In dieser Zeit entwarf G. den Plan, sich der Rechtswissenschaft zuzuwenden, um durch juristische Praxis als Anwalt seinen Unterhalt zu verdienen und bemühte sich, gestützt auf seine schon früher erworbenen und durch seine Vorlesungen in Straßburg bethätigten Kenntnisse, um die Promotion in der Greifswalder Facultät. Da diese jedoch, mit Einschluß seines Verwandten, Professor Friedrich G., seinem Wunsche nicht entsprach, so begab er sich über Leyden nach Franecker im holländischen Friesland, woher seine Großmutter gebürtig war, und wurde hier 1635 zum Doctor der Rechte promovirt. Nach Greifswald zurückgekehrt, erhielt er im Herbste 1635, in Folge des Abganges des Professors Luden nach Dorpat, die ordentliche Professur für Geschichte und bezog bis zum September 1638 dessen Amtshaus. Inzwischen war mit Bogislaw XIV. Tode am 10. März 1637 das pommersche Herzogshaus erloschen und zugleich die kaiserlichen Truppen für alle Zeiten durch die Schweden aus dem Lande nach harten Kämpfen vertrieben, mithin die schwerste Zeit des Krieges überwunden, dennoch traten die Folgen jener Schreckensjahre gerade damals am empfindlichsten hervor, da das verwüstete Amt Eldena der Hochschule keine Einkünfte gewährte und auch die Stadt verarmt und verschuldet blieb. In Folge dessen unternahm G. 1638 seine dritte Reise über Lübeck nach Holstein und Schleswig. Hier eröffnete sich ihm die früher in Speier zurückgewiesene Gelegenheit, mit einem am Hofe des Herzogs Friedrich III. (1616—59) verweilenden persischen Fürsten Schah Saffi eine Fahrt in den Orient zu unternehmen und dort seine Kenntnisse der morgenländischen Sprachen zu erweitern. Bei der traurigen Lage der Greifswalder Universität wäre er jetzt gern auf dieses Unternehmen eingegangen, doch gab der Herzog, obwol er anfangs die ihm von G. überreichten arabischen und genealogischen Schriften mit Wohlwollen aufgenommen hatte, Math. Muttis, einem aus Cypern gebürtigen Griechen, welcher u. a. auch Luther's Katechismus in die neugriechische Sprache übertragen, den Vorzug, weil letzterer die orientalischen Mundarten geläufiger sprach. In Folge dessen kehrte G. nach einem Aufenthalt in Eutin, Kiel und Oldenburg 1639 wieder in sein Greifswalder Amt zurück und wirkte in demselben als akademischer Lehrer, Decan und Rector bis zu seinem Tode am 29. Septbr. 1655. Von seinen späteren Schriften sind hervorzuheben seine Psalmenpolyglotte, welche unter dem Titel: „Psalterii Davidici hexaglotti et decastyli decas prima“, gedr. Greifswald bei J. Jäger, 1640 erschien, und dem Herzog von Holstein, sowie seinem Bruder, dem Bischof Johannes von Lübeck, gewidmet ist; dieselbe enthält die ersten zehn Psalmen in hebräischer, arabischer, chaldäischer, syrischer, griechischer und lateinischer Sprache; ferner ein Programm von 1638, welches erkennen läßt, welche Bedeutung er der Geographie als Wissenschaft beilegte, indem er von dem betreffenden Forscher die Angabe der älteren und neueren Ortsnamen, des Gründers, der klimatischen und meteorologischen, sowie zoologischen und botanischen Verhältnisse verlangt; endlich die „Recensio conditorum centum et viginti academiarum“, 1649, sowie mehrere genealogische Schriften, welche sich zum Theil handschriftlich auf der Bibliothek zu Neustrelitz befinden. Auch erkennen wir aus seinen zahlreichen Randbemerkungen in den Universitätsbüchern, wie genau er dieselben als Quelle für seine Schriften benutzte.

Joh. Michaelis, Oratio par. in obitum Jacobi Gerschow, 1655. Georg. Henrici Goetze, Elogia praecocium eruditorum, 1709, p. 94. Jöcher, Gelehrtenlexikon, 1750. Dähnert, Pomm. Bibl. I. 115, 2. 74—84; II. 229; III. 232; V. 285. Friedrich Latendorf, Jakob Gerschow's Leben, nach dessen Selbstbiographie in einem Manuscript der Bibliothek zu Neustrelitz, herausgegeben in den Baltischen Studien XVI, 2. S. 174—225; XVII, 1. S. 141—160; 2. S. 155—166. Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I. 248 und in den Baltischen Studien XVII, 2. S. 167. Vgl. auch Dähnert, Cat. bibl. Gr. S. 756. Lehmann, Geschichte des Gymnasiums zu Greifswald, 1861, S. 55. Pyl.

Gersdorff: Ernst Christian August v. G., weimarischer Staatsminister, geb. zu Herrnhut am 23. Nov. 1781, † zu Weimar am 10. Nov. 1852, verlor schon in frühester Jugend seine Eltern, erhielt seine Vorbildung in den Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde zu Niesky und Barby und studirte seit 1801, zuerst in Leipzig, dann in Wittenberg die Rechte. Als er sich auf letztgenannter Universität durch ein Duell 1803 das consilium abeundi zugezogen hatte, trat er als Lieutenant in die kursächsische Garde du Corps; indeß gab er die militärische Laufbahn bald wieder auf und lebte dann, mit mannigfachen Studien beschäftigt, theils auf seinem Gute Alt-Seidenberg, theils in Herrnhut, theils bei einem Schwager in Kurland, bis er 1807 durch Empfehlungen der Brüdergemeinde ins Haus des Kanzlers v. Damnitz zu Eisenach kam, mit dessen Tochter er sich kurz darauf verlobte. Seit Ende des J. 1807 Assessor in Eisenach und seit 1808 Rath beim Regierungscollegium und der Landespolizeidirection daselbst, wurde er 1810 als Geh. Assistenzrath nach Weimar berufen, wo er bald nachher zugleich Vicepräsident des Landschafts- und Präsident des Kammercollegiums wurde. 1814—15 hatte G. das Interesse des weimarischen Landes auf dem Wiener Congresse zu vertreten, und er that nicht blos dies mit ebenso vielem Geschick, als patriotischem Eifer, sondern übte auch einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Verhandlungen über die Gestaltung der deutschen Bundesverhältnisse im allgemeinen aus. Insbesondere gelang es ihm, den von den Bevollmächtigten der größeren deutschen Staaten gefaßten Plan, nach welchem Deutschland in fünf Kreise unter je einem Kreisobersten getheilt werden sollte, durch die Bildung eines engeren und weiteren Bundesraths zu verdrängen, und er setzte es durch, daß die Stadt Mainz, auf welche Baiern Absichten hatte, zur Bundesfestung erklärt wurde. Für das Haus Sachsen-Weimar erlangte er ziemlich leicht die Anerkennung der großherzoglichen Würde. Dagegen erfolgte die Entschädigung des weimarischen Staates für den mittelbaren Verlust des sächsischen Kurkreises nicht ganz nach seinen Wünschen. Diese Angelegenheit gestaltete sich schließlich so, daß Weimar das ihm zugedachte fuldaische Gebiet mit Ausnahme einiger Aemter an Kurhessen abtrat und dafür einige ans Fürstenthum Eisenach grenzende, bisher kurhessische Aemter, sowie das vormalige reichsritterschaftliche Gebiet von Lengsfeld &c. erhielt und daß G. am 1. Juni 1815 einen Vertrag mit Preußen abschloß, durch den Weimar mit dem Neustädter Kreise, dem Blankenheimer Gebiete und einigen anderen kleineren Distrikten abgefunden wurde. Den am 28. Sept. 1815 in Paris ratificirten Vertrag überreichte G., inzwischen bereits zum Geh. Rath ernannt, persönlich dem Großherzoge Karl August in Darmstadt, von wo er dann mit demselben nach Weimar zurückkehrte. Er brachte übrigens für seine Person die feste Ueberzeugung mit, daß ein Staat, wie Weimar, sein Heil nur in einem Anschlusse an Preußen zu suchen habe, ja daß die Zukunft ganz Deutschlands hauptsächlich von Preußen abhänge. Im April 1816 betheiligte sich G. an den Berathungen über eine neue Verfassung, welche von den Landtagsabgeordneten im Residenzschlosse zu

Weimar gepflogen wurden und deren Ergebniß das am 5. Mai desselben Jahres publicirte Grundgesetz war. Mit großer Umsicht widmete er sich sodann, zumal nachdem ihm im April 1818 die Leitung des landschaftlichen Finanzhaushaltes übertragen worden war, einer neuen Ordnung der finanziellen Verhältnisse des Staates. Die betreffenden Resultate, die er 1821 in einem Aufsatze „Ueber die Bedeutung des Kammervermögens im Staatshaushalte des Großherzogthums Sachsen-Weimar“ beleuchtete, bestanden darin, daß die Bestimmung und die Verwaltung des fürstlichen Kammervermögens an gesetzliche Normen gebunden, die Tilgung der Landesschulden geordnet, die Oberkammercasse aufgehoben und den Landständen eine Controle der Kammerverwaltung eingeräumt wurde. Auch den vielfachen Mängeln des Kammerrechnungswesens suchte er abzuhelfen und nicht minder widmete der rastlos thätige Mann seine Aufmerksamkeit der Steuerverwaltung; in letzterer Beziehung ist namentlich die 1822 erfolgte Einführung der Einkommensteuer hervorzuheben. Und wie er sich hierbei durch viele Gegner nicht hatte beirren lassen, so betrieb G. auch den, seiner Ueberzeugung nach, heilsamen Anschluß Weimars an das preußische Zollsystem; derselbe vollzog sich 1833. Dagegen scheiterte sein mit gewissenhaftester Berücksichtigung der verschiedenartigsten Interessen ausgearbeiteter Plan für die Ablösung der grundherrlichen Gerechtsame des landesfürstlichen Kammerfiscus an der revolutionären Bewegung des J. 1848. Diese führte auch den Abschluß seiner ganzen öffentlichen Wirksamkeit herbei. Am 13. März 1848 nahm er seine Entlassung aus dem Staatsdienste, um fortan in stiller Zurückgezogenheit zu leben, wenn er auch die Bestrebungen und Kämpfe der Zeit stets mit regem Interesse verfolgte; ließ er doch selbst noch 1850 eine Schrift „Ueber Preußens erbliche Pairschaft“ erscheinen. Im October 1852 erkrankte er und wenige Wochen darauf erlag er einem Schlagfluß. Trefflich beanlagt und durch fleißiges Studium in den Besitz einer gediegenen Bildung gelangt, der er auch in den Mußestunden, die ihm seine Amtsthätigkeit ließ, stete Nahrung gab (1822 veröffentlichte er eine Uebersetzung des „Philoktet“ von Sophokles), reich an Lebenserfahrungen, wie an Welt- und Menschenkenntniß, besaß G. auch einen edlen Charakter, einen hohen, der Gerechtigkeit nie verschlossenen Sinn und ein warmes Herz. Diese Eigenschaften wirkten bei seinem zur Heftigkeit neigenden Temperamente ausgleichend und machten, in Verbindung mit Umsicht und Energie, seine staatsmännische Wirksamkeit zu einer sehr verdienstvollen. Nach dem Tode seiner ersten Frau hatte er sich 1817 mit Diana, verwittw. Freifrau v. Pappenheim, geb. Gräfin Waldner v. Freundstein, vermählt, die ihm 1844 wieder entrissen wurde. Aus seiner ersten Ehe hinterließ er einen Sohn, den jetzigen preußischen Hauptmann a. D. Freiherrn Karl v. G. (geb. am 7. Mai 1811), der als Besitzer von Ostrichen in der preußischen Oberlausitz Mitglied des preußischen Herrenhauses ist. Seiner zweiten Ehe war eine Tochter, Cäcilie, entsprossen, die sich 1842 mit dem nachmaligen sächsisch-weimarischen Oberhofmarschall Grafen Friedrich v. Beust verheirathete. In deren Nähe verbrachte er den Abend seines Lebens.

Stichling, E. Christ. Aug. v. Gersdorff, Weimar 1853. N. Nekr. d. Deutschen, Jahrg. XXX. 2. Thl., S. 738 ff. Ersch u. Gruber, Allg. Encykl.

Schramm-Macdonald.

Gersdorf: Henriette Catharina, Freifrau v. G., geborne Freiin v. Friesen, wurde 6. Oct. 1648 zu Sulzbach geboren, wo ihr Vater, Karl, Frhr. v. Friesen (vgl. Bd. VIII. S. 88), damals Geheimrath bei dem Pfalzgrafen war. Erzogen wurde sie in Dresden und Leipzig, wohin ihr Vater als Oberconsistorialpräsident und Oberhofrichter versetzt ward. Sie erhielt eine vielseitige künstlerische und gelehrte Ausbildung, durch welche ihre vortrefflichen Geistesgaben sich auf den verschiedensten Gebieten zu bewähren Gelegenheit fanden; nicht nur

lernte sie die heilige Schrift in den Grundsprachen lesen und verstehen, sondern auch in der Musik, Malerei und Dichtkunst brachte sie es zu ungewöhnlichen Fähigkeiten; durch ihre deutschen und lateinischen Gedichte erlangte sie schon in ihrer Jugend eine Art Berühmtheit, in Folge welcher sie mit bekannten Theologen und Gelehrten in einem lateinischen Briefwechsel stand. In der Bibliothèque germanique (Amsterdam 1724, Bd. VII. S. 234) und bei Moreri wird sie eine savante Saxonne, qui a mérité le nom de dixième Muse, genannt; die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, welche de feminis eruditis schrieben, pflegen ihrer, wie auch ihrer Tochter Charlotte Justine, in oft überschwenglichen Ausdrücken zu gedenken; Daniel George Morhof (in seinem Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, Lübeck und Leipzig 1723, S. 401 f.) sagt von ihr, sie habe „nicht allein unterschiedliche vortreffliche teutsche und lateinische auf J. Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen in erster Jugend geschriebene Gedichte, welche von dero hohen Hand zu empfangen ich gewürdiget worden, herausgegeben, sondern auch in andern Sprachen und Wissenschaften eine ungemeine Vollkommenheit erlangt.“ Trotz alledem war der Hauptzug ihres Wesens eine aufrichtige Frömmigkeit, die sich mit echter Bescheidenheit paarte und sie vor der Versuchung, mit ihren Leistungen glänzen zu wollen, bewahrte. Im J. 1672 verheirathete sie sich mit Nicolaus, Freiherrn v. G. Dieser war am 6. Juni 1629 zu Doberschütz in der Oberlausitz geboren und stammte aus einem alten vornehmen Geschlecht. Nachdem er schon im J. 1631 seinen Vater, der auch Nicolaus hieß und kaiserlicher Rath und Gegenhändler in der damals österreichischen Lausitz gewesen war, verloren hatte, wurde er von seiner Mutter, Anna Maria, geb. v. Löben-Kreckwitz aufs sorgsamste erzogen. In seinem 14. Jahre wurde er, als er schon zu seiner weiteren Ausbildung nach Dänemark geschickt werden sollte, auf speciellen Wunsch des Kurfürsten, dem seine Mutter nur ungern nachgab, Page in Dresden, setzte aber auch am Hofe seine lateinischen und griechischen Studien freiwillig fort und erhielt dann im J. 1647 auf seinen dringenden Wunsch die Erlaubniß, in Wittenberg Jurisprudenz und Humaniora zu studiren. Nach beendeter Universitätszeit trat er eine größere Reise an, auf der er Holland, England, Frankreich und Italien besuchte; nach seiner Rückkunft wurde er im J. 1656, erst 27 Jahre alt, Appellationsrath, im folgenden Jahre Hof- und Justizrath; dann wurden ihm wichtige Gesandtschaften aufgetragen, die ihn u. a. im J. 1657 nach Wien, 1658 nach Schweden, dann 1660, nachdem er zuvor Geheimer Rath geworden, auf den Reichstag nach Regensburg, 1667 nach Frankreich, 1680 nach Berlin führten und ihn an den wichtigsten politischen Berathungen Antheil nehmen ließen. Der Kaiser Leopold erhob ihn im J. 1672 in den Freiherrnstand. Im J. 1680 ernannte ihn der Kurfürst Johann Georg III. zum Oberkämmerer, 1686 wurde er Director des Geheimenraths und 1691 außerdem Landvogt der Oberlausitz, und damit hatte er die höchste Stufe der Ehren in seiner engeren Heimath, dem Kurfürstenthum Sachsen, erreicht. Er wird als ein gelehrter, streng gerechter, dabei freundlicher und milder Beamter gelobt, der im Rufe aufrichtigster und ernster Frömmigkeit stand; er starb am 23. Aug. 1702, nachdem er fünf Kurfürsten in unwandelbarer Treue gedient hatte. — Als er im J. 1672 Henriette Catharina v. Friesen, die damals 24 Jahre alt war, zur Gemahlin nahm, war er schon zum zweiten Male Wittwer: in den beiden früheren Ehen hatte er 9 Kinder gehabt; seine dritte Frau gebar ihm 13, 7 Söhne und 6 Töchter; von diesen 22 Kindern starben 7 früh; als der Vater starb, lebten noch 20 Kinder und schon 20 Enkel. Henriette Catharina wohnte mit ihrem Manne meistens in Dresden und gewann dort bald auf die Staats- und Kirchenangelegenheiten Einfluß, den sie, namentlich seitdem Spener im J. 1686 nach Dresden gekommen war, zur

Förderung der Angelegenheiten der evangelischen Kirche und der Bestrebungen Spener's und seiner Freunde anwandte. Um diese Zeit begann sie dann auch geistliche Lieder zu dichten, von denen einzelne schon vom J. 1696 an in Gesangbücher Aufnahme fanden. Je glänzender und angesehener ihre äußere Stellung ward, desto eifriger ward sie, die Sache des Reiches Gottes zu fördern und ein Christenthum, dem es am Beweise des Geistes und der Kraft nicht fehle, zu verbreiten, wobei es ihr dann auch daran nicht fehlte, daß sie allerlei Spott und innere und äußere Anfechtung zu erdulden hatte, wovon ihre Lieder noch zeugen. Auch der verfolgten Evangelischen in katholischen Gegenden nahm sie sich an; ihrer Fürbitte beim Kaiser Leopold, die sie in einem lateinischen Gedichte („Carmen heroicum .... imperatori Leopoldo I. sacrum," 1690, Fol.) vorbrachte, gelang es zu bewirken, daß den evangelischen Tefferecker Gemeinden im Salzburgischen die ihnen von den Katholiken abgenommenen Kinder wieder zurückgegeben werden mußten. — Nachdem sie Wittwe geworden war, wohnte sie meistens auf ihrem Gute Großhennersdorf in der Oberlausitz, wo sie sich außer ihren Kindern vorzüglich den Armen widmete und ihr Haus eine Zufluchtsstätte aller um ihres evangelischen Glaubens willen Bedrängten ward. Als ihre Tochter Charlotte Justine, die sich am 16. Juli 1699 mit Georg Ludwig, Grafen von Zinzendorf und Pottendorf, verheirathet hatte, aber schon am 9. Juli 1700 Wittwe wurde, sich am 1. Decbr. 1704 zum zweiten Male mit dem Feldmarschall v. Natzmer in Berlin verheirathete, behielt sie den Sohn derselben aus erster Ehe, ihren Enkel, bei sich, um ihn zu erziehen. Es ist dieser der berühmte Nicolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, der Stifter der Brüdergemeinde, geb. am 26. Mai 1700. Durch die Erziehung desselben, die sie von seinem vierten bis zu seinem 14. Jahre leitete, hat sie wesentlich zu der eigenthümlichen Weise, in der Zinzendorf sich entwickelte, beigetragen, und der dankbare Enkel hat hernach in manchem Liede das fromme und edle Vorbild, das er in seiner Großmutter hatte, gepriesen. Die Aufnahme, welche sie dreien vertriebenen mährischen Familien in Hennersdorf im J. 1722 gewährte, denen sie dann in Uebereinstimmung mit ihrem Enkel gestattete, sich in der Nähe auf der Höhe des Hutberges anzusiedeln, ward Anlaß zur Gründung des später für die Geschichte der Brüdergemeinde so wichtig gewordenen Herrnhut. Sie starb nach kurzer Krankheit am 6. März 1728 in ihrem 78. Lebensjahre. Nach ihrem Tode gab Paul Anton ihre „Geistreichen Lieder und poetischen Betrachtungen" in einer vollständigen Sammlung heraus (Halle, im Waisenhaus, 1729); die Zahl der Lieder ist 99, von denen mehrere zu den besten der damaligen Zeit (nach A. J. Rambach's Urtheil) zu rechnen sind, da sie Wärme des Gefühls mit Klarheit und Nüchternheit der Betrachtung verbinden; einzelne ihrer Lieder finden sich noch in Gemeindegesangbüchern, wenn auch gewöhnlich in etwas verkürzter Gestalt.

Vgl. A. J. Rambach, Anthologie christlicher Gesänge, IV. Bd., Altona und Leipzig 1822, S. 62 ff. E. E. Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges, 3. Aufl., Bd. V. S. 212—18. — Ueber Nicolaus v. G. siehe Nova literaria Germaniae anni 1703, Hamburgi, 4°, p. 368, und einen Auszug hiervon bei Moreri. — Ueber beide vgl. Christian Gerber, Historie derer Wiedergebohrnen in Sachsen, 4. Thl., 2. Anhang, Greitz im Voigtlande 1737, S. 1—83. Bertheau.

Gersdorf: Karl Gotthelf G., geb. am 2. Nov. 1804 in Tautendorf (Herzogthum Altenburg), † in Leipzig am 5. Jan. 1874. Er wurde auf dem Gymnasium zu Altenburg vorgebildet zu akademischen Studien und widmete sich dann in Leipzig der Theologie. Aber die litterarische Neigung überwog dieses Fachstudium und erhielt weitere Nahrung, nachdem er 1826 die Stelle eines

Secretärs an der königlichen Bibliothek in Dresden erhalten hatte. Im Anschlusse an die früheren Studien veröffentlichte er 1828 die „Epistola critica ad Heinichen de Eusebii historiae ecclesiasticae codice Dresdensi“ und fügte in den J. 1838—47 die „Bibliotheca patrum ecclesiasticorum latinorum selecta“ in 13 Bänden hinzu, eine handliche Ausgabe nach einer neuen Recognition des Textes, welche jetzt durch die Sammlung der Wiener Akademie übertroffen ist. 1833 wurde er als Oberbibliothekar an der Universitäts-Bibliothek in Leipzig angestellt und damit der Anstoß gegeben, solche Stellungen nicht mehr als Nebenamt eines lehrenden Professors im Interesse der Sammlungen zu betrachten. Die alte Pauliner Bibliothek bedurfte der unermüdeten Sorge, damit die vorhandenen Schätze geordnet und ergänzt wurden; er hat namentlich für die Katalogisirung zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Aber er fand auch Zeit zu anderen Beschäftigungen. Schon 1837 trat er als Beisitzer in die Kreisdirection für die Angelegenheiten der Presse und blieb in dieser Stellung bis 1850. Fast zu gleicher Zeit übernahm er die Leitung der deutschen Gesellschaft und widmete sich derselben mit solchem Eifer, daß er fast allein in den regelmäßigen Versammlungen die wissenschaftlichen Vorträge hielt und durch Mannigfaltigkeit der Gegenstände die Mitglieder zu fesseln wußte. In den Mittheilungen hat er das „Chronicon terrae Misnensis s. Buchense“ 1839 gegeben und 30 Jahre später die „Rectoren der Universität Leipzig nebst summarischer Uebersicht der Inscriptionen vom Jahre der Gründung bis zur Gegenwart“ geliefert, als eine Gratulationsschrift für den Minister v. Falkenstein. Schon 1847 war von ihm erschienen „die Universität Leipzig im ersten Jahrhundert ihres Bestehens“. Er war der geeignete Mann zur Herausgabe des „Codex diplomaticus Saxoniae Regiae“, die er im Auftrage der Staatsregierung 1863 begann und bis 1873 vier stattliche Bände vollendete. An diese mühevolle Arbeit konnte er erst kommen, nachdem er 1860 das Repertorium der Litteratur mit dem 106. Bande hatte aufhören lassen, eine Zeitschrift, die er sofort nach seiner Uebersiedelung nach Leipzig 1834 anfing und mit großer Umsicht fast 30 Jahre lang fortführte. Von den akademischen Sammlungen war ihm auch das Münzcabinet anvertraut, für das er eifrig sorgte; seine Bekanntschaft mit der Numismatik zeigen auch die „Blätter für Münzfreunde“ (1865—70), sechs Jahrgänge. Seine Bestrebungen haben auch Anerkennung gefunden; der Herzog von Altenburg verlieh ihm den Titel als Hofrath, der König von Sachsen als Geheimer Hofrath. Auch an Auszeichnung durch Orden hat es ihm nicht gefehlt. G. war ein freundlicher und gefälliger Mann, der überall gern mit seinem vielseitigen Wissen aushalf und die Bücherschätze, welche er verwaltete, zur Disposition stellte. Eckstein.

Gersdorff: Hermann Constantin v. G., geb. den 2. Decbr. 1809 in Kißlingswalde bei Görlitz, besuchte das Cadettencorps in Dresden, trat 1827 ins preußische Heer als Lieutenant im zweiten Garderegiment zu Fuß ein, nahm mit den späteren Generalen v. Hiller und v. Werder an den russischen Feldzügen 1842 und 1843 im Kaukasus Theil, wurde im März 1848 zur Organisation der schleswig-holsteinischen Truppen commandirt und focht bei Schleswig, Hadersleben und Kolding. 1853 wurde er Major im Generalstabe der 16. Division; 1859 Commandeur des vierten Jägerbataillons, 1860 Commandeur des vierten Magdeburger Infanterieregiments. Führte 1864 im Feldzuge gegen Dänemark als Generalmajor die 11. Infanteriebrigade, 1866 führte er dieselbe Brigade im Krieg gegen Oesterreich, wurde dann Generallieutenant und Chef der 22. Division. Als General v. Bose, commandirender General des 11. Armeecorps, 1870 bei Wörth schwer verwundet worden, übernahm G. die Führung des Corps, wurde aber selbst am Morgen der Schlacht bei Sedan, an

der Ostseite eines Gehölzes, den Kampf um Floing leitend, durch eine Infanteriekugel in die Brust getroffen. Er starb am 13. Sept. 1870.

v. Meerheimb.

Gersdorff: Johann v. G. (wegen des Gebrechens, an welchem er litt, „Schyl-Hans" genannt), Arzt, stammt aus einer vornehmen schlesischen Familie. Sein Leben, über welches nur so viel bekannt ist, als aus der von ihm verfaßten chirurgischen Schrift hervorgeht, fällt in die zweite Hälfte des 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts. Seine Studien hatte er in Straßburg bei einem Wundarzte, „Meister Niclaus" gemacht, sodann hatte er sich daselbst als Chirurg niedergelassen und während einer 40jährigen Praxis, besonders während der von ihm mitgemachten Feldzüge 1476 und 1477 in der Schweiz, in Elsaß und Lothringen, hat er reiche Erfahrungen gesammelt, welche in dem von ihm verfaßten, vorzugsweise für Feldärzte bestimmten und daher als „Feldbuch der Wundarzney" bezeichneten chirurgischen Lehrbuche niedergelegt sind. — Die Schrift zuerst 1517 (in Straßburg) erschienen, hat zahlreiche Auflagen erlebt und auch eine Uebersetzung ins Lateinische erfahren. — Vor der gleichartigen Arbeit von Brunschwygk zeichnet sie sich, trotz ihres weit geringeren Umfanges, durch einen höheren Grad von Wissenschaftlichkeit, durch Selbständigkeit und Unbefangenheit im Urtheil und durch Reichthum des Inhalts sehr vortheilhaft aus; in derselben findet sich eine der ersten, ausführlichen Beschreibungen von Aussatz. — Ueber die Zeit des Todes Gersdorff's ist nichts bekannt geworden.

A. Hirsch.

Gersdorff: Karl Friedrich Wilhelm v. G., königlich sächsischer Generallieutenant, den 16. Febr. 1765 zu Glossen bei Weissenberg in der Lausitz geboren, studirte, nachdem er die Fürstenschule zu Grimma besucht, bis 1785 in Leipzig und Wittenberg und trat hierauf als Unterofficier in die sächsische Cavallerie. Die unteren Grade langsam durchlaufend, ward er 1807 Major und Generalstabschef des sächsischen Corps, welches mit der französischen Armee vereint in Polen kämpfte. In gleicher Eigenschaft wohnte er mit den sächsischen Truppen dem Feldzuge 1809 in Oesterreich bei, während dessen er bis zum Generalmajor avancirte. 1810 zum Chef des Generalstabes ernannt, hatte er wesentlichen Einfluß auf die in diesem Jahre stattfindende Reorganisation der Armee. Den 30. Juni 1812 bereits zum Generallieutenant befördert, war er nicht nur der militärische Berather seines Königs, sondern trat auch — namentlich während des Feldzugs 1813 in Sachsen — in nahe Beziehungen zu Napoleon. Nach der Schlacht von Leipzig von dem König Friedrich August getrennt, ward er erst nach dessen Rückkehr aus der Gefangenschaft zum General-Inspector der Armee-Reserve und den 16. Sept. 1822 endlich zum Commandanten des Cadettenhauses ernannt. Als solcher erwarb er sich die wesentlichsten Verdienste und machte das ihm anvertraute Institut zu einer Musteranstalt, deren Ruf sich weit über die Grenzen Sachsens verbreitete. Er starb am 15. Sept. 1829.

Winkler.

Gerson: s. Gerschom.

Gerson: Georg Hartog G., Arzt, ist den 25. August 1788 in Hamburg geboren, wo sein Vater, sein Oheim und seine beiden älteren Brüder als Aerzte lebten. Seine erste Bildung genoß er in dem elterlichen Hause und zwar beschäftigte er sich namentlich mit dem Studium fremder Sprachen, für deren Erlernung er eine ungewöhnliche Begabung zeigte. Später besuchte er das Gymnasium in seiner Vaterstadt, wo er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise den classischen Sprachen und den Naturwissenschaften (speciell der Botanik) zuwendete. Im J. 1805 ging er nach Berlin, wurde in das Collegium med.-chirurgicum

aufgenommen und beschäftigte sich hier zunächst mit Philosophie, Naturwissenschaften und Anatomie, im J. 1809 bezog er die Universität in Göttingen, wo er unter Richter, Langenbeck und Himly studirte und wurde hier am 7. April 1810 zum Doctor der Medicin promovirt. Im folgenden Jahre habilitirte sich G. in seiner Vaterstadt, trat aber bald als Feldarzt in englische Militärdienste, machte als solcher mit der sogenannten deutschen Legion (d. h. der hannöverschen Armee) die Feldzüge 1811—13 in Italien und 1813—14 im südlichen Frankreich mit und wurde nach der Schlacht bei Waterloo, an welcher er theilgenommen hatte, mit der ärztlichen Leitung des Hôpital de la Gend'armerie in Brüssel betraut. Nach der Auflösung der deutschen Legion im December 1815 kehrte G. in seine Heimath zurück und gab sich hier anfangs vorzugsweise schriftstellerischen Arbeiten hin, bald aber erlangte er eine umfangreiche Praxis und einen bedeutenden Ruf als Arzt und Chirurg; 1833 wurde er zum Lehrer der Anatomie an der medicinisch-chirurgischen Schule ernannt, übernahm dabei wiederholt die Vertretung des an dem allgemeinen Krankenhause als erster Chirurg fungirenden Fricke und versah, nach dem Tode desselben, diese Stelle in den J. 1841 und 1842 selbständig. Im J. 1839 war G. an einem schweren chronischen Leiden erkrankt und eben dies machte am 3. December 1844 seinem Leben plötzlich ein Ende. Sein Biograph sagt von ihm: „Er war der Mann des Volkes im ganzen Sinne des Wortes; er verband mit Bescheidenheit, Mäßigkeit und der strengsten Sittlichkeit einen Sinn für Feinheit der Form und des Anstandes, mit dem ein weiches, zartes Redeorgan auf das Schönste harmonirte." — Litterarisch hat sich G. ein großes Verdienst mit der Herausgabe des „Magazins der ausländischen Litteratur der gesammten Heilkunde" (in Gemeinschaft zuerst mit Gumprecht, 3 Bde., 1817—19, später mit Julius, 30 Bde., 1821—35 redigirt) erworben; außerdem hat er in seiner Inauguraldissertation („De forma corneae oculi etc.", Gött. 1810) einen interessanten Beitrag zum Astigmatismus (nach Mittheilungen des Prof. Fricker in Berlin) und eine geschätzte Arbeit über „Hospitalbrand, nach eigenen, während des spanischen Befreiungskrieges und in Belgien gemachten Erfahrungen", Hamb. 1817, veröffentlicht.

Ueber sein Leben vgl.: Unna im Hamburger Correspondent, 1845, Nr. 23—27, und Schröder, Lexikon der Hamb. Schriftsteller, II. S. 480.

A. Hirsch.

Gerstäcker: Friedrich G., trotz kurzer Wirksamkeit einer der bedeutendsten und berühmtesten Bühnensänger Deutschlands, der, geboren am 15. November 1790 zu Schmiedeberg in Sachsen, gestorben am 1. Juni 1825 in Kassel, zum Chirurgen bestimmt, wegen seiner auffallenden musikalischen Begabung aber nach vorhergegangener Ausbildung durch Benelli dem Theater sich widmete, debutirte bei der Nitz'schen Schauspielergesellschaft, die er auch nach Freiberg begleitete, in Chemnitz und kam 1810 zur Gesellschaft Joseph Seconda's, der in Leipzig und Dresden spielte. Nach größeren Kunstreisen durch Deutschland wurde er 1815 in Hamburg engagirt, wo er das Publicum zu stürmischem Enthusiasmus hinriß und sich nicht allein als Künstler, sondern auch als edler und bescheidener Mensch die Sympathie der Herzen erwarb. 1820 kam G. nach Dresden, blieb jedoch hier nur bis zum folgenden Jahr, in welchem er eine Anstellung in Kassel fand, woselbst er schon 1825 verstarb. Ungeachtet seines vorzeitigen Endes hat G. Großes geleistet, sein Vortrag des Recitativs und der Cantilene war meisterhaft, seine Töne vom wirksamsten Wohlklang, seine Stimme höchst umfangreich. Alle hohen Tenorpartien gelangen ihm vorzüglich und Friedr. Ludw. Schmidt nennt G., der auch in Dänemark, Holland und Frankreich Bewunderung erregte, mit vollem Recht den „Unvergleichlichen". Joseph Kürschner.

Gerstäcker: Friedrich G., Reisender, fruchtbarer Schilderer und Erzähler, geboren den 10. Mai 1816 zu Hamburg als Sohn des Vorigen, erlernte wider seinen Willen in Kassel die Kaufmannschaft, und widmete sich dann zu Döben bei Grimma der Landwirthschaft. 1837 wanderte er über Bremen nach Amerika aus, wo er unter wechselndem Aufenthalt in Newyork und anderen Städten Streifzüge durch verschiedene Theile der Vereinigten Staaten ausführte und nach ächt amerikanischer Sitte in den verschiedensten, mitunter abenteuerlichen, Lebensstellungen sein Glück versuchte. 1843 nach Deutschland zurückgekehrt, war er litterarisch thätig mit der Herausgabe der Schilderungen seiner Streifzüge und zum Theil darauf gegründeter Romane und Erzählungen und machte dann, vom damaligen Reichsministerium zu Frankfurt unterstützt, von 1849—52 eine zweite Reise durch Südamerika, Californien, die Sandwich- und Gesellschaftsinseln, das südöstliche Australien und einige Theile von Niederländisch-Indien. Im J. 1860 trat er eine dritte Reise an, deren Hauptzweck der Besuch deutscher Colonien in Südamerika und Erhebungen über die Möglichkeit einer Hinlenkung des deutschen Auswandererstromes nach diesem verheißungsvollen Erdtheile war. Sie führte ihn über die Landenge von Panamà nach Ecuador, Peru, Chile, Uruguay und Brasilien. Er kehrte 1861 nach Deutschland zurück. Im folgenden Jahre begleitete er den Herzog Ernst von Coburg-Gotha nach Aegypten und Abessinien. 1867—68 unternahm er eine vierte transatlantische Reise, auf welcher er Theile von Nordamerika, Mexico, Ecuador, Venezuela und Westindien durchzog. Früher in Leipzig und Gotha wohnhaft, lebte er in den letzten Jahren in Dresden und Braunschweig und starb in der letzteren Stadt am 31. Mai 1872. Gerstäcker's Reisewerke, unter denen die bedeutendsten „Reisen“ (5 Bde., 1853—54) und „Achtzehn Monate in Südamerika“ (3 Bde., 1862), traten an Zahl und Bedeutung weit hinter seinen Romanen zurück. Die letzteren sind es vorzüglich, welche ihm zu dem Rufe und der Beliebtheit verhalfen, die er bei einem großen Theil der deutschen Lesewelt genoß. Daneben hat er eine ausgebreitete journalistische Thätigkeit entfaltet, die unter anderem in der Vertheidigung der Interessen deutscher Auswanderer und Ansiedler in fernen Ländern, besonders Südamerika, und in der immer wiederholten Betonung der Nothwendigkeit fester nationaler Institutionen für die Vertretung unserer Interessen in den außereuropäischen Ländern, Ziele setzte und Erfolge errang, welche Deutschlands Dank verdienten und das zumal in politisch schläfrigen Zeiten wie vor 1848 und nach 1850. Seine ersten Romane waren: „Die Regulatoren in Arkansas“ (3 Bde., 1846) und „Die Flußpiraten des Mississippi“ (3 Bde., 1848). Zwischen diesen und dem letzten „Ein Plagiar“, der in Mexiko spielt, liegt eine lange Reihe von Romanen und Erzählungen, welche alle Länder und Meere der Erde, mit Vorliebe aber die heißen, leidenschaftsreichen Tropengegenden zu ihrem Schauplatz wählen. Die reichen Erfahrungen Gerstäcker's sind hier mit rasch gestaltender Phantasie zu kecken, naturwahren Bildern verwoben, denen es zwar oft an künstlerischer Durcharbeitung und Vertiefung, nie aber an Lebensfülle und spannender Handlung fehlt. Man sagt, daß das stoffliche Interesse in denselben das künstlerische weit überwiege und es wird freilich eine lebendige Dauer über den Bestand eben jenes Interesses hinaus keinem seiner Werke zuzusprechen sein, da weder Tiefe der Gedanken noch Formschönheit sie classisch erscheinen läßt. Aber der Name „Naturschriftsteller“, mit dem man G. bezeichnet hat, sollte nicht geringschätzig gebraucht werden, denn die Naturwüchsigkeit, Kraft und Lebenstreue seiner Schilderungen und Dichtungen, seine Anlehnung an die große Natur waren ein gesundes und wohlthuendes Element in einer Literatur, die, wie die deutsche zur Zeit seines ersten Auftretens, an epigonenhafter Ueberfeinerung und an binnenländisch-kleinstädtischer Enge des Gesichtskreises litt. Wissenschaftliche

Resultate hat G. auf seinen zahlreichen Reisen nicht erzielt, übrigens auch nicht gesucht; selbst seine Naturbilder sind bei aller Wirksamkeit selten genau und detaillirt genug, um in der schildernden Geographie Verwerthung finden zu können.

Vgl. Köln. Zeitung, 1. Juni 1872. Unsere Zeit, N. F. VIII. Jahrg. 2. Hälfte. Ratzel.

Gerstel: August G., gediegener Buffosänger und Schauspieler, geboren 1807 zu Boitzenburg als Sohn des nachmaligen Theaterdirectors Wilhelm G., gestorben am 15. December 1874 in Stuttgart, folgte, obgleich für das Baufach bestimmt, einem mächtigen Zug zur Bühne, die er 1825 in Meißen betrat. Erst im recitirenden Drama beschäftigt, spielte G. später und nachdem der Musikdirector Hörger in Bamberg seiner trefflichen Baßstimme Pflege hatte angedeihen lassen, auch in der Oper. Erst Mitglied der Gesellschaft seines Vaters, dann bei der reisenden Truppe des Directors Förster, ging G. 1830 nach Lübeck, 1833 nach München, 1835 nach Zürich und 1837 nach Stuttgart, wo er, mit Ausnahme der Jahre 1841—46, während derer er in Wiesbaden (1841—43), Hamburg (1844—45) und Köln (1846) wirkte, bis an sein Ende verblieb. Glücklich beanlagt für komische Charakterrollen, ein trefflicher Darsteller der Shakespeare'schen Clowns, des Rüstig, Wallheim, Vansen, Adam u. A., gelangen G. auch die Buffopartien der Oper ungemein. Wie früher in Köln, war der Künstler später auch in Stuttgart neben seiner Thätigkeit als Darsteller, Regisseur. Ein Bruder des Genannten

Wilhelm G., ebenfalls bekannter Bühnenkünstler, war geboren am 2. October 1809 zu Goslar (nach Angabe seines Sohnes) und starb in der Nacht vom 11. zum 12. März 1877 zu Petersburg, wo er seit 1860 zu den vorzüglichsten Kräften des Hoftheaters gehörte. Ein wirklich bedeutender Charakterschauspieler, den u. A. Rötscher sehr hoch stellte, hat G. schon mit 7 Jahren die Bretter betreten und dann nach stürmereicher Entwicklung an vielen deutschen Theatern Triumphe gefeiert. Bereits vor 1832 war G. in Petersburg engagirt und gab damals Rollen, wie den Masetto im „Don Juan", den Dandolo in „Zampa" u. A. Von 1839—40 nahm der Künstler unter Fr. Birch-Pfeiffer's Direction Engagement in Zürich, wurde aber von hier polizeilich ausgewiesen, weil er Hürlimann-Landis auf der Bühne copirt hatte. Nach diesem zwangsweisen Abschied von Zürich, engagirte sich G. von 1841—44 in Wiesbaden, nahm 1845 am Hamburger, 1846 am Kölner Stadttheater Stellung, ging 1847 nach Berlin, wo er im alten Königstädter Theater allein zwanzig Mal als Lumpensammler von Paris auftrat, spielte 1849 und 1859 in Danzig, 1850—52 in Stettin, 1853 in Karlsruhe, 1854 in Leipzig, 1855 in Hamburg, 1856 in Trier, 1857 in Mainz und 1858 in Breslau, bis er endlich nach diesen theatralischen Kreuz- und Querzügen 1860 in Petersburg in den Hafen eines dauernden Engagements einlief, einer ihm angebotenen Stellung am Stuttgarter Hoftheater entsagend. Waren früher Rollen, wie der Tischlermeister Anton in Hebbel's „Maria Magdalena", den er zuerst gab, Vansen, Klosterbruder, Caligula u. A. hervorragende Leistungen von ihm, so glänzte er während der Petersburger Periode als alter Fritz („Königs Befehl"), alter Moor, Wurm, Weber Habakuk („Royalisten") ꝛc. — Die sterblichen Ueberreste Gerstel's ruhen in deutscher Erde — in Hannover. Joseph Kürschner.

Gerstenberg: Heinrich Wilhelm v. G., geboren am 3. Januar 1737 zu Tondern, gestorben am 1. November 1823 zu Altona. Ueber seine Abstammung ist wenig bekannt. Die Angabe des dänischen Adelslexikons, daß die Gerstenberg's eine alte oldenburgische Familie seien, scheint auf einer Verwechslung von Oldenburg mit Altenburg zu beruhen, wo das Stammgut der Familie liegt. Der Umstand, daß die Frau eines mit unserem G. befreundeten

Officiers, eine geborene v. Helmolt, sich seine Cousine und nächste Verwandte von väterlicher Seite nennt, weist auf Thüringen, denn die v. Helmolt's sind Gothaer. G. selbst drückt sich den Anfragen thüringischer Namensverwandten gegenüber immer sehr zurückhaltend aus. Er habe Gründe, sagt er einmal, seinem Namen gram zu sein; 1772 ging er sogar mit dem Gedanken um, sich unter einem dänischen Namen in Kopenhagen naturalisiren zu lassen. Sein Vater war sehr jung mit einem verwandten Diplomaten nach Stockholm und von da nach Dänemark gekommen und hatte bei den dänischen Hülfstruppen unter Bernh. Joach. v. Mörner im polnischen Erbfolgekriege Dienste genommen. Ueber seine Heirath fehlen nähere Nachrichten. Er starb als dänischer Rittmeister nach 1763; die Wittwe lebte noch 1772. Unser Heinrich Wilhelm scheint ihr einziges Kind gewesen zu sein. Durch die Dedication der ersten Ausgabe der „Tändeleien" kennen wir zwei Schwestern des Vaters, eine verwittwete Landräthin v. Meihern, und eine andere, die unvermählt im Herbst 1759 starb, auf Erbhof, das wohl nur eine kleine Landstelle in der Gegend von Puls war. G. besuchte zuerst die Schule von Husum, dann 1751—57 das Altonaer Gymnasium; er machte schon auf der Schule Verse und las bei seinem Abgang eine Abschiedsode „Der Sieg der Musen". Von seinen Tanten unterstützt bezog er die Universität Jena, um Jurisprudenz zu studiren, und wurde dort gleich Mitglied der 1730 gestifteten deutschen Gesellschaft, die unter der Aufsicht des Prof. Reusch und nach dessen Tode des Hofraths Daries sich gemeinsam in Prosa und Versen übte und durch ihren Senior Karl Gotthelf Müller bereits ein paar Bände von Schriften aus schönen und höhern Wissenschaften hatte herausgeben lassen. In diesem Kreise entstanden Gerstenberg's langweilige, von ihm selbst bald verworfene „Prosaische Gedichte" (Altona 1759) und die im Rococostil gehaltenen, mit Versen untermischten „Tändeleien" (Leipzig 1759), ebenso sein erster, ungedruckt gebliebener dramatischer Versuch, die Tragödie „Turnus", die der von ihm um eine Kritik gebetene Gellert seinem Freunde Weiße zur Beurtheilung zusandte und durch welche eine dauernde freundschaftliche Verbindung des Verfassers mit Weiße angebahnt wurde. In der deutschen Gesellschaft verkehrte er u. a. mit dem durch den Hamburger Theaterstreit bekannt gewordenen Joh. Ludw. Schlosser, mit dem Gothaer Jacob Friedrich Schmidt, mit Balthasar Münter und mit Matthias Claudius. Die juristischen Studien, denen G. schwerlich je mit Ernst und Eifer obgelegen hat, wurden nach dem glänzenden Erfolge der „Tändeleien", die Lessing im 32. und 33. Litteraturbriefe (vgl. Herder in seinen Fragmenten, II. S. 369) gepriesen hatte, abgebrochen. Nachdem er sich in seines Freundes Weiße Bibliothek der schönen Wissenschaften auch als Kritiker versucht hatte — das zweite Stück des fünften Bandes enthält von ihm Urtheile über Lessing's Philotas, J. Fr. Schmidt's poetische Gemälde und Bernis' Oeuvres mêlées unter der Chiffre B. —, kehrte er schon im Herbst 1759 nach Holstein zurück. Aber der ländlichen Abgeschiedenheit bei den Seinen, die damals in dem Dorfe Puls bei Hohenwestedt lebten, scheint er bald überdrüssig geworden zu sein, obgleich er dort Muße zur Umarbeitung seiner „Tändeleien", zum Studium der englischen Sprache und der altnordischen Geschichte und zur Förderung dramatischer Entwürfe aus dieser Geschichte fand und in Altona an Dusch und Henrici, in Rendsburg an dem Auditeur Oertling leicht zu erreichende, anregende Freunde besaß. Die langsame Vorbereitung auf ein Amt durch Uebernahme irgend einer Secretärstelle war schwerlich nach seinem Geschmack. Der Kriegsdienst verhieß ein rascheres Fortkommen: so folgte er dem Beispiel des Vaters und trat im Sommer 1760 als Cornet ein. Der Anfang seiner militärischen Laufbahn war hoffnungsvoll. Das Wohlwollen des Generalmajors v. Gähler, dessen Adjutant G. während des kurzen und unblutigen Feldzugs

gegen die Russen im Sommer 1762 war, und die Gunst des Feldmarschalls Grafen St. Germain ließen ihn schnell zum Rittmeister avanciren und eröffneten ihm die sichere Aussicht auf die Stelle eines Referenten für die holsteinischen Militärangelegenheiten im Kriegsdepartement. Im Vertrauen auf eine vermeintlich sorgenfreie Zukunft hatte er sich im September 1763 zu Schleswig mit Sophie Trochmann, der Tochter eines dortigen Rathsverwandten, verlobt und die Braut am 12. Juli 1765 heimgeführt. Der Tod Friedrichs V. und der Abgang St. Germain's änderte alles: G. wurde nicht allein nicht befördert, sondern auch aus einer 700 Thaler tragenden Stelle auf ein geringfügiges Wartegeld von 150 Thalern gesetzt. Dieser unerwartete Rückschlag ist bedeutsam für sein ganzes übriges Leben geworden: eine in den nächsten Jahren sich häufende Schuldenlast, deren Abtragung bei dem reichen Kindersegen des Hauses auch nach der Gewinnung einträglicher Aemter nicht gelang, legte den Grund zu finanziellen Verlegenheiten, von denen er eigentlich bis an sein Lebensende nicht frei geworden ist. Seine schriftstellerische Thätigkeit, die während seines militärischen Lebens eine mannichfaltige und zum Theil originelle gewesen war, wurde durch pecuniäre Sorgen gelähmt, von deren Schwere selbst seine nächsten Freunde keine Ahnung hatten. Fast sollte man glauben, daß die seltsame Wahl der Verhungerungsgeschichte aus dem Dante zu dem Trauerspiel, das seinen Namen am bekanntesten gemacht hat, durch die eigene Furcht, mit den Seinen einem unabwendbaren Ruin entgegenzugehen, beeinflußt sei. G. hatte als Offizier zunächst in Schleswig gestanden. Dort übersetzte er d'Espagnac's „Versuch über den großen Krieg" (Kopenh. 1763), schrieb unter dem Namen Ohle Madsen das kleine „Handbuch für einen Reuter" (Altona 1763) und veröffentlichte die nach Gleim's Vorbild gedichteten „Kriegeslieder eines königl. dänischen Grenadiers bei Eröffnung des Feldzugs 1762" (o. O., gedruckt Schleswig 1763), deren Zahl nur auf drei gewachsen war und deren Heldenthaten sich auf den Marsch an die Trave und über die Trave beschränkten, weil Peters III. Tod es zu keinem Kampfe kommen ließ. Außerdem hatte er sich vor dem Feldzuge lebhaft an der von seinem bereits oben genannten Universitätsfreunde Jacob Friedrich Schmidt unternommenen holsteinischen Wochenschrift „Der Hypochondrist" betheiligt. Der Herausgeber, der eine durch Gerstenberg's Vermittlung in Holstein gefundene Hauslehrerstelle bald wieder verlassen hatte, versuchte, unterstützt von Kleen, Loppnau, Oertling und G., mit derselben eine Nachahmung des Tatler. Sie brachte es vom 2. Januar bis 19. Juni 1762 nur auf 25 Nummern, von denen G. mehr als ein Viertheil geliefert hat. Eine neue Ausgabe, die er 1771 von derselben besorgte, machte seinen Antheil noch größer, da er 6 von den alten Stücken ganz strich und 9 neue hinzufügte, während er die übrigen mehr oder weniger veränderte. Es kann also nicht auffallen, daß bald die ganze Wochenschrift ihm zugeschrieben und der eigentliche Begründer derselben vergessen wurde. Von Schleswig aus hatte G. schon 1761 mit seinem General Kopenhagen besucht und war dem deutschen Kreise nahe getreten, den Bernstorff nach der dänischen Hauptstadt gezogen hatte. Als er 1763 ganz dahin übersiedelte, wurde er von Klopstock und Sturz, von J. A. Cramer und Funk, von Resewitz und J. H. Schlegel als lange herbeigesehnter Freund mit offenen Armen empfangen. Seine liebenswürdige Gattin, musikalisch ebenso glücklich begabt als er selbst, vermehrte die Freuden des reichen geselligen Verkehrs, und das Clavier in der Hütte des jungen Paares zu Lyngbye nahe bei Bernstorff war oft genug der Sammelpunkt für die deutschen Freunde, zu denen sich bald auch Schönborn und vorübergehend Claudius gesellte, um dem Wechselgesang Gerstenberg's und seiner Sophie zu lauschen (vgl. Sturz, Schriften, I. S. 184). In dieser Periode erreichte Gerstenberg's Schriftstellerruhm seinen Höhepunkt. Nach=

dem er 1765 eine Uebersetzung der „Braut“ von Beaumont und Fletcher nebst kritischen und biographischen Abhandlungen über die vier größten Dichter des älteren britischen Theaters seinem alten Freunde Weiße gewidmet hatte, erschienen in den drei nächsten Jahren die drei Dichtungen, welche von allem, was er geschrieben, die weiteste Verbreitung gefunden haben: Das „Gedicht eines Skalden“ (Kopenh. 1766), „Ariadne auf Naxos“ (Kopenh. 1767) und „Ugolino“ (Hamburg 1768), und gleichzeitig machten seine, nach ihrem Verlagsort gewöhnlich als Schleswig'sche Litteraturbriefe bezeichneten „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur“ (Schleswig 1766/67) als kritisches Organ der (mit Herder zu reden) vierten Faction, neben der Leipziger, Schweizer und Berliner, die einen skaldischen Geschmack zur Bildung Deutschlands aufbringen wollte, bei Freund und Feind wenigstens vorübergehend großes Aufsehen. Das „Gedicht eines Skalden“, ein Geschenk für J. A. Cramer, dessen Gut Sandholm in seinem Gehölz das Grab barg, aus welchem G. den Geist seines Skalden heraufsteigen läßt, hat das freilich zweifelhafte Verdienst, die altnordische Mythologie in die deutsche Litteratur eingeführt zu haben. Daß die Litteraturgeschichten Klopstock zum Erfinder der Bardenpoesie machen, ist ein althergebrachter Irrthum; denn Klopstock ist erst durch den Skalden zur Entfernung der antiken Götterwelt aus seinen Oden angeregt worden. „Ariadne“ ist, abgesehen von einer ziemlichen Anzahl von Umdichtungen fremder Lieder zu dem Zweck der Anpassung an bekannte Melodien, Gerstenberg's einzige Singcomposition, die vollendet worden ist. Diese tragische Cantate wurde gleich nach ihrer Entstehung von Scheibe componirt; eine zweite Bearbeitung durch den Bückeburger Bach, den Componisten von Gerstenberg's „Mohrenmädchen“, blieb unvollendet; später setzte Reichardt sie noch einmal in Musik, nachdem Brandes sie in ein Duodrama verwandelt und mit Georg Benda's Musik als erstes deutsches Melodrama zu einem vielgesehenen Paradestück seiner Frau gemacht hatte. Eine andere Cantate, „Clarissa im Sarge“, blieb unvollendet liegen. Von einer Oper „Peleus“, die G. noch zehn Jahre später beschäftigte, ist nur der Anfang in einem Brief an Klopstock erhalten. Die Bezeichnung einer „unnatürlichen Zwischengattung musikalischer Poesie, die ohne Musik die Wirkungen der Musik affectirt“ (wie Gervinus sie irrthümlich auffaßte), paßt nicht auf die „Ariadne“, deren wechselnde Rhythmen nicht die Musik ersetzen, sondern dem Componisten das geeignete Substrat für die Herstellung eines „Tongemäldes der Empfindung“ liefern sollten. Bei diesen Arbeiten war Gerstenberg's Interesse vorwiegend ein musikalisches. Ueber die Mangelhaftigkeit der italienischen Singgedichte, deren heterogene Bestandtheile, Recitativ und Arie, eine schlechte Composition gäben, hat er sich 1770 in einem kleinen Aufsatz ausgesprochen, der in der Sammlung seiner vermischten Schriften wieder abgedruckt ist. Brieflich hat er mit dem Bückeburger Bach sogar über die Möglichkeit einer Programmmusik ohne Worte verhandelt und demselben als Thema zu einer solchen die Geschichte der Cleopatra vorgeschlagen. Der „Ugolino“ hat seinem Verfasser von Seiten Goethe's mit Recht den Namen eines bizarren Talentes eingetragen. Schwerlich kannte irgend ein Deutscher damals den Shakespeare genauer als G., und doch wählte er mit Bewußtsein einen Stoff, der so unpassend als möglich für die dramatische Behandlung war, häufte die ohnehin kaum zu bewältigenden Schwierigkeiten durch eigensinniges Festhalten an der Einheit der Zeit und des Ortes und hatte seine Freude daran, Leser zu empören, die erst aus dem Buche eines Kunstrichters erfahren wollen, ob es ihnen erlaubt sei, sich rühren zu lassen. Es war ein Virtuosenkunststück, wie das jener Geiger, die auf ihrem Instrument polyphone Sätze auszuführen verstehen. Lessing nannte die Tragödie einen Knochen für die kritischen Hunde; er wollte seinen Knittel drunter werfen, wenn sie sich genug

darüber zerbissen hätten. Aber er hat sich öffentlich nicht weiter vernehmen lassen, obwohl Klotz in seiner Bibliothek und Herder in der Nicolai'schen das Stück eingehend besprachen; sein Brief an G. zeigt deutlich genug den Grund seines Schweigens. Döbbelin, der Held des tragischen Würgens, brachte mit großem Erfolg den „Ugolino“ 1769 in Berlin auf die Bühne; seine Frau, seine Tochter und sein Sohn spielten die Rollen der drei Kinder. — Die „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur“ haben in Beziehung auf ihre Verfasser schon den Zeitgenossen viel zu rathen aufgegeben. Ohne handschriftliche Notizen Gerstenberg's wäre es unmöglich, die vielen falschen Angaben über die Mitarbeiter an denselben zu berichtigen, da G. absichtlich nicht allein durch Datirung der Briefe von allen möglichen Orten, sondern auch durch künstlich verstellte Schreibart den Glauben zu erwecken suchte, als sei die Zahl der Mitarbeiter sehr groß. Die Mehrzahl der Briefe rührt aber von ihm selbst her, und für die drei Sammlungen, die den ersten Band bilden, haben nur Etatsrath Fleischer, Funk und Oberkriegscommissar Kleen beigesteuert. Die Beiträge der beiden ersten lassen sich noch feststellen. Mit Kleen und Fleischer zusammen hatte G. 1765 ein dänisches Journal herausgegeben, „Samling af adskillige Skrifter til de skiönne Videnskabers og det Danske Sprogs Opkomst og Fremme“. Als G. seinen „Ugolino“ in der Officin von Bode und Lessing hatte drucken lassen — ursprünglich sollte mit demselben das von ihnen beabsichtigte deutsche Museum eröffnet werden —, kaufte Bode dem Schleswig'schen Verleger die Briefe ab, um sie fortzusetzen und warb Dusch, Sonnenfels, Klopstock, Cramer, Herder und einen ganz obscuren E. E. Buschmann für Beiträge. Von der Fortsetzung ist aber nur ein Heft 1770 erschienen, das an fremden Beiträgen ein Klopstock'sches Fragment und eine Uebersetzung aus dem Pindar von Schönborn enthält. Die Form der drei ersten Sammlungen ist den Berliner Litteraturbriefen nachgebildet. An litterarische Neuigkeiten vom deutschen und ausländischen Büchermarkt, wie sie gerade das Interesse des Herausgebers erregen, werden in oft sehr pretiöser Sprache seitab liegende Erörterungen angeknüpft. Am bedeutendsten sind die Betrachtungen über Shakespeare, die G. noch der Aufnahme in seine Schriften gewürdigt hat; freilich nicht ohne sie vorher einer völligen Umarbeitung zu unterziehen. Ursprünglich sind sie an eine sehr abfällige Beurtheilung der Wieland'schen Shakespeareübersetzung geknüpft, die erste öffentliche Kriegserklärung Gerstenberg's gegen Wieland, nachdem er einen früher schon beabsichtigten Angriff in Weiße's Bibliothek zurückgezogen hatte. Und dieser Kampf wurde auf anderem Felde in den nächsten Jahren unerbittlich durchgeführt. Durch Klopstock und Lessing kam G. in Verbindung mit dem Etatsrath Leisching, dem Begründer des Hamburger Adreßcomtoirs und Eigenthümer der seit 1767 erscheinenden Neuen Zeitung, und war mit einigen Unterbrechungen vom Sommer 1768 bis Ende 1770 der Hauptrecensent für den gelehrten Artikel derselben, dessen scharfe, bisweilen durch lange Excurse erweiterte Kritiken den ganzen Klotzischen Kreis in Wuth versetzten. Leisching hatte im Herbst 1768 G. ganz nach Hamburg ziehen wollen; die alten Altonaer Freunde freuten sich schon auf das Wiedersehen, auch Claudius, der als Mitarbeiter an den Adreßcomtoirnachrichten die Correspondenz in Angelegenheiten der Zeitung zu besorgen hatte, aber vergebens: ein Anerbieten Bernstorff's, das den Eintritt in den dänischen Civildienst in Aussicht stellte, lockte natürlich mehr. Das Genauere ist nicht mehr festzustellen. Gerstenberg's eigene Angabe, er sei 1768 als geh. Conferenzsecretär in die deutsche Kanzlei eingetreten, muß auf einem Gedächtnißfehler beruhen, denn er war erst im October 1767 als Rittmeister in Eickstedt's Dragonerregiment der Escadron zugetheilt, die in Kiöge lag. Aus dieser Stellung, und damit überhaupt aus dem Militärdienst, ist er erst im

Januar 1771 entlassen, als er unter Struensee's Verwaltung zum Committirten in der deutschen Kammer und darauf zum Mitglied der Commerzdeputation ernannt wurde. Inzwischen scheint er seine Garnison nie besucht zu haben und mag wol provisorisch schon von Bernstorff als Secretär verwendet sein. Völlig geregelt ist seine Stellung erst nach Struensee's Sturz, durch den er keinerlei Schaden erlitt. Er trat zunächst in die neuorganisirte allgemeine Rentkammer ein und wurde 1775 dänischer Resident und Consul zu Lübeck. In diesem Amt hätte er die ersehnte Muße zur Ausführung seiner vielen dichterischen Pläne finden können, wenn er die alten drückenden Schulden los gewesen wäre. Seine Musikliebhaberei, sein vielseitiger Verkehr, seine großartige Gastlichkeit bei den gesteigerten Anforderungen, die sieben heranwachsende Kinder und eine kränkelnde Gattin machten, haben das Deficit von Jahr zu Jahr vermehrt. Außer den alten Freunden kehrten gern die Genossen des Göttinger Hain's bei ihm ein, die schon um seiner Freundschaft mit Klopstock willen für ihn schwärmten und in der feurigsten Zeit des Bundes seine Aufnahme geplant hatten. Am nächsten traten ihm C. F. Cramer und Voß, von Kiel und Wandsbeck wiederholt herbeikommend; dem ersten war er Vertrauter seiner unglücklichen Liebe zu einer verheiratheten Frau, den zweiten warnte er aus eigener Erfahrung vor Schließung seiner Ehe in ungesicherter Lage; Overbeck hatte er in derselben Stadt; Boie, die Stolberg's, Sprickmann, Biester sprachen gelegentlich vor und blieben dann mit ihm in Briefwechsel. Mit diesen jüngeren Freunden ward 1777 viel und gern über einen abenteuerlichen Plan, gemeinsam nach Otaheite auszuwandern, verhandelt. Einflußreiche Freunde in Kopenhagen versuchten endlich 1783 eine gründliche Besserung von Gerstenberg's Verhältnissen dadurch herbeizuführen, daß sie ihm die Erlaubniß verschafften, gegen alles Herkommen in Dänemark seine Stelle zu verkaufen, und der allzeit dienstfertige Boie schaffte einen Käufer, der sie für 20000 Thaler erwarb. Damit wäre nun allerdings geholfen gewesen, wenn G., wie er beim Abschluß des Handels sicher erwartete, ein anderes Amt erhalten hätte. Aber für alle darauf gerichteten Bitten hatte man in Kopenhagen kein Ohr. Der jüngere Bernstorff und Schimmelmann hielten ihn für unzuverlässig in Geldsachen und arbeitsschen und wollten ihm weder eine Amtmannsstelle, noch ein Bibliothekariat anvertrauen. So wurde G., dem nach Regulirung seiner Verpflichtungen wenig mehr als die Hälfte seines Capitals übrig blieb, ein unruhiger Projectenmacher, wollte bald Leisching's Zeitungsprivilegien kaufen, bald ein großes Gut pachten; ja, als seine Frau im Mai 1785 zu Eutin, wohin er vorläufig übergesiedelt war, ihrem Leiden erlag, machte er den Versuch, durch eine Geldheirath seine Lage zu verbessern. Erquicklich war ihm in dieser neuen Wartezeit die Wiedervereinigung mit Voß, der als Rector in Eutin stand. Im traulichen Verkehr mit diesem kam er wirklich zur Ausführung noch eines poetischen Planes: sein tragisches Melodrama „Minona oder die Angelsachsen“, das er selbst für sein bestes Werk hielt und dem er darum in der Sammlung seiner Schriften den Ehrenplatz angewiesen hat, wurde in Eutin vollendet und von Voß' Verleger Hoffmann in Hamburg gedruckt. Das kalte und langweilige Stück hat nie Beifall gefunden. Im Herbst 1786 zog G. nach Altona und drei Jahre später hatten seine und seiner Kopenhagener Freunde unausgesetzte Sollicitationen den Erfolg, daß er dort zum Mitdirector des Lottojustizwesens ernannt wurde. In Altona fand er auch 1796 eine zweite Mutter für seine Kinder und eine treue Pflegerin seines Alters in Sophie Stemann, der Tochter eines aus Holstein gebürtigen Londoner Kaufmanns, die nach dem Tode ihres durch den Colonialkrieg ruinirten Vaters Jahre lang ihre aus London gebürtige Mutter als Mustermalerin für eine Hamburger Cattunfabrik erhalten hatte. Die Verbindung mit dieser edlen Persönlichkeit

half tröstend über mancherlei neue Sorgen der Kriegszeit und aufregende Erlebnisse in den Häusern seiner verheiratheten Söhne hinweg. Dazu erlaubte ihm seine ungeschwächte Sehkraft, die umfangreiche Muße seiner Sinecure ganz für seine Studien zu verwenden. Die Dichtkunst ruhte; nur mit Mühe brachte ihn sein Freund Gähler dazu, das Beste von seinen älteren Schriften zu einer kleinen dreibändigen Sammlung zu vereinigen (Altona 1815/16); er hatte sich ganz in die Metaphysik versenkt. Die Beschäftigung mit Kant's Werken verjüngte ihn noch einmal so, daß er nicht allein mit der geistreichen Gattin Christian Stolberg's, F. H. Jacobi und Charles de Villers brieflich philosophirte, sondern auch allen Ernstes noch als Sechziger daran dachte, einen Lehrstuhl der kritischen Philosophie in Kiel anzunehmen. Die Welt hat von seinen philosophischen Arbeiten, die er zum Theil selbst wieder zerstört hat, wenig zu sehen bekommen. Die drei kleinen Aufsätze im dritten Bande seiner Schriften und ein paar andere in Eggers' Deutschem Magazin und Hennings' Genius der Zeit sind Alles, was er davon herausgegeben hat.

Hauptquelle über Gerstenberg's Leben ist seine auch im Supplementband zu Jördens' Lexikon abgedruckte Biographie von Schmidt von Lübeck mit Anhängen von Gerstenberg's eigner Hand, die zuerst im Freimüthigen 1808 Nr. 210 ff. und 1809 Nr. 2 f. erschienen war und später zu dem Aufsatz im Neuen Nekrolog I. S. 698 ff. verarbeitet ist. Durch die gütige Mittheilung der Reste des Gerstenberg'schen Nachlasses hat uns die Familie in den Stand gesetzt, ihre Angaben zu controliren und mehrfach zu berichtigen. Redlich.

Gerstenberger: Wigand G. genannt Bodenbender (Vietor), hessischer Chronist, geboren zu Frankenberg in Hessen am 1. Mai 1457, † daselbst am 27. August 1522. Aus seinem Leben ist nur wenig bekannt. Er war Altarist zu Frankenberg und erscheint als solcher zuerst 1486. 1495 begleitete er als Caplan den Landgrafen Wilhelm den Jüngern von Hessen auf den Reichstag zu Worms. In einem eigenhändigen, im Marburger Staatsarchiv aufbewahrten Briefe vom J. 1517 unterschreibt er sich „Guigandus Gerstenberg (!) genant Bodinbender priester“. 1493 begann er die Abfassung einer thüringisch-hessischen Chronik, die er dann bis zum J. 1515 fortführte. Vieles darin Erzählte wiederholte er in einer Chronik seiner Vaterstadt Frankenberg, die er um dieselbe Zeit (1493) zu schreiben unternahm. G. verfuhr bei seinen Aufzeichnungen sehr gewissenhaft. Er wollte, wie er sagt, nichts nach Hörensagen mittheilen, sondern aus schriftlichen Ueberlieferungen das Beste auswählen. Bei jeder Nachricht nennt er die Vorlage, welcher er sie, oft ihrem Wortlaut nach, entnommen hat. Auswahl und Verwendung der Quellen ist natürlich keine kritische. Eine Zusammenstellung derselben giebt er im Eingang seiner thüringisch-hessischen Chronik. Am meisten hat er die thüringische Chronik des Johann Rothe benutzt. Der Werth seiner Arbeiten besteht hauptsächlich darin, daß er Quellen besaß, die uns theils gar nicht, theils nur in mangelhafter Gestalt erhalten sind. Von ersteren ist namentlich die Chronik des Johann Riedesel (1232—1327) und die zeitlich daran sich anschließende Hessenchronik zu nennen. Auch Urkunden hat er öfter benützt, namentlich in der Frankenberger Chronik. Selbständige Nachrichten gibt er vom Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts an, erst spärlich, dann zahlreicher.

Ueber G.: Wenck, Hessische Landesgesch. I. S. XV—XVII. Ersch u. Gruber, Allgem. Encyklop. Sect. I. Th. 62 S. 90—93. Geburts- und Todestag bei Saur, Calendar. hist., vermehrte Aufl. (Frankf. 1594) S. 257 u. 476. Die thüringisch-hessische Chronik nach einer unvollständigen Handschrift bei Ayrmann, Sylloge Anecdotorum I. S. 1—168, ergänzt und vom J. 813 ab vollständig bei Schmincke, Monimenta Hassiaca I. u. II. Die

Frankenberger Chronik edirten Joh. Friedr. Faust von Aschaffenburg (Franckenbergisch Chronik und Zeit-Buch. Zusammen getragen durch Weygand Gerstenbergern ..... an tag gegeben e Mss. J. F. F. V. A. verlegt durch Gotth. Vögelin) 1619. Fol., und Kuchenbecker, Analecta Hassiaca V. S. 145—240, beide nach mangelhaften Handschriften. Zusätze dazu, die aber nicht alle dem G. angehören, bei Ayrmann a. a. O. S. 621—72. Die muthmaßlichen Originalmanuscripte beider Chroniken besitzt die Landesbibliothek zu Cassel.

Arthur Wyß.

Gerstlacher: Karl Friedrich G., ein sehr geschätzter Publicist, ward geboren am 12. Mai 1732 zu Böblingen in Würtemberg (vgl. Meusel, Lex. d. vom J. 1750—1800 verst. Teutschen Schriftst. IV, S. 136), studirte in Tübingen Rechtswissenschaft, erlangte daselbst die juristische Doctorwürde und 1761 eine außerordentliche Professur der Rechte, wurde darauf in der Kanzlei in Stuttgart angestellt, schon kurze Zeit hernach 1767 aber von dem damaligen Markgrafen Karl Friedrich von Baden zum Assessor nach Karlsruhe berufen, zeichnete sich in diesem Amte durch Berufstreue und juristische Qualification so vortheilhaft aus, daß er 1789 zum Mitglied des Geheimrathscollegiums, 1791 zum Mitglied des neuconstituirten Revisionshofes mit dem Range eines wirklichen Geheimen Rathes ernannt wurde. In dieser Stellung starb er am 15. August 1795. Seine vielen Schriften, welche für ihre Zeit durchweg hervorragende Leistungen genannt werden konnten, findet man bei G. Chr. Meusel l. c.; am vollständigsten und zuverlässigsten bei Balthasar Haug, Das gelehrte Wirtemberg (Stuttgart 1790, 8°), S. 213—56, nachgewiesen. Von Gerstlacher's Arbeiten verdienen wegen der einst sehr hohen, zum Theil aber auch heute noch, so z. B. hinsichtlich der Arbeiten über würtembergisches Recht und der Sammlung baden-durlachischer Verordnungen, bestehenden Bedeutung, eine besonders ehrenvolle Erwähnung folgende Schriften: „Sammlung aller einzeln ergangenen herzoglich würtembergischen Gesetze und andern Normalien", Thl. I—II, 1759—66. „Sammlung aller baden-durlach'schen, das Kirchen- und Schulwesen, das Leben und die Gesundheit der Menschen ... betreffenden Anstalten und Verordnungen", Bd. 1—3, 1773—74. „Corpus juris Germanici, d. i. der möglichst echte Text der deutschen Reichsgesetze", Thl. I—IV, 1783, 2. Ausgabe 1785—89 (anonym). „Handbuch der deutschen Reichsgesetze nach dem möglichst echten Text in systematischer Ordnung", Thl. I—XI, 1786—94. An einem Processe seines Vaters, welchen dieser wegen des an dem Nachlasse seiner Eltern ihm zustehenden Erbrechts gegen das oberbairische Kloster Beuerbach führte, an welches man sein Erbtheil ausgeliefert hatte, ein Proceß der seiner Zeit viel Aufsehen machte und unter dem Namen Casus Gerstlacherianus unter die casus celèbres des achtzehnten Jahrhunderts gezählt wurde, hat unser G. durch verschiedene Streitschriften lebhaften Antheil genommen.

Herrmann Müller.

Gerstner: Franz Joseph Ritter v. G., Mathematiker und Ingenieur, geb. am 23. Febr. 1756 zu Komotau in Böhmen, wo sein Vater (ein Riemermeister) als Bürger angesessen war; † am 25. Juni 1832 auf dem Landgute Mladiegow bei Gitschin im (damaligen) Bidschowerkreise Böhmens. Er erhielt 1765—72 den ersten wissenschaftlichen Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er besondere Vorliebe für die Mathematik entwickelte, nebenher aber auch für Physik und Technologie Interesse gewann und sich mit dem Betriebe der am Orte vorhandenen Handwerke praktisch bekannt machte; setzte die Studien auf der Prager Universität fünf Jahre lang fort und machte — ungeachtet er einen Theil seines Unterhalts durch Orgelspiel in den Kirchen und Privatunterricht erwerben mußte — so bedeutende Fortschritte, daß er bereits

1779 eine Anstellung als Ingenieur erhielt. Die Absicht, seine Laufbahn zu verändern und sich dem medicinischen Fache zu widmen, veranlaßte ihn 1781 nach Wien zu gehen; allein den Vorsatz schnell wieder aufgebend, kehrte er zur Mathematik zurück und übernahm eine Stelle bei der Sternwarte zu Wien, dann 1784 als Adjunct bei jener in Prag. Zeugen seiner Thätigkeit in diesem Berufe sind mehrere astronomische Arbeiten, die er damals durch den Druck veröffentlichte. Im J. 1787 fand er, ohne seine Adjunctenstelle aufzugeben, Beschäftigung bei der Grundsteuerregulirungs-Vermessung in Böhmen; 1788 als Hülfslehrer der höheren Mathematik an der Universität zu Prag, wo er 1789 zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt wurde. Eine neue Wendung seines Schicksals brachte ihn gegen Ende des J. 1795 als Beisitzer der Studienrevisionscommission nach Wien, und hier gelang es ihm, die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Beförderung der technischen Studien zu lenken. Er empfing 1801 den Auftrag, eine für diesen Zweck berechnete öffentliche Lehranstalt in Prag zu gründen, welcher aber erst ein Jahr später, als die Angelegenheit von den böhmischen Ständen in die Hand genommen wurde, eine Aussicht auf gedeihliche Zukunft sich eröffnete. Mit der Oberleitung der neuen Schöpfung (an welche die Sammlungen und einige Lehrkräfte einer bis dahin in Prag bestandenen Ingenieurschule übergingen) betraut, wußte G. alle Schwierigkeiten zu überwinden, so daß das „ständische böhmische technische Institut“ — der erste Vorläufer aller polytechnischen Schulen in Deutschland — im J. 1806 eröffnet werden konnte. G. übernahm an demselben die Lehrkanzel für Mechanik. Auch nach anderen Seiten dehnte sich nun seine Wirksamkeit aus: 1807 erhielt er die Leitung der Arbeiten einer hydrotechnischen Privatgesellschaft, welche sich mit dem Plane trug, eine schiffbare Kanalverbindung zwischen Moldau und Donau (also mittelbar zwischen Donau und Elbe) herzustellen. Gerstner's Untersuchungen zeigten die Ausführung als so schwierig, daß der Gedanke fallen gelassen wurde; sein Vorschlag, statt des Kanals eine Eisenbahn zu bauen, blieb vorläufig ebenfalls ohne Erfolg, da er in der That der Zeit vorausgeeilt war: doch lag darin der Keim zu der zwei Jahrzehnte später erbauten Eisenbahn Budweis-Linz. 1808 wurde ihm der neu gestiftete österreichische Leopolds-Orden verliehen, und 1810 folgte seine Erhebung in den erblichen Adelstand. Unter Beibehaltung seiner bisherigen Dienststellung erhielt G. 1811 Auftrag, eine Wasserbaudirection für Böhmen zu organisiren, zu deren Vorstand er ernannt wurde. Das technische Institut wurde auf seinen Betrieb 1827 erweitert, nachdem er schon seit 1820 auf dieses Ziel hingearbeitet hatte. Das herannahende Alter und eine Krankheit gab ihm Anlaß, 1822 das Lehramt der Mathematik niederzulegen, worauf ihm 1823 der Titel eines kaiserl. königl. Gubernialraths beigelegt wurde; dann 1828 fand er sich bewogen, die Wasserbaudirection und 1831 auch das Lehramt der Mechanik abzugeben, während er jedoch die Oberleitung des technischen Instituts behielt. Im April 1832 endlich erfolgte seine ehrenvolle Quiescirung, welche der rastlos thätige Mann nur so kurze Zeit überleben sollte. Nicht nur durch die von ihm gegründete Lehranstalt und die anderen bereits erwähnten Zweige seiner Thätigkeit hat G. sich große Verdienste um Böhmen erworben; sein Rath in Angelegenheiten industrieller Unternehmungen war gesucht und einflußreich; ja man kann mit Recht sagen, daß beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch wenig solche größere Unternehmungen auf böhmischem Boden ohne seine unmittelbare oder mittelbare Mitwirkung ins Leben getreten sind. — Außer Beiträgen zu verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften verfaßte G. folgende selbständige litterarische Arbeiten: „Einleitung in die statische Baukunst“, 1789. — „Theorie der Wellen“, 1804. — „Abhandlung über die oberschlächtigen Wasserräder“, 1813. — „Abhandlung über die Spirallinie der

Treibmaschinen (in Bergwerken)“, 1816. — „Bemerkungen über das hydrometrische Pendel“, 1819. — „Handbuch der Mechanik“, 4 Bde. (vollendet und herausgegeben von seinem Sohne), 1831—38.

Abhandl. der k. böhm. Gesellsch. d. Wissensch., Prag 1837; Jelinek, Das ständische polytechnische Institut zu Prag, Prag 1856, S. 191—198; Neuer Nekrolog der Deutschen, 10. Jahrg., 2. Thl., S. 501—503; Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie, I. Sect., 62. Thl., S. 96—97. (In den zwei zuletzt genannten Quellen werden irrthümlich ein paar Schriften seines Sohnes ihm zugeschrieben.) Karmarsch.

Gerstner: Franz Anton Ritter v. G., Ingenieur, als Sohn von Franz Joseph v. G., geb. am 11. Mai 1793 (nicht 1795, wie man gewöhnlich angegeben findet) in Prag, † am 12. April 1840 zu Philadelphia. Nach beendigten philosophischen Studien an der Prager Universität besuchte er das unter der Leitung seines Vaters stehende technische Institut. Schon zu Ende des J. 1817 wurde ihm provisorisch die Lehrkanzel der praktischen Geometrie an dem kürzlich errichteten polytechnischen Institute zu Wien übertragen, deren definitive Verleihung im Juni 1819 folgte. Das inzwischen von seinem Vater zur Reife gebrachte Project einer Eisenbahn (für Pferdebetrieb) von Budweis nach Linz, zur Verbindung des Moldauflusses mit der Donau — der ersten Eisenbahn auf dem europäischen Festlande — gab dem jungen, aber thätigen und energischen Professor Veranlassung, 1822 England zu besuchen, um das dortige Eisenbahnwesen praktisch kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr erledigte er 1823—24 die Vorarbeiten für die erwähnte Bahn, zu deren Ausführung ihm am 7. Septbr. 1824 ein kaiserliches Privilegium ertheilt wurde. Im October des letztgenannten Jahres traf G. eine interessante Veranstaltung zur Belehrung des Wiener Publikums rücksichtlich der Eisenbahnen: Er legte im Prater ein 300 Fuß langes Bahngleis (zu einem Drittel gänzlich von Holz, einem Drittel aus hölzernen Langschwellen mit aufgelegten flachen schmiedeeisernen Schienen und einem Drittel aus Gußeisen); zwei gekuppelte Wagen, zusammen leer 38 Centner wiegend und mit 100 Centner Eisen beladen, wurden durch ein im Trabe laufendes Pferd gefahren und rollten, nach plötzlicher Ablösung des Thieres, noch 60—120 Fuß weit von selbst fort — ein elementares, aber den Laien verständliches Experiment. Um dem im J. 1825 begonnenen Bau seiner Eisenbahn sich widmen zu können, hatte G. schon 1824 seine Professur niedergelegt; er reiste 1826 zum zweiten Male nach England. Finanzielle Schwierigkeiten, welche bei der Neuheit des Unternehmens schwer vorauszusehen waren, trübten das Verhältniß zwischen G. und seinen Actionären; das Anlagecapital von nur einer Million Gulden (für eine Linie von 126 Kilometer oder nahe 17 Meilen) war schon mit Vollendung der ersten Bahnhälfte aufgezehrt, und die hieraus entspringende Mißstimmung veranlaßte G., sich zurückzuziehen unter Verzichtleistung auf alle die Vortheile, welche ihm nach Beendigung des Bahnbaues zugesichert waren. (Die Bahn ist bekanntlich theilweise 1828, vollständig aber erst 1830 in Betrieb gekommen.) Nach seinem Rücktritte besuchte G. England zum dritten Male, um besonders durch die Beobachtung der ihrer Vollendung entgegengehenden Liverpool-Manchester-Bahn seine Studien zu erweitern. Von unermüdlichem Thätigkeitstriebe gestachelt, suchte G. sich ein neues Feld zur Befriedigung desselben: er bemühte sich, eine Actiengesellschaft zu Stande zu bringen, um die Wasserkraft einer Schleuse an dem großen Schifffahrtscanale zwischen Mailand und Pavia zu benutzen; und als dies fehlschlug, wandte er sich 1834 nach St. Petersburg, wo er bis 1837 die erste russische Eisenbahn — von Petersburg nach Zarskoje-Selo — erbaute. Darauf begab er sich nach Nordamerika, bereiste vom November 1838 an 12 Monate lang alle dortigen

ausgeführten oder in Ausführung begriffenen Eisenbahnen (178 an der Zahl), sowie die wichtigsten Schifffahrtscanäle, und sammelte darüber eben so umfassende, wie werthvolle Nachrichten; hier, fern vom Heimathlande und im kräftigsten Mannesalter, überraschte ihn der Tod. — Außer einer kleinen Schrift aus früher Zeit: „Lehrgegenstände der praktischen Geometrie am k. k. polytechnischen Institute", 1818, verfaßte G. die folgenden Werke: „Ueber die Vortheile der Unternehmung einer Eisenbahn zwischen der Moldau und Donau", 1829. — „Berichte aus den Vereinigten Staaten über Eisenbahnen 2c.", 1839. — „Die inneren Kommunicationen der Vereinigten Staaten von Nordamerika" (redigirt und herausgegeben von Gerstner's Reisegefährten L. Klein), 2 Bde., 1842, 43. Das von ihm herausgegebene reichhaltige „Handbuch der Mechanik" seines Vaters enthält zu großem Theile ihm angehörigen Stoff. Seine Gattin (geb. v. Epplen-Härtenstein) gab heraus: „Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika", 1842, worin seine amerikanischen Beobachtungen von mehr allgemeinem Gesichtspunkte mitgetheilt sind.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 18. Jahrg., 1. Thl., S. 413—414; Brockhaus' Conversations-Lexikon. Karmarsch.

Gertrud, Tochter Kaiser Lothars III. und Richenzas von Nordheim, geb. 18. April 1115. Um die Welfen für sich zu gewinnen, vermählte Lothar dieses sein einziges Kind dem jungen Herzoge Heinrich dem Stolzen von Baiern, dem sich dadurch die Aussicht auf den dereinstigen Besitz des Herzogthums Sachsen und der reichen von Richenza ihrem Gemahl zugebrachten nordheimischen und braunschweigischen Güter eröffnete. Die Vermählungsfeier Heinrichs des Stolzen mit seiner reichen Braut fand am 29. Mai 1127 in der Lechebene bei Augsburg, zu Gunzenlech, mit verschwenderischer Pracht statt. G. gebar ihrem Gatten vermuthlich 1129 zu Ravensburg in Schwaben den einzigen Sohn, den nachmals hochberühmten Heinrich den Löwen, über den sie nach Heinrichs des Stolzen frühem Tode (1139) und auf dessen Wunsch, unterstützt von den sächsischen Großen, die Vormundschaft übernahm. In dieser Stellung erwies sie sich als eine mehr ehrgeizige, als feste Frau. Denn daß sie Sachsen gegen König Konrad III. und den von diesem damit belehnten Albrecht den Bären behauptete, ist wol weniger ihr selbst als ihren bewährten Rathgebern, wie dem Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg und dem Grafen Rudolf von Stade, sowie dem klugen und festen Sinn der Kaiserin Wittwe Richenza zuzuschreiben. Darum wußte König Konrad gerade Gertrud's Schwäche geschickt zu benutzen, um dieselbe (1142) zur Heirath mit dem Markgrafen von Oesterreich, Heinrich Jasomirgott, zu bewegen, dem sie Baiern zubringen sollte, wofür dann aber Sachsen ihrem Sohne als rechtmäßiges Lehen vom Könige überlassen werden würde. G. ging auf den Vorschlag ein und bewirkte auch, daß ihr Sohn auf Baiern verzichtete, worauf ihn der König mit Sachsen belehnte. G. selbst vermählte sich mit dem Babenberger zu Braunschweig, ein Fest, das 14 Tage lang auf Kosten des Königs mit großer Pracht begangen wurde; doch dem Jubel folgte bald die Trauer nach. G. starb wenige Monate nach ihrer Hochzeit (am 18., nach anderen Angaben am 20. April 1143) zu Kloster Neuburg bei Wien, an den Folgen einer vorzeitigen Geburt. Unter den lauten Trauerbezeugungen der sächsischen Bevölkerung wurde ihr Leichnam nach Königslutter gebracht und dort neben ihrem Gemahl und ihren Eltern begraben. Ueber die Begräbnißstätte vgl. Scheffer-Boichorst, Annales Patherbrun. 198.

W. v. Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit, IV. M. Philippson, Gesch. Heinrichs des Löwen, 1. Bd. v. Zeißberg.

Gertrud, einzige Tochter Heinrichs, des Markgrafen der Ostmark und Herzogs von Oesterreich aus babenbergischem Geschlecht, und der Agnes, Tochter des

Landgrafen Hermann von Thüringen, geb. 1226(?), † am 24. April 1288(?), wurde von ihrem Oheim, dem kinderlosen Herzog Friedrich II. dem Streitbaren im J. 1237, da er sich, von Kaiser Friedrich II. geächtet und seiner Länder beraubt, mit dessen Feinden, Herzog Otto von Baiern und König Wenzel von Böhmen verband, dem ältesten Sohne des letzteren, Herzog Wladislaw, zugesprochen. Im J. 1242 erneuerte er seine Zusage, als dann aber der Kaiser als Bewerber um die Hand der G. auftrat, die ihm den Besitz Oesterreichs gegen Böhmen sichern sollte, gab er seine Zustimmung um den Preis der Erhebung Oesterreichs zum Königreich. G. indessen weigerte sich, einem Excommunicirten ihre Hand zu reichen und vermählte sich im J. 1246, wahrscheinlich nach dem 15. Juni, da Herzog Friedrich in der Schlacht an der Leitha fiel, mit Wladislaw, der dadurch in Ermangelung einer letztwilligen Bestimmung des Gefallenen über die Erbfolge noch keineswegs einen rechtmäßigen Anspruch auf Oesterreich erhielt. Gegenansprüche erhob ihre Tante, Margarethe, Wittwe König Heinrichs (VII.), während der Kaiser das Herzogthum als eröffnetes Reichslehn behandelte. Von beiden Frauen um Hülfe angesprochen, neigte sich Papst Innocenz IV. anfänglich der Margarethe zu, trat dann aber, seit dem Herbst 1247 mit voller Entschiedenheit für die Ansprüche Gertrud's ein. Am 3. Januar dieses Jahres war ihr Gemahl Wladislaw gestorben, im Sommer des nächsten Jahres vermählte sie sich mit dem Markgrafen Hermann von Baden, und zwar auf Antrieb des Papstes, der durch diesen ihm und der Kirche treu ergebenen Fürsten den Staufern Oesterreich zu entreißen hoffte. Wirklich gelang ihm die Einnahme von Wien, aber sein Anhang im Lande war und blieb gering. Unvermögend, sich nach seinem am 4. Oct. 1249 erfolgten Tode in Oesterreich zu behaupten, nahm sie ihre Zuflucht zu Heinrich dem Erlauchten von Meißen. Kurz und unglücklich verlief ihre dritte Ehe, die sie im J. 1252 mit Roman, Herzog von Reussen, einem Verwandten König Bela's IV. von Ungarn, einging. Schon im nächsten Jahre verstieß er sie. Noch war der schwer geprüften Frau der tiefste Schmerz ihres Lebens vorbehalten: die am 29. Oct. 1268 zu Neapel durch Henkershand vollzogene Hinrichtung ihres Sohnes Friedrich, Konradins bewährten Freundes. Auch Herzog Ulrich von Kärnthen, Gemahl ihrer einzigen Tochter Agnes, starb vor ihr hin. Sie hatte sich in das Meißener Kloster Seußlitz zurückgezogen, wo sie vermuthlich im J. 1288 gestorben ist. Schirrmacher.

Gertrud, Tochter des Markgrafen Ekbert I. von Meißen und der Irmengard, Tochter des Meginfred von Susa, † am 9. Dec. 1117, war in erster Ehe vermählt mit dem Grafen Dietrich von Katlenburg, dem sie einen Sohn gleichen Namens gebar. Wittwe seit dem J. 1085, heirathete sie noch vor dem Jahre 1088 den Herzog Heinrich den Fetten von Nordheim in Friesland. Durch den Tod ihres älteren Bruders, Ekbert, der von Anhängern Kaiser Heinrichs IV. am 3. Juli 1090 im Selkethal erschlagen worden war, fielen ihr die reichen Güter ihres Hauses, namentlich Braunschweig und Wolfenbüttel anheim, die sie ihrem Gemahl zubrachte. Von den zwei Töchtern aus dieser Ehe heirathete die ältere Richenza im J. 1100 den späteren Kaiser, Herzog Lothar von Sachsen, G. den rheinischen Pfalzgrafen Siegfried. Im J. 1101 traf ihren Gemahl ein gleich herbes Geschick, wie ihren Bruder, er wurde von den Friesen, die sich seiner Herrschaft nicht beugen wollten, erschlagen, kaum, daß sie selbst dem Tode entrann. Eine dritte Ehe ging sie danach mit Heinrich dem Aelteren von Eilenburg, seit 1088 Markgraf von Meißen, ein, verlor ihn bereits im J. 1103 durch den Tod und wahrte mit männlichem Sinn ihrem nachgebornen Sohne, Heinrich dem Jüngeren, als Vormünderin das väterliche Erbe gegen die Ansprüche der Verwandten, die ihn für untergeschoben erklärten. Mit gleicher Ent-

schlossenheit trat sie im J. 1112 gegen Kaiser Heinrich V. für die Ansprüche ihres Schwiegersohnes, des Pfalzgrafen Siegfried, auf das Erbe Ulrichs von Weimar-Orlamünde ein. Schirrmacher.

Gertrud von Meran, Königin von Ungarn. Ihr Vater war Bertold IV., Graf von Andechs und Markgraf von Istrien, ihre Mutter Agnes, Tochter des Grafen Dedo von Rochlitz. G. wurde mit dem jüngeren Sohne des ungarischen Königs Bela III., Andreas, vermählt, der seinen älteren Bruder Emmerich, den Nachfolger des Vaters auf dem Throne (seit 1196), von diesem zu verdrängen suchte, nach längerem Bruder- und Bürgerkriege jedoch (1203) in Gefangenschaft gerieth. Die Zeit der Vermählung Gertrud's mit Andreas ist unbekannt, doch fand dieselbe noch vor der Gefangennehmung des letzteren statt, bei welcher Gelegenheit G. von Emmerich des Landes verwiesen wurde. Nach dem Tode Emmerich's, der sterbend (1204) seinen Bruder in Freiheit setzte und ihn zum Vormund seines Sohnes bestellte, rief Andreas seine Gemahlin zurück, auf deren Antrieb er neuerdings sich selbst des Thrones zu bemächtigen suchte. Zwar floh die Wittwe Emmerich's, Constanze, mit dem königlichen Kinde nach Oesterreich; doch durch den plötzlichen Tod des letzteren (1205) sahen sich Andreas II. und seine Gemahlin G. am Ziele ihrer Wünsche. Energie- und charakterlos, wie er war, blieb Andreas auch fernerhin der willenlose Sclave seiner Gattin, die ihn und das Reich beherrschte, Aemter und Würden nach Gutdünken vertheilte oder durch ihren Gemahl vertheilen ließ, sich um Recht und Sitte wenig kümmerte und namentlich ihre Verwandten und Günstlinge glänzend zu versorgen suchte. Von G. bewogen, setzte es Andreas durch, daß ihr Bruder Bertold, Bamberger Propst, obgleich er die dazu erforderlichen Kenntnisse und das gesetzliche Alter nicht besaß, zum Erzbischof von Kalocsa gewählt wurde, eine Wahl, die der Papst nach längerem Zögern und auf dringende Bitte des königlichen Paares bestätigte (1207). 1206 gebar G. einen Sohn, den nachmaligen König Bela IV. Gertrud's älterer Bruder, Ekbert, Bischof von Bamberg, überbrachte die Glückwünsche des Papstes zu diesem Sohne und erhielt dafür sogleich reiche Schenkungen, besonders in der Zips. Als er sodann nebst seinem Bruder Heinrich, Markgrafen von Istrien, der Mitschuld an der Ermordung des deutschen Königs Philipp (1208) angeklagt wurde, nahmen beide ihre Zuflucht nach Ungarn, wo sie bis 1211 blieben, den verdienstvollsten Männern vorgezogen und mit Gunstbezeigungen überhäuft wurden. Inzwischen hatte sich Erzbischof Bertold durch unwürdiges Betragen so verachtet und verhaßt gemacht, daß ihn der Papst abzusetzen drohte, wenn er sein Benehmen nicht ändere. Nichts destoweniger fuhr Andreas, von G. dazu bewogen, fort, Bertold zu begünstigen, und machte ihn (1209) sogar zum Ban von Slavonien. Gertrud's Jugendlehrer, Adolf, erhielt die Propstei zu St. Martin in Zipsen und sammt seiner Schwester, einem Hoffräulein der Königin, noch eine beträchtliche Herrschaft. Die unverdiente Begünstigung unwürdiger Ausländer und deren unersättliche Habgier und unerträglicher Hochmuth führte, während der König 1209 in Halitsch abwesend war, zu einer Verschwörung, die indessen rechtzeitig entdeckt und vereitelt wurde. Doch die Unzufriedenheit währte fort. Zwischen dem Erzbischof Bertold und dem Reichsprimas Johannes kam es zu einem heftigen Streite über das Recht der Königskrönung, der zwar zuletzt gegen Bertold entschieden wurde, den König aber veranlaßte, ihn auf Gertrud's Antrieb (1212) als Ersatz dafür zum Wojwoden von Siebenbürgen und zum Grafen von Bodrog und Bacs zu ernennen. In demselben Jahre verlobte der König seine vierjährige Tochter Elisabeth, die ihm G. geboren hatte, mit Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen. Es ist dies die hl. Elisabeth. Eine glänzende Gesandtschaft holte die Braut aus Ungarn ab, zugleich mit vielen Schätzen, darunter ein

silbernes Ruhebett, worin die Mutter das Kind den Gesandten übergab. Die Ungarn erfüllte auch das mit bitterem Unmuthe. Hätte eine beliebte Königin ihre Tochter mit solch verschwenderischer Pracht ausgestattet, so würde dies vielleicht ihrem Stolze geschmeichelt haben; aber daß diese verhaßte Frau unumschränkt über die Schätze des erschöpften Landes verfüge und, was sie erpreßte und zusammenraffte, ihren Verwandten ins Ausland schicke, das kränkte sie tief. Im J. 1213 unternahm der König wieder einen Zug nach Halitsch. Vor seiner Abreise übertrug er die Reichsverwaltung der Königin und ihrem Bruder, dem Kalocsaer Erzbischofe. Dadurch fühlten sich namentlich der Primas Johannes und der verdienstvolle Palatin Bank (Benedict), aus dem Geschlechte Bór zurückgesetzt. Daher bildete sich abermals eine Verschwörung, die es auf die Ermordung der Königin und ihres Bruders abgesehen hatte. Ob, wie eine spätere, unerwiesene Sage zu erzählen weiß, die Königin ihrem Bruder Bertold — nach einer anderen Fassung Ekbert — die Hand zur Entehrung der Gattin Bank's geboten hat oder nicht, bleibt dahingestellt; jedenfalls war auch ohne einen solchen speciellen Anlaß so viel Stoff der Unzufriedenheit angehäuft, daß sich derselbe, begünstigt durch des Königs Abwesenheit, zu einem furchtbaren Brande entzünden konnte. Man brach, nachdem, wie es heißt, der Primas in zweideutigen Worten dazu seine Zustimmung gegeben, unter der Führung des Biharer Obergespans Peter und des Bans Simon in die Burg ein, hieb die Wachen nieder, drang in das Gemach der Königin, die mit ihren Kindern spielte, ein und machte sie nieder. Die Kinder, der bereits gekrönte Bela, der jüngste Sohn Andreas und die Tochter Maria, wurden verschont. Der Erzbischof von Kalocsa und der zufällig anwesende Herzog Leopold von Oesterreich retteten sich mit Mühe, Bertold entkam mit einer Geldsumme von 7000 Mark, die seine Schwester G. gesammelt hatte, nach Deutschland, mußte zwar die Summe auf Geheiß des Papstes zurückerstatten, wurde aber später Patriarch von Aquileja. Die Thäter ließ der König aus Furcht vor neuer Empörung unbestraft. Nur Peter war bereits in der Nacht nach der vollbrachten That von Anhängern der Königin ermordet worden. Ban Simon büßte erst 14 Jahre darnach den Frevel mit dem Verlust seiner Besitzungen. Bank selbst scheint an der Ermordung Gertrud's, wenn er auch insgeheim dieselbe gefördert haben mochte, wenigstens nicht thätlichen Antheil genommen zu haben, da er auch später die höchsten Staatsämter bekleidete. — G. starb am 28. Sept. 1213 und wurde im Cistercienser-Kloster Pilis beigesetzt. Sie war der Kirche freundlich gesinnt gewesen. Eine Kirche zu Breslau besaß einen goldenen Kelch, zu dem, ihrem Wunsche gemäß, eine Krone, deren sie sich sonst an hohen Festen bediente, umgeschmolzen worden war. In Ungarn gründete sie das Praemonstratenser-Kloster Lalecz und bedachte es reichlich. Im Capitelarchiv zu Cividale in Friaul befindet sich unter der Bezeichnung: „Codex Gertrudianus" ein Psalter mit Miniaturen, der für sie angefertigt wurde (beschrieben von Eitelberger im Jahrb. d. k. k. Centralcommission z. Erforsch. u. Erhalt. d. Baudenkmale. Wien 1857, II. Bd., S. 252 ff.).

Die Quellenstellen über G. zusammengetragen von Oefele, Geschichte der Grafen von Andechs, S. 36; dazu kommt aber noch eine interessante Stelle in der (russisch geschriebenen) sogen. Volhynischen Chronik. Vgl. J. Szaraniewicz, Die Hypatioschronik als Quellenbeitrag zur österr. Geschichte, Lemberg 1872, S. 50 ff. J. A. Feßler, Gesch. von Ungarn (2. Aufl. von E. Klein), I. 292 ff.

v. Zeißberg.

Gertrud von Hackeborn, in den J. 1251—91 Aebtissin des Benedictinerinnen-Klosters Helfta bei Eisleben. Dieses Kloster war 1229 von dem Grafen Burkhard von Mansfeld und seiner Gemahlin Elisabeth in der Stadt

Mansfeld gegründet worden, wurde aber schon nach wenigen Jahren nach Rodardesdorf und von da im J. 1258 in Folge der Bemühungen der G. nach dem günstiger gelegenen Helfta verlegt. G. war aus dem Geschlechte der in Nordthüringen begüterten Freiherrn von Hackeborn. Schon in ihrem 19. Jahre wurde sie Aebtissin, und es gelang ihr während einer 40jährigen Amtsführung das Kloster zu einer der einflußreichsten Stätten der Bildung und des geistlichen Lebens zu erheben. Es waren meist Töchter des thüringischen Adels, welche hier ihre Erziehung oder ein Asyl in der Unruhe und Verwirrung der Zeit suchten. Die Bemühungen der Aebtissin galten vornehmlich der Schule und sie hatte hiefür eine kräftige Stütze an der trefflichen Lehrmeisterin Mechthild von Wippra. G. forderte vor allem Beschäftigung mit der heiligen Schrift. Sie sorgte unabläßig, daß das Kloster um gute Bücher reicher werde. Von den Nonnen selbst wurden viele Handschriften geschrieben; kunstfertige Schwestern, wie die Gräfin Elisabeth von Mansfeld, schmückten die werthvolleren dann wol auch mit ihrer Malerei. In der lateinischen Sprache brachten es einzelne, wie die Schrift der Nonne G. zeigt, zu ungewöhnlicher Fertigkeit. Wenn der Eifer des Studiums und das Verständniß der heiligen Schrift abnehmen werde, so meinte die Aebtissin, dann werde auch das wahre geistliche Leben untergehen. Während der Weltclerus, zum großen Theile in Weltsinn, Ueppigkeit und Unwissenheit versunken, weit hinter den Anforderungen seines Berufs zurückblieb, fand zu Helfta das religiöse Leben nicht nur die sorgfältigste Pflege, sondern es führte hier auch das Verlangen nach religiöser Gewißheit zur Entfaltung einer Mystik, die, was sie von dem göttlichen Leben geschaut und vernommen zu haben glaubte, in Wort und Schrift zu fassen und dem Volke zu verkünden verstand. Unter G. verbrachte zu Helfta die Verfasserin des „fließenden Lichts der Gottheit", die Begine Mechthild von Magdeburg, die letzten 12 Jahre ihres Lebens; hier ließ die jüngere Schwester der Aebtissin, Mechthild von Hackeborn, ihre Visionen und Offenbarungen von zweien ihrer Mitschwestern in dem „Liber spiritualis gratiae" niederschreiben; hier auch hat in den letzten Jahren der Aebtissin die Nonne G. (s. den folgenden Artikel) ihren „Legatus divinae pietatis" geschrieben: Schriften, die bald weithin gelesen wurden und in anderen geistlichen Kreisen zu gleichartigem Leben anregten. Das letztgenannte Buch ist bisher für ein Werk der Aebtissin G. gehalten worden, ein Irrthum, der seit dem 16. Jahrhundert, in welchem die Schrift mehrfach gedruckt wurde, allgemein geworden ist. Der Nachweis des Irrthums in meiner Schrift: Dante's Matelda, 1873, und Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, Bd. I. 1874, sodann in der Form eines erstmaligen Nachweises bei den mit meinem Nachweise bekannten neuesten Herausgebern des Gertrudenbuchs, den Benedictinern von Solesmes, 1875. Preger.

Gertrud, auch die „große" G. genannt, gegen Ende des 13. Jahrhunderts Nonne zu Helfta, die Verfasserin der Schrift „Legatus divinae pietatis" oder, wie diese früher meist genannt wurde: „Insinuationes divinae pietatis". G. ist am 6. Jan. 1256 sehr wahrscheinlich in Thüringen und wol aus niederem Stande geboren. Schon in ihrem fünften Jahre kam sie in das Kloster zu Helfta, wo ihr Leben unter dem Einfluß der beiden Schwestern Gertrud und Mechthild von Hackeborn, sowie der ehemaligen Begine Mechthild (s. den vorigen Artikel), sehr bald zu reicher Blüthe sich entfaltete. Ein Denkmal ihres Geistes ist die erwähnte Schrift: „Legatus divinae pietatis" und eine Sammlung von Gebeten: „Exercitia spiritualia". Von dem Legatus ist nur der zweite der fünf Theile von G. selbst geschrieben und zwar in den J. 1289 und 1290; die übrigen sind nach ihren Mittheilungen von einer mit ihr lebenden Freundin verfaßt und erst nach ihrem Tode abgeschlossen worden. G. hatte mit einem

unauslöschlichen Durste nach Wissen zuerst die in den sogenannten freien Künsten gebotenen Kenntnisse zum Gegenstande ihres eifrigsten Studiums gemacht, als, wie sie erzählt, in ihrem 25. Jahre eine tiefe innere Verödung und die Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Gott ihre Seele erfaßte. Nachdem sie zwei Monate in dieser Qual verbracht, glaubte sie plötzlich den Erlöser vor sich zu sehen und die Worte zu vernehmen: „Ich will dich annehmen und dich trunken machen von dem Strome meiner göttlichen Freude“. Durch Buße und Glaube an die sündentilgende Liebe ringt sie sich zu der freudigen Gewißheit einer aus Gnade Gerechtfertigten hindurch. Mit der ganzen Energie ihres Wesens wirft sie sich von dieser Zeit an auf das Studium der heiligen Schrift und ihrer Ausleger, namentlich Augustin's und Bernhard's, und das im reichsten Maße sich ihr erschließende Licht des göttlichen Wortes erfüllte ihre Seele mit Jubel. Aus der Schrift und ihren Auslegern stellt sie dann auch für ihre Mitschwestern und für die Schwestern anderer Klöster verschiedene Bücher zusammen; ihre Worte, ihre Betrachtungen sind, wie sich aus ihrem Buche ergibt, beherrscht und durchdrungen von dem sie ganz erfüllenden Schriftwort. Ihr religiöses Leben strebt von der blos sachlichen Vermittlung zum persönlichen Verkehr mit Gott, von der Aeußerlichkeit in die Innerlichkeit, von dem Buchstaben in den Geist. „Die würdigsten Reliquien auf Erden“, so glaubt sie aus dem Munde des Herrn zu vernehmen, „sind meine Worte“. Der Verkehr mit Christus ist die Seele ihres Lebens; alle Heiligen treten ihr darüber in den Hintergrund. Freilich mischt sich Selbsttäuschung mit ein. Ihr Ahnen, Erkennen und Begehren wird ihr bei der Steigerung aller ihrer Seelenkräfte zur thatsächlichen Offenbarung durch Visionen und Einsprachen des Herrn. Aber selbst dieser Form ihres geistlichen Lebens ist der evangelische Zug, der ihr Wesen beherrscht, aufgeprägt. Der von ihr selbst verfaßte Theil des Legatus enthält Bekenntnisse in ergreifender Sprache, auf der Höhe tiefster und stärkster Empfindung geschrieben, welche die großen ihr zu Theil gewordenen Gaben in liebenswürdiger Demuth preisen. Sie gehören mit ihren „Exercitia pietatis“ zu den schönsten Erzeugnissen der mystischen Litteratur. G. starb, wie ich nachzuweisen versucht habe, im J. 1311, womit eine ältere Notiz bei Bucelin stimmt. Die neuesten Herausgeber ihrer beiden Schriftn vermuthen, daß sie um 1302 gestorben sei. Die Bemühungen ihrer Ordensgenossen erlangten im 17. Jahrhundert in Rom, daß sie unter die Heiligen gesetzt wurde. Ein Verzeichniß der älteren Ausgaben ihrer beiden Schriften in dem Vorwort zu der neuesten schönen, mit großer Sorgfalt veranstalteten Ausgabe s. t.: Revelationes Gertrudianae ac Mechtildianae I: Sanctae Gertrudis Magnae, virginis O. S. B., Legatus divinae pietatis. Accedunt ejusdem Exercitia spiritualia. Opus ad codicum fidem nunc primum integre editum Solesmensium O. S. B. monachorum cura et opera. Ap. Henr. Oudin 1875. Pictavii et Parisiis.

Ueber G. s. Preger, Dante's Matelda, 1873, und Geschichte d. deutschen Mystik im Mittelalter, Bd. I. 1874, sowie die Praefatio zu der angeführten Ausgabe der Benedictiner von Solesmes, 1875. Preger.

Gerung: Matthias G. (Geron?) aus Nördlingen, vielleicht zu den jüngeren Schülern Hans Burgkmair's gehörig; ein ausgezeichneter Maler, dessen äußere Lebensverhältnisse ebenso wie der genauere Nachweis seiner Werke noch der Aufdeckung harren. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts findet sich derselbe zwischen Neuburg, Lauingen und Augsburg. G. lieferte die Cartons zu den in Zeichnung und Farbe gleich meisterhaften Tapeten, welche der prachtliebende Herzog Otto Heinrich von Pfalz-Neuburg für seine Neuburger Residenz in der ehemals so blühenden Tapetenfabrik zu Lauingen weben ließ. Dieselben stellten dar: 1) „Die Ahnentafel der Neuburger Herzoge“ (drei Stücke davon mit der Jahreszahl 1540

im National=Museum zu München, das vierte leider im Privatbesitz; abgebildet im 4. Heft 1862 der von Freiherr v. Aretin herausgegebenen Alterthümer und Kunstdenkmale des baierischen Herrscherhauses); 2) „Ansicht der heiligen Stadt Jerusalem", wohin Otto Heinrich 1521 eine Wallfahrt gemacht hatte, mit den Bildnissen des Herzogs und seiner Begleiter, welche im Vordergrunde knieen (im genannten National=Museum zu München); 3) „Die Belagerung von Wien 1529", in welcher Otto Heinrichs Bruder, der Pfalzgraf Philipp, als kaiserlicher Obrist gute Dienste leistete (gemalt 1543, darauf befand sich auch der Name des Künstlers); 4) „Scene aus der Belagerung von Wien, mit Türken, welche eine Vorstadt plündern"; 5) „Das Treffen bei Lauffen" (1534), wobei Pfalzgraf Philipp durch eine Falkonetkugel verwundet wurde; 6) „Ansicht der Stadt Bethlehem mit Umgebung"; 7) „Die große Ahnentafel des Kurfürsten Otto Heinrich", 1557, im Vordergrunde die lebensgroße Figur des Stifters (1560, im National=Museum zu München); 8) „Drei große, 11 Fuß breite und 13 Fuß hohe Tapeten mit den Bildnissen Otto Heinrichs, seiner Gemahlin Susanna (Tochter Albrecht IV. von Baiern und Wittwe des Markgrafen Casimir von Brandenburg) und seines Bruders Philipp". Sämmtliche Teppiche befanden sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im Schlosse zu Neuburg, doch verschwanden davon 3, 4, 5, 6 und 8; die übrigen wurden in das National=Museum zu München gerettet. Vgl. Beitelrock, Geschichte des Herzogthums Neuburg, 1859, und Neuburger Collectaneen=Blätter, 1873; Das baierische National=Museum, 1868, S. 200. — Erhalten im Rathhause zu Lauingen ist eine treffliche, von G. auf Holz gemalte Tafel, darstellend das Lager Karl V. vor Lauingen mit der Huldigung des Rathes im kaiserlichen Zelte am 30. October 1546, ein figurenreiches Bild, bez. M G 1551 (vgl. über das geschichtliche Detail Ludwig Müller: Die Reichsstadt Nördlingen 1877, S. 91); im Mittelgrunde hat sich der Maler, im Pelzrock, mit Degen und Wehrgehäng abgebildet, die mit größter Treue wiedergegebene Stadt und Umgebung zeichnend. Das 1758 „von Joh. Anwander um 10 Gulden restaurirte Bild" (vgl. B. Mayer: Geschichte von Lauingen, 1866, S. 267) erschien 1869 auf der Ausstellung von Gemälden älterer Meister zu München (Katalog Nummer 236 S. 53) und brachte den Namen des Malers zu Ehren, welcher seitdem unter den Besten seiner Zeitgenossen eine achtungsvolle Stellung einnimmt. Zwei Bilder, „Die Geschichte des Paris" und „Die Zerstörung von Troja" (bez. 1540) befinden sich nach Passavant's Mittheilung (Kunstblatt 1851 S. 431) in der Gallerie des Duca Litta Visconti Aresi zu Mailand. Zwei Flügelbilder mit S. Laurentius und Cyriacus, Grau in Grau, im Städel=Museum zu Frankfurt werden ihm gleichfalls zugeschrieben (Kunstblatt 1841 S. 430). Außerdem kennt man von ihm eine Reihe von Darstellungen zur Apocalypse (1544 ff.), 13 Blätter satyrische Darstellungen (1546—48); auch lieferte G. die Zeichnungen zu den blattgroßen Holzschnitten (darunter das Prachtblatt mit der Madonna und dem heiligen Ulrich und Barbara) nebst den reichen Initialen in vierfacher Größe für das Augsburger Missale, welches (im Auftrag des Cardinals und Bischofs Otto Truchseß von Waldburg) zu Dillingen 1555 bei Sebald Mayer erschien.

Vgl. Bartsch, Peintre-Graveur IX, 157. Naumann, Archiv f. zeichn. Künste 1856, II, 218—21 und Nagler, Monogrammisten IV, 569 ff. W. Schmidt in Lützow's Zeitschr., IV. Bd. 1869, S. 359.

Hyac. Holland.

Gervasio Augustin, ein Neapolitaner von Geburt und dem Orden der Augustiner=Eremiten angehörig, wurde unter der Kaiserin Maria Theresia gleichzeitig mit Gazzaniga (vgl. den Artikel Gazzaniga) an die Wiener Universität berufen (1760), um eines der durch Enthebung der Jesuiten vom Universitäts=

lehramte erledigten theologischen Lehrfächer zu übernehmen. G. hatte sich mit seinem Collegen in das Lehrfach der Theologia speculativa derart zu theilen, daß ersterem die dogmatische, ihm aber die scholastische Theologie, d. h. jene Partien, welche den Hauptstoff zu legistisch-canonistischen und casuistischen Fragen und Erörterungen darboten, zufielen. G. lehrte nur einige Jahre neben Gazzaniga, und war bereits im Anfange des folgenden Decenniums durch seinen Ordensgenossen und Nachfolger Bertieri ersetzt. Beide hinterließen Schriften über dieselben theologischen Materien „De legibus“, „De peccatis et peccatorum poenis“, „De incarnatione“ und „De sacramentis“, welche zu je vier Bänden, jene Gervasio's Wien 1764—86, Bertieri's 1771—74 erschienen.

Vgl. über Gervasio Meusel, Gelehrtes Teutschland. Kink, Geschichte der Wiener Universität. Werner.

Gervinus: Georg Gottfried G., ist am 20. Mai 1805 in Darmstadt geboren. Seine Eltern waren einfache Bürgersleute, aber erfüllt von dem stolzen Unabhängigkeitsgefühl einer auf eigene Kraft gegründeten Existenz. Frühzeitig prägte der Vater den Söhnen die Ueberzeugung ein, daß man vom Staate zu leben ebenso verachten, wie von jedem Schmarotzen um Anstellung und Beförderung sich fern halten müsse. Im Uebrigen mochte er sich um die heranwachsenden Knaben wenig kümmern. „Ich war“, schrieb G. später in einer autobiographischen Skizze, deren Mittheilung (A. A. Ztg. 1872 Nr. 60) wir Kriegk, an den sie gerichtet war, verdanken, „ich war von früh auf ohne eigentliche Erziehung; von meinem Vater erbte ich, was ich an Trotz und Kraft habe, von meiner Mutter alles, was sich sonst Gutes in mir findet.“ Ihm, der an ein freies Spielleben gewöhnt war, wollte der Bann der Schule wenig behagen. Mit Widerwillen ging er in den Unterricht eines „groben“ Candidaten, mit gleichen Gefühlen trat er, 9 Jahre alt, in das Gymnasium seiner Vaterstadt ein, das sich kaum auf dem Niveau der Mittelmäßigkeit halten konnte. Damals machte der nationale Aufschwung der Befreiungskriege dem fremden Joch das lang ersehnte Ende. In den kleinen Residenzen des Rheinbundes fühlte man die Wendung des napoleonischen Glücks mit besonderer Schwere. So ging die heiße Zeit an dem Knaben nicht spurlos vorüber. Der Eindruck der unruhigen Kriegszeit blieb in seiner Erinnerung mit frischen Farben haften. Die strenge Ordnung der Schule sah sich freilich durch das wechselvolle Treiben wenig gefördert. Wenn G. trotz äußerer Ablenkung und persönlicher Abneigung von der Schule für fleißig gelten durfte, so kam der Antrieb dazu ganz aus ihm selbst, so sehr sich die Eltern auch über ein Prämium freuen mochten, das er nach Hause brachte. Bald machte der Einfluß seiner Mitschüler sich geltend. Da von Angehörigen und Lehrern so wenig geschah, die Knaben zu fesseln oder in der rechten Bahn zu halten, war es nur zu natürlich, daß sie nach eigenem Geschmack und auf eigene Kosten Bildung und Unterhaltung suchten. Es bemächtigte sich ihrer ein polyhistorischer Eifer, der besonders G. tief erfaßte. Der Eindruck von Reisebeschreibungen und Robinsoniaden führte zu dem zunächst ernst gemeinten Gedanken, den Eltern durchzugehen und anziehende Abenteuer in der Weite zu suchen: vor einem schlimmen Traum sank der rasch gefaßte Plan rasch wieder zusammen. Ernstlicher war es gemeint und einem dunkeln, instinktiven Trieb der Strebsamkeit entsprungen, wenn sich die Freunde zu einem Dichterbund zusammenthaten, der sich in der Weise des Göttinger Hainbundes gefiel. Was zuerst eine Kinderposse war und im engeren Kreise wenig Schaden bringen mochte, führte bald, als Wetteifer und Eitelkeit mit ins Spiel kamen, zu einer Vernachlässigung aller Dinge, welche nicht Poesie waren. Das ging so weit, daß die Knaben eine Zeitschrift schreiben wollten und einen Frankfurter Buch-

händler mit Briefen und Proben halb geneigt zum Verlage machten. Nicht die Kindlichkeit der Versuche, nicht die Unmündigkeit ihrer Verfasser, sondern erst die Censuransprüche der Zeit zerschlugen die geführten Verhandlungen. Für G. war es ein Glück, daß Romane und Taschenbücher, Theater und Musik, die er später die Strafengel unserer Zeit nannte, ihn nicht ganz in Anspruch nahmen, daß ein richtiges Gefühl ihn doch zu mustergültigen Vorbildern für seine poetischen Versuche führte. Seine Lieblingslectüre blieb Homer. „Dem Alten dank ichs heute“, schrieb er 1827, „daß er mir unter allen Verirrungen einen Sinn fürs Große erhalten hat.“ Nun lag an und für sich in diesem „phantastischen“ Treiben keine ernstliche Gefahr, es war ein allerdings früh erwachtes Bedürfniß nach geistiger Thätigkeit, das sich Luft suchte und wol auch durch die Anregung, welche die kunstsinnige Stadt bot, wie durch die allgemeine Richtung der Zeit, die nach der Anstrengung äußerer Thaten in ein verinnerlichtes Geistesleben drängte, Förderung finden mochte. Für G. konnte es nur bedenklich werden, weil es ihn gleichgültig gegen jede Arbeit in der Schule machte, und ihn, der trotz aller Zerstreuung auf den ersten Bänken saß, schließlich das Classenwesen so verachten ließ, daß es ihm unmöglich schien, nach seiner Confirmation länger im Gymnasium zu bleiben. Sehr trug zu diesem Entschlusse die Abneigung des Vaters gegen jeden gelehrten Beruf das ihrige bei; dem Sohn aber, der sich 1819 nach eigener Wahl dem Buchhandel zukehrte und in Bonn in das Geschäft von Marcus trat, ward die erste bittere Enttäuschung zu Theil. Auf die fieberisch schwärmende Einbildung folgte ein eisiges Sturzbad der Prosa und Wirklichkeit. Er hatte gehofft, im Kaufmannsstande Muße zu finden für Poesie und Poeterei, und mußte nun erleben, wie hier „Muße und Muse“ mit Gewalt verjagt wurden. Schon nach wenigen Wochen trieben ihn Heimweh und das Gefühl geistiger Verlassenheit nach Darmstadt zurück. Dort fand er nach kurzem Rückfall in verfrühte Autorengedanken eine Stelle in der Mode- und Schnittwaarenhandlung von Schwab, die ihm Zeit genug für seine geistigen Neigungen zu lassen versprach. Hier ist er fünf Jahre geblieben, zunächst mit peinlichem Pflichtgefühl dem neuen Berufe sich widmend, der ihm Gelegenheit bot, durch die Berührung mit allen Ständen eine reiche Fülle von Menschenkenntniß zu sammeln, dabei immer in regem geistigen Verkehr mit den alten Freunden der Schule, mit Eifer neueren Sprachen und ihren Litteraturen sich zuwendend, stets bedacht, aus den reichen Sammlungen seiner Vaterstadt seine Belesenheit in der deutschen Poesie zu mehren, dann aber, als nach und nach die Freunde schieden, in gänzlicher Vereinsamung und zurückgestoßen von der geistlosen Einförmigkeit des Geschäfts „von einer Auflösung an Körper und Geist“ bedroht. Vor ihr rettete ihn ein Freund, F. M. Hessemer (gest. als Professor der Architektur 1860 in Frankfurt a. M.), mit dem er durchs Leben verbunden blieb, und ein Dichter, Jean Paul, über den er später wol anders geurtheilt hat, als in diesen Jahren. „Der erste brachte seine Poesien zu Ehren, auch hie und da zum Druck (in einem Mannheimer Blatt soll manche derselben erschienen sein), der andere hob den völlig gesunkenen Menschen in ihm völlig empor“. Der Dichter, der mit einer überreichen Phantasie begabt, aber, in einer anregungsleeren Umgebung aufgewachsen, wie kein anderer gelernt hatte, das innere Leben der menschlichen Seele zu belauschen, fügte sich seinen Zuständen so eng an, „daß er sich oft selbst im Spiegel zu sehen glaubte.“ Das führte freilich mit erneuerter Stärke zu den poetischen Träumereien der Knabenjahre zurück, — denn in diese Zeit fällt der lebendige Verkehr mit hervorragenden Schauspielern, wie Gruner, Fischer, Becker, der die Freunde dramaturgische Kritiken schreiben, Scenen und Prologe verfassen, und G. sogar an den Schauspielerstand denken ließ — aber es hob auch mächtig den Drang nach wissenschaftlichem Leben, der trotz aller Freiheiten in der kaufmännischen

Lehrzeit hatte leiden müssen. Auf die Dauer konnte freilich diese Zwitterstellung nicht bestehen. Es war ein Glück, daß eine Differenz mit dem Prinzipal G. endlich zwang, das Geschäft zu verlassen. Er wendete sich mit aller Entschiedenheit zu den Studien zurück. Eine angestrengte, halbjährige Vorbereitung genügte, ihm den Zugang zu der Landesuniversität zu eröffnen. Halb gegen den Willen des Vaters, der auch jetzt von einer Gelehrtenlaufbahn nichts hören, der Stetigkeit des neuen Entschlusses nicht trauen wollte, begab er sich (Ostern 1825) nach Gießen. Er hatte zwar die etwas unklare Absicht gehabt, Aesthetik und Kunstphilosophie zu studiren, — die Beschäftigung und der Umgang der letzten Jahre mußten darauf leiten — es war aber, zumal ihn die Rücksicht auf den Lebensunterhalt bestimmen mußte, natürlich, daß er sich zur Philologie bekannte. Er löste sich los von dem Banne Jean Pauls, gegen den er bald eine halb leidenschaftliche Antipathie empfand, und wandte sich zurück zu seinem Homer und den Griechen. Aber die Art, wie die gewählte Wissenschaft, die ihm die reizendste von allen war, betrieben wurde, schreckte ihn bald wieder ab. Er fiel von Neuem in seine alten Zweifel zurück, oder vielmehr sie begannen erst jetzt ihn tiefer zu fassen, wo er unsicher zwischen Philosophie (bei Hillebrand) und Philologie (bei Osann), zwischen Poesie und Geschichte umher schwankte. Wieder kam er auf die Poesie zurück und dachte sich in einer großen historischen Tragödie (Heinrich IV.) zu versuchen. Das führte ihn der Geschichte nahe und auf Rathen der Freunde (Ostern 1826) nach Heidelberg. Voß, an den er empfohlen war, und der ihn vielleicht der Philologie wiedergewonnen hätte, war zu derselben Zeit gestorben; so neigte er mehr dazu, unter Schlosser Geschichte zu studiren. Aber nicht sofort knüpfte sich jenes Verhältniß, das später die Männer so eng verband, wenn auch alsbald die Einwirkung Schlosser's sich zeigte. Denn schon hatte G. erkannt, „daß das praktische Treiben seiner Zeit verkehrt, daß in jeder Thätigkeit der patriotische Sinn allein von Werth sei“, und die Geschichte allein den Weg leite, diesen prakischen Sinn zu wecken; aber noch kam er zu keinem festen Entschluß für sein Studium. Erst nach Wochen peinlicher, tiefaufregender Zweifel brachte ihn sein unerbittliches Streben und Ringen, dem Spruche des delphischen Gottes zu folgen, zur Klarheit über sich selbst. Nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und rasch erkannte er, daß „sein phantastisches Treiben die Folge eines langen, grausamen Selbstbetrugs gewesen, daß er so gar nicht zum Poeten gemacht sei, daß sein ganzes Wesen von Natur weit mehr zum Verstande als zur Phantasie sich neige.“ Jetzt ließ er in ganzer Stärke den Einfluß Schlosser's auf sich wirken, der ihm die Räthsel des Lebens öffnete, vor denen ihn bisher Geschäftsleben und Dichtung, Philologie und Philosophie rathlos gelassen hatten. „Er begriff, daß der Schlüssel zu diesen Räthseln nicht sowohl dem Lehrer als der Lehre eigen war, und er glaubte nun endlich in dem Geschichtsstudium den Beruf seines Lebens gefunden zu haben.“ (siehe selbstbiographische Skizze in Germania 17, 126). Mit eisernem Fleiß warf er sich auf das Studium der Alten und der Geschichte; auch er erfuhr die Wahrheit des Schiller'schen Satzes, daß für geschwundene Ideale der sicherste Trost in nie ermattender Beschäftigung gefunden werde. Fortan war es sein Streben, mit den Alten denkend und fühlend, in der Gegenwart zu leben und nach Vermögen zu wirken. In dem Manne aber, der ihm zu sittlicher Klarheit über sich geholfen hatte, verehrte er von jetzt mit hingebender Pietät den Lehrer und Meister. Diesem Gefühl hat er in seiner entschiedenen Weise in dem Nekrolog Ausdruck gegeben, der nach Schlossers Tod 1861 erschien und bei seinem paränetischen Charakter wohl Gegenmeinungen wecken mußte.

Mit der berührten Wendung schließt die Jugendentwicklung von G. ab. Sie war großentheils die eines Autodidakten gewesen, der manche Irrwege

gehen mußte, bis er das Ziel, das ihm gesteckt war, vor sich erkannte, auf diesen Irrgängen aber Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatte, die er in regelrechter Entwicklung schwerlich hätte finden können. Denn die Vertrautheit mit den neueren Sprachen, wie die Kenntniß des Alterthums, die Belesenheit in der vaterländischen Litteratur, die ihm schon damals einen Gesammtüberblick über die deutsche Dichtung eröffnete, die Befähigung ästhetischer Betrachtung, im Umgang mit Kunst und Künstlern erprobt, sind in diesen nun abgeschlossenen Jahren erworben worden. In der vita nuova ging er in selbständiger Weiterbildung rasch vorwärts. Es folgten Jahre rastloser Arbeit, ausgedehntesten historischen Studiums, äußerlich bestimmt durch eine mehrjährige, erfolgreiche pädagogische Praxis, die ihn nach Verlassen der Universität (vom Herbst 1827 bis Anfang 1829) als Lehrer an ein von Dr. Gutermann geleitetes Erziehungsinstitut nach Frankfurt a. M., dann ein Jahr als Hauslehrer in eine englische Familie (Hunter) nach Heidelberg führte. Noch während dieses „Dornenbad“ genommen wurde, ließ sich G. als Privatdocent der Geschichte in Heidelberg nieder und trat damit erst in ein Geleise selbstbefriedigter Thätigkeit. Die ersten Arbeiten von G., die nun erscheinen, sind noch rein auf gelehrte Forschung gerichtet: eine Ausgabe des Thukydides (Frankfurt 1830—35), in welcher Morstadt den Text nach den besten Autoritäten, G. und vom 5. Buch an Hertlein die Anmerkungen der besten Ausleger mit dem Ducker'schen Apparate zusammenstellten, weist noch auf die alte Neigung zur Philologie zurück, von charakteristischer Bedeutung, weil gerade Thukydides dem jungen Autor nicht blos ein Objekt philologischer Gelehrsamkeit war, sondern als Muster in Darstellung historischer Urtheile und in Selbständigkeit des Charakters galt. Die Ausgabe ist wissenschaftlich von keiner Bedeutung. Das Ganze mehr ein Haufe ungleichartiger Materialien zu nennen, so daß G. froh war, als er sich in gütlicher Weise von dem Unternehmen lösen konnte. Die zweite Arbeit: „Die Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick“ (Frankfurt 1830) zeigt, wie er selbst sagt, die Trockenheit eines ersten historischen Versuchs und ist im Grunde nur „ein Fragment von Heften, die er sich als Erinnerung bei seiner Lectüre niederschrieb“, jetzt zusammengestellt, um als Habilitationsschrift zu dienen. Die nächsten Schriften haben schon einen durchaus anderen Charakter. Die Stoffe scheinen fern zu liegen, abseits vom Interesse der Gegenwart: „Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert, nebst einer Charakteristik des Macchiavell“ (historische Schriften I, 1833) und „Versuch einer inneren Geschichte von Aragonien bis zum Ausgang des Barcelonischen Königsstammes“ (zuerst theilweise im Archiv von Schlosser und Bercht Bd. 3. 1832, dann vollständig in historischen Schriften Theil I), und man hat wol gesagt, daß ihre Wahl dem Schlosser'schen Wesen entspreche, von der eigenen Geschichte ab- und fremder sich zuzuwenden. Aber es sind doch ganz besondere Verhältnisse gewesen, die G. zu diesen Stoffen gezogen haben. Aeußerlich wurde er durch einen Aufenthalt in Italien (Frühjahr 1832 bis Frühjahr 1833), dem er eine ganz besondere Einwirkung auf seine Entwicklung zuschreiben durfte, dem Studium der Florentiner näher gebracht, wie ihn im Allgemeinen der Gedanke, Spittler's Geschichte der europäischen Staaten durch ein Werk zu ersetzen, das der Zeit und dem Stande der Wissenschaft mehr entspreche, zu der Geschichte Aragoniens geführt haben mag. Aber schon wünschte er, so sehr er auch in der Beurtheilung Macchiavelli's hie und da einen kosmopolitischen Standpunkt herauszukehren scheint, von einem warmen Bestreben Zeugniß abzulegen, daß er weder um das ächte Wissen, noch um das wahre Leben betrogen sein möchte, eine Gefahr, die einem Schriftsteller so leicht drohe, wenn er seine Wissenschaft der Bewegung des Lebens entweder völlig preis gebe, oder ganz verschließe; schon zeigen viele Seiten seiner Arbeit aus der italienischen Ge-

schichte, gerade bei der Beurtheilung des Politikers Macchiavelli, daß er tief über politische Dinge gedacht, wie er auch eingesteht, daß die Geschichte der Aragonesen darum ein besonderes Interesse verlangen dürfe, weil dieses Volk, das in seiner Abgeschlossenheit und so vielen Charakterzügen noch an die Staaten des Alterthums erinnere, sich in der repräsentativen Form der Verfassung bewege, die nur hier in der höchsten Einfachheit erscheine. Dabei ist, gegen die Habilitationsschrift gehalten, der große Fortschritt von der Forschung zur Darstellung unverkennbar. Das politische Moment, das in diesen Stoffen eine besondere Anziehungskraft auf G. ausübt, tritt bald deutlicher hervor in directer Beziehung zu dem Leben selbst; im Gegensatz gegen die Reaction, die, nachdem die unmittelbaren Folgen der Julirevolution zurückzutreten anfingen, sich durch ganz Europa fühlbar machte, sucht G. der Entfremdung von Wissenschaft und Leben zu steuern, „damit bestimmte Gedanken, welche die Einsicht in Lage und Bedürfniß der Zeit nahe legt, welche das Leben bewegen und die großen Interessen des Volkes berühren, jedes Werk, besonders historischer und publicistischer Art, durchdringen und gestalten mögen“. So bereitet sich deutlicher seine Wirkung auf den öffentlichen Geist Deutschlands vor, die dann seine wissenschaftliche Arbeit stets begleiten sollte; so bezieht sich fortan bei ihm jede Thätigkeit auf des Vaterlandes gegenwärtige und kommende Verhältnisse, zum Unterschied von seinem Freund Schlosser, bei dem Alles, was er schreibt, mehr der Allgemeinheit sich zukehrt. Am entschiedensten spricht sich jene Tendenz zuerst in dem Programm oder der Einleitung zu den „Deutschen Jahrbüchern“ (1835) aus, deren Titel schon deutlich sagte, was sie sollten (D. J. zur Aufnahme und Förderung eines gemeinnützigen Zusammenwirkens in Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgegeben von einer Gesellschaft von deutschen Gelehrten, 1. Bd. 1.—3. Heft, Leipzig 1835). Der Herausgeber hofft, daß dieses Unternehmen zu einem nationalen Werke sich gestalte, da es die Nationalehre zu verlangen scheine, daß der wissenschaftlichen Kultur eine würdige Repräsentation zu Theil werde. Er nimmt sehr entschieden Stellung zwischen den extremen Richtungen der Zeit; er erklärt, daß er nichts mit der liederlichen Genialität unklarer Köpfe zu schaffen haben wolle und den litterarischen Jacobinismus eben so sehr hasse, wie das Kastenwesen und die Schuldespotie. Der Erfolg der Jahrbücher entsprach nicht der gehobenen Stimmung, mit der sie G. ins Leben gerufen hatte; sie haben sich nur ganz kurze Zeit gehalten, und der Gedanke ist später von anderer Seite und in anderer Weise mit mehr Glück wieder aufgenommen worden. Denn noch war die Zeit für diese so energisch betonte praktische Richtung wenig empfänglich. Aber die Aufsätze, die G. in dieser Zeitschrift erscheinen ließ und später (1839) im 7. Bande seiner „historischen Schriften“ sammelte, beweisen, daß er ihre Aufgabe mit allem Nachdruck verfolgt hat. Wir erinnern nur an seinen „Plan zur Reform der deutschen Universitäten“, dem ein Aufsatz „Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen“ (1835) als Vorläufer gedient hat, der, in Form eines Ministerialberichts abgefaßt, Eingeweihte wie Thiersch über seine Provenienz täuschen konnte; wir denken an die strenge Kritik über „Börne's Briefe aus Paris“ (1835), die dem Verfasser alle Jungdeutschen zu Feinden machte, und an die Anzeige von Schlosser's „Universal-historische Uebersicht über die alte Welt“, die den historischen Standpunkt von G. deutlich erkennen läßt. Neben diesen Arbeiten stehen andere, die theils in den Heidelberger Jahrbüchern, theils in dem Archiv von Schlosser und Bercht, theils in den Blättern für litterarische Unterhaltung veröffentlicht worden sind. Sie umspannen kritisirend und selbständig darstellend einen weiten Kreis, stehen wol im Zusammenhang mit den bisher schon behandelten Stoffen der englischen, spanischen, italienischen Geschichte, weisen aber auch schon auf dasjenige Werk hin, welches ein

Jahrzehnt den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit gebildet, ihn beschäftigt hat bis an das Ende seines Lebens. Schon seit der Rückkehr von Italien drängte es ihn bei aller Fülle vielseitiger Arbeiten zu einer größeren litterarischen Production; er war getheilt zwischen den alten litterarisch-ästhetischen Neigungen und den mächtigen politischen Erregungen der ersten dreißiger Jahre. Er überließ, da er mit der Zeit selbst schwankte und dem Inhalt der Geschichtswissenschaft gegenüber sich in gleichem Interesse für dessen politischen, wie philosophischen Theil hielt, es dem Zufalle, wohin er ihn bestimmen wollte; er gab seinem Verleger, wie er selbst sagte, die Wahl zwischen einer Politik mit geschichtlicher Grundlage, deren Entwurf in der Anzeige von Dahlmanns Politik (Blätter für lit. Unterh. 1836) wohl zu erkennen ist, einer Geschichte der europäischen Staaten in der neueren Zeit und einer Geschichte der deutschen Dichtung. Der Verleger entschied sich ohne Bedenken für das Letztere, und die Nation darf ihm Dank wissen, daß er damit das Richtige getroffen. In 5 Bänden erschien so 1835 bis 1842, einmal mit längerer Unterbrechung, die „Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen", dann (seit 1853) „Geschichte der deutschen Dichtung" genannt, deren 5 Auflagen (die letzte 1870—1874, von Karl Bartsch vollendet) schon äußerlich beweisen, wie tief die Wirkung dieses Buches gewesen ist; einen Leitfaden durch das Ganze sollte das „Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalitteratur" geben. Alle Beurtheiler, von Jakob Grimm an bis zu den Kritikern der neuesten Zeit, sind darin einig, daß seine Litteraturgeschichte Epoche gemacht hat. Schon 1833 hatte G. das Programm einer Geschichte der Poesie festgestellt. Damals schrieb er bei Gelegenheit einer Anzeige (von Bohtz' Geschichte der neueren deutschen Poesie, und Herzogs Litteraturgeschichte) in den Heidelberger Jahrbüchern (1833, S. 1196): „Der Historiker zeigt eines Gedichtes Entstehung aus der Zeit, aus deren Ideen, Bestrebungen und Schicksalen, sein inneres Verhältniß — Entsprechen oder Widerspruch — mit diesen, seinen Werth für die Nation, seine Wirkung in Mitwelt und Nachwelt, er vergleicht es zunächst blos mit dem Höchsten, was diese Zeit, diese Nation in dieser Gattung geleistet hat; er zeigt das engere Verhältniß des Gedichtes zu dem Dichter, sein Entstehen aus diesem, sein historisches Verhältniß zu ihm und seinen übrigen Werken; behandelt er nicht blos diesen Einen Dichter, so muß er je nach seinem Gesichtskreis das Verhältniß von Dichter und Gedicht zu der Zeit, zu der Nation, zu der europäischen Cultur, zu der gesammten Menschheit erörtern." Schon damals war also die Idee, daß nicht die ästhetische Kritik, sondern der historische Zusammenhang die Hauptsache in der Litteraturgeschichte sei, in ihm lebendig; durch die akademischen Vorträge, welche das Thema einige Male behandelten, gewann diese Idee bestimmtere Form, jetzt erst feste Gestalt und Leben. Im Vergleich zu den bisherigen Versuchen erscheint die Darstellung, welche G. von der deutschen Dichtung gibt, als eine „glänzende Entdeckung", die zuerst das geistige Leben der Nation in genetischem Zusammenhang und in beständiger Doppelwirkung zu dem politischen Leben als ein organisches Ganzes gefaßt wissen wollte. Ein neuer Weg war der Wissenschaft geöffnet, dem sie seitdem gefolgt ist; erst seit Gervinus' Werk war die Wissenschaft der modernen Litteraturgeschichte möglich. Von den ältesten Zeiten, deren dürftige Bruchstücke er fast zuerst zu einem Ganzen zusammengedacht hat, schritt er in lebendiger Darstellung bis zu der großen Höhe der Goethe-Schiller'schen Epoche vorwärts, „mit strömender Gedankenfülle schreibend und aus voller Brust für die Ehre des Vaterlandes". Und diese patriotische Gesinnung, die Jakob Grimm so gern in seiner Anzeige des ersten Bandes betont, zieht sich durch das ganze Werk hindurch, immer auf die unmittelbare Gegenwart leitend, den Zusammenhang wahrend mit dem praktischen Leben. Sie hat

in der unpolitischen Zeit, in der G. zu schreiben anfing, das Volk auf das öffentliche Leben gewiesen und ihm wiederholt und in eindringlichem Wort ans Herz gelegt, daß es nun auf sich selbst sich besinnen und politisch werden müsse, nachdem es lange genug nur litterarisch gewesen. Aber noch bevor die Wirkung des Ganzen durch weite und immer weitere Kreise sich fortpflanzen konnte, eine der stärksten Wellen in der Bewegung des öffentlichen Geistes in Deutschland, hatte Gervinus' äußere Stellung manche Wendung erfahren. Schon 1835 war er in Heidelberg zum außerordentlichen Professor ernannt worden, seine Vorlesungen, gleichmäßig über Geschichte, Politik und Litteraturgeschichte sich erstreckend, waren Hand in Hand mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit gegangen. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner Litteraturgeschichte wurde er dann auf das Betreiben Dahlmanns, mit dessen historischer Richtung die seinige manche Berührungspunkte bot, nach Göttingen berufen. Ostern 1836 siedelte er nach dem Norden über, führte bald seine Braut Viktoria Schelver nach und durfte im Verkehr mit den Gebrüdern Grimm und Dahlmann, die den jüngeren als ebenbürtig in ihren Kreis aufgenommen hatten, in erhobener Stimmung seinem großen Werke sich widmen. Noch blieb für ihn neben dieser Arbeit und den mit größerem Eifer betriebenen Vorlesungen Zeit zu kleineren Publicationen. Damals erschien das wenig beachtete, eigenthümliche und für ihn charakteristische Schriftchen: „Gudrun, ein episches Gedicht, Programm und Probegesang" (1836), ein Nachklang zugleich der alten poetischen Neigungen, wie der Studien über die mittelalterliche Dichtung, und als Vorstudie gleichsam für die späteren Theile der Dichtungsgeschichte das Büchlein: „Ueber den Götheschen Briefwechsel" (1836), damals, wie ein frischer Gruß aus einem auch heiter bewegten Umgang, die „Geschichte der Zechkunst", die ein Fragment geblieben ist (Blätter für litt. Unterhaltung 1836), damals endlich seine „Grundzüge der Historik" (1837), ein Resultat langjährigen Nachdenkens und ein Thema öfterer Vorlesungen. Es waren frohe, glückliche, vielversprechende Tage, die G. in Göttingen verleben durfte, in die dann, den seltenen Kreis dieser hervorragenden Männer zu sprengen der Verfassungsbruch des Königs Ernst August hereinbrach. Die Geschichte der Sieben ist bekannt. Ihr Protest war eine That unerschrockener Mannheit in den Jahren Alles niederdrückender Reaction, und wie man sie aufnahm, zeigte, daß der Geist fügsamer Unterordnung anfing zu weichen.

Wieder wandte sich G. nach dem Süden, nach Darmstadt und Heidelberg; seine Stimmung, durch Familienschläge noch mehr getrübt, war eine bittere, wie er unverhohlen in der bekannten (damals vom Leipziger Censor gestrichenen) Vorrede zum dritten Band der Litteraturgeschichte, den er in Göttingen hatte vollenden können, aussprach. Er suchte den Eindruck zu heben und ging zum zweiten Male nach Italien, theils Kunststudien hingegeben, wie die „Venetianischen Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei (Blätter für litt. Unterhaltung 1839) beweisen, theils mit geschichtlichen Arbeiten, auch mit der Sammlung seiner „Kleinen historischen Schriften" (1839) beschäftigt. Dann kehrte er nach Heidelberg zurück, um nun ganz der politischen Geschichte zu leben. Zunächst führte er seine Litteraturgeschichte (bis 1842) zu Ende, mit größerem Nachdruck als bisher die Nation an ihre politischen Aufgaben weisend. Auch die akademische Thätigkeit nahm er, seit 1844 als Honorarprofessor, wieder auf und sammelte in diesen Jahren der steigenden politischen Bewegung in seinen Vorträgen didaktisch und kritisch-politischer Natur, zumal in seinen Vorlesungen über Politik (1846 und 1847) einen weiten Kreis von nicht blos studentischen Zuhörern um seinen Katheder. Bald zieht das heller erwachte politische Leben auch seine schriftstellerische Thätigkeit direct in seine Kreise. Schon in der Charakteristik Georg Forsters, die er 1844 dem 7. Band der gesammelten Werke des-

selben mitgab, sind die zum Handeln drängenden Bezüge auf die Politik mit Händen zu greifen, die „Mission der Deutschkatholiken“ (1846) führt auf das Gebiet der Tagespolitik hinüber, ohne daß sie bedeutende Theilnahme der mit großen Hoffnungen begrüßten, von ihren Leitern bald compromittirten Bewegung gewonnen hätte; nicht mehr reeller Erfolg wurde der Schrift: „Die preußische Verfassung und das Patent vom 3. Febr. 1847“ (1847) zu theil, deren ernste Mahnung von der preußischen Regierung ebenso sehr überhört wurde, wie die, welche er eben an die deutsche Nation gerichtet hatte, von dieser; ganz anders wirkte die „Adresse an die Schleswig-Holsteiner“, welche im Juli 1846 von Heidelberg ausging und G. zum Verfasser hatte; sie gab den Anstoß zu jener Agitation, in welcher das Volk zum ersten Mal wieder gemeinsames Handeln versuchte. In ganz unmittelbare Beziehung zu der Politik des Tages aber trat er, als die Gründung der „Deutschen Zeitung“ erfolgte, deren Programm Anfang 1847, ihre erste Nummer 1. Juli desselben Jahres erschien, von G. als Redacteur unterzeichnet. Die Bedeutung und der Einfluß dieser Zeitung, welche als Organ der konstitutionellen Mittelpartei gelten konnte, weisen ihr eine wichtige Stellung in der Bewegung dieser Jahre an. Bis zum Juli 1848 flossen fast alle Leitartikel aus der Feder von G., vom 21. November desselben Jahres bis Ende Mai 1849 lassen die vielgelesenen Briefe vom Rheine seine scharf kritisirende, oft zürnende und Unheil weissagende Stimme hören. Seine politische Ansicht und Haltung kann ohne diese Aufsätze nicht verstanden werden; seltener, als man gewöhnlich annimmt, zeigen sie den einseitigen Doctrinär, meist den Politiker, der ruhiger und richtiger als andere denkt, immer den rücksichtslosen Bekenner seiner Ueberzeugung. An der Gestaltung der politischen Dinge selbst hat er unmittelbar eingreifend wenig Antheil genommen; es war freilich dem hohen Ansehen, das er genoß, entsprechend, daß ihn die Hansestädte im März 1848 als Vertrauensmann zum Bundestag sendeten, daß er so an dem Verfassungsentwurf der Siebzehn seinen Antheil nahm, daß ihn ein Wahlbezirk der Provinz Sachsen zum Mitglied der Nationalversammlung wählte. Aber in Frankfurt hielt er sich mehr als Beobachter zurück, er hat nie in der Paulskirche gesprochen und zog es bald vor, sein Mandat niederzulegen, als der praktische Weg ihm verlassen schien; im Juli 1848 trat er aus der Versammlung aus und suchte in einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Italien Erholung für seine stark geschwächte Gesundheit. Nach seiner Rückkehr wandte er von Neuem seine Wirksamkeit der „Deutschen Zeitung“ zu, deren Redaction er mit seinem Austritt aus dem Parlament aufgegeben hatte, stand aber den Ereignissen selbst ferne. Nur der schleswig-holsteinischen Sache, deren Förderung er seit 1846 für seine Ehrenpflicht hielt, blieb er unmittelbar nahe; aber vergebens waren die Staatsschriften, die er verfaßte (von denen das bei Ablauf des Waffenstillstandes erlassene Manifest und die Antwort auf die Forderung des Bundestages, die Waffen niederzulegen, besonders zu nennen sind), ohne Erfolg die Reise nach England, die er im Auftrag der Statthalterschaft 1850 unternahm, ihr dort vielleicht die Hülfe zu verschaffen, welche die deutschen Regierungen verweigerten, welche das deutsche Volk nicht ersetzen konnte. Dann kam von Neuem die Zeit, in der sich „der Einzelne wehmüthig auf sein Ich zurückzieht“; wieder schien die Nation in die Litteratur zurückgeworfen, die sie nach Gervinus' Meinung schon längst mit der Politik hätte vertauschen sollen. Und nun galt es ihm als höchste Aufgabe, aus der Litteratur selbst eine Schule der Politik zu machen. Im April 1849 erschien der erste Band seines Werkes über „Shakespeare“, dem bis 1850 drei weitere Bände folgten; die Vorrede sagt klar, wie der Verfasser das Werk genommen wissen wollte: nicht als ästhetischen Genuß, sondern als sittliche Stärkung, „denn selbst die Genüsse des Geistes können der Art sein, daß sie ein Sporn unserer handelnden Thätig-

keit und Wirksamkeit werden, daß sie neben Gemüth und Einbildungskraft auch den praktischen Verstand beschäftigen und die Willenkraft zu Entschlüssen bestimmen". So hatte er selbst im Dichter Erholung gefunden, so hoffte er, daß an seiner Hand die Nation durch den Dichter zu sich selbst zurückkehre. Und noch mehr dachte er in diesem Sinne zu wirken durch das große historische Werk, das, wie er selbst sagt, am tiefsten mit seinem ganzen Lebensplan verwebt scheint, mit der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Um sich über Idee und Aufbau dieses Werkes klar zu werden, sich mit der Meinung Anderer und der eigenen auseinander zu setzen, schickte er eine „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" (1853) voraus, ein merkwürdiges Büchlein, eine Geschichtsphilosophie und Zukunftshistorie zugleich, vielleicht auch eine Rechtfertigung der eigenen, durch die Ereignisse modificirten Meinung, eine Schrift indessen, welche, wie Dahlmann fein bemerkt, mehr aus= als einleitet. Ein unbegreiflicher Schritt der damaligen Regierung Badens wird es immer bleiben, daß sie auf Grund der „Einleitung" die Anklage des Hochverrathes und der Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung durch die Presse gegen G. erhob, fast unbegreiflicher mag dem, welcher heute die Proceßacten durchgeht, erscheinen, wie das Mannheimer Hofgericht sich zu der Frage stellte, nur das Specialvotum Brauers, die Reden des Angeklagten und seines Vertheidigers Soiron könnten ihn anziehen. Der Proceß, mit soviel Emphase von der Staatsanwaltschaft begonnen, führte zu einer partiellen Verurtheilung und schloß mit einer Cassation des Urtheils durch das Oberhofgericht, das die Inkompetenz der bisher angerufenen Gerichte erklärte. Damit hielt es auch die badische Regierung für gerathen von weiteren Schritten abzustehen, nur die Genugthuung, G. zunächst die venia legendi zu entziehen, konnte sie sich nicht versagen. Auf diesen selbst machte die Sache wenigstens momentan einen verbitternden Eindruck, doch durfte er an der Theilnahme der ganzen Nation erkennen, wie tief er im Herzen des Volkes lebte. Von nun an widmete er sich fast ganz der wissenschaftlichen Arbeit, von der Theilnahme an der politischen Arbeit nicht völlig abgewendet — wie er im Frühjahr 1860 und später noch einmal daran gedacht hat, die Deutsche Zeitung zu erneuern — und bewältigte mit erstaunlicher Kraft und Ausdaner den ungeheueren Stoff, den die „Geschichte des 19. Jahrhunderts" ihm zuführte. In 11 Jahren (1855—1866) erschienen acht Bände derselben, die freilich nur bis zur Julirevolution und deren nächsten Folgen herabgehen. Das großartig angelegte Werk, das bei der Unvollständigkeit der Quellen (der Inhalt der Archive war nur an einigen Stellen dem Verfasser zugänglich gemacht worden) nicht allen Anforderungen abschließend genügen, jedoch den ungefügen, spröden Stoff zum ersten Mal von hohen Gesichtspunkten aus gruppiren und gestalten, den Faden der politischen und geistigen Entwicklung mit sicherer Hand blos= legen konnte, ist nicht vollendet worden. Gerade an der Schwelle der Jahrzehnte, welche G. als Mitlebender und Mithandelnder hätte schildern können, brach der Geschichtsschreiber ab. In tiefer Verstimmung über den Gang der politischen Dinge gab er zunächst die Arbeit, welche mit so viel Eifer begonnen worden war, auf und suchte noch einmal Erholung für Körper und Gemüth im Süden. Unter der angestrengtesten Thätigkeit für sein Geschichtswerk war ihm Zeit geblieben einem Freunde, Georg Friedrich Fallenstein, Erinnerungsblätter, die nicht in den Buchhandel gekommen sind, zu weihen, hatte er mit frischem Enthusiasmus für die Errichtung eines Steindenkmals in Nassau geworben und gesammelt, war er vor Allem bedacht gewesen, die Tonwerke Händels in Deutschland „zurückzubürgern". Die Anregung zu der Statue, die dem Tondichter in seiner Vaterstadt Halle gesetzt wurde, zu der Gründung einer deutschen „Händelgesellschaft", zu der Herausgabe der Werke Händels durch diese Gesellschaft waren von ihm ausgegangen. Einer tiefernsten Pflege dieses

Künstlers, die im Hause Thibauts in den zwanziger Jahren ihren Anstoß erhielt, dann eine mit gemüthlicher Innigkeit gefaßte Aufgabe des Hauses für ihn und seine Frau wurde, ist diese besondere Thätigkeit, welche sich durch das ganze Leben von G. hindurchzieht, entsprungen. Im Zusammenhange mit ihr entstanden die Uebertragungen der Oratorientexte Händels, die seine Wittwe nach seinem Tode (1873) herausgab, entstand vor Allem sein „Händel und Shakespeare" (1868), ein Buch, das aus jahrelangen, tiefen Studien herauswuchs, und nicht sowol eine Parallele zwischen den beiden Künstlern, als eine Art Philosophie der Musikgeschichte und eine geistig begründete musikalische Kunstlehre enthält, deren Belege eben ausschließlich aus Händels Werken genommen werden. Und gleichzeitig waren die Gedanken des rastlosen Mannes auf eine Umarbeitung seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" gerichtet, die, wie er wohl sagen durfte, keinen Stein auf dem andern ließ, der seine letzte Thätigkeit gewidmet sein sollte. Es ist noch nicht vergessen, wie er dem ersten Band jene Vorrede mitgab, die mitten in dem nationalen Aufschwung des großen Krieges von 1870 seine muthige Wahrheitsliebe ihm abrang. Daß sie tief verletzen mußte, war natürlich, daß sie nicht mit dem taktvollen Schweigen aufgenommen wurde, wie es diesem Manue gegenüber sich ziemte, ist wol zu beklagen. Immer aber wird es ein dankbares Andenken schmerzen, daß er, der (wie Jakob Grimm von ihm sagt), so tapfer für die Herrlichkeit des Vaterlandes gestritten, in offenem Zwiespalt mit seinem Volk geschieden. Noch bevor die Erregung, die in den „Hinterlassenen Schriften" (Wien 1872) so fühlbar nachklingt, sich mildern konnte, ist G. am 18. März 1871 einem fast jähen Tod erlegen.

G. ist mit der geistigen und politischen Entwicklung des deutschen Volkes im 19. Jahrhunderts innig verwachsen, darf Jahre lang als ein Bahn brechender Führer der öffentlichen Meinung gelten. Der Macht seines meist geschriebenen Wortes, dem Eindruck seines hohen sittlichen Charakters verdankt er seine Bedeutung. In dem ersten Werke, das ihm einen Namen gibt, weist er einer jungen Wissenschaft neue Bahnen, in Allem, was er schreibt, setzt er durch Geist und Gelehrsamkeit, durch wahrheitsstrengen Ernst und tiefes vaterländisches Gefühl die Gedankenwelt der Gebildeten seines Volks in Bewegung; immer ist dabei sein Sinn auf die politische Bildung, die staatliche Erziehung der Nation gerichtet, immer sucht er der Wissenschaft zu dienen und dem Leben nicht fremd zu werden. Manche seiner Arbeiten werden überholt, andere in ihren Urtheilen geändert, nie wird, was er geleistet, nie wird er selbst vergessen werden.

Das Verzeichniß der Schriften von G. findet sich am vollständigsten bei „Gervinus" von Richard Gosche, 2. Abdruck, Leipzig 1871. Die über ihn nach seinem Tode erschienene Litteratur ist am genauesten in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", Band 25 und in der „Germania", Band 17 zusammengestellt. Besonders anzuführen ist: Eine Selbstbiographie, die sich unter seinen Papieren findet und bis zum Jahre 1836 reicht; sie wird erst nach dem Tode seiner Wittwe veröffentlicht werden. Ferner: G. und seine politischen Ueberzeugungen, ein biographischer Beitrag, Leipzig, Engelmann 1853. — Taillandier, Gervinus, Revue des deux mondes 1856, Mars). — Emil Lehmann, G., Versuch einer Charakteristik, Hamburg 1871. — Rückert, Unsere Zeit, 1871. — H. Grimm, Preuß. Jahrb. 1871, Band 27. — Ranke, Sybels hist. Zeitschrift, 1872, Band 27. — Hillebrand, Preuß. Jahrb. 1873, Band 32.

Aug. Thorbecke.

Geselschap: Eduard G., Genremaler, geb. am 22. März 1814 zu Amsterdam, † am 5. Januar 1878 zu Düsseldorf. Er besuchte die Schulen in Wesel, welche Stadt seine Eltern nur während der Blokade verlassen hatten, empfing dort auch seinen ersten Kunstunterricht durch den Maler Fr. Welsch und lebte seit 1834 in Düsseldorf, wo er bis 1841 in der Akademie, dann aber im eigenen

Atelier arbeitete. G. wählte zuerst seine Stoffe aus berühmten poetischen Werken: er malte „Faust im Studierzimmer“ (1839), „Götz von Berlichingen vor dem Rath in Heilbronn“ (1842), „Valentin's Tod“ nach Goethes Faust (1844), „Romeo und Julie in der Gruft“ (1845) u. A., dann aber stellte er biblische Gegenstände dar, wie die „Grablegung Christi“ (1846), „Herodias mit dem Haupte des Johannes“ (1847) und die „Anbetung der hl. drei Könige“ (1847) und hierauf lieferte er zwei verdienstliche Werke aus der Geschichte des 30jährigen Krieges: die „Auffindung der Leiche Gustav Adolf's“ (1848) und „Nachtlager wallensteinischer Soldaten in einer Kirche“ (1849). Obschon die sämmtlichen Bilder sich eines ehrenvollen Erfolges zu rühmen hatten, sollte ihm aber doch erst im Gebiet der Genremalerei, dem er sich zuletzt ausschließlich zuwandte, die nachhaltigste und berechtigteste Anerkennung zu Theil werden. Viele seiner gemüthlichen Scenen aus dem Haus- und Familienleben sind in den trefflichen Stichen von Martinet, Fritz Werner u. A., ein überall beliebter Zimmerschmuck geworden. Hübsche Composition, gute Zeichnung, harmonische Farbe und die feinste Durchführung gehören zu den Hauptvorzügen seiner Bilder, und in der trefflichen Wiedergabe des Lampen- und Kerzenlichts oder anderer Beleuchtungseffekte hat G. einen hohen Grad künstlerischer Meisterschaft erlangt. Zu seinen besten Werken gehören „Der St. Nicolaus-Abend“ (1852, im Besitz des Commerzienraths Schnitzler in Köln), „Der Martins-Abend“ (in der Gallerie in Hamburg), „Musikalische Abendgesellschaft“ (im Museum Wallraff-Richarz in Köln), „Der Weihnachtsmorgen“ (im Museum in Stockholm) und verschiedene Darstellungen der Christbescherung, wie er denn überhaupt denselben Gegenstand häufig mehrmals behandelte, wenn auch mit kleinen Veränderungen. Die Akademie von Amsterdam ernannte ihn zum Mitglied. — G. gebührt auch das Verdienst, den hochbegabten Theodor Mintrop dem Landleben entrissen und der Kunst zugeführt zu haben. Er lernte denselben 1844 auf einer Studienreise kennen, nahm ihn mit nach Düsseldorf und wohnte dort bis zu dessen Tode 1870 in unzertrennlicher Freundschaft mit ihm zusammen, indem er ihn auf jede Weise mit Rath und That unterstützte. Ein Schlaganfall hatte bereits seit einigen Jahren die rüstige Arbeitskraft Geselschap's gebrochen, als ein sanfter Tod ihn von langen Leiden befreite.

Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856). Wolfgang Müller, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (Leipzig 1854).

Blanckarts.

Gesenius: Justus G., ein hochverdienter Kirchenmann, wurde am 6. Juli 1601 zu Esbeck im Kalenbergischen geboren. Von dem Gymnasium zu Hildesheim ging er auf die Universität Helmstädt über, wo er sich namentlich an Calixt anschloß und von wo aus er dann noch im J. 1626 zur Fortsetzung seiner theologischen und philosophischen Studien die Universität Jena bezog. Schon im J. 1629 zum Pastor an der Magnuskirche in Braunschweig gewählt, wirkte er auf dieser Stelle sieben Jahre lang mit großem Segen. Schon jetzt als hervorragender Theolog und Prediger anerkannt, wurde er im Herbst 1636 mit der Stelle eines zweiten Hofpredigers und Assessors im Consistorium zu Hildesheim betraut. Vier Jahre später zog er mit den übrigen Mitgliedern der Regierung nach Hannover über, wo er kurz nachher zum ersten Hofprediger, Consistorialrath und Generalsuperintendenten ernannt wurde. Am 8. März 1643 erwarb er sich dazu noch in Helmstädt (in einer rite vollzogenen Promotion) die Würde eines Doctors der Theologie. In dieser hohen und einflußreichen Stellung arbeitete nun G., trotz vielfacher Kämpfe, in die er hineingezogen ward, unverdrossen für das Gedeihen des Kirchen- und Schulwesens, bis er am 18. Septbr. 1673 starb. — Unter seinen Schriften nimmt eine besondere und bleibende Bedeutung in der Geschichte der Katechetik seine „Kleine Kate-

chismusschule“ ein, die er zur Förderung des katechetischen Unterrichts 1631 anonym erscheinen ließ. Das Schriftchen fand jedoch so allgemeinen Beifall, daß er es neu bearbeitet 1635 nochmals und zwar jetzt unter seinem Namen erscheinen ließ; worauf er dann noch im Auftrage der braunschweig-lüneburgischen Regierung aus demselben unter dem Titel „Neue Kinderlehre oder Katechismusfragen über den kleinen Katechismus Lutheri“, einen Auszug veranstaltete. In dieser Gestalt kam der Katechismus des G. fast in allen lutherischen Kirchen Norddeutschlands auf lange Zeit zur Einführung. Indessen regte die milde, unionistische Gesinnung, welche der Verfasser in dem Büchlein kundgab, den Zorn aller lutherischen Eiferer gegen ihn auf, namentlich des Pastors Statius Buscher in Hannover, der ihm sogar Kryptopapismus zum Vorwurf machte. G. vertheidigte sich in einer Schrift: „Apologia oder Ablehnung der Verleumdungen Statii Buscheri“; allein aus dieser Polemik entwickelte sich ein Streit zwischen den theologischen Fakultäten zu Helmstädt und Wittenberg, der sich bis tief in das 18. Jahrhundert hinein fortzog. — Außer dem Katechismus gab G. eine Reihe von Sammlungen werthvoller Predigten heraus. Beachtenswerther jedoch als diese sind seine Leistungen als Dichter geistlicher Lieder. Vierzehn derselben nahm er selbst in das von ihm 1648 im Auftrag der Landesregierung herausgegebene hannöversche Gesangbuch auf. Mit einer eigentlich wissenschaftlichen Arbeit trat G. gegen das Ende seines Lebens (anläßlich des Uebertritts seines Landesherrn, des Herzogs Johann Friedrich, zur katholischen Kirche) unter dem erdichteten Namen Thimotheus Fridlibius hervor. Die (vier Bände umfassende) Schrift erschien unter dem Titel: „Warum willst Du nicht römisch-katholisch werden, wie Deine Vorfahren waren?“ (Hannover 1669, 71, 72 in 4⁰).

Vgl. Rehtmaier, Braunschw. Kirchengesch. IV. S. 458. Walch's Einleitung in die Streitigkeiten der luth. Kirche III. S. 249. Schlegel, Kirchengesch. Norddeutschlands II. u. III. u. Baring's Hannöversche Kirchenhistorie I. S. 90. Heppe.

Gesenius: Karl G., geboren zu Helmstädt am 15. Sept. 1746, † 1829. Sein Vater, August G., geboren zu Ronneburg am 25. Februar 1718, war der Sohn des Superintendenten Christoph G. zu Ronneburg, ging seit 1730 auf die gelehrte Schule zu Zellerfeld, studirte seit 1736 in Helmstädt und seit 1739 zu Göttingen Theologie, wurde 1741 Pastor-Diaconus zu Helmstädt, 1744 ordentlicher Professor der griechischen Sprache, 1746 Archidiaconus an der Stephanskirche daselbst, 1748 Superintendent und erster Prediger zu Schöppenstädt und seit 1762 Generalsuperintendent und erster Prediger zu Schöningen im Herzogthum Braunschweig und Ephorus des damals dort noch bestehenden Gymnasiums. Er starb am 6. Januar 1773. Der Sohn Karl besuchte seit 1760 die Schule des großen Waisenhauses zu Halle und seit 1763 das Gymnasium zu Schöningen, ging im J. 1765 nach Leipzig, 1767 nach Helmstädt und 1768 nach Göttingen, um mehr den Wünschen des Vaters, als der eigenen Neigung folgend, Theologie zu studiren. Im J. 1771 wurde er in das damals unter Leitung des Abtes Jerusalem stehende Predigerseminar zu Riddagshausen bei Braunschweig aufgenommen, verließ dasselbe aber nach des Vaters Tode im J. 1773, um in Göttingen sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Nachdem er im J. 1775 die juristische Prüfung vor der Justizcanzlei in Wolfenbüttel bestanden, ließ er sich als Advocat in Seesen nieder, ging aber in gleicher Eigenschaft im J. 1777 nach Wolfenbüttel. Hier legte G. den Grund zu seinen äußerst schätzbaren Sammlungen von Brunsvicensien aller Art, welche er später an die landschaftliche Bibliothek zu Braunschweig verkaufte. Seine Hauptthätigkeit widmete er dem Meierrechte mit besonderer Rücksicht auf den wolfenbüttelschen Theil des Herzogthums Braunschweig. Dieses für die Litteratur und Ge-

setzkunde äußerst wichtige Werk ist leider nicht beendet; es erschienen nur die beiden ersten Theile. Der erste, 1801, enthält die höchst reichhaltige Litteratur über das Ganze und einzelne Theile des Meierrechts, die Geschichte desselben und die braunschweigische Gesetzgebung; der zweite, 1803, den Anfang der dogmatischen Darstellung. — In der westphälischen Regierungsperiode wurde G. im J. 1808 Beisitzer des Criminalgerichtshofes und im J. 1810 Richter beim Tribunal in Wolfenbüttel. Nach Wiederherstellung des Herzogthums Braunschweig wurde G. zweiter, im J. 1816 erster Beamter am Kreisgerichte Königslutter. Im J. 1825 wurde er zweiter Richter am Districtsgerichte zu Helmstädt. Im folgenden Jahre in den Ruhestand versetzt, zog er nach Wolfenbüttel, wo er am 16. August 1829, fast 83 Jahre alt, starb, nachdem er erst ein Jahr vor seinem Tode in dankbarer Anerkennung der Verdienste, welche eine vieljährige Freundin und Pflegerin um ihn sich erworben, mit dieser sich verheirathet hatte. Bis dahin war er unvermählt geblieben. Spehr.

Gesenius: Heinrich Friedrich Wilhelm G., Orientalist, geb. am 3. Febr. 1786 zu Nordhausen, † am 23. Oct. 1842. Sein Vater, ein seiner Wissenschaftlichkeit und Berufstüchtigkeit wegen hochangesehener Arzt zu Nordhausen, ließ ihn zunächst durch häuslichen Unterricht vorbilden und später das Gymnasium daselbst von der Tertia an besuchen. Nach des Vaters Tode zog G. 1801 in das Haus des Rectors dieser Schule Christ. Ludw. Lenz, welchem er für die ihm zugewandte liebevolle Aufnahme und mancherlei geistige Anregung stets sich zu Danke verpflichtet fühlte. 1803 verließ er die Schule und wandte sich zum Studium der Theologie nach Helmstädt. Hier waren es Pott und Lichtenstein, unter deren Einflusse seine bereits auf der Schule hervorgetretene Vorliebe für das Studium der hebräischen Sprache gefördert wurde, und Henke, dessen theologischer Richtung er folgte. Neben den morgenländischen aber trieb er auch fleißig die classischen Sprachen. Nachdem er eine Zeit lang als Lehrer am Pädagogium zu Helmstädt thätig gewesen war, siegte die Neigung zu einer akademischen Berufsthätigkeit in ihm, und veranlaßte ihn, 1806 die Stellung eines theologischen Repetenten zu Göttingen anzunehmen. In demselben Jahre erlangte er auch den philosophischen Doctorgrad mit der Dissertation: „Symbolae observationum in Ovidii fastos“. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich nun mit gutem Erfolge zunächst auf die Gebiete der classischen Philologie, der morgenländischen Sprachen und der alttestamentlichen Exegese, beschränkte sich in der Folge aber auf die beiden letzteren Fächer, und in diesen leistete er so ausgezeichnetes, daß die Frequenz seiner Vorlesungen eine den Verhältnissen nach bedeutende war, und er schon jetzt in seinem Fache als eine außergewöhnliche Kraft gelten konnte. Trotzdem bot sich ihm in den nächsten Jahren keine Aussicht auf eine feste akademische Stellung, und so sah er sich denn 1809 genöthigt, eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Heiligenstadt anzunehmen. Seine gelehrten Studien setzte er auch unter diesen Umständen mit ungeschwächtem Eifer fort und legte bereits den Grund zu den lexikalischen Arbeiten, welche später vornehmlich seinen Ruhm verbreiten sollten. Im nächsten Jahre wurde nun auch sein sehnlicher Wunsch, die akademische Laufbahn weiter beschreiten zu können, erfüllt: 1810 wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie zu Halle ernannt, und schon 1811 folgte die ordentliche Professur, nachdem er eine Berufung nach Breslau abgelehnt hatte. Jetzt eröffnete sich ihm ein Wirkungskreis von seltenem Erfolge. Außer seiner gründlichen und eine neue Richtung der semitischen Philologie anbahnenden Gelehrsamkeit, von deren Bedeutung später noch die Rede sein wird, war es die volle Hingebung zu dem betriebenen Gegenstande sowie zu seinen Schülern, namentlich in der 1813 von ihm gestifteten exegetischen Gesellschaft, ein ungewöhnliches Lehrtalent und ein lichtvoller Vortrag, verbunden mit gewinnender Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehre,

was seine Lehrthätigkeit zu einer so ersprießlichen machte und die Zahl seiner Zuhörer, unter ihnen nicht weniger Ausländer, auf eine in seinem Fache bisher nicht erreichte Höhe steigen ließ. Er las über alttestamentliche Exegese und Einleitung, morgenländische Sprachen und Paläographie, auch Kirchengeschichte und biblische Archäologie. Daneben machten ihn seine schriftstellerischen Arbeiten (s. unten) weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu einer wissenschaftlichen Celebrität ersten Ranges. Wesentlich mit durch seinen Ruhm konnte die Hallenser theologische Facultät damals als weitaus die erste Deutschlands gelten, und trotzdem sie, durch die 1815 aufgehobene Universität Wittenberg verstärkt, an tüchtigen Kräften keinen Mangel hatte, schien er Alles um sich herum in Schatten zu stellen und für die seinen Studien verwandten Bestrebungen den Mittelpunkt zu bilden. Eine Reihe tüchtiger Männer, u. A. v. Bohlen, Hupfeld, Rödiger, Tuch, gingen aus seiner Schule hervor und suchten eine Ehre darin, sich als seine Schüler zu bezeichnen. 1813 zeichnete ihn die theologische Facultät zu Halle durch die Ernennung zum Ehrendoctor aus. Bedeutungsvoll für die Förderung der biblischen und morgenländischen Wissenschaft waren seine beiden Reisen ins Ausland. Die erste, welche er im Sommer 1820 in Begleitung seines Freundes Thilo nach Paris, London und Oxford unternahm, galt vornehmlich der Ausnutzung der dortigen Bibliotheken im Bereiche ungedruckter Bibelübersetzungen und morgenländischer Lexikographen und Grammatiker. Die „Anecdota orientalia“, der Kenntniß des Syrischen und Samaritanischen gewidmet (s. unten), brachten einige ihrer Früchte ans Licht, nicht minder aber hatte er für die Fortsetzung seiner lexikalischen Arbeiten fruchtbaren Stoff gesammelt. Eine zweite Reise nach England und Holland im J. 1835 hatte namentlich die Erforschung der phönizischen Inschriften zum Zwecke. Inzwischen war er 1827 an Eichhorn's Stelle nach Göttingen berufen worden, er lehnte indessen ab und erhielt als Anerkennung nun den Titel Consistorialrath. Eine gehässige Anfeindung hatte er im Vereine mit seinem Collegen Wegscheider 1830 durch einen Artikel der Hengstenberg'schen „Evangelischen Kirchenzeitung“ zu erleiden, in welchem die beiden Männer ihrer rationalistischen Richtung wegen in einer Weise, welche auf allen Seiten Unwillen hervorrief, angegriffen und verdächtigt wurden. Die Sache erregte solches Aufsehen, daß auf höhere Anordnung eine Untersuchung eingeleitet wurde, welche indessen keinen Anlaß zu einem weiteren Vorgehen gegen die Angegriffenen ergab. Uebrigens trat der rationalistische Standpunkt bei Gesenius' versöhnlichem Sinne keineswegs, weder in seinen Schriften, noch in seinem Lehrvortrage, in ausgeprägter Weise hervor, da er in erster Linie nur die Consequenzen seiner philologischen und historisch-kritischen Auffassung der biblischen Schriften vertrat, und es mochte nur die hervorragende Stellung, welche er überhaupt in der Wissenschaft und an der Hallenser Universität einnahm, der Grund sein, der ihn auch außerhalb seiner eigentlichen Sphäre als das Haupt einer von ihm vertretenen Richtung erscheinen ließ. Mit dem J. 1836 stellten sich bei G. durch ein hartnäckiges Magenleiden bedenkliche Störungen seines körperlichen Befindens ein, welche allmählich zunahmen und endlich auch seinen Tod zur Folge hatten. — Der Einfluß, welchen Gesenius' wissenschaftliche Thätigkeit auf die morgenländischen und die mit diesen verwandten Studien übte, war ein namentlich für das Hebräische tiefgehender, ein geradezu umgestaltender und befreiender. Er schuf zuerst nach allen Seiten hin eine selbständige semitische Philologie. Er löste die hebräische Sprachforschung aus ihrer Abhängigkeit von der Theologie und stellte sie als ebenbürtig den übrigen Wissenschaften an die Seite. Frei von theologischer und religiöser Voreingenommenheit, ließ er als Richtschnur für ihre Behandlung nur die Ergründung des historischen Entwicklungsganges der Sprache aus sich selbst heraus und aus der Vergleichung mit den anderen, namentlich den verwandten Sprachen

gelten, und vereinigte in glücklicher Weise eine ausgiebige Benutzung der aus gesicherten Quellen geschöpften Ueberlieferung mit selbständiger Forschung und Kritik. Mochten auch bereits vor ihm einzelne Forscher nach dieser oder jener Richtung hin eine Wendung zu tieferer Auffassung angebahnt haben, so war er es doch, der mit sicherem Blicke für das Natürliche und Nächstliegende die richtigen Ergebnisse der verschiedenen Schulen und Methoden zu einem harmonischen Ganzen vereinigte und weiter fortbildete, das Verfehlte aber zurückwies. Trotz mancher Modificationen und Erweiterungen im Einzelnen hat sich doch im Großen und Ganzen die von ihm begründete Methode bis heute behauptet, und die nachfolgende Fortbildung und Vertiefung der semitischen Philologie beruht auf den durch sie gewonnenen zuverlässigen Resultaten. So nahm er, ohne sich wie ältere Sprachforscher (Reuchlin, die beiden Buxtorf und die sich an sie anschließenden Schulen) zu einseitig von den rabbinischen Ueberlieferungen abhängig zu machen, ohne wiederum wie andere (Forster, Bohle, Gousset, Houbigant) diese Ueberlieferungen als werthlos zu verwerfen und damit eine nothwendige feste Basis aufzugeben, aus ihnen bereitwillig das an, was sich mit einer gesunden philologischen und historischen Auffassung vertrug. Ohne ferner in die Fehler der durch Schultens begründeten sogen. holländischen Schule zu verfallen, welche ohne genügende Rücksicht auf Selbständigkeit und Eigenartigkeit des hebräischen Sprachgebrauches diesen oft sehr willkürlich aus den verwandten Sprachen, namentlich der arabischen, zu erklären suchte, wußte G. die gesicherten Ergebnisse dieser Richtung wohl zu verwerthen und jene Sprachen für das Hebräische in fruchtbringender Weise auszunutzen. Dabei verschaffte er auch dem aramäischen Sprachstamme, welcher, wiewol dem Hebräischen in mancher Beziehung näher stehend, neben dem reicheren arabischen bisher zu wenig berücksichtigt war, die ihm gebührende Geltung. So lenkte er auf Grund seiner 1820 gewonnenen Reiseresultate die Aufmerksamkeit auf die beachtenswerthe einheimische Lexikographie der Syrer in den Abhandlungen: „De Bar Alio et Bar Bahlulo lexicographis Syro-Arabicis ineditis“, 1834. Part. 2, 1839 (zusammengefaßt unter dem Titel: „Anecdota orientalia“ Fasc. 2. 1839). Von grundlegender Bedeutung für die semitische Dialektforschung und Paläographie sind seine freilich nicht unangefochten gebliebenen Arbeiten über die phönizischen Sprachreste: „De inscriptione Phoenicio-Graeca in Cyrenaica nuper reperta“, 1825. „Paläographische Studien über phönizische und punische Schrift“, 1835. „Disputatio de inscriptione Punica Libyca“, 1836, vor allem aber: „Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita“, P. 1—3. 1837, welches Werk außer den Inschriften selbst auch eine Erklärung derselben und eine Darstellung der phönizischen Sprache gibt, deren Ausführungen Ewald's lebhaften Widerspruch hervorriefen. Die Kenntniß der vorher wenig betriebenen samaritanischen Sprache wurde wesentlich gefördert durch die ihr von G. gewidmete Sorgfalt; er schrieb: „De Pentateuchi Samaritani origine, indole et auctoritate“, 1815. „Commentatio de Samaritanorum theologia ex fontibus ineditis“, 1822. „Carmina Samaritana e codicibus Londinensibus et Gothanis edidit et illustravit“ („Anecdota orientalia“. Fasc. 1), 1824. Den maltesischen Dialekt, welcher bisher für phönizischen Ursprunges angesehen war, stellte er überzeugend als einen entarteten Abkömmling des Arabischen hin in der Schrift: „Versuch über die maltesische Sprache“, 1810. — Die gründliche Kenntniß der verwandten Dialekte und der neueren Formen des Hebraismus ermöglichte ihm für die Förderung des Hebräischen, in welcher unstreitig sein ausgezeichnetstes Verdienst liegt, ein feineres Verständniß der grammatischen Erscheinungen, reichere lexikalische Ergebnisse und eine sichere Handhabung der Etymologie. Gesenius' Stärke und nachhaltige Bedeutung liegt unzweifelhaft mehr in der empirischen Behandlung der Sprache, in der zuverlässigen Beobachtung und Darstellung der

thatsächlichen Spracherscheinungen, als in der Abstraction und rationellen Auffassung. Aber gerade dieser Umstand hat im Vereine mit Klarheit und Leichtfaßlichkeit des Ausdrucks, mit einer zweckmäßigen, durchsichtigen Anordnung des Stoffes viel zur Belebung des semitischen Sprachstudiums auch in weiteren Kreisen beigetragen und seinen Lehrbüchern die ungemeine Popularität und praktische Verwendbarkeit verschafft, welche sie bis auf den heutigen Tag in zahlreichen, bei zeitgemäßer Umarbeitung doch die ursprüngliche Anlage und Methode treu bewahrenden Auflagen genossen haben, trotzdem andere Forscher nach ihm die Sprache in rationeller Beziehung tiefer erfaßt und für ein weiter gehendes Studium mehr Anregung und Reiz geboten haben mögen. Für den selbständig Forschenden haben daher auch seine Arbeiten auf lexikalischem Gebiete hauptsächlichen Werth. Schon die kürzeren hebräischen Wörterbücher gehen über den Bedarf des Lernenden weit hinaus und bezeichnen in der Reichhaltigkeit und selbständigen Verarbeitung des Sprachstoffes gegen die früheren einen wesentlichen Fortschritt. Die Grundlage der verschiedenen von ihm herausgegebenen Wörterbücher ist das „Hebräisch-deutsche Handwörterbuch über die Schriften des A. T. durchaus nach alphabetischer Ordnung“, 2 Bde. 1810—12. Aus diesem ging als ein kürzerer Auszug für Schulen hervor das „Neue hebräisch-deutsche Handwörterbuch über die Schriften des A. und N. T.“, 1815. Von letzterem erschien eine neue vermehrte Auflage unter dem Titel: „Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das A. T.“, 2. Aufl. 1823, und an diese schloß sich eine Reihe neuer, sich stetig erweiternder Auflagen, von denen nach Gesenius' Tode die 5.—7. von Dietrich besorgt wurde, die 8., von Mühlau und Volck herausgegeben, soeben (1878) zum Abschlusse gebracht ist. Nach der 3. Auflage erschien auch eine für das Ausland bestimmte lateinische Bearbeitung: „Lexicon manuale Hebraicum et Chaldaicum in V. Ti. libros“, 1833, von dieser eine von A. Th. Hoffmann herausgegebene 2. Auflage 1846—47. Als Gesenius' ausgezeichnetste Leistung aber muß unstreitig hingestellt werden der „Thesaurus philologicus criticus linguae Hebraeae et Chaldaeae V. Ti.“, T. 1—3, 1835—53, nach Gesenius' Tode von E. Rödiger zum Abschluß gebracht und von diesem 1858 mit Registern und Nachträgen versehen. Wiewol von dem Verfasser als 2. Auflage des 1810 erschienenen Handwörterbuches bezeichnet, ist es im Grunde doch seiner ganzen Anlage nach ein neues, mit jenem kaum zu vergleichendes Werk, das bei seiner Reichhaltigkeit auf allen, auch den sachlichen Gebieten, bei der zuverlässigen Wiedergabe der Bedeutungen an der Hand historischer und kritischer Forschung, bei der erschöpfenden Ausnutzung der vorhandenen Hülfsquellen, endlich bei der umsichtigen Entwicklung der etymologischen Belege eine Fundgrube für jede eingehendere Erforschung der hebräischen Sprache und des alten Testamentes geworden und geblieben ist. — Die „Hebräische Grammatik“ (auch unter dem Titel: „Hebräisches Elementarbuch“, Th. I) erschien zuerst 1813 und verdrängte mit Einem Schlage die zuvor gebräuchlichen Lehrbücher von Vater, Hezel, Biedermann u. A. Zu ihr trat als Chrestomathie das „Hebräische Lesebuch“ („Hebräisches Elementarbuch“, Th. II), 1814. Schnell folgte immer mehr verbessert und erweitert eine Auflage auf die andere, von der Grammatik 1842 als die letzte von G. selbst besorgte die 13., die folgenden bis zur 21. 1872 von Rödiger, die 22. 1878 von E. Kautzsch mit steter Berücksichtigung der neueren Ergebnisse der Sprachwissenschaft, aber durchaus in Gesenius' Geiste bearbeitet, von dem Lesebuch 1834 die 6., hierauf von de Wette herausgegeben 1844 die 7. Uebersetzungen der Grammatik erschienen in fast sämmtlichen europäischen Sprachen. Neben dieser kürzeren zunächst für den Anfänger bestimmten Sprachlehre erschien 1817 das „Ausführliche grammatisch-kritische Lehrgebäude der hebräischen Sprache mit Vergleichung der verwandten Dialekte“. Eine ursprünglich für dieses

gründliche und reichhaltige Werk bestimmte historische Einleitung nahm im Laufe der Ausarbeitung einen solchen Umfang an, daß der Verfasser sich genöthigt sah, sie vorweg als besonderes Werk erscheinen zu lassen; sie führt als solches den Titel: „Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift“, 1815. Zu der beabsichtigten Umarbeitung dieser beiden letzteren Werke kam G. später nicht mehr, weshalb sie nicht ganz auf der Höhe seiner vollendeten Gelehrsamkeit stehen. — Die alttestamentliche Exegese hat er mehr in seinen Vorlesungen als in Schriften behandelt. In diesem Zweige seiner Thätigkeit waltet das philologische und historisch-kritische Interesse vor, und der Einfluß auf die Entwicklung der Exegese war in dieser Richtung ein nachhaltiger. Das einzige hierher einschlagende Werk: „Der Prophet Jesaja übersetzt und mit einem Kommentare begleitet“, 3 Thle., 1820—21, von welchem der erste die Uebersetzung enthaltende Theil 1829 in 2. Auflage erschien, bietet die gründlichste Bereicherung unserer sprachlichen Kenntnisse in Anwendung auf die alttestamentliche Auslegung. Werthvolle Beiträge zur semitischen Philologie enthalten auch die von seinem vielseitigen Wissen zeugenden Aufsätze in der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, sowie die zahlreichen Recensionen in der Allgemeinen Literaturzeitung, an deren Redaction er seit 1828 betheiligt war und welche durch eine gewissenhafte Leitung mit strengwissenschaftlichem Geiste zu durchdringen er sich mit anerkanntem Erfolge eifrig angelegen sein ließ. Endlich gewähren auch die Anmerkungen, welche er zu der deutschen Uebersetzung von J. L. Burckhardt's „Reisen in Syrien, Palästina und der Gegend des Berges Sinai“ („Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen“, Bd. XXXIV. u. XXXVIII), 1823—24, lieferte, schätzbare Beiträge zur Topographie der genannten Länder.

Vgl. seinen Nekrolog in d. Allgem. Literaturzeitung, 1842. Intelligenzblatt Nr. 62. 63 (von Fr. A. Eckstein). Neuer Nekrolog d. Deutschen 1842, II. 737. Gesenius. Eine Erinnerung für seine Freunde, 1843 (anonym, von R. Haym). Redslob.

Gesius: Bartholomäus G. (Gese, Göß), Musiker, geb. um 1560 in Müncheberg, studirte, wie auch sein jüngerer Bruder, Jacob G. (geb. 1563), anfangs Theologie in dem benachbarten Frankfurt a/O. Doch nur der letztere übernahm später ein Pfarramt in seiner Vaterstadt († 1626). G. dagegen erwählte die Musik zu seinem Lebensberufe und war eine Zeit lang im Dienste des Hans Georg von Schönaich, später in Wittenberg thätig, bis er sich dauernd in Frankfurt a./O. niederließ. Hier wird er zuerst 1595 in einem Epithalamium von Barthol. Ringwald als Cantor erwähnt und amtirte als solcher bis 1613, in welchem Jahre er wahrscheinlich an einer damals in der Stadt grassirenden Epidemie gestorben ist, denn 1614 ward Stephan Höpner sein Nachfolger im Amt. G. behauptet durch seine Compositionen einen ehrenvollen Platz unter den zeitgenössischen Musikern. Gleich sein erstes erhaltenes Werk, eine dramatisirte Gesangspassion nach dem Evangelium Johannes Cap. 18 u. 19 (Wittenberg 1588), ist ein beachtenswerthes Beispiel für die Entwicklung dieser Kunstgattung, welche seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beim protestantischen Gottesdienste der Charwoche Eingang gefunden hatte. Ihre ältere Form, wonach die Recitation im Collectenton nur durch die, gewöhnlich vierstimmigen Chöre der „Haufen“ unterbrochen wurde, genügte bald nicht mehr dem Bedürfniß nach reicherer musikalischer Ausgestaltung des Textes. G. setzte daher, mit diesem Versuch in seiner Zeit nicht allein stehend, auch die Reden der einzelnen Personen, wie sie aus dem Bericht des Evangelisten hervortreten, für mehrere Stimmen und zwar die Reden Christi für vier, die des Petrus und Pilatus für drei, die der Mägde und Knechte für zwei Stimmen, sie dadurch einerseits von

der Recitation des übrigen Textes abhebend, andererseits den fünfstimmig arrangirten Chören der turbae, sowie einem Eingangs- und Schlußchor gegenüberstellend. So drückte er jedem Theile seiner Passionsmusik ein individuelles Gepräge auf, obwol er ohne weitere Tonmalerei die Stimme in gemessener Ruhe harmonisch führte. Es bezeichnete ein Aufgeben des streng kirchlichen Charakters dieser Passionen, als man später von der Mehrstimmigkeit wieder zur unisonen Recitation der Reden zurückkehrte, dabei aber durch stimmungsvolle Ausbildung der Melodie und Zuhülfenahme der Instrumentalmusik in neue Bahnen einlenkte, ein Uebergang, wie er sich namentlich in den verschiedenen Passionsmusiken von Heinr. Schütz verfolgen läßt. Außer der Johannes-Passion, welche neuerdings wieder in Commer's Orlando Lasso Bd. II und in Schoeberlein, Schatz des liturg. Chorgesangs II. S. 412—34 abgedruckt worden, hat G. noch gegen Ende seines Lebens eine ähnliche Passion nach dem Evangelium Matthäi gesetzt und zugleich mit einer Anzahl fünf- bis achtstimmiger Cantiones im Stil des Orlando Lasso 1613 herausgegeben. Weitere Erwähnung verdienen besonders seine beiden Cantionale, ein größeres („Geistliche deutsche Lieder D. Mart. Lutheri und anderer frommen Christen“, Frankf. a./O. bei Joh. Hartmann, 3 Bde., 4°., 1601—7), 355 Nummern mit 217 verschiedenen Tonsätzen enthaltend, und ein kleineres („Concentus ecclesiasticus quatuor vocum“, ebendas. 1607, 4 Stimmbb. in 12°.) mit etwa 300 Liedern. Sie sollten die seit 1552 in Frankfurt gebräuchlichen Gesangbücher aus der Eichorn'schen Officin ersetzen, deren Bestand an Liedern sie daher zum großen Theil aufnahmen und durch Hinzufügung neuer um mehr als das Doppelte erweiterten. Die Choralmelodien sind die damals gebräuchlichen; ob auch einige von G. selbst herrühren, kann bezweifelt werden; die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war die des Tonsetzers. Dabei führte er, nach dem Vorgange gleichzeitiger Kunstgenossen, die Melodie nicht mehr im Tenor, wo sie durch die darüber und darunter sich figurativ bewegenden Stimmen gleichsam verdeckt wurde, sondern im Discant und begleitete sie einfach contrapunktisch, im großen Cantionale mit 3—4, im kleinen mit 3 Stimmen. So half er der neuen Form des kirchlichen Tonsatzes, welche der Gemeinde die Theilnahme am Gesang erleichtern sollte, die Wege bahnen; daß er dabei nicht immer den strengeren Forderungen an eine correcte Stimmführung gerecht geworden ist, hat v. Winterfeld a. a. O. an einzelnen Beispielen erörtert. Von seinen sonstigen Arbeiten, die jedoch kaum noch in wenigen Exemplaren vorhanden sind, lassen sich anführen: eine Anzahl Tonsätze für kirchlichen Chorgesang, Hochzeits- und Begräbnißgesänge, die vierstimmigen hymni scholastici (1597), deren Texte (34 lateinische, 3 deutsche) theils aus der alten Kirche, theils von Dichtern des 16. Jahrhunderts herrühren, seine „Christliche Haus- und Tisch-Musica“, 1605 (nach Paschasius Reinick v. Wusterhausen, Schul-Jungfrauen Lustgarten 1603), endlich ein theoretisches Werk zum Gebrauch für Schüler: „Synopsis musicae practicae“, 1609, mit einem Anhang von 24 lateinischen Hymnen in den verschiedenen Kirchentönen. Einige seiner Werke erschienen erst nach 1613 zum ersten Male oder in erneuten Auflagen; man hat daraus mehrfach ohne Grund auf ein späteres Todesjahr des Verfassers geschlossen. Wenn Fétis a. a. O. behauptet, daß er erst am 1. Jan. 1657 gestorben sei, so beruht dies auf einer irrthümlichen Angabe bei v. Winterfeld, Ev. Kircheng. II. S. X über die Frankfurter Sterberegister, welche nicht erst mit jenem Termin, sondern schon 1618 beginnen und des G. Namen nicht mehr enthalten.

v. Winterfeldt, Evangel. Kirchengesang, 1843, I. 359—366. — Fétis, Biogr. univers. des music., 1862, III. 468. — Müller, Die musikal. Schätze der Königsberger Univ.-Bibl. 1870, S. 179. — Schwarze, Mittheilungen des historischen Vereins zu Frankfurt a. O. 1873, S. 85 u. 136—145.

Schwarze.

Gesler: Johann Georg G., geb. am 25. Juni 1734 zu Memmingen, erst Strumpfwirkergeselle, dann Student, Schriftsteller und Corrector in Lindau bei dem Buchhändler Otto; flüchtete seiner Schriften wegen in die Schweiz, von da nach Frankreich, wo er 1789 in einem Dorfe unweit von Paris starb. Anonym erschienen: „Verse und Erzählungen“, 1760. „Moral. satyr. Allerlei“, 1764. „Span.-jesuitische Anekdoten“, 1767 (wurden überall verbrannt). „Der Rechtschaffene“, eine Wochenschrift, 1765.

Vgl. Baader, I. 192 und Gradmann, Gelehrtes Schwaben, S. 171.

Hyac. Holland.

Gesselen: Konrad G. (Ghesselen, Ghossel), von Geismar gebürtig, daher auch so genannt, ist der Verfasser eines sehr eigenthümlichen deutschen Cisiojanus. Er wurde am 3. Mai 1424 in Rostock immatriculirt, trieb Mathematik und Astronomie und hielt sich später zu Thorn auf, zuletzt anscheinend wieder in Rostock noch 1464. Da er den Magister Albert Tomstoter, den Dr. med., seinen Promotor nennt, war er vielleicht auch Mediciner.

Vgl. Rostocker Schulprogramm 1875. Krause.

Geßler: Friedrich Leopold Graf von G., geb. am 24. Juni 1688, † am 22. August 1762 zu Brieg in Schlesien. Seine Gebeine ruhen dort in einer Gruft unterhalb der evangelischen Nicolaikirche. Ein marmornes Ehrendenkmal ist ihm 1790 errichtet worden, unweit des Hauptaltars, von einem Sohne. Das Epitaph lautet: „Hier ruhet Fr. L. Gr. v. G., königl. preußischer Generalfeldmarschall, des schwarzen Adler- und des Johanniter-Ordens Ritter, Chef eines Kürassierregiments, Amtshauptmann von Sehesten .... Bildete sich unter Eugen und Malborough, focht unter Fürst Leopold in Italien, trat aus preußischen in kaiserliche Dienste, wurde aber von Friedrich Wilhelm I. rapellirt, distinguirte sich in allen Actionen, besonders bei Mollwitz, da er, von Ohlau aus, dem Feinde mit drei Regimentern in den Rücken kam und ihn zur Flucht brachte; noch mehr bei Kesselsdorf; am meisten bei Hohenfriedberg, wo er mit dem Regiment Baireuth (Dragoner) 20 Bataillons aufrollte und 67 Fahnen eroberte. Hier erhob ihn sein König in den Grafenstand“ u. s. w. Von dieser letzterwähnten Kriegsthat sagt Friedrich der Große (Oeuvres T. IV. 115), sie sei so seltsam und so ruhmreich, daß dieselbe „verdiene, eingeschrieben zu werden mit goldenen Buchstaben in den preußischen Jahrbüchern“. Ein Specialbericht über diesen „Reitersturms-Gebieter“ ist niedergelegt im Jahrgang 1875 des Militär-Wochenblatts (Nr. 15 und 16) und in den Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine (März- und Aprilheft ej. a.). Der Verfasser — ein entschiedener Verehrer Lessing's, wie ersichtlich aus der von ihm Anfang März 1875 geschriebenen Abhandlung über Derfflinger im Maiheft der Neuen Militärischen Blätter — wies in drastischer Weise auf das Grabdenkmal Lessing's hin, um dem „cavalleristischen Classiker“ G. ebenfalls eine monumentale Aufmerksamkeit zuzuwenden, als etwas ihm Gebührendes. Graf Lippe.

Geßler: Heinrich G. aus Freiburg im Breisgau, ein rechtsgelehrter Anwalt, der in Constanz, in Straßburg als „Fürsprech des großen Raths“ und in seiner Vaterstadt die Praxis betrieb und hier 1519 starb. Er schrieb: „Formulare und tütsch Rethorika“, Straßburg 1493. 1502. 1511. 1514. 1519, Augsburg 1507, Fol.

Vgl. über ihn und sein Werk: Stintzing, Gesch. d. populären Litter., S. 323 ff. Stintzing.

Geßner: Andreas und Jacob G., eine neben Froschauer in Zürich bekannte Druckfirma, welche ums Jahr 1550, nach Anderen erst 1555, zu drucken anfing und deren Druckerei unter der Firma: Geßner'sche Buchdruckerei sich bis 1834 forterhielt, wo sie an Buchdrucker Johann Rudolf Wild und dann an

Meyer kam, später aber an Buchdrucker Mann überging. Die Gebrüder G. hatten zum Druckerzeichen: „In einem Schilde einen Todtenkopf, über demselben eine Sanduhr und unten den Namen auf einem fliegenden Zettel oder Band“. Ueber das äußere Leben der G. ist nichts bekannt geworden.

Vgl. Geßner, Buchdruckerkunst, IV. 234. 235. Denkschrift der Museumsgesellschaft in Zürich, S. 11 u. 12. Wegelin, Buchdruckereien der Schweiz, S. 131, ꝛc. Kelchner.

Geßner: Georg G., Dr. theol., Antistes in Zürich, geboren am 16. März 1765, † am 28. Juli 1843; nimmt unter den Männern, die mit und nach J. C. Lavater und J. J. Heß (s. diese) in Zürich und in weiteren Kreisen für Pflege und Verbreitung eines lebendigen Christenthums auf Grundlage der Offenbarung thätig waren, eine vorzügliche Stelle ein. Nicht von so überragenden Geistesgaben wie Lavater, nicht so gelehrt wie Heß, stand G. Beiden an Festigkeit und Wärme seiner Ueberzeugungen, an Treue im erwählten Lebensberufe gleich und erwarb sich als Prediger und Seelsorger, als Lehrer von Studirenden und Schülern, als Vorsteher der zürcherischen Landeskirche, sowie durch vielseitige außeramtliche Thätigkeit für religiöse und wohlthätige Zwecke hohes Verdienst. Jüngster Sohn eines wackern Landgeistlichen empfing er frühe die entscheidenden Anregungen für seine Berufswahl, studirte in Zürich unter J. J. Steinbrüchel und J. J. Hottinger (s. diese), erhielt 1787 die Ordination als Geistlicher, ward 1791 Diacon und 1794 Pfarrer am Waisenhaus in Zürich, 1795 Diacon und 1799 Pfarrer an der Fraumünstergemeinde daselbst; 1798 zugleich auch Professor der Pastoraltheologie, ein damals in Zürich neues, zuerst von G. aus eigenem Antriebe in Privatvorlesungen gelehrtes Fach. Ueber 33 Jahre lang bekleidete G. dies Pfarramt am Fraumünster, die Zeit seiner vollsten Kraft und rüstigsten Wirkens; eine Epoche, in welcher die Kriegsjahre von 1798—1803 die eingreifendste Umwälzung aller politischen und gesellschaftlichen Zustände in der Schweiz herbeiführten. 1789 hatte Lavater den um vierundzwanzig Jahre jüngeren angehenden Amtsgenossen aufs wohlwollendste aufgenommen; bald zählte G. zu seinen näheren Freunden, ward 1795 sein Schwiegersohn und blieb nun in engster Verbindung mit ihm, deren Denkmal Geßner's ausführliche „Lebensbeschreibung J. C. Lavaters“ (3 Bde., Winterthur 1802—3) bildet. G. nahm an Lavater's Bestrebungen vielfachen Antheil, stand Letzterem bei allen Angriffen, die gegen ihn erfolgten, treu zur Seite, behielt sich aber doch durchaus freie Stellung gegenüber vielen Anschauungen und Schritten, zu welchen Lavater durch seinen phantasievollen, sprühenden und oft über alle Schranken der Wirklichkeit hinwegsetzenden Geist sich getrieben fühlte. Eine ruhigere Betrachtungsweise der Dinge, nüchterne Erwägung gegebener Verhältnisse nach Sachen und Personen waren G. bei aller inneren Wärme und Entschiedenheit eigen. Durch Beobachtung und Erfahrung fand er sich zudem von anfänglich engeren, fast ängstlichen Anschauungen nach und nach zur Ueberzeugung geführt, daß wirkliches Bekenntniß zu Christo und ein Leben in ihm auch unter verschiedenen äußeren Formen stattfinden könne, und legte mehr und mehr allein darauf Nachdruck, das ihm Wesentliche, wo sich Gelegenheit darbot, zu fördern. In diesem Sinne hielt G. sich von jedem Eingreifen in die politischen Bewegungen der Zeit fern, beschränkte sich auf das Gebiet der religiösen und sittlichen Interessen, entfaltete aber für diese eine immer mannichfachere und eifrigere Thätigkeit. Als Mitglied des cantonalen zürcherischen Erziehungsrathes 1803—30, als Mitglied und seit 1809—40 Vorstand der Aufsichtsbehörde der höheren städtischen Mädchenschulen nahm er sich des Schulwesens an. Mit Heß, Rathsherr D. Lavater und Diacon Breitinger gründete er 1812 die zürcherische Bibelgesellschaft, mit J. H. Breitinger und einigen Freunden 1819

einen Missionsverein, aus welchem 1828 die zürcherische Missionsgesellschaft erwuchs. 1816—26 führte er die Redaction des in Basel erscheinenden, vielgelesenen „Sonntagsblattes“, und veröffentlichte während einer Reihe von Jahren Predigten, Betrachtungen, kleinere biographische Denkmale und Erbauungsbücher, die alle in einem weiten Leserkreise willkommenste Aufnahme fanden. Auch bei Werken der Wohlthätigkeit, wie z. B. bei Unterstützung der durch den Krieg verheerten Bergcantone in den Jahren 1798 und folgenden, wirkte G. kräftig mit. In solcher Thätigkeit hatte er das vierundsechszigste Altersjahr erreicht, als ihn die oberste Landesbehörde am 18. Juni 1828 zum Nachfolger des kurz zuvor verstorbenen Heß in der Würde des Antistes, d. h. des Vorstehers der zürcherischen Landeskirche, berief; einem Amte, von welchem er, bei Hessens Kränklichkeit, schon seit 1820 manche wesentliche Verrichtungen, insbesondere den Vorsitz in der Synode, stellvertretungsweise versehen hatte. Mit dem Amte war dasjenige eines Pfarrers an der Hauptkirche der Stadt, dem Großmünster, verbunden, so daß G. nun von der Fraumünstergemeinde scheiden mußte. Neun Jahre lang führte er die ihm übertragene Leitung der zürcherischen Kirche, bis ansteigendes Alter, eine Krankheit, die ihn anfangs 1837 heimsuchte, und die Aufgaben und Bedürfnisse einer angebrochenen neuen Zeit ihn mit dem Verlangen erfüllten, das Steuer einem jüngeren Manne zu übergeben. Am 26. September 1837 legte er die Würde eines Antistes nieder, blieb aber im Pfarramte am Großmünster, das die Kirchenordnung vom J. 1833 von jener Stelle gelöst hatte, und widmete sich nun ganz seiner besonderen Gemeinde. Als das fünfzigste Jahr seines Wirkens im geistlichen Amte verfloß, feierte Zürich den hochverdienten Greis am 21. October 1841 durch ein Fest seltenster Art, das die Vertreter der zürcherischen und anderer schweizerischer Kirchen, der Obrigkeit, der Gemeinde und aller Kreise der Bevölkerung um G., ehrend und beglückwünschend, in schönster Einmuth versammelte. Im zweiten Jahre darauf schloß Geßner's irdische Laufbahn.

Finsler, Dr. G., Georg Geßner, weil. Pfarrer am Großmünster und Antistes in Zürich; Basel, Bahnmaier, 1862. (Mit vollst. Verzeichniß von Geßner's Schriften. Die dortige Angabe des 11. März als Geburtstag Geßner's wird vom Verfasser selbst wie oben angegeben berichtigt.) — Denkschrift zur Erinnerung an die Jubelfeier der fünfzigjährigen Amtsführung Sr. Hw. Herrn Alt-Antistes Dr. G. Geßner; Zürich, Orell, Füßli u. Co., 1841.

G. v. Wyß.

Gesner: Johann Matthias G., Schulmann und Philolog, geb. am 9. April 1691 in dem kleinen Städtchen Roth an der Rednitz, damals Ansbach'schen Gebiets, † am 3. Aug. 1761 in Göttingen. Sein Vater war Prediger in jenem Städtchen, starb aber, ehe dieser jüngste von seinen drei Söhnen das zwölfte Lebensjahr erreicht hatte. Sein Stiefvater, der Pfarrer Zuckermantel, sorgte für die Ausbildung des talentvollen Knaben und brachte ihn auf das Gymnasium in Ansbach. Bei einer zahlreichen Familie konnten ihn seine Eltern wenig unterstützen; er mußte als Currentschüler vor den Häusern singend sein Brot suchen, fand aber bei dem Rector Köhler die eifrigste Förderung seiner wissenschaftlichen Ausbildung. 1710 bezog er die Universität Jena. Auch hier hatte er mit den größten Entbehrungen zu kämpfen, bis der Theolog Buddeus ihn 1712 in sein Haus aufnahm und den Unterricht seines Sohnes ihm übertrug. Durch diesen Umgang und durch die Benutzung der Bibliothek seines Gönners wurden seine gelehrten Kenntnisse erweitert; schon 1714 konnte er in einer Schrift über Lukians Philopatris dieses Werk in die Zeit Kaiser Julians verweisen und 1715 ließ er eine Ausgabe dieses Gesprächs mit Uebersetzung und

Anmerkungen folgen. Bedeutender noch waren die in demselben Jahre erschienenen „Institutiones rei scholasticae“, in welchem Grundrisse der Pädagogik die Ansichten der Reformer des 17. Jahrhunderts geschickt benutzt und mit eigenem reifen Urtheil von allen Uebertreibungen befreit werden. Das Buch sollte eigentlich den Vorträgen in einem pädagogischen Seminare zu Grunde gelegt werden, dessen Gründung in Jena beabsichtigt wurde, aber es kam nicht dazu, weil G. in den ersten Monaten des J. 1715 als Conrector nach Weimar berufen wurde. Hier heirathete er 1718 die Tochter des Pfarrers Eberhard im Amt Gehren. Als ihm bald zwei Kinder geboren waren, mußte er bei geringem Einkommen streng Haus halten. In rastloser litterarischer Thätigkeit verfaßte er eine Reihe gelehrter Arbeiten und knüpfte Verbindungen auch mit dem Auslande an, wie mit Hemsterhuys, der sich mit ihm zu einer großen Ausgabe Lukians vereinigte. Wenn schon sein eigener Trieb nach allseitigem Wissen ihn vor Einseitigkeit bewahrte, so begünstigte ihn dabei noch das volle Vertrauen des Geheimen Rathes Fr. Gotthilf von Marschall, genannt Greiff, in dessen Umgange er die Feinheit der Formen und die Freiheit der Bewegung gewann, die ihn auch als gewandten Gesellschafter auszeichneten. Diesem Gönner verdankte er auch die Verwaltung der herzoglichen Bibliothek und Münzsammlung, wodurch er in seinen gelehrten Arbeiten sehr unterstützt wurde. Der Nachfolger des 1728 gestorbenen Herzogs Wilhelm Ernst entließ alle Diener desselben und entzog auch G. das Amt des Bibliothekars, weil er dadurch Marschall am tiefsten weh zu thun überzeugt war. Der Aufenthalt in Weimar war ihm dadurch verleidet und er entschloß sich 1729 rasch das Rectorat in Ansbach anzunehmen. Dies neue Amt brachte viel Mühen, weshalb von wissenschaftlichen Arbeiten nur wenig vollendet werden konnte. Darum folgte er im September 1730 gern dem Rufe zu dem Rectorate der Thomasschule in Leipzig, zu dem wohl einflußreiche Buchhändler und der günstige Eindruck, den er bei einem früheren Besuche in dieser Stadt zurückgelassen hatte, ihn dem Rathe empfohlen haben mochten. In den vier Jahren dieser Verwaltung ist es ihm gelungen den Ruf der wissenschaftlichen Tüchtigkeit der Schule herzustellen, die verwilderte Zucht der Alumnen zu verbessern und im Vereine mit seinem jungen Amtsgenossen Ernesti in den Schülern die Lust an den Studien zu wecken. Die Gunst des Rathes als Patrons der Schule machte ihn mißliebig bei der Universität, die sein Verlangen nach einer akademischen Thätigkeit nicht erfüllte, obgleich er bereits wenige Wochen nach seiner Ankunft die iura magisterii Lipsiensis erworben hatte. Er sehnte sich darum fort von Leipzig und brauchte auch auf die Erfüllung dieses Wunsches nicht lange zu warten. Gleichzeitig erhielt er einen Ruf nach Preußen zur Beaufsichtigung des Unterrichtswesens und nach Göttingen als Professor der Poesie und Beredsamkeit. Im October 1734 trat er diese Stelle an, obgleich die Einweihung der Universität (G. hat die ausführliche Beschreibung aller Festlichkeiten in einem stattlichen Foliohefte geliefert) erst 1737 durch sein Programm und seine Festrede erfolgte. 27 Jahre ist er trotz eines geringen Einkommens (700 Thaler) der Georgia Augusta treu geblieben, er fand in seiner Thätigkeit eine solche Befriedigung, daß er ohne Bedenken die ehrenvollsten Anträge zu glänzenden Stellungen ausschlug. Ihm verdankt die Universität ihre Richtung auf die historischen Wissenschaften im Gegensatz zu den speculativen, ihm die Begründung der Bibliothek, die unter seiner Verwaltung schon damals eine der bedeutendsten Deutschlands wurde, ihm die Förderung der Wissenschaft in der königlichen Societät, in der er 1751 Secretär der historisch-philologischen Klasse und 1753 alternirender Director wurde, ihm die Errichtung des philologischen Seminars, in welchem die Lehrer der gelehrten Schulen eine geeignete Ausbildung erhielten, ihm 1738 die deutsche Gesellschaft, für deren Gedeihen er sich bis zu seinem Tode eifrigst

bemüht hat. Er war der stets bereite Abgesandte, Redner und Schriftsteller der Universität; zahlreiche Programme, Reden, Festgedichte, Denkschriften, darunter auch auf Frauen und junge Leute, eine Menge von Relegationspatenten zeigen, wie vielfach er in Anspruch genommen war. Das Prorectorat hat er nur einmal 1743 verwaltet. Und das waren doch nur Nebenarbeiten neben seinen Vorlesungen, die sich auf die Schriftsteller Homer, Horaz, Plinius, Sueton und Cicero's Briefe, auf griechische und römische Alterthümer, auf Kunstarchäologie, lateinischen Stil, Rhetorik und allgemeine Encyklopädie bezogen; auch neutestamentliche Schriften hat er philologisch erklärt. Die Inspection über die höheren Schulen der braunschweigisch-lüneburgischen Lande war in ihren Ergebnissen weniger reich als man von seiner Einwirkung hätte erwarten sollen, weil die städtischen Patronatsbehörden und selbst viele der alten Lehrer seinen Erinnerungen mit Widerwillen entgegentraten. Alle diese verschiedenartigen Geschäfte hinderten ihn nicht eine Reihe großer selbständiger Werke zu vollenden. Bei aller seiner Polyhistorie blieb doch das classische Alterthum der Mittelpunkt seiner Arbeiten; dieselben nehmen besonders auf dem Gebiete der römischen Litteratur eine hervorragende Stelle ein. Wenn man genau den Fortschritten folgt, welche er seit der Herausgabe der „Scriptores rei rusticae“ (1735) im „Quintilian“ (1738), Plinius' „Epistolae et panegyricus“ (1739) und endlich in „Claudian“ (1759) gemacht hat, wird man überall finden, daß er bei der Kritik zaghaft, höchstens mit nachbessernder Hand verfährt, daß aber seine Methode in lichtvollen und verständigen Einleitungen, in der geschmackvollen und klaren Entwickelung der Gedanken und in dem feinen Geschmack des nicht gerade tiefen, um Sprache und Metrik sich wenig kümmernden, aber die dichterischen Schönheiten kurz andeutenden Commentars sich immer mehr entfaltet und in Claudian einen Abschluß gefunden hat. Er hat sich fern gehalten von der massenhaften Gelehrsamkeit und Weitschichtigkeit holländischer Commentare, hat aber für die Kritik eines Bentley kein Verständniß und der Versuch in dem Cicero restitutus steht auf schwachen Füßen. Die Wiederholung der Baxter'schen Ausgabe des Horaz, so oft dieselbe auch seit 1752 gedruckt ist, hat keinen besonderen Werth; der „Livius“ (1735) ist ein incorrecter Abdruck der Ausgabe le Clerc's und verdient nur wegen der Vorrede Beachtung; der Abdruck einiger lateinischer Rhetoren 1745 ist ohne Selbständigkeit. Der große Plan den Hardouinschen Plinius in einer vermehrten Ausgabe in vier Quartbänden drucken zu lassen, ist nicht über die Ankündigung 1738 hinausgekommen. Bereits 1736 hatte G. die Grundsätze, welche bei der Abfassung eines wissenschaftlichen lateinischen Lexikons maßgebend sein müßten, entwickelt, nicht aus der Theorie heraus, denn bereits 1726 hatte er Faber's „Thesaurus eruditionis scholasticae“ herausgegeben (wiederholt 1735). Aber er ging in seinen Anforderungen zu weit, wenn er alles, was für die Kenntniß des antiken Lebens nach allen Seiten hin von Wichtigkeit ist, aufgenommen wissen wollte. Eher wird man es gelten lassen, daß er eine geschichtliche Behandlung der einzelnen Wörter verlangte, daß er die Bedeutungen aus einer Grundbedeutung entwickelte, daß er die phraseologische Verwendung nachwies. Das deutet der Titel seines Hauptwerks an „Linguae et eruditionis latinae thesaurus“ (1749 in vier Folianten); daß G. sein Ideal nicht erreicht hat, wird ihm Niemand zum Vorwurfe machen, zumal auch heute noch ein solcher Thesaurus unter die Wünsche gehört. Jedenfalls behauptet das Werk noch jetzt seinen Platz und sichert dem Verfasser eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der lateinischen Lexikographie. — Spärlicher sind seine Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen Litteratur. Von Schriftstellern erschienen die lateinische Uebersetzung des Lukian und kritische Bemerkungen in der großen Ausgabe von Reitz (1743) und die Orphischen Ge-

dichte und Bruchstücke, deren Sammlung und Bearbeitung von ihm in seinen letzten Tagen vollendet, aber erst nach seinem Tode von Hamberger 1764 veröffentlicht wurde. Seltsamer Weise hat er gerade dieses Werk am höchsten geschätzt, obgleich man darin am meisten Schärfe der Kritik vermißt. Zu den Schriften der Societät hat er meist antiquarische Abhandlungen geliefert, zu den 1747 begonnenen Gelehrten Anzeigen viele philologische Artikel, ebenso zu den Acta societatis latinae Jenensis mehrere lexikalische Beiträge. Eine Sammlung kleiner Arbeiten geben die „Opuscula minora“ in 8 Bändchen (1734), in denen auch die Gedichte nicht fehlen; die Denkschriften hat Eyring unter dem Titel „Gesneri biographia academica“ (seit 1768) in drei Bändchen vereinigt. Die kleinen deutschen Schriften hat G. selbst 1756 herausgegeben. Für seine encyklopädischen Vorlesungen an der Universität hatte er zuerst 1756 einen Leitfaden drucken lassen „Primae lineae isagoges in eruditionem universalem“; wie er in lateinischer Sprache nach diesen trockenen Paragraphen gelesen hat, wie harmlos und liebenswürdig er sie commentirt, davon haben wir ein treues Bild in der Nachschrift, welche sein Schüler J. N. Niclas in zwei Bänden wiederholt herausgegeben hat (1774 und 1784). Der „Thesaurus epistolicus Gesnerianus“ von Klotz (1768) hat mit dem ersten Bändchen sein Ende gehabt; der auf die Ausgabe des Lukian bezügliche Briefwechsel steht in der Biographia academica T. III. p. 365. — Nicht minder verdienstlich ist seine Wirksamkeit für die Schulen; mit vollem Rechte hat man ihm in der Geschichte der Pädagogik einen Platz unter den reformatorischen Philologen angewiesen. Es war ein Vortheil, daß er erst nach längerer Arbeit in der Schule zu einem academischen Lehramte überging und auch in diesem der Schule und ihren Bedürfnissen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden vielfach Veranlassung hatte. Mit den „Institutiones rei scholasticae“ war er bereits 1715 hervorgetreten, als er nur seine historischen Kenntnisse von der Didactik zusammenstellen und die Leistungen Anderer beurtheilen konnte, weil ihm die eigene Erfahrung noch ganz abging. Dazu gelangte er erst später. Die Ansichten aus dieser Zeit liegen zerstreut in den Vorreden verschiedener Bücher, in den Vorlesungen über die Isagoge und in der fünften Abtheilung der kleinen deutschen Schriften (1756); daß er selbst nicht zu einer systematischen Zusammenstellung gekommen ist, müssen wir beklagen. Für seine Schulpraxis besonders in Leipzig fließen uns reiche Quellen. In Betreff der Organisation haben wir die 1738 erschienene „Schulordnung vor die braunschweigisch-lüneburgischen Lande“, in welcher wir die Erfahrungen seines Lehrerlebens und die Früchte ernsten Nachdenkens über die beste Einrichtung der gelehrten Schulen finden; für die Thomasschule hatte er 1733 Gesetze in lateinischer und deutscher Sprache aufgestellt. Was man nicht willig und gern lerne, pflegte er zu sagen, das lerne man nicht recht. Darum erklärte er sich gegen das Buchstabiren und empfahl die Lautirmethode, darum gegen das unverständige Auswendiglernen der lateinischen Grammatik. Sein Aufsatz, ob man aus der Grammatik die lateinische Sprache zu lernen anfangen müsse, schoß leider über das Ziel hinaus, was bei den damals allgemein herrschenden Mißbräuchen leichter zu entschuldigen ist. Die Genossenschaft der Nützlichkeitsapostel des Philanthropinismus, die sich auf seine Autorität stützen wollten, würde er niemals anerkannt haben. Für die Uebungen im Lateinschreiben hat er die sogenannten Extemporalien eingeführt und das Sprechen frühzeitig begonnen in Verbindung mit den Schreibübungen. Für die freien Aufsätze begnügte er sich mit progymnasmatischen Uebungen, ließ daneben höchstens Reden zu und lieferte in den „Primae artis oratoriae lineae“ (1730. 1745. 1753) ein gedrängtes Lehrbuch. In Bezug auf die Wahl der Lectüre trat er denen entgegen, welche im Interesse der lateinischen Darstellung Neu-Lateiner an die Stelle der Classiker

gesetzt hatten; bei dieser bekämpfte er die damals allgemein übliche Unsitte sehr langsam in der Erklärung vorwärts zu gehen und bei der Erklärung der einzelnen Wörter allerlei Gelehrsamkeit auszukramen. Er hat entschieden hervorgehoben, daß man auf den Sinn und Zusammenhang der Gedanken eingehe, des behandelten Gegenstandes sich bewußt werden und Rechenschaft davon geben müsse. Daher stammt der von ihm zuerst aufgestellte Gegensatz zwischen cursorischer und statarischer Lectüre, der zu jener Zeit seine volle Berechtigung hatte und der auch jetzt aus den Schulgesetzen noch nicht verschwunden ist. Zur Ausführung solcher Grundsätze sorgte er durch seine Schriften: für die Grammatik durch seine Bearbeitung der „Cellarianischen Grammatik" (zuerst 1740, zuletzt 1786), die sich durch ihre Kürze und Klarheit allgemein empfahl und an vielen Orten Eingang fand. Für den Wortschatz sorgte er durch Happach in dem „Index etymologicus latinitatis" (1749), in welchem außer der deutschen auch eine französische Uebersetzung der Phraseologie gegeben ist. Andere lexicalische Hülfsmittel, wie Apin's Grammatikalisches Lexikon (1727), das Theatrum latinitatis (1733) und Matthiä's Lexikon (1748) hat er durch seine Vorreden empfohlen. Für die Stilistik sorgte er durch eine neue Ausgabe von „Vorstius de latinitate selecta" (1738) und noch mehr durch die wiederholten Bearbeitungen von Heineke's „Fundamenta stili cultioris" (seit 1748 oft wiederholt, zuletzt 1790), die nur durch Gesner's Anmerkungen einigen Werth erhalten haben. Bei der Seltenheit brauchbarer Schulausgaben war es damals ein Verdienst, daß er in der „Chrestomathia Ciceroniana" (1717 — 1775) und in der „Chrestomathia Pliniana" (1723 — 1776) geeigneten Lesestoff verbreitete; obschon die Aengstlichkeit, Schülern ganze Reden des Cicero in die Hände zu geben, doch zu weit geht und bei Plinius der allein zulässige realistische Standpunkt in der Erklärung nicht genügende Berücksichtigung findet. Heinze's Chrestomathia poetica (1755) hat er mit einer Vorrede versehen. — Das Verdienst, das Studium des Griechischen in den deutschen Schulen wieder erweckt zu haben, nimmt er selbst für sich in Anspruch. Er hat sich von dem Vorurtheil frei gemacht, daß der Anfang in dieser Sprache mit dem neuen Testamente gemacht werden müsse; eher ist er für die Homerischen Gedichte, wenn es möglich wäre dafür geschickte Lehrer zu finden, ebenso für ganze Bücher des Xenophon und Herodot, wenn die Exemplare davon vorhanden wären. So mußte er sich mit einer Auswahl in der „Chrestomathia graeca" (seit 1731) begnügen, in der er von den Vorurtheilen, die damals noch in Betreff der prosaischen Lectüre herrschten, nicht frei ist. Aber die lateinische Uebersetzung, ohne welche man damals kein griechisches Buch herausgab, hat er mit richtiger Einsicht verbannt. Auch die Lectüre der Tragiker hat er nicht gemißbilligt; das zeigt die nach seiner Anweisung von Ehring veranstaltete „Chrestomathia tragica" (1762), in welcher je eine Tragödie von jedem der Tragiker gedruckt ist. Schon 1724 hatte er Müller's „Medulla graecae linguae sacra" verbessert und mit einem guten „Catalogus anomalorum" vermehrt, der in die damals gangbarsten Grammatiken aufgenommen ist. — Das Betreiben der Muttersprache auch in den Schulen lag ihm sehr am Herzen. Der Ausbildung in derselben durch grammatischen Unterricht (natürlich nach Gottsched) ist er nicht abgeneigt, aber für förderlicher erachtet er die Lectüre classischer Schriften und die Uebersetzungen aus den alten Schriftstellern. Sein Ideal ist das gute Muster der deutschen Gesellschaft in Leipzig, seine Classiker Rabener, Gellert, Gottsched, Mosheim und Bünau; Klopstock ist ihm schon um des Hexameters willen und noch mehr in den Oden ein Gräuel. Um seinen Satz „doctorem de schola debere patriae linguae paene magis peritum esse quam latinae" zur Geltung zu bringen, hat er für die Ausbildung künftiger Lehrer nicht blos

im Seminar gesorgt, sondern auch in der von ihm geleiteten deutschen Gesellschaft. — Nach seinem Grundsatze „verborum disciplina a rerum cognitione numquam separanda“ war es erklärlich, daß er auf den Unterricht in den sogenannten Realien größeres Gewicht legte. Er empfiehlt eifrigst die Geographie, gibt beachtenswerthe Winke für den geschichtlichen Unterricht, hebt die Geometrie hervor, redet den Naturwissenschaften das Wort, verkennt die Wichtigkeit des Zeichnens nicht. Auch die Kräftigung und Uebung des Körpers hat er nicht vernachlässigt. So ist er in vielen Fragen weit über seine Zeit hinaus, namentlich auch, wenn er in dem Plane für ein Gymnasium in einer fürstlichen Residenzstadt durch drei Arten von Lectionen für die verschiedenen Classen von Schülern Sorge tragen will. In einem Punkte beschließt er eine frühere Zeit, in der Beachtung des äußeren Betragens der Schüler, zu der den feingebildeten Weltmann zunächst wol die Leipziger Verhältnisse veranlaßt haben mögen. Darauf gehen fünf prolusiones scholasticae de venusta apud antiquos humanitate, quam civilitatem vulgo appellant, z. B. über das Entblößen des Kopfes, die Verneigungen, das aus dem Wege Gehen u. a.; auch noch in Göttingen hat er 1745 „De prensatione, osculo, fascium et signorum in navibus submissione“ geschrieben. Nur für akademische Vorlesungen war das „Enchiridion seu prudentia privata ac civilis“ (1745) bestimmt, auch eine Art Chrestomathie, denn er gibt für das Privatleben den Atticus des Nepos, für das öffentliche Quintus Cicero „De consulatu“ und aus Marcus Stellen über das Proconsulat und in Bezug auf Krieg den Agricola des Tacitus, für das Kaiserthum den Panegyricus des Plinius — alles dies sollte eine praktische Anleitung zur Lebensweisheit und politischen Einsicht geben. — Nach dieser gedrängten Uebersicht wissenschaftlicher Thätigkeit kehren wir zurück zu seinem Leben. 1756 war G. zum Hofrath ernannt worden. Sein einziger Sohn wurde als Leibarzt nach Warschau berufen, die einzige Tochter zog 1742 mit ihrem Gatten, dem Leibarzt Huber, nach Cassel. 1761 verlor er seine treue Lebensgefährtin, deren Biographie er selbst verfaßt hat. Die Unruhen des siebenjährigen Krieges brachten ihn wegen seiner Bekanntschaft mit der französischen Sprache vielfach in Berührung mit den fremden Feldherrn und veranlaßten seine Abordnung in Deputationen. So schickte man ihn an den Prinzen Xaver von Kursachsen, der in der Nähe von Göttingen ein Lager bezogen hatte; hierbei hatte er sich eine Erkältung zugezogen, in Folge deren sein Körper immer schwächer wurde. Wohl vorbereitet ging er seinem Tode entgegen, der am 3. August 1761 erfolgte. Sein Leichnam wurde in der Universitätskirche beigesetzt. G. ist einer von den Philologen, deren Arbeit auch für die Schule unmittelbar segensreich geworden ist; er hat zuerst richtige Grundsätze für die Erklärung der alten Schriftsteller aufgestellt und das Verdienst, dieselbe geschmackvoll behandelt zu haben, gebührt ihm bereits vor Heyne. Diesen besseren Geschmack brachte er auch in die lateinische Darstellung durch Lehre und Beispiel, wenn man auch seinen Schriften größere Strenge in der Wahl des Ausdrucks wünschen könnte. Da er ohne große Vorbereitung das, was er scharf durchdacht hatte, niederschrieb, so war die Leichtigkeit, Gewandtheit und Klarheit der Darstellung nicht zu verwundern. Sein deutscher Stil ist steif geblieben. Sein Wahlspruch war „τὸ παρὸν εὖ ποιεῖν“; ihm ist er im Leben gefolgt. Gesellig und heiter, freundlich und liebenswürdig zeigte er sich überall; seine würdige Gestalt und die feinen Formen ließen in ihm nicht den Stubengelehrten vermuthen. Ernesti charakterisirt ihn als einen religiösen und darum in guten und bösen Tagen gleich heitern Mann, nachgibig gegen Andere, bereit zu helfen, bescheiden und voller Anerkennung für jede fremde Leistung. Es gibt von ihm viele Bildnisse; der Kupferstich vor dem Thesaurus ist am bekanntesten.

J. Dav. Michaelis, Memoria J. M. G., Gotting. 1761 (abgedruckt in der Biographia acad. Gotting. I. p. 245—276, und bei Frotscher II. p. 340). Fr. Chr. Baumeister, Oratio panegyrica G. memoriae sacra, Gorlic. 1762. 4. J. A. Ernesti, Narratio de J. M. G. ad Davidem Ruhnkenium, Lisp. 1762. 4 (abgedr. in den Opuscula orat. p. 305, in der Biographia acad. I. p. 277 bis 338 und in der Frotscher'schen Sammlung der Narrationes Vol. II. p. 1 - 78). J. N. Niclasii Epistola familiaris de J. M. G. ad Eyringium in der Biogr. acad. III. p. 1—180 (abgedr. bei Frotscher II. p. 81). Jer. N. Eyringii Descriptio operum Gesneri in der Biogr. acad. III. p. 289—496. H. Sauppe, Vortrag über J. M. G., Schulprogramm von Weimar, 1856. 4 (abgedr. in den Weimarischen Schulreden S. 37). Eckstein in der Encykl. von Ersch u. Gruber, Bd. 64 S. 271, in Schmid's Encykl. II. S. 850, und die Rede über Gesner's Wirksamkeit für die Verbesserung der höheren Schulen in dem Programm der Thomasschule, 1869. 4. Eckstein.

Geßner: Johannes G., Med. Dr., Mathematiker und Naturforscher in Zürich, geb. am 18. März 1709, † am 6. Mai 1790. Von einem Oheim des großen Naturforschers Konrad G. (s. d. Art.) stammt der Zweig der zürcherischen Familie dieses Namens, aus welchem in J. G. ein zweiter ausgezeichneter Vertreter der Naturwissenschaften hervorging. Sohn eines Landgeistlichen besuchte G. nach frühester Erziehung im väterlichen Hause von seinem siebenten Jahre an die zürcherischen Unterrichtsanstalten und zeichnete sich durch Anlagen, Fleiß und die ausgesprochenste Vorliebe für die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer ungewöhnlich frühe aus. Unter J. J. Scheuchzer und Dr. Johann v. Muralt (s. diese) wandte er sich bald vorzüglich der Botanik zu und sammelte auf Wanderungen in der Umgegend Zürichs und in die Alpen, wobei er auch barometrische Messungen unternahm, ein Herbarium, das schon 1726 an 3000 zum Theil seltene Pflanzen zählte. Siebzehnjährig ging er in Begleitung eines älteren Bruders Christoph, der sich der Medicin widmete, auf die Universität Leyden ab, woselbst er Gravesande, Albinus, vorzüglich aber Boerhave hörte, von diesem ausgezeichnet wurde und mit Albrecht v. Haller, den er unter den Mitstudirenden fand, in eine Verbindung trat, die bald zur engsten Freundschaft auf Lebenszeit wurde. 1727 begaben sich die Brüder G. nach Paris, sahen Jussieu, Bignon und andere dortige Gelehrte, wandten sich dann aber im Frühjahr 1728 nach Basel. Hier wartete ihrer Haller, der bereits Dr. med., Leyden vor ihnen verlassen, England besucht hatte, dann in Paris zu ihnen gestoßen und einige Zeit geblieben war. Während nun Christoph G. promovirte und heimkehrte, ergaben sich G. und Haller gemeinsam unter Johannes Bernoulli eifrigst der Mathematik, unter Zwinger und Mieg der Medicin, vertraten Letzteren während einer Krankheit in seiner ausgedehnten ärztlichen Praxis, benutzten aber auch den Sommer 1728 zu einer Reise in die Westschweiz, die ihrem botanischen Wissen, Geßner's Sammlungen und Haller's Dichtertalent zu Gute kam, in welchem jetzt der Sänger der Alpen erwachte. Im Sommer 1729 verließ dieser Basel. G. blieb, schrieb seine Doctordissertation: „De exhalationum causis et effectibus“, hielt nach erhaltener Doctorwürde eine Inauguralrede: „Ueber den Nutzen der Mathematik in der Arzneikunst“, und kehrte in den ersten Tagen 1730 nach Zürich heim. Aerztliche Praxis, Ertheilung von Unterricht in mathematischen und medicinischen Fächern, Ordnung und Erweiterung seiner botanischen und mineralogischen Sammlungen sollten ihn beschäftigen. Allein die Praxis fand nicht die gewünschte Ausdehnung, dem Unterricht standen viele Hindernisse entgegen; es gab keinen botanischen Garten, kein anatomisches Theater, keinen freien Zutritt zu den Kranken im Spitale, keine Möglichkeit ohne Gefahr und Schwierigkeit Leichname für

anatomische Sectionen zu erhalten. Die Schüler waren meist unvorbereitet; nur Wenige, wie Johann Georg Sulzer (s. d. Art.), von rechtem Eifer beseelt. Und während G. eine ihm durch Boerhave 1731 angetragene Professur der Botanik in Petersburg aus Rücksicht für seine Eltern und wegen schwacher Gesundheit ablehnte, wurde er bei Ernennungen zu ärztlichen und anderen Stellen übergangen. Die Freundschaft angesehener Mitbürger, die Studien, wiederholte Alpenreisen, der wissenschaftliche Verkehr mit auswärtigen Freunden, vor Allem Haller's Freundschaft (Haller's Ode an G., 1733) halfen G. über diese Prüfungen weg. Als durch den Tod Scheuchzer's (23. Juni 1733) die Professur der Mathematik und der Physik und ein mit letzterer verbundenes Canonicat erledigt wurden, ward Geßner's Wunsch nach einem bestimmten Wirkungskreise zuerst befriedigt. Während der jüngere Scheuchzer (s. Johannes Scheuchzer) verdienter Maßen in den beiden Hauptstellen als Nachfolger seines Bruders eintrat, wurde die Professur der Mathematik an G. übertragen, und als schon im fünften Jahre darauf Johannes Scheuchzer starb (8. März 1738) erhielt G. auch den Lehrstuhl der Physik und das Canonicat zugetheilt. Jetzt gab er die ärztliche Thätigkeit auf und widmete sich ausschließlich dem Lehramte, in welchem er während vierzig Jahren die eifrigste, einsichtsvollste und fruchtbringendste Thätigkeit für zahlreiche Schüler, für das wissenschaftliche Leben Zürichs und die Wissenschaft überhaupt entfaltete. Denn neben den Vorlesungen für Studirende eröffnete er auch solche für weitere Kreise und, eingeleitet durch diese Vorträge, mit welchen G. Vorweisungen und Versuche mit großem Geschicke zu verbinden wußte, erfolgte im J. 1746 die Stiftung der „Physikalischen“ oder „Naturforschenden Gesellschaft in Zürich“, die sofort eine große Zahl der angesehensten und gebildetsten Männer Zürichs vereinigte und von G., der einstimmig zum bleibenden Vorsteher berufen ward, in regem Leben erhalten wurde. Nun entstanden eine naturwissenschaftliche Bibliothek, eine Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente, naturhistorische Sammlungen, insbesondere ein Herbarium, zu welchem G. selbst das Beste beitrug (S. „Hortus siccus Societatis physicae Tigurinae, collectus et Linneana methodo dispositus a Joanne Gesnero“, 1751 — viele Pflanzen von Linné selbst an G. gesandt), ein botanischer Garten, eine astronomische Warte, und durch Veröffentlichung populärer Schriften und Preisfragen suchte die Gesellschaft für Verbreitung der Kenntniß der Natur und Verbesserung des Landbaues zu wirken. Die wissenschaftlichen Vorträge in ihrem Schooße wurden in drei 1761/66 erschienenen Bänden ihrer „Abhandlungen“ in einer Auswahl herausgegeben. G. fuhr aber auch fort, seine eigenen Sammlungen von Pflanzen und Mineralien und seine naturwissenschaftliche Bibliothek durch Excursionen, Tauschverkehr und Ankauf reichlich zu vermehren und auszustatten, während zugleich der Kreis seiner Verbindungen mit Gelehrten des In- und Auslandes durch Briefwechsel und persönliche Bekanntschaften mit bedeutenden Männern, die ihn besuchten (Lambert, Volta u. A.), sich immer weiter ausdehnte. Mit größter Liberalität stellte G. Einheimischen und Fremden seine Sammlungen zu Gebote; in seltener Bescheidenheit und Uneigennützigkeit überließ er die Früchte seiner Forschungen und Studien Andern zur Verwerthung. Insbesondere fand er die größte Befriedigung darin, Haller Alles mitzutheilen, was dem Freunde wissenswerth scheinen oder dessen Arbeiten fördern konnte. Schon zur Herausgabe der „Praelectiones“ von Boerhave hatte sich Haller gerne vorzüglich des Collegienheftes von G. bedient; dieser übersandte ihm auch alle Ergebnisse seiner langjährigen botanischen Arbeiten zum Behufe der 1742 von Haller herausgegebenen „Enumeratio methodica stirpium Helvetiae indigenarum“, wie Haller in der Einleitung dieses großen Werkes ausführlich beschreibt und im Texte desselben oft erwähnt. Seine Arbeiten selbst zu publiciren, konnte sich G., dem sie nie ge-

nügten, stets nur schwer entschließen und ohne die amtliche Verpflichtung, alljährlich zum Behufe der Disputirübungen eine Abhandlung drucken zu lassen und der naturforschenden Gesellschaft einige seiner Vorträge zur Einrückung in ihre Sammelschriften zu überlassen, hätte G. kaum je etwas veröffentlicht. So aber entstand, bei allem Widerstreben seinerseits, eine nicht unbedeutende Zahl meist in Latein geschriebener, zwar kleiner, aber durch Klarheit und Gründlichkeit ausgezeichneter Schriften aus seiner Feder. Unter den mathematischen Abhandlungen wurde vorzüglich diejenige: „Von der Größe und Lage der Stadt Zürich“ (1769) dadurch verdienstlich, daß sie zur Errichtung einer kleinen Sternwarte und astronomischen und meteorologischen Beobachtungen in Zürich (1750—76) Veranlassung gab. Von Geßner's physikalischen Abhandlungen fanden zwei über das Aräometer und Thermometer Uebertragung auch in andere Sprachen. Am zahlreichsten und bedeutendsten sind Geßner's Arbeiten naturhistorischen und zwar meist botanischen Inhaltes. Die Dissertationen von 1740 und 1741 enthalten eine Erläuterung der „Fundamenta botanica“ von Linné, dessen System in G. einen seiner ersten Vertheidiger fand; andere behandeln einzelne Erscheinungen der Pflanzenwelt, ihre Gesetze, ihre Beziehungen zum Menschen und dessen Einfluß auf sie; manche wurden wiederholt aufgelegt. Verschiedene größere Werke Geßner's blieben unvollendet, ja gingen später ganz verloren. So kam ein von Haller schon 1759 angekündigtes und damals und 1768 wieder sehr gepriesenes Unternehmen Geßner's, seine Sammlung phytographischer Tafeln, nie zu vollem Abschluß. Zwar veröffentlichte Geßner's Schüler und Neffe, Salomon Schinz, noch bei Lebzeiten Geßner's eine Probe derselben („Erster Grundriß der Kräuterwissenschaft aus den charakteristischen Pflanzentabellen des Dr. J. Geßner gezeichnet. Deutsch und lateinisch. Zürich 1775. Fol.). Aber als später Schinzens Sohn, Christian Salomon Schinz, Geßner's hinterlassenes Werk selbst herauszugeben unternahm, fand er von den schon 1768 auf die Zahl von 80 angestiegenen Kupfertafeln nicht alle und insbesondere keinen von G. herrührenden Text dazu vor. (Johannis Gesneri tabulae phytographicae, cum comment. edidit Chr. S. Schinz, 2 Vol. cum tab. aen. pictis 1—64. Turici 1795—1804. Fol.) Auch von einer „Descriptio musaei Gesneriani“ kennt man nur dazu bestimmt gewesene Kupfertafeln. Anderes, wie eine „Synopsis methodica plantarum et animalium Helvetiae“, eine „Ichthyologia Helvetiae“ u. s. f., ist spurlos verschwunden; eine „Bibliotheca botanica, hydrologica et mineralis“ und eine „Synopsis methodica lapidum“ besitzt handschriftlich die öffentliche Bibliothek in Basel. Mehr ist von Geßner's ausgebreiteter gelehrter Correspondenz theils durch Haller's und Lambert's Briefwechsel, theils noch in Originalien in Zürich vorhanden; doch wurde auch von dieser Briefsammlung Geßner's der größere Theil zerstreut. Wie sehr Geßner's Bedeutung und Verdienst allgemein anerkannt waren, zeigt nicht nur die große Zahl bedeutender Namen ersten Ranges unter seinen Correspondenten, sondern auch seine Aufnahme in viele Akademien und gelehrte Gesellschaften. Die Akademien zu Upsala (1742), zu Stockholm (1747), zu Berlin (1751), zu Göttingen (1755), zu Petersburg (1761), die Academia naturae curiosorum (1746), die botanische Gesellschaft zu Florenz (1748), die Societas georgica zu Pavia (1773), die k. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften (1785) und viele andere schweizerische, deutsche und italiänische Gesellschaften ehrten ihn durch Ernennung zum Ehrenmitgliede. So lebte G. bis ins hohe Alter unermüdet seinem Berufe und den Wissenschaften. Als er aber 1777 seinen Haller verlor, als er jüngere Freunde, wie Sulzer und Lambert, im gleichen Jahre ins Grab sinken sah, im folgenden Jahre sein vorzüglicher Gönner und Freund, Bürgermeister Heidegger in Zürich (s. d. Art.), starb, suchte er Zurückgezogenheit. Sein vierzig Jahre lang bekleidetes Lehramt legte

G. nun, 1778, nieder, hocherfreut, dasselbe auf seinen Neffen Sal. Schinz übertragen zu sehen, aber tief betrübt, als ihm schon am 26. Mai 1784 der unerbittliche Tod diese Stütze seines Alters raubte. Die Freude am Leben und die Lust an der Arbeit verließen den Greis nun mehr und mehr, der Tod seiner Gattin im J. 1788, nach fünfzigjähriger glücklicher Ehe, brach seine Kraft völlig und nach längerer standhaft ertragener Krankheit erlosch sein Leben am 6. Mai 1790.

Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz von Dr. Rudolf Wolf. Erster Cyclus. Zürich 1858. Johannes Geßner. — Neujahrsblatt der naturf. Gesellschaft in Zürich auf das J. 1846. Mit Geßner's Bildniß. Von demf. Verfasser. (In beiden Schriften eingehende Verzeichnisse der Arbeiten Geßners.)

G. v. W.

Geßner: Johann Anton Wilhelm G., geboren am 16. April 1771 in Kirchheilingen bei Langensalza als Sohn eines Chirurgen, besuchte die Schulen zu Langensalza (seit 1782) und zu Uelzen (seit 1785) und bezog 1789 die Universität Leipzig, wo er zunächst philosophische Vorlesungen, hauptsächlich bei Platner und Heydenreich, hörte, dann aber sich dem Studium der Theologie widmete. Nachdem er 1792 das theologische Examen zu Dresden bestanden hatte, nahm er eine Hauslehrerstelle in Heldrungen an, und in diese Zeit fallen die Anfänge seiner schriftstellerischen Thätigkeit; nämlich mit Bezugnahme auf Fichte's „Kritik aller Offenbarung“ verfaßte er (1795) „Morgengespräche zweier Freunde über die Rechte der Vernunft in Rücksicht auf Offenbarung“, worin er sich grundsätzlich auf Kant's Postulate der praktischen Vernunft stellte und nur in dieser den Probirstein einer Offenbarung erkannte; auch die hierauf folgende Schrift „Theorie der guten Gesellschaft“ (1798) knüpft an Kant an. Im J. 1801 habilitirte sich G. als Privatdocent in Leipzig mit einer Abhandlung „De veritate cognitionis humanae“, in welcher er sich den Gegnern Kant's näherte und besonders mit Platner sympathisirte; auch in der gleichzeitigen Schrift „Ueber den Ursprung des sittlich Bösen“ (1801) nahm er eine selbständige Stellung zu Kant ein (hauptsächlich bezüglich der Abhandlung desselben „Vom radicalen Bösen“) und suchte den Kantischen Freiheitsbegriff durch die Grundlegung einer gegen alle Hindernisse kämpfenden sittlichen Willenskraft zu ersetzen. Desgleichen bemüht er sich in seiner „Kritik der Moral“ (1802) die Ethik tiefer und richtiger, als es nach seiner Ansicht Kant gethan, zu begründen, indem er unter entschiedener Ablehnung aller theologisirenden Anschauungen lediglich die unbedingte Nothwendigkeit der Handlungen als Inhalt des Vernunftgebotes zuläßt. Diesen Grundgedanken begann er in einem größeren Werke „Die neue Stoa oder über den Gleichmuth“ näher auszuführen, von welchem jedoch nur der erste einleitende Band erschien (1803), dessen Inhalt in einer Darlegung der menschlichen, sowol leiblichen als geistigen Triebe besteht. Zur gleichen Zeit veröffentlichte er „Demokrit oder freimüthige Gespräche über Moral, Religion und andere wissenschaftliche und politische Gegenstände“ (1803) in 2 Bänden, deren erster eine Apologie der Wahrheit enthält, während im zweiten eine abermalige Beleuchtung und Widerlegung der Ethik Kant's folgt. Dann folgten: „Die Freunde Heinrichs IV., aus dem Französischen des Hn. Sevrin“ (1806) und „Der letzte Mensch, aus dem Französischen des Hn. Grainville“ (1807), sowie eine publicistische Schrift „Die teutsche Reichsstandschaft, ein Beitrag zur richtigen Würdigung des vergangenen und gegenwärtigen öffentlichen Zustandes von Teutschland“ (1807). Im J. 1806 war G. außerordentlicher Professor geworden, gab aber noch vor 1810 die Stelle auf, um in Triest als Hofmeister in die Familie eines Banquiers einzutreten. Und wenn er als seit jener Zeit verschollen bezeichnet wird (Ersch-Gruber's Encyklopädie, Section I.,

Bd. 64, S. 363), so gelang es auch dem Unterzeichneten trotz mannichfacher Bemühung nicht, irgend Kunde über Geßner's späteres Leben oder Todesjahr zu erlangen. Wir wissen nur, daß G. noch im J. 1830 ein (in Leipzig gedrucktes) zweibändiges Werk „Speculation und Traum" veröffentlichte, in welchem derselbe sichtlich mit aufrichtigstem Streben unter kritischen Erörterungen über Kant, Fichte, Schelling, Jacobi und Krug den Entwicklungsgang des Denkens von dem Stadium der Vorstellung an durch die Stufen der Wahrnehmung, der Abstraction und Reflexion bis zur speculativen Selbstverständigung durchzuführen versuchte, wobei uns die ersten Grundlagen vielfach an Reinhold's Theorie des Vorstellungsvermögens erinnern.

Ersch-Gruber, a. a. O. Meusel, Das gelehrte Teutschland, Bd. V, S. 710.

Prantl.

Gesner: Konrad G. (die Schreibung Geßner ist modern), der berühmte Polyhistor, wurde am 26. März 1516 — nach seiner eigenen bestimmten Angabe, wogegen andere in der Eile des Schreibens ihm entschlüpften ungenauen Notizen nicht ins Gewicht fallen — zu Zürich in der Schweiz geboren. Seine Eltern, Leute ohne Mittel, mit vielen Kindern gesegnet, der Vater Urs ein Kürschner, die Mutter, wie es scheint, eine fleißige Hausfrau Namens Agathe (nicht Barbara, denn jenen Namen gibt G. selber in seinem Testament an), nahmen gern das Anerbieten des Vetters der Mutter, Caplan Hans Frick, an, den Knaben zu sich zu nehmen und auf seine Kosten zu erziehen. Bei diesem Manne, einem großen Pflanzenliebhaber, empfing G. die erste Anregung zum naturwissenschaftlichen Studium und er hat ihm dafür ein dankbares Andenken bewahrt. Der Unterschule bei Frauenmünster, welche der Knabe zunächst zu besuchen hatte, stand der später berühmt gewordene, damals wieder seit 1523 in Zürich anwesende Oswald Myconius vor, mit welchem G. später in Basel den freundschaftlichen Verkehr fortsetzte. Myconius, der schon auf dieser Stufe „mehr die Fortschritte seines jungen Schülers bewundern, als ihn antreiben mußte", beauftragte seinen damaligen Famulus, Thomas Platter — auch dieser nachher ein wohlhabender und verdienter, von G. in bestem Andenken gehaltener Mann — den vielversprechenden Knaben privatim durch Unterricht im Latein zu fördern. Möglich, daß schon auf dieser Stufe Petrus Dasypodius (vgl. Bd. IV. S. 763) der Humanist und Germanist, der 1526 nach Zürich gekommen war, gleichfalls sein Lehrer war. Jedenfalls trat G., gut vorbereitet, in die obere Schule (das Carolinum) bei Großmünster und scheint auch hier anregenden und fördernden Unterricht empfangen zu haben. Wenigstens hängt er an seinen Lehrern Rudolf Collin (Bd. IV. S. 410) und Johann Jacob Ammann (Ammianus) bis an seinen Tod mit der rührendsten Pietät, die überhaupt einen Grundzug seines liebenswürdigen, von der lautersten und schönsten Menschlichkeit verklärten Charakters bildet. Ammann verdiente allerdings dieses Gefühl durch die außergewöhnlich thätige Theilnahme, die er dem Loose seines Schülers widmete: er beherbergte diesen drei Jahre hindurch unentgeltlich in seinem Hause, nachdem es dem Großoheim in jener Zeit der Noth zu schwer geworden war. Durch Zwingli's Vermittlung erhielt nun zwar G. ein Stipendium (1531), aber im gleichen Jahre brach der furchtbare Schlag von Cappel (am 11. October) über Zürich, der nicht blos Zwingli, sondern auch Gesner's Vater hinwegraffte. Auch Ammann sah sich nun außer Stande, für G. weiteres zu thun. Dieser stand allein, entblößt von allen Hülfsmitteln. Da schaffte Myconius Rath. Er empfahl ihn als Famulus an den Reformator Capito (Bd. III. S. 772), damals in Straßburg. Als Sechszehnjähriger (1532) trat G., eine lange und hohe Gestalt, bei ihm ein; aber der Dienst war schwer; die Mußezeit, um sich in Latein und Griechisch zu fördern und das Hebräische hinzulernen — G. hielt sich

damals noch für einen der Theologie Geweihten — knapp zugemessen. Auch Capito sah, daß der talentvolle und fleißige Famulus zu Besserem bestimmt sei und entließ ihn schon im November desselben Jahres wieder, mit angelegentlicher Empfehlung an Bullinger und Leo Judä, nach Zürich. Seine Verwendung war nicht fruchtlos gewesen. Schon im Februar des folgenden Jahres finden wir G., in Begleitung eines anderen jungen Zürichers, Johann Fries, als glücklichen Stipendiaten auf der Reise nach der Universität Bourges (in Berry) über Basel und Paris. Hier tritt der Theologe bereits in den Hintergrund: Ammann's Scharfblick hatte G. den Wink gegeben, der mit dessen innerster Neigung zusammentraf. Zwar war Bourges nicht vorzugsweise der für Naturwissenschaft geeignete Ort (es blühte dort vorzugsweise das Studium der Staatswissenschaften) — gleichwol vertiefte sich G. in die Lectüre der griechischen Aerzte und der Schriftsteller über Botanik, allerdings ohne daneben seine lateinischen und griechischen Classiker zu vernachlässigen. Der Privatunterricht im Hause des Professors der griechischen Sprache (Wolmar) enthob ihn der Nahrungsnoth — sein Stipendium allein hätte dies nicht vermocht. Doch schon im folgenden Jahre (1535) reiste G., seinem vorausgegangenen Freunde Fries folgend nach Paris. Hier, in den reichen Schätzen der Bibliothek schwelgend, konnte er seinen Wissensdrang nach Herzenslust befriedigen. Allerdings in dem bunten Allerlei, das er jetzt verschlang, war weder methodische Nahrung, noch Anhalt zur geistigen Concentration gegeben; aber sein heißer Durst nach den Quellen alles Wissens mußte einmal gestillt werden, wenn Gesner's Natur nicht darunter leiden sollte, und wenn er schon bei späterer Reise einsah, daß dieses mehr dilettantische Umherflattern und Umhernippen an allen Blumenkelchen der Gelehrsamkeit, diese ungestüme und ordnungslose Einkehr auf jeder Station des Wissens gefährlich werden könne und er deshalb die Jünglinge vor dieser Klippe ernstlich glaubte warnen zu sollen — für ihn war es keine Klippe, eher ein Viaticum geworden, an dem er Zeit seines Lebens noch zehrte: die schönsten, sorgenfreiesten Tage in seinem an Entbehrungen und Anstrengungen so überreichen Leben. Wie er sich ökonomisch durchhalf — ob mit Unterstützung des reichen Berners, J. Steiger, den er in Paris traf — ist ungewiß. Er würde noch länger zu Paris verweilt haben, hätten ihn nicht die Gräuel des Religionskrieges, die nicht blos sein Gefühl erbitterten, sondern sogar sein Leben gefährdeten, verscheucht (December 1534). Er nahm den directesten Weg (keineswegs, wie fälschlich berichtet wird, den Umweg über Holland) nach Straßburg, zu Bucer. Eine Anstellung bot sich nicht, und so finden wir ihn anfangs 1535 wieder in Zürich. Hier war seine etwas übereilte Verheirathung mit einem mittellosen Mädchen (Barbara Singer) — G. zählte 19 Jahre! — nicht geeignet, ihm seine Gönner freundlicher zu stimmen: der Schritt war um so bedenklicher, als seine Anstellung (als Elementarlehrer der untersten Classe) ein wahrer Hungerdienst war, worin überdies von „Zeit zum Studiren" keine Rede sein konnte, noch viel weniger natürlich von der Möglichkeit „Bücher zu kaufen". Auch jetzt half Myconius: Seine Besoldung wurde ihm um ein Kleines erhöht, Bücher wurden von Basel nach Zürich geschickt, und endlich ein Stipendium erwirkt, das ein ferneres Studium Gesner's möglich machte. Im December 1536 finden wir diesen bereits in Basel eifrig mit den griechischen Medicinern beschäftigt. Jetzt war seine Richtung und seine Laufbahn entschieden, weniger allerdings, für einstweilen noch, die Frage nach den Mitteln der Existenz. Um diese zu lösen, geht G. unter die Schriftsteller. Er gibt, vermehrt und verbessert, das griechische Lexikon des Phavorinus Camers (Guarino aus dem Gebiet von Camerino) heraus, des Bischofs von Nuceria, der es 1525 in Rom hatte erscheinen lassen (den Titel dieses, sowie der im Folgenden genannten Werke s. am Ende des Artikels).

Das gedruckte Buch entsprach allerdings den berechtigten Erwartungen des Herausgebers, G., nicht. Er hat jetzt schon, als kaum Einundzwanzigjähriger, von buchhändlerischer Unbill schwer zu leiden: der Verleger druckte blos den geringsten Theil von Gesner's Zusätzen ab — als wären die andern überflüssig; und doch hatte sie G. aus den besten Quellen, einem Hesychius, Suidas u. A., nachgetragen! Der Verdruß mochte gleichwol geringer sein, als die Freude, die ihm nun durch einen Ruf an die 1537 gegründete Akademie von Lausanne bescheert wurde. Wahrscheinlich hatte Steiger ein Wort für ihn eingelegt. Möglich, daß auch die beiden jungen Lausanner Louis und Claude de Senarclens (de Sinarchino), welche im Matrikelbuch der medicinischen Facultät neben seinem Namen unter dem J. 1537 eingetragen sind, von Einfluß gewesen sind. G. nahm den Ruf an. Er wirkte dort als Professor der griechischen Sprache drei Jahre lang in angenehmen Verhältnissen: die liebliche Gegend, Gelegenheit zu botanischen Ausflügen während der langen Ferien, hinlänglich freie Zeit zu philologischen und naturwissenschaftlichen Studien, treffliche Collegen und Freunde (Viret, Jean Ribit, Comte) gewährten Genuß und Anregungen. Die Frau war freilich und blieb kränklich, indeß die Reise nach Bad Leuk (im Wallis), die er mit ihr unternahm, bot doch auch wieder mannichfache Belehrung. Auch schriftstellerisch ist G. thätig: Tabellen nach Galen, ein Encheiridion der Pflanzengeschichte, ein Compendium über die Natur des Urins (in pathologischer Beziehung) wird bearbeitet, die Lehre Galen's über die Zusammensetzung der Heilmittel und andere für Pharmaceuten bestimmte Werke, sowie fernere Auszüge aus Galen's Lehre von den Experimenten geschrieben und ein Catalog der Pflanzennamen (in vier Sprachen) alphabetisch angelegt (das Meiste erschien erst später, 1541 und 1542, im Druck). Die Neigung zum ärztlichen Beruf war durch diese Studien stärker und unabweisbar geworden. G. hielt sie nicht mehr verträglich mit seiner amtlichen Stellung und resignirte auf diese (1540), um die damals hochberühmte Universität Montpellier zu besuchen. Dort wirkten und lehrten die geschickten Meister L. Joubert und G. Rondelet. Gleichwol fand G. das Bild, das er sich von den dortigen Verhältnissen gemacht hatte, blässer und weniger voll, als seine Erwartung es ihm vorgemalt; besonders unbehaglich war ihm die Enttäuschung, daß er nicht in das Haus eines Arztes oder Professors konnte aufgenommen werden. Er verließ daher schon nach einigen Monaten Montpellier und kehrte 1541 über Lyon in die Schweiz, zunächst nach Basel zurück, um hier den Grad eines Doctors der Medicin zu erlangen. Er promovirte unter dem Decanat von Albanus Thorer (Thorinus) von Winterthur; seine damals verfochtenen Thesen sind noch erhalten (25. Februar 1541). Einem zweiten Lehrer, Professor Sebastian Sinckeler in Basel, hat er bald nachher seine lateinische Uebersetzung des Michael Ephesius (zu Aristoteles) zugeeignet. Im Frühjahr 1541 finden wir G. in Zürich als praktischen Arzt, zugleich in dem Amte eines Lehrers der Physik am Collegium Carolinum bleibend angesiedelt. Er hatte nach Aristotelischen Grundsätzen über Naturkunde zu lesen. Seine Besoldung war kärglich, schriftstellerische Arbeit nicht blos ein innerer Trieb, sondern auch eine äußere Nothwendigkeit. Die Tage und Nächte schwerer Arbeit, die ihn von nun an an den Schreibtisch fesseln, werden nur zeitweise durch kurze Ausflüge, besonders auf berühmte Bergspitzen seines Vaterlandes, oder durch gelehrte Reisen ins Ausland unterbrochen — beides nicht sowol zur Erholung und Stärkung der Gesundheit als im Interesse der Wissenschaft und seiner geistigen Ausbildung. Seine Abhandlung über Alpenwirthschaft (1541), das Resultat eines Ausflugs in die Glarneralpen, zeigt uns den aufmerksamen Beobachter von einer neuen Seite. Die Vorrede zu dieser Schrift enthält Reflexionen erster Schönheit über den Einfluß der montanen Natur auf Sinn,

Gemüth und Gesundheit der Menschen. Eine Reise nach Frankfurt auf die Messe (1543) machte ihn dort mit einem gelehrten jungen Holländer, dem Bibliothekar des kaiserlichen Gesandten in Venedig, Diego de Mendoza, bekannt, ein Verhältniß, das während eines späteren Aufenthalts (1544) in Venedig seine Früchte trug. Hier, in Venedig, war es ihm während einiger Monate als Gast des Don Diego vergönnt, in den Schätzen der großartigen Bibliothek dieses Gönners zu schwelgen und Handschriften zu excerpiren, auch schloß er Verbindungen mit Gelehrten, beobachtete, sammelte (Fische, Pflanzen, Mineralien), zeichnete und ließ nach der Natur malen. Sein Fleiß ist erstaunlich. Noch ehe sein großes Werk, die „Bibliothek", erschien (1545), hat er, während seines Aufenthaltes in Basel und Zürich, rasch hintereinander philologische und philosophische Abhandlungen und Uebersetzungen (über Syllogismen, Scholien des Michael Ephesius zu Aristoteles, Uebersetzungen des Porphyrius, des Heraclides Ponticus und anonymer Schriftsteller zu Homer, des Proclus zu Plato's Republik), ferner eine Ausgabe von Stobaeus' Florilegium, des Martial, eine „an unzähligen Stellen verbesserte" Ausgabe von Ambrosius Calepinus' lateinischem Lexikon, Uebersetzungen einzelner Dialoge Plato's und ausgewählte Werke des Neulateiners Antonius Thylesius aus Cosenza (eines Lehrers seiner eigenen Lehrer, Ammann und Am-Bühl) erscheinen lassen — theilweise keineswegs leichte, sondern meist zeitraubende Aufgaben. Jenes Lexikon des Bergamaskers Calepinus z. B. erhielt eine Zugabe von Gesner's Hand, die Bezeichnung der Prosodie zu sämmtlichen Wörtern, „novo labore", wie er sagt; er hätte auch damals „magno" hinzufügen können. Auch sein Stobaeus (gleichfalls an „vielen Tausend Stellen" — wenn auch nicht immer glücklich noch auch rationell — „verbessert", denn G. gestaltete, nach einem falschen kritischen Princip, den Text desselben nach dem der Ueberlieferung, wie sie ihm für jeden einzelnen der darin enthaltenen Schriftsteller bekannt oder zur Hand war, um) und sein, wenngleich castrirter, d. h. von allen Obscönitäten befreiter, für das Schulbedürfniß eingerichteter Martial (den er nach sachlichen und sittlichen Kategorien eintheilte), kosteten Zeit und Arbeit. In dieser Thätigkeit war er durch die obengenannte Bibliothek des Don Diego wesentlich unterstützt worden. Nun überraschte er aber 1545 die gelehrte Welt durch das Erscheinen seiner seit einigen Jahren mit Riesenfleiß vorbereiteten „Bibliotheca universalis", ein Werk, das allein schon den Verfasser zu dem Ehrennamen des „immortale Tigurinorum decus", den der große Casaubonus ihm ertheilt, berechtigen würde. Es enthält in alphabetischer Ordnung der (wo immer möglich biographisch geschilderten) Schriftsteller, eine Aufzählung und Charakteristik aller ihm bekannt gewordener Bücher (selbst Manuscripte) in griechischer, lateinischer und hebräischer Sprache. (Die erste Ausgabe dieses Werkes ist die werthvollste; von wenig Belang ist die von C. Lycosthenes, eig. Wolfhardt, daraus hergestellte Epitome, Bas. 1551, besser die von J. Simmler, Zür. 1574; die vollständigste und reichhaltigste Ausgabe der ganzen Bibliothek ist die von Simmler und Fries, Zür. 1583, besorgte). Noch jetzt ist Gesner's Werk eine oft und gern und erfolgreich, wenn auch nicht immer dankbar und ehrlich benutzte Fundgrube. Gesner's Name wurde rasch in deutschen und wälschen Landen bekannt. Der berühmte Graf Fugger in Augsburg hörte von dem tiefgelehrten Züricher und suchte ihn als Erzieher seiner Söhne und Enkel zu gewinnen. Im gleichen Jahre (1545) reiste G. nach Augsburg; die Anstellung scheiterte an den religiösen Bedenklichkeiten Gesner's, dessen gut protestantisches Gewissen keinerlei Concession ertrug und selbst den falschen Schein nicht verantworten zu können glaubte. In der Benutzung der großen Fugger'schen Büchersammlung jedoch lagen Keime zu neuen Arbeiten (z. B. zu seiner späteren Herausgabe von Aelian's Thiergeschichten) und

der Aufenthalt in Augsburg hatte neue und fruchtbare Bekanntschaften mit angesehenen Männern (Musculus, Xystus Betulejus, Peutinger u. a.) zur Folge. In der nächsten Zeit war G. beschäftigt mit Herausgabe und Uebersetzung kirchengeschichtlicher und moralischer Schriften (Tatian, Theophilus Antiochensis, die Melissa des Antonius u. a.), auch Medicinisches und Naturwissenschaftliches wird nicht vernachlässigt (darunter eine verbesserte Ausgabe von Hermolaus Barbarus' Compendium der ganzen Naturkunde); schon 1548 erschien aber der zweite Theil seiner großen Bibliothek, wiederum ein gewaltiges Sammelwerk, dem er den Namen „Pandecten" gab — ein Realcatalog des menschlichen Wissens, in 19 Büchern nach den Wissenschaften und Künsten geordnet, dem im folgenden Jahre noch ein umfangreicher Specialcatalog der theologischen Wissenschaften folgte, als 21. Buch (das 20., welches die Arzneikunde behandeln sollte und wofür G. sein Lebenlang sammelte, ist niemals erschienen). Jedem einzelnen Buche dieses Werkes ist als Widmung der Name irgend eines berühmten Buchdruckers vorgesetzt; ihre in chronologischer Folge gedruckten Verlagswerke gewähren einen Ueberblick über das litterarische Leben und Wirken der damaligen Zeit. Im gleichen Jahr mit den theologischen Pandecten (1549) erschien bei Froben die Ausgabe des Galen, zwar nicht von G., aber doch nicht ohne seine thätige Mitwirkung; er hatte zu den meisten Büchern verläßliche räsonnirende Inhaltsanzeigen hinzugefügt (drei Jahre später fügte er dann der zweiten Frobenausgabe des großen Arztes inhaltreiche Prolegomena Biographie und Bibliographie von bleibendem Werthe bei). Unterdessen hatte G. durch unausgesetztes Beobachten, Sammeln, Lesen und Correspondiren den ersten Theil seines großen zoologischen Werkes zu Stande gebracht. Er erschien Zürich 1551 und behandelte einstweilen die Vierfüßler, welche Junge gebären. Gelehrte und Ungelehrte hatten zu diesem Werke beigesteuert, dessen großartige Anlage ebensosehr als seine endliche Ausführung — das letzte Stück erschien 1558 und G. starb, ehe er das Ganze vollendet hatte — mit Bewunderung erfüllt. Nur ein Fleiß, wie der seine, konnte vor dieser Riesenarbeit nicht zurückschrecken, die sich vorsetzte, nicht blos alle lebenden Thiere jeder Gattung zu beschreiben und durch Zeichnung und Farbe zu illustriren, sondern auch die früheren Arbeiten sämmtlich zu controliren und mit den richtig befundenen Resultaten auch die Namen des Thiers in sieben Sprachen — deutsch, griechisch, lateinisch, hebräisch, italienisch, französisch, holländisch — mitzutheilen. In vielen Fällen kannte er die Namen kaum, da mußten für das Deutsche Hirten und Jäger und Leute ähnlichen Charakters, für die fremden Sprachen sein eigenes sprachbildnerisches Talent herhalten und für möglichste Vollständigkeit der Sammlung Gelehrte aller Zungen und Länder ihren Rath und ihre Hülfe beisteuern: aus England Johann Cay und Wilhelm Turner, aus Deutschland Georg Fabricius, Melchior Wieland, Johann Kenntmann, Achilles Gasser, aus Italien Cardanus, Aldrovandus, Mundella, von den Franzosen Deléchamp, Belon, Rondelet u. s. w. Hätte G. die nöthige Muße gehabt, an seinen Collectaneen zu feilen und zu sichten und sie nicht vorher in den Druck zu geben, bis die letzte Spur des Ueberflüssigen getilgt war, so hätten die stattlichen Folianten bedeutend reducirt werden können, aber seine ökonomische Lage gestattete ihm schlechterdings nicht, den Meister in der Beschränkung zu zeigen: Methode und künstlerisches Maß konnten nicht Schritt halten mit dem herculischen Fleiße der „πρὸς τὰ ἄλφιτα" die stillen Nächte zu den arbeitsschweren Tagen setzen mußte und sich keinen Augenblick der Ruhe gönnen durfte. War es bei dieser Lebensweise ein Wunder, daß ihn (1557) mitten in der Arbeit eine gefährliche Krankheit aufs Lager warf und daß, bei noch nicht 40 Jahren, seine hagere, abgezehrte Gestalt und die Blässe seines Angesichtes in ihm und Andern trübe Ahnungen aufsteigen ließen? Wissen=

schaftlich betrachtet erscheint es allerdings überflüssig, wenn zu den sieben Capiteln, welche jedem Thiere gewidmet waren, noch ein achtes kam, das in rein philologischer Weise sich mit Anecdoten und sprichwörtlichen Redensarten befaßte, wozu jeweilen das Thier Veranlassung gegeben hatte: G. erblickte in dieser Zuthat, deren problematischer Charakter ihm durchaus nicht entging, einen besonderen Reiz seines Werkes. Aber auch über dessen schwache Seiten täuschte ihn keine Eitelkeit hinweg. Er kannte leider den Grund — die dira paupertas — nur zu gut und ist ehrlich genug, ihn zuzugestehen. Das Honorar für die Arbeit ist kaum glänzend gewesen, um so weniger, als die Herstellung (besonders in Folge der Illustrationen) sehr theuer war; wol kam das specielle Bilderbuch in zweiter Auflage (1560) wieder heraus, das Hauptwerk aber nicht: sondern theils mit, theils ohne Gesner's Wissen wurden Compendien daraus hergestellt, deutsche Uebersetzungen gefertigt oder andere Experimente mit ihm vorgenommen, wogegen das von den Höfen von Wien und Paris erhaltene Privilegium sich höchstwahrscheinlich als unwirksam erwies. Wol war G. im J. 1554 mit dem Amt eines Züricher Oberstadtarztes betraut worden, aber diese Stelle war mit größeren Lasten als Revenuen verbunden (20 fl. jährlich! dazu seine Lehrthätigkeit mit 80 fl. und einigen Naturalien!). Erst eine an Bullinger gerichtete Zuschrift bewirkte (1558) eine Verbesserung der ökonomischen Lage, indem nun das volle Einkommen eines Canonicus zu seinem bisherigen Gehalt hinzukam. G. sah sich zu seiner großen Genugthuung nunmehr in den Stand gesetzt, einen neuen botanischen Garten sich anzulegen (1560; den alten hatte er verkaufen müssen, um Geld zur nöthig gewordenen Erweiterung seines Hauses zu erhalten). Es sah jetzt wohnlich aus bei ihm; in einem seiner Zimmer hatte er sogar die Fenster mit allerlei merkwürdigen Fischen bemalen lassen. — Zwischen den Anfangs- und den Endtermin des großen Werkes über die Thiere fallen eine Anzahl anderer botanischer und medicinischer, auch Ausgaben fremder Schriften (des Hieronymus Tragus, des David Kieber), unter den eigenen die äußerst ansprechende Publication über den Pilatusberg (im Canton Luzern) und eine pseudonyme über die Geheimmittel (unter dem Namen des Euonymus Philiater) zu praktischen und ökonomischem Gebrauche (z. B. Verbesserung des Weines!). Später als das Buch Anklang gefunden hatte, bekannte sich G. als Verfasser, den zweiten Theil gab aus Gesner's Nachlaß C. Wolf im J. 1569 heraus. Aber auch das Studium der Sprache lag bei ihm während jener Zeit nicht brach. Zeuge: Das merkwürdige Buch „Mithridates“ (über den Unterschied der Sprachen), Zür. 1555, — ein Versuch zur Sprachvergleichung und kurzer Charakterisirung aller antiken wie modernen Sprachen, vom Aethiopischen herab bis zum Rothwälsch, in alphabetischer Ordnung. Gesner's Sprachenkenntniß war nicht unbedeutend für die damalige Zeit. Neben den beiden classischen Sprachen, die er gründlich verstand, hatte er sich das Hebräische, auch eine oberflächliche Kenntniß des Arabischen, angeeignet; von den modernen kannte er neben der Muttersprache das Französische, Italienische und Holländische. Sein Versuch ist natürlich jetzt veraltet, aber werthvoll noch immer theils als ethnographisches Repertorium, theils und hauptsächlich wegen der zu Grunde liegenden Idee von dem wissenschaftlichen Interesse der Sprachvergleichung. Sein „Mithridates“ sollte „nur ein Merkzeichen sein zur Anregung Anderer“, wie er sagt, „nichts Vollendetes“. Trotzdem und trotz der zahllosen Irrthümer und Unebenheiten des wenig umfangreichen Buches wird man nicht anstehen dürfen, in C. G. einen Bahnbrecher auf dem Gebiet der Linguistik, ja den Gründer derselben und zugleich den größten Linguisten seiner Zeit zu erkennen, — ein Urtheil, das durch seine später zu nennenden Bemühungen für das Deutsche eine fernere Begründung erhält. Mag er auch das Hebräische als die der Zeit nach erste, der Natur nach

reinste Sprache und das Deutsche als eine hinter den vollkommenen Sprachen, Griechisch und Latein, kläglich zurückstehende barbarische Sprache erklären, das kommt gegen jene Ursprünglichkeit seines Wurfes gar nicht in Betracht. Die Beschäftigung mit den Wasserthieren gab Veranlassung zu einer verbesserten und erklärenden Ausgabe von Ovid's „Halieutica"; auch zu Arbeiten über Plinius, welche dasselbe Capitel betreffen (1556), aber auch größere Leistungen desselben Charakters gehen neben seiner Hauptthätigkeit einher; so erschien im gleichen Jahre seine Ausgabe des ganzen Aelian, dessen Thiergeschichte er natürlich hatte durcharbeiten müssen, und zwar war dieser Theil des Schriftstellers zum ersten Mal von G. herausgegeben, während die „Bunten Geschichten" schon 1545 an Camillus Peruscus in Rom einen Herausgeber gefunden hatten. (Ausführliche Anmerkungen zu Aelian schickte aus Gesner's Nachlaß Hagenbuch, sein Landsmann, an Abraham Gronov, in dessen Aelian-Ausgabe von 1731 und 1740 sie erschienen.) Briefe ferner und Publicationen aus dieser Zeit zeigen uns den rastlos thätigen Mann mit den Vorbereitungen zu seinem großen Pflanzenwerk beschäftigt, das seit den ersten Regungen des schriftstellerischen Triebes als sein eigentliches Lebensziel vor seiner Seele stand. Mehrere medicinische Schriften wurden gleichzeitig absolvirt. Im J. 1559 finden wir G. wieder in Augsburg (wo gerade der große Reichstag abgehalten wurde), um dem Kaiser Ferdinand I., dem er das vierte Buch seines zoologischen Werkes gewidmet hatte, persönlich, und zwar auf eigenen Wunsch desselben, vorgestellt zu werden. Die Rückreise führte über Tübingen und Straßburg, wo alte Bekanntschaften erneut, neue angeknüpft wurden. Bald darauf machte G.'s Gesundheit einen Aufenthalt in Baden (bei Zürich) nöthig (1560); die Heilkraft dieser Quellen hatte er schon früher an sich erprobt und ihrer gedacht in seinem „Tractat über die Thermen der Schweiz und Deutschlands", welcher (1553) als Theil der Sammlung von Schriften über die italischen Heilquellen in Venedig erschienen war. Um seine Kenntnisse auf diesem Gebiet der Heilkunde zu vermehren, zugleich zur Erholung unternahm er schon im folgenden Jahre eine Reise nach Bormio, wobei der später als Botaniker berühmt gewordene Johann Bauhin (Bd. II. S. 149) ihn begleitete. Die Quellen und Bäder Graubündens wurden bei dieser Gelegenheit untersucht, und auch die Botanik ging natürlich nicht leer aus. Auch die Theologie, deren Interessen Gesner's frommem Gemüth Zeitlebens nahe lagen, beschäftigte um diese Zeit seine Feder. G.'s Schriftstellerei auf diesem Gebiete war weniger der Ausfluß und Ausdruck objectiver Gelehrsamkeit als ein Herzensbedürfniß. Religionsflüchtige fanden stets Zuflucht in seinem Hause; besonders die in Zürich anwesenden Glaubensgenossen aus England. Die große Sammlung griechischer Kirchenlehrer, welche (1559 und 1560) in Zürich erschien (einzelne zum ersten Mal gedruckt) hatte er veranstaltet und mit seinen Beiträgen ausgestattet. In das Jahr 1561 fällt die Herausgabe eines von G. angeregten lateinisch-deutschen Lexikons von Pictorius (d. i. Maler, Pfarrer in Elgau), das er mit einer längeren, denkwürdigen Vorrede begleitete. Es war bei dem gelehrten classischen Philologen und Naturforscher das Interesse an seiner Muttersprache, am deutschen, nicht am lateinischen, das ihn zur Mitwirkung bewog; das gleiche Interesse hatte er schon in seinem „Mithridates" an den Tag gelegt. Er erkennt die Verwandtschaft zwischen der deutschen und skandinavischen Sprache, er spürt der Mundsprache nach, nennt das schweizerische Deutsch die „Deutsche Gemeinsprache", regt einen durchaus rationellen und wohlthätigen Purismus innerhalb derselben an (z. B. Wiedereinführung der von Carl dem Großen festgesetzten Monatsnamen), tadelt die deutsche Sprache wegen ihrer harten Consonantenverbindungen, die ihre Anwendung zu metrischen und poetischen Zwecken erschweren, erkennt richtig die Schwäche der französischen Sprache, welche blos

die Silben zähle und nichts von Prosodie wisse, zeigt einen richtigen Blick in die Entwicklungsgeschichte der romanischen Sprachen und bildet, mit Beobachtung der Silbenquantität, einige Hexameter in deutscher Sprache (lauter Spondeen mit Ausnahme des fünften Fußes), vielleicht die ersten mit wissenschaftlichem Bewußtsein geschaffenen, welche unsere Sprache kennt. Auch regte er, der erste, zu einer deutschen Litteraturgeschichte an, wie er es in seiner „Bibliotheca universalis“ für die altclassische und hebräische Litteratur gethan hatte. Als er durch seinen Freund Gasser (Bd. VIII S. 396) Nachricht von der Existenz gothischer Sprachreste erhielt und gar von demselben eine Abschrift von Otfried's Evangelienharmonie zugeschickt bekam, da war er voller Eifer, die Schätze einem weiteren Publicum bekannt zu machen — es war gegen Ende seines Lebens — aber er fand keinen Verleger für die Lucubrationen seines Freundes und mußte ihm mit schwerem Herzen das Manuscript zurückschicken. Es ist überhaupt ein schöner Zug an dem Manne, daß er — oft unter Opfern und stets mit edler Uneigennützigkeit — Werke Anderer, Lebender und Todter, zum Druck beförderte, und, wenn sie noch nicht druckreif waren, die letzte Hand daran legte — so das Lexikon des Guarino, des Ambrosius Calepinus, die ausgewählten Werke des Anthonius Thylesius, das Pflanzenlexikon des David Kyber, mehrere Schriften des Valerius Cordus aus Simshausen (cf. Bd. III), des Hieron. Bock (Tragus) aus dem Zweibrückischen, des Joh. Moiban zu Augsburg. Zu Gunsten der unmündigen Kinder des letztgenannten, dessen gelehrte Bearbeitung der Euporista des Dioscorides ihm nur zur Hälfte beendet übergeben wurde, verzichtete er auf das für die Beendigung stipulirte Honorar! Für den Adel seines Charakters kann es indessen kein glänzenderes Zeugniß geben, als daß ein so vielschreibender, vielseitiger und vielbekannter Mann, wie G., der auf seinen Wanderungen durch so viele Gebiete der Wissenschaft mit so zahlreichen und zum Theil sehr verschieden gearteten Mitarbeitern und Rivalen zusammentraf, in keine litterarische Fehde, noch weniger in eine persönliche verwickelt wurde. Derer, die ihn durch Rath und That (Briefe, Sendungen von Pflanzen, Abbildungen, Belehrung) bei seinen großartigen Vorhaben (besonders in Betreff seines Pflanzenwerkes) unterstützten, weil sie eben seine Uneigennützigkeit und sein reines, blos der Sache geltendes Streben, sein selbstloses, kindlich frommes Gemüth anerkennen mußten, ist Legion; blos gegen den einen, Mathioli, Naturforscher und Arzt in Siena (1500—1577) einen ehr- und selbstsüchtigen Mann, fühlte er sich gezwungen, in übrigens mildester sachlicher Form öffentlich aufzutreten und in einer Streitschrift seinen wissenschaftlichen Standpunkt zu vertheidigen (De Aconito primo Dioscoridis, herausgeg. von C. Wolf, Zürich 1577). Und wie human ist sein Benehmen gegen den verdienten, aber hochfahrenden und absprechenden Tübinger Professor Fuchs, der ihn aus Neid von seinem botanischen Unternehmen abschrecken wollte! Dieses blieb allerdings — aber nicht in Folge jener Einsprache, sondern weil ein Mächtigerer, der Tod, sein Veto einlegte — ein Torso. Im J. 1564 erlebte G. noch die Freude, daß Kaiser Ferdinand I. ihn mit einem Wappenbrief (Familienwappen) beehrte und mit diesem Insigne eine Münze (Gesner's Brustbild auf der Vorderseite) schlagen ließ. G. hatte sich jene Gunst aus treuer Vorsorge für seine Familie — er selbst war kinderlos, hatte aber für Nichten und Neffen zu sorgen — erbeten. Im selben Jahre starb ihm, hochbetagt, seine Mutter, und ein unheimlicher Gast stellte sich in Zürich ein — die Pest. Gesner's Gesundheit war zerrüttet; noch kürzlich hatte er einen schweren Krankheitsanfall leidlich überwunden, aber die Widerstandskraft war gewichen, in seinen Briefen macht sich das Gefühl des nahen Todes bemerkbar. Nichts destoweniger will er den Rest seines Lebens noch im angestrengten Dienste seiner Wissenschaft und seines Berufes anwenden; er denkt und sinnt auf Heilmittel

gegen die verheerende Epidemie und glaubt sogar zeitweise solche gefunden zu haben. Mit Ende des Jahres scheint sie sich verlieren zu wollen. Im August des folgenden Jahres (1565) kehrt sie aber wieder; am 9. December wird G. selber von ihr ergriffen; er sieht den sicheren Tod vor Augen, aber den unvertilgbaren Arbeitsdrang vermag selbst dieses Gefühl nicht zu bezwingen: G. verschmäht die Ruhe des Bettes; er sitzt am Arbeitstisch, er schreibt und ordnet seinen Nachlaß; sein Pflanzenwerk liegt ja noch in chaotischem Zustande, auf tausend und aber tausend kleinen Zetteln zerstreut vor ihm. Er beruft seine Freunde, er bespricht sich mit ihnen, ruhig, gefaßt, er überträgt seinem früheren Schüler Caspar Wolf die Sorge für Vervollständigung seines Werkes. Zaghaft, im Bewußtsein der seiner wartenden Riesenaufgabe und der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit, sagt dieser endlich zu. Damit ist Gesner's höchster Wunsch erfüllt. Am fünften Tage der Krankheit (13. December), nachdem er seine Freunde verabschiedet, fühlt er den Rest der Kräfte schwinden, läßt sich von seiner Frau in sein Studirzimmer führen und stirbt hier in ihren Armen, noch nicht fünfzig Jahre alt. Diese Jahre aber sind ausgefüllt von einer Arbeitslust, Arbeitslast und Arbeitskraft, wie die gesammte Gelehrtengeschichte nur wenige ebenbürtige Beispiele kennt. Und wir wissen nicht einmal, ob, außer den wenigen Tagen der Erholung auf Reisen, dieser aufreibenden Anstrengung etwelches Entgelt geboten war im Genuß häuslichen Friedens und Glückes. Merkwürdig genug, daß in der umfangreichen Correspondenz Gesner's sich kaum eine oder die andere Andeutung über diesen Punkt findet. Hatte er keine Zeit, hatte er keine Ursache dazu? Wir wissen nur, daß er zweimal verheirathet und kinderlos war, und einer dieser Frauen stellt er einmal, nothgedrungen, das wenig schmeichelhafte Zeugniß aus, daß sie „für das Hauswesen völlig ungeschickt" sei. Sein Testament erwähnt der Frau nicht. — Sehen wir uns nach seinem Nachlaß um. C. Wolf konnte mit dem besten Willen und ungeachtet einer öffentlichen Anzeige („Pollicitatio", 1566) sein Versprechen nicht halten. Er gab wol einiges aus dem botanischen und dem übrigen Nachlasse Gesner's heraus, aber je länger je weniger fühlte er sich der Hauptaufgabe gewachsen, besonders nachdem ihm die Bearbeitung des I. Buches von Gesner's Nachlaß auf 80 Capitel angewachsen war. Mit Einwilligung der Gesner'schen Erben verkaufte er dessen gesammten botanischen Nachlaß an Joachim Camerarius, den Sohn, in Nürnberg, für 150 Gulden (1580), nebst den mit handschriftlichen Bemerkungen versehenen Exemplaren von Gesner's Dioscorides, Theophrast und Plinius (für 25 Gulden!). Aber auch Camerarius, der sich zwar nicht scheute, seinem eigenen Werke Bilder aus Gesner's Nachlaß ohne Nennung des Namens einzuverleiben, konnte mit der Ausarbeitung nicht fertig werden, und der Nachlaß gelangte erst nach mannigfachen Wechselfällen und Fährlichkeiten (Erbschaftstheilung, Feuersgefahr u. a.) in die Hände von Chr. Jac. Trew, Stadtarzt zu Nürnberg, der den Botaniker C. Chr. Schmiedel, Professor zu Erlangen, endlich zur Herausgabe bestimmte.. Diese erschien (aber nur einen Theil des Nachlasses enthaltend) 1753—1759 (also beinahe 200 Jahre nach Gesner's Tode!) in zwei Bänden zu Nürnberg: die Abbildungen sind theilweise prachtvoll; jedenfalls die genauesten und schönsten, die man bisher gesehen. Von den 1500 Abbildungen Gesner's fand Schmiedel noch über 1000 vor, beinah die Hälfte der Holzschnitte ließ er, weil sie ungenügend waren, in Kupfer stechen. Die Holzmatrizen waren nach Camerarius' Tode in Zwinger's Hände gekommen und wahrscheinlich durch öftern Gebrauch abgenutzt worden. Der vollständige schriftliche Nachlaß Gesner's, soweit er die Botanik betrifft, nebst vielen ungedruckten Briefen, befindet sich jetzt auf der Erlanger Universitätsbibliothek. G. war selbst im Zeichnen geübt; er hielt sich aber zum getreuen und

künstlerischen Nachbilden seiner Pflanzen und Thiere einen besonderen Maler (Thomas), wie er denn, trotz seiner knappen Verhältnisse, keine Kosten scheute, um den Werth seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu erhöhen. Er hat auch einen Pflanzenkenner auf seine Kosten nach Italien geschickt, um dort für ihn zu sammeln. Er war der erste, welcher Figuren auf diese Weise, d. h. als genaue Illustration zu wissenschaftlichem Texte zeichnen und drucken ließ, der erste auch, der die Pietät hatte, die Namen von Freunden durch Pflanzen zu verewigen. Er hat auch eine Masse von Pflanzen zuerst entdeckt. Sein Hauptverdienst in der Botanik wird aber darin zu suchen sein, daß er „zuerst den Vorzug der wesentlichen Befruchtungstheile erkannte, diese untersuchte und (speziell) abbilden ließ und danach die Verwandtschaft der Pflanzen zu andern suchte.“ Also erste Analyse der Blumen und Früchte, die jemals gemacht wurde, die Beobachtungen zum Theil mit der Lupe angestellt, Unterscheidung von Gattungen und Arten, von Arten und Varietäten. Was G. bei seinen Lebzeiten in der Botanik geleistet hat — es war ja alles mehr oder weniger Vorbereitung zu seinem großen posthumen Werke — mag hinter den Leistungen eines Brunfels, Bock, Fuchs, selbst Cordus zurückstehen, kann aber auch nicht wohl einen Maßstab abgeben. — Als wissenschaftlicher Mediciner hat sich G. gleichfalls große Verdienste erworben sowohl durch seine Studien zu Galen als auch durch eine Anzahl historischer und systematischer Abhandlungen. Auf Galen hielt er, wie recht und billig, große Stücke; er war in mancher Hinsicht sein Ideal. War ja doch auch Galen nicht blos ein großer Arzt, sondern ein Gelehrter ersten Ranges und ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Als ausübender Arzt war er aus Pflichttrieb eifrig und gewissenhaft; die Emolumente seiner Wirksamkeit waren nichts weniger als verlockend („opera mea plerisque gratis“ sagt er). Er hielt viel auf Heilmittel, besonders pflanzliche, und war jedenfalls der erste Kenner der im Alterthum gebrauchten materia medica. Als Pflanzenarzt war er auf Theophrastus Paracelsus nicht gut zu sprechen; die Schule der „Metallärzte“, zu welcher jener immerhin große Arzt den Anstoß gegeben hatte, stieß ihn ab; er sah Speculation und Schwindel darin. Theophrast ist ihm nicht blos zuwider als „Arianer und Christusläugner“, sondern als ein mit Dämonen umgehender Zauberer. Während aber G. von diesem Wahn befangen ist, eifert er anderentheils energisch gegen Amulete und Aberglauben; selbst den therapeutischen Gebrauch des Goldes wagte er, wenn auch nicht unbedingt zu verwerfen, so doch zu bezweifeln; die Wirkung der Edelsteine dagegen erklärte er für baaren Aberglauben. Er erhebt seine gewichtige Stimme zu Gunsten der Mineralwasser, empfiehlt den mäßigen Gebrauch der Belladonna und des (von seinen Zeitgenossen allgemein für unbedingtes Gift gehaltenen) Opiums; er spricht dem kalten Wasser das Wort; seine Aderlaßtheorie ist durch ein rationelles Verfahren der damaligen Praxis weit überlegen; er erkennt den Charakter der Volkskrankheit und unterscheidet diese von den anderen; ja selbst in der Behandlung der Geisteskrankheiten zeigt er durch bewunderswürdig rationelles und methodisches Verfahren, das auch mit moralischen Factoren operirt, einen an Schärfe seinen Zeitgenossen weit überlegenen Blick. Und wenn wir ihn über einen Arzt sich tadelnd äußern hören, der blos Medicamente vorschreibe, ohne das Klima und die Luft, die sein Patient einathme, ohne dessen Alter und Temperament im mindesten zu berücksichtigen: so werden wir geneigt sein, G. als Arzt auf keinen niedrigeren Rang zu stellen, als er ihn in wissenschaftlicher Beziehung einnimmt. Sein Lieblingsheilmittel (dessen Wirkung er nicht bloß an Hunden, sondern, aus großer Gewissenhaftigkeit, auch an sich selber in gesunden Tagen bis zum Grade heftigen Uebelbefindens erprobte, war Nießwurz, die weiße und die schwarze; darin that er es den Alten gleich, während jetzt das

Mittel, mit Unrecht, vergessen ist. Er präparirte daraus zwei Formen des Sauerhonigs und glaubte darin, allerdings nur kurze Zeit, ein Präservativ gegen die Pest gefunden zu haben. — Einem so aufgeklärten Naturforscher wird man es wol zu gute halten, wenn er noch, das heißt im Jahre 1561, in dem Phänomen eines Nordlichtes etwas Unglückverheißendes erblickte, oder wenn er in seiner großen „Thiergeschichte“ auch den Satyren und Waldmännchen, den Meerfräulein und Meermännchen, den Meerteufeln und Meerbischöfen, den Fischen mit Menschenköpfen und den Drachen, allerdings mit kritischem Bedenken, eine Stelle anweist. Ein jeder Arbeiter, auf welchem Feld es auch sei, zahlt dem Geiste seiner Zeit Tribut; es kommt für die Schätzung geistiger Verdienste blos darauf an, ob derjenige Theil, den er der Nachwelt als deren bleibendes Eigenthum überliefert, nicht größer sei. Bei G. wird dies kaum Jemand bezweifeln. War er auch kein bahnbrechendes Genie, das aus unmittelbarer geistiger Fülle, aus der Tiefe der Divination seine Ideen schöpfte, und liegt seine Stärke mehr in der Beherrschung gewaltiger Stoffmassen, als in ihrer methodischen Gliederung und im Auffinden allgemeiner und glänzender Gesichtspunkte, so ist er doch mindestens ebenso weit, ja noch weiter entfernt von einem bloßen ordnungslosen Sammeln. Er hat sein Material durch übersichtliche Anordnung für seine Nachfolger möglichst nutzbar gemacht und an mehr als einer Stelle fruchtbare Keime zu späteren Schöpfungen gepflanzt. So ist ihm das Verdienst nicht abzusprechen, der eigentliche Gründer der Gelehrtengeschichte, der neueren Linguistik und der wissenschaftlichen Zoologie geworden zu sein. Er besaß, wie wenige, nicht blos die Kraft universellen Zusammenfassens, sondern auch das Talent, das Zusammengefaßte fruchtbar zu verwerthen. Er ist der erste Schweizer, der die Naturgeschichte zur Hauptaufgabe seines Lebens machte. Er imponirt nicht blos durch Sachkenntniß, er wirkt auch wohlthuend durch sein echtes und selbstloses Interesse an den Gegenständen. Er weiß, was er will und arbeitet nach klaren festen Zielen. Seine Geschichte des Thierreichs erfaßt er nicht blos als Gegenstand der Naturbetrachtung, sondern auch in dessen Beziehungen zur Medizin und zur Culturgeschichte, wie er diese Gesichtspunkte auch in seinem Pflanzenwerke ohne Zweifel würde befolgt haben. Dort hat er, mit dem Maßstab seiner Zeit gemessen, Wunderbares geleistet. In diese vierthalbtausend Seiten, die er für das besagte Werk niederschrieb, auch nur äußere Gliederung zu bringen, wobei alle alten und neueren Schriftsteller mit der vollständigen Litteratur und kritischen Behandlung der Stellen zu ihrem Rechte kamen, war schon eine Riesenarbeit; nun aber ist die Gliederung, wenn auch nicht genial, so doch durchdacht. Die ganze Continuität der wissenschaftlichen Entwicklung ist hergestellt. Wohl fehlt G.'n die Auffassung des Thierreichs als eines organischen Ganzen, es fehlt ihm auch der richtige Artbegriff (denn seine genera und species sind blos formale Bezeichnungen für über- und untergeordnete Formen), aber man muß dabei bedenken, daß er, der Zeit nach, der erste deutsche Zoolog ist. Auch seine Abbildungen sind im Vergleich zu früheren, außerordentlich gut. Albrecht Dürer hat, nach eigenen Aussagen, für ihn das Rhinoceros gebildet; die Vögel sind von Lucas Schrön gemalt. Außerdem benützte G. noch die zwei Züricher Künstler Asper und Thomas (die Originalbilder der Vögel und der gleich zu nennenden Mineralien, theilweise prachtvoll ausgeführt, befinden sich jetzt, aus Felix Plater's Sammlung, auf der Universitätsbibliothek in Basel; siehe hier Plater supellex medica pag. 55 sqq. und p. 67 sqq.; die Manuscripte über die „Insecten“ kamen durch Camerarius nach England und in den Besitz von Th. Mouset, der sie in seine Historia insectorum aufnahm). Was die Arbeiten über Petrefacten und Mineralien betrifft, womit sich G. gegen Ende seines Lebens befaßte, so haben diese mehr einen desultorischen Charakter. G. hat dar-

über noch keine bestimmte Ansicht gewonnen. Seine Eintheilung der Steine ist eine ganz äußerliche, nicht den Stoffen, sondern der Form entnommen; er gliedert nach den Figuren der Himmelskörper, nach Meteoren, nach Namen und Formen irdischer Gegenstände, nach zufälliger Aehnlichkeit ꝛc. Hier gilt im vollen Maße, was er bescheiden genug, von seiner Thiergeschichte sagte: es seien „congesta potius, quam digesta“. Auch als Philologe, besonders als Herausgeber, hat sich der Unerschöpfliche einen Namen gemacht. Nicht blos verdankt man ihm Einiges als editor princeps (so Aelian's Histor. animalium, Antoninus εἰς ἑαυτὸν, Marinus' Vita Procli); er ist Bearbeiter von Lexicis, hat zahlreiche lateinische Uebersetzungen griechischer Werke geliefert, hat das Florilegium des Stobaeus, den Martial, Hanno's περίπλους, Ovid's Halieutica, Einzelnes zu Aristoteles, griechische Kirchenschriftsteller, Tractate griechischer Mediciner u. a. „verbessert“ herausgegeben. Mit den großen Philologen der damaligen Zeit kann er allerdings nicht verglichen werden; seine Kritik weiß noch nichts von den Principien der Kunst, sie ist völlig subjectiv (wie dies damals übrigens selbst bei Koryphäen der Wissenschaft der Fall war) — doch hält selbst ein Henricus Stephanus große Stücke auf ihn und sendet ihm seinen Erotian und eine Schrift des Xenophon zur Durchsicht. Die Beiden haben auch griechische Briefe mit einander gewechselt (1549 oder 1550; aufbewahrt auf der Züricher Stadtbibliothek Cod. Mss. C. 50 a 723). Auch unter den gedruckten Briefen finden sich einige in griechischer Sprache. G.'s Arbeiten auf diesem Gebiete sind zum größeren Theile Appendices zu seinen naturwissenschaftlichen Studien, oder stehen zu ihnen in näherer Beziehung: sein Verfahren ist durchaus quellenmäßig, er begnügt sich nicht damit, aus zweiter Hand zu empfangen. Vieles ist ungedruckt geblieben. Aber auch den Quellen gegenüber behält er seine critische Selbständigkeit und läßt sich durch glänzende Namen nicht blenden. Er ist, mit Erasmus von Rotterdam und Philipp Melanchthon, Beförderer der aristotelischen Studien in Deutschland, und schöpft seine Kenntniß nicht, wie die byzantinischen Griechen, aus den späten Commentatoren des großen Philosophen; das hindert ihn aber nicht, vor dessen „Libri physicorum“ zu warnen „quia nimis subtiles et prolixi sunt“. Zahllose Randglossen zu einzelnen Autoren, wie diese auf den Bibliotheken zu Basel und Zürich aufbewahrt sind, lassen die Unmittelbarkeit seiner Arbeiten erkennen. Auch hier blieb vieles ungedruckt, so: „Scholia in Orpheum de gemmis“, „Philiatri et Prisciani gynaecea“, griechische Trauergedichte auf Zwingli's Tod (aufbewahrt auf der Zürch. Bibl.), eine Abhandlung „De scriptoribus germanicis“, der zweite Theil „De Remediis secretis“, die lateinische Uebersetzung des ganzen Oppian; anderes ist erst nach seinem Tod herausgekommen, so „Domini Massarii Vincentini libri III de ponder. et mensuris medic. . . . Conr. Gesneri opera repurgati“ (ed. C. Wolf, Zür. 1584), „Epistol. medicinal. libri III“ (Zür. 1577) und Liber IV (Wittenb. 1584), „Physicarum meditationum libri V“ (Zür. 1586, ed. C. Wolf), das 5. Buch seiner Thiergeschichte, nämlich „De serpentum natura“ (ebenda 1587, ed. C. Wolf), „Moschionis liber de muliebr. affectibus“ (Bas. 1566, ed. C. Wolf), „Achillis Pirminii Gasseri aphorism. Hippocrat. methodus nova C. Gesneri opera illustrata“ (St. Gallen 1584, ed. C. Wolf). G. hat, wie einst Galen, einen Catalog seiner eigenen Werke in Briefform (gerichtet an den englischen Arzt Wilh. Turner) geschrieben. Er umfaßte die bis 1562 erschienenen Publicationen (s. hinter seiner Vita von J. Simmler, Zür. 1566). Es sind der gedruckten Nummern 72, der ungedruckten, unvollendeten und später gedruckten 26. Wir lassen in möglichster Kürze die wichtigeren der erstgenannten folgen: I. Herausgabe antiker Autoren und Einschlägiges: „Joann. Stobaei collectanea“ (mit vielen Zuthaten, so der Dialog des Cyrus Theodorus „De amicit. exilio“ in lateinischen Senaren, die Uebersetzung

der beiden platonischen Dialoge Menon und die Anterasten) Zür. 1543. — „Michael. Ephesii schol. in Aristot. libellos“, Bas. 1541. — „Heraclid. Pontici Allegoriae in Hom. fab. etc.“, Bas. 1544. — „Val. Martialis Epigrammata“, Zür. 1544. — „Capit. theologicorum .... tomi III“ (Abbas Maximus, Tatianus contra Graecos, Theophili sexti Episcopi institutiones etc.), Zür. 1546. — „Prolegomena in opera Galeni“, Bas. 1562. — „Veterum aliq. theol. graec. orthod. libri Graeci“ (nebst Uebersetzung, theils eigener, theils fremder: Canones Apostolorum, decreta Conciliorum, Ignatii epist., Athenagorae apologia, Aeneae Gazaei Theophrastus, Hermiae irrisio gentil. philos. u. a. Zür. 1559 u. 1560). — „Aeliani opera omnia“ (Zür. 1556). — „Ovidii Halieutica“ (ebenda 1556). — „Antonini imperatoris de se ipso libr. XII“ (mit Marini vita Procli) (ebenda 1558). — „Cassii iatrosophistae nat. et medicin. quaestiones“ (Zür. 1562). — „Xenocrat. de aliment. ex aquatil. libellus“ (mit Zuthaten), Zür. 1559. — Hieher gehören ferner eine Menge von Auszügen, Tabellen, Argumenten, Uebersetzungen zu Dioscorides, Galenus, dem Platoniker Proclus u. a. II. Herausgabe neuerer Autoren: „Phavorini lexicon graeco-latin.“, Bas. 1537. — „Ambrosii Calepini dictionarium ling. latinae“, Bas. 1544. — „Natural. scientiae totius compendium ab Hermol. Barbaro confectum, repurg. a C. Gesnero“, Bas. 1548. — D. Kyberi rei herbar. lexicon“ (mit Tabellen ꝛc. von C. Gesner), Straßb. 1553. — „Valerii Cordi Simesusii opera“, Straßb. 1561 (Botanisches, Medicinisches, Pharmaceutisches, Mineralogisches). — „Dictionarium Germanicolatinum Josuae Pictorii cum praefatione C. Gesneri“ (s. oben), Zür. 1561. — „Santis Ardoyni Pisaurensis de venenis libri VIII“, Bas. 1562. — „Dioscoridis .... περὶ εὐπορίστων ed. Moibanus“ (von C. Gesner vollendet, s. oben), Straßb. 1565. III. Litterarhistorische und philologische Schriften: „Onomasticum nominum propriorum“ (d. h. der lateinischen, sammt lateinischer Interpretation der griechischen), 1547; letzte und beste Ausgabe Bas. 1560. — „Bibliotheca universalis sive catalogus omnium script. locupletiss.“, Zür. 1545. — „Pandectarum (2. Theil der Bibliotheca) libr. XIX“ Zür. 1548. — „Pandectarum liber XX“, ebenda 1549. — „Mithridates sive de different. linguarum etc.“, Zür. 1555. IV. Naturwissenschaftliche Schriften: „Enchiridion histor. plantarum ex Dioscoride etc.“, Bas. 1541. — „Apparatus et delectus simplic. medicam. ex Dioscoride etc.“, Lyon 1542. — „Catalogus plantar. nomina lat. graece german. gall. proponens“, Zür. 1542. — „De lacte et oper. lactariis“, Zür. 1543. — „Enumeratio medicament. purgantium, vomitor. etc.“, Bas. 1546. — „Histor. animalium lib. primus qui est de quadruped. viviparis cum figur. ad viv. express.“, Zür. 1551. — „Histor. quadruped. ovipar. liber“, das. 1554. — „Histor. avium liber“, das. 1555. — „Histor. animal. lib. qui est de piscib. et aquatil.“, das. 1558. — „Icones anim. quadrup. vivip. et ovip.“, das. 1553. — „Icones avium“, das. 1555. — „Icones animal. aquatil.“, Zür. 1560. — „De thermis et font. medicatis Helvet. et German.“ (in der zu Venedig 1553 erschienenen Sammlung). — „Chirurgia, hoc est, de Chirurgia scriptores optimi quique vet. et recent.“, Zür. 1555. — „Enchiridion rei medicae triplicis“ (d. h. Diagnostik, Therapeutik, Diätetik), Zür. 1555. — „Libelli tres medicinales“ (drei Abhandlungen über die Erhaltung der Gesundheit, gegen den Luxus der Gastmähler, gegen den Aderlaßcalender), Zür. 1556. — „Descriptiones et icones plantarum et de hortis Germaniae liber“, Straßb. 1561.

G. war eine lange schmächtige Gestalt, schon früh von krankhaft-bleichem Aussehen, öfter von Grippe und Ischias heimgesucht; kurzsichtig; der Ausdruck seines Gesichts edel und wohlwollend, nicht ohne Züge der Wehmuth. Die Stadtbibliothek von Zürich verwahrt sein Bild (vom Jahr 1564); nach ihm sind alle späteren Abbildungen gefertigt.

Quellen zu seiner Biographie: Der Artikel Conrad Gesner in seiner Bibliotheca univers.; seine Vita von Josias Simmler (Zür. 1566); ferner von C. Chr. Schmiedel (in den Opusc. botan. C. Gesneri); eine dritte, von Dr. J. Scheuchzer geschrieben, war auf dem Wege nach Nürnberg verloren gegangen; die Epistolae medicinales (s. oben); Neujahrsbl. der naturforsch. Gesellsch. von Zürich, 1819; Neujahrsbl. der Stadtbiblioth. von Zürich, 1837; der Chorherrenstube, ebendas. 1782; Joh. Bauhin, Epistolae C. Gesneri, Bas. 1591; J. Hanhart: Conr. Gesner (Winterthur 1824. Quellenmäßige Biographie, zu welcher die handschr. Schätze der Collectio Vadiana in St. Gallen, der Collectio Simmleriana in Zürich, der Kirchenarchive von Zürich und Basel und der Biblioth. Carolina in Zürich ausgebeutet wurden); Leu, Schweiz. Lexicon; Biographie universelle (der Artikel ist von Cuvier): R. Wolf, Biographien zur Culturgesch. d. Schweiz I, S. 16 ff. (Der Artikel „C. Gesner“ in den bekannten älteren Sammelwerken von Adam, Teissier, Pope Blount, Chr. Iselin, auch Meister in „Helvet. berühmter Männer“ u. a. werden durch die oben verzeichneten Schriften entbehrlich gemacht); Lebert, C. Gesner als Arzt, Zürich 1854; Carus, Gesch. d. Zoologie, 1872; Studer, Gesch. der phys. Geogr. d. Schweiz, 1863; Cuvier, Hist. des sciences natur., Bd. II, p. 83. 192. 228 und die Fachwerke von K. Sprenger, E. Meyer, Sachs über Botanik ꝛc. J. Mähly.

Geßner: Konrad G., Maler, geb. 1764, † am 8. Mai 1826, in Zürich. Ein Sohn des Dichters und Malers Salomon G. (s. d. Art.), widmete sich G. unter den reichen Anregungen des väterlichen Hauses von Jugend auf der Kunst. Der Vater, welcher erst mit 30 Jahren allein und ohne Anleitung zu malen begonnen hatte und es nicht bis zur Oelmalerei brachte, gab den Sohn dem tüchtigen Landschaftsmaler Heinrich Wüst (geb. 1741, † 1817), einem Zürcher, welcher sich hauptsächlich in Holland vom Stubenmaler zum Künstler emporgearbeitet hatte, in die Lehre, worauf der junge Künstler etwa 1782 zu dem originellen Landolt (s. d. Art.), damaligen Landvogte von Greifensee, kam. Derselbe, ein eifriger Jäger, Liebhaber des Kriegswesens, geschickter Kunstdilettant, war ganz geschaffen, die Anlagen des begabten G. in jeder Hinsicht zu wecken und zu fördern. In Dresden begannen 1784 die eigentlichen Studien, durch welche G. von dem anfangs vorzugsweise betriebenen Felde der Pferd- und Schlachtenmalerei auf dasjenige der Landschaftsmalerei geführt wurde; die Schweizer Künstler Graff (s. d. Art.) und Zingg (s. d. Art.) gaben ihm hauptsächlich ihre Anleitung. Hatte G. schon in Dresden zu den zwei einzigen Schülern der Akademie 1786 gezählt, welche Arbeiten eigener Composition auszustellen vermochten, so entwickelte er sich seit 1787 noch selbständiger in Rom. 1788 traf ihn da die schmerzliche Nachricht vom Tode seines Vaters, mit dem ihn ein gedruckt erschienener höchst anmuthiger Briefwechsel stets in engster Verbindung erhalten hatte. Nachdem er seit 1789 längere Zeit zu Zürich fleißig seiner Kunst, nun vorzüglich als Landschafter, obgelegen, hielt er sich von 1796 an bis 1804 in England auf, wo er jetzt besonders sein Talent, unter bedeutenden Fortschritten im Colorite, der Schilderung des eigenthümlichen englischen Landlebens widmete. Daneben legte er sich auf das Radiren und auf die Kreidemanier; ebenso machte er Versuche in der allerdings nur in ihren ersten schwachen Entwicklungsstadien stehenden Lithographie. Die letzten 22 Jahre verlebte G. in der Heimath. Er näherte sich in der späteren Lebenszeit mehr der Idyllenmalerei des Vaters, doch mit Ausschluß des sentimentalen Elementes, nur in Betonung des einfach Natürlichen des wirklichen Landlebens; dabei verstand er überraschende Lichteffecte, Nebelwirkungen geschickt anzubringen. Daß er vorzüglich englische Scenen als Staffage in seine Landschaften setzte, ermöglichte es ihm, fortwährend

als vorzüglicher Pferdemaler sich zu erproben, während das kriegerische Moment seit seinem englischen Aufenthalte mehr zurücktrat. Von einem allzu skizzenhaften Verfahren konnte er sich nicht völlig losringen. Dagegen legten seine Arbeiten bis in die letzte Zeit, als auch ihre Kraft sank, die dichterische Phantasie als Haupterbtheil des Vaters dar.

Vgl. Füßli's Allgem. Künstler-Lexikon, Thl. II, 1. Abschnitt, S. 431 u. 432, sowie 24. Neujahrsstück der Künstler-Gesellsch. in Zürich, für 1828 (Verf.: Prof. Horner). Meyer von Knonau.

Geßner: Salomon G., lutherischer Theologe, geb. den 8. November 1559 in Bunzlau, † den 7. Februar 1605 als Professor der Theologie in Wittenberg, verlor seinen Vater, einen in Bunzlau amtlos lebenden Geistlichen, im sechsten Lebensjahre und empfing den für höhere Studien vorbereitenden Unterricht in den Schulen zu Troppau und Bunzlau. Nachdem er alsdann noch das Breslauer Elisabethan mehrere Jahre besucht hatte, machte er sich 1576 zu Fuße nach Straßburg auf und war so glücklich, alsbald in die Prima des Wilhelmscollegiums und nicht lange darauf unter die Alumnen desselben aufgenommen zu werden. Damit war seine Zukunft gesichert. Nach beendeten Studien erwarb er sich 1583 die Würde eines Magisters der Philosophie und kehrte mit Urlaub des Straßburger Raths in die Heimath zurück, wo er in Breslau im Hause Andreas Dudiths', des früheren Bischofs von Fünfkirchen, als Erzieher alsbald ein Unterkommen fand, aber schon das Jahr darauf vom Rathe in Bunzlau zum Rector an die dortige Schule berufen wurde. Ihr Aufblühen machte G. als Pädagogen über Schlesiens Grenzen hinaus bekannt und trug ihm 1589 einen Ruf nach Stettin in das vacante Rectorat des dortigen Gymnasiums ein; er nahm ihn mit Freuden an und verhielt sich, in Treue seines Amtes wartend, anfangs still und friedfertig; als aber 1591 nach dem Tode des Kurfürsten Christian von Sachsen die lutherische Orthodoxie den Kanzler Crell gestürzt, die Philippisten aus Wittenberg vertrieben und den vollständigsten Sieg davongetragen hatte, hielt G. die Gelegenheit für günstig, auch in Pommern die Fahne der Concordienformel zu erheben. Mit einer Disputation über die Sacramente warf er den Zankapfel in die bisher friedliche Kirche. Die beiden Geistlichen an der Marienkirche in Stettin waren Melanchthonianer, sie hoben den hingeworfenen Fehdehandschuh auf; bald wurde der Streit vom Katheder auf die Kanzeln gebracht und selbst der Altar durch denselben entweiht; denn als G. in der Marienkirche zum heiligen Abendmahl ging, reichte ihm der Diacon Stygius mit den Worten: „Der Herr sei Richter zwischen mir und Dir“ das Brot mit der linken Hand. Um dem von ihm angezündeten Brande zu entrinnen, nahm G. 1592 im September einen Ruf nach Stralsund als Adjunkt des dortigen Pastors und Professor am Gymnasium an. Auf Erlösung aus dieser untergeordneten Stellung brauchte er nicht lange zu warten; die theologische Facultät in Wittenberg bedurfte Professoren, G., als Bekenner vor allen anderen würdig, wurde 1593 im Mai berufen, empfing am 10. August das Doctorat der Theologie ex cathedra Lutheri und 1595 die Hofpredigerstelle an der Schloßkirche. Seine Gönner hatten sich in ihm nicht getäuscht; er blieb bis an sein Lebensende der geschworne Feind der Calvinisten, spürte ihnen überall nach und hatte in Schlesien zu ihrer Entdeckung durch seine Bekannten, welche ihm die erforderlichen Notizen lieferten, ein förmliches Spionirsystem organisirt Schlesien stand unter kaiserlicher Regierung und die Calvinisten waren in Wien übel beleumundet; so konnte seine 1601 erschienene Denunciationsschrift „Treuherzige Warnung an die löblichen Stände in Schlesien, daß sie sich für einreißendem Calvinischen und Sacramentirerischem Irrthum mit allem Fleiß hüten und vorsehen wollen“, der Kirche seiner Heimath nur Unheil bringen. Auch der gelehrte und fromme Martin Moller in Görlitz

gehörte zu den Denuncirten, er habe, heißt es in der obengenannten Schrift, in seiner praxis evangelica dem Calvinismus nicht blos die Fenster, sondern Thüren und Thore geöffnet. Auf Moller's Apologie und Verantwortung, Görlitz 1602, antwortete G. in einer heftigen Streitschrift „Gründliche und ausführliche Widerlegung der nichtigen und ganz calvinischen apologiae Martini Molleri"; dieser war so verständig, den Streit durch Schweigen zu beenden. G. starb im 46. Lebensjahre an den Folgen eines Blutsturzes, nur von seinen Gesinnungsgenossen betrauert. Sein „Compendium doctrinae coelestis" und sein „Commentarius in Davidis psalmos", beide erst nach seinem Tode 1606 erschienen, würden seinen Namen nicht unsterblich gemacht haben.

Leonh. Hutteri oratio parentalis de vita et obitu D. Salomonis Gessneri. Vitebergae 1605. Ehrhardt III, 2, 460. cf. III, 1, 380. Gillet, Crato von Crafftheim II, 407—9. Schimmelpfennig.

Geßner: Salomon G., der Idyllendichter, wurde am 1. April 1730 in Zürich geboren. Sein Vater war Konrad G., Mitglied des großen Rathes und Buchhändler; seine Mutter Esther geb. Hirzel. Er stammte aus einer altangesessenen Züricher Familie, welche eine stattliche Anzahl von Männern aufweisen konnte, die ihren Fleiß und ihre Talente zunächst dem Dienste des engeren Vaterlandes gewidmet hatten. Auch der berühmte Naturforscher Konrad G. gehörte dieser Familie an. In der früheren Jugend zeigte G. keinerlei Spuren eines hervorragenden Talentes; zwar berichtet sein Biograph Hottinger, daß sich seine Anlage zu den bildenden Künsten schon damals in kindlichen, halb spielenden Versuchen auf dem Gebiete der Plastik gezeigt habe; doch in der Schule waren seine Fortschritte so mangelhaft, daß die Eltern ihn herausnahmen und auf dem Lande von dem Pfarrer Vögelin in Berg erziehen ließen. Hier konnte er sich unter verständiger Unterweisung freier entwickeln, die herrliche Umgebung seines Aufenthalts, das Leben in der Natur, zu deren aufmerksamer Beobachtung ihn die Brockes'schen Dichtungen anleiteten, wurde für die ganze Richtung seines poetischen Schaffens von entscheidender Bedeutung und als nun auch eine innige Neigung zu der Tochter Vögelin's in ihm erwachte, entstanden seine ersten dichterischen Versuche. Hottinger setzt in diesen Zeitraum eine Anzahl von unveröffentlichten kleineren Gedichten, die er in Geßner's Nachlaß vorfand. Es sind Fabeln, Erzählungen, Satiren und anacreontische Lieder und nach den Proben, die er mittheilt, zu schließen, gelangen G. die anacreontischen Lieder am besten, die sich ja auch am meisten seiner eigenen späteren Dichtungsart annähern. Was seine Studien betrifft, so holte er unter Vögelin's Leitung das Versäumte, so gut es gehen wollte, nach; in der Lectüre der lateinischen Classiker brachte er es zu einiger Fertigkeit; die griechischen Dichter, auch seinen Lehrmeister Theocrit, lernte er nur durch Uebersetzungen kennen. Etwa im 18. Jahre kehrte er in die Vaterstadt zurück und entschloß sich den väterlichen Beruf zu ergreifen. Er trat in einen heiteren, geistig belebten Kreis von jungen Leuten ein, von denen mehrere später als Genossen Klopstock's zur Zeit von dessen Züricher Aufenthalt bekannt geworden sind. Besonders mit Hartmann Rahn, dem späteren Schwager Klopstock's, verband ihn innige Freundschaft. Auch aus dieser Zeit liegen ungedruckte poetische Versuche vor, die spärlichen von Hottinger mitgetheilten Proben haben freilich keinen hohen litterarischen Werth, zeigen aber doch Spuren von jener übermüthigen, heiteren Laune, die ihn zu einem belebenden Elemente in seinem Freundeskreise machte und die man so wenig hinter ihm vermuthet, wenn man ihn nur aus den in Schulbüchern und Chrestomathien mitgetheilten Idyllen kennt.

1749 wurde er als Lehrling nach Berlin in die Spener'sche Buchhandlung geschickt. Die mechanische Beschäftigung, die man ihm in der Handlung auferlegte, wurde ihm bald so unerträglich, daß er sich entschloß seine Stelle auf-

zugeben. Er befürchtete jedoch, daß die Seinigen, über diesen Schritt aufgebracht, durch Einstellung der Geldsendungen die Rückkehr zur Pflicht von ihm erzwingen würden und so entschloß er sich zu dem Versuche, ob er sich nicht den Unterhalt durch sein künstlerisches Talent erwerben könne. Seine Arbeiten, denen er sich mit dem angestrengtesten Fleiße hingab, fanden den Beifall des Hofmalers Hempel; inzwischen versöhnten sich aber auch seine Eltern wieder mit ihm und gestatteten ihm einen längeren Aufenthalt in Berlin zu seiner weitern Ausbildung. Er verbrachte nun im Verkehr mit Schriftstellern und Künstlern eine fröhliche, mannigfach anregende Zeit. Vor allem wurde ihm der Umgang mit Ramler von Bedeutung, der seine poetischen Versuche mit Wohlwollen aufnahm, ihm aber auch die mangelhafte Durchführung des Versmaßes vorhielt und ihm den für die Gestalt seiner späteren Dichtungen entscheidenden Rath ertheilte, an die Stelle der Verse eine poetisch gehobene Prosa treten zu lassen. Auch mit dem Harlekin des französischen Theaters, Dancourt, dem witzigen Vertheidiger der Bühne gegen die Angriffe Rousseau's stand er in freundlichem Verkehr. Mit seinem Landsmann Sulzer trat er in kein näheres Verhältniß; es scheint, daß er sich von dessen breitspurigem und vornehmthuendem Wesen abgestoßen fühlte.

Bevor G. nach Hause zurückkehrte, unternahm er noch eine Reise durch Deutschland; in Hamburg suchte er Hagedorn auf, der ihm in seiner ganzen Dichtungs- und Anschauungsweise so durchaus congenial war und zu dem er eine herzliche persönliche Zuneigung faßte. In Zürich kam er gegen Ende 1750 an, also zu der Zeit, da sich noch Klopstock dort aufhielt; sie sahen einander ein paar Mal und G. hinterließ auch dem gefeierten Dichter einen angenehmen Eindruck, ohne jedoch in einen näheren Freundschaftsverkehr mit ihm zu treten. Enger schloß er sich an Wieland und an Kleist, der im J. 1752 eine Zeit lang in Zürich verweilte und später auch das Gedicht „Irin" an ihn richtete. Wieland unterhielt mit G. noch lange einen regen Briefwechsel; er ließ mehrere von seinen Dichtungen im Geßner'schen Verlage erscheinen; auch war er dem Freunde behülflich, die von manchen Kritikern gerügten schweizerischen Idiotismen aus seinen Werken zu entfernen, „diese Monstra, welche in Ihren Schriften, unter Blumen versteckt, auf den ungewahrsamen Grammaticus lauern". Bald nach seiner Rückkehr war G. auch öffentlich als Dichter aufgetreten. 1751 ließ er im Criton, der um diese Zeit das Organ des Bodmer'schen Kreises war, das „Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen" erscheinen, das an Anmuth und Zartheit des Gedankens keiner seiner späteren Dichtungen nachsteht, aber zugleich auch zeigt, welche Schwierigkeit ihm die Durchführung eines regelmäßigen Versmaßes bereitete. G. mochte dies wol auch selbst fühlen, denn von nun ab hat er stets den oben erwähnten Rath seines Freundes Ramler befolgt. 1753 erschien „Die Nacht", ein beschreibendes Gedicht, das schon ganz den Charakter der Dichtungen trägt, denen er seinen Ruhm verdankt. Diese erschienen in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum; 1754 „Daphnis", 1756 die „Idyllen", 1758 „Abels Tod", 1762 „Der erste Schiffer", unstreitig seine feinste und sinnreichste Dichtung, ferner das Schäferspiel „Evander und Alcimna" und das kleine Drama „Erast". Der „Daphnis", dessen Druck beinahe an der religiösen und moralischen Pruderie der Züricher Behörden gescheitert wäre, fand in Deutschland wenig Beachtung, wenn auch Kleist und Gleim aufmunternden Beifall spendeten; die Idyllen dagegen verbreiteten Geßner's Ruhm weithin, sie wurden auch nach dem Erscheinen der späteren Dichtungen als sein am meisten charakteristisches und bedeutendstes Werk betrachtet, an welches die Kritiker fast ausschließlich ihre Betrachtungen über Geßner's Stellung in unserer Litteratur anknüpften. Im Wesentlichen ist das Urtheil darüber durch Herder in seiner Vergleichung zwischen G. und Theocrit in der zweiten Fragmentensammlung, durch Schlegel in seiner

Recension des Hottinger'schen Buches (Werke Bd. X S. 232 ff.) und durch Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung festgestellt; freilich wird jetzt, wo uns die Empfindungsweise, die sich in Idyllen ausspricht, so völlig fremd geworden ist, mehr das Nachtheilige als das Günstige aus diesen Urtheilen wiederholt; über der Erwägung, wie verfehlt es sei, daß G. die Motive zu den Idyllen nicht aus seiner nächsten Umgebung, aus dem Schweizerlande, gewählt habe, wie weit die einförmigen Gestalten seiner erträumten Unschuldswelt von dem kräftigen Realismus der theocrit'schen Hirten entfernt seien, vergißt man zu sehr die sinnreichen und anmuthigen Details, die von der feinsten Beobachtungsgabe zeugende Naturschilderung und den harmonischen Fluß der Rede.

Zu dem „Tod Abels" wurde G. durch Bodmer veranlaßt, der nach dem Erscheinen der Idyllen seinen Zweifel darüber kundgab, ob Geßner's Talent auch zu einer größeren und erhabeneren Dichtung ausreiche. Doch zeigen sich in diesem Werke die Schattenseiten der Geßner'schen Manier weit deutlicher als in den Idyllen; der süßliche und weinerliche Ton tritt im Vergleich mit der erhabenen Einfachheit der biblischen Erzählung doppelt unangenehm hervor und die Mängel im Aufbau und in der Charakterzeichnung wurden schon von der zeitgenössischen Kritik richtig empfunden. Durch den „Tod Abels" wurde indeß der Ruhm Geßner's zuerst auch im Auslande verbreitet. 1761 erschien in Paris eine Uebersetzung von Michael Huber; das Buch errang einen großen Erfolg, es wurde schon in den ersten vierzehn Tagen vergriffen und mußte mehrmals neu aufgelegt werden. Durch die bald darauf von Huber veranstaltete Uebersetzung der Idyllen wurde G. noch mehr in Frankreich heimisch; Diderot und Rousseau sprachen die entschiedenste Anerkennung aus und noch bis in unser Jahrhundert hinein ist G. für das große Publikum in Frankreich einer der bekanntesten deutschen Dichter geblieben; die Idyllen werden dort noch jetzt beim deutschen Unterricht viel verwendet. Nachdem G. einmal in Frankreich Eingang gefunden hatte, wurde er bald auch in die übrigen romanischen Sprachen und ins Englische übersetzt. Die Beliebtheit Geßner's in Frankreich ist wol in erster Linie dadurch zu erklären, daß man bei ihm vielfach Anklänge an Rousseau'sche Ideen finden mochte, zugleich aber auch durch die poetische Prosa, welche es ermöglichte, daß der Dichter mit allen Eigenthümlichkeiten seines Ausdrucks übertragen werden konnte; die Anwendung seiner Dichtungen im Unterricht erklärt sich durch die Einfachheit und Klarheit des Satzbaues, die jedes individuellen oder nationalen Gepräges entbehrende Allgemeinheit der Empfindungen, die Harmlosigkeit und Unverfänglichkeit der meisten, wenn auch keineswegs aller seiner Dichtungen, ferner durch den Umstand, daß sie in so viele, in sich zusammenhängende kleinere Abschnitte zerfallen.

Die beiden dramatischen Versuche, welche 1762 erschienen, wurden sehr wenig bekannt; gegen „Evander und Alcimna" sprach Mendelssohn, der im übrigen G. volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, im 278. Litteraturbrief entschiedenen Tadel aus.

Nach dem Erscheinen der Schriften von 1762 trat G. eine lange Reihe von Jahren nicht mehr als Dichter an die Oeffentlichkeit. „Ich lachte, wie die ehrliche Sarah, wenn man sagte, ich sollte noch Kinder gebären", schrieb er an Gleim. Erst 1772 veröffentlichte er wieder eine Reihe von Idyllen, die jedoch nur ein schwacher Abklatsch der früheren sind. Mehrere darunter sollen das häusliche Glück schildern, das er an der Seite seiner Gattin, geb. Heidegger, fand; doch hat bereits Mörikofer mit Recht bemerkt, daß gerade diese Idyllen „an einer gewissen hausbackenen Absichtlichkeit und darum Frostigkeit" leiden. Eine von den späteren Idyllen, „Das hölzerne Bein", unterscheidet sich von

allen früheren dadurch, daß sie in der Schweiz selber spielt; ein Invalide entdeckt in einem jungen Hirten den Retter seines Sohnes in der Schlacht bei Näfels; dem Hirten wird die That des Vaters durch reichliche Wohlthaten vergolten; selbstverständlich heirathet er auch die Tochter des Kriegers; doch in Ton und Haltung ist kein Unterschied von den früheren Idyllen zu verspüren. G. mochte wol selber fühlen, daß seine poetische Ader versiegt sei; in der letzten Zeit seines Lebens wandte er seine beste Kraft der künstlerischen Thätigkeit zu.

Die Beschäftigung mit Zeichenkunst und Malerei hatte er seit seinen Berliner Lehrjahren niemals völlig aufgegeben; mit entschiedenem Eifer arbeitete er sich aber wieder in den sechziger Jahren ein, nachdem er wegen seiner Verheirathung auf eine neue Erwerbsquelle bedacht sein mußte. Eine wichtige Förderung gewann er bei seinen Studien durch die reichhaltigen Sammlungen seines Schwiegervaters. Seinen künstlerischen Entwicklungsgang und seine Ansichten über die Kunst hat er in dem „Brief über die Landschaftsmalerei an Herrn Füßlin“ (abgedruckt in dessen „Geschichte der besten Künstler der Schweiz“, Zürich 1770, Bd. III, Vorrede) ausführlich entwickelt. Seine Auseinandersetzung darüber, wie er das Studium der Natur mit dem Studium bewährter Meister vereinigt wissen will, enthält vieles treffende; in den Bemerkungen über die Landschaftsschilderung bei Thomson und anderen beschreibenden Dichtern steht er natürlich auf dem vorlessing'schen Standpunkte, auf welchem sein ganzes dichterisches und künstlerisches Wesen mit allen seinen Schwächen wie mit seinen liebenswürdigen Eigenschaften beruht. Am anziehendsten für uns ist sein künstlerisches Wirken da, wo er es selbst mit seinen Dichtungen in Verbindung gesetzt hat; in den illustrirten Ausgaben der Werke, vornämlich in der großen Quartausgabe. In den großen Kupfern zeigen wie in den Dichtungen selber die menschlichen Gestalten eine gewisse Verschwommenheit und Mangel an charakteristischem Gepräge, während die Landschaft überall mit großer Sorgfalt und Feinheit behandelt ist. Die in den Text eingedruckten kleinen Kupfer und Vignetten verrathen das genaue Studium der antiken Gemmen, von welchem der Biograph erzählt, sie sind von entzückender Anmuth und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit; in ihnen zeigt G. nicht selten jenen liebenswürdigen Humor, der ihm von seinen Freunden nachgerühmt wird und wenn wir bei der Lectüre einer Idylle die allzu häufige Wiederholung gleicher Motive empfunden haben, werden wir nicht selten durch die Schlußvignette wieder ausgesöhnt. Auch für Eschenburg's Shakespeare-Uebersetzung (Zürich 1775 f.) hat G. Vignetten entworfen, von denen A. W. Schlegel rühmt, daß „jedes Figürchen lebt und seine Art zu sein verkündigt.“

Dem liebenswürdigen Dichter war ein ruhiges und freundliches, gleichmäßig dahinfließendes Leben beschieden. Seine Gattin bescheerte ihm eine Tochter und zwei Söhne, von denen der jüngere, Heinrich, sich später mit einer Tochter Wieland's vermählte. Auf den älteren, Konrad (s. o.), vererbte sich das Kunsttalent des Vaters; der an interessanten Personalien reiche Briefwechsel, den sie mit einander führten, während Konrad zu seiner Ausbildung Reisen in Deutschland und Italien unternahm, zeigt, mit welch liebevoller Sorgfalt der Vater die künstlerische Laufbahn des Sohnes verfolgte. Seine Mitbürger ehrten ihn durch die Wahl zum Rathsmitglied und übertrugen ihm auch die Oberaufsicht über die Hoch- und Frohnwälder des Cantons. Die schöne Jahreszeit brachte G. in den letzten Lebensjahren meistens in seiner anmuthig gelegenen Amtswohnung im Sihlwalde zu, wo der gastfreie Mann von den „besten Köpfen“ Zürich's fleißig besucht wurde. Eine Scene aus dem durch muntere Geselligkeit verschönten Landleben Geßner's hat Gottfried Keller in einer seiner Züricher Novellen (Der Landvogt von Greifensee, Deutsche Rundschau, Bd. X) geschildert. Mit einer großen Anzahl von auswärtigen Schriftstellern blieb er im Verkehr

und war durch seine litterarischen Verbindungen der Buchhandlung Orell, Geßner und Füßli (s. d. Art. Orell) von großem Nutzen. Die Verbindung mit den schweizerischen Gelehrten wurde durch die helvetische Gesellschaft aufrecht erhalten. Besonders hervorgehoben zu werden verdient auch die freundliche Theilnahme, die er in späteren Jahren dem Idyllendichter Franz Xaver Bronner widmete. G. starb an einem Schlagfluß am 2. März 1788; eine ausführliche Schilderung seines Todes enthält der Brief, welchen kurz nachher Heinrich G. an seinen damals in Rom lebenden Bruder richtete (mitgetheilt S. 324 ff. des oben erwähnten Briefwechsels). Geßner's Mitbürger errichteten ihm ein von Trippel angefertigtes Denkmal.

Die wichtigste Quelle über Geßner's Leben und Schriften, die mit großer Liebe und Wärme verfaßte Biographie Hottinger's (Zürich 1796) ist bereits mehrfach citirt. Außerdem sind die bibliographischen Mittheilungen bei Jördens und der hierher gehörige Abschnitt in Mörikofer's Buch „Die schweizerische Litteratur in Deutschland“, Leipzig 1861, zu erwähnen. Der Italiener Bertola, ein begeisterter Verehrer Geßner's, welchen er persönlich in Zürich aufsuchte, hat in seinem Elogio di Gesnero (Pavia 1789, deutsch Zürich 1789 und Görlitz 1794) über dieses Zusammensein mancherlei interessante Mittheilungen gemacht, die jedoch nach dem, was Hottinger darüber bemerkt, mit Vorsicht aufzunehmen sind. Briefe Geßner's an Zimmermann sind neuerdings von E. Bodemann (Joh. G. Zimmermann, Hannover 1878) mitgetheilt worden. Ueber Geßner's Verhältniß zu Theocrit ist auch noch Cholevius (Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, Bd. I, S. 461—66) zu vergleichen. W. Creizenach.

Gesterding: Christoph Gottfried Nicolaus G., aus einer alten braunschweigischen Familie, welche nach Stralsund und von dort nach Greifswald übersiedelte, war ein Sohn des Greifswalder Bürgermeisters und Landraths Johann Matthias G. (geb. 1691, † 1763) und am 18. November 1740 zu Greifswald geboren, wo er am 28. Februar 1802 verstarb. Von seinem Vater, welcher selbst als juristischer Schriftsteller thätig war und in seinem Amte als Curator der Universität auch einen allgemeineren, wissenschaftlichen Gesichtskreis erlangte, vielseitig, besonders aber für Litteratur und Geschichte angeregt, besuchte er das Gymnasium der Vaterstadt, wo namentlich der damalige Rector Jak. Herm. Lasius, später Professor der Philologie in Rostock (s. d. Art.) einen bleibenden Einfluß auf ihn ausübte, seit Ostern 1756 die heimathliche Universität, wandte sich jedoch später der Rechtswissenschaft und Geschichte zu, auf welchen Gebieten ihm Augustin Balthasar (s. d. Art.) als Lehrer und Vorbild diente. Am 10. Mai 1763 ward er in Greifswald auf Grund seiner Inauguraldissertation: „De debito ex mercibus venditis residuo per novationem in mutuum gratuitum immutato jure praelationis ex jure Lubecensi non gaudente“ zum Doctor beider Rechte promovirt und habilitirte sich bald darauf als Docent an der Universität, wählte jedoch später die praktische Laufbahn und ward ausübender Rechtsgelehrter. Als solcher setzte er die schriftstellerische Thätigkeit nicht nur in seiner Fachwissenschaft fort, sondern erwarb auch auf dem Gebiete pommerscher Geschichtsforschung hervorragende Verdienste, namentlich durch Herausgabe dreier Zeitschriften, „Pommersches Magazin“, 1774—82, „Pommersches Museum“, 1782—90, „Pommersche Mannigfaltigkeiten“, 1796. Unter seinen zahlreichen juristischen und historischen Schriften, welche sich zumeist auf lübisches und römisches Recht, sowie auf die heimathliche Geschichte beziehen, sind besonders „Litteratur des pommerschen Lehnrechtes“, 1773, „Verzeichniß pommerscher Urkunden“, 1781 ff., und „Thesaurus juris Lubecensis“, 1787—90, nebst Analecta als Fortsetzung, 1800, zu erwähnen.

C. G. N. Gesterding, Geschichte der Rathsschule in Greifswald im pommerschen Magazin I, S. 106, woselbst auch sein Porträt. Biederstedt's Nachrichten von dem Leben und den Schriften neuvorpommerisch-rügenscher Gelehrter, 1824, S. 71 ff. Häckermann.

Gesterding: Franz G., Dr. jur. u. und Professor der Rechte in Greifswald, ein Sohn des Dr. jur. Christoph Gottfried Nicolaus G. und Bruder des Bürgermeisters Dr. jur. Karl G. (s. d.), wurde am 6. März 1781 zu Greifswald geboren. Von seinem Vater wissenschaftlich angeregt, besuchte er dann das Gymnasium und von 1797—1801 die Universität seiner Heimath, auf welcher Dav. Wilh. Warnekros und Carl Friedr. Voigt im römischen Recht, Friedr. Aug. Mehlen in der Anleitung zum Processe und Em. Friedr. Hagemeister im deutschen Recht wesentlichen Einfluß auf ihn ausübten. In der Folge wirkte er als Rechtsanwalt in Greifswald und seit 1812 an der Universität, an welcher er im J. 1818 die ordentliche Professur des römischen Rechts erhielt. In diesem Amte wirkte er außer seinen Vorlesungen, die auch den Proceß betrafen, durch Herausgabe einer Reihe trefflicher juristischer Schriften, unter denen zwei vom J. 1812 und 1816 das Pfandrecht und eine andere von 1817 die Lehre vom Eigenthum betreffen. Seine späteren Werke verfolgen namentlich eine kritische und polemische Richtung und zeichnen sich durch Klarheit der Anschauung und Sorgfalt des Stils aus. Den ersten Vorzug gewann er durch die ihm aus seiner praktischen Thätigkeit überkommene Erfahrung, den letzteren durch seine treffliche klassische Bildung. Seine beiden Hauptwerke in dieser Richtung sind „Alte und neue Irrthümer der Rechtsgelehrten“, 1818, sowie seine umfassende Sammlung „Ausbeute von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien“, welche in 7 Bänden von 1826—40 erschienen und wegen der Mannigfaltigkeit des Stoffes und seiner geistvollen Darstellung auch für den Laien von Interesse sind. Die Fortsetzung derselben wurde durch seinen plötzlichen Tod am 16. Decbr. 1841 unterbrochen. Sein Brustbild, von Professor Titel gemalt, ist im Concilienzimmer der Universität aufgestellt.

Gesterding, Pomm. Mannigfaltigkeiten 1796, S. 205. Biederstedt, Pomm. Gelehrten, S. 46. Kosegarten, Gesch. d. Universität I, 319. Katalog der Bibliothek des App.-Gerichts, S. 206. Pyl.

Gesterding: Karl G., als Rathsmitglied und Bürgermeister Greifswalds nicht nur um die Verwaltung und Rechtspflege der Vaterstadt, sondern auch schriftstellerisch um die Erforschung der heimathlichen Geschichte hoch verdient, war ein Sohn des Dr. Christoph Gottfried Nikolaus G. (s. d.) und der Wilhelmine Breitsprecher, geb. am 4. Februar 1774 zu Greifswald, † daselbst am 31. October 1843. Auf dem Gymnasium und der Universität seiner Vaterstadt vorgebildet, ward er 1798 in den Rath gewählt, rückte 1808 zum ersten, 1822 zum zweiten Syndikus auf und stand von 1833 bis zu seinem Tode als Bürgermeister dem städtischen Gemeinwesen vor. Seine vieljährige amtliche Wirksamkeit, welche der Vaterstadt ununterbrochen gewidmet blieb, wurde einerseits durch die Drangsale des französischen Krieges von 1806 ff., andererseits durch den Uebergang Rügisch-Pommerns von schwedischer zu preußischer Herrschaft im J. 1815 wesentlich erschwert. Während es hinsichtlich der ersten Periode galt, die Schäden der Vergangenheit zu mildern, durch äußerste Ordnung und Sparsamkeit den Wohlstand der Gemeinde zu heben, sowie die verwüsteten kirchlichen und städtischen Gebäude zu erneuern, war er für die spätere Zeit bemüht, durch zweckmäßige Entwickelung der Verfassung den Uebergang zu den veränderten Verhältnissen mit möglichster Schonung der älteren Zustände anzubahnen, und vollendete in diesem Sinne 1819 eine Reihe von Ordnungen für den Rath, die Rechtspflege und städtische Verwaltung. So hinterließ er seinen Nachfolgern ein aufs sorg-

fältigste geordnetes und sparsam verwaltetes Gemeinwesen, welches in gleichem Sinne weiter geführt, seiner Vaterstadt bis in die Gegenwart einen dauernden Vorzug gewährt. Neben seiner praktischen Thätigkeit widmete er sich nach dem Vorbilde des Vaters mit gleicher Regsamkeit dem Studium der vaterländischen Geschichte. Nachdem er den reichen Urkundenschatz des städtischen Archivs geordnet und in einem Diplomatar von 6 Bänden in Abschrift zugänglich gemacht hatte, veröffentlichte er, auf diese Vorarbeiten gestützt, die „Beiträge zur Geschichte der Stadt Greifswald“ mit zwei Fortsetzungen 1827—29, welche bis auf unsere Zeit die Grundlage aller städtischen Geschichtsforschung bilden. Seine praktische und schriftstellerische Wirksamkeit beschränkte sich jedoch nicht auf die von ihm verwaltete Stadt. Für eine große Zahl ritterschaftlicher Familien führte er Curatelen und Verwaltungen und veranlaßte in dieser Stellung eine Menge von Majoraten, Fideicommissen und Familienstiftungen, welche dem Lande zum bleibenden Vortheile gereichen. Auch diese Thätigkeit machte er litterarisch nutzbar, indem er im J. 1842 den ersten Band pommerscher Genealogien und Familienstiftungen veröffentlichte. 1843 war der zweite Band zum Drucke vorbereitet, vielleicht auch mehrere Urkundensammlungen als Fortsetzung zu den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Greifswald bestimmt, da ereilte ihn inmitten der angestrengtesten litterarischen Thätigkeit der Tod. Seinen oft bekannten Wahlspruch „Rastlos mußt du vorwärts streben, nie ermüdet stille stehn“ hat er sein ganzes Leben hindurch thatsächlich bewährt.

Pyl, Pommersche Geschichtsdenkmäler II, S. 7 u. IV S. 4—6. Ueber seinen litterarischen und handschriftlichen Nachlaß vgl. Pyl, Pomm. G. D. IV, S. 64—66, 104—9. Haeckermann.

Gestewitz: Friedrich Christoph G., geb. am 8. Nov. 1753 zu Prieschka bei Meißen, kam im J. 1770 nach Leipzig, wo er sich unter Hiller's Leitung in der Musik ausbildete und dessen Schwager wurde. Nach Gerber's altem Tonkünstler-Lexicon (I, 503) soll er 1784 bei dem Unternehmer des deutschen Schauspieles in Dresden und Leipzig, Pasquale Bondini, als Musikdirector engagirt gewesen sein. Im J. 1790 kam er als Musikmeister (Maestrino) an die kurfürstlich italienische Oper nach Dresden und ward 1799 lebenslänglich als solcher angestellt, starb aber schon am 1. August 1805. Außer seiner amtlichen Stellung ward G. in Dresden geschätzt als Lehrer der Musik und vornehmlich des Gesanges; von seinen Schülerinnen ward insbesondere Charlotte Häser bekannt. Als Componist zeigte er mehr Kenntnisse und Fleiß als Talent. Die königliche Musikaliensammlung in Dresden besitzt von seinen Werken eine Messe zu 4 Stimmen mit Orchester (1793) und die komische Oper „l'Orfanella Americana“. Die Sinfonie und eine Cavatine hieraus erschienen gedruckt bei Hilscher in Dresden. Die „Sechste Sammlung der vorzüglichsten noch ungedruckten Arien und Duetten des deutschen Theaters, von verschiedenen Componisten, herausgegeben von F. A. Hiller“ (Leipzig 1780) enthält von G. eine Arie für Sopran „Aus dem Meyerhofe“. Gerber führt im neuen Tonkünstler-Lexicon (II, 313) von seinen Compositionen noch eine Sonate für Clavier (Dresden, Hilscher), eine einactige Operette „Die Liebe ist sinnreich“, und einen Hymnus an.

Allgem. musikal. Zeitung II, 758. Fürstenau.

Geusau: Johanna Ursula v. G., geborene Freiin von Rhediger, hat einige geistliche Lieder gedichtet, von welchen drei dadurch verbreitet sind, daß Freylinghausen sie in den zweiten Theil seines Gesangbuches aufnahm. Sie war geboren im Fürstenthum Oels im J. 1659; ihr Vater starb vor ihrer Geburt und hinterließ die Familie in Noth. Sie verheirathete sich im J. 1688 mit dem fürstl. braunschweigischen Kammerjunker Günther v. Geusau, der als Dom-

herr des Stifts Gandersheim in Gandersheim lebte. Als sie im J. 1701 verwittwet war, schickte sie erst ihre Söhne auf das Pädagogium nach Halle und zog dann bald selbst dahin und fand hier in dem Franckischen Kreise Anregung und Befriedigung. Als ihre Kinder herangewachsen waren, nahm sie noch eine Stelle als Erzieherin bei einem Grafen Solms an, bis ihre Gesundheit diese Thätigkeit nicht mehr litt. Sie hat darauf noch ein Jahr am gräflich reußischen Hofe zu Köstritz geweilt und starb hier am 31. October 1718 nach längerer Krankheit.

Vgl. Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl. IV. Bd., S. 415 ff.

l. u.

Geusau: Johanna Magdalena v. G., geborene v. Gersdorf (nicht zu verwechseln mit Henriette Catharina v. Gersdorf, ihrer Großtante, siehe oben S. 53), wurde am 31. Decbr. 1706 zu Großhennersdorf geboren und starb am 17. Decbr. 1744, nicht volle 38 Jahre alt. Ihre Mutter war eine Enkelin des Dichters David v. Schweinitz. Da sie früh verwaiste, wurde sie bei ihrer genannten Großtante erzogen und lernte nicht nur Lateinisch und Griechisch, sondern wurde auch angeleitet, deutsche Gedichte zu verfertigen. Sie brachte es hierin zu einer gewissen Fertigkeit, sodaß noch nach ihrem Tode einige ihrer geistlichen Lieder in die Wernigeröder Liedersammlung vom J. 1752 aufgenommen wurden. Am 28. August 1742 hatte sie sich mit dem Freiherrn Rudolph v. G. vermählt, mit welchem sie in Saalfeld gelebt hat. Ihr frommes einfaches Leben ist mehrfach geschildert worden.

Vgl. die Litteratur bei Koch, Gesch. des Kirchenliedes, 3. Aufl., V. Bd., S. 238.

l. u.

Gevartius: Casperius G., Philolog und Jurist, Sohn des namhaften Rechtsgelehrten und Staatsmannes Johannes G., war geboren zu Antwerpen am 6. August 1593. Vorgebildet in dem Jesuitencollegium seiner Vaterstadt, studirte er die Rechte in Löwen und Douai und hielt sich dann einige Jahre in Paris auf, wo er mit mehreren angesehenen und einflußreichen Männern, wie mit Henri des Mesmes (Erricus Memmius, dem er seine „Electa“ widmete) in nähere Beziehung trat. 1621 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er den Posten des ersten Stadtschreibers erhielt, welchen er bis zu seinem am 23. März 1666 erfolgten Tode bekleidete. 1644 hatte er vom Kaiser Ferdinand III. den Titel eines kaiserlichen Rathes und Historiographen erhalten, offenbar zur Belohnung für die von ihm in einem glänzenden, mit Zeichnungen von Peter Paul Rubens ausgestatteten Werke gelieferte Beschreibung des festlichen Einzuges des damaligen Infanten Ferdinand in Antwerpen nach der Schlacht bei Nördlingen, am 15. Febr. 1635 („Pompa introitus honori serenissimi principis Ferdinandi Austriaci Hispaniarum infantis S. R. E. Card. Belgarum et Burgundionum gubernatoris etc. a S. P. Q. Antwerp. decreta et adornata; cum mox a nobilissima ad Norlingam parta victoria Antwerpiam auspicatissimo adventu suo bearet XV. Kal. Mart. anni 1635. Arcus, pegmata iconesque a Petro Paulo Rubenio equite inventas et delineatas inscriptionibus et elogiis ornabat libroque commentario illustrabat Casperius Gevartius IC et Archigrammataeus Antverpianus“. Antwerpen 1642). Die in diesem Prachtwerke enthaltenen Elogien der römisch-deutschen Kaiser von Albert II. bis auf Ferdinand II. wiederholte G., unter Hinzufügung eines Elogiums auf Ferdinand III., in folgendem ebenfalls schön ausgestatteten Werke: „Icones imperatorum Romanorum ex priscis numismatibus ad vivum delineatae et brevi narratione historica illustratae per Hubertum Goltzium. Accessit modo Impp. Romano-Austriacorum series ab Alberto II. Aug. ad usque Ferdinandum III. Aug. per annos CC continuos

deducta stylo et opera Casperii Gevartii IC Archigrammataei Antverpiani et historiographi Caesarei.“ Antwerpen 1645. — G. war ein formgewandter lateinischer Dichter und hat in seinen jüngeren Jahren zwei größere philologische Schriften veröffentlicht: „Lectionum Papinianarum libri V“, Leyden 1616 (Beiträge zur Kritik der Silven des Statius) und „Electorum libri III“, Paris 1619 (kritische und exegetische Behandlung zahlreicher Stellen meist lateinischer Schriftsteller und einiger lateinischer Inschriften). Später arbeitete er an einem ausführlichen Commentar zu dem philosophischen Werke des Kaisers M. Antoninus Philosophus und an kritischen Bemerkungen zu dem astronomischen Gedichte des sogen. Manilius (das er für ein Werk des Vir consularis Flavius Manlius Theodorus hielt): beide Arbeiten hat er nicht vollendet.

Vgl. J. Fr. Foppens, Bibliotheca Belgica (Brüssel 1739) T. I. S. 166 f. B. Roese in der Allgem. Encyklop. d. Wiss. u. K., S. I, Bd. 65, S. 266 f.

Bursian.

Gevekoht: Karl Theodor G., bremischer Kaufmann, geb. 1798, erwarb sich hervorragende Verdienste um den deutschen Handel und um den seiner Vaterstadt insbesondere durch die Umsicht und Energie, mit welcher er als bremischer Specialgesandter vom December 1845 bis December 1847 in Washington und New-York für die Herstellung der ersten directen Dampfschiffsverbindung zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland wirkte. Es hatte bis dahin nur eine einzige Dampferverbindung mit Amerika, die der Cunardlinie zwischen Liverpool und New-York, gegeben, welche von der englischen Regierung eine Subvention von 750000 £ bezog. Als nun im J. 1845 der Plan auftauchte, eine amerikanische Gesellschaft zu gründen, deren Dampfer direct auf einen Hafen des europäischen Continents fahren sollten, beschlossen Männer, wie der Bürgermeister Smidt und der Senator Duckwitz, welche damals die allgemeine und die Handelspolitik Bremens vorzüglich leiteten, sogleich den Versuch zu machen, jenen Plan auf Bremerhaven zu lenken und damit für den deutschen Handel fruchtbar zu machen. Die Idee fand in dem amerikanischen Consul in Bremen, Dudley Mann, der eben nach Washington zurückberufen wurde, einen warmen Freund und Förderer, und als durch diesen der Boden vorbereitet war, gewann man in G., welcher als unabhängiger, intelligenter und patriotisch gesinnter Mann bekannt und der durch mehrjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten mit deren Verhältnissen genau vertraut war, die Persönlichkeit, welche mit unermüdlicher Hingebung gegen alle Intriguen amerikanischer Geschäftsleute, gegen die vielfachen Anstrengungen, die von Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark gemacht wurden, um Havre, Antwerpen, Amsterdam oder Glückstadt die Vortheile der neuen Verbindung zu verschaffen, die amerikanischen Staatsmänner zu gewinnen wußte. Im Juni 1846 wurde die Bill zum Gesetze erhoben, wonach die Dampferlinie zwischen New-York und Bremen für die Postbeförderung eine jährliche Subvention von je 100000 Dollars für vier Dampfer von der Regierung der Vereinigten Staaten erhalten sollte. Die Bildung der Ocean-Steam-Navigation-Company aber machte dann weiter die größesten Schwierigkeiten, deren glückliche Ueberwindung G. nur dadurch bewirkte, daß auf sein wiederholtes Drängen sich Bremen und eine Anzahl anderer deutscher Regierungen, welche die nationale Bedeutung der Angelegenheit anerkannten, mit einer Summe von zusammen ca. 285000 Dollars an dem Unternehmen betheiligten. Im Juni 1847 lief der Steamer „Washington“ zum ersten Male in die Weser ein. Im Frühling 1848 wurde G., dessen glückliche Politik sich der allgemeinsten Anerkennung in Bremen zu erfreuen hatte, von seiner Vaterstadt in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Der Niedergang der patriotischen Hoffnungen, an deren

praktischer Durchführung er mit voller Seele zu helfen versucht hatte, beförderte wahrscheinlich ein Leiden, dem er am 22. Aug. 1850 noch im rüstigsten Lebensalter erlag.

Duckwitz, Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben, S. 64 ff.

Bippen.

Gewilieb (Gewiliob, Geoleobo, Geowilio), Sohn Gerolds und Vorgänger des Bonifaz auf dem Stuhle von Mainz, gehört zu den Geistlichen, deren Christenthum, von rohen heidnischen Anschauungen und Lebensgewohnheiten durchtränkt, bei dem streng römisch gesinnten Apostel der Deutschen Anstoß erregte und ward daher eines der ersten Opfer von dessen Reformbestrebungen. Nachricht über ihn enthalten die passio s. Bonif., von einem Kanoniker des Klosters S. Victor zu Mainz, wo auch Willibalds Leben des B. entstanden ist, und die vita Bonif., von dem bekannten Regensburger Mönch Othlon verfaßt. Beide Quellen, aus dem 11. Jahrhundert, beruhen offenbar auf einem Gedichte, das wahrscheinlich in der Zeit nach Karl dem Großen und in Hexametern geschrieben ist, wie überhaupt Gewilieb's Schicksal mehrfach dichterische Behandlung erfuhr. Jünger noch, aus dem 12. und 13. Jahrhundert sind Mainzer Bischofscataloge, die G. und seinen Sohn als Vorgänger des Bonif. bezeichnen. Bestätigung erfahren diese Nachrichten theilweise durch kurze Erwähnungen in den Briefen des Bonif. — Nach den spätern Berichten fällt G. bei einem Zuge gegen die Sachsen durch Feindeshand, angeblich z. Z. Karlmanns, richtiger Karl Martells. Sein Sohn, nach römischen Anschauungen der Sprößling eines Mörders und, weil von einem Bischof erzeugt, auch eines unzüchtigen Geistlichen, bei Hofe beliebt, kriegerisch, jagdlustig, ohne kirchliche Erziehung, kundschaftet bei einem anderen Zuge gegen die Sachsen den Mörder seines Vaters aus und durchbohrt ihn meuchelmörderisch bei einem Zwiegespräch auf der Weser. Dieser Act heidnischer Blutrache trägt ihm den Beifall der Franken und das Bisthum des Vaters ein. Den strengen Beschlüssen der ersten Reformconcilien unter Karlmann und Pippin gemäß wird er wegen dieses ungeistlichen Lebenswandels noch vor 745 abgesetzt und weicht nach den spätern Berichten ohne Widerspruch, sein Eigenthum der Martinskirche in Mainz überlassend, während er selbst noch 14 Jahre in einem Lehn zu Sponsheim und Kempten im h. Rheinhessen zubringt, die Mainzer Synoden nie wieder, die Kirchen nur selten noch besucht. Weniger gutwillig ist er nach Bonif. Bericht zurückgetreten; er droht sich beim römischen Bischof persönlich zu beschweren, dessen richterliche Autorität selbst die Gegner anzuerkennen beginnen, und scheint die Kirchengüter auch nach der Absetzung in Anspruch zu nehmen. Nicht um des Mainzer Bisthums willen aber hat ihn Bonif. verdrängt; denn dieser wird 745 zum Bischof von Köln designirt und nimmt erst 747 wider seinen Willen auf Geheiß der Franken den Mainzer Stuhl ein. Uebrigens werden G. und sein Vater fortan als ungesetzliche Bischöfe angesehen, ihre Namen daher bei dem Bericht über die Uebertragung der Gebeine von den Vorgängern des Bonif. 805 und 935 (vgl. Will, Regesta a. Mog.) nicht erwähnt.

Jaffé, M. Mog. Rettberg, Kirchengeschichte D. Werner, Bonifaz s. v. Gewilieb. — Hahn, Jahrbücher d. Fr. R. Exc. XVI. S. 203 ff.

Hahn.

Gewold: Christoph G. (Gewald, Gewalt, Geewold, Geewald, Geboldt, Goboldt), wurde zwischen 1560—65 zu Amberg im kurpfälzischen Theile der Oberpfalz, somit in einer damals ganz protestantischen Stadt geboren; wann und welchen Eltern, darüber herrscht tiefes Dunkel. Er glaubte, einer Familie gleichen Namens zu Bamberg und Forchheim anzugehören und nannte sich deshalb auch einen „Ostfranken“; doch führten jene G., wenigstens

die in letzterer Stadt, ein anderes Wappen als das seinige, das einen gezinnten Richtbalken, von je drei Sternen beseitet, zeigt. Auch über seine Studienzeit liegt Widersprechendes vor. Nach einem Glückwunschgedichte seines Schwagers, des Ingolstädter Professors Philipp Menzel, das jedoch erst in die zweite, 1615 erschienene Ausgabe der Poesien desselben aufgenommen ward, hätte G. am 3. Oct. 1581 zu Ingolstadt in beiden Rechten die höchsten Ehren erlangt; dem steht entgegen, daß er im J. 1583 an dieser Universität als studiosus iuris immatriculirt, und actenmäßig von 1580—1616 in der dortigen Juristenfacultät überhaupt kein Doctor kreirt wurde. G. selbst aber unterrichtet uns davon, daß sein Uebertritt zum Katholicismus im J. 1581 durch Bemühung der Gesellschaft Jesu erfolgte. Wol derselbe Orden lenkte im J. 1584 auf den hoffnungerweckenden Konvertiten das Auge Herzog Wilhelms von Baiern. Jedoch erst vier Jahre später (11. Mai 1587) ernannte dieser den „Doctor Goboldt“ zu seinem „Secretari in Hofgericht- und Rechtsachen“, d. h. zum Hofrathssecretär. Gegen Ende des J. 1590 erhielt derselbe statt einer Beförderung in die Provinz den charakterisirenden Rathstitel, 1594 wurde er wirklicher Hofrath. Nun erfüllte G. (25. Mai 1595) einen schon im J. 1593 ausgesprochenen Wunsch des Herzogs, übernahm das Secretariat beim geheimen Rathe und ließ sich auch dazu herbei, die „Registratur des Archives“ zu versehen. Dieses dem geheimen Rathe unterstellte Archiv war damals das einzige landesherrliche in München, später jedoch würdigte man der Bezeichnung „Archiv“ auch die Registratur des Hofrathes, welcher seit 1605 Johann Lieb als Registrator vorstand, und unterschied sodann ein „inneres“ und ein „äußeres“. Gewold's Beamtenlaufbahn schloß sich mit Obigem ab. Im Frühjahre 1617 ward er vom regelmäßigen Dienste als Hofrath und Geheimsecretär entbunden und ihm erlaubt, Ingolstadt zum Aufenthaltsorte zu wählen. Sogar für das Haus in der Prannersgasse zu München, zu dessen Erwerb (1600) der Herzog die Mittel gespendet, verschaffte ihm dieser jetzt einen Käufer. Doch wurde er oft zur Berathung nach München gerufen, so noch im nämlichen Jahre wegen „Veränderung“ des Archives. In Ingolstadt scheint er frühe eine Bürgerstochter, Anna Prisser, geehelicht zu haben, deren Schwestern an die dortigen Universitätsprofessoren Philipp Menzel und Lorenz Landau verheirathet waren. Ein Gut in Oberbachern bei Dachau, das im J. 1605 zum landtafelmäßigen Sitze erhoben ward, fiel ihm von dieser Seite an. Aber Gattin und Tochter hatte er schon 1612 zu Ingolstadt in der Franciscanerkirche begraben und kein Nachkomme beerbte ihn, als er daselbst am 17. Juni 1621 der Gicht erlag.

G. hat sich, indem er das Referat über Kreisgegenstände führte, längere Zeit fast die ganze politische Correspondenz nebst vielen aus dem Kabinete erfließenden Befehlen entwarf und wichtige Archivaliengruppen, wie über die reichsrechtlichen Verhältnisse Baierns repertorisirte, das vollgültige Zeugniß eines geschickten und fleißigen Beamten selbst geschrieben: doch nicht so sehr dieses ja immerhin untergeordnete daher wenig bekannte Wirken macht ihn zur öffentlichen Person, vielmehr seine nun zu betrachtende litterarische Thätigkeit. Allerdings aus freieigenem innerem Drange die Wissenschaft durch neue Ergebnisse zu bereichern, ging nur etwa seine „Delineatio Norici veteris“ (1619) hervor, welche indessen einen auch für damals nicht entschuldbaren Mangel philologischer Kritik erkennen läßt. Zu den übrigen Schriften und Publicationen empfing er äußeren Antrieb: die Mehrzahl jener entstand im Auftrage seines Herrn oder doch ihm zu Gefallen. Gleich mit seiner Erstlingsarbeit, der „Genealogia Boiariae ducum“ (1605, mit Porträten von W. Kilian; vermehrte Ausgabe 1620), hatte er um so mehr Glück, je dreister er ein neues Mittelglied erfand, das Scheirer und Karolinger verbinden sollte. Als nun der alte Streit zwischen Baiern und

Pfalz wegen der Kur durch Freher in Heidelberg (1611) wiedererregt, und Herzog Maximilian, dessen heißester Wunsch der Besitz jener Würde, hierdurch empfindlich verletzt war, schien ein Jurist, Archivar und Geschichtskenner der geeignetste Widerpart. Um also nachzuweisen, daß der Herzog von Baiern als solcher Kurfürst, Verweser und Truchseß des Reiches sei, wechselte G. vier Mal Streitschriften mit den Pfälzern (1612—14); dann erörterte er den Gegenstand noch genauer in seinem Commentar „De imperii septemviratu“ (1616), der fünf Jahre später, als die Früchte der Pragerschlacht immer nicht reifen wollten, eine vermehrte Neuausgabe erfuhr. Daß er den zunächst doch publicistischen Streit glücklich bestanden, steigerte in den Augen des Hofes Gewold's Ruf als Historiker mehr als verhältnißmäßig. So ward ihm, als eben Welser gestorben, neben dem Jesuiten Rader der Auftrag zu Theil, Baierns Geschichte fertig zu schreiben. Mitwirken mochte hierbei der Umstand, daß er im J. 1605 unter dem Pseudonym „Crato Sylvius Nariscus“ Welser vertheidigt hatte, der mit dem Touler Historiker Rosières über lothringisch-baierische Dinge Streit bekommen. G. empfing vom 1. Oct. 1614 an für die Dauer dieses „Historiwerks“, thatsächlich bis zum Tode, die Mittel, einen Kopisten zu halten, doch von einer Leistung, die mehr als etliche Bogen umfaßte, hören wir nicht: seine Kraft war offenbar überschätzt worden. Immerhin ein Verdienst erwarben ihm hier seine Studien: er gewahrte zuerst die Entstellungen, welche sich Abraham Bzow, der polnische Dominicaner, im Verfolge der Kirchenannalen Baroni's mit der Geschichte der Wittelsbacher, später auch Kaiser Ludwigs erlaubte. Die Ehrenrettung des letzteren, welche zu schreiben G. seinem Herzoge sich erbot, war in wenigen Monaten (1617—18) fertig; wohlvertraut mit dem Gange derartiger Dinge, schlug er selbst einen jesuitischen Censor, P. Keller zu München, vor, der, wie er wisse, in den Quellen der Zeit bewandert sei. Dennoch wurde sein Autorgefühl hart auf die Probe gestellt. Das Buch sollte umsonst gedruckt sein, da Maximilian für den nämlichen Zweck der Vertheidigung seines Ahnen noch eine Feder gefunden, deren Arbeit allein ihn befriedigte. Freilich gelangten dann Gewold's „Vindiciae Ludovici IV .... contra A. Bzovii ... calumnias“ — so lautet nach ungedrucktem Entwurfe der Titel — doch in die Oeffentlichkeit: aber mit dem Verfasser war schmählicher Mißbrauch getrieben. Wie einen Handlanger hat ihn Keller benützt zur Beischaffung von historischem und archivalischem Material, um selbst den „Ludovicus defensus“ (1618—19) liefern zu können, welchem Werke sodann der Kanzler Herwart, unter dessen Respicienz die Schreibung der Landesgeschichte stand, seinen Namen zu leihen hatte. Gleichwol kann der Unwille über ein solches Verfahren nichts an dem Urtheile abbrechen, daß das Keller'sche Buch von weitaus größerem Werthe für die Wissenschaft ist denn jenes von G. Nützlicher als das Hauptresultat seiner Mühen war auch hier eine Nebenfrucht. G. hatte erkannt, wie unzuverlässig Heinrich v. Rebdorf's Annalen, die Bzow häufig benützte, durch Freher edirt waren, und er besorgte nun selbst einen Abdruck der besten Handschrift (1618). Nach wie vor ist G. der wärmste Freund, ja ein Affiliirter der Jesuiten gewesen. War er doch seit 1616 aller im Orden zu erwerbenden Gnaden theilhaftig erklärt und dadurch, wie sich Keller ironisch ausdrückt, „mehr als ein halber Jesuiter“ geworden. Augenfällig im Interesse dieser Gesellschaft gab er 1611 das „Chronicon monasterii Reichersbergensis“, das Werk des eben nicht kaiserfreundlichen Priesters Magnus, heraus; denn nach dem Vorworte Gretser's, des Jesuiten, sollten dieser Publication viele andere kirchliche Schriftsteller folgen, die zur Verfechtung der angegriffenen Dogmen geeignet. Sicherlich nur als Vertreter des Ordens ließ er zum Säcularfest der Reformation die feindselig gehaltene Localschrift eines Isnyer Klosterbeamten früherer Zeit (Bittlschieß)

neuerdings drucken: „Kurtze und klare Weiß und Form wie der Geist deß newen Evangelii die catholische Gotteshäuser, Stifft und Clöster reformire" (1617). Schließlich bestimmte G. fast sein ganzes Vermögen zu frommen Zwecken, so eine Rente dem „Georgianum" für Ausbildung von Theologen. Trotz allem Vorausgeführten wäre jedoch der Name Gewold's längst in weiterem Kreise vergessen, hätte er nicht noch am Abende seines Lebens die Geschichte vorwiegend baierischer Bischofskirchen, Klöster und Stifter, die Wiguleus Hund als „Metropolis Salisburgensis" zwar nach trefflichem Plane, doch allzu compendiös verfaßt, mittelst Urkundenbeigabe dreimal größer wiedererscheinen lassen (1620). Auch hierzu hatten Leute von Ansehen ihn ermuntert, dann aber scheint das Werk seine Lieblingssorge geworden zu sein: nahezu 20 Jahre trug er von allen Seiten ein willkommenes Material zusammen.

Kobolt, Baierisches Gelehrten-Lexikon, S. 256—59, und Gandershofer's Nachträge hierzu S. 334; Söltl im Morgenblatte zur baierischen Zeitung 1872, S. 625; Ruland im 34. Berichte über das Wirken und den Stand des historischen Vereins für Oberfranken zu Bamberg (1872), S. 164 ff.; Friedrich, Ueber die Geschichtschreibung unter dem Kurfürsten Maximilian I., 1872, S. 6 ff.; Derselbe in den Sitzungsberichten der philos.-philolog. und historischen Classe der k. baier. Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1874, Bd. I, Heft 1, S. 51 ff.; Stieve in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1876, S. 1346; Ostermair im Sammel-Blatt des historischen Vereines in u. für Ingolstadt, II. Heft, 1877, S. 19. 46; Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, besonders cod. germ. 2210 u. cod. lat. 1613; Acten und Rechnungen im k. Kreisarchive zu München. v. Oefele.

Geyder: August G., Jurist und Schriftsteller, geb. 1808 zu Breslau, studirte seit 1825 Jurisprudenz in Breslau und Göttingen, habilitirte sich 1833 an ersterer Universität als Privatdocent und lehrte Encyklopädie, deutsches Privatrecht und dessen Geschichte, schied aber 1843 aus der Facultät. Durch eigene Schuld ohne öffentliche Stellung, lebte er später in mißlichen Verhältnissen theils als Gesellschafter in adelichen Häusern, theils in seiner Vaterstadt, unterstützt von begüterten Freunden und von dem Ertrage litterarischer Arbeiten. Er starb am 23. Febr. 1874. Als dichterisches Talent belebte er die geselligen Kreise Breslau's namentlich durch seine geistreichen und humoristischen, niemals gesammelten Dichtungen. Abgesehen von kleineren Aufsätzen juristischen Inhalts (vgl. Hoffmann's Monatschrift 566 ff.) veröffentlichte er: „Reinhart Fuchs aus dem Mittelniederländischen zum erstenmal in das Hochdeutsche übersetzt", 1844. „Walther von Aquitanien. Eine altdeutsche Heldensage im Versmaße des Nibelungenliedes", 1854. „Caballero's Werke. Aus dem Spanischen", 6 Bde. 1860.

Palm.

Geyer: Florian G., s. **Geier**.

Geyr: Freiherr Rudolf Constanz v. G. zu Schweppenburg, geb. am 25. Juli 1735, Sohn Ferdinand Balthasar Josephs v. G. und der Adele Constantia du Fays, Erbin zu Adrimont, Tochter des Cornelius du Fays, Ritters und Bürgermeisters von Aachen, war seit 1756 Statthalter oder Stellvertreter des Aachener Vogtmeiers, des Freiherrn zu Hauzeur, und seit des letztern Tode, 4. Mai 1763, selbst Vogtmeier der ehemaligen Krönungsstadt und blieb in dieser Stellung bis zur Occupation Aachens 1792 durch die Franzosen. Seine Vogtmeierei fiel in eine für Aachen sehr unruhige Zeit, zunächst in eine Periode erneuerten Streites zwischen Jülich oder dessen Erbe, der Pfalz, und der Reichsstadt Aachen über die von Jülich als Reichslehen seit 1297 besessene Vogtei über Aachen, dann eines sechsjährigen Parteihaders über den Besitz der Regie-

rung in Aachen. In Folge der ersteren schickte Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, im Anfange des J. 1769 unter dem General Horst 2000 Mann Truppen gegen Aachen und hielt die Stadt vom 10. Februar bis zum 17. Juni besetzt. Auf den 21. Febr. berief der Vogtmeier Freiherr Rudolf v. G. die Zunftmeister zu sich und hielt ihnen vor, der Kurfürst als Inhaber der Aachener Reichsvogtei und als Schutz- und Schirmherr der Stadt habe das Truppencommando entsendet, um seine Rechte zu wahren und die Rathsglieder in ihre Schranken zu weisen, die von den Zünften gewählt nur Verwalter des Gemeindewesens und Besorger der gemeinsamen Wohlfahrt seien, keineswegs aber eine Oberherrschaft über ihre Mitbürger führen, am wenigsten für ihre Person die Eigenschaft eines Reichsstandes beanspruchen könnten. Diese hätten seit einiger Zeit die Bürger als ihre Unterthanen behandelt und durch militärische Execution die Bürgerschaft in ihren Privilegien verletzt; Warnungen von Seiten des Kurfürsten seien ohne Erfolg gewesen; daher habe dieser sich entschließen müssen, dem Unwesen ein Ende zu machen. Da sein Schritt dem allgemeinen Wohl der Bürgerschaft gelte, so erwarte er, daß diese dazu beitrage, den Beschwerden gegen den Magistrat abzuhelfen. Der Vogtmeier erhob 29 Beschwerdepunkte gegen die Stadt in Bezug auf das Theater, die Hazardspiele, die Bälle, den Lombard und das Verhältniß zu Jülich, tadelte, daß der Magistrat ihn, den Vogtmeier, zum Leichenbegängniß des Kaisers durch einen Stadtsecretär eingeladen und daß derselbe für sich das Begnadigungsrecht in Anspruch genommen habe. Außerdem rügte er Vorkommnisse bei Processionen und Beamtenwahlen, endlich ermahnte er die Vorsteher der Zünfte, die Gräven, Sorge zu tragen, daß Ruhe und Eintracht in der Stadt wiederhergestellt werde und versprach den Bürgern, die Kosten des gegenwärtigen Militärcommandos der diesjährigen und der vorjährigen Stadtobrigkeit zur Last zu legen. Der am 15. Februar zusammengetretene Große Rath wählte einen Ausschuß, aus drei angesehenen Männern bestehend, und sandte diesen zur Unterhandlung über die Beschwerden nach Düsseldorf an den Geheimrath. Unterdessen waren die besten Wohnräume der Bürgermeister und der angesehensten Rathsmitglieder mit soviel Mannschaft belegt worden, daß sie nicht ausreichten und die Soldaten auf den Landgütern und anderwärts untergebracht werden mußten. Dem Bürgermeister Franz Xavier von Kahr, welcher im J. 1763 zuerst zu dieser Würde erhoben worden war und von da an in eigenem oder fremdem Namen das Stadtregiment führte, gab man 200 Mann Einquartierung; andere weniger mit Glücksgütern ausgestattete Bürger erlagen fast der Last. Der Rath hatte sich zeitig nach Wien an den Kaiser und den 2. März an den Reichstag in Regensburg gewandt, auch nicht versäumt, den Kurfürsten versöhnlich zu stimmen. Aber weder in Düsseldorf beim Geheimrath, noch in Mannheim beim Kurfürsten selber hatte er Erfolg. Zu dieser Zeit ließ der Vogtmeier die meisten Rathsglieder vor sich kommen und insinuirte ihnen, es sei zur Beseitigung der verschiedenen Factionen in der Stadt angemessen, den alten Erbrath wieder einzuführen — nach harten, oft blutigen Kämpfen war es den Zünften am Anfange des 16. Jahrhunderts gelungen, den Erbrath zu entfernen — und bei der bevorstehenden Bürgermeisterwahl einen andern fähigen Mann zu wählen. (Ueber die Bürgermeisterwahl in Aachen vergleiche man den Artikel Dom. Dauven.) Da die Zunftmeister die Vorstellungen des Vogtmeiers vom 21. Februar unberücksichtigt gelassen hatten, erhielten auch sie Einquartierung. Den 16. März zeigte der Vogtmeier den einzelnen Rathsmitgliedern an, der Kurfürst erwarte, daß die Bürgermeisterwahl nicht ausgesetzt werde, daß statt der bisherigen Bürgermeister und Syndike andere gewählt würden, die dem Kurfürsten nicht mißfielen. Zwei Tage später lief die für die Bürgerschaft frohe Botschaft ein, der Kaiser habe ein in den gegen-

wärtigen Streitigkeiten für Aachen günstiges Gutachten des Reichshofrathes genehmigt, welches den Kurfürsten unter Androhung einer Strafe von 2000 Mark Goldes, auf das gerichtliche Verfahren hingewiesen habe. Die beiden ausschreibenden Fürsten des niederrheinisch-westfälischen Kreises, der Kurfürst von Köln als Bischof von Münster, der König in Preußen und Kurfürst von Brandenburg, als Herzog von Cleve, würden aus dem kaiserlichen Mandat ersehen, wie der Kurfürst von der Pfalz unter dem Vorwande, einige Vogteirechte zu wahren, diese Stadt mit 2000 Mann überzogen und deren Bürger mit Einquartierung belegt habe. Diese unerlaubte That sei mitten im Frieden verübt worden, während der Kaiser bemüht gewesen, die Ehre der Gesetze und der Reichsgerichte zu heben. Der Magistrat gab dem Vogtmeier Abschrift des kaiserlichen Befehles, welche dieser anzunehmen verweigerte. Am 18. März schickte er sogar noch einigen Zunftvorstehern Einquartierung. Drei Tage darauf decretirte der Rath, es solle keine Beamtenwahl stattfinden, so lange die fremden Truppen in der Stadt seien, und theilte diesen Beschluß noch an demselben Tage dem Vogtmeier mit. Tags darauf sandte der General von der Horst dem Magistrat ein kurfürstliches Rescript zu, welches 14 Beschwerdepunkte enthielt, deren Erledigung verlangt wurde. Als am 25. März die Deputation von Düsseldorf unverrichteter Sache zurückkam, antwortete der Rath auf das erwähnte Rescript, er lebe der Hoffnung, der Kurfürst werde ihm nicht dasjenige zum Vorwurfe machen, was er nicht gethan habe; er sei schließlich gewillt, in Zukunft nach dem Inhalte der Verträge zu verfahren, und erwarte, daß die Truppen zurückgezogen würden. Als am 9. April der General auf kurfürstliches Geheiß vom Magistrat Abbitte und Anerkennung der 14 Beschwerdepunkte verlangte, ging der Rath darauf nicht ein und wandte sich wieder an den Kaiser, und als der Rath die Wahl des Vorstandes der Nähnadelzunft der Anwesenheit der Truppen wegen aufschob, legte der Vogtmeier Verwahrung gegen diesen Aufschub ein. Der Magistrat war überhaupt bemüht, dem Kurfürsten Einfluß auf die Regierung der Stadt zu erschweren, wenn derselbe auch erklärte, es sei keineswegs seine Absicht, die Bürgerschaft in ihrer Wahlfreiheit zu stören. Diese vertraute der Einsicht des Raths und die Wahlen blieben ausgesetzt. Der Rath beruhigte sich bei der Nachricht, daß münsterische und clevische Kreistruppen zum Schutze Aachens aufgeboten worden seien. Dennoch fand das auf den 25. Mai fallende Frohnleichnamsfest ohne die gewohnte Feier statt, keine Versammlung der Zünfte, keine Bürgermeisterwahl wurde abgehalten, nur die regierenden, von Wylre und Chorus, wurden auf solange, als fremde Truppen in Aachen standen, bestätigt. Das Capitel des Krönungsstiftes indessen hielt auf seiner Immunität eine Frohnleichnamsprocession ab, welcher der Vogtmeier beiwohnte. Endlich am 15. Juni empfing der General von seinem Hof den Befehl, mit den Truppen von Aachen abzuziehen. Er theilte diesen dem Magistrat mit. Am 17. Juni erfolgte der Abmarsch. Die Stadt hatte über die Haltung der Truppen nicht zu klagen gehabt. Gleich am 19. Juni schritt man zur Bürgermeisterwahl, aus welcher die Herren von Richterich und von Kahr hervorgingen. Der Vogtmeier war mit der Wahl nicht einverstanden. Das Verhältniß zwischen Jülich und Aachen blieb so schroff, daß G. zu dem Vogtgeding vom 26. Juni weder den Bürgermeister von Richterich als Schöffen, noch den Bürgermeister von Kahr einlud. Dadurch entstand neuer Hader und das Vogtgeding erlitt bis 1774 mannigfaltige Hinderungen, da das Schöffencollegium erklärte, die Sitzungen dürften ohne Betheiligung der Bürgermeister nicht stattfinden. Der Streit zwischen der Pfalz und Aachen war mit der Entfernung der Truppen nicht beendigt worden. Die beiden wiederholt genannten Fürsten des niederrheinisch-westfälischen Kreises ernannten zwei Commissarien zu den Verhandlungen zwischen der Pfalz und Aachen,

die erst im Herbste 1771 begannen. G. fungirte als Vogtmeier nach diesen Streitigkeiten Aachens mit der Pfalz bis zur Ausgleichung derselben durch Stephan Dominicus Dauven im J. 1777 und über diese Zeit hinaus bis zum gewaltsamen Losreißen Aachens vom deutschen Reiche durch die Franzosen im J. 1792. Die letzte Periode seines Vogtmeieramtes, die von 1786—92, politisch die unglücklichste Aachens, war voll des zügellosesten Parteikampfes zwischen den Anhängern des Stephan Dominicus Dauven, welcher seit 1777, wo es ihm nach dreijährigen Bemühungen gelungen war, den Streit mit der Pfalz zu schlichten, im Besitz des Stadtregiments war, und denjenigen des Schöffen de Lonneux, eines Schwagers des Vogtmeiers, welcher jenem die Herrschaft streitig machte. Als es de Lonneux am 24. Juni 1786, dem Tage der Beamtenwahl, gelungen war, Dauven und seine Anhänger, die sogenannte alte Partei, gewaltsam zu entfernen, und am 26. Juni eine gemischte bürgerliche Commission als Regierung einzusetzen, ließ der Vogtmeier, welcher während einer zweijährigen heftigen Agitation gegen das Regiment Dauven's nicht hervorgetreten war, am 5. Juli den Rathsgliedern und der Bürgerschaft durch Anschlag an den Stadtthoren und an dem Rathhaus mittheilen, daß die Parteien ruhig den Bescheid des kaiserlichen Gerichtes abwarten und die abwesenden Rathsmitglieder und Bürger ohne Gefahr zurückkehren könnten, daß auch, wenn es verlangt würde, der Kurfürst von der Pfalz die zur Aufrechthaltung der Ordnung nöthigen Truppen senden würde. Anders lautet die Erklärung des Bürgermeisters Johann Jakob v. Wylre, College des am 24. Juni gewaltsam aus seiner Stellung verdrängten Dauven. Von Wylre war nach den stürmischen Auftritten vom 24. Juni mit vielen Gleichgesinnten zunächst nach Burtscheid, von da nach Cornelimünster ausgewichen und hatte sich hier mit anderen Beamten als die rechtmäßige Regierung Aachens constituirt. Er bemerkt, am 1. Juli habe er sich den anhaltenden Zudringlichkeiten eines in Aachen tumultuirenden Pöbels durch Hinübergehen auf ein fremdes Gebiet entzogen. „Auf die wahre Mordgeschichte, die am 24. Juni mitten im Rathssaale von dem unbändigen Pöbel verübt worden, kann man sich leicht vorstellen, daß ein großer Theil der mißhandelten Rathspersonen krank darnieder läge, und daß der übrige Theil vor Furcht und Todesschrecken das Rathhaus als eine gewordene Mördergrube verabscheuen würde“. Die gefaßten Beschlüsse der gemischten Commission anullirt er als verfassungswidrig, wie auch die des Kleinen Raths vom 30. Juni, dem nur 4—5 Mitglieder anwohnten, während 35—36 sich entzogen hatten. Dieser Erklärung traten 63 Personen vom Magistrat oder vom Rath in und um Aachen bei. Von Wien langte ein Erlaß vom 3. August, gezeichnet Colloredo, an, durch welchen die Wahl vom 26. Juni annullirt, der alte Magistrat eingeladen wurde, die Verwaltung fortzuführen, der Kaiser seinen Unwillen über die Unordnungen kundgab und mit Leibes- — ja nach Befund — mit Todesstrafen drohte. Man sieht, daß der Kaiser und das Reichskammergericht die Angelegenheiten der Reichsstadt ernster auffaßten als der Kurfürst von der Pfalz und sein Vogtmeier in Aachen. Es würde zu weit führen, wenn man hier die Aachener Wirren noch weiter verfolgen wollte, da sie unter dem Artikel Martin de Lonneux ausführlicher besprochen werden müssen. Pfalz und Vogtmeier blieben bis zum Schlusse der Unruhen, d. h. bis zum Erscheinen der Franzosen, ihrer Auffassung der Verhältnisse treu. Gegen eine von v. Dohm ausgearbeitete verbesserte Aachener Constitution blieb ein Theil der Bürger — der Zünfte — fortwährend renitent und wurde von der jülich-bergischen Regierung und dem Aachener Vogtmeier unterstützt. Dieser verschwindet mit dem Erscheinen der Franzosen aus der Geschichte.

Man vgl. K. F. Meyer, Aachensche Geschichte und F. Haagen, Gesch. Achens seit seinen Anfängen bis zum J. 1865, 2. Thl. Haagen.

Geyser: Christian Gottlieb G., Kupferstecher, geb. 1740 zu Görlitz als Sohn eines dortigen Geistlichen, † im März 1803 zu Leipzig. Er studirte anfänglich in letztgenannter Stadt die Rechte, wendete sich aber bald dem Studium der Kunst zu und zwar unter der Leitung Oeser's, dessen Tochter, Wilhelmine, er später ehelichte. In der Folge wurde er als Lehrer an der damals zu Leipzig errichteten Zeichenschule angestellt. Als ausübender Künstler beschäftigte G. sich zunächst mit der Malerei, namentlich der Miniaturmalerei, später dagegen, durch die sich häufenden Aufträge von Buchhändlern dazu veranlaßt, ausschließlich mit der Kupferstecherei. Sein Werk beläuft sich auf 3000 meistens radirte, dann aber auch gestochene und geschabte Blätter, welche in historischen Darstellungen, Genrescenen, Bildnissen, Landschaften, Vignetten, Büchertiteln 2c. bestehen, die er theils nach eigenen Zeichnungen, wie z. B. das allegorische Titelblatt zu Kotzebue über den Adel, theils nach anderen älteren und neueren Meistern fertigte. Von ihm sind die Vignetten in Heyne's Prachtausgabe des Virgil, nach den Zeichnungen des bekannten Schriftstellers und Malers Fiorillo; ferner die Blätter in Hirschfeld's Theorie der Gartenkunst; die Vignetten zu den Gedichten von Utz, wie die Illustrationen zahlreicher anderer belletristischer Werke seiner Zeit.

Nagler, Die Monogrammisten. — Naumann, Archiv f. d. zeichn. Künste. Clauß.

Geyso: Johann v. G. (Geise, Geiso), landgräflich hessen-kasselscher Generallieutenant, eines Rentmeisters zu Borken in Hessen Sohn, geb. 1593, wurde vom Landgrafen Moritz frühzeitig zu Moritz von Oranien in die Kriegsschule geschickt, diente zuerst in den Niederlanden in einem für Schweden errichteten Banner, dann der letzteren Krone im schwedischen, polnischen und moskowitischen Kriege, darauf den böhmischen Ständen und unter dem Grafen Mathias von Thurn, wo er in der Schlacht am weißen Berge als Hauptmann ein Fähnlein zu Fuß befehligte, später unter Mansfeld und dem Herzoge von Sachsen-Weimar als Rittmeister und unter Christian IV. von Dänemark wo er als Oberst bei Lutter am Barenberge focht, bis ihn 1628 die Landgräfin Juliane in den Dienst des engeren Vaterlandes zurückrief, indem sie ihn als Amtmann zu Eschwege anstellte. — Als Landgraf Wilhelm sich auf des Schwedenkönigs Seite stellte und sein Heerwesen zu diesem Zwecke gestaltete, stellte er den kriegserfahrenen und militärisch gebildeten G. als General-Quartiermeister an die Spitze seines Generalstabes. In dieser Verwendung war er in den nächsten Jahren, obgleich er auch das weiße Regiment hatte und im Felde genannt wird, zumeist thätig; als Truppenführer tritt er erst 1636 bei der energischen Vertheidigung von Paderborn gegen Geleen und Götz hervor, wo er sich aber am 5./15. August nach tapferer Gegenwehr gefangen geben mußte. Das Zutrauen zu seinem Rathe, welches der Landgraf ihm noch kurz vor seinem am 21. September 1637 erfolgten Tode bewies, indem er ihn im ostfriesischen Feldzuge nach Oldersum zu sich rief, übertrug sich auch auf dessen Nachfolgerin in der Regierung, die Landgräfin Amalie, welche oft des Kriegsraths und Commandanten zu Kassel Dienste in Anspruch nahm, doch erscheint er jetzt immer häufiger im Felde. Tapfer vertheidigte er im Herbst 1641 Dorsten und übergab es schließlich auf ehrenvolle Bedingungen. Von der Grenze Ostfrieslands berief ihn Torstenson, als er Gallas in Magdeburg eingeschlossen hatte; mit 2300 Mann machte G. einen schwierigen Marsch, durch Wasserfluthen gehemmt, und war noch Zeuge von Gallas' Flucht und der Auflösung seines Heeres im December 1644, belagerte dann das feste Heldrungen, zwang es zur Uebergabe und

schleifte es, entschied am 25. Juli (5. August) die fast verlorene Schlacht bei Allersheim durch sein kräftiges Eingreifen und die heldenhafte Tapferkeit seiner Truppen und nahm im Januar 1646 Marburg trotz muthiger Gegenwehr des 70jährigen Commandanten Christian Willich, eines Pommern, welchen Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt nachher dafür enthaupten ließ. Fünfzehn genommene Fahnen und ebensoviele Standarten übergab er im Februar 1647 im goldenen Saale des Schlosses zu Kassel der Landgräfin; als es sich aber darum handelte, den landgräflichen Truppen einen Oberanführer zu geben, meinte man, G. habe mehr Muth des Herzens als des Geistes und sei nicht geeignet, in so schwierigen Zeiten den Oberbefehl zu führen. Verstimmt zog er sich damals auf seinen Kasseler Commandantenposten zurück. Aber Mortaigne, auf welchen die Wahl gefallen war, erlag bald hernach einer Wunde und als die Landgräfin für den Feldzug von 1648 von neuem eines Feldherrn bedurfte, erkor sie unter vielen namhaften Bewerbern den General-Wachtmeister G. dazu. Er wurde zum General-Lieutenant mit 13000 Thaler Gehalt ernannt. Seine Leistungen aber scheinen die 1647 über ihn geäußerte Ansicht zu bestätigen. Er hatte den Krieg in Westfalen und am Rheine zu führen, ihm gegenüber stand der kurkölnische General Lamboi. Von diesem gleich zu Anfang in Geseke eingeschlossen, verschuldete er, daß Landgraf Ernst, welcher ihn entsetzte, dabei nach tapferer Gegenwehr gefangen wurde; dann schlug er Lamboi freilich, durch die Bravour seiner Truppen, am 4./14. Juni bei Grevenbroich, benutzte aber seinen Sieg nicht und bot ihm vergeblich eine neue Schlacht an. Er nahm nun unter Lamboi's Augen, auf 8000 Mann sehr schöner Truppen verstärkt, Düren und machte sich zum Herrn des ganzen Oberstiftes Köln, aber seinen mit Landgraf Friedrich geplanten Anschlag auf Paderborn vereitelte Lamboi wieder, indem er ihn überlistete und die Stadt mit Besatzung und allem nöthigen versah. Darüber wurde Frieden geschlossen. Als nun bedeutende Reductionen eintraten, blieb G. activ, erwarb sich Verdienste um die Organisation des Landesausschusses und starb 1661. Nicht zu verwechseln mit ihm ist sein Bruder, Ludwig G., zuletzt Oberst in hessen-kasselschen Diensten, welcher gleichfalls viel genannt wird.

Ch. v. Rommel, Neuere Geschichte von Hessen-Kassel, 1843.

Poten.

Gfrörer: August Friedrich G., Professor der Geschichte an der Universität Freiburg; geb. zu Calw am 5. März 1803. Mit manchem schwäbischen Theologen theilte er das Schicksal, daß er dem elterlichen Wunsche gehorsam, ohne innere Neigung das Studium der Theologie ergriff. Gemäß dem in seiner Heimath für dieses Studium üblichen Bildungsgang, war G. vier Jahre Zögling eines sogenannten niederen evangelischen Seminars (1817—21) und dann ebensolange (1821—25) Studirender der Theologie im höheren evangelischen Seminar (Stift) zu Tübingen. Die beiden folgenden Jahre (1826—27) brachte er auf wissenschaftlichen Reisen in der Schweiz und Italien zu, und 1828 wurde er zum Repetenten am Tübinger Stift, 1829 zum Stadtvicar in Stuttgart berufen. Der Eintritt in die theologische Praxis brachte Ueberzeugung und Entschluß vollends zur Reife, daß er einer Laufbahn entsagen müsse, für die er, der mit dem Offenbarungsglauben völlig gebrochen hatte, nicht den geringsten innern Beruf in sich fühlte. Eine Bewerbung um die Stelle des dritten Bibliothekars an der k. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart war von glücklichem Erfolg begleitet (1830). In seiner neuen Stellung war es ihm möglich, sich mit seiner riesigen Arbeitskraft ganz dem Studium der Litteratur und der Geschichte zu widmen, ohne daß ihn dabei die seiner Neigung weniger zusagende mechanische oder organisatorische Seite des bibliothekarischen Berufes sehr stark in Anspruch

genommen hätte. Im Herbste 1846 erfolgte seine Berufung an die Universität Freiburg als Professor der Geschichte. Möglich war diese Berufung des Protestanten G., der in seinen frühesten Schriften wesentlich auf dem Standpunkt des vulgären Rationalismus steht und selbst nach dem abschwächenden und übertünchenden Urtheil seiner späteren Parteigenossen „zu Resultaten gelangt, die mit der christlichen Lehre nicht immer im Einklang stehen“, durch sein Buch über Gustav Adolf und seinen allmählichen Uebergang zu immer positiveren religiösen Anschauungen geworden. Bei näherer Prüfung wollen diese freilich wenig mehr bedeuten, als eine äußerliche Anerkennung der Erfolge des Christenthums, in welchem er „im höchsten Grade einen Gegenstand des öffentlichen Wohles“ erkannt wissen wollte, und wozu sich eine mehr und mehr hervortretende blinde Achtung und Bewunderung vor den Institutionen der katholischen Kirche gesellte. War aber G. mehr und mehr ein schlechter Protestant geworden, so wurde er damit keineswegs ein correcter Katholik. Der Wechsel der religiösen Lebensanschauung konnte bei einer so kräftigen und in beständiger Opposition sich entwickelnden und sich gefallenden Natur nicht zur völligen Unterwerfung unter die neue Autorität, mit allen ihren Ansprüchen und Consequenzen, sich gestalten. Vom protestantischen Sauerteig war und blieb G. stark durchdrungen, und das protestantische Bewußtsein bricht nicht selten auch in seinen späteren Schriften durch. Ein Freund der Jesuiten ist er, der in der ersten Auflage seines „Gustav Adolf“ sich noch ungescheut über sie ausspricht, später sein Urtheil freilich gemildert und die bedenklichsten Stellen ausgemerzt hat, nie geworden. In seinem Vorschlag auf Wiedervereinigung der beiden größeren Confessionen in Deutschland, den er auf dem Frankfurter Parlament einbrachte, verlangte er ausdrücklich die Zusicherung von Seiten des päpstlichen Stuhles, daß nie Jesuiten, Redemptoristen und Liguorianer sich auf deutschem Boden niederlassen dürfen. Im Parlament vertrat er den 6. Wahlbezirk des württembergischen Donaukreises. Erst im Herbst 1849 kehrte er, auf eine kategorische Weisung der Regierung, nach Freiburg zurück. In Uebereinstimmung mit seiner kirchlichen Anschauung gehörte G. der großdeutschen Partei an und war ein fanatischer Gegner Preußens. Bekannt aus seiner parlamentarischen Thätigkeit ist nur jener verunglückte Antrag auf Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, dessen einzelne Artikel nach rein äußerlichen Opportunitätsrücksichten ausgewählt sind. Gfrörer's Familie hatte sich über die Revolutionszeit in Straßburg aufgehalten, und dort waren seine Frau und Kinder zum Katholicismus übergetreten. G. selbst zögerte mit diesem Schritte aus scheuer Rücksicht auf die öffentliche Meinung. Erst an dem Tage, an welchem in den katholischen Kirchen Badens der bekannte Hirtenbrief des Erzbischofs Hermann v. Vicari vom 11. Novbr. 1853 verlesen wurde (27. Novbr.), legte er das katholische Glaubensbekenntniß ab. Am badischen Kirchenstreite nahm G., der tägliche Gast des Erzbischofs, hervorragenden Antheil, mit der vollen Heftigkeit der dem Convertiten eigenen Intoleranz gegen Andersgläubige. In der publicistischen Thätigkeit fühlte er sich dabei „wie zu Hause“. Wegen eines heftig auftretenden Leberleidens suchte er im Sommer 1861 Heilung in Karlsbad, starb aber dort an hinzugetretener Wassersucht, am 6. Juli 1861, mit Hinterlassung einer zahlreichen Familie. „Eine Persönlichkeit von ungewöhnlichen Eigenschaften“, lautet ein gewichtiges Urtheil über seine geistige Bedeutung; „ein nicht geringes Talent werden auch seine entschiedensten Gegner ihm einräumen; daß er mit demselben argen Mißbrauch getrieben, werden die meisten derer zugeben, die ihn loben“. G. zeichnete sich durch außerordentliche schriftstellerische Fruchtbarkeit aus; Scharfsinn und ungewöhnliche Combinationsgabe charakterisiren ihn, aber nicht minder der Mangel einer strengen Methode und vorurtheilsfreier Unbefangenheit. Seine bedeutendsten Schriften

sind: „Geschichte unserer Tage“ (1830—31 unter dem Pseudonym Freymund); „Philo und die jüdisch-alexandrinische Theosophie“ (1831); „Geschichte des Urchristenthums“ (1838, 3 Bde.); „Gustav Adolf“ (1. Aufl. 1837, 3. Aufl. 1852; 4. Aufl., besorgt von Onno Klopp, 1863); „Allgemeine Kirchengeschichte“ (1841—46, 4 Bde.), die bis zu Heinrich IV. reicht; „Untersuchungen über Alter, Ursprung und Werth der Decretalen des falschen Isidorus“ (1848); „Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger“ (1848, 2 Bde.); „Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes“ (1855, 2 Bde.); „Papst Gregor VII. und sein Zeitalter“ (1859—61, 7 Bde.). Nach Gfrörer's Tode hat aus seinem Nachlaß der Grazer Professor J. B. Weiß, in Freiburg als Privatdocent neben G. thätig und mit ihm nahe befreundet, dessen Vorlesungen herausgegeben. Erschienen sind davon: „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (1862—73, 4 Bde.); „Zur Geschichte deutscher Volksrechte“ (1866, 2 Bde.); „Byzantinische Geschichten (1872 bis 74, 2 Bde.).

v. Weech, Badische Biographien I. 300—304. — Nippold, Welche Wege führen nach Rom? — Rosenthal, Convertitenbilder aus dem 19. Jahrh. — Alberdingk Thijm, Nekrolog Gfrörer's in der Revue de Louvain, 1861.

M. Gmelin.

Ghelen: van G., österreichische Buchdruckerfamilie. Obwol die G. schon im 16. Jahrhunderte in Antwerpen das Buchdruckergewerbe ausübten, waren die Vorfahren der österreichischen G. Staatsbeamte, welche unter Kaiser Leopold I. sich hier ansiedelten und von welchen wieder ein Zweig später das Juwelier- und Geldwechslergeschäft betrieb. Jacob v. G., ein Sohn des Jeremias v. G. und der Anna Drabbe, war in Wien Juwelier nnd Agent; sein Sohn Johann v. G., der Begründer der Druckerei, welche nachmals die bedeutendste des österreichischen Staates wurde. Johann v. G. war zu Wien im J. 1645 geboren und vermählte sich dann am 28. Febr. 1672 mit Elisabeth (geb. 1657, † 1733), der Tochter des reichen Wiener Goldschmiedes de la Fontaine. Durch diese Verehelichung gelangte er in den Besitz eines bedeutenden Vermögens, und, speculativ, wie er sich stets zeigte, kaufte er nun eine hier bestehende Druckerei, zu deren Einrichtung er ein eigenes Haus am Kohlmarkte erwarb. Er suchte sich einen speciellen Kundenkreis zu schaffen und sich besonders mit Hofkreisen in Verbindung zu setzen. Die damalige Hofsprache war bekanntlich die italienische; die Hofpoeten dichteten, die Sänger sangen im italienischen Idiom. G. war klug genug, diese Thatsache für sich auszunutzen und gründete eine vollkommene italienische Buchdruckerei in seinem Hause, in welcher italienische Setzer und Correctoren thätig waren; er selbst hatte diese Sprache vollkommen in seiner Gewalt. Seine Berechnung war keine unrichtige; er erhielt bald die Texte der damaligen Opernvorstellungen zum Drucke und erfreute sich auch der Gunst des Hofes. Durch seine Verbindungen gelang es ihm, auch bald von der Artistenfacultät der Wiener Akademie das Diplom eines Universitäts-Buchdruckers zu erhalten. Seine Bestrebungen waren übrigens sehr anerkennungswerth, denn er hatte hübsche Antiqualettern aus Italien und Frankreich kommen lassen und verwendete auch treffliches Papier für seinen Verlag. Dieser bestand zumeist aus Operntexten, Kalendarien und Privilegien u. d. m. Im J. 1683, als die Türken die Stadt bedrohten, stand auch er, gleich seinen Mitgenossen, in der Reihe der Vertheidiger und seinen scharfen Beobachtungen verdanken wir ein sehr reiches Quellenwerk zur Geschichte dieses Ereignisses. Er schrieb nämlich im J. 1684 eine „Kurtze doch warhaffte und mit denkwürdigen Umständen verfaßte Erzählung der im Juli 1683 von dem Erbfeind vorgenommenen Welterschallenen Belagerung von ... Wien“. Schon zur Zeit des Erscheinens galt das Büchlein für eine inhaltsreiche Darstellung; sie wurde in Venedig ins Italienische und in Brüssel ins Französische übersetzt; er selbst druckte dann nach der vene-

tianer Ausgabe in seiner Officin die italienische Uebertragung. Vermuthlich in Folge dieses patriotischen Unternehmens und seiner Verdienste überhaupt ernannte ihn der Kaiser um diese Zeit zum kaiserl. italienischen Hofbuchdrucker; in seinem 54. Jahre, 1699, übergab er das Geschäft seinem Sohn und lebte bis zu seinem am 13. Mai 1721 erfolgten Tode theils in Wien, theils auf seinem Landgute. Die Gründung der ersten Wiener Zeitung und das Verhältniß zum „Wiener Diarium" anlangend, traf ich auf ganz andere Thatsachen, als sie bisher angegeben wurden. In Wien erschienen geschriebene Zeitungen schon um das J. 1650; im J. 1671 aber erschien hier das erste gedruckte Blatt: „Das Wiener Blattl" und durch ein kaiserliches Patent wurden nun alle geschriebenen Zeitungen entschieden verboten. Wann dieses Wiener Blättchen wieder einging, ist ungewiß, doch vermuthlich um das J. 1678, denn am 5. Nov. 1678 erhielt Johann v. G. ein kaiserliches Privilegium zur Herausgabe einer deutschen und einer lateinisch-italienischen Zeitung, welches Privilegium dann 1699 auf seinen Sohn überging; das Blatt erschien unter dem Titel: „Mercurius".

Johann Peter v. G., der Sohn, wurde zu Wien im J. 1673 geboren. Als er das Geschäft übernahm, suchte er seine Officin zu heben, trat eine Reise an, um sich zu bilden und brachte verschiedene neue Einrichtungen von derselben mit nach Hause. Um das J. 1703 vermählte er sich mit Francisca (geb. 1683, † 1754), Tochter des Banquiers Adami, und führte dadurch seinem Hause große Capitalien zu. Das Geschäft erweiterte sich immer mehr, schon im J. 1715 mußte er ein zweites Haus (zum rothen Igel, am Wildpretmarkte) für seine Officin ankaufen. Das Zeitungsblatt hatte mittlerweile eine gefährliche Concurrenz erhalten. Der k. k. Reichshofbuchdrucker Joh. Bapt. Schönwetter gründete nämlich im J. 1703 ein Blatt, das alle Wochen zwei Mal erschien: das Wiener Diarium. Diese Zeitung hatte dadurch eine officiöse Färbung, daß ihr von der Regierung die aus dem Auslande eingelangten Nachrichten, dann die Hof- und Regierungsereignisse zur Publication übergeben wurden; außerdem brachte sie noch die Verzeichnisse aller Geburten, Todesfälle und Verehelichungen. G. erkannte nun die Bedeutung eines mit den Hof- und Regierungskreisen so vertrauten Unternehmens und deshalb suchte er das Diarium zu erwerben. Am 1. Januar 1721 ging das Wiener Diarium in Besitz der Ghelen's über, in deren Verlag es dann bis zum J. 1858 fortverblieb. Das zweite Blatt der Firma, der Mercurius, ging im J. 1724 ein. Die Officin des G. erweiterte sich nun neuerdings, sie war in der Folge die bedeutendste, druckte und verlegte hauptsächlich Gelegenheitsschriften, und zeichnet sich stets durch ihre typographischen Leistungen aus. Im Zustande der vollsten Blüthe übernahm nach dem Tode Ghelen's, den 19. Sept. 1754, dessen Sohn Jakob das Geschäft. Kaiserin Maria Theresia ehrte die Bestrebungen der Firma und erhob dessen Chef in den erbländischen Adel. Der Verlag Ghelen's ward nun allerdings immer geringer. denn mit der Hebung des politischen Staatswesens wuchs auch das Unternehmen der Zeitung und endlich erforderte es ausschließlich alle Kräfte der Officin, wie es aber auch die einzige Einnahmequelle der Firma blieb. Als nun unter Kaiser Joseph II. die allgemeine Preßfreiheit eingeführt wurde, und die Zeitschriften wie Pilze aus der Erde schossen, ein freierer Geist auch die Tageslitteratur beseelte, da konnte das Wiener Diarium mit seinen trockenen Regierungsberichten und der Nomenclatur aller Civilstandsnachrichten wenig Leser mehr befriedigen, und dessen bewußt, bemerkt es eines Tages ärgerlich an der Spitze des Blattes:

Den Damen und den süßen Herren,
Die ob der eignen Schönheit staunend, wie die Affen,
Zu ganzen Vormittagen gern
In grossen Spiegeln sich begaffen,
Den steht, zur Noth, wohl ein Roman,
Nicht aber unsre Zeitung an.

Der Kreis der Abnehmer verkleinerte sich immer mehr: als endlich G. starb, traten die weiblichen Erben in Besitz der Druckerei. Es wurde eine Administration eingesetzt, doch das Unternehmen ging immer mehr abwärts. Die Firma hieß nun Ghelen's Erben, auch das Diarium hatte mittlerweile seinen Titel gegen jenen einer k. k. Wiener Zeitung vertauscht. So fristete sich die Officin fort. Verlag hatte sie gar keinen mehr: die Lettern und technischen Mittel veralteten und wurden zuletzt unbrauchbar, Neuanschaffungen konnten nicht mehr geschehen, die Ausstattung und der Druck wurden also endlich so schlecht, daß sich der Staat genöthigt sah, das amtliche Blatt: die k. k. Wiener Zeitung, in den Verlag der Staatsdruckerei übergehen zu lassen. Durch die Entziehung dieser einzigen Einnahme aber wurde der Fall der Firma unvermeidlich, welcher auch im J. 1858 eintrat.

Nach Acten des Hoffinanz- und des Buchhändler-Archivs. — Wiener Pfarrbücher. — Die Litteratur s. in Wurzbach's Lexikon V. S. 168. — Das einzige vollständige Exemplar des Wiener Diarium vom J. 1703—1858 ist im Besitze der Wiener Stadtbibliothek. Kàbdebo.

Gheyn: Jakob Jansz van (oder de) G., malte Historien und Porträts, war auch Miniatur- und Glasmaler, geb. 1532, † 1582. Nach van Mander's Bericht scheint er geboren, während seine Mutter auf dem Zuidersee eine Fahrt von Harlingen nach Amsterdam machte. Seine Eltern gehörten einer der angesehensten Familien zu Utrecht an. Seine Laufbahn begann in Antwerpen, wo er auch gestorben ist. Nach van Mander fanden sich noch 1604 in der Kirche zu Berght und bei den Dominicanern zu Antwerpen schöne Glasmalereien von ihm. Seine Kunst erfreute besonders den feinen Kenner, vor allem durch die Schönheit des Colorits und die minutiöse Sorgfalt der Ausführung in seinen kleinen Porträts.

Sein Sohn Jakob de G. ist als Kupferstecher berühmt. Zu Antwerpen geboren, lebte und starb er in Haarlem. Er malte wenig; man kennt von seiner Malerei nur todtes Wildpret und Früchte. Siret.

Gheysmar: Heinrich v. G. (de Gheysmaria, Gheism., Geism.). † am 3. Octbr. 1431, sehr verdient um die Gründung der Universität Rostock, für deren erste Juristenberufungen er mitwirkte und an der er von 1419 kurze Zeit docirte, obwol ihn sein geistliches Amt an Hamburg band; ein gelehrter Bücherfreund, der sich, nach seiner Bibliothek zu schließen, auch mit den Lehren Wiclef's und der Hussiten beschäftigte. Er war mit angesehenen Hamburger, Lübecker und Göttinger Familien verwandt, befreundet mit dem Gelehrten Hinrich Toke, Burchard Plotze und Bernhard Bodeker, dem Mediciner in Rostock, stammte aus Lübeck oder vielleicht aus Göttingen, nach dessen Nachbardorf Geismar sich die Familie genannt haben wird. 1388 wurde er Baccalar, 1390 Mag. art. in Prag. 1408 sendet ihn der vertriebene Lübecker Rath nach Göttingen, später wurde er Dr. und Professor der Theologie in Erfurt, am 12. Novbr. 1419 kommt er schon als Canonicus und Lector primarius am Hamburger Dom vor, wo er auch in niedersächsischer Sprache zu predigen hatte. Noch 1431 war ein Theil seiner Bibliothek in Rostock in Gebrauch des Dr. regens (Bursen-Vorstehers) Bernhard Bodeker.

Vgl. Ed. Meyer, Gesch. des Hamb. Unterrichtswesens im Mittelalter. Krause im Rostocker Schulprogramm 1875, S. 18 f. Krause.

Ghillany: Friedrich Wilhelm G. Geb. am 18. April 1807 zu Erlangen, besuchte er ebendaselbst das Gymnasium und die Universität, auf welcher er in erster Linie Theologie studirte, ohne aber einen inneren Beruf dazu zu haben. Nach Vollendung seiner Studien begleitete er eine kurze Zeit die Stellung eines Hauslehrers und wurde dann Vicar an der St. Aegidienpfarrei zu

Nürnberg. Jedoch seine offenbar rationalistische Richtung, die durch den Verkehr mit Daumer genährt wurde, veranlaßte ihn bald zurückzutreten und dem geistlichen Amte für immer Lebewohl zu sagen. Er übernahm zunächst eine Lehrstelle an der Kreisgewerbeschule (zu Nürnberg), wurde indeß schon im J. 1841 zum Stadtbibliothekar gewählt, als welcher er sich durch die Vereinigung verschiedener einzelner Bibliotheken zu einer Gesammtbibliothek, ferner durch die Katalogisirung und Nutzbarmachung derselben für die Bürgerschaft unverkennbare Verdienste erwarb. Bereits in dieser Zeit begann seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich allmählig zu hoher Fruchtbarkeit steigerte und in verschiedenen Richtungen bewegte. Sie war vorerst überwiegend publicistischer Natur und kehrte ihre Spitze am liebsten gegen die orthodox-confessionelle Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit; stand G. ja auch mit oben an in der Agitation gegen den altlutherischen Präsidenten des Oberconsistoriums in München, Fr. v. Roth, und half ihn mit zu Falle zu bringen; mehrere Schriften verrathen direct Daumer'schen Einfluß, wie die „Menschenopfer der alten Hebräer“ und haben, wie insbesondere „Leonegg's Glaubensbekenntniß“ durch die unleugbar mehr als bloß unkirchliche Haltung starken Anstoß erregt. Noch in dieser seiner Nürnberger Epoche hat G. aber auch ein Werk streng wissenschaftlicher Art veröffentlicht, nämlich die „Geschichte des Seefahrers Martin Behaim“ (Leipzig 1853), das Alex. v. Humboldt mit einem Vorwort begleitete. Auch hat G. die handschriftliche officielle Nürnberger Stadtchronik eine Anzahl von Jahren hindurch geführt. Jedoch vermochte diese Stellung und Wirksamkeit ihn auf die Dauer nicht zu fesseln. Er sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreise und siedelte daher im Jahre 1855 nach München über, da ihm seine Mittel einen solchen Schritt erlaubten. Indeß haben seine Hoffnungen, im Staatsdienste, etwa in der Diplomatie, eine Verwendung zu finden, aus nahe liegenden Gründen sich nicht erfüllt, wie sehr er durch seine Kenntnisse dazu befähigt erscheinen mochte. Mit um so gesteigerterem Eifer setzte er daher von nun an seine litterarische Thätigkeit fort. Jetzt erschien sein bekanntes „Diplomatisches Handbuch. Sammlung der wichtigsten europäischen Friedensschlüsse“ (Nördlingen 1855, 3 Bde.), weiterhin die „Europäische Chronik von 1492—1867“ (Leipzig 1867, 3 Bde.). Nebenher publicirte er zugleich die Schrift: „Nürnberg, historisch und topographisch, nach den ältesten vorhandenen Quellen und Urkunden“ (1863). — Die religiös-theologischen Fragen haben G. in seiner Weise bis zu seinem Ende beschäftigt. Die bezüglichen Schriften sind sämmtlich pseudonym erschienen, wie z. B. die „Theologischen Briefe an die Gebildeten der Nation“ (3 Bde., Leipzig 1863) und die „Urtheile heidnischer und christlicher Schriftsteller der vier ersten christlichen Jahrhunderte über Jesus“ (ebendas. 1864). Sie haben vorübergehend Staub genug aufgeworfen, ohne jedoch einen nachhaltigen Eindruck zu machen. Das Gedächtniß seines Namens bleibt doch nur an seine mehr wissenschaftlichen Arbeiten geknüpft. G. starb im Juni 1876 auf seinem Landhause Schellek am Starnberger See und wurde am 28. desselben Monats zu Nürnberg im Kirchhof von St. Johannis zur Ruhe bestattet.

Nach Privatmittheilungen und einem Auszuge der handschriftlichen Nürnberger Stadtchronik. Wegele.

Ghistele: Cornelis van G., niederländischer Dichter. Als Factor der Rederykerkammer De Goutbloem zu Antwerpen verfaßte er Uebersetzungen des Terenz (gedruckt 1555), des Horaz, des Virgil (1556) und der Heroiden Ovid's (1559), welche zum Theil noch zu Ende des 16. Jahrhunderts abgedruckt wurden. Lateinisch dichtete er: „Iphigeniae immolationum libri II“, 1554, und ein „Carmen gratulatorium ad Philippum regem Angliae et principem Hispaniae“, Antwerpen 1556.

Witsen Geysbeek, Biographisch Woordenboek. Martin.

Ghistele: Josse (Jodocus) van G., Herr von Axel, Maelstede und Moere, entsproßte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einem alten flandrischen Adelsgeschlecht. Als jüngerer Mann diente er im Heere Karls des Kühnen von Burgund, welcher ihm die Ritterweihe ertheilte (1464 oder 1467?), gegen das Ende seines Lebens, dessen Schlußjahr ebenso unbekannt ist, wie das Anfangsjahr, war er Rath und Kämmerer bei dem römischen König Maximilian und bei dessen Sohn Philipp. In seinen mittleren Jahren dagegen widmete er seine Kräfte der Stadt Gent, indem er daselbst zu wiederholten Malen Vorsitzender der ersten Schöffenbank war (als solcher erscheint er 1477, 1480, 1486, 1492) und endlich zwischen 1492 und 1494 die Stelle eines Groß-Bailli der Stadt bekleidete, welche schon sein Vater Gerard bis 1451 inne gehabt hatte. Dieses Wirken in Municipalämtern unterbrach er dadurch, daß er am 15. November 1481 eine Reise antrat. Zunächst war es blos auf eine Pilgerfahrt nach Rom und Palästina abgesehen. Aber als er in Köln ein Legendenbüchlein über die heiligen drei Könige zur Hand bekam, rief eine Stelle desselben in ihm den Entschluß hervor, die Reise bis zu dem Herrschaftsgebiet des Priesterkönigs Johannes (Abessynien) und bis zum Grab des Apostels Thomas in Indien auszudehnen. Er erreichte nun freilich weder das eine noch das andere. Denn einmal, als er, in Aden angelangt, das Ziel seiner Weiterreise verrieth, erwachte in dem dortigen Emir der Argwohn, es möchten dabei Anzettelungen zwischen der abendländischen Christenheit und jenem Priesterkönige zu Ungunsten des Islam mit im Spiele sein: so zwang er denn den kühnen Reisenden wieder durch das rothe Meer hinaufzufahren, über welches er herabgekommen. Und als G. im weiteren Verlauf der Reise nordwärts bis Tebris vorgedrungen war, faßte er abermals Indien und Abessynien als ein vermittelst des persischen Meerbusens erreichbares Ziel ins Auge; aber zu den übrigen Gefahren des Wegs gesellte sich damals noch eine in jenen Regionen herrschende Epidemie und so entschloß er sich ungern zur Umkehr nach Haleb. Trotzdem nun, daß ihm die fernsten Gebiete verschlossen blieben, gedieh doch seine Reise zu einer für jene Zeit sehr respectabeln Ausdehnung. Wol kannten viele der Zeitgenossen Syrien, Palästina und Aegypten, aber das rothe Meer zu durchsegeln war in Folge des Mißtrauens der Muselmänner damals nur sehr wenigen Europäern außer ihm vergönnt und mochte auch die Route von Haleb nach Tebris (über Bir, Hösnkeif, Wansee, Khoi und Marand) manchen Gliedern der abendländischen Kaufmannscolonie in ersterer Stadt geläufig sein, dieselbe näher beschrieben zu haben ist ein Verdienst, welches G. unter seinen Zeitgenossen nur mit dem Venetianer Giosafatte Barbaro theilt. Von Persien zurückgekommen segelte er an der Südküste Kleinasiens hin, machte eine ausgedehnte Rundfahrt durch den griechischen Archipel, besuchte dann die jonischen Inseln, Sicilien, Tripolis und Tunis und betrat erst bei Genua wieder das europäische Festland. Am 24. Juni 1485 war er zurück in Antwerpen, von wo er binnen Kurzem sein Besitzthum Moere bei Zuytdorp erreichte. Die Beschreibung der Reise, welche nach seinen Angaben sein Caplan Ambrosius Zeebout aufsetzte, kam erst lange nach seinem Tode erstmals im J. 1557 zum Druck. G. zeigt sich darin als ein Mann, der nicht blos selbst gut und scharf beobachtet, sondern auch voll Wißbegierde unermüdlich Erkundigungen einzieht über Alles, was ihm nicht unmittelbar vor die Augen kommt. Die Bilder, welche er von den Großstädten des Islam Kairo, Damaskus, Haleb, Tebris, Tunis entwirft, sind sehr beachtenswerth; was er von den Handelsgewächsen und Industrieproducten, von Karawanenstraßen und Schifffahrtslinien, von Stapelplätzen und Handelshäfen, von dem Leben und Treiben der fränkischen Kaufleute im Orient berichtet, gibt willkommenes Material für die Handelsgeschichte.

Paquot, Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des Pays-bas, T. 3 p. 589—591 (der Folio-Ausgabe). Schayes im Messager des sciences historiques de Belgique, 1836, p. 1—30. Saint-Genois, Les voyageurs belges du XIII au XVII siècle (1846), p. 155—192. Memorieboek der Stad Ghent 1301—1737, T. 1 p. 304. 314. 344. 362 f. 365. Dagboek der Gentsche Collatie p. 497. Die drei Drucke der Reisebeschreibung, welche sämmtlich zu Gent in den J. 1557, 1563 und 1572 veranstaltet worden, sind von Vanderhaeghen in seiner Bibliographie Gantoise, T. 1 (1858), p. 153. 162 f. 167 f. genau beschrieben; eine Editio princeps, angeblich zu Löwen im J. 1530 gedruckt, existirt nicht Heyd.

Gianini: Ernst Reichsgraf G., Marchese Carpèneto Suavio 2c., österreichischer Feldmarschalllieutenant. Geboren am 5. Juli 1719 in Schlesien, stammt G. aus einer alten modenesischen Familie, von welcher ein Zweig im 18. Jahrhundert nach Deutschland kam. Seine ersten Waffenthaten verrichtete dieser ausgezeichnete Generalstabs- und Genieoffizier im siebenjährigen Kriege und entwickelte allerorts seltene Umsicht wie Bravour. Als 1758 die Festung Olmütz belagert wurde und der Commandant Feldzeugmeister Marschall (s. d.) sich über den Mangel an Stabsofficieren beklagte, erbot sich G. (damals Oberst) bei Daun zu dem der gänzlichen Einschließung wegen gefährlichen Versuche in die Festung zu gelangen. Diesen Entschluß führte er in Begleitung seines Dieners mit vieler Geschicklichkeit aus, und leistete dann während der Belagerung die ausgezeichnetsten Dienste. Die Kaiserin verlieh ihm dafür das Theresienkreuz. Seine Kriegserfahrenheit und unermüdeter Diensteifer verschafften ihm auch das besondere Zutrauen des großen Loudon, bei dem er 1759 und 1760 Generalstabschef ward und hervorragenden Antheil an den Disposionsentwürfen auf Schweidnitz und Bunzelwitz hatte. Als man im J. 1762 aus den Anstalten Friedrichs II. ersah, daß er Schweidnitz belagern werde, erbot sich G., der 1760 General geworden, freiwillig bei der Besatzung zu bleiben und führte während der Belagerung das Detail der Infanterie mit gewohnter Thätigkeit und Einsicht. Nachdem die Festung auf das Aeußerste gebracht war und die Kriegsgefangenschaft unmittelbar bevorstand, entwarf G. einen tiefdurchdachten Plan, die Besatzung mitten durch die Feinde zur Armee Daun's zu führen, der ein Unterstützungsdetachement entgegenschicken sollte. Mancherlei unvorhergesehene und zufällig eintretende Umstände verhinderten jedoch die Ausführung desselben. Nach der Ranzionirung erhielt G. von Maria Theresia das Großkreuz des Theresienordens und die Feldmarschalllieutenantswürde. Wie im Kriege, so war er jetzt im Frieden bemüht, dem Staate durch seine Talente zu nützen und seine Ernennung zum Director der Ingenieurakademie war ein Beweis, daß sein Bestreben kein erfolgloses geblieben ist. Er starb zu Wien, als der Letzte seines Stammes den 7. März 1775.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit.-Convers.-Lexikon, Wien 1852.

v. Janko.

Gibel: Otto G., geboren 1612 auf der Insel Fehmarn als Sohn eines Geistlichen, verließ der Pest wegen sein Vaterland und wendete sich nach Braunschweig, wo ihn Anverwandte unterstützten und für seine weitere Ausbildung Sorge trugen. Als der bekannte Cantor Heinrich Grimm 1631 durch die Zerstörung Magdeburgs von dort vertrieben, nach Braunschweig kam, benutzte er dessen Musikunterricht während dreier Jahre und folgte schon 1634 einem Rufe als Cantor nach Stadthagen im Schaumburgischen. 1642 gab er diese Stellung auf und ging als Subrector nach Minden, wo er nach dem Tode des dortigen Cantors und Musikdirectors Scheffer in dessen Stelle einrückte und dieselbe bis zu seinem Tode 1682 verwaltete. Von seinen Schriften, die Mattheson grund-

gelehrt nennt, können folgende angeführt werden: „Seminarium modulatoriae vocalis, das ist ein Pflantz-Garten der Singkunst“ (Zelle 1645). Eine zweite Auflage erschien in Bremen 1657. „Kurtzer, jedoch gründlicher Bericht von den Vocibus musicalibus, darinne gehandelt wird von der musikalischen Syllabication oder von der Solmisation“ ꝛc. (Bremen 1659). Dies Buch ist eine mit viel Klarheit geschriebene Abhandlung über die Nachtheile und Vortheile der Solmisation. Ein Auszug befindet sich im ersten Bande von Mitzler's Bibliothek (Th. 3 S. 16). „Introductio musicae theoreticae didacticae“ etc., Pars generalis, Bremen 1660. Der versprochene zweite Theil zu diesem Werke ist wegen Mangels an den zum Stiche der Figuren nöthigen Mitteln nicht herausgekommen. „Propositiones mathematico-musicae, d. i. musikalische Aufgaben aus der Mathesi demonstrirt“ (Minden 1666). „Geistliche Harmonien von 1 bis 5 Stimmen, theils ohne, theils mit Instrumenten“, erster Theil (Hamburg 1671).

Gerber, Neues Tonkünstlerlexikon, II. Fétis, Biogr. univers. des musiciens.

Fürstenau.

Gichtel: Johann Georg G., geboren zu Regensburg am 4. oder 14. März (vielleicht resp. alten oder neuen Styls?) 1638, gestorben zu Amsterdam am 21. Januar 1710, lebte theils in Deutschland, theils in Holland. Als Kind und Knabe genoß er die Annehmlichkeiten des Wohlstandes, sah aber auch bald ein Vorbild der Selbstverläugnung in der Handlungsweise seines Vaters, der, um dem Magistrat von Regensburg aus großer Geldnoth zu helfen, sein ganzes Vermögen von 18000 Thalern herlieh, ohne je davon wieder etwas zurückzubekommen. In Folge dessen reifte G. in Armuth zum Jüngling heran und suchte früh in Zurückgezogenheit Umgang mit Gott. Zu Straßburg begann er, seiner Neigung folgend, theologische Studien, hörte dort Spener's Colleg über Heraldik, zeichnete sich aber besonders durch seine Kenntniß alter und neuer Sprachen aus. Der Tod seines Vaters führte jedoch zu dem Beschluß, Rechtswissenschaft zu studiren, um womöglich eine Stellung am Reichskammergericht zu Speier zu erlangen. Durch seine strenge Sittlichkeit gewann er die Achtung und das Vertrauen Vieler. Weniger gewissenhaft, hätte er unschwer durch reiche Heirathen in die günstigsten Umstände kommen können; doch widerstand er solchen Verlockungen, zog vielmehr durch Traumgesichte und Kometenfurcht beeinflußt, wieder nach Regensburg. Nach kurzem Aufenthalte daselbst begegnete er dem Baron Justinianus Ernst v. Weltz, dem bekannten Eiferer für eine Läuterung der Kirche, dessen eigentliche Ziele, für die er auch Gichtel's Theilnahme gewann, wir aus der Schrift kennen lernen, welche er 1664 dem Corpus Evangelicum überreichte: „Einladung zum herannahenden großen Abendmahle und Vorschlag zu einer Christerbaulichen Jesus-Gesellschaft, behandelnd die Besserung des Christenthums und Bekehrung des Heidenthums, wohlmeinend an den Tag gegeben durch Justinianus“. Da in ihr die Predigt des Evangeliums für unabhängig von wissenschaftlicher Bildung erklärt und der Geistlichkeit nicht undeutlich eine Versäumniß ihrer Pflichten gegen das Volk vorgeworfen wurde, so erregte sie und nicht minder zwei andere in mehr populärem Tone auf Verbesserung des geistlichen Lebens außerhalb des kirchlichen Wirkungskreises dringende Aufsätze großen Unwillen. An die Spitze der Gegenpartei trat der Regensburger Superintendent Johann Heinrich Ursinus, dessen Angriffe sich aber leider weniger gegen die Sache als gegen die Personen richteten. Beide zogen nun nach den Niederlanden, um von dort nach Amerika zu gehen; aber nur Weltz ging hinüber; G. blieb, um dessen Angelegenheiten in Europa zu vertreten, und kehrte aus den Niederlanden nach seiner Vaterstadt zurück. Gleichwol hatte er in den Niederlanden, die damals für manchen mit dem Bestehenden unzufriedenen Geist ein einladendes Pella waren,

und zwar in Zwolle, durch den Umgang mit dem Prediger Breckling (s. d.) den Eindruck empfangen, den er den Keim seiner Gottseligkeit nannte. Das „Gott in uns“ wurde ihm die Quintessenz alles Glaubenslebens; einsames, möglichst anhaltendes Beten das Mittel zur Erreichung der wahren Höhe des geistlichen Lebens und der völligen Ertödtung des Fleisches. Zu Regensburg und Nürnberg wurde er als „Wiedertäufer“ gescholten und verlästert; von Lübeck aus, wohin er einen Brief voller Ermahnungen geschickt hatte, als „Schwärmer und Chiliast“ der Verachtung preisgegeben. Ja, in Nürnberg ward er auf Requisition aus Regensburg, wo die Geistlichkeit eine Untersuchung wegen Ketzerei gegen ihn einleiten wollte, festgenommen. Im Gefängniß trieb ihn die Härte, mit der ihn der clericale Haß verfolgte, sogar bis zu einem Selbstmordversuch. Diese Verfolgung aber ließ seine Unschuld nur in um so hellerem Lichte erscheinen. Als er auf das von der Behörde über ihn ausgesprochene Verbannungsurtheil hin im Begriff war, arm und bloß in die Welt zu ziehen, wurde ihm ganz unerwartet durch Vermittelung einer einflußreichen Magistratsperson, des J. G. Fuchs, eine städtische Stelle angeboten, welche seinen Lebensunterhalt gesichert haben würde; er aber, eine Versuchung darin befürchtend, ergriff lieber den Wanderstab voll Vertrauens auf Gott, dessen Willen er in Visionen vernommen und dessen Wohlgefallen er in dem siegreichen Kampfe gegen den Satan errungen zu haben glaubte. Sicherlich fehlte es ihm nicht an wunderbaren Begegnissen auf seinen Reisen, während und weil er die Gewohnheit — eigentlich Verwegenheit — hatte, stets in den besten Herbergen abzusteigen, darauf rechnend, daß Gott wol für die Bezahlung sorgen werde: doch der Ton hochherziger Demuth, in dem er über seine Schicksale spricht, räth zu großer Vorsicht in der Beurtheilnng der letzteren. Sicher dürfen wir wenigstens behaupten, daß Arbeit für das tägliche Brot ihm unvereinbar schien mit dem ernsten Trachten nach dem Reiche Gottes. Wieder in Zwolle bei Breckling angelangt, nachdem er in Gersbach und Wien sorgenfreien Aufenthalt genossen hatte, fand er in dessen Haus einen „Labansdienst“ (er war sein Caplan, Vorsänger und Hausknecht!), theilte dessen Loos, wurde durch seinen Eifer für ihn wieder ins Gefängniß und sogar an den Pranger gebracht, und kam 1668, aus Zwolle und Umgebung verbannt, nach Amsterdam, wo der zweite Theil seines Lebens begann. Hier wurde er sammt dem lutherischen Prediger Chariosaus Kampen, der bis 1673, und E. Hoffmann, einem Theologen aus Eisenach, der bis 1677 oder 1678 sein Hausgenosse war, bald der Gegenstand der Liebe und Sorge vieler frommen und reichen Christen; Gichtel's Verachtung alles Materiellen und seine unläugbare Uneigennützigkeit gewannen ihm mit Recht die Theilnahme Vieler. Hier wurde er auch mit den Schriften Jakob Böhme's bekannt und suchte nun dessen Theosophie mit seiner Mystik zu vereinigen. In der Praxis des christlichen Lebens stand doch Böhme weit über G.; dieser stellte das inwendige Licht über Alles, während Schrift, Kirche, Sakramente und Bekenntniß immer mehr in seiner Achtung sanken. Nachdem ihm Gott Jahre lang ein Gott des Zorns gewesen war, so daß er die ganze Zeit kein „Vaterunser“ hatte beten können, wurde er nun frei und ein „Priester nach der Weise Melchisedek's“, als welcher er den Zehnten oder Gaben von bekannten und unbekannten Freunden genoß und seine Seele als Opfer für alle unter des Satans Macht Gebeugten darbrachte. Die Sophia, die himmlische Jungfrau, war seine Braut, da er die Liebe zu einer Frau für unvereinbar hielt mit der Liebe zu Jesus; jedem Anlaß zum Heirathen entfloh er als einer satanischen Versuchung. Irdisch und sündig waren ihm gleichbedeutende Worte. Stundenlanges Gebet, um dadurch seinen Willen zur Allmacht des göttlichen zu erheben, Versagung jedes Vergnügens — er gestattete sich nicht den Genuß eines mit Musik begleiteten Liedes — kenn=

zeichnen seine Denk- und Handlungsweise. Doch kann man bei ihm kaum von einem System sprechen, ihn also schon darum auch nicht auf gleiche Stufe mit Böhme setzen. Vollkommen begreiflich ist, daß G. Arnold (Kirchen- und Ketzerhistorie, Schaffhausen, III. Cap. XV. S. 17) seiner nur flüchtig gedenkt, nicht weil beide sich nach persönlicher Begegnung zu Amsterdam in wenig freundschaftlichem Sinn trennten, sondern weil Arnold sich in Gichtel's Ideen nicht zu finden wußte. Gichtel's Einfluß ward wol äußerlich nicht weithin erkannt und litterarisch ist sein Name nur durch die verdienstvolle Herausgabe von Böhme's Werken der Vergessenheit entrissen, Amsterdam 1682 in 11 Theilen, kl. 8°, erschienen, ohne den Namen des Bearbeiters und Herausgebers, die erste vollständige Ausgabe. G. entzog sich nicht der Mühe der sorgfältigsten Correctur, wie er denn schon früher in ähnlicher Beziehung zu der berühmten Blau'schen Druckerei gestanden hatte. Das zu dieser Ausgabe erforderliche Geld streckte ihm der reiche Amsterdamer Bürgermeister Coenraad van Beuningen vor, der später, das Opfer von Schwärmerei und Speculationen, wahnsinnig wurde. Bei dieser Arbeit unterstützte ihn sein für einige Zeit eifriger Anhänger (später freilich wird er erbitterter Gegner) Alhart de Raedt, Professor zu Harderwijk (am meisten bekannt durch seinen „Commentarius de punctationis Hebraicae natura" und seine „Apologia veritatis adversus Sam. Maresium), der wegen seiner chiliastischen Träumereien abgesetzt, bei und durch G. Unterkommen fand und dafür dessen Geistesbruder geworden zu sein scheint. Außer diesem zählte G. noch einige Freunde, knüpfte aber keine Beziehungen an zu den in- und ausländischen Schwärmern, die sich damals in Amsterdam aufhielten und von denen u. A. der Labadist Yvon (der ihm an der Leid'schen Gracht gegenüberwohnte) ihn vergeblich für diese caelesiola zu gewinnen suchte. Aus dem kleinen Kreise seiner Geistesverwandten — zu denen eine Zeit lang auch Fuchs, ein Sohn des vorhin genannten Regensburger Rathes, gehörte — treten in den geschichtlichen Vordergrund seine langjährigen Freunde Isaak Passavant und Joh. Wilhelm Ueberfeld, von denen Ersterer kurz vor G. starb, der Andere nach Gichtel's Tode als das Haupt der sehr wenigen Gichtelianer oder Engelsbrüder auftritt; als solches wurde er wenigstens von den niederländischen Gichtelianern geehrt, während die zu Hamburg und Altona den J. O. Glüsing dafür ansahen. Nach des Letzteren Tode wichen die Gichtelianer der genannten Städte mehr und mehr von G. ab, indem sie eigentlich nur noch in der hohen Würdigung der Böhme'schen Schriften mit ihm übereinstimmten. Das von G. gebrauchte Exemplar der Böhme'schen Werke (Ausg. 1682) „lag der 1715 zu Hamburg erschienenen und mit des hocherleuchteten, nunmehro seligen Mannes Gottes geistreichen Marginalien" versehenen Ausgabe zu Grunde. Mit zunehmendem Alter sah G. die Zahl seiner Gegner immer kleiner werden; die Behörden von Amsterdam ließen ihn unbelästigt, nur beklagt er sich über den scharfen Ton, in welchem der taufgesinnte Prediger Galenus Abrahams de Haan in Predigten vor ihm warnte. Seine in Briefen bestehenden Schriften fanden Absatz; die erste Ausgabe in 2 Theilen besorgte G. Arnold: „Erbauliche theosophische Sendschreiben eines in Gott getreuen Mitgliedes an der Gemeinschaft Jesu Christi" ꝛc. Sie erschienen nach sieben Jahren wieder, vermehrt um 3 Theile, Bethulia 1710, und noch einmal zu 7 Theilen vermehrt 1722. Der Titel lautete hier: „Theosophia practica, Halten und Kämpfen ob dem H. Glauben bis ans Ende, durch die Drey Alter des Lebens J. C. Nach den Dreyen Principien Göttlichen Wesens, mit derselben Ein- und Ausgeburt durch Sophiam in der Menschheit, welche Gott derselben in diesem Alter der Zeit von neuem vermählet hat, und gute und böse Menschen, kluge und thörichte Jungfrauen zu der großen Hochzeit des Lamms eingeladen, auf daß eine jede Seele, wie verdorben sie auch immer sey, sich mit diesem lieblichen Evangelio erwecken,

und ihren Willen mit Gottes Willen vereinigen möge zu solcher göttlichen Ehe- ligung. Und so dann mit diesem, Göttlichen Wort in Christo sich schwängern und aus der bösen sündlichen Natur in ihre erste göttliche Bildniß sich wiederum eingebären möge durch Jesum. Auf veranlassung in Briefen gestellet von dem Gottseligen Gottesfreund und Mann Sophiae, Johann Georg Gichtel." Die meisten dieser Briefe sind gerichtet an J. J. Tissot, Apotheker zu Bremen, Th. Schermer, Cand. theol. daselbst, den bekannten J. W. Petersen, die Gattin des Prof. Francke zu Halle, Julia Spörglin, G. Arnold's Schwiegermutter u. A. m. Seinen und J. G. Graber's Namen trägt noch eine Schrift mit dem Titel: „Eine kurtze Eröffnung und Anweisung der dreyen Principien und Welten im Menschen in unterschiedlichen Figuren vorgestellet ꝛc. ꝛc. durch Johann Georg Grabern von Ringenhausen, Johann Georg Gichteln von Regensburg. Im Jahr Christi 1696. Auf vieler Verlangen aufs neue dem Druck übergeben i. J. 1736." Unbeschränktes Lob ist ihm wenig zu Theil geworden; J. A. Kanne, „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen", zeichnet sein Leben ausführlich als das eines — sonderbaren Heiligen, aber eines Heiligen. Früher, 1732, wurde es dargestellt von J. G. Reinbeck; später besonders von G. C. Adolph v. Harleß in „Jacob Böhme und die Alchymisten" (1870) und vor Allem, was Gichtel's Aufenthalt in den Niederlanden betrifft, von Ch. Sepp, „Geschiedkundige Nasporingen", 1873, II. S. 166 ff. Sepp.

Giel: Hans G. von Sinching, Hofnarr der Bischöfe von Passau. Als derselbe am 3. März 1565 starb, 85 Jahr alt, hatte er sechs Herren gedient: zuerst bei zwei Domherren Georg und Urban Zenger, dann bei Ernst, Herzog von Baiern und Administrator des Hochstifts Passau, hierauf bei dessen Nach- folger Wolfgang I., Grafen von Salm, und Wolfgang II. von Closen, zuletzt unter Urban von Trennbach.

S. originelle Grabschrift in Versen vgl. Lenz, Beschreibung von Passau, 1819, II. 101. Hyac. Holland.

Gierymski: Max G., Landschafts- und Genremaler, geb. am 15. October 1846 zu Warschau, ursprünglich zum Mechaniker bestimmt, durchlief die ge- lehrten Schulen bis er bei Ausbruch des polnischen Aufstandes 1863 zu den vaterländischen Fahnen eilte und bis zum Januar 1864 als Officier unter den Waffen blieb. Dieses vielfärbige, reichbewegte Leben weckte die Neigung zur Kunst, ebenso legten aber auch die vielfachen Anstrengungen und Entbehrungen, welchen sein schwächlicher Körper ausgesetzt war, den Keim zu der folgenden, die Kräfte nur zu schnell verzehrenden Krankheit. Eine Zeit lang schwankte G., ob er sich nicht gänzlich der Musik widmen solle, wendete sich aber dann zur Ausbildung in der Malerei nach München, wo er sich unter der Leitung von Alexander Wagner und Franz Adam, wozu später noch der Einfluß Eduard Schleich's kam, zum Künstler bildete und alsbald selbständige Proben seiner originellen Begabung lieferte, welche ebensowol durch vollendete Technik, sowie durch die Seltenheit der Darstellungen überraschten und fesselten. Seine Erlebnisse aus dem polnischen Befreiungskrieg kleidete er gerne in das Costüm des XVII. und XVIII. Jahrhunderts oder brachte gleich die Insurgenten, Bauern, Reiter und Soldaten, auch polnische Juden zur Darstellung; dazu gab er am liebsten eine öde Gegend mit jungem Holz und Schnee-Effecte, Regenstimmungen und Mond- beleuchtungen, Alles mit größter Naturwahrheit, scharfer Zeichnung und bei sorgfältiger Behandlung des Detail doch mit einer sicheren Freiheit und Breite. Von einer Reise nach Posen 1872 kehrte er krank zurück, vergebens suchte G. im Frühlinge 1873 zu Meran und im Winter zu Rom, wo er sein letztes Bild, eine „Parforcejagd", malte, Heilung; er starb am 16. September 1874 zu Reichenhall. Kurz vorher ernannte ihn die Berliner Akademie zum Ehren-

mitglied, nachdem er schon im November 1872 vom deutschen Kaiser die goldene Kunstmedaille erhalten hatte. (Er hinterließ einen jüngeren Bruder Alexander, welcher gleichfalls als Künstler zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.) Vgl. Nekrolog im Bericht des Münchener Kunstvereins für 1874, S. 73. — Hier folgt das Verzeichniß seiner Bilder in historischer Reihenfolge, wie solche in München zur Ausstellung kamen: 1868: „Die Rückkehr ohne den Herrn" (ein Kosak aus der Ukraine überbringt Pferd und Säbel seines im Kampfe gefallenen Herrn an seine Familie; Costüm des XVII. Jahrhunderts). „Kubanische Kosaken-Attaque." „Leichenzug in einem polnischen Städtchen." 1869: „Alarmschuß." „Recognoscirung" (Polen 1831). „Spinnstube in Polen." „Duell zu Pferd" (XVIII. Jahrhundert). „Der Zug kommt!" „Chevauxlegers auf dem Marsch." 1870: „Heimkehr von der Jagd" (in Polen 1863). „Frühlingspromenade" (Rococo). 1871: „Zusammenkunft im Walde vor der Jagd." „An der Weichsel." „Nach dem ersten Ball." „Auszug zur Jagd." „Jagdscene." 1872: „Nachtstück." „Landstraße in Polen." „Ritt durch einen Buchenhag" (Rococo). „Polnische Dorfgasse im Spätjahr" (vgl. Fr. Pecht in Beil. 240 d. Augsb. Allg. Ztg. v. 27. Aug. 1872). „Vor einer polnischen Schenke." 1873: „Morgen im Lager polnischer Insurgenten." „Mondscheinscene." „Motiv bei Warschau" (alarmirte Avantgarde). „Kosaken auf dem Marsch" (durch eine winterliche Allee). 1874: „Parforcejagd." Hyac. Holland.

Giese: Albert G., geboren am 26. Juli 1803 zu Wittenberg, gestorben am 10. December 1834 in Rostock, erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien in Zerbst und Wittenberg, bezog 1823 die Universität Halle, um Jurisprudenz zu studiren, ging aber, von Reisig angeregt, zur Philologie über, und studirte von 1825 in Berlin unter Böckh, wurde aber zugleich eifriger Schüler Bopp's im Sanskrit und in vergleichender Grammatik. 1827 promovirte G. in Halle. Giese's Werk „Ueber den äolischen Dialect", zwei Bücher, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben durch dessen Freunde, 1837, ist einer der ersten und anregendsten Versuche, die Resultate und die Methode der vergleichenden Sprachforschung auf die griechische Dialectologie anzuwenden.

S. das Vorwort zu dem oben genannten Werke von Lic. Vogt.

Leskien.

Giese: Karl G., geboren zu Münster 1776, kgl. preußischer Licentiat der Rechte und Justizcommissär zu Werne im Regierungsbezirk Münster, starb am 23. Juli 1823. Er schrieb zwei Abhandlungen über Hand- und Spanndienste: 1) „Sind die Hand- und Spanndienste im Großherzogthum, insonderheit bei den münsterischen Colonen, durch das Decret vom 12. December 1808 aufgehoben?" und 2) „Sind die Hand- und Spanndienste im Großherzogthum, insonderheit bei den münsterischen, vormals eigenhörigen Colonen durch das kgl. Decret vom 12. December 1811 aufgehoben?"

Neuer Nekrolog der Deutschen, I. Jahrgang, S. 903.

E. Ullmann.

Giese: Tiedemann Bartholomäus G., geboren am 1. Juni 1480 zu Danzig, als Bischof von Ermland am 23. October 1550 zu Heilsberg gestorben, hat als Gelehrter, Staatsmann und Kirchenfürst, namentlich aber als vieljähriger vertrautester Freund des Nicolaus Copernicus, in vielem Betracht auf die Dankbarkeit der Nachwelt Anspruch. Aus einer seit der Mitte des 15. Jahrhunderts von Cleve nach Danzig übergesiedelten, begüterten und hochangesehenen Familie entsprossen, ein Sohn des Bürgermeisters Albert G. und der Elisabeth Langerbeck, bezog er schon mit 12 Jahren die Universität Leipzig, wo er um Pfingsten 1495 Baccalaureus wurde und dann unter der Leitung des Professor und Canonicus Thomas Werner, eines tüchtigen Theologen,

gründliche Studien in der scholastischen Philosophie und Theologie machte. Als Werner im December 1498 starb, bat sofort der einflußreiche Danziger Bürgermeister Johann Ferber bei dem ihm befreundeten Bischofe von Ermland um das durch diesen Tod erledigte Canonicat für seinen „wolgelarten und sinnreichen Schwestertochtersohn, der ein ehrlich Glied der Universität Leipzig, zu Tugenden und Künsten geneigt und der geistlichen Acht sich zu ergeben geneigt sei." Allein erst mehrere Jahre später, nach dem Tode des Martin Achtisnicht († 4. März 1504), konnte G. als dessen Nachfolger in das Frauenburger Domcapitel eintreten, dem er von da ab bis fast an seinen Tod ununterbrochen angehörte. Von Leipzig aus scheint der junge Danziger Patriciersohn noch andere Hochschulen besucht zu haben; wenigstens läßt seine gründliche Kenntniß des Griechischen und sein eleganter lateinischer Stil mit einiger Sicherheit darauf schließen. Näheres darüber ist uns aber bis jetzt nicht bekannt; denn in Basel, wo man wegen der Correspondenz mit Erasmus seine Spuren gesucht hat, ist er, wie die dortige Matrikel ausweist, nicht gewesen. Wol aber dürfte er auf italienischen Universitäten sich aufgehalten und dort mit dem Studium der Jurisprudenz seine Ausbildung abgeschlossen haben, bevor er sich zur Residenz nach Frauenburg begab. Im Gremium des ermländischen Domcapitels, welches damals fast ausschließlich mit Söhnen des preußischen Adels und des großstädischen Patriciates besetzt war, nahm G. bald eine hervorragende Stellung ein. Namentlich war dies der Fall in der drangsalsvollen Zeit des sogenannten Reiterkrieges zwischen dem deutschen Orden und der Krone Polen. Bischof Fabian von Ermland, nach Watzelrode's Tod am 5. April 1512 vom Capitel einstimmig gewählt, hatte die auf ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht und ermangelte, in seiner allerdings schwierigen Lage unklar zwischen den beiden Parteien hin und her schwankend, durchaus des männlichen Muthes. Hier war es nun G., der ihm in zahlreichen noch erhaltenen Briefen Muth zusprach, ihn ermahnte, seiner Stellung und Würde nichts zu vergeben und seiner Pflicht gemäß fest an Polen zu halten, ohne freilich den Orden unnöthig zu reizen. Als dann im J. 1520 der Hochmeister Albrecht in Ermland selbst einfiel und das Domcapitel aus Frauenburg flüchten mußte, begab sich G. anfangs nach Elbing, dann nach Danzig, darauf im April 1521 nach Thorn zum Könige Sigismund, welcher der Noth des Bisthums baldigst abzuhelfen versprach, und endlich nach dem festen domcapitularischen Schlosse zu Allenstein, welches sein Freund und Confrater Nicolaus Copernicus inzwischen tapfer und erfolgreich gegen die Truppen des Hochmeisters vertheidigt hatte und bis zu dem bald darauf erfolgenden Waffenstillstande von Thorn besetzt hielt. G., der sich während der unheilvollen Kriegsläufte im Vereine mit Copernicus als die eigentliche Seele des Capitels erwiesen, sollte kurze Zeit darauf auch auf einem anderen Gebiete in den Kampf treten. Früher als in irgend einer anderen Stadt nämlich hatte in Königsberg die Lehre von dem allein selig machenden Glauben einen durchschlagenden Erfolg erzielt, vorzüglich deshalb, weil hier der Oberhirte des samländischen Sprengels, Georg v. Polentz, als der erste und einzige deutsche Bischof schon um Weihnachten 1523 auf Luther's Seite sich stellte und bereits einige Zeit vor diesem seinem Meister — mit Katharina v. Wetzhausen — sich verheirathete. Die theologische Vertheidigung dieses Schrittes übernahm der ehemalige Franciscanermönch Johannes Briesmann, der im September 1523 nach Königsberg kam und hier sofort anonym, aber mit bischöflicher Gutheißung eine Reihe von 110 Thesen „über den äußeren und inneren Menschen, über Glauben und Werke" publicirte, worin die Anschauungen Luther's vertreten und mit einem starken Anfluge der in den gleichzeitigen schwarmgeisterischen Bewegungen hervortretenden Tendenzen, sowie mit einer Fülle heftiger Angriffe gegen die katholische Lehre und

Hierarchie versetzt sind. Dieser „lutherischen Blumenleese", die auch in dem an Samland angrenzenden Ermlande verbreitet wurde, trat unmittelbar nach deren Erscheinen, von Allenstein aus, wo er eben als capitularischer Landpropst sich aufhielt, G. mit seinem „ἀνθηλογικόν (reuchlinisch „Antilogikon" ausgesprochen) flosculorum Lutheranorum" entgegen, welches anfangs December 1523 schon vollendet und handschriftlich verbreitet, auf ausdrückliches Betreiben des befreundeten N. Copernicus im folgenden Jahre bei Hieronymus Vietor in Krakau zugleich mit den darin widerlegten Thesen im Druck erschien. Das geistvolle Büchlein, eine bibliographische Rarität ersten Ranges (jetzt durch den Abdruck im Spicilegium Copernicanum wieder allgemein zugänglich gemacht), darf jedenfalls das Verdienst beanspruchen, unter allen gleichzeitigen Apologien des katholischen Dogma's, wenn nicht zuerst, so doch am entschiedensten und gründlichsten den Kernpunkt der lutherischen Rechtfertigungslehre erkannt und hervorgehoben zu haben. In einer musterhaft ruhigen und würdigen, durchweg edel und irenisch gehaltenen Form und Diction, mit ausschließlicher Benutzung der h. Schrift, werden darin die Unterschiede zwischen „fides" und „fiducia" klar gemacht, die scheinbar verschiedenen Lehrtropen des h. Paulus und Jacobus in ihrer inneren Harmonie nachgewiesen und die Consequenzen des neuen Fiducialglaubens gezogen, der entweder zur krassen Prädestinationslehre führe, oder aber aus der „sola fides" ein bloßes Werk des Menschen mache, das mehr als alle anderen so heftig bekämpften guten Werke geeignet sei, den Menschen in den Abgrund der Selbstgerechtigkeit zu stürzen und Gott die Ehre zu rauben. Dabei wird das factische Vorhandensein von Uebelständen und Unvollkommenheiten in der Kirche ohne Weiteres zugegeben, aber betont, daß deshalb zwar die Menschen durch die Lehre der Kirche, nicht aber die unwandelbare kirchliche Lehre durch die Menschen zu reformiren sei. — Eine Antwort auf die Ausführungen dieser Schrift ist nicht erfolgt, wenigstens nicht bekannt geworden. — Der Verfasser des „Antilogikon" nennt sich auf dem Titel seiner Schrift „Custos Varmiensis". Er hatte die Prälatur der ermländischen Domcustodie kurz zuvor am 12. November 1523 angetreten, nachdem ihr bisheriger Inhaber, sein Oheim und Landsmann Moritz Ferber, als Nachfolger Fabian's soeben den Stuhl von Ermland bestiegen und seinen gelehrten und geschäftsgewandten Neffen sofort auch zu seinem Generalofficial ernannt hatte. Mit Rücksicht auf die Pflichten dieses Amtes konnte G. das bald darauf ihm angetragene Officialat von Danzig, wo er mehrere Jahre (1515—21) die Pfarrei von St. Peter und Paul innegehabt hatte, ablehnen. Dagegen war er nicht abgeneigt, im J. 1532 die Coadjutorie von Ermland mit dem Rechte der Nachfolge, welche ihm der stets kränkelnde Bischof Moritz zugedacht hatte, anzunehmen, mußte aber von diesem Vorhaben Abstand nehmen, als es sich herausstellte, daß der polnische König das ermländische Bisthum für den hochverdienten und weitberühmten Johannes Dantiscus bestimmt habe. Dafür ward G., als durch Dantiscus' Promotion nach Ermland dessen bisheriges Episcopat vacant wurde, von Sigismund I. zum Oberhirten von Culm nominirt und von Paul III. gleichzeitig mit Dantiscus am 11. Januar 1538 als Bischof präconisirt. Seine Consecration erfolgte bald darauf durch seinen Vorgänger und jetzigen Nachbarn, der ihn zum Beweise seiner innigen Freundschaft bei dieser Veranlassung mit kostbaren bischöflichen Gewändern und Insignien reich beschenkte. Um Ostern 1538 trat Bischof Tiedemann sein culmisches Pontificat an und vertauschte damit zugleich seinen bisherigen Wohnsitz zu Frauenburg, wo er mehr als 30 Jahre hindurch fast ununterbrochen gelebt hatte, mit der bischöflichen Residenz auf dem Schlosse zu Löbau. Bei seinen mannigfaltigen äußeren Beschäftigungen hatte G. niemals eine frühzeitig, jedenfalls schon seit dem ersten Auftreten Luther's übernommene

geistige Lebensaufgabe außer Acht gelassen: die Abfassung eines umfangreichen Werkes, in welchem er seine ausgebreiteten historischen, philosophischen und theologischen Studien zu verwerthen gedachte. Der Inhalt desselben wird durch den gewählten Titel: „De regno Christi“ in etwa angedeutet. Im ersten Entwurfe war diese Frucht vieljähriger Arbeit im J. 1536 bereits soweit vollendet, daß sie Erasmus, Melanchthon und wol auch anderen Gelehrten zur Einsicht vorgelegt werden konnte, also genau in derselben Zeit, wo auch Copernicus sein weltbewegendes Werk schon derartig gefördert hatte, daß er es an Cardinal Schönberg in Rom zu senden im Stande war. Soviel wir aus der darüber gepflogenen Correspondenz entnehmen können, schwebte dem ermländischen Domcustos und späteren Bischofe bei seinem Werke eine ähnliche Aufgabe in Bezug auf das Reich Gottes auf Erden mit seiner Fülle übernatürlicher Wahrheit und Gnade vor, wie sie gleichzeitig sein sternkundiger Freund und Nachbar hinsichtlich des Reiches der Natur sich gestellt hatte, gewiß nicht, ohne daß der eine an des anderen geistiger Arbeit den regsten Antheil nahm. Es ist daher sehr zu bedauern, daß die mühevolle Lebensarbeit eines reichbegabten und hochgebildeten Geistes, die dem Copernicanischen Weltgemälde gewissermaßen parallel laufende Beschreibung des übernatürlichen Kosmos, nicht zum vollen Abschluß gekommen und selbst in ihrer unvollendeten Gestalt, wie es scheint, für immer verloren ist. G. konnte sich, so lange er lebte, zur Publication seiner Schrift nicht entschließen; er arbeitete und feilte fort und fort daran und vermachte schließlich das unvollendete Manuscript letztwillig seinem Nachfolger Stanislaus Hosius, der aber, da er manches Unreife und Irrthümliche darin zu entdecken glaubte, sich damit begnügte, es im Archive zu Heilsberg zu deponiren, wo es später Kromer, Possevin und Andere noch lesen konnten, bis es in den Schwedenkriegen mit den übrigen ermländischen Archivalien nach Schweden transportirt wurde und dort verschwunden ist. Ein zweites Exemplar des Werkes, welches an seine Verwandten in Danzig kam, hat leider ein ähnliches Schicksal gehabt. Dafür aber war es G. vergönnt, das große Werk seines Freundes, dem er von Anfang an sein lebhaftes und thatkräftiges Interesse zugewendet hatte, vollendet, publicirt und in dem zunächst zu hoffenden Maße auch äußerlich anerkannt zu sehen. Der Antheil, welcher G. an dem Copernicanischen Riesenwerke zukommt, läßt sich nach den vollgiltigen Aussagen des Verfassers und ersten Herausgebers des Buches „Ueber die Sternenläufe“ sehr genau bestimmen, und er ist hienach offenbar ein sehr bedeutender. Es ist bekannt, daß das Sonnensystem des Frauenburger Domherrn, dessen Grundzüge lange vor dem Erscheinen seiner Schrift allgemein bekannt waren, schon wegen der Stellung seines Urhebers zu den damaligen theologischen Streitigkeiten von Seiten der damals in litterarischen Dingen sehr einflußreichen Wittenberger Theologenschule sehr entschiedenen Widerspruch erfuhr. Luther nannte Copernicus einen „Narren“, Melanchthon bekämpfte seine Lehre als schriftwidrig, Gnaphaeus in Elbing verspottete ihn öffentlich in einer Comödie, dem „Morosophus“. „Fast hätte ich“, sagt deshalb Copernicus in der Widmung seiner Revolutionen an Papst Paul III., „durch die Verachtung, die ich wegen der Neuheit und wegen des Scheines der Widersinnigkeit meiner Meinung zu fürchten hatte, mich bestimmen lassen, das unternommene Werk ganz aufzugeben; allein meine Freunde stimmten mich nach langem Zögern und Widerstreben wieder um, zunächst der in allen Wissenschaften berühmte Cardinal Schönberg, dann der mir innig befreundete, in der Theologie und in allen edlen Wissenszweigen wohl bewanderte Bischof Tiedemann Giese von Culm. Denn dieser hat mich oft ermahnt und zuweilen selbst mit Ungestüm aufgefordert, diese Schrift, die nicht neun, sondern an die vier Mal neun Jahre bei mir geruht, ans Tageslicht treten zu lassen.“ — Noch eingehender berichtet der Wittenberger

Mathematiker Joachim Rheticus, welcher im Juli 1539 zusammen mit Copernicus den Bischof von Culm in Löbau besuchte und dort zwei Monate lang verweilte, von den Verdiensten des Letzteren um das heliocentrische System. „Da er einsah“, so schreibt er in seinem Lobspruch auf Preußen, „daß es der Christenheit zu nicht geringem Ruhme gereichen werde, wenn die richtige Zeitordnung und eine zuverlässige Theorie der Himmelsbewegungen im Besitze der Kirche sei, ließ er nicht nach meinen Lehrer so lange zur Lösung dieser Aufgabe zu ermuntern, bis er ihn dazu bewog“. Und als Letzterer sich damit begnügen wollte, lediglich astronomische Tafeln mit neuen Canones zu entwerfen, nicht aber sein System selbst darzustellen, da zeigte der Bischof, daß man aus bloßen Tafeln, welche auf einem System beruhten, das so sehr von der gewöhnlichen Vorstellung abwiche, dieses vielleicht nie würde kennen lernen und daß dann alle seine Arbeit wahrscheinlich verloren wäre. „Hiedurch“, — so schließt Rheticus seine seitenlange Exposition, — „setzte es endlich der gelehrte Prälat bei meinem Lehrer durch, daß er versprach, den Gelehrten und der Nachwelt das Urtheil über seine Arbeiten überlassen zu wollen. Daher werden billiger Weise die Gutgesinnten und die Freunde der Wissenschaft mit mir dem Bischofe großen Dank dafür wissen, daß er der Republik diesen Dienst geleistet hat.“ Giese's Zureden also haben, wie Kästner in seiner „Geschichte der Mathematik“ (II. 606) mit Recht bemerkt, „die Freunde der Mathematik es zu danken, daß Copernicus seine Lehre bekannt gemacht hat.“ Die zahlreichen Briefe, die er in dieser Angelegenheit von Löbau aus an seinen sternkundigen Confrater richtete und deren der Krakauer Astronom Broscius im J. 1620 noch mehr als 20 besaß, sind leider verloren gegangen, ebenso auch die in seinem Besitze befindliche Vertheidigungsschrift, die G. unter dem Namen „Hyperaspistes“ für das heliocentrische System geschrieben und worin er auch einer dieser Theorie zustimmenden Aeußerung von Erasmus Erwähnung gethan hatte. Nur die beiden Briefe Giese's an den Domherrn Donner und an Rheticus, in deren ersterem die zärtliche Sorgfalt für den kranken Freund sich ausspricht, während im andern die Entrüstung über Osiander's vorgeschobene Vorrede sich Luft macht, hat Broscius drucken lassen und dadurch ein schönes Denkmal von dem Geiste und Herzen des Briefstellers aufbewahrt. In seiner Eigenschaft als Bischof von Culm trat G. den religiösen Neuerungen, wo sie, wie z. B. in Thorn, offen sich zeigten, nach Kräften entgegen, ließ sich aber von den guten Versprechungen der Feinde seiner Kirche, sobald sie seine Protection anriefen, wiederholt allzuleicht täuschen. Dieser Umstand, in Verbindung mit seinem mehr irenischen Charakter und den Beziehungen, in welchen er zu protestantischen Verwandten und Gelehrten stand, hat ihm bei den späteren preußischen Kirchenhistorikern den Ruf zugezogen, daß er die Pflichten seines Amtes nicht genügend wahrgenommen und in seiner katholischen Ueberzeugung nicht entschieden genug gewesen sei. Sie bedachten dabei zu wenig, daß Giese's Wirksamkeit in eine Zeit fiel, in welcher sich noch niemand von einer dauernden Kirchenspaltung innerhalb des h. römischen Reiches deutscher Nation, welches auf die Einheit der Religion gegründet war, einen Begriff machen konnte, wo man noch allgemein auf eine früher oder später eintretende Versöhnung hoffte und danach seine Maßregeln traf, welche allerdings einer späteren Zeit, in der die Gegensätze bleibend geworden, verfehlt erscheinen konnten. Beachtenswerth sind auch Giese's Bemühungen für die Reformation des sogenannten culmischen Rechtes und seine ausführlichen Reden in Landessachen auf den preußischen Landtagen, die theilweise noch erhalten sind. Wegen der Verweigerung des Pfluggetreides sah er sich mehrfach genöthigt, königliche Mandate zu erbitten. Die Aufforderung des Gnesener Erzbischofes zur Provinzialsynode von Gnesen zu erscheinen, glaubte er ablehnen zu sollen, weil

Culm nicht unter Gnesen, sondern unter Riga stehe. Lucas David, der längere Zeit bei ihm als Kanzler in Diensten war, berichtet in seiner Chronik, daß er im J. 1541 eine alte Eiche, die in abergläubischer Weise verehrt wurde, abhauen hieß. Für die Hebung der altberühmten Schule in Culm war er unablässig thätig und wendete ihr nicht unbeträchtliche Geldmittel und Legate zu; doch wollte sie trotz der Mühe, die sich ihr Rector, der durch seine pädagogischen Schriften bekannte Dr. Hieronymus Wildenberg aus Goldberg gab, gegenüber den protestantischen Schulen von Elbing und Königsberg, nicht recht fortkommen. Seine bischöfliche Residenz zu Löbau, über deren Portal man noch 100 Jahre nach seinem Tode sein Wappen und seine Büste eingemeißelt fand, war durch seine Sorgfalt gründlich restaurirt und mit einer reichen Sammlung von Büchern und mathematischen Instrumenten ausgestattet. Er hatte sich, wie Rheticus berichtet, aus Vorliebe für die astronomischen Studien u. a. eine broncene Armillarsphäre zur Beobachtung der Tag- und Nachtgleichen angeschafft, auch einen wahrhaft fürstlichen und von einem tüchtigen Mathematiker gefertigten „Gnomon" (Sonnenuhr) aus London kommen lassen, die er später einmal an Herzog Albrecht verschenkte. Nachdem durch Dantiscus' Tod der ermländlische Stuhl im October 1548 vacant geworden war, postulirte am 25. Januar 1549 das dortige Domcapitel den Oberhirten von Culm, der sein Frauenburger Canonicat immer noch beibehalten hatte, zum Bischofe, und Paul III. translocirte ihn dorthin am 20. Mai 1549. Drei Monate später traf er in Ermland ein, empfing aber, da eben die Pest grassirte, erst im Frühlinge des nächsten Jahres die landesherrliche Huldigung, um bald darauf in dem Ländchen, in dem er die besten Jahre seines Lebens zugebracht, auch zu sterben und in der Frauenburger Kathedrale, wo sein Freund Copernicus seit sieben Jahren beigesetzt war, seine Grabstätte zu finden.

Vgl. Eichhorn in der Erml. Zeitschrift I. 344, des Unterzeichneten Erml. Litteraturgeschichte S. 100 ff. und Spicilegium Copernicanum S. 4 u. 351 ff.

F. Hipler.

Giesebrecht: Benjamin Christian Heinrich G., Theologe, geb. den 6. Febr. 1741 zu Rostock als der Sohn eines dortigen Bürgers und Kammmachers, gest. den 26. April 1826 zu Mirow. Er verlor früh seinen Vater, welcher die Familie in bedrängten Verhältnissen zurückließ; die Mutter siedelte mit den Kindern nach Anclam über, wo G. seine Schulbildung erhielt. Die Leiden des siebenjährigen Krieges veranlaßten seine erste schriftstellerische Arbeit: „Empfindungen eines Jünglings bei dem traurigen Kriegsschicksal seines Vaterlandes" (Rostock 1760, anonym); er hatte selbst dieses Schicksal zu spüren, denn vor preußischen Werbern mußte er sich mit einem Bruder aus Anclam auf mecklenburgisches Gebiet flüchten. 1761 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren; während seiner Universitätszeit erschien anonym ein dichterischer Versuch: „Die Schöpfung der Natur" (Halle 1762). Eine lateinische Elegie gewann ihm nach der Rückkehr in seine Heimath Gönner, und im J. 1769 wurde ihm die Pfarrei zu Mirow übertragen, einem Marktflecken in Mecklenburg-Strelitz. Der Ort ist nicht ohne historische Erinnerungen. Im 13. Jahrhundert wurde hier eine Johannitercomthurei begründet, die bis zum westfälischen Frieden im Besitz des Ordens blieb, dann säcularisirt wurde und dem mecklenburgischen Herzogshause zufiel; Fürsten des Hauses haben dann zeitweise in Mirow residirt und für ihren Hofhalt zwei Schlösser gebaut; in der stattlichen Pfarrkirche ist noch jetzt das Erbbegräbniß der Großherzoge von Mecklenburg-Strelitz. In dem jungen Theologen wurde der historische Sinn geweckt, welcher dann auf seine ganze Nachkommenschaft übergegangen ist. So eifrig G. sein Predigtamt versah, blieb er doch seinen litterarischen Neigungen getreu. Er veröffentlichte

eine Umschreibung des ersten Buchs Mosis, Zwei Abtheilungen (Rostock 1784. 1785) und behandelte in Gelegenheitsschriften Zeitfragen, besonders pädagogischer Art. Der Hebung der Schulen in seinem Sprengel nahm er sich besonders an; unter seiner Einwirkung hob sich die Mirower Schule so, daß vierzehnjährige Schüler derselben in den oberen Classen der Berliner Gymnasien Aufnahme fanden und dort durch ihre Leistungen glänzten. Im J. 1771 hatte sich G. mit einer Tochter seines Amtsvorgängers verheirathet, und die Ehe war reich mit Kindern gesegnet. Im Pfarrhause herrschte große Einfachheit, aber ein reges geistiges Leben. Die Familie traf das schwere Geschick, daß die Mutter 1790 unheilbar erblindete, aber sie blieb doch noch 33 Jahre die eigentliche Seele des Hauses, auf ihren Gatten und ihre Kinder, von denen sie die jüngeren nie gesehen hat, von dem bestimmendsten Einfluß. G. hatte das seltene Glück, vier reichbegabte Söhne zu den Mannesjahren gelangen zu sehen, die in ihrer Weise das Werk des Vaters fortsetzten. Wie verschieden auch sonst, waren sie in aufrichtiger Frömmigkeit, in der Lauterkeit ihrer ganzen Gesinnung, in der Liebe zu Kunst und Wissenschaft, in dem Eifer für das Schulwesen sich völlig gleich. Der Jüngste derselben trat in das Pfarramt seines Vaters ein, als dieser die Abnahme seiner Kräfte nach mehr als vierzigjähriger Amtswirksamkeit fühlte.

Das Pfarrhaus zu Mirow, verfaßt von Julie Adler, einer Enkelin Benjamins G., und nach ihrem Tode (12. Febr. 1870) 1871 zu Halle für die Familienglieder gedruckt. Nekrolog d. D. V. S. 425 ff.

W. v. Giesebrecht.

Giesebrecht: Karl Heinrich Ludwig G., Dichter, der älteste Sohn Benjamins G., geb. d. 9. Juni 1782 zu Mirow, gest. 20. Septbr. 1832 zu Berlin. Auf der Schule seines Geburtsortes vorgebildet, fand er 1796 Aufnahme in das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin, wo er bald der besondere Liebling des Rectors Meierotto wurde. Von diesem an Fr. Aug. Wolf empfohlen, bezog er 1800 die Universität Halle, um sich theologischen und philogischen Studien zu widmen. Wolf, der ihm gleichfalls große Gunst zuwandte, gewann ihn für die classische Philologie, obwohl G. den theologischen Studien nie untreu wurde und auch noch in späteren Jahren gern die Kanzel bestieg. Neben seinen Studien lebte er mit mehreren Freunden besonders poetischen Bestrebungen und beschäftigte sich mit Vorliebe, den Anregungen der romantischen Schule folgend, mit den Dichtern der romanischen Sprachen, deren Formen er bald mit größter Leichtigkeit handhabte. Auf Wolf's Empfehlung nahm Gedike den kaum zwanzigjährigen Jüngling 1802 als Mitglied in das Seminar für gelehrte Schulen in Berlin auf und übertrug ihm selbst in den oberen Classen des Gymnasiums zum grauen Kloster Unterricht. Schon 1805 erhielt G. einen Ruf als Professor der griechischen Sprache an das Pädagogium zu Bremen, wo er später auch in derselben Eigenschaft am dortigen Lyceum verwendet wurde. Nachdem früher schon mehrere Gedichte und das Trauerspiel Armida (Penig 1804) von ihm gedruckt waren, veröffentlichte er jetzt schnell nach einander das Taschenbuch „Mnemosyne“ (Bremen 1806), das Trauerspiel „Sertorius“ (Bremen 1807), „Dramatische Studien“ (Bremen 1808). Seine dramatischen Arbeiten scheinen ihn bald selbst nicht befriedigt zu haben, denn ein vollendetes Trauerspiel Konradin gab er nicht mehr in den Druck. Die französische Herrschaft verleidete ihm den Aufenthalt in Bremen, zumal nachdem er sich verlobt hatte und an die Errichtung eines eigenen Hausstandes dachte. Freudig nahm er deshalb einen Ruf an, der ihn 1812 wieder nach Berlin an das graue Kloster zurück führte. Die ersten Jahre seiner Ehe und seiner neuen Thätigkeit waren durch die patriotische Erhebung verschönt, an welcher er den lebendigsten Antheil nahm. Die großen Zeitereignisse gaben auch seiner poetischen Thätigkeit jetzt die Richtung; so besang er in einem kleinen Epos die Leipziger Schlacht (gedruckt

1814 in der Zeitschrift „Die Musen“, herausgegeben von Fouqué und Neumann). Für Freundschaft und Geselligkeit sehr empfänglich, stand er inmitten eines großen Kreises Gleichgesinnter, namentlich war er mit seinen Collegen Otto Schulz und Gustav Köpke, dann mit Jahn, Zeune, Fouqué, Pischon eng verbunden. In kirchlicher und politischer Beziehung war er besonders durch Schleiermacher bestimmt, dem er schon früher persönlich nahe getreten war. Wie er und sein Freund Schulz in den Zeiten der beginnenden Reaction dachten, zeigt die Flugschrift: „Ueber die neuen Assassinen“, welche sie 1819 erscheinen ließen. Dem geistreichen und patriotischen Lehrer hing die Jugend mit Begeisterung an; Viele haben noch in späteren Jahren anerkannt, wie viel sie seinen Religionsvorträgen und seinen geschmackvollen Erklärungen der griechischen Tragiker und der Meisterwerke unserer nationalen Litteratur verdankten; er gehörte zu den ersten, welche das Nibelungenlied in die Gymnasien einführten. Leider folgten den ersten schönen Zeiten in Berlin bald schlimme. Die Ehe war reich an Kindern, mehrere von diesen starben in zartem Alter und auch die Mutter erkrankte oft und schwer; zu den Seelenleiden bedrängten Nahrungssorgen den Mann, dessen Hand stets für jede Noth Anderer offen war. Durch die Poesie suchte G. sich aufrecht zu erhalten. Bis an sein Ende beschäftigte ihn eine neue Messiade, von welcher ein größeres Bruchstück in Fouqué's Berlinischen Blättern Bd. VI. 1829 veröffentlicht wurde. Die Lusiaden seines Lieblingsdichters Camoens übertrug er fast vollständig in das Deutsche und ließ eine Probe seiner Uebersetzung in der genannten Zeitschrift Bd. X. 1830 drucken; auch die portugiesische Tragödie Osmia der Gräfin Vimieiro verdeutschte er, gab diese Arbeit aber nicht in den Druck. Vor Allem ermüdete er nicht die Feste seiner Freunde durch Lieder zu verschönern, in denen sich seine dichterische Begabung wohl am eigenartigsten entfaltete; sie sind in zahlreichen Flugblättern gedruckt, welche jetzt kaum noch zu sammeln sein möchten; einzelne von ihnen sind in seine „Deutschen Blätter“ (Brandenburg 1822) aufgenommen. Die häuslichen Sorgen brachen allmählich seine geistigen und körperlichen Kräfte. Der schwerste Schlag traf ihn 1830 durch den Tod seiner Gattin; zur Erinnerung an sie ließ er noch seine Liebeslieder in den Berlinischen Blättern Bd. XII drucken. Er folgte der treuen Lebensgefährtin bald in das Jenseits, seinen Kindern hinterließ er viele hülfreiche Freunde.

Nekrolog von G. Köpke im Programm des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster 1833. Nekrolog d. D. X. S. 675 ff.

W. v. Giesebrecht.

Giesebrecht: Adolph Friedrich Benjamin G., Pädagog, der zweite Sohn Benjamins G., geb. den 26. Febr. 1790 zu Mirow, gest. 7. Octbr. 1855 zu Königsberg in Preußen. Seine Schulbildung erhielt er in seinem Geburtsort und auf dem Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster und studierte dann Theologie und Philologie erst zu Frankfurt an der Oder, dann zu Göttingen. Wenig über zwanzig Jahre alt wurde er 1810 als Conrector an der Oberschule zu Frankfurt an der Oder und bald darauf als Collaborator am Friedrichs-Werderschen Gymnasium in Berlin angestellt; hier war es, wo Schleiermacher durch seine Predigten einen Eindruck auf ihn machte, der für sein ganzes geistiges Leben bestimmend war. Als 1813 der Waffenruf zur Befreiung des Vaterlandes erscholl, gab er seine Stelle in Berlin auf und trat in das mecklenburg-strelitz'sche Husarenregiment ein, konnte aber wegen Krankheit nicht mit demselben ausziehen. Nach seiner Genesung trat er 1815 eine Stelle am Gymnasium zu Neu-Strelitz an, und als die Regierung von Mecklenburg-Strelitz zur Hebung der Volksbildung ein Schullehrerseminar zu gründen beschloß, schien ihr Niemand geeigneter, als G., um diese neue Schöpfung in das Leben zu rufen. Nachdem er im Auftrage des Großherzogs eine längere Reise nach der Schweiz

unternommen hatte, um besonders die Einrichtungen Pestalozzi's in Iferten kennen zu lernen, richtete er das Seminar in Mirow ein, dem er bis zum Jahre 1826 vorstand. Obwol er mit allen den Unterrichtsgegenständen, welche für die Volksschule wichtig sind, sich gründlich vertraut gemacht und auch den beschreibenden Naturwissenschaften, die ihm früher ferne gelegen, großen Fleiß zugewendet hatte, fühlte er sich doch in seiner Stellung nicht ganz befriedigt und legte sie nieder, als er mit der Regierung wegen der Handhabung der Disciplin in Differenzen gerieth. Er kehrte nach Berlin zurück, wo er am Friedrichs-Werderschen Gymnasium und der Gewerbeschule Beschäftigung fand. Im J. 1828 wurde er als Conrector an das Gymnasium zu Prenzlau berufen, wo er fünf glückliche Jahre verlebte und seinen eigenen Hausstand gründete. Ungern schied er von dort, als er 1833 die Direction des Gymnasiums in Neu-Stettin übernehmen mußte. Wie er an sich strenge Forderungen zu stellen gewohnt war, so verlangte er auch viel von der Pflichttreue seiner Collegen und dem Fleiße seiner Schüler: er war deshalb Manchen kein bequemer Director, aber seine geistige Bedeutung und der Ernst seines ganzen Wesens erzwang ihm doch überall Achtung und Anerkennung. Im J. 1842 wurde er zum Provinzialschulrath für Pommern ernannt und lebte als solcher in Stettin bis zum J. 1848, wo er nach Königsberg übersiedelte, da ihm die gleiche Stellung für die Provinz Preußen übertragen wurde. Selten hat ein Schulrath mit einer gleich vielseitigen Bildung, einer gleich reichen Erfahrung und mehr Pflichteifer seine Stellung angetreten und ausgefüllt. Obwol G. unablässig mit gelehrten Studien beschäftigt war, hat ihm seine Amtsthätigkeit doch wenig Zeit zu litterarischer Thätigkeit gelassen. Was er veröffentlicht hat, ist meist in den Programmen der Gymnasien zu Prenzlau und Neu-Stettin enthalten; so die Abhandlung über Q. Claudius Quadrigarius (1831), die „Symbolae criticae et hermeneuticae ad Taciti Agricolam“ (1835), die „Geschichte des Gymnasiums zu Neu-Stettin“ (1840). Seine letzte Schrift: „Drei Schulreden und ein Fragment“ (Königsberg 1854) wurde durch die Verdächtigung veranlaßt, daß er den christlichen Charakter der Gymnasien nicht bestimmt genug wahre; diese Verdächtigung war gegen einen Mann gerichtet, der stets eine entschieden kirchliche Gesinnung bethätigt hatte und in Königsberg der Mittelpunkt aller Bestrebungen für die innere Mission war.

Nekrolog von Th. Adler in Mützell's Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1856.

W. v. Giesebrecht.

Giesebrecht: Heinrich Ludwig Theodor G., Dichter und Historiker, der dritte Sohn Benjamins G., geb. den 5. Juli 1792 zu Mirow, gest. den 18. März 1873 zu Jasenitz. Mit seinem Zwillingsbruder Friedrich genoß er die erste Bildung auf der Schule seines Geburtsortes. Beide besuchten darauf die oberen Classen des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin und bezogen zusamemen 1812 die dortige Universität. In Berlin verlebten sie die inhaltsschwer, sie mächtig anregende Zeit bis zum Frühling 1813. Da unterbrachen sie das Studium und traten als Freiwillige in das mecklenburgisch-strelitzsche Husarenregiment ein. Mit einander nahmen sie an der Schlacht bei Katzbach Antheil. Bald darauf verfiel Ludwig G. in eine lange und schwere Krankheit, die ihm die Rückkehr zum Kriegsdienst unmöglich machte. Nach seiner Genesung setzte er seine Studien in Greifswald fort, mit historischen und poetischen Arbeiten, die ihn schon auf der Schule besonders angezogen hatten, unausgesetzt beschäftigt. Als der Krieg von neuem begann, trat auch er wieder ins Heer ein, zog mit nach Frankreich, ohne diesmal an einem größeren Gefechte Theil zu nehmen. Nach dem Friedensschluß kehrte er in die Heimath zurück, ging aber schon Anfang 1816 nach Stettin, um an dem dortigen vereinigten königlichen und Stadt-

Gymnasium als Lehrer einzutreten. Hier in dieser seiner zweiten Heimath lebte er ein äußerlich wenig bewegtes, innerlich sehr reiches Leben, gelehrte Forschungen treibend oder poetisch das gestaltend, was sein Gemüth erregte, beschränkt auf seine glückliche Häuslichkeit. Nur einmal war er auf längere Zeit von Stettin abwesend, als seine Mitbürger ihn zum Abgeordneten für die Frankfurter Nationalversammlung gewählt hatten. An der Schule unterrichtete er als einer der ausgezeichnetsten Lehrer derselben über funfzig Jahre (seit 1826 Professor) hauptsächlich im Deutschen, in der Geschichte und in der Religionswissenschaft. Zu Michaelis 1866 trat er in den Ruhestand. Doch seine wissenschaftliche und dichterische Arbeit ruhte nicht; und er, der früher nur sehr selten zu kurzen Reisen sich entschlossen hatte, machte nun wiederholt längere Reisen nach dem Süden Deutschlands, nach Tirol und Norditalien und erfrischte sich an der herrlichen Gebirgsnatur, an dem Anschauen von Kunstwerken, an dem Verkehr mit seinen beiden Neffen, mit Eduard Böhmer (jetzt Professor in Straßburg, damals in Halle), den er auf seinen Reisen nach dem Süden wiederholt besuchte, und mit Wilhelm von Giesebrecht, bei dem er längere Zeit in München lebte. In seinen letzten Lebensjahren wohnte er bei einer Tochter in Jasenitz (nicht weit von Stettin oderabwärts), bis wenige Stunden vor seinem Tode mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Sein historisches Hauptwerk sind die im J. 1843 erschienenen „Wendischen Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182“. Diesem Buche waren viele monographische Arbeiten über nordische Geschichte vorausgegangen, die zum Theil als selbständige Broschüren erschienen, zum Theil als Programme des Gymnasiums von ihm veröffentlicht wurden, zum größten Theil aber in Zeitschriften, besonders in den pommerschen Provinzialblättern (zuerst von Haken, dann von G. und Haken gemeinschaftlich herausgegeben) und in den baltischen Studien, dem Organ der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde enthalten sind. In seinen wendischen Geschichten hat er ein neues reiches Quellenmaterial verwandt, manche vergangenen Zustände zuerst aufgehellt, den Zusammenhang vieler Vorgänge zuerst erkannt und so eine klare Einsicht in eine vordem in tiefes Dunkel gehüllte wichtige historische Entwicklung zuerst erschlossen, so daß dieses Werk der Ausgangspunkt für alle Forschungen geworden ist, die sich auf die Zustände des alten Wendenlandes beziehen. Ein größeres geschichtliches Werk ist außerdem von ihm das „Lehrbuch der Geschichte“ in drei Theilen, als Grundlage für seinen Unterricht im Gymnasium ausgearbeitet („Lehrbuch der alten Geschichte“, Berlin 1833. „Lehrbuch der mittleren Geschichte für den Gebrauch der oberen Gymnasialklassen und zum Selbstunterricht“, Stettin 1836. „Lehrbuch der neueren Geschichte“, Stettin 1846). Als Schulbuch ist das Werk wegen seines reichen Inhalts weniger geeignet, aber es zeichnet sich nicht blos aus durch die meisterhaft concise, bei aller Gedrängtheit edle und fließende Darstellung, sondern es ist auch in ihm der gewaltige Stoff dergestalt in innere Verbindung gebracht, wie es kaum in einem andern derartigen Werke geschehen ist. Was er auf dem Gebiete der Philosophie, der Theologie, der Litteratur- und Kunstgeschichte geforscht und gedacht hat, findet sich fast alles in der seit dem Jahre 1860 von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Damaris“, deren Aufsätze in den drei ersten Jahrgängen ihn allein zum Verfasser haben. Für die beiden letzten Jahrgänge (1864 und 1865) verband er sich mit Eduard Böhmer zu gemeinschaftlicher Herausgabe. Eine Zeitschrift in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ist die Damaris nicht; weil sie aber der Ausdruck einer rückhaltlos wahrhaftigen Persönlichkeit, die Arbeiten eines scharf denkenden, umfassend gelehrten, phantasievollen, für alles Hohe und Heilige begeisterten Mannes enthält, so bleibt diesen in classisch edler Sprache geschriebenen Aufsätzen ihr Werth für alle Zeiten. Dichterisch ist G. thätig gewesen von den ersten Jünglingsjahren an bis an sein

Lebensende. Viele von seinen dichterischen Productionen sind nie veröffentlicht worden, so die meisten von seinen geistlichen Poesien, von denen nur ein geringer Theil in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen ist, so fast alle seine Dramen, von denen nur eins, „Lazar“ in den pommerschen Provinzialblättern erschienen ist, endlich alles, was er nach dem Jahre 1866 gedichtet hat. Oeffentlich hervorgetreten ist er zuerst mit den von seinem Freunde Karl Löwe, dem bekannten Balladencomponisten in Musik gesetzten Oratorien (die sieben Schläfer, die eherne Schlange u. a.). Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien im J. 1836 (bei Emil Güntz in Leipzig), eine zweite sehr vermehrte, mit vielen erläuternden Anmerkungen, die oft zu längeren Darlegungen werden, im J. 1867 (bei Th. v. d. Nahmer in Stettin). Es sind gedankenreiche innige Poesien, bald durch schlichteste Anmuth, bald durch schwungvolle Erhabenheit den Leser fesselnd. Nirgends abgegriffene Münzen aus werthlosem Metall, sondern echtes Gold mit neuem eigenthümlichem Gepräge. Es ist in manchen dieser Gedichte viel mehr enthalten, als es auf den ersten Anblick scheinen will: die Gedanken so gedrängt, die Worte so bedeutsam, daß die Fülle des Inhalts oft für mehr als ein Gedicht ausgereicht hätte. Allerdings ist dadurch und durch manche Anspielungen auf Thatsächliches, das dem Leser unbekannt ist, nicht selten Dunkelheit in die Gedichte gekommen, so daß erst die in der zweiten Ausgabe hinzugekommenen Anmerkungen dem Leser den vollen Inhalt mancher Gedichte erschließen. Die Diction paßt sich dem Gedanken auf das innigste an; es ist, als ob es der durch die Natur der Sache selbst gegebene Ausdruck wäre, frei von jeder Ziererei, von jedem rednerischen, hohlen Pathos, von jedem gesuchten Bilderschmuck, so schlicht und natürlich, wie etwa in Goethe's Iphigenie oder in sophokleischen Dialogen, die er selber wiederholt als sein unerreichbares Vorbild bezeichnet hat. Weitaus am bedeutendsten ist er als Lyriker. Auch von seinen epischen Poesien sind einige vortrefflich, andere leiden an Dunkelheit. Den dramatischen Dichtungen fehlt die rechte individualisirende Charakterisirung. Der Inhalt seiner Poesien ist mannigfaltig genug. Frühling und Liebe, das Glück der stillen Häuslichkeit und die Schicksale seiner Heimath, der engeren wie der weiteren, das einsame Sinnen des Denkers und die Arbeit an der Schule, kriegerische Begeisterung und unverbrüchliche Treue dem Herrscherhause gegenüber, sein zweifelndes Grübeln und angstvolles Ringen, das seines schwer erkämpften Glaubens gewisse, gottergebene Gemüth — alles das tönt durch die Lieder unseres reichen Dichters. So haben seine Dichtungen, vor allem seine Lieder, einen sehr viel höheren Werth, als man nach der verhältnißmäßig geringen Verbreitung derselben schließen möchte. Auch in seiner praktischen Wirksamkeit war G. ein bedeutender eigenartiger Mann, weniger in seiner vorübergehenden politischen Thätigkeit, in welcher er seiner beschaulichen Natur gemäß nie besonders hervorgetreten ist, als während seiner mehr als fünfzigjährigen pädagogischen Arbeit. Denn er hat durch seine Persönlichkeit als Lehrer gewirkt reinigend und begeisternd, nachhaltig und tief anregend wie wenige, seine Schüler erziehend zur Freiheit nicht minder als zur Besonnenheit, ein unversöhnlicher Feind alles flachen, phrasenhaften Geredes, jeder nebelhaften Unklarheit. Er hat viele Schüler gehabt, die mit Verehrung zu dem Manne emporschauten, der idealen Sinn, ein Hinwenden des Geistes aus der platten Nützlichkeit, aus der flüchtigen Lust auf das Ewige und Unentreißbare nicht pathetisch predigte, sondern in dem leuchtenden Beispiel seiner eigenen Lebensführung ihnen vor die Augen stellte.

Vgl. Ludwig Giesebrecht als Dichter, Gelehrter und Schulmann, dargestellt von Franz Kern, Stettin 1875.

Franz Kern.

Giesebrecht: Friedrich Gustav Theodor G., Theologe, der vierte Sohn Benjamins G., geb. den 5. Juli 1792 zu Mirow, † daselbst den 3. Mai 1875. Bis zum 22. Jahre lebte er in steter Gemeinschaft mit seinem Zwillingsbruder Ludwig (s. die vorstehende Biographie desselben); erst nach der Schlacht an der Katzbach trennten sich ihre Lebenswege. Auch F. erkrankte schwer unter den Anstrengungen des schlesischen Feldzuges, kehrte aber nach seiner Genesung zu seinem Regiment zurück und nahm an der Einschließung von Mainz Antheil. Mit der Armee ging er dann über den Rhein und gelangte bis Pont à Mousson, wo er abermals in eine bedenkliche Krankheit verfiel, aber unter der liebreichen Pflege barmherziger Schwestern genas. Nach dem ersten Pariser Frieden erhielt er seine Entlassung und kehrte nun nach Berlin zur Vollendung seiner theologischen Studien zurück. Schleiermacher und Neander waren es besonders, denen er seine wissenschaftliche Bildung verdankte. Schon im Frühjahr 1816 übernahm er, zuerst als Adjunct seines Vaters, das Pfarramt zu Mirow, welches er dann bis zu seiner Emeritirung im J. 1865 bekleidete. Bei der kirchlichen Eintheilung des Landes in Präposituren wurde er zum Präpositus ernannt und bei seinem Dienstjubiläum ihm der Titel eines Consistorialraths ertheilt. Früh hatte er sich verheirathet, aber die Ehe war kinderlos geblieben und die Gattin wurde ihm nur zu bald durch den Tod entrissen. Stets eine stille, in sich gekehrte Natur schloß er sich seitdem immer mehr von dem Umgange mit Andern ab. Er lebte nur seinem Amte und seinen Büchern. Ein sehr eifriger Prediger, widmete er zugleich, auch darin seinem Vater ähnlich, dem Unterricht der Jugend die größte Sorgfalt; bei Wind und Wetter sah man ihn als hochbetagten Mann noch allein auf die entlegenen Dörfer seines Sprengels hinauswandern, um die Schulen zu besuchen. Allem hierarchischen Wesen und jeder kirchlichen Exclusivität Feind, trat er offen einer dahin zielenden Richtung entgegen, die unter der mecklenburgischen Geistlichkeit breiten Boden gewann; er hatte deshalb manche Anfechtungen zu erdulden, aber auch seine Gegner mußten den Ernst seiner christlichen Gesinnung unangetastet lassen. Er galt für einen der gelehrtesten Theologen des Landes und lange Zeit konnte man seiner Mitwirkung beim theologischen Examen nicht entbehren. Größere Werke hat er nicht veröffentlicht; kleinere wissenschaftliche Abhandlungen von ihm finden sich in der von Tholuck und Neander begründeten „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und kirchliches Leben“ und der „Damaris“ seines Bruders Ludwig. Außerdem sind mehrere Predigten von ihm gedruckt. Eine besondere Erquickung fand er in dem Liederschatz der evangelischen Kirche, und er bemühte sich ihn zu vermehren. Eine Sammlung Kirchenlieder ließ er 1821 zu Neu-Brandenburg unter dem Titel: „Versuch geistlicher Lieder im Bibel- und Volkston“ drucken; später erschienen „Geistliche Lieder wider die Kirchenstürmer“ (Neu-Strelitz 1847). Andere Lieder sind in der praktisch-theologischen Zeitschrift von Ohly veröffentlicht. Noch als ein Greis von achtzig Jahren dichtete er einen Cyclus geistlicher Sonette, den er im Manuscript hinterließ.

W. v. Giesebrecht.

Giesecke (Metzler): Karl Ludw. v. G., berühmter Mineralog, geb. 1761 oder 1775 in Augsburg, gest. 5. März 1833 in Dublin. Nach den bei Wurzbach (s. u.) verzeichneten Quellen wäre sein ursprünglicher Name Metzler und er der Sohn eines wohlhabenden Schneiders. Seines früh bemerkbaren großen Talentes wegen zum Studium bestimmt, sollte Metzler, so wird weiter berichtet, sich auf der Universität Altdorf der Rechtswissenschaft widmen, die ihm aber wenig zusagte; um so mehr wendete er sich der Dichtkunst und Naturkunde zu, mit einer entschiedenen Neigung zur dramatischen Kunst. Nach dürftig vollendeten Studien ging Metzler nach Wien, trat mit Erfolg unter dem veränderten

Namen Giesecke auf der Bühne auf und wurde an dem Wiedner Theater engagirt. Hier schrieb er nun mehrere mit Erfolg aufgenommene Theaterstücke (s. u.), weshalb er auch den Titel eines Theaterdichters erhielt. Nebenbei boten ihm die vorzüglichen Sammlungen in Wien reichliche Gelegenheit, seiner Lieblingsneigung, dem Studium der Mineralogie eifrig nachzugehen. 1804 gab er seine Stellung an der Bühne völlig auf, um nunmehr ganz den mineralogischen Studien zu leben. Zunächst begab sich G. zum Zwecke Mineralien hauptsächlich für das Wiener Naturaliencabinet zu sammeln, auf Reisen und verwendete mehr als sieben Jahre zur Durchforschung von Grönland und Island. Seine Beobachtungen sind in der Abhandlung: „Ueber die mineralogische Beschaffenheit von Grönland" in Brewster's Encyclopädie erschienen. Ein von ihm in Grönland entdecktes Mineral wurde von Allan und Strohmeyer ihm zu Ehren Gieseckit genannt. Nach seiner Rückkehr 1813 erhielt G. eine Professur der Mineralogie in Dublin und später den Titel eines Baronets und das Ritterkreuz des Danebrogordens. Auch war er Mitglied der Royal Academy. Eine Reihe mineralogischer Abhandlungen in englischen Zeitschriften werden ihres wissenschaftlichen Werthes wegen hochgeschätzt. Es sind darunter namhaft zu machen: „On cryalit" (Edinb. philos. Journ. VI. 1822), „On the geological situation of the Beryll in the County of Down" (Ann. philos. M. X. 1825); „A geol. excursion to the Counties of Galway and Mayo" (das. XI. 1826). Als selbständige Werke erschienen 1815 von ihm „Mineral System" und 1820 eine Beschreibung seiner Reise nach Grönland in den Jahren 1805 bis 1809. (Vgl. Oesterr. Nat. Encyklop. II. 571. Poggendorff, Biogr. I. 894. Wurzbach, Biogr. Lex. V. 180). Gümbel.

Giesecke's erste dramatische Arbeit war ein Operntext „Oberon" (nach Wieland), welchen Wranitzky componirte (1791); es folgten das Ritterschauspiel „Lutz von Unterstein" (1792); die Burleske „Der travestirte Hamlet" (1798), „Der travestirte Aeneas" (1799) und die Oper „Die Pfaueninsel". Endlich ist aber G. auch noch der eigentliche Dichter des Textes der Zauberflöte, den Schikaneder nur geändert und erweitert hat.

Wir müssen schließlich erwähnen, daß über Giesecke's Herkunft und früheste Schicksale ein gewisses Dunkel herrscht, welches aufzuhellen wir uns vergebens bemüht haben. Die Identität des Geologen mit dem früheren Schauspieler steht zwar außer Zweifel; nicht aber seine Herkunft. Die oben gegebenen Daten scheinen indessen die am besten beglaubigten zu sein. Wenn dagegen G. in anderen Nachrichten als aus Braunschweig stammend, als ein Sohn von Nic. Dietrich Giseke, der als Student in Halle relegirt sei, bezeichnet wird (vgl. u. A. Otto Jahn, Mozart IV. S. 594, 603. Illustr. Familienbuch des östr. Lloyd II. S. 119), so scheint dies auf einer Verwechselung zu beruhen.

Hyac. Holland.

Giesecke: s. **Gisecke**.

Gieseler: Johann Karl Ludwig G., protestantischer Theolog und Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts, geb. den 3. März 1792 (nicht 1793, wie Redepenning, Herzog, Lipsius u. A. angeben, sondern 1792, wie er selbst im Göttinger Facultätsbuch eingezeichnet hat) zu Petershagen bei Minden, † am 8. Juli 1854 in Göttingen. — Er stammte aus einer alten lutherischen Predigerfamilie Westfalens; sein Großvater Johann Arend G. war Prediger zu Lahde im Fürstenthum Minden gewesen, ein streng orthodoxer, zugleich aber vom Geist A. H. Francke's berührter Mann; der Vater Georg Christof Friedrich G., geb. 1760, Prediger zu Petershagen, später zu Werther bei Bielefeld, war ein Theolog aus der Halle'schen Schule, aber wegen Schwerhörigkeit überwiegend Autodidakt, ein Mann von originellen theologischen Anschauungen, aber auch großer prak-

tischer Rührigkeit als Pastor, Pädagog, Patriot, Schriftsteller (vgl. H. Döring in der Allg. Encykl. Bd. 67 und N. Nekrolog der D. Jahrg. XVII), der insbesondere auch seine Kinder frühe zur Selbständigkeit des Denkens und Handelns zu gewöhnen suchte. — Als ältestes Kind unter einem zahlreichen Geschwisterkreise genoß G. zuerst den Unterricht seines Vaters und Großvaters, kam dann aber frühe auf die lateinische Schule des Waisenhauses zu Halle, wo besonders Kanzler Niemeyer ihm seine Theilnahme und Fürsorge zuwandte. Dieser war es auch, der ihm nach Vollendung seiner theologischen Studien in Halle 1812 eine Lehrerstelle an den Francke'schen Anstalten, als Collaborator an der lateinischen Schule und Oberlehrer an der Pensionsanstalt, verschaffte. Aber schon 1813 folgte G. dem Ruf des Vaterlandes und trat als freiwilliger Jäger in die Reihen der Freiheitskämpfer. Nach dem Friedensschluß 1815 trat er in sein Lehramt in Halle zurück, erwarb 1817 den philosophischen Doctorgrad, wurde Conrector am Gymnasium in Minden, 1818 Director des Gymnasiums zu Cleve, folgte aber schon 1819 einem Ruf an die neu errichtete Universität Bonn als Doctor und ordentlicher Professor der Theologie. Hatte er diesen Ruf einer epochemachenden Arbeit auf dem Gebiet der biblischen Kritik zu verdanken (seinem historisch-kritischen Versuch über die Entstehung der Evangelien 1818), so führte ihn jetzt erst sein akademischer Lehrberuf in dasjenige Gebiet ein, auf dem er bald die anerkannte Meisterschaft erringen sollte, das der Kirchengeschichte. Und so folgte er denn auch bald, nach zwölfjähriger Lehrthätigkeit in Bonn, im J. 1831 einem Ruf an diejenige Universität, die seit ihrer Gründung die historischen und kirchenhistorischen Studien vorzugsweise gepflegt hatte, nach Göttingen, wo er als Nachfolger J. G. Planck's zu Ostern 1831 eintrat und von da an 23 Jahre lang als ordentlicher Professor der Theologie (seit 1837 mit dem Titel Consistorialrath) mit unermüdlicher Treue und vielseitiger Tüchtigkeit bis zu seinem Tode gewirkt hat. — Seine Vorlesungen umfaßten Kirchengeschichte, Dogmengeschichte und Dogmatik; die von ihm geleitete theologische Societät beschäftigte sich gleichfalls vorzugsweise mit historischer Theologie, wie auch seine fruchtbare litterarische Thätigkeit, wenigstens während seiner Göttinger Zeit, fast ausschließlich auf diesem Gebiet sich bewegte. Dabei aber war G., hierin der ächte Sohn seines Vaters wie seiner westfälischen Heimath, nichts weniger als ein bloßer Stubengelehrter und Bücherschreiber, sondern begabt und geschickt zu den verschiedenartigsten praktischen Geschäften, ein treuer Arbeiter, erfahrener Rathgeber, umsichtiger und gewandter Geschäftsmann in den verschiedenartigsten Beziehungen des akademischen wie des öffentlichen Lebens. Als Facultätsmitglied und oftmaliger Dekan, als mehrmaliger Prorector der Universität, als Theilnehmer an den verschiedenartigsten Commissionen, als Mitglied des theologischen Ephorats, der Kirchendeputation und Wittwenkassen-Verwaltung, der Bibliothek-Commission, Freitisch-Inspection, als Curator des Waisenhauses, Verwalter der Hugo'schen Schulstiftung und verschiedener Stipendien, als Mitglied der Societät der Wissenschaften und Curator der Wedekind'schen Stiftung, als Gründer eines Vereins für entlassene Strafgefangene, Mitglied des Bibel-, Missions-, Gustav-Adolf-, Gesangbuchs-Vereins, aber auch als Wortführer des Bürgervorsteher-Collegiums, als Maurer und Meister vom Stuhl in der Freimaurerloge, als Freund und Gesellschafter im Kreis der Collegen, endlich als Gatte und Vater einer überaus zahlreichen Kinderschaar (er hatte aus seinen zwei Ehen 24 Kinder) — in allen diesen Lebensstellungen bewahrte und bewährte er seine klare Verständigkeit, seine unermüdliche Arbeitskraft, seine vielseitige theoretische wie praktische Begabung und Erfahrung. Gesund an Körper und Geist wie wenige, auch äußerlich eine männlich kräftige Gestalt, unterlag er im 63. Lebensjahre einer mit großer Heftigkeit auftretenden, seine Kräfte schnell verzehrenden Unterleibsschwindsucht — tiefbetrauert von seiner Familie, von Stadt und Universität,

von einem zahlreichen Freundes- und Schülerkreis. — So vielfältig auch seine Begabung wie seine Wirksamkeit war, seine eigentliche Virtuosität und sein bleibendes Hauptverdienst liegt doch auf dem Gebiet der kirchenhistorischen Forschung, deren Ergebnisse er theils in einer großen Zahl von kirchen- und dogmenhistorischen Monographien, theils aber besonders in dem Hauptwerk seines Lebens, seinem in 5 Bänden oder 10 Abtheilungen, zum Theil in wiederholten Auflagen erschienenen Lehrbuch der Kirchengeschichte (Bonn, Marcus 1824—35, 8. nebst einem die Dogmengeschichte umfassenden Ergänzungsband) niedergelegt hat. Ein Verzeichniß der monographischen Arbeiten, der Programme und Abhandlungen in Zeitschriften, deren Resultate meist in das Hauptwerk verarbeitet sind, gibt (nach des Verfassers eigenen Angaben) Oesterley, Geschichte der Universität Göttingen, 1838, S. 410 ff. Die bedeutendsten derselben sind folgende: „Historisch-kritischer Versuch über die Entstehung der Evangelien", zuerst 1816 in Keil und Tzschirner's Analekten Bd. III, dann Leipzig 1818; eine Abhandlung „über Nazaräer und Ebioniten", 1819; „Ueber den Reichstag zu Augsburg", 1821; „Beurtheilung von Neander's gnostischen Systemen", 1823; „Comm. de Clementis Alex. et Origenis doctrina de corpore Christi", 1837; verschiedene Beiträge zur altkirchlichen und mittelalterlichen Sectengeschichte, über die Monophysiten, Paulicianer, Petrus Siculus; „Visio Jesajae"; „Rückblick auf die theologischen Richtungen der letzten 50 Jahre", 1837; „Ueber die Lehninische Weissagung", 1849; „Ueber Hippolytus und die römische Kirche des dritten Jahrhunderts", 1853; dann einige pseudonyme Schriften (unter dem Namen Irenaeus) über die Kölner Angelegenheit 1838; „Ueber Mission und Kirche", 1841; Vorreden zu einer Schrift über die niederländische Kirche, 1840: zu Mäder's Geschichte der protestantischen Kirche Frankreichs 1848 ꝛc.; mit Lücke gab er 1823 ff. eine Zeitschrift für gebildete Christen, mit Jakobi, Fritsche u. A. eine Zeitschrift für evangelisches Christen- und Kirchenthum 1834 heraus, seit 1828 gehörte er zu den Mitherausgebern der theologischen Studien und Kritiken.

Gieseler's theologischer Standpunkt läßt sich im Allgemeinen bezeichnen als historisch-kritischer Rationalismus: er hat deshalb, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, manche Anfechtungen zu erleiden gehabt, theils von Seiten einer über ihn hinausgehenden kritisch-speculativen Richtung, mit deren neuen Constructionen des Urchristenthums er sich nicht einverstanden erklären konnte, theils aber besonders von Seiten eines verschärften und fanatischen Confessionalismus, besonders von Hengstenberg, der ihm seine intimen Beziehungen zum vulgären Rationalismus und maurerischen Humanismus zum Vorwurf machte. Er selbst hat, jeder persönlichen Polemik abgeneigt, gleich entfernt von oberflächlicher Aufklärung wie von mystischer Ueberschwenglichkeit, von hyperkritischem Radicalismus wie von bornirtem Orthodoxismus, gegenüber von allen extremen Richtungen die Freiheit seines kritisch-rationalen, und doch zugleich kirchlich wie politisch conservativen Standpunktes sich gewahrt und denselben in allen praktischen Fragen (in Bezug auf Union und Confession, Kirchenverfassung, Schulwesen und Universitätsangelegenheiten) wie in der theologischen Wissenschaft geltend gemacht. Insbesondere ist es dieser kritische Positivismus, der seine kirchen-historischen Arbeiten charakterisirt und ihn zu dem anerkannt ersten unter den Kirchenhistorikern des 19. Jahrhunderts, sein Lehrbuch zu dem „nützlichsten Werk der neueren Kirchengeschichtsschreibung", zu einer Fundgrube kirchen-historischer Gelehrsamkeit, zu einem unübertroffenen Vorbild eines geschichtlichen Lehrbuchs gemacht hat. Des Historikers erste Aufgabe sieht G. darin, zu zeigen was geschehen ist; jedes Zeitalter aber könne nur dann richtig verstanden werden, wenn man es selbst sprechen höre. Daher will er mittelst umfassender und gründlicher Durchforschung des Quellenmaterials, mittelst eines ununterbrochenen und un-

parteiischen Zeugenverhörs den geschichtlichen Thatbestand feststellen und denselben in einfacher, streng objectiver Form zur Darstellung bringen — in einem möglichst kurz und präcis gefaßten Text und fortlaufenden, gut gewählte Quellenauszüge und litterarische Nachweisungen bietenden Anmerkungen. Am meisten zeigt sich daher Gieseler's Virtuosität gerade in den schwierigsten, durch Unkunde oder Parteilichkeit bisher verdunkelten Partien der Kirchengeschichte, z. B. in der Geschichte des Papstthums, Mönchthums, in der Geschichte der Sekten, der Lehrstreitigkeiten, während anderwärts z. B. in den dogmengeschichtlichen Abschnitten, in der Geschichte des Urchristenthums, bei der Würdigung großer historischer Persönlichkeiten eine gewisse Nüchternheit und Aeußerlichkeit, Mangel an tieferem Einblick in die Gesetze und Ziele der geschichtlichen und dogmatischen Entwicklung, eine gewisse kühle oder berechnete Zurückhaltung des eigenen Urtheils und Gefühls seiner Geschichtsdarstellung nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht worden ist. Immerhin also bedarf die objectiv kritische Geschichtsforschung Gieseler's noch wesentlicher Ergänzungen und Fortbildungen, zumal da die aus Gieseler's Nachlaß edirte Darstellung der letzten Jahrhunderte eine sehr dürftige, den früheren Bänden durchaus nicht ebenbürtige Gestalt zeigt. Aber innerhalb der ihm selbst gesteckten Grenzen seiner Begabung und Richtung hat G. der kirchlichen Geschichtsforschung ein Meisterwerk von unvergänglichem Werthe geliefert.

S. bes. Redepenning, Gieseler's Leben und Wirken in dem aus seinem Nachlaß herausgegebenen Band V seiner Kirchengeschichte, Bonn 1855; Oesterley, Gesch. der Univ. Göttingen, S. 409 ff.; Lipsius in der Allg. Encykl., Bd. LXVII; Baur, Epochen der kirchl. Geschichtsschreibung, S. 232; Herzog in s. theol. R.-E. V, S. 152 f. Wagenmann.

Gießmann: Friedrich G., Historienmaler, geb. in Leipzig am 31. Decbr. 1810, gest. in München am 27. Septbr. 1847, Schüler und Gehülfe Julius Schnorr's bei dessen Arbeiten in der Münchener Residenz, erhielt seine erste Bildung in der Kunstschule seiner Vaterstadt, wo er sich bald durch zahlreiche und talentvolle Porträtzeichnungen bekannt und beliebt machte. Von dort besuchte er erst die Akademie in Dresden und kam dann 1832 nach München, wo er bald als einer der begabteren jungen Künstler der Cornelianischen Schule galt und in Hohenschwangau Compositionen von Schwind und Ruben zur Ausführung in Enkaustik übertragen erhielt. Nach ihrer Beendigung verwandte ihn Schnorr bei seinen großen Arbeiten im Saalbau der königlichen Residenz, wo er auch einige kleinere Bilder ausführte. Sie unterscheiden sich nicht sehr von denen seines Meisters. In Folge seiner vielfältigen Naturstudien ein guter Zeichner und auch talentvoller Componist, hat er doch nicht Eigenthümlichkeit genug, um bei dem Mangel jeder technischen Bildung, wie er die damalige Schule charakterisirt, durch die übereilte Art der Ausführung jener großen Bildercyclen, zu der die Hast des Königs drängte, nicht eher verdorben als gefördert worden zu sein. Um so mehr als die dabei beliebte Enkaustik weder die Vorzüge des Fresco's, noch die der Oelmalerei hat. Pecht.

Giftschütz: Franz G., geb. zu Wien am 10. April 1748, gest. ebendaselbst am 10. August 1788, war der Sohn armer Eltern, der in Wien Theologie studirte und nach Erlangung der priesterlichen Weihen als Hülfsgeistlicher und Frühprediger am St. Stephansdome in Wien angestellt war, bis er in den ersten Jahren der Regierung Josephs II. auf den Lehrstuhl der Pastoraltheologie an der Wiener Universität berufen wurde. Der von ihm verfaßte „Leitfaden für die in den k. k. Erblanden vorgeschriebenen deutschen Vorlesungen über die Pastoraltheologie“ (1782, 3 Thle.) erlebte bis zum J. 1811 fünf Auflagen und wurde im Auftrage der österreichischen Regierung zum Gebrauche für die außer-

deutschen Provinzen der Monarchie auch ins Lateinische übersetzt; in Olmütz erschien 1788 eine böhmische Uebersetzung. Werner.

Gigas: Johannes G. (Heune), ein Humanist und Theolog der Reformationszeit, geb. den 22. Februar 1514 in Nordhausen, † den 12. Juli 1581 in Schweidnitz. Wir dürfen annehmen, daß er zu den ersten Zöglingen der Schule gehörte, welche der Reformator seiner Vaterstadt Johannes Spangenberg einrichten half; aber auch die rasch aufblühende Schule in Magdeburg soll er besucht haben. Die weiteren Studien machte er dann in Wittenberg, eng verbunden mit seinem älteren Landsmann Justus Jonas und bald als ein „wohlgerathener Schüler" Luthers angesehen; seit 1537 scheint er in Leipzig gewesen zu sein. Im J. 1541 übernahm er die Leitung der Schule in der durch ihre Silbergruben damals berühmten böhmischen Bergstadt Joachimsthal, wo Matthesius schon eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet hatte (vgl. Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, IX und XI): siedelte aber schon im nächsten Jahre zu gleicher Thätigkeit nach der meißnischen Bergstadt Marienberg über. Allein auch hier verweilte er nur kurze Zeit; im J. 1543 ging er als erster Rector an die Fürstenschule Pforta, für welche damals Joachim Camerarius die ersten Statuten verfaßte. Es überraschte nun immer noch, als er bereits 1545 seinem Freunde Georg Fabricius, der damals in Straßburg lebte, die Mittheilung machte, daß er Pforta als Poet verlassen werde; des Schullebens müde trat er in den Dienst der Kirche (Fabricii epp. ed. Baumgarten-Crusius 20 f.). Als lateinischer Poet hatte er übrigens wirklichen Ruf; man kann ihn nach Gewandtheit und Gesinnung neben Fabricius und Stigelius stellen. Bekannt sind von ihm außer der „Methodus scribendi carmina" die „Sylvae" (4 Bde.), die „Epigrammata innocua", das „encomium Lipsiae" u. A. Er wandte sich nach Schlesien und nahm dort zuerst eine Pfarrstelle in einem Dorfe an, ging aber dann nach Freystadt, wo er 27 Jahre unter mancherlei geistigen Anfechtungen aushielt, und wirkte zuletzt (seit 1577) in Schweidnitz. Hier gab er noch im J. 1577 eine Sammlung kurzer Katechismuspredigten heraus, die als Catechismus Gigantis viel gebraucht worden sind. In seine spätere Zeit gehören auch einige geistliche Lieder.

Koch, Gesch. des Kirchenliedes I, 369 f. Wackernagel, Kirchenl. voce Heune. S. außerdem Adami vitae theologorum 252. Schamel, Chron. Port. II, 90. Schmieder, Erinnerungsblätter (1843), 1 ff. H. Kaemmel.

Gigas: Johann Michael G. (Rise), wurde 1580 zu Luyde bei Pyrmont geboren und tritt laut seinen Schriften, nachdem er wahrscheinlich lange gelehrten Studien obgelegen, als Doctor der Medicin, Magister der freien Künste, als Leibarzt des Kölner Kurfürsten Ferdinand von Baiern und als großer Freund der mathematischen Wissenschaften auf; die Neigung zur Mathematik führte ihn wol auf die Geographie, und zwar zu Gunsten der Länder, über welche sein Fürst regierte, und der angrenzenden Territorien. Bekannt sind von ihm folgende geographische Arbeiten: 1) „Geographicae Mappae Archi-Dioecesis Coloniensis et Paderbornensis ab eo delineatae et latina descriptione ac catalogo Episcoporum ornatae". Coloniae 1617 Fol. 2) „Prodromus geographicus h. e. Archiepiscopatus Coloniensis annexarumque et vicinarum aliquot regionum descriptio nova. Johanne Gigante D. medicinae et Mathemat. autore". Coloniae 1620 Fol. 3) „Tabula geographica Episcopatus Monasteriensis superioris". 4) „Tabula geographica Episcopatus Monasteriensis inferioris, adjecta descriptione". 5) „Episcopatus Osnabrugensis", 1650. Diese Karte erschien wieder als „Episcopatus Osnabrugensis delineata a Gigante, rev. a Meuschen", 1753 — ferner an chronistischen Schriften noch ein „Catalogus Episcoporum Monasteriensium" und ein „Catalogus abbatum Corbeien-

sium“. Die letzteren sind anscheinend Handschriften geblieben, die Karten der Bisthümer Münster und Osnabrück auch zu Köln erschienen. Um die specielle Geographie hat G. sich hochverdient gemacht. Seine diesseitigen Arbeiten beruhen auf Messungen und dienten späteren Karten, wie schon der Titel der zweiten Ausgabe des „Episcopatus Osnabrugensis“ darthut, als Grundlage. Aeltere Vorlagen gab es für das Bisthum Paderborn und das Herzogthum Westfalen sicher nicht; die nächste Karte des letztgenannten Landes ist vom Jesuiten Josef Zittart, der Missionar in Arnsberg war, gezeichnet und 1706 gestochen. Nach dem Datum des Episcopatus Osnabrugensis lebte G. noch 1650.

Bessen, Geschichte des Bisthums Paderborn (1820) II, 400. — Seibertz in Ersch u. Gruber's Allg. Encyklopädie s. v. Derselbe, Westfäl. Beiträge zur deutschen Geschichte I, 241—43; II, 257. Nordhoff.

Gilbert: Ludwig Wilhelm G., wurde am 12. August 1769 in Berlin geboren, wo sein von französischen Voreltern stammender Vater Advocat am Kammergerichte war. Nachdem er in Halle vorzugsweise Mathematik und Geographie studirt hatte, promovirte er daselbst 1794 als Doctor der Philosophie, trat 1795 als Docent der Mathematik und Physik auf und wurde noch in demselben Jahre außerordentlicher Professor. Von 1801 an bekleidete er an derselben Universität die ordentliche Professur der Physik und Chemie, und wurde 1808 von der Universität Greifswald durch Verleihung der medicinischen Doctorwürde geehrt. Im J. 1811 wurde er als Professor der Physik an die Universität Leipzig berufen und blieb in dieser Stellung bis zu seinem am 7. März 1824 daselbst erfolgten Tode wirksam. G. hat sich um die Wissenschaft weniger durch eigene Forschung als durch seine zusammenfassende Thätigkeit verdient gemacht, und zwar letzteres als langjähriger Herausgeber der „Annalen der Physik“, deren Redaction er nach dem Tode Gren's (1798) übernahm und mit Geschick und Hingebung bis an sein Ende fortführte. In den 76 von ihm redigirten Bänden finden sich von seiner Hand zahlreiche Aufsätze, Uebersetzungen, Bearbeitungen, Auszüge und Bemerkungen.

Choulant in Gilb. Ann. Bd. LXXVI. Lommel.

Gildehusen: Albert G., auch „Ghyldehusen“ geschrieben, einer der hervorragendsten Stralsunder Patrizierfamilien angehörend, deren Wohnhaus mit dem Wappen des Geschlechtes noch jetzt erhalten ist, trat im J. 1369 in den Rath und wurde nach ältern Angaben im J. 1378, nach den Urkunden der Hansereceſſe dagegen erst im J. 1387 Bürgermeister. In den Jahren 1385—90 vertrat er Stralsund, in Gemeinschaft mit seinen Amtsgenossen Johannes Rughe und Arnold von Soest, als Gesandter auf den Hansetagen, und stand anscheinend auch in einem lebhaften Handelsverkehr mit den nordischen Reichen, durch welchen er zu großem Reichthum gelangte. Derselbe trat besonders bei der Gelegenheit hervor, als er im J. 1390 seine Tochter Gertrud mit Nikolaus Wulflam, dem Sohne des berühmten Stralsunder Bürgermeisters Bertram Wulflam, dem Helden des dänischen Krieges von 1367—70 (s. d. Art.), verheirathete. Diese Hochzeit wurde nicht nur von den pommerschen Chronisten und Historikern wiederholt wegen ihres Glanzes hervorgehoben, sondern auch später von Wulflam's und Gildehusen's Feinden als Anklagemittel benutzt, weil sie gegen die Hochzeitsordnung verstoßen habe. Seit dem J. 1391 nämlich, als durch den Bürgermeister Karsten Sarnow (s. d. Art.) eine mehr demokratische Verfassung in Stralsund eingeführt wurde und das zunehmende Alter Bertram Wulflam's seine Kräfte ebenso schwinden, wie seine Verdienste vergessen ließ, richtete die Bürgerschaft sehr harte Beschuldigungen sowol gegen Wulflam wegen der städtischen Verwaltung im Allgemeinen, wie gegen G. wegen der Münze, die unter der Leitung

des letzteren stand. In Folge dessen verließen beide die Stadt und versuchten durch Vermittelung der pommerschen Herzöge und des Hansabundes ihre verlorene Macht wieder zu gewinnen, ein Unternehmen, welches auch im J. 1393 gelang und den Sturz sowie den Tod Sarnow's zur Folge hatte. Da Bertram Wulflam im Auslande gestorben war, so trat sein Sohn Wulf (s. d. Art.) an seine Stelle, G. aber bekleidete aufs Neue die Bürgermeisterwürde und machte sich nach seiner Heimkehr durch eine große wohlthätige Stiftung verdient, deren Hebungen noch jetzt an die bedürftigen Nachkommen seiner Familie vertheilt werden. Die Dankbarkeit, welche nach seinem Tode c. 1398 sich an seinen Namen knüpfte, veranlaßte etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts in den betreffenden Urkunden eine Fälschung, infolge deren sein Name in „Holdthusen", nach einer um jene Zeit ausgestorbenen weniger bedeutenden Stralsunder Familie, verwandelt wurde. Diese unrichtige Nachricht, welche bestimmt war den Tadel wegen unzuverlässiger Münzverwaltung von dem Stifter abzuwenden, ist bis auf die jüngste Zeit durch alte und neue pommersche Geschichtsbücher weitergeführt, bis es den gemeinsamen Forschungen des Bürgermeisters Dr. Francke, Dr. Fabricius und Dr. Koppmann gelang, den Irrthum durch Vergleichung einer Danziger Handschrift zu berichtigen.

Dinnies, Stemmata Sundensia. Fock, Rüg.-Pom. Gesch. IV, 83 ff., 231. Koppmann, Hanserecesse II, Nr. 306, 323, 333; III 362, 370, 396, 476. Fabricius, Stralf. Zeitung, 1873, Nr. 147 ff. Pyl, Pomm. Geschichtsdenkmäler IV, 41 ff., 78. Hansische Geschichtsblätter, 1874, S. 42. Fabricius, Der geistliche Kaland zu Stralsund. Balt. Studien XXVI, 2, S. 347.

Pyl.

Gildemeister: Johann Friedrich G., geb. am 16. October 1750 in Bremen, wurde durch häusliche Information zur Aufnahme in das Pädagogium seiner Vaterstadt vorbereitet, besuchte darauf das Gymnasium daselbst, welches er 1771 verließ, um in Göttingen Rechtswissenschaft zu studiren. Auf Grund einer, im J. 1775 unter Joh. Steph. Pütter's Präsidium öffentlich vertheidigten Inaugural-Dissertation „De communione bonorum inter conjuges, maxime ex legibus Bremanis" (Gottingae, 1775, 4°) promovirte er zum Doctor beider Rechte. Um das processualische Verfahren und den Geschäftsgang am Reichskammergericht genau kennen zu lernen, hielt er sich sodann eine Zeit lang in Wetzlar auf und fungirte darauf als Advokat in Bremen. Am 24. Juni 1776 wurde ihm die dritte Professur der Rechte an dem akademischen Gymnasium daselbst übertragen, die er nur kurze Zeit beibehielt, denn bereits am 5. September desselben Jahres erfolgte seine Berufung als dritter Professor der Rechte und Assessor des Spruchcollegiums nach Duisburg. Er trat dies neue Amt am 21. December 1776 an. Im J. 1784 zum Syndicus des Collegium Seniorum nach Bremen zurückberufen, rückte er nach einigen Jahren zum ersten Syndicus des ebengenannten Collegiums auf und bekleidete diese Stelle bis zur Vereinigung der Hansestädte mit dem französischen Reiche. 1811 ernannte ihn die französische Regierung zum Richter bei dem Tribunal erster Instanz in Bremen, er lehnte diese Ernennung jedoch ab. Noch in demselben Jahre bot ihm die Kaufmannschaft in Bremen die Präsidentenstelle am Handelsgerichte an, welche er zwar annahm, doch starb er noch vor dem wirklichen Antritt seines Amtes, am 15. Jan. 1812. Mit gründlicher Fachgelehrsamkeit verband er eine warme, aufrichtige Verehrung für das Christenthum, der er in Gedichten geistlichen und religiösen Inhalts warmen Ausdruck gegeben hat. Außer fünf akademischen Gelegenheitsschriften, welche als solche nicht in den Buchhandel gekommen sind, hat er für Zeitschriften, wie das „Teutsche Museum" und das „Hanseatische Magazin" mehrere werthvolle Beiträge geliefert, verschiedene Schriften anonym

erscheinen lassen und seit dem 1. Juli 1781 die Redaction des „Duisburgischen Magazins“ geführt. Als selbständige Schriften seiner Feder erschienen: „Juristische Encyklopädie und Methodologie“, 1783. „Zwei Abhandlungen aus den Handvesten und dem Pfandrechte der Reichsstadt Bremen“, 1794. „Beyträge zur Kenntniß des vaterländischen Rechts“, Bd. I—II, 1806—8. Auch auf dem Gebiete der Poesie und Belletristik thätig, hat er unter Anderem Oliver Goldsmith's Gedicht „Das entvölkerte Dorf“ aus dem Englischen übersetzt und dabei eine Anzahl eigener und übersetzter Gedichte als Anhang abdrucken lassen. Die von ihm verfaßten „Religiösen Gedichte“ sowie seine „Untersuchung über die alte deutsche Sprache und Rechte“, welche nie an die Oeffentlichkeit gelangt sind, besitzt handschriftlich die Stadtbibliothek in Bremen.

Vgl. Joh. Steph. Pütter, Progr. VII. De instauratione imperii Romani sub Carolo M. et Ottonibus facta ejusque effectibus. — Beiträge zur jurist. Litteratur in den preußischen Staaten, 2. Samml. S. 246. — Christ. Weidlich's Biograph. Nachrichten Thl. I, S. 226. — Nachträge S. 97. — Allgem. Litteratur-Zeitung 1812, S. 667. — Marburger Theolog. Nachrichten 1812, S. 216. — Rotermund, Lexikon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben, Thl. I, S. 136—38. Hermann Müller.

Gildemeister: Karl Hermann G., geb. am 18. Nov. 1801 zu Bremen, † daselbst am 19. Dec. 1875, Sohn des Kaufmanns Johann G., welcher von 1788—1837 im Rathe der Stadt saß. G. studirte auf den Universitäten Tübingen und Göttingen Jurisprudenz und wurde auf letzterer 1825 zum Doctor juris promovirt. Nach einer größeren Reise im folgenden Jahre in seine Vaterstadt zurückgekehrt, ließ er sich hier als Notar nieder; eine andere öffentliche Stellung hat er niemals bekleidet. Bekannt gemacht hat er sich vornehmlich durch das Werk „Johann Georg Hamann's, des Magus im Norden, Leben und Schriften“, dessen erste drei, die eigentliche Biographie Hamann's enthaltenden Bände 1857 erschienen, während der vierte Band, 1863, unter dem Specialtitel „J. G. Hamann's Autorschaft“ sich mit dem vielseitigen litterarischen Wirken Hamann's beschäftigte. Als fünfter Band wurde 1868 Hamann's Briefwechsel mit F. W. Jacobi hinzugefügt und ein sechster Band brachte 1873 unter dem Titel „Hamann-Studien“ eine Nachlese aus dem reichhaltigen ungedruckten Material, welches G. für seine Arbeiten über den merkwürdigen Mann zur Verfügung gestanden hatte. Der gleiche Grundzug von Gildemeister's Wesen, der ihn an Hamann fesselte und in längeren Zeitintervallen immer wieder zu diesem zurückführte, ein bei aller Empfänglichkeit für die verschiedenen Seiten geistigen Lebens stark ausgeprägter Sinn für positives Christenthum, zog ihn auch zu dem ausgezeichneten Kanzelredner und fruchtbaren theologischen Schriftsteller Gottfried Menken hin. G. hatte diesem, seinem Landsmanne, welcher nach längerem Aufenthalte im Auslande 1802 als Prediger der St. Pauli-Gemeinde in seine Vaterstadt zurückberufen, dann von 1811—25 erster Prediger an der St. Martinikirche in Bremen gewesen und 1831 gestorben war, in dessen letzten Lebensjahren noch persönlich nahe gestanden. Als nun im J. 1858 eine Gesammtausgabe von Menken's Schriften in sieben Bänden erschien, denen G. selbst 1865 als achten Band ein Sachregister hinzufügte, da entschloß er sich auch die Lebensgeschichte dieses von ihm hochverehrten Mannes darzustellen. „Das Leben und Wirken des Dr. Gottfried Menken, weiland Pastor Primarius zu St. Martini in Bremen“ erschien in zwei Bänden 1861. Was G. an Menken bewunderte, spricht er am Schlusse der Vorrede der bereits 1859 von ihm herausgegebenen Briefe Menken's an Henr. Nic. Achelis mit den Worten aus: „Möge bei Vielen durch eine Persönlichkeit, wie sie uns aus den mitgetheilten Briefen

entgegentritt, die Ueberzeugung von der Herrlichkeit des Christenthums, das solche Menschen zu bilden im Stande ist, von neuem belebt werden.“ In den letzten Jahren seines Lebens, die G. in freiwilliger Muße ohne geschäftliche Thätigkeit verbrachte, wandten sich seine Studien der vaterstädtischen Geschichte in den kritischen Zeiten am Ende des vorigen und Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts zu. Die Frucht derselben war eine dritte biographische Arbeit, „Das Leben des Bürgermeisters Dr. Georg Gröning bis zum Ende seiner diplomatischen Laufbahn im Jahre 1808.“ Dieselbe ist indeß nicht im Drucke erschienen, wol aber in einer Abschrift vom Verfasser der bremischen Stadtbibliothek vermacht. Gildemeister's beschauliche, dem handelnden Leben immer fremd gebliebene Natur zeigt sich hier, wo es darauf ankam die bescheidene Wirksamkeit eines städtischen Diplomaten inmitten einer gewaltig bewegten Zeit darzustellen, ihrer Aufgabe nicht gewachsen.

Nekrolog, Weser-Zeitung 1875, Nr. 10,396. v. Bippen.

Gilgenschein, Volksdichter des 15. Jahrhunderts. Er stand im pfälzischen Kriege auf der Seite des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, und dichtete zwei frische Lieder auf die Ereignisse des J. 1462, als Baden und Würtemberg sammt den Bischöfen von Metz und Speier sich gegen den Kurfürsten verbündet hatten. Der glänzende Sieg, welchen letzterer am 30. Juni 1462 über seine Gegner bei Seckenheim erfocht, bildet den Gegenstand des zweiten Liedes, in welchem es der Dichter an beißendem Spott über die Besiegten nicht fehlen läßt.

Vgl. R. v. Liliencron's historische Volkslieder I, S. 523 ff., 526 ff.

K. Bartsch.

Gilhausen: M. Isaac G. (Gilhusius), Dramatiker, aus Marburg und zu Marburg als Lehrer thätig; vom Landgrafen Ludwig von Hessen ist ihm ein junger Graf Solms zur Erziehung anvertraut: dem widmet er im J. 1597 das deutsche Schauspiel „Grammatica“, das ganz auf adeliche Jugend berechnet ist. Grammatica tritt die Herrschaft an ihre vier Töchter Orthographia, Prosodia, Etymologia, Syntaxis ab; Etymologia ihrerseits will die Mühe der Verwaltung in ihren Fürstenthümern, den Partes orationis, an eben so viele Knaben los werden. Sofort aber erhebt sich ein Rangstreit zwischen Nomen und Verbum, der bis zum Kriege führt; schon ist die Schlacht im Gange, da legen sich Etymologia und Syntaxis ins Mittel, und letztere stellt die Regeln auf, wornach sich die Redetheile künftig zu richten haben. Mit gereimtem grammatischen Stoff wechseln Bilder aus Hof, Universität und Dorf, aus dem Jagd- und Kriegsleben, bäuerliche Schwänke, antike Mythologie und Sage, die zum Theil nicht ohne Geschicklichkeit mit den übrigen Bestandtheilen verflochten werden; Liebe und Ehe finden sich mit einer gewissen Vollständigkeit vertreten: Orthographia und Prosodia sind mannstolle Frauenzimmer, die sich von der „Fraumutter“ wie Nonnen gehalten fühlen und später von ihren Verlobten, dem Jäger Actäon und dem Pferdeliebhaber Neptun, im Stiche gelassen werden; dagegen Etymologia und Technitimus führen eine glückliche Ehe; Pyramus und Thisbe, ziemlich gewaltsam eingeschaltet, repräsentiren treue, aber unglückliche Liebe. Das Ganze, als ein zugleich unterrichtender und unterhaltender Knabenscherz angesehen, verdient immerhin Beifall. Ob nicht einzelne Motive aus der gleichzeitigen englischen Litteratur stammen, bleibt zu erwägen.

Scherer.

Gilhausen: Ludwig G., als dessen Geburtsstadt gewöhnlich und auch in dem Album studiosorum scholae Marpurgensis vom Sommersemester 1577 Marburg a/L. bezeichnet wird, der aber ausweislich der Kirchenbücher an diesem Orte nicht geboren, wahrscheinlich also erst später mit seinen Eltern nach dort gezogen ist und über dessen Schulbildung es an allen Nachrichten und Auf-

zeichnungen fehlt, studirte in Marburg Rechtswissenschaften, promovirte ebendaselbst zum Doctor der Rechte, erlangte darauf eine Stelle als Advocat zu Friedberg in der Wetterau und war später bei den Gerichten in Butzbach und Lich in richterlicher Function thätig, daneben Rechtsconsulent und Geheimer Rath des Grafen zu Solms. Er war ein Schwager des bekannten Marburger Juristen Hermann Vultejus. So wenig wie über sein Geburtsjahr, haben wir über sein Todesjahr irgend welche bestimmte Nachricht. Das letztere fällt indeß nach 1642, von welchem Jahre noch die von ihm zur dritten Auflage seines Werkes „Arbor judiciaria criminalis“ geschriebene Vorrede datirt. An Schriften hat er hinterlassen: „Commentarius in Tit. Dig. De injuriis et famosis libellis“, Jenae 1602; „Viridarium juridicum s. Flores utriusque juris“. Jenae 1610, 2. Aufl. Ibid., 1624; „Arbor judiciaria civilis secundum augustissimum camerale jus atque Saxonicum multaque alia provincialia judicia erecta atque directa“, Francofurti 1604, 1612, 1621, Fol. und Coloniae 1620, Fol. Das Buch enthält eine systematische Darstellung des Civilprocesses in der damaligen Manier, mit 114 Formularen zu Klagen und Klagebeantwortungen, sowie Anweisungen für die Advokaten der klägerischen und beklagten Parthei. Zu dem, dem Bischof von Mainz, Joh. Schweickhardt, gewidmeten Buche haben Hermann Vultejus und Joh. Goddaeus empfehlende Vorreden geschrieben. Der Verfasser hatte nach eigener Angabe dabei besonders das Bedürfniß der praktischen Juristen im Auge, es sollte diesen dazu dienen, das Buch auf gütliche Tagleistungen und Tagfahrten bequem mitzunehmen um in zweifelhaften Fällen sich auf der Stelle daraus Raths erholen zu können. Dieser ausgesprochenen Absicht ungeachtet, ist das Buch ein dickleibiger Foliant geworden. Dem Rathe seines Schwagers H. Vultejus entsprechend, hat G. in der letzten Ausgabe des Buches welche den Titel führt: „Processus absolutissimus tam civilis quam criminalis“. Francofurti 1626. 1642. 1662. 1694, Fol., auch den Criminalproceß mit aufgenommen. Daß das Buch auch noch nach dem Tode des Verfassers zweimal neu aufgelegt wurde, erscheint als ein Beweis, daß G. das vor Augen gehabte Ziel wirklich getroffen und es als nützlicher Handweiser für praktische Rechtsgelehrte sich bewährt hatte. Auch hat das Buch vor der gleich zu besprechenden „Arbor judiciaria criminalis“ den Vorzug der Selbständigkeit und es kann ihm namentlich nicht der Vorwurf gemacht werden, daß es eine bloße Compilation sei, bei welcher der Verfasser sich grober und weitgehender Plagiate schuldig gemacht habe. Unabhängig hiervon hat er eine eigene „Arbor judiciaria criminalis“, (1. Ausg. Francof. 1606. 3. Ausg. Coloniae Agrippinae 1642, Fol.) erscheinen lassen. Es ist das erste ausführliche System über gemeines deutsches Strafrecht und Strafproceß. Die Anordnung und Behandlung in diesem gleichfalls weniger für Gelehrte, als hauptsächlich für das Bedürfniß des praktischen Juristen berechneten Buches ist so abgeschmackt wie sein Titel. Ein Hauptfehler ist, daß die Carolina, deren einzelne Artikel bei jeder Lehre wörtlich vorangestellt werden, selbst dann nicht erklärt wird, wo im Gegensatz zu dem in ausführlicher Entwicklung vorgetragenen römischen Rechte mit der Modification, welche dasselbe durch die italienischen Criminalisten und zum Theil durch die Praxis des 16. Jahrhunderts erhielt, eine sehr nahe liegende Veranlassung und Anregung gegeben war, während umgekehrt und richtiger Weise die Carolina der Ausgangspunkt und die Grundlage hätte sein sollen, an welche die Erörterung und Vergleichung des römischen Rechts geknüpft werden mußte. Es hängt dies mit der damals herrschenden Richtung zusammen, von welcher G. sich loszusagen nicht fähig war. Daneben hat G. mit einer Staunen erregenden Dreistigkeit die Schrift eines seiner Vorgänger auf diesem Gebiete, Nicol. Vigelius, Constitutiones Carolinae publicorum judiciorum in ordinem redactae cumque jure communi col-

latae, ohne auch ein einziges Mal die benutzte Quelle zu nennen, ausgeschrieben. C. G. v. Wächter, Gemeines Recht Deutschlands, S. 91, Note 112, hat eine Anzahl von Nachweisungen dieser Plagiate gegeben, auf welche hier zu verweisen genügen mag. Nichtsdestoweniger stellt ihn Henke, Geschichte des deutschen peinlichen Rechts, Thl. II, S. 149, weit über Vigel. Einen integrirenden und als solchen auch auf dem Titel des eben besprochenen Buches (wenigstens in der 3. Auflage, welche ich allein benutzen konnte) bezeichneten Bestandtheil bildet im Anhang der Text der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. mit lateinischem Commentar unter jedem einzelnen Capitel, wonach der Behauptung C. G. v. Wächter's a. a. O. S. 90, Note 111, daß G. von Einigen mit Unrecht unter die Commentatoren der Carolina gezählt werde, widersprochen werden muß. Die von Jöcher im Gelehrtenlexikon aufgestellte Behauptung, daß G. auch Jak. Aloillius, Comment. ad. Tit. Inst. de actionibus neu herausgegeben habe, finde ich nicht bestätigt.

C. G. v. Wächter, Gemeines deutsches Recht, S. 89—91. O. A. Walther, Die Litteratur des gemeinen ordentlichen Civil-Processes, S. 64. § 152. J. de Wal, Beiträge zur Litteraturgeschichte des Civil-Processes, herausgegeben von R. Stintzing, S. 72—73. Herrmann Müller.

Gilkens: Petrus G., nicht Gulken, wie Boenicke schreibt, auch nicht Westphalus, wie er bei Schneidt heißt, sondern aus Roermond. Er studirte anfangs in Löwen, wo er Joh Ramus und Elbertus Leoninus hörte, nachher zu Douay unter Boetius Epo, endlich in Italien, wo er des Pancirolus und des Menschius Schüler zu Padua, des Maraschottus Zuhörer in Bologna und des Alphanus Zögling in Perugia war; auch in Macerata genoß er den Unterricht des Sfortia Oddus. Ins Vaterland zurückgekehrt, erwarb er in Löwen den Doctorgrad und widmete sich der juristischen Praxis. Im letzten Jahre des 16. Jahrhunderts rief ihn Bischof Julius nach Würzburg, wo er anfangs die Pandekten, später den Codex auslegte. Viele Schriften gab er heraus, z. B.: „Commentaria in Aristotelis Politicorum libros VIII“ (Frf. 1605) und „Commentaria in universi Codicis titulos“ (Frf. 1606, 2 vol. Fol.). Lächerlich ist sein Urtheil über den großen Hugo Donellus, dessen Methode er heftig bekämpfte. Man behauptet, daß er bis 1616 lebte, jedoch nach 1608 finde ich keine Spuren seiner akademischen Wirksamkeit.

Paquot, Mémoires VIII. 159—164. Schneidt, Sicilimenta ad hist. fac. Jurid. Univ. Wirceb. 17, 54 ff. Boenicke, Gesch. d. Univ. Wirzburg, 1. 60. De Wal.

Gilly: David G., Geheimer Oberbaurath in Berlin, Begründer eines verbesserten Landbauwesens, war geboren 1745 in Schwedt, † 5. Mai 1808 zu Berlin; „Beschreibung einer vortheilhaften Bauart mit getrockneten Lehmziegeln“, 1790; „Beschreibung der feuerabhaltenden Lehmziegeldächer“, 1790, 2. Aufl. 1796; „Ueber die Bohlendächer“, 1796; „Handbuch der Landbaukunst“, 1798, 2 Bde., 6. Auflage bearbeitet von Triest, 1831, 3 Bde., III. Bd. herausgegeben von Friederici, 1836, 2 Thle.; „Anleitung zur Anwendung des Nivellirens“, 1804, 3. Ausg. 1827; „Anleitung, auf welche Art Blitzableiter an Gebäuden anzubringen sind“, 3. Aufl. 1819; „Grundriß zu den Vorlesungen über das Praktische bei verschiedenen Gegenständen der Wasserbaukunst“, 1795; „Abriß der Cameral-Bauwissenschaft“, 1801. Mit Eytelwein gab er heraus: „Praktische Anweisung zur Wasserbaukunst“, 1802—9, 4 Hefte, 3. Aufl. 1830. Löbe.

Gilsa: Eitel Ludwig Philipp von und zu G., landgräflich hessen-kasselscher Generallieutenant, aus althessischer Familie auf dem Stammsitze Gilsa an der Gilse, einem linken Nebenflusse der Schwalm, am 15. April 1700 geboren, kam

1711 als Edelknabe an den hessen-darmstädtischen Hof und 1715 als Fähnrich in das hessen-kasselsche Infanterieregiment Prinz George. Nachdem er die Rheinfeldzüge von 1734—35 mitgemacht und im österreichischen Erbfolgekriege auf verschiedenen Kriegsschauplätzen, am Rhein, in Baiern und in den Niederlanden gefochten hatte, fand ihn der Ausbruch des siebenjährigen Krieges als Oberst und Commandeur des Infanterieregiments Prinz Karl. Seine erste Verwendung in Anlaß dieses Krieges, ein Aufenthalt mit einem deutschen Hülfscorps in England zum Schutz gegen eine befürchtete französische Landung, brachte ihm noch keine kriegerische Beschäftigung; der Beginn der Feindseligkeiten im nordwestlichen Deutschland sollte aber deren in reichem Maße bieten, freilich nicht gleich in erwünschter Weise. Die erste Schlacht, welcher G., jetzt Generalmajor und an die Spitze einer Brigade gestellt, beiwohnte, war die von Hastenbeck am 26. Juli 1757, eine unglückliche, in welcher er die große Batterie hinter dem Dorfe Hastenbeck zu decken hatte. Der Schlacht folgte die klägliche Convention von Zeven, aber noch der Schluß des Jahres brachte einen Umschwung in den Verhältnissen. Des großen Friedrich Adlerblick ersah den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Führer der verhältnißmäßig geringen Kräfte, welche er durch die Hülfe seiner wenigen Bundesgenossen und meist aus deren Truppen bestehend, dem mächtigen Frankreich entgegenstellen konnte und mit dieses Feldherrn und seines Heeres Heldenthaten bleiben Gilsa's Schicksale während der nächsten fünf Jahre eng verknüpft. Gleich in den Beginn dieses Zeitraumes fällt seine hervorragendste Leistung, der entscheidende Antheil, welchen er an der Schlacht bei Crefeld am 23. Juni 1758 nahm. Wenn auch die Angaben über die Einzelheiten dieses Antheils auseinander gehen, so steht doch fest, daß durch die Haltung seiner Bataillone — hannoverscher und hessischer, von denen die ersteren die besonders zur Thätigkeit gekommenen waren — dem siegreichen Vorgehen der französischen Reiterei Halt geboten wurde, indem diese Bataillone, nachdem sie die feindliche Infanterie mit gefälltem Bajonnet, ohne einen Schuß zu thun, geworfen hatten, mit kaltblütiger Ruhe die mit glänzender Tapferkeit ausgeführten Angriffe der Carabiniers des Grafen Gisors abwiesen. Im folgenden Jahre trat G. in der Schlacht bei Minden am 1. August hervor, so daß Herzog Ferdinand seine Leistungen rühmend anerkannte; später waren die Tage von Villinghausen (15. und 16. Juli 1761), von Grebenstein (24. Juni 1762) und von Lutternberg (23. Juli 1762), für welchen letzteren ihm der Herzog in zwei Schreiben ausdrückliche Anerkennung zollt, Hauptehrentage für G. Daß er auch zwischendurch nicht müssig gewesen, dafür bürgt der ganze Verlauf dieser an Kämpfen, Mühsal und Verlusten so reichen Kriegsjahre, in welchen sein und seiner Truppe Namen vielfach und stets mit Ehren genannt werden. Mehrfach führte er abgesonderte Corps, aus allen Waffen bestehend, so im Winter 1759/60 im sächsischen Erzgebirge 6 Bataillone, 6 Eskadrons und 16 schwere Geschütze, bei welcher Gelegenheit er mit König Friedrich in persönliche Berührung kam, der an dem braven, offenen und gescheidten Manne Gefallen fand, welcher ihm auf die Frage, „ob seine Bataillone bei Crefeld wol ebenso fest gestanden haben würden, wenn er, der König, sie attackirt hätte", antwortete, „Euer Majestät hätten ebensogut die Schockschwerenoth gekriegt", worauf ihm dieser 4000 Thlr. und eine Dose mit seinem Bildnisse schenkte. Auch Herzog Ferdinand zeichnete ihn nach der Sitte damaliger Zeit durch Geldgeschenke aus. Das ihm nach dem Friedensschlusse übertragene Gouvernement Ziegenhain verwaltete G. nicht lange mehr; er starb am 8. März 1765 auf seinem Gute Gilsa.

Oberst-Lieutenant Baron O'Cahill, Geschichte der größten Heerführer neuerer Zeiten, 10. Thl., Frankenthal 1788. — Wilh. v. Baumbach-Sontra,

Chronik derer von und zu G., Kassel 1843. — Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen 1757—63, Kassel 1863.

Poten.

Gilson: Bruder Abraham G. wurde am 1. Octbr. 1741 zu Habay-la-vieille in der belgischen Provinz Luxemburg geboren. Er lebte lange als Einsiedler. Später aber trat er in das Kloster von Orval ein und da er große Anlagen zur Malerkunst verrieth, wurde er zu seiner Ausbildung nach Paris und Rom geschickt. Die Meisterwerke der italienischen Schule übten einen hervorragenden Einfluß auf ihn aus. Nachdem er auf einer Kunstreise Düsseldorf, Mannheim, Brüssel und Antwerpen besucht, zog er sich in die Stille seines Klosters zurück, um Gott und der Kunst sein Leben zu widmen. Die neuerbaute Klosterkirche von Orval schmückte er mit 36 Fresken. Von seinen 351 Oelgemälden sind einige in der Kirche von Villers-devant-Orval, die meisten aber in Besitz von Privaten. Bei der Zerstörung der Abtei von Orval flüchtete er nach Luxemburg, blieb dort bis zur Uebergabe der Festung an die Franzosen, und zog sich dann nach Florenville zurück, wo er am 16. Januar 1809 starb.

Aug. Neyen, Biographie Luxembourgeoise. J. P. Henrion.

Giltzheim: Rembertus G., aus Braunschweig, war seit 1511 Professor der Medicin in Rostock und Mag. artium, promovirte 1514 zum Dr. med., nachdem er schon seit 1512 Leibarzt der Herzoge Heinrich und Albrecht von Mecklenburg geworden, anfangs auf drei Jahre mit einem Jahresgehalt von 30 Gld. rhein. Später erhöhte sich seine Besoldung, und 1515 wurde ihm von den Herzogen die Pfarre an der Petrikirche zu Rostock als Besoldung mit verliehen. 1521 entsagte er aber dieser Pfarre, und dem mit ihr verbundenen geistlichen Stande, um sich zu verheirathen. Im J. 1522 war er noch in Rostock, 1524 aber in Lüneburg, 1529 als Stadtarzt in Lübeck. Hier lebte er noch am 8. Febr. 1531; zu Anfang des Jahres 1535 aber war er schon todt. — Von ihm sind: „Liber collectionum aphorismorum Hypocratis de unaquaque egritudine a capite usque ad volam pedis pertractans“, Rost. 1519. — „Tractatulus de vera ethymologia atque divina admirabilique Theriace compositione“, Rost. 1519. — „Bericht über die Schweißsucht vom J. 1529“ (abgedruckt in Lisch, Jahrb. III. S. 74 ff.).

Blanck, Die mecklb. Aerzte. Fromm.

Gimel Bergen, Buchdrucker zu Dresden und Annaberg zwischen 1571 und 1600. Geboren zu Lübeck 1543, habe der Vater, wie der Verfasser der „so nöthigen als nützlichen Buchdruckerkunst“ (Leipzig 1770, S. 71) erzählt, diesem seinem dritten Sohne den Vornamen „Gimel“ als den dritten Buchstaben des hebräischen Alphabets gegeben, weil er alle seine Söhne der Reihe nach mit solchen Vornamen beschenken wollte, aber, setzt der Autor des eben erwähnten Buches hinzu, „ich weiß nicht, ob sich sein Vater nicht allzu viel vorgenommen, wenn er das hebr. Alphabet hätte absolviren wollen“. Welchem Stande derselbe angehörte, vermuthlich jedoch dem gelehrten oder geistlichen, findet sich nicht überliefert und sehr wahrscheinlich ist dieser Vorname nur das Diminutiv oder die Endsilbe von „Joachim“. Indessen wurde dieser Vorname (ähnlich wie bei dem Basler Buchdrucker Henric Petri) nicht nur bei seinen Zunftgenossen sein Hauptname und er selbst bediente sich desselben in seinem Druckerzeichen (Leßer, Historie der Buchdruckerey § 124) als „*ΓΗΜΕΛ*“, sondern auch im socialen Leben, und der Theologe Nikol. Selneccer schreibt an ihn aus Leipzig (Schöttgen, Historie d. Dreßdnischen Buchdrucker S. 11) unterm 3. Dec. 1588: „Erbar, günstiger Herr Gimel.“ Als Drucker erscheint er zuerst im J. 1571 in Gemeinschaft mit Matthäus Stöckel in Dresden (vgl. d. Art.), in welchem Jahre eine Leichenpredigt auf „Frau Dorothea, Königin von Dänemark“ (Gleich, An-

nales eccles. I. S. 221—222), so wie 1579 die Formula Concordiae aus ihrer beider Druckerei hervorging. Doch findet man auch Schriften aus dieser Zeit der gemeinschaftlichen Thätigkeit, auf denen Gimel's Name ganz allein steht und namentlich solche, die er, als die Hof-Buchdruckerei eine Zeit lang nach Annaberg verlegt worden war, in dieser Stadt erscheinen ließ. Nachdem Stöckel im J. 1588 gestorben war, supplicirte G. 1589 um die Stelle eines kurfürstlichen Hof-Buchdruckers, welche er jedoch erst 1591 und zugleich wegen eines dem Administrator von Kursachsen, Herzog Friedrich Wilhelm überreichten und dedicirten Gesangbuches 10 Thaler zum Geschenk erhielt. Schon im Jahre vorher hatte er als einen Beweis seiner wohl eingerichteten Druckerei eine Probe aller seiner vorräthigen Schriftgattungen in Patentformat ausgehen lassen, aus welcher zu ersehen, daß er zwölferlei deutsche, fünferlei lateinische, auch griechische und hebräische Lettern, sowie auch Singnoten zur Verwendung hatte. Seine Officin befand sich in seinen letzten Lebensjahren (sein Todesjahr scheint 1599 oder 1600 gewesen zu sein) in der Morizstraße, weshalb auch auf den Drucken seit 1591 in der Regel zu lesen ist „bey G. Bergen in der Moritzstrassen“ oder „in der Moritzstrassen zu erfragen“. Sein mit M. Stöckel gemeinschaftliches Druckerzeichen aus dem J. 1579 hat Schöttgen a. a. O. S. 9 und des ersteren allein S. 12—13 ausschließlich beschrieben (bei Roth-Scholtz fehlen beide). Seine Erben und Nachkommen, unter denen sich der Vorname „G.“ fortpflanzte (1649 druckte nach Gleich a. a. O. II. S. 273—274 ein „G. Bergen“ des Dresdener Oberhofpredigers Weller „Klaff- und Klappermühle“) führten die überkommene Druckerei als Hof-Druckerei und unter der Formel „Dreßden bey den Bergen“ und verbunden mit Buchhandel bis zum J. 1693 fort, wo als der letzte Hofbuchdrucker „Immanuel Bergen“ erscheint. Als ein Curiosum verdient noch für die Buchdruckergeschichte bemerkt zu werden, daß in einer dieser Officinen es gebräuchlich war, daß auch die Setzer ihre Namen mit auf die Bücher drucken ließen. So ist auf einer kleinen im J. 1634 gedruckten Schrift, die Einnahme der Stadt Budissin betreffend, zu lesen „Gedruckt zu Dreßden, in G. Bergen's Officin, durch Nicolaum Zipfern“. Doch begegnen ähnliche Bemerkungen, wenn auch nicht gerade in demselben Sinne, schon in weit früherer Zeit. So lautet eine Schlußschrift in dem Buche „Der Euangelisch Burger“ (Goedeke, P. Gengenbach, S. 629) „Gedruckt in der fürstlichen Stadt Zwickau durch Jorg Gastel des Schönspergers Diener von Augspurg. Im XXiiij Jar“. Die zwei bedeutendsten Werke, welche aus des Stammvaters Werkstätte hervorgingen, ist eine in der Sprichwörter-Litteratur unter dem Namen „Annaberger Sammlung“ bekannte Sammlung von Sprichwörtern, sowie des Peter Albinus Meißnische Land- und Berg-Chronica (Dresden 1589 Fol., kostbar ausgestattet). Das erstere Werk, von welchem bis jetzt, so weit bekannt, nur zwei Exemplare, das eine in der k. Bibliothek zu Dresden, das zweite aus der Meusebach'schen in der zu Berlin sich erhalten haben, hat keinen Titel und besteht lediglich aus zwei alphabetischen Sammlungen (Registern) zu drei handschriftlichen Werken mit Auslegungen, welche in den Ueberschriften „Buch A“, „Buch B“, Buch C“ genannt werden und sich nicht mehr vorfinden. Diese Register ergeben sich aber nur als Abdrucke anderer Register zu früher gedruckten und theilweise noch nicht näher gekannten Sprichwörtersammlungen. Von der ersten Sammlung (Buch A. B. C. 70 Bl.) mit 4321 Sprichwörtern ist Buch A. ein Egenolff'scher Druck der Klugreden von 1552 (vgl. meine „Ausgaben der Klugreden“ im Serapeum 1866, S. 181—182) nach der Seitenzahl, Buch B. Agricola's Werk nach der laufenden Nummer der Sprichwörter ausgezogen und Buch C, welches bis jetzt noch nicht hat ausfindig gemacht werden können, enthält nicht eigentliche Sprichwörter, sondern mehr Sprüche, Aphorismen, sogenannte pensées. Es muß ein

größeres Werk gewesen sein, das mindestens 590 (591) Seiten hatee. Auch die Quelle der zweiten Sammlung (14 Bl.), 918 Sprichwörter umfassend, gleichfalls ohne Fundorte der Sprichwörter, ist noch nicht entdeckt. Am Ende der ersten Sammlung steht das kurfürstliche Wappen und unter diesem in großen Lettern: „Gedruckt zur Annaburg / | im Churf. Sächsis. Hofflager / den 8. Aprilis im 1577 Jar / | durch G. Bergen, am Ende der zweiten Sammlung: „Gedruckt zur Annaburg. | Jnn 1577. Jar". Auf wessen Anregung diese Register gefertigt wurden, ist ungewiß und die Bezeichnung durch Zacher (deutsche Sprichwörtersammlungen S. 14) und Weller (Annalen II. S. 17) als: „Friedrich Wilhelms, Herzogs zu Sachsen-Weimar Register über deutsche Sprichwörter" ist nicht motivirt. Das mir vorliegende Dresdener Exemplar mit gleichzeitigem Einbande und mit reicher beiderseits mit Wappen versehener Goldpressung zeigt auf der Vorderseite die eingedruckten Initialen „AHZSC" und unten die Jahrzahl 1577.

Vgl. für den biographischen Theil die bereits citirten Quellen, für die Annaburger Sammlung: Hoffmann v. Fallersleben, Spenden I. S. 149—154 und E. Schulze in Herrig's Archiv, Bd. 32. S. 157. J. Franck.

Ginzel: Jakob G., Maler, geb. 1792 zu Reichenberg, dort auch 1862 gestorben. — G. zählt in jene Reihe von Künstlern, die Anfang dieses Jahrhunderts in auffälliger Anzahl den nördlichen, zwischen Wald und Bergen gelegenen Gauen Deutschböhmens entwuchsen und sonderlicher Findigkeit und Ausdauer, alle gestellten Hindernisse überwindend, ihr Ziel zu erreichen wußten. Gleich der Mehrzahl von diesen nach Phantasie und Gestaltungsart Romantiker, finden wir ihn periodisch gleichwol unter den Realisten und zwar als ganz vorzüglichen Bildnißmaler. Als Tischlerssohn von vornherein für das Gewerbe des Vaters bestimmt, trotz entschiedener Gegenneigung auch bis zum „Gesellenfreispruche" dabei gehalten; bis dahin blos heimlich in der Bodenkammer während der Feiertagsstunden mit Malen und Zeichnen beschäftigt, ergab sich erst nach dem Befreiungskriege — 1813 — zur Zeit als Wege und Stege im Lande weder mehr die freundlichen, noch feindlichen Truppen besetzt hielten, die erwünschte Freizügigkeit für den mittlerweile zur üblichen Wanderschaft fertig gestellten Handwerksburschen. Wohin es diesen dann gezogen, besagt kurzweg die Matrik der Prager Maler-Akademie, in welcher G. zum Schuljahr 1815 als Akademiker eingetragen ist. Eine hierzu gehörige Randbemerkung von der Hand Director Bergler's lautet: „Reiste später nach seiner Vaterstadt, verehelichte sich und lebt noch stets für das Kunstfach". — Dem in der Familie aufbewahrten Abgangszeugnisse bleibt zu entnehmen, daß G. seine akademischen Studien 1818 abschloß. Die ersten Ausführungen nach der Wiederheimkehr erweisen im allgemeinen nur den Berglerschüler mit Anhaftung aller Eigenheiten des Lehrmeisters in Form und Farbe. Allmählich erst unter Anregung einer Fülle von Aufträgen entwickelte sich G. zu originellem und bedeutendem Schaffen. Zuvörderst dürfte das Porträtiren, für das er jetzt vorwiegend in Anspruch genommen wurde, die geeignete Nachschule gewesen sein, um der akademischen Schablone ledig werden und entgegen dem eklektischen Ausklauben aus gemalten Vorbildern durch den directen Verkehr mit der Natur zu freiem künstlerischen Gestalten gelangen zu können. Bildniß um Bildniß zeigt sich denn auch gleichlaufend mit der zunehmenden Handfertigkeit, jene Auffassungssicherheit, welche seinen Gemälden den Werth getreuer Spiegelungen gibt von Leuten, wie sie damals leibten und lebten. Die Provinzstadt bot freilich nicht den gleich günstigen Boden für rasches zu Namen kommen, wie schon gewöhnlich die Hauptstädte; wenn G. dennoch unter stillem Weiterempfehlen bis 400 Porträts auszuführen

Gelegenheit erhielt, und eine gute Zahl davon heute noch unter die Familienpretiosen eingerechnet blieb, dann unterliegt es kaum einem Zweifel, er habe seiner Zeit genug gethan. Daß übrigens die Anerkennung in dieser Richtung sich nicht allein auf den engen Kreis von Reichenberg beschränkte, dafür spricht schon das in einem Schreiben des dem gräfl. Clam-Gallas'schen Hause attachirten Malers Jos. Quaißer gelegene Zeugniß, welcher unter dem 18. Januar 1822 der Ankunft einiger Porträts von G. auf der Prager Ausstellung gedenkt und aussagt, Director Bergler habe Angesichts derselben geäußert: „sie wären nicht nur brav, sondern sehr gut zu nennen; es wundere ihn, wie G. in seiner ländlichen Abgeschlossenheit sich also vervollkommnen konnte, um nun als fertiger Porträtmaler dastehen und allenthalben als solcher auftreten zu können". Doch im Zusammenhang mit den Wohlstandsstörungen, von welchen die Bürgerschaft der historisch berühmten Tuchmacherstadt anläßlich der Umwandlung des Handbetriebes auf den der Maschine ums Ende der 30er Jahre betroffen wurde, mochte dann auch in der bisherigen Thätigkeit Ginzel's eine Stauung eingetreten sein. In Folge davon dem herkömmlichen Loose des Landmalers verfallen, hieß es jetzt zugreifen, ob es ein Aushängeschild, eine Scheibe fürs Königsschießen, Dorfkirchen- oder Kreuzwegbilder zu malen galt. Glücklicherweise renovirte sich aber gerade im Gedränge mit diesem ungewöhnlichen Allerlei der ursprüngliche Romantiker. Die nächste Periode zeigt ihn vorwiegend als solchen und zwar in einem stetig frischquellenden Reichthum an Talent. Anzumerken gilt es hier noch, daß Jos. Führich in seiner Jugendzeit, ungefähr um 1815, auf Grund des in den katholischen Kreisen seiner Heimatgegend beliebten Brauches, zu Weihnachten in der Familienstube die traditionelle „Krippe" aufzustellen, ein Kunstgenre anbahnte, das im Weiterlaufe der Jahre eine ganz merkwürdige Pflege und Ausbreitung gewann. Er hatte eben die Formel gefunden, durch welche das herzige Weihnachtsidyll sowol nach seinem dogmatischen Kerne, wie nach seiner volksthümlichen Umhüllung zur Anschauung kam und zwar mittels einer Art plastischen Panoramas. — Substituirend für plastische Gestalten, malte Führich die zu verwendenden Figuren in eigenartiger Weise mit sogenannter Deckfarbe (en gouache) auf Doppel- oder Kartenpapier; je nach den äußeren Umrissen ausgeschnitten, rückwärts mit einem Stielholze versehen, eigneten sie sich dann zu jeder beliebigen Aufstellung in Gruppen von anscheinend plastischem Gepräge. Zu allmählicher Erweiterung der anfänglich auf eine Hauptgruppe beschränkten Darstellung — der Stallhöhle mit dem in der Krippe liegenden Jesukinde, mit Maria und Joseph zu Seiten und anbetenden Hirten außenher — wuchs nach und nach um diesen Kern eine Peripherie von Berg und Thal mit Bethlehem und weidenden Heerden, mit dem obschwebenden, das gloria in excelsis auf einem Spruchbande tragenden Engel, ferner noch die Gruppe der hl. 3 Könige hinzu. Als Kunstleistung vorerst nur die primitive Aeußerung eines talentvollen Autodidacten, ging von diesen Führich-Krippen doch bald ein gleichwie heimliches Aufgebot aus an alle keimenden Talente in der Gegend. Und in der That wurde die Herstellung von Weihnachtskrippen den meisten davon zur ersten künstlerischen Versuchsstation. Anders bei G., der kunstfertiger Hand und von einer bestimmten Idee geleitet, dann in die Mitarbeit eintrat und nicht rastete, bis er die gegebene Formel zur Bedeutung eines eigentlichen Kunstwerkes erhoben hatte. Nach jahrelanger Arbeit am Ziele dieses Bestrebens, brachte er also sein, in der eben angedeuteten Weise ausgeführtes, umfangreiches, ethnographisch und biblisch correct gestaltetes „Bethlehem" — 1839 — in Reichenberg, 1840 in Prag, zur öffentlichen Ausstellung und ehrenvollsten Beurtheilung. Wol in Folge des damit zugleich gewonnenen erhöhten Selbstvertrauens, änderte G. von da ab seinen Lebensplan. Gleichen Grades angeregt von wohlwollenden Aeuße-

rungen einiger Cavaliere, wie vom wiedergewonnenen Verkehr mit Kunstgenossen, übersiedelte er in die Landeshauptstadt. Den für alle Fälle sichernden Existenzboden sollte eine, dem vorhandenen Bedürfniß entsprechende „Allgemeine Lehranstalt für Zeichnen und Malen“ geben und mit dieser nebenbei noch für seine beiden Söhne eine Etappe geschaffen werden. Doch schon im ersten Jahre in Trauer versetzt über den Verlust des einen, hatte er bald darauf noch dem zweiten das Grab zu bestellen. Erschüttert in seiner besten Hoffnung, gramgebeugt, kehrte G. nun wieder zurück in die Vaterstadt. Bis 1853 in vollständiger Abgeschlossenheit, entzog ihn dieser auf kurz nur noch ein Mal sein Ideal — die Krippe, an deren Vervollkommnung er stille weitergearbeitet, sie mit trefflichen Gruppen von Hirten, weidendem Vieh, nebst prachtvollen Palmen vermehrt hatte. Um Weihnachten 1853 signalisirten für weithin überraschend die Wiener Journale die Anwesenheit Ginzel's in der Residenz, wo im Montenuovo'schen Hause das „Diorama von Bethlehem“ zur Schau gestellt war. Von einem zahlreichen Publicum aus den verschiedenen und auch höchsten Kreisen besucht und gewürdigt; von der Journalistik einhellig als eine originelle Kunsterscheinung hervorgehoben, liegt das Bedeutendste, was zu Gunsten des Werkes erfolgen konnte, in der Thatsache, daß Meister Führich selber dafür die Feder ergriff. Die bezügliche Publication ist zu finden im „Oesterreichischen Volksfreund“ Nr. 102 vom 21. Decbr. 1853. Nach der einleitenden höchst sinnigen Commentirung von Idee und Anlaß der Darstellung Ginzel's nach kirchlicher, wie culturgeschichtlicher Richtung, ist mit Beziehung auf das Formelle dann aber gesagt: „An der nördlichen Grenze Böhmens, in einer Gegend, wo der Brauch der Weihnachtskrippe mehr als in anderen Gegenden sich erhalten, unternahm es der Maler Herr Jak. G. aus Reichenberg, durch Aufstellung einer mit großer Mühe und Liebe ausgeführten Krippe unter dem Namen: „Diorama von Bethlehem“, alles Fremde, Unzukömmliche vermeidend, diesen Gegenstand seiner ursprünglichen Würde, Schönheit und rührenden Kindlichkeit wieder zuzuführen .... In seiner Gemüthsrichtung diesem Gegenstande mit besonderer Liebe zugewandt, hat er, auf die katholische Residenz rechnend, eine Krippe im eigentlichen und besseren Sinne in unserer Mitte aufgestellt, und mir ist es eine wahre Freude, unsere katholischen Brüder und Schwestern darauf aufmerksam zu machen, umsomehr, als ich aus eigener Erfahrung weiß, was dieser über allen Ausdruck liebliche Brauch mir als Kind war und — ich scheue mich keineswegs es zu sagen — unter grauen Haaren noch ist“.... In seiner Bescheidenheit zufrieden, vor der Neige seines Künstlerwallens noch in der Residenz eine solche Würdigung gefunden zu haben, kehrte G. nun gerne wieder heim, um anspruchslos wie sonst sich mit der Alltagsmache des Landmalers zurechtzufinden. Die Tuchmacher-Stadt, von Periode zu Periode knapper geworden im Wohlstande der Masse, damit im allgemeinen kunstunfreundlicher, behielt nur etwa noch in den alten, kernhaften Familien ihre Kunstmäcene, die in erster Reihe dann wenigstens ihre Familienstube für Weihnachten mit einer von G. gemalten Krippe versahen. Die fernere Inanspruchnahme als Porträtmaler blieb der bereits in Concurrenz getretenen Photographie gegenüber, eine vereinzelte. Befähigt unter günstigeren Verhältnissen, sich den in erster Reihe stehenden Kunstgenossen seiner Zeit beistellen zu können, bleibt G. mindestens die Anerkennung, im beengten Rahmen seiner Stadt und seiner Zeitverhältnisse einer der würdevollsten Kunstrepräsentanten der Neuzeit gewesen zu sein, dessen Leistungen auf Dauer seinem Namen eine Ehrenstelle sichern. Rud. Müller.

Ginzel: Joseph Augustin G., Theolog, geboren zu Reichenberg in Böhmen am 1. Mai 1804, gestorben zu Leitmeritz am 1. Juni 1876. Nach erhaltener Priesterweihe am 3. September 1828 und Absolvirung der theologi-

schen Studien im höheren Priesterseminar (Frinteaneum) in Wien und Erwerbung des theologischen Doctorgrades wurde er im J. 1837 Professor der Theologie an der bischöflichen Lehranstalt in Leitmeritz, später Domherr daselbst, worauf die Niederlegung der Professur erfolgte, Beisitzer des Consistoriums, Vicepräses des Ehegerichts, Defensor matrimonii, Synodalexaminator und bischöflicher Notar. Er gehörte zu den wissenschaftlichsten Theologen in Oesterreich, war in früheren Jahren, wie sich namentlich in seinem „Handbuch des Kirchenrechts“ zeigt, sehr ultramontan, kämpfte jedoch fortwährend für eine bessere Bildung des Clerus und gerechte kirchliche Regierung. Ein warmer Patriot zerfiel er mit seinem Bischof und der herrschenden clericalen Richtung, seitdem diese antistaatlich wurde, hielt sich als Mitglied des Reichsraths zur liberalen Partei und gab sich alle Mühe, eine Besserung der kirchlichen Zustände herbeizuführen. Seit dem vaticanischen Concil war er unerbittlicher Gegner der päpstlichen Neuerungen, obwol er bei seinem Alter und seiner Isolirtheit ein öffentliches äußeres Hervortreten vermied. Seine unterzeichneten Recensionen der Concilsbroschüren von Hefele, Rauscher u. A. im Bonner Theol. Litt.-Blatt 1869 ff. sind ein unzweifelhafter Beweis seines Standpunktes. Seine Schriften: „Geschichte der Kirche“, 2 Bde., 1846 ff. (unvollendet), „Geschichte der Slavenapostel Cyrill und Methud“, 1857, „Handbuch des neuesten in Oesterreich geltenden Kirchenrechts“, 1857—62, „Archiv für Kirchengeschichte und Kirchenrecht“, 1851 fg., 3 Hefte, „Die canonische Lebensweise der Geistlichen, ein Votum für die Wiedereinführung derselben“, 1851, „Legatio apostolica Petri Aloysii Carafae Ep. Fricar. sed. Urbano VIII. P. M. ad tractum Rheni et ad provincias inferiores Germ. ab a. 1624 usque ad a. 1634“, 1840, „Evangelium und Kirche, eine katholische Protestation wider den Protestantismus, der sich ‚Kirche‘ nennt, von Dr. Sylvius“, 1843, „Katholische Wahrheit und protestantischer Irrthum“ &c., 1846, „Lehren der katholischen Kirche gegenüber den Irrthümern der deutschen Sectirer“, 1846, „Ueber die Zukunft der Kirche in Oesterreich, Briefe von Dr. Sylvius“, 1848, bekunden den alten Standpunkt desselben, während die folgenden: „Die Pfarrconcurs-Prüfung nach Staats- und Kirchengesetz“, 1855, worin er für die Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften auftritt, „Zum Frieden zwischen Kirche und Staat in Oesterreich“, 1868 (Abdruck von Artikeln der Kölnischen Blätter, Juni und Juli 1868, welche namentlich Montalembert's Beistimmung gefunden), „Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern, Aufgabe des bevorstehenden römischen Concils“, 1869 (gleich der vorhergegangenen anonym), „Die Geschäftsordnung des Concils von Trient“, 1871 (2 Ausgaben, anonym, mit verschiedenem geharnischten Vorberichte; der Abdruck ist erfolgt nach dem von Theiner veranstalteten Abdruck, den ich G. durch den damaligen Professor Sal. Meyer in Prag, zustellte), „Bischof Hurdalek, ein Charakterbild aus der Geschichte der böhmischen Kirche“, 1873, „Die theologischen Studien in Oesterreich und ihre Reform, eine theologisch-historisch-politische Monographie“, 1873 (anonym), — den sich nach gründlichen Reformen sehnenden Mann zeigen. Eine Reihe von Artikeln in theologischen Zeitschriften sind als „Kirchenhistorische Schriften“ zusammengestellt (1872, 2 Bde.) erschienen. Als Mensch und Priester untadelhaft war er eine wahre Zierde des Clerus. v. Schulte.

Giovane: Herzogin Julie von G., geboren in Mudersbach 1766, gestorben in Ofen 1805. Sie war in ihrer Jugend mit K. Th. v. Dalberg und Frau v. La Roche befreundet, — an der Zeitschrift der Letzteren: Pomona, arbeitete sie mit, — und lernte später in Neapel den Herzog von Giovane kennen, mit dem sie sich verheirathete. Dort sah sie Goethe, der in der „Italienischen Reise“ (2. Juni 1787) eine sehr anziehende Schilderung ihres Wesens und ihrer Unterhaltung gegeben hat. Von Neapel ging sie, nachdem sie von ihrem Gemahl

getrennt worden, nach Wien, wurde, vielleicht auf Empfehlung der Königin von Neapel, die eine österreichische Prinzessin war, vielleicht auf Grund ihrer Schrift: „Lettres sur l'éducation des princesses“, Wien 1791, Oberhofmeisterin der Erzherzogin Marie Louise, der nachmaligen Kaiserin der Franzosen, und lebte, nachdem sie ihre Stellung aufgegeben, in Ofen. Außer der genannten Schrift in Form von Briefen an eine Erzieherin, in welcher Geistes- und Herzenspflege verlangt, die verantwortliche, schwierige Stellung einer Fürstin mit Freimuth dargelegt, die Hohlheit und Aeußerlichkeit der damaligen weiblichen Erziehung streng gegeißelt, Religiosität ohne Frömmelei gefordert, der Anschauungsunterricht nachdrücklich empfohlen und die deutsche Sprache in Schutz genommen wird, hat die Herzogin kleinere Schriften in deutscher und italienischer Sprache verfaßt. In letzterer eine kleine Arbeit „Sul codice delle leggi di S. Leucio“ und eine Uebersetzung von Geßner's Idyllen, in ersterer besonders eine größere moralische Arbeit: „Welche dauerhafte Mittel gibt es, die Menschen ohne äußerliche Gewalt zum Guten zu führen?“ (1785), als welche Mittel sie 1) Bewahrung vor falschen Begriffen über das Sittlichgute, 2) Bekanntmachung der wahren Begriffe, 3) Erleichterung der Ausführung des Guten nennt und Erziehung, Religion und Regierung als die drei Mächte bezeichnet, durch welche diese Mittel in Anwendung gebracht werden können. Außerdem hat sie, nach Geßner's Muster, „Idyllen“ geschrieben (Würzburg 1785), von denen die eine die Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen besingt, die anderen die vier Weltalter nach Ovid schildern. Schon aus diesem Umstande geht hervor, daß sie Lateinisch verstand, eine Thatsache, die auch aus manchen anderen Stellen ihrer Schriften ersichtlich, ihr die Achtung gelehrter Männer und ehrenvolle Erwähnung in gelehrten Zeitschriften und Reisewerken verschaffte. Von der Stockholmer und der Berliner Akademie wurde sie zum Ehrenmitgliede bez. Mitgliede ernannt. Ihre Schriften, auch einzeln erschienen, sind von Joseph v. Retzer gesammelt (Wien 1793).

Ersch u. Gruber I. Bd. 67 S. 403. Wurzbach, Biogr. Lex., V. S. 191.

Ludwig Geiger.

Giovanelli: Josef v. G., geboren zu Bozen am 7. Mai 1750, gestorben ebenda am 19. November 1812, aus einem ursprünglich italienischen Edelgeschlecht, dessen Angehörige mehrfach die Patriarchenwürde und andere hohe Ehrenämter in Venedig bekleideten, das sich aber später in eine venetianische und eine tirolische Linie spaltete. Josef Petruzzo G. wurde 1564 von Ferdinand I. in den deutschen Reichsadelstand aufgenommen und kaufte sich in Tirol an; nachmals spaltete sich die Familie in einen zu Trient begüterten Ast, dem 1790 vom Reichsverweser Karl Theodor die Reichsgrafenwürde verliehen wurde, und in einen zu Bozen ansässigen Ast. Diesem gehörte J. v. G. an. Schon in den Kriegsjahren 1796—1801 und 1805 entwickelte er als landschaftlicher Verordneter des Herren- und Ritterstandes und Kassier der landschaftlichen Filialkasse eifrige Thätigkeit für das Landesdefensionswesen. Dies war in erhöhtem Maße der Fall, als 1809 der Aufstand ausbrach, der die Befreiung Tirols vom Joch des „freimaurerischen“ Baiern anstrebte. In Giovanelli's Haus in Bozen wohnte der bekannte Freiherr v. Hormayr, der für die Anfangsperiode des merkwürdigen Kriegs als Haupt und intellectueller Führer der Aufständischen bezeichnet werden kann. G. zog zwar nicht selbst mit den Schützen ins Feld, erwarb sich aber großes Verdienst um die Organisation des kühnen Unternehmens durch Leitung der finanziellen Geschäfte, wobei er seinen eigenen Credit nutzbar machte und einen großen Theil seines Vermögens opferte. Als Präsident der Bozener Schatzdeputation sorgte er für Herbeischaffung von Waffen, Munition und Proviant für die Landesvertheidiger, was keine leichte Aufgabe, da für die

Erhebung Tirols keineswegs genügende Vorbereitungen getroffen und die Unterstützungsgelder aus dem kaiserlichen Hauptquartier nicht allzu reichlich flossen. Für G. war aber, wie für Hormayr, bei dem ganzen Unternehmen der österreichische Standpunkt maßgebend, nicht wie für Hofer und Speckbacher ꝛc. der specifisch tirolische. Als nach dem Sieg Napoleons bei Wagram Kaiser Franz seine Sache verloren gab, mit dem Sieger Frieden schloß und auch an die Tiroler die directe Aufforderung richtete, sie möchten sich ruhig verhalten und nicht zwecklos aufopfern, war G. der Einzige, der den Muth hatte, den ob des „Verraths“ der „studirten Herrn“ zu Wien aufs heftigste erbitterten Bauern die kaiserliche Proclamation vorzulesen und durch ruhiges Zureden die Aufgeregten zu bewegen, die Waffen niederzulegen. Auch Giovanelli's Sohn Josef fand während des Befreiungskampfes mehrfach Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Des Vaters und des Sohnes Verdienste ehrte Oesterreichs Kaiser durch Erhebung ihrer Familie in den Freiherrnstand (durch Signat vom 16. Juli 1839).

Staffler, Das deutsche Tirol und Vorarlberg, II. 872. Wurzbach, Biogr. Lex., V. 192 u. 194. Heigel.

Giphanius: Hubert G., oder, wie er sich selbst schreibt, Hubrecht van Giffen (Obertus G.), ist 1534 zu Buren in der holländischen Provinz Geldern geboren. Sein Vater ist dort ein mäßig begüterter Grundbesitzer gewesen, und der Sohn hat sich diesen, wie er sagt, nur unbedeutenden Besitz wenigstens bis in sein reiferes Alter erhalten. Ueber seine Erziehung und seinen Bildungsgang wissen wir wenig mehr, als daß er in Löwen, Bourges und Paris dem Studium der Philologie und der Rechte obgelegen und unter seinen juristischen Lehrern insbesondere des Joachim Hopperus, Cujacius und Brissonius erwähnt. Schon im J. 1566 erscheint von ihm — als iuris studiosus bezeichnet er sich auf dem Titel — eine Ausgabe des Lucrez, die man ohne Scheu den besten derartigen Arbeiten der damaligen Zeit anreihen darf, die ihm aber auch den Vorwurf des schamlosesten Plagiates von Seiten des Joseph Scaliger eintrug. Im J. 1567 wurde er zu Orleans Doctor der Rechte, soll dort auch eine Bibliothek für die Studirenden der deutschen Nation gegründet haben. Unmittelbar darauf ging er im Gefolge des französischen Gesandten Paul de Foix nach Venedig und lernte auf der Reise dorthin die bedeutendsten Städte Oberitaliens kennen. — Von hier aus können wir seine ferneren Schicksale ziemlich genau verfolgen, da uns in seinem Briefwechsel mit dem Breslauischen jungen Patricier Thomas Rehdiger und dem kaiserlichen Leibarzte Crato ein reiches Material für die nächsten Jahre vorliegt. G. erscheint hier mit philologischen und philosophischen Studien beschäftigt, in den mannigfachsten litterärischen und freundschaftlichen Verbindungen mit den bedeutendsten Gelehrten der damaligen Zeit, wie Joseph Scaliger, Sigonius, Hubert Languet u. A. Auch eine weitere Wanderung durch Italien konnte er möglich machen, obschon er in steter pecuniärer Bedrängniß sich befand, und sein Plan, den Thomas Rehdiger auf dessen Reise nach Rom und Süditalien zu begleiten, fehlschlug. Die Noth drängt ihn jedoch, sich jetzt nach einer festen und gesicherten Stellung umzusehen. Er hatte 1569 sein Auge zunächst auf Heidelberg geworfen, sich dort um eine juristische Professur, und als es damit nicht glückte, um den eben erledigten Lehrstuhl der Ethik beworben; er bittet Rehdiger, ihn in diesem Vorhaben zu unterstützen. Seine Hoffnungen erfüllten sich jedoch nicht. Im Frühjahr 1570 nach Deutschland zurückgekehrt, ist er bereit, in irgend einer praktischen, seinen Fähigkeiten angemessenen Thätigkeit, sei es in der Verwaltung, bei Hofe oder als Sachwalter seinen Unterhalt zu suchen. Indessen auch das J. 1570 verlief ihm ohne entscheidenden Erfolg. Bald hernach gelingt es ihm jedoch, die Professur der Logik,

Ethik und Institutionen in Straßburg zu erhalten. Diese Universität war damals der Schauplatz heftiger theologischer Streitigkeiten zwischen Reformirten und Lutheranern, Sturm und Marbach die Führer der feindlichen Parteien. G., obwol von Hause aus der reformirten Confession angehörig, trat bald auf die Seite der Lutheraner, theils durch einen ungeschickten persönlichen Angriff Sturm's gereizt, theils durch seine näheren Beziehungen zu Marbach bewogen, dessen Tochter Anna Margarethe er Ende 1573 oder Anfang 1574 heirathete. — Viel Segen ist ihm freilich aus dieser Ehe nicht erblüht. Zwar wurde durch Crato's Vermittelung ein leidliches Verhältniß zu Johann Sturm wieder hergestellt. Allein schon im J. 1575 drohete ernstliches Unheil. G., in steter Geschäftsverbindung mit Theodosius Rihel, einem Straßburger Buchhändler, hatte ihm flüchtig hingeworfene Notizen zum Zwecke der Fortsetzung der Commentare des Sleidanus übergeben, die dieser einem Nachdrucke der Beuther'schen Uebersetzung des Sleidanus und den von Beuther herrührenden Continuationen einfach anhing, so daß es den Anschein gewann, als ob auch diese neuen Zusätze aus Beuther's Feder stammten. Hier war nun zum J. 1573 eines unwahren Gerüchtes, als hätten die Wiener Katholiken eine Niedermetzelung der dortigen Protestanten nach dem Vorbilde der Pariser Bartholomäusnacht beabsichtigt, als einer Thatsache Erwähnung geschehen, auch die Person des Kaisers dabei in Mitleidenschaft gezogen. Dies gab Beuther Anlaß, gegen seine Autorschaft der fraglichen Erzählung zu protestiren, und führte zu einem Criminalverfahren, in dessen Verlauf auch G. eine Monate lange Untersuchungshaft zu erdulden hatte. Endlich wurde auf ein von ihm persönlich an den Kaiser gerichtetes Gnadengesuch auf Crato's Verwendung — auch Sturm trat ehrenhaft für ihn ein, nur Beuther's Benehmen in dieser Angelegenheit macht einen geradezu widerlichen Eindruck — die Sache glimpflich beigelegt. — Zu gleicher Zeit, Ende 1575 oder Anfang 1576, verlor G. seine Frau. Die Ehe war kinderlos geblieben. Die Auseinandersetzung mit dem Schwiegervater wegen Rückgabe der Mitgift führte bei dem ökonomisch gleichmäßig genauen Charakter der beiden Männer noch zu manchen ärgerlichen Differenzen. — Auf einen 1582 an ihn ergangenen Ruf siedelte G. 1583 nach Altdorf über. Wir können die Zeit seines dortigen Aufenthaltes als die äußere Glanzperiode seines Lebens bezeichnen. War er in Straßburg überwiegend mit philosophischen Disciplinen beschäftigt gewesen — wenigstens hat er während seiner etwa zwölfjährigen Straßburger Professur nicht eine nennenswerthe juristische Schrift herausgegeben, sondern sich blos an philologischen Publicationen der Rihel'schen Buchhandlung betheiligt, wie an den dort erschienenen Ausgaben des Homer, des Josephus, dem Cicerolexikon, der deutschen Uebersetzung des Livius u. a. m., — so bildet fortan die Rechtswissenschaft das eigentliche Feld seiner schriftstellerischen und Lehrthätigkeit. Binnen Kurzem war er anerkannt als der erste Jurist Deutschlands, der nur noch hinter Cujacius zurückzutreten brauche. Er hob das juristische Studium auf eine bis dahin in Altdorf noch nicht erreichte Stufe. Mit Eifer und Gewissenhaftigkeit kam er nicht blos seinen amtlichen Verpflichtungen nach, sondern weit über diese hinausgreifend erzielte er durch private Unterweisung und Anleitung unleugbare Erfolge. Er besaß das volle Vertrauen der Nürnbergischen Behörden in allen mit der Organisation des akademischen Unterrichts zusammenhängenden Fragen, wie kein anderes Mitglied der Universität. So war er auch besonders für die Berufung des Donellus nach Altdorf thätig, dessen hohen Werth er vermöge seiner allgemeineren philosophisch-systematischen Durchbildung und dabei doch zugleich praktischen Richtung besser zu würdigen vermochte, als so mancher Andere, der blos in der Anlehnung an die Italiener oder der stricten Befolgung der Cujacianischen Methode das Heil der Jurisprudenz erblickte. Dazu war er durch

seine im October 1583 mit Justina Oelhafe vollzogene Hochzeit in nähere verwandtschaftliche Beziehungen zu der hochangesehenen Familie der Paumgartner getreten. Dem gegenüber machen sich jedoch auch die Schattenseiten seines Charakters, Unwahrheit, Eitelkeit und Geldgier immer sichtlicher bemerkbar. Was in Straßburg mehr ein bloßes Gerücht und üble Nachrede geblieben war, hier wird es zur unleugbaren Thatsache, durch amtliche und nicht amtliche Documente gleichmäßig erwiesen. Mit der vollste Anerkennung verdienenden Lehrthätigkeit verbindet sich das Bestreben, durch allerhand unlautere Mittel den Collegen die Zuhörer abspänstig zu machen. Von den eigenen Angehörigen kommen die bittersten Klagen über den schmuzigen Geiz des G., unter dem seine Familie unsäglich zu leiden hatte; Wortbrüchigkeit ist fast zur Regel bei ihm geworden; um ihn zur Rückgabe geborgter Bücher zu vermögen, mußte einmal Personalarrest gegen ihn verhängt werden. Unter diesen Umständen konnte auch das Verhältniß zu Donellus, einer bei aller vornehmen Kühle doch innerlich leidenschaftlichen, aber durchweg anständigen und fein gesitteten Natur unmöglich ein erträgliches bleiben. Das Zerwürfniß der Beiden brach, wie es scheint, durch allerlei Zwischenträgereien verschärft, bald hervor, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß dasselbe und die dabei Seitens der akademischen Behörden bekundete höhere Werthschätzung des Donellus den G. etwa zwei Jahre nach der Ankunft des ersteren von Altdorf hinweg getrieben und mittelbar zum Uebertritte zum Katholicismus veranlaßt habe. — Im J. 1590 rückte G. in die zweite Stelle der juristischen Facultät zu Ingolstadt ein; — die erste bekleidete der Italiener Andreas Fachinäus. Mit ihm kamen etwa vierundzwanzig Studirende der Rechte von Altdorf nach Ingolstadt hinüber, darunter sein bedeutendster Schüler, der Braunschweiger Conrad Rittershusius. Freilich machte die Jesuitenuniversität Ingolstadt auf sie einen nichts weniger als erfreulichen Eindruck; die Inferiorität der dortigen Lehrer, von denen manche, wie Caspar Cagus, ihre Vorlesungen zeitweise ganz einstellten, blieb auch ihnen kein Geheimniß. So klagen sie über Fachinäus, daß er ganz in der Manier des 15. Jahrhunderts lediglich die Glosse und die Commentatoren scholastisch erkläre, ohne auf die Quellen selbst einzugehen. Auch war die Zahl der juristischen Studirenden in Ingolstadt nur eine äußerst mäßige, um achtzig herum. Desto leuchtender hob sich von diesem trüben Hintergrunde für ihre Augen das Bild des G. ab, wie sie selbst eine auserlesene Schaar, eine kleine geschlossene Gemeinde unter den dortigen Rechtsbeflissenen bildeten. Für sie setzte G. seine bereits in Altdorf begonnene Erklärung einzelner schwierigerer Coderstellen fort, während er für die Ingolstädter, die hier nicht zu folgen vermochten, mehr systematisch gehaltene Vorträge über Bürgschafts- und Pfandrecht hielt, die sparsamer mit einzelnen exegetischen und polemischen Excursen durchsetzt waren. So zeigt sich auch hier in der Behandlung des Stoffes die geistige Ueberlegenheit des G. über die ihn umgebenden Mittelmäßigkeiten. Allerdings fehlt es andererseits nicht an mancherlei Klagen und Anfechtungen, die ihre vorzüglichste Nahrung aus dem Kampfe der Universität gegen die Herrschaft der Jesuiten ziehen mochten. In diesem Streite stand G. fest auf Seiten der Universität und gehörte zu den geschicktesten und zuverlässigsten Gegnern des Ordens. Gewiß mußte seine im Grunde doch immer protestantische oder mindestens humanistische Geistesrichtung gegen die mißtrauische Ueberwachung des Convertiten, den Zwang, dem er sich in äußeren Dingen nothwendig unterwerfen mußte, und unterwarf — er besuchte regelmäßig die Messe und beichtete fleißig — innerlich sich um so heftiger aufbäumen. — Im Uebrigen scheint seine sittliche Haltung hier nicht besser als in Altdorf gewesen zu sein. Selbst seine von dort herüber gewanderten Schüler klagen über seine große Unzuverlässigkeit, und auch der vollständige Bruch mit der Familie seiner Frau

fällt in die Zeit der Ingolstädter Professur. — Es ist hiernach leicht begreiflich, daß nichts den G. an Ingolstadt fesselte, und er einem 1599 an ihn gerichteten Antrage, in den Reichshofrath in Prag einzutreten, bereitwillig nachkam. Etwa fünf Jahre ist er noch in dieser neuen Stellung thätig gewesen. Nach längerer Kränklichkeit und zeitweise schmerzlichen Leiden verstarb er daselbst im J. 1604. — Im Vergleich zu dem langjährigen und durchweg arbeitsamen Leben des G. erscheint der Umfang der von ihm publicirten Schriften gering. Eine ziemliche Zahl akademischer Programme, besonders in Gestalt von Thesen, wenig Umfangreicheres, und auch das theilweise wol ohne Zuthun des Autors von speculativen Buchhändlern aus gut nachgeschriebenen Collegienheften edirt; sei es nun, wie seine Feinde ihm vorwerfen, daß er seine wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Grunde möglichst zurückgehalten, um nicht seine Anziehungskraft als Lehrer zu schwächen, sei es, wie seine Freunde von ihm rühmen, daß seine große Sorgsamkeit in der Formgebung und dem Ausfeilen ihn an schnellerem Fertigstellen hinderte. Auch aus seinem reichen handschriftlichen Nachlasse ist Seitens der Hinterbliebenen so gut wie nichts veröffentlicht worden. Erklärte doch der einzige überlebende Sohn, Johann van Giffen, dem Andringen der Freunde des Verstorbenen gegenüber, daß er seine Zustimmung derartigen Unternehmungen schwerlich geben werde, da er nur zu gut wisse, wie mancherlei der Kirche Nachtheiliges in den von seinem Vater hinterlassenen Scripturen enthalten sei. Eine Aeußerung, die freilich auf Giphanius' innerliche Stellung zur katholischen Kirche ein ziemliches Licht wirft. So rührt, was nach seinem Tode noch herausgekommen, ebenfalls fast ausschließlich aus Collegienheften seiner Schüler her, wie z. B. die noch während seiner letzten Lebensmonate im Druck begonnenen „Lecturae Altorphinae". Aber auch das, was uns dergestalt erhalten ist, reicht aus, um erkennen zu lassen, welch' einen bedeutenden Gelehrten Deutschland in G. besessen, wie namentlich eine so glückliche Vereinigung der drei Richtungen der Jurisprudenz, der systematisch-philosophischen, kritisch-historischen und praktischen, zumal im Verein mit so überlegenen Geistesgaben, uns vor dem 19. Jahrhunderte kaum wieder im Vaterlande begegnet.

Vgl. C. S. Zeidler, Vitae professorum juris, qui in academia Altdorffina . . vixerunt. Norimb. 1770. C. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität, München 1872, Bd. I. S. 351 ff. 418. R. v. Stintzing, Hugo Donellus in Altdorf, Erlangen 1869. Fünfzehn Briefe des G. an Thomas Rehdiger und Crato sind abgedruckt in dem Breslauer Gratulationsprogramm zum Basler Jubiläum 1860. Drei andere, noch ungedruckte sind dem Unterzeichneten aus einer Teschener Sammlung durch die Güte des Prof. Dr. Th. Lindner mitgetheilt. Im übrigen mag wegen der Correspondenz des G. auf die in dem citirten Programm versuchte Zusammenstellung verwiesen werden. Schirmer.

Girard: Johann Baptist G. (als Franciscanermönch Père Gregoire), verdienstvoller Pädagoge im Geiste Pestalozzi's und Beförderer des Schulwesens in der Schweiz. Geboren zu Freiburg in der Schweiz am 17. December 1763 (nicht 1765), besuchte er die lateinische Schule seiner Vaterstadt und trat 1781 in den Orden der Franciscaner, worauf er von seinen Oberen, um sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen, nach Deutschland geschickt wurde. Zu Würzburg, wo er seine theologischen Studien vollendete, erhielt er vom Fürstbischofe die geistlichen Weihen. Nachdem er hierauf ein Jahr lang Professor am Gymnasium zu Ueberlingen gewesen war, lehrte er im Kloster seiner Vaterstadt Philosophie und bekleidete das Amt eines Predigers. Im J. 1798 arbeitete er mehrere Monate lang bei dem Minister der Künste und Wissenschaften zu Luzern, weil in manchen Maßregeln der vollziehenden Gewalt die kirchlichen Ver-

hältnisse nicht genugsam beachtet blieben. Der Gewinn, den er aus diesem Aufenthalte in Luzern zog, war für G. ein bedeutender: er gewann einen Ueberblick und genaue Einsicht in die mannigfaltigen Lehranstalten der Schweiz und auf diese Kenntniß gründeten sich später seine großen Verdienste um das Schulwesen. Als die helvetische Regierung im Mai 1799 von Luzern nach Bern versetzt wurde, erhielt auch G. den Ruf dahin zu kommen, um die Verrichtungen eines katholischen Pfarrers bei der gemischten Regierung zu übernehmen. Nach der Tagsatzung von 1804 übergab er seine Pfarrstelle einem Nachfolger, und begab sich in sein Kloster zu Freiburg, um die vorhabende Schulverbesserung, die er persönlich bei Pestalozzi in Burgdorf in Begleitung von Abgesandten des Freiburger Municipalrathes hatte kennen lernen, ins Leben zu rufen. Diese suchte er vorerst dadurch zu bethätigen, daß er, um den Nachtheilen des Fächersystems in der Schule zu begegnen, vorerst als Vorsteher der Volksschule zu Freiburg, neue Lehrer heranbildete, sodaß nach einigen Jahren die Schule wie aus Einem Gusse dastand und in der gleichen Erziehungsanstalt Reiche, Arme, Hohe und Niedere vereinigt waren. Im J. 1809 wurde er vom damaligen Landammann der Schweiz nach Iferten gesendet, um das dortige Institut in Augenschein zu nehmen und einen Bericht darüber zu Handen der Tagsatzung abzustatten. Als im J. 1815 die Lehrweise des gegenseitigen Unterrichts bekannt wurde, führte auch G. nach und nach in seiner Schule diese Methode ein und das Ergebniß übertraf seine Erwartung, denn er konnte nun, was er schon lange gewünscht hatte, die Abstufungen des Unterrichts beinahe verdreifachen. Zu Anfang der zwanziger Jahre jedoch wurde diese Lehrweise in Frankreich verboten unter dem Vorwande, daß sie Thron und Altar unterwühlte und es widerhallte diese Stimmung auch in Freiburg: der Bischof stellte Klagen bei der Regierung im Namen der Religion, und die Regierung, um ihre Existenz besorgt, verbot den gegenseitigen Unterricht durch ein Gesetz. Unter diesen Verhältnissen legte G., weil die Angelegenheit sogar eine persönliche Wendung gegen ihn genommen hatte und die Aufregung aufs höchste gestiegen war, im J. 1823 seine Stelle nieder und zog sich nicht ohne tiefen Schmerz aus der Schule in seine Zelle zurück. Doch schon 1827 berief ihn die Regierung von Luzern auf den Lehrstuhl der Philosophie an ihrer Lehranstalt, welches Amt er bis 1834 bekleidete. Am 6. März 1850 fand er endlich Ruhe in seiner Klosterzelle zu Freiburg. Sein letztes ausgezeichnetes Werk ist: „Ueber den regelmäßigen Unterricht in der Muttersprache. Eine gekrönte Preisschrift." Freiburg 1844. Wie G. hat vielleicht selten ein Schulmann das Glück erlebt, so nach seinem Herzen auf die Bildung der Jugend wirken zu können: Kinder, Lehrer, Eltern und Behörden kamen ihm mit Vertrauen entgegen und standen ihm mit ihren Kräften zu Gebote und ebenso ehrte seine dankbare Vaterstadt sein Andenken auf der Place Notre Dame durch ein broncenes Standbild.

Liebl, Das Erziehungs- und Unterrichtswesen in der Schweiz im ersten Viertel des 19. Jahrh., S. 57—65. Blätter für Erziehung und Unterricht, 1857, S. 42—45.

J. Franck.

Girck: Johannes G., ein Dichter geistlicher Lieder bei den mährischen Brüdern im 16. Jahrhundert. Von ihm befinden sich Lieder in dem großen Brüdergesangbuch, das zuerst 1566 erschien (vgl. oben bei Geletzki); von diesen hat Wackernagel im dritten Theil seiner großen Sammlung fünf abdrucken lassen.

l. u.

Gircken: Nicolas G., 1661 zu Eybertingen in der ehemaligen Propstei St. Vith geboren, trat 1680 in den Orden der Eremiten vom heil. Augustinus, promovirte zum Doctor der Theologie und erhielt einen Lehrstuhl in Köln. Seine Gelehrsamkeit brachte ihn bald zu großem Ansehen. Er wurde Synodal-Exami-

nator, am 26. April 1703 Prior seines Klosters und bald darauf Provinzial im Ordenscapitel zu Köln. Diese Würde bekleidete er bis zum 23. Januar 1706. Am 14. April desselben Jahres wurde sie ihm von neuem übertragen und er blieb im Besitze derselben bis zum 10. Mai 1715. Er starb zu Aachen am 1. Juli 1717. G. hat uns ein Werk hinterlassen: „Summa summae Theologiae scholasticae juxta tuta et inconcussa dogmata SS. Augustini et Thomae", 4 Bde., 1704. Ein zweites Werk „De religione et statu religioso", welches die Fortsetzung des ersten bilden sollte, blieb unvollendet.

Aug. Neyen, Biographie luxembourgeoise. J. P. Henrion.

Girgensohn: Dr. Christoph Heinrich Otto G., ein Sohn des Propstes des wendischen Kreises in Livland Christoph Reinhold G., ist geboren auf dem Pastorat zu Neu-Pebalg den 12. Novbr. 1796. Nachdem er die Wendensche Kreisschule durchgemacht, besuchte er die Gymnasien zu Wyborg und Dorpat und studirte in Dorpat Theologie von 1814 bis 1816, wurde dann, weil der Vater gestorben, Hauslehrer und konnte erst von 1818 bis 1819 sein Studium vollenden. Obwol damals die Professoren der Theologie in Dorpat meist dem Rationalismus huldigten und auch als Männer der Wissenschaft den jungen Theologen wenig boten, arbeitete er mit eisernem Fleiße, so daß er gleich nach bestandenem Examen von dem damaligen General-Superintendenten Dr. Sonntag nach Oppekala Pastorat empfohlen, schon den 30. Novbr. 1819 zum Pastor zu Oppekala im walkschen Kreise Livlands ordinirt wurde. Hier machte er gleich in den ersten Amtsjahren die denkwürdige Zeit der Freilassung der Bauern aus der Leibeigenschaft durch, und es wurde die am 12. März 1820 in Bezug auf die Freilassung von ihm gehaltene Predigt in den Druck gegeben. Wie er treu in seiner wissenschaftlichen Arbeit auf dem Pastorat blieb, so nahm er es auch genau mit der Sprache, in der er zu predigen hatte. Schon 1830 erschien eine ausführliche Recension von Rosenberger's Formenlehre der lettischen Sprache, nachdem er 1828 Mitglied der lettisch-litterarischen Gesellschaft geworden war, und er wurde Mitarbeiter an dem neuen lettischen Gesangbuch. Nach 14jähriger Amtswirksamkeit lenkte er die Augen der Prediger des walkschen Kreises so auf sich, daß er den 14. Mai 1834 zum stellvertretenden Propst erwählt wurde. Als er nach des Prof. Walter Tode von den Professoren der Universität Dorpat auch als Candidat für die Professur der praktischen Theologie aufgestellt, später aber Dr. Ulmann erwählt wurde, creirte ihn die Universität zu Königsberg am 17. April 1835 zum Doctor der Philosophie. Nachdem er mehrere litterarische Arbeiten auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft in verschiedenen Zeitschriften kritisch beleuchtet hatte, gab er einen „Beitrag zur Verständigung über die wahre Geltung unserer kirchlichen Bekenntnißschriften und über die rechte Art sie zu vertheidigen und ihnen treu zu bleiben", heraus, wodurch Dr. Sartorius veranlaßt wurde, über die unverbrüchliche Geltung der kirchlichen Glaubenssymbole zu schreiben. Hatte er sich auf dem praktischen Felde seiner pastoralen Thätigkeit namentlich durch treue Predigt des Evangeliums und durch treue Arbeit an der Hebung der Volksschule in dem engeren Kreise seines Pfarrbezirkes einen Namen gemacht, so zog er durch seine litterarische Thätigkeit die Blicke der fernerstehenden Amtsbrüder und Landsleute auf sich. Während er aber bisher still und wie in den Bergen Livlands versteckt auf seiner kleinen Pfarre seiner Theologie und seinem Amte lebte, wurde er am 19. Septbr. 1835 zum Pastor nach Marienburg in Livland, einer der größten Pfarren, berufen und im November d. J. daselbst introducirt. Im darauffolgenden Jahre wurde er auch zum wirklichen Propst ernannt. In diese Zeit nun fällt die Einführung des neuen Kirchengesetzes und der jährlichen Synoden. Hier war ein neues Feld der Wirksamkeit für ihn geschaffen. Auf den ersten

Synoden platzten die Geister mächtig auf einander und es war für die Kirche Livlands eine wahre Sturm- und Drangperiode angebrochen. Es brach das helle Licht des Evangeliums durch die Nacht des Rationalismus herein und unter dem Vorgang der Professoren Dorpats arbeitete sich die Geistlichkeit Livlands, die Synoden als Kampfstätten benutzend, wo zuerst der Rationalismus und Supranaturalismus, dann der Pietismus und Herrnhutismus dem Väterglauben, der evangelisch-lutherischen Kirchenlehre weichen mußte, zu einer kirchlichen Stellung hindurch. In alle diese Kämpfe mit hineingezogen, hat er allenthalben mit seinem tiefen Wissen und ernsten Streben sich hervorgethan. 1840 im September wurde er zum Assessor des livländischen evangelisch-lutherischen Consistorii in Riga ernannt. In eine neue Sphäre der Arbeit trat er hier ein, und kaum hatte er sich in die rechtliche Stellung der evangelisch-lutherischen Kirche hineingearbeitet, da brach ein Kampf los, in den er auch mit hineingezogen wurde, der ihm tief ins Herz schnitt: es war der Kampf der lutherischen Kirche wider die Propaganda der griechisch orthodoxen Kirche. Schwer war es den plötzlichen Abfall eines großen Theiles der Nationalen zu verstehen; aber so viel stand ihm fest und wurde von ihm im Kampfe immer hervorgehoben, daß nicht so sehr in der Kirche, sondern vielmehr in der politischen Stellung der Bauern in Livland der Grund zu dieser Erscheinung zu suchen sei. Der Rationalismus sowohl wie der Pietismus hatten allerdings die Bauern nicht kirchlich gezogen und insofern muß die Kirche eine gewisse Schuld auch treffen, aber auf Seiten der politischen Stellung der Bauern fanden sich noch größere Uebelstände. Zuerst schmachteten die Bauern unter dem Druck der Leibeigenschaft, und obwol von den Predigern für die Bildung der Bauern gesorgt wurde, so half das doch wenig, da dieselben bei ihren Bestrebungen keine rechte und nachhaltige Unterstützung fanden, woher die Bauern in einer geistigen Unmündigkeit sich befanden, die auch ihren Rückschlag auf ihr Glaubensleben und ihren Bekenntnißstand haben mußte. Allerdings wurden sie durch die Freilassung von 1819 anders gestellt, aber die Gesetze schnürten ihre Freiheit ein und je mehr die Gesetze im Laufe der Jahre den Vortheil des deutschen Herrn im Auge hatten, desto mehr nahm auch der Geist der Unzufriedenheit überhand. Dazu kam noch eine Hungersnoth am Anfang der 40er Jahre und von Seiten der russischen Emissäre Vorspiegelungen, die den Bauern bessere Zeiten, namentlich eigenes Land verhießen, wenn sie zur griechischen Kirche übertreten würden. Alle diese Ereignisse trieben zu einer noch angestrengteren Thätigkeit. Vor allen Dingen nahm er sich seiner großen Gemeinde nun noch mehr an, erwählte sich Gehülfen, die die Leute darüber aufklären sollten, daß mit dem Religionswechsel durchaus keine Veränderung in ihrer ökonomischen Lage ihnen erwachsen würde, fing selbst an die Herrnhutischen Bethäuser zu leiten, schrieb „Ueber die Stellung der Brüdergemeine in den Ostseeprovinzen“ und suchte auf die Eingepfarrten seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, daß die Schulen noch mehr gehoben würden und den Bauern eine freiere und bessere Stellung gegeben werden möchte. Bei einer Gemeinde von 17000 Seelen gab es der Arbeit die Fülle, namentlich da bei der Kirche zuerst im Gasthause und darauf im Flecken ein griechischer Geistlicher sich mit seinem Gefolge niedergelassen hatte, der die Leute mit allerlei Vorspiegelungen und Versprechungen zur Firmung überredete. Aber nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch im Consistorium, auf der Synode und vor den weltlichen Behörden, ja sebst mit directen Eingaben an die höchsten Autoritäten arbeitete er unermüdlich den Emissären der griechischen Kirche entgegen. Die Frucht aller Mühen war endlich die Anzeige vom General-Gouvernement, daß wenn er noch weiter sich den Anordnungen der Obrigkeit widersetzen werde, er von seinem Posten entfernt werden würde. Durch eine schon Jahre lang

andauernde unausgesetzte patriotische Thätigkeit und durch diesen das Innerste seines Herzens bewegenden Kampf müde gemacht, sehnte er sich darnach einer jüngeren Kraft diese Arbeitslast übergeben zu können. Da bekam er aus der benachbarten Provinz, aus Reval, eine Vocation zum Oberpastor an der St. Olai-Kirche, während ein junger und tüchtiger Pastor aus Curland sich bei ihm zur Uebernahme der Pfarre Marienburg meldete. Gottes Führung hierin erkennend, entschied er sich nach Reval überzusiedeln. Am 29. Mai 1847 wurde er in Reval introducirt. Hier erwartete ihn eine ganz andere Arbeit. Während er in Livland zuletzt vorzugsweise mit der griechischen Invasion zu thun hatte, mußte er hier die Kirche, die durch innere Kämpfe zerrissen, leiten und in ihrer rechten Stellung befestigen. Es war durch den in den 30er Jahren aufs Neue auftretenden Pietismus ein Kampf mit dem Rationalismus entbrannt, der eigentlich von der ganzen Stadt beinahe gegen eine kleine Partei, an deren Spitze der hochbegabte und bedeutende Prediger von St. Olai A. Huhn stand, geführt wurde. In dieser Zeit starb der alte Superintendent Mayer und G. wurde zum Nachfolger erwählt und am 12. Mai 1849 zum Superintendenten der Stadt Reval und zum Vice-Präsidenten des Stadt-Consistoriums introducirt. Er gab nach vielen Kämpfen dem Stadt-Consistorium die richtige selbständige Stellung und wirkte in der Stadt durch seine Predigten und Bibelstunden auf seine Gemeinde, auf der Synode durch seine wissenschaftlich durchgebildete Persönlichkeit und auf die ganze Stadt durch seine patriotische Gesinnungstüchtigkeit ein und söhnte so die schroff einander gegenüberstehenden Parteien immer mehr mit einander aus. So stand er treu seinem Amte in Reval 22 Jahre vor. Er erwarb sich die Liebe der Städter, die Anerkennung der Vorgesetzten, wurde mit dem goldenen Brustkreuze für Prediger 1849 belohnt, erhielt 1858 den St. Stanislausorden 2. Classe und das Bronce-Brustkreuz für den Krieg von 1853—56, den St. Annen-Orden 2. Classe und zuletzt noch den Wladimir-Orden, und zum 50jährigen Amtsjubiläum hatte ihn die Universität Dorpat zum Doctor der Theologie ernannt. Vor diesem Tage graute ihm, und gerade 8 Tage vorher, am Todtenfeste, nachdem er über Hebr. 4, V. 9—11 am Vormittage noch gepredigt hatte, machte ein Herzschlag im Kreise der Seinen seinem Leben ein Ende. Er starb am 23. November 1869. N. Girgensohn.

Girtanner: Christoph G., geb. am 7. Novbr. 1760 in St. Gallen, gest. (nach dem Nekrol. in Salzb. med. chir. Zeitschr. 1800 II. Nr. 47 S. 367) am 17. Mai 1800 zu Göttingen. Sohn eines Kaufmanns, bezog er 1780 die Universität Göttingen, um Medicin zu studiren, wurde 1783 promovirt und ließ sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Nach Reisen durch die Schweiz und Frankreich, über welche er naturhistorische und medicinische Beobachtungen veröffentlichte, und einem längeren dem Studium der Chemie gewidmeten Aufenthalte in Edinburg, kehrte er 1787 nach Göttingen zurück, wo er sich 1789 als Arzt bleibend niederließ, ohne daß er je, wie man zuweilen angegeben findet, in eine amtliche Beziehung zur Universität gekommen wäre. Seine Thätigkeit war vielmehr eine ausschließlich schriftstellerische. Sie galt nicht nur seinen Berufsfächern, der Medicin und Chemie, sondern seit Ausbruch der französischen Revolution mit besonderer Vorliebe der Politik. In leichter bequemer Darstellung schrieb er Jahre lang Berichte über die Vorgänge in Frankreich und deren Einwirkung auf die Nachbarländer, unterstützt durch Beobachtungen, die er kurz vor dem Ausbruch der Revolution auf einer erneuten Reise durch Holland und einem Aufenthalte in Paris gesammelt hatte. Er begann im J. 1791 mit den „Historischen Nachrichten und politischen Betrachtungen, über die französische Revolution“, von denen er bis zum J. 1797 dreizehn Bände veröffentlichte, welche die Geschichte der französischen Staatsumwälzung bis in

den Juni 1793 begleiteten. Nach seinem Tode besorgte Buchholz die Fortführung. Seit dem Jahre 1793 ließ er zugleich „Politische Annalen“ erscheinen, allmonatlich zwei Hefte, Darstellungen und Actenstücke zur Zeitgeschichte enthaltend. Dem Stoffe nach stehen damit in engstem Zusammenhange: „Schilderung des häuslichen Lebens, des Charakters und der Regierung Ludwig XVI.“ (1793) und die von ihm mit Anmerkungen begleitete Herausgabe einer Uebersetzung von Dumouriez’ Denkwürdigkeiten (1794), die eine Lettre du général Dumouriez au traducteur de l’histoire de sa vie (1795) hervorrief, worauf eine Lettre au général Dumouriez par Christophe Girtanner (1795) antwortete. Alle diese journalistischen Arbeiten, mit und ohne Buchform, wiegen nicht schwer, haben aber doch dem Verfasser einen hervorragenden Platz in der damaligen Schriftstellerwelt verschafft, ihm die Ernennung zum herzoglich sachsen-koburg-salfeldischen geheimen Hofrathe eingetragen und sind insofern nicht ohne Verdienst, als sie der Verherrlichung der französischen Revolution möglichst entgegenwirkten. — Neben dieser Fruchtbarkeit als politischer Schriftsteller geht eine kaum geringere Productivität als Mediciner einher. Frensdorff.

Als Arzt und Chemiker zeichnete sich G. durch nicht gewöhnliche Naturanlagen, durch eine, wenn auch nicht tief gehende, doch viel umfassende Bildung und großen Fleiß aus, diese glänzenden Eigenschaften wurden aber verdunkelt durch seine Eitelkeit, welche ihn mehrfach dazu verführte, sich fremde Leistungen in gewissenloser Weise anzueignen und fremde Verdienste für sich auszubeuten, durch sein stürmisches, rücksichtsloses Auftreten, wenn es sich darum handelte, seiner Ansicht Geltung zu verschaffen, durch den Leichtsinn in der Aufstellung mangelhaft begründeter Hypothesen, welchen er durch Eleganz im Ausdrucke und Gewandtheit in der Form den Schein der Wahrheit zu geben wußte, und durch die Hartnäckigkeit, mit welcher er trotz gründlicher Widerlegung seiner Ansichten Seitens seiner Gegner auf den begangenen Irrthümern beharrte. „Noch nie“, sagt ein Kritiker über ihn ironisirend, „hat ein Mensch auch in der längsten Lebensperiode, so viel Neues gesagt, so viel erfunden und entdeckt, als Herr Girtanner in wenigen Jahren“ und wenn er auch, besonders im Anfange seiner schriftstellerischen Thätigkeit viele durch die Sicherheit seines Auftretens geblendet hat, so wandten sich die meisten seiner Zeitgenossen doch bald von ihm ab. Von seinen medicinischen Schriften (vgl. ein ziemlich vollständiges Verzeichniß dieser und seiner chemischen Arbeiten im Dict. hist. de la méd. Tom. II. Part. II. p. 559) sind vorzugsweise zu nennen: „Abhandlungen über die venerischen Krankheiten“, 3 Bde., 1788—89. 2. Aufl. 1793. 3. Aufl. 1797 (hier vertritt G. u. a. die Ansicht von dem amerikanischen Ursprunge der Syphilis, und zwar gestützt auf die abenteuerlichste Fabel und mit heftiger Polemik gegen Hensler, während er in der 2. Auflage zwar sein Bedauern über den Ton, in welchem er diesem würdigen Gelehrten entgegen getreten ist, ausspricht, auch zugiebt, daß einige erhebliche Gründe gegen seine (Girtanner’s) Ansicht sprechen, dennoch aber bei seiner zuerst ausgesprochenen Behauptung verharrt) und „Ausführliche Darstellung des Brown’schen Systems der praktischen Heilkunde &c.“, 2 Bde. 1797—98. — Das der Veröffentlichung dieser Arbeit vorhergehende Verfahren Girtanner’s, so wie die Arbeit selbst geben ein drastisches Bild der Charaktereigenthümlichkeiten des Mannes. Während seines Aufenthaltes 1789 in Edinburg war er mit der eben damals neu entwickelten Lehre Brown’s bekannt geworden, und nach seiner Rückkehr nach Deutschland nahm er keinen Anstand, diese Lehre (in Rozier, Journal de physique, 1790. Vol. XXXVI. Tom. I p. 422 und Tom. II p. 134), allerdings mit einer gewissen Modification und Erweiterung vorzutragen, ohne Brown’s mit einem Worte zu gedenken; daß er sich dabei den Schein geben wollte, der Erfinder des Systems zu sein, geht unwiderleglich daraus

hervor, daß er im folgenden Jahre in einer in den Göttinger Nachrichten gegebenen Notiz erklärte, sein System hätte in Edinburg Aufsehen erregt und großen Anklang gefunden. Erst Weikard deckte im J. 1795 das Plagiat auf und aus den daraus hervorgegangenen Streitigkeiten sind die deutschen Aerzte mit dem Brownianismus eigentlich erst bekannt geworden. In der „Darstellung des Systems“ aber entwickelt G. seine Ansichten an einer Kritik der Lehre Brown's und schließt mit den Worten: „Nunmehr, nachdem ich meinen mächtigen Gegner durch die Waffen der Vernunft bekämpft, und ihn so zu Boden geworfen habe, daß er nicht wieder aufstehen kann, trete ich mit dem angenehmen Gefühle des Siegers vom Kampfplatze ab und hänge, gleich den Gladiatoren des alten Roms, meine Waffenrüstung auf.“ — Außer diesen beiden Schriften hat G. noch zwei größere, gleichgeartete Werke „Abhandlung über die Krankheiten der Kinder und über die physische Erziehung derselben“, 1794 und „Ausführliche Darstellung des Darwin'schen Systems der praktischen Heilkunde“, 2 Bde. 1799 veröffentlicht. — Denselben Charakter, wie diese medicinischen Arbeiten, tragen auch seine chemischen Leistungen, das Verdienst aber kann ihm nicht bestritten werden, daß er nächst Hermbstädt der Erste gewesen ist, der die deutsche Gelehrtenwelt mit dem antiphlogistischen Systeme Lavoisier's (in „Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie“, 1792. 2. Aufl. 1795) bekannt gemacht hat; doch auch in diesem Werke macht er sich zahlreicher willkürlicher Behauptungen und Irrthümer schuldig und zeigt sich weniger bestrebt, die Wissenschaft durch solide Untersuchungen zu fördern (so erklärt er u. a., daß aus dem Zusammentreten von Wasserstoff und Sauerstoff in verschiedenen Mengen Stickstoff, Salzsäure und Phosphor hervorgehe) als durch originelle Ideen zu glänzen.

Ersch und Gruber I. 68. S. 225. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. III. S. 266. A. Hirsch.

Girtanner: Wilhelm G., Rechtsgelehrter, geb. 1823 zu Schnepfenthal, wo sein Vater Lehrer an der Erziehungsanstalt war, gest. 28. Juli 1861 in Kiel. Er studirte 1841—43 in Bonn und Jena zuerst Philosophie und Philologie, wandte sich dann der Rechtswissenschaft zu und besuchte 1844—47 die Universitäten Berlin, Rostock, Heidelberg, auf welcher letzteren er 1847 den Doctorgrad erwarb. Nachdem er 1848 in Gotha das juristische Staatsexamen bestanden, habilitirte er sich noch in demselben Jahre in Jena als Privatdocent und wurde daselbst 1850 außerordentlicher Professor, 1851 Beisitzer des Schöffenstuhls. 1853 ging er als ordentlicher Professor des römischen Rechts nach Kiel. Er schrieb „Die Bürgschaft“ (1850—51, 2 Abth.); „Rechtsfälle zu Puchta's Pandekten“ (1852, 4. Aufl. von Wilh. Langenbeck 1869); „Die Stipulation und ihr Verhältniß zum Wesen der Vertragsobligation“ (1859).

Günther, Lebensskizzen, S. 106. Chronik der Universität zu Kiel, 1861. S. 3 ff. E. Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburg. Schriftsteller, 1, 255 ff. Steffenhagen.

Giseke: Bernhard G., Philolog und Schulmann, geb. am 28. Septbr. 1823 zu Pößneck im Meiningischen, gest. am 29. Novbr. 1876. Vorgebildet auf der Klosterschule zu Roßleben, besuchte er die Universitäten zu Leipzig und Berlin, um sich dem Studium der classischen Philologie zu widmen. Nachdem er seit 1846 an verschiedenen Orten als Lehrer gewirkt hatte, wurde er 1862 Director der höheren Töchterschule zu Erfurt, später Director der Realschule in Schwerin, woselbst er segensreich bis zu seinem Tode wirkte. G. war ein Mann von gründlicher Bildung und vielseitigen Kenntnissen, dabei ein liebenswürdiger, allem Gemachten abholder Charakter. Als Schriftsteller machte er sich durch seine homerischen Arbeiten rühmlich bekannt; sie verrathen eine feine Beobachtungsgabe, die nur öfters in ihren Folgerungen zu weit geht. Seine Haupt-

schriften sind: „Die allmähliche Entstehung der Gesänge der Ilias“, Göttingen 1853; „Thrakisch-pelasgische Stämme der Balkanhalbinsel und ihre Wanderungen in mythischer Zeit“, Leipzig 1858; „Homerische Forschungen“, Leipzig 1864. Außerdem verfaßte er die Berichte über die Homerische Litteratur im Philologus und in Bursians Jahresberichten, bei denen er sich als einen eben so sachkundigen als humanen Beurtheiler bewährt hat. H.

Giseke: Karl Ludw. s. **Giesecke** o. S. 162.

Giseke: Matthias G., druckte ums J. 1521 zu Magdeburg. Er führt als Druckerzeichen: „Eine Gegend mit Thürmen auf hohen Felsen. Im Vordergrund sitzt Christus und übergibt einem Engel ein versiegeltes Buch, um den Schild stehen die Worte: Verbum Domini manet in aeternum. Matthaeus Giseke“. Noch in den Jahren 1569 und 1579 finden sich Werke vor, die bei ihm gedruckt wurden, woraus sich schließen läßt, daß seine Druckthätigkeit von langer Dauer war. Er druckte unter Anderem: „Entzelt, Märkische Chronik,“ 1579. 4⁰. „Sacci de Pontificiorum dubitatione in justificationis negotio“, Magdeburg 1569. 8⁰. 2c.

Vgl. Geßner, Buchdruckerkunst, II. Bd. S. 75. IV. S. 171. Gräße, Lehrbuch der Litterärgeschichte III. Bd. 1. Abth. S. 175 2c.

Kelchner.

Giseke: Nicolaus Dietrich G., geb. zu Günz (Czoba), in Niederungarn am 2. April 1724, starb 1765, ist ein Sohn des aus Deutschland stammenden lutherischen Predigers der Gespannschaft Eisenberg, Paul G., der seinen deutschen Namen in den ungarischen Köszeghi umgewandelt hatte. Schon siebenzehn Tage nach des Sohnes Geburt starb der Vater und die Wittwe begab sich mit ihren Kindern nach Hamburg zu dort lebenden Verwandten. Hier erhielt G., besonders durch die Gunst und die Unterstützung der bekannten Dichter Brockes und von Hagedorn, eine treffliche Erziehung, worauf er von 1745—48 in Leipzig Theologie und schöne Wissenschaften studirte und hier mit Cramer, Ebert, Gellert, Klopstock und besonders mit seinem nachherigen Schwager Gärtner bekannt wurde und auch als Mitarbeiter an den Bremischen Beiträgen thätig war. Einige Jahre verbrachte er als Erzieher in Hannover und Braunschweig. Durch Gärtner, welcher als Professor an das Collegium Carolinum in Braunschweig berufen war, dem Stifter der Anstalt, Abt Jerusalem, empfohlen, vertraute ihm dieser die Erziehung seines durch Goethe's Werther später bekannt gewordenen Sohnes an. Im J. 1753 wurde G. Prediger zu Trautenstein bei Hasselfelde am Harz, aber schon im folgenden Jahre folgte er einem Rufe als Hofprediger an J. A. Cramer's Stelle nach Quedlinburg. Der Fürst Christian Günther von Schwarzburg-Sondershausen, welcher während seiner Studienzeit in Braunschweig G. kennen gelernt, berief ihn im J. 1760 als Superintendent und Consistorialrath nach Sondershausen. Einen Ruf nach Frankfurt a. M. als erster Geistlicher und Senior schlug er aus, starb aber bereits am 23. Febr. 1765, 40 Jahre alt. — Giseke's jetzt vergessene Gedichte zeichnen sich durch zarte Empfindung, Feinheit des Gefühls und zierliche Anmuth aus. Ohne hohe poetische Begeisterung schilderte er in edler Einfachheit Empfindungen der Religion, Liebe und Freundschaft mit gefälliger Sprachgewandheit. „Des Herrn N. D. Giseke Poetische Werke, herausgegeben von C. Christian Gärtner“, Braunschweig 1767 mit Giseke's Bildniß, enthalten die moralischen Gedichte, geistlichen Lieder und Oden, Cantaten, Fabeln und Erzählungen und kleineren Gedichte. Gärtner mit G. durch Heirath verschwägert, hat denselben eine Lebensbeschreibung des Dichters vorausgesendet. Von G. erschienen ferner noch: „Das Glück der Liebe“, Lehrgedicht in drei Gesängen, Braunschweig 1769. Dessen Predigten

gab in einer andern Sammlung aus seinen Handschriften Joh. Ad. Schlegel, Flensburg und Leipzig 1780 heraus. — Von Giseke's Söhnen starb Ernst Ludw. Otto G., geboren zu Quedlinburg am 21. Juli 1756 als Prediger, Inspector und fürstlich schwarzburg-sondershausenscher Consistorialrath zu Keula am 10. Juni 1838. Der jüngere Sohn August Ludwig Christian G., geboren zu Quedlinburg am 15. Febr. 1758, wurde in Braunschweig im Hause seines Oheims Gärtner mit dessen Söhnen erzogen, und trat, nachdem er in Helmstädt Rechtswissenschaft studirt, im J. 1789 als Secretär in den Dienst des Herrn von Asseburg in Meisdorf ein. Durch Gärtner empfohlen wurde er im J. 1794 Rath und Geschäftsführer bei dem Herzoge Friedr. Karl Ferd. von Braunschweig-Bevern in Glücksburg und hielt sich mit diesem abwechselnd in Glücksburg oder Braunschweig auf. Später erhielt er den Charakter als braunschweigischer Hofrath und im J. 1814 als dänischer Etatsrath. Er starb als Hofpensionär kinderlos am 17. April 1832 in Braunschweig. Beide Brüder gaben gemeinschaftlich heraus: „Gemälde ländlicher Glückseligkeit“, 2 Bde. Leipzig 1792. 8. und „Erzählungen aus dem Menschenleben, dem Thierreiche und der Ideenwelt“, Leipzig 1794. 8. Außerdem schrieben sie kleinere Aufsätze und Abhandlungen für mehrere Zeitschriften. Ludw. G. verfaßte auch eine biographische Skizze des Herzogs Fr. Karl Ferd. von Braunschweig-Bevern, Hamburg 1809.

G. Giseke, Nachrichten von der Familie Giseke, Eisleben 1843. 8. — Blätter für litter. Unterhaltung. 1844. F. Spehr.

Gisela, deutsche Königin und römische Kaiserin, gest. 15. Febr. 1043, war die Tochter des Herzogs Hermann II. von Schwaben und der burgundischen Königstochter Gerberga, durch welche sie ihr Geschlecht auf das karolingische Haus zurückführte. Sie war in erster Ehe mit dem sächsischen Grafen Bruno vermählt, dessen Amtsgebiet und Allodialgüter im Mittelpunkte der nachmaligen braunschweigischen Lande gelegen waren; diesem Gemahl, der ihr um das Jahr 1006 durch den Tod entrissen wurde, gebar sie einen Sohn, den 1038 gestorbenen Grafen Liudolf. Bald nach seinem Tode muß sie eine zweite Verbindung mit dem Grafen Ernst aus einem angesehenen ostfränkischen Hause, dem Bruder des Markgrafen Heinrich von Oesterreich, eingegangen sein, eine Ehe, welche nach dem Tode ihres Bruders Hermann III. von Schwaben (1. April 1012) dem Grafen Ernst die Belehnung mit diesem Herzogthum verschaffte, und aus welcher zwei Söhne, der etwa 1007 oder 1008 geborene Herzog Ernst II. (gest. 1030) und der etwas jüngere Herzog Hermann IV. von Schwaben (gest. 1038) hervorgingen. Gisela's Gatte wurde am 31. Mai 1015 auf der Jagd durch einen unglücklichen Pfeilschuß eines seiner Begleiter tödtlich verwundet; sein letztes Wort war eine Ermahnung an seine Gemahlin des Weibes Ehre zu wahren und seiner eingedenk zu bleiben. Im Juni 1015 erschien darauf die Wittwe mit ihrem ältesten Sohne am Hofe des Kaisers und erhielt für den letzteren die Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben, für sich die vormundschaftliche Verwaltung desselben. Trotz der Bitten ihres verstorbenen Gemahls muß G. sich spätestens zu Ende des Jahres 1016 zum dritten Mal mit dem rheinfränkischen Grafen Konrad aus dem Hause der Salier verheirathet haben; es scheint fast, als ob sie von diesem gewaltsam entführt worden ist, doch ist sie ihm die ganze Zeit seines Lebens eine treue Gefährtin und kluge Beratherin gewesen. Die Ehe, aus der drei Kinder hervorgingen (Kaiser Heinrich III., geboren am 28. Octbr. 1017, Beatrix, welche 1025 ins Kloster Quedlinburg geschickt wurde und deren späteres Schicksal nicht sicher bekannt ist, und Mathilde, geb. nach 1025, verlobt mit König Heinrich von Frankreich, gestorben um 1034) fiel noch innerhalb der verbotenen Verwandtschaftsgrade und wurde des-

halb von dem durch derartige Verbindungen stets aufgebrachten Kaiser Heinrich II. sehr ungern gesehen, sie muß die Veranlassung gewesen sein, daß G. die Vormundschaft über ihren Sohn und die Verwaltung des Herzogthums an Ernsts Vaterbruder, den Erzbischof Poppo von Trier, abgeben mußte. So ward Konrad durch diese Ehe in eine oppositionelle Stellung zu dem Kaiser getrieben; nachdem er dann in den Jahren 1017 und 1019 an Fehden gegen Heinrichs Anhänger Theil genommen hatte, wurde er sogar eine Zeit lang unter kaiserlichem Spruch von seinem Erbe verbannt, söhnte sich aber noch vor Heinrichs II. Ende mit diesem wieder aus. Als Konrad, nachdem mit Heinrich der Mannesstamm des sächsischen Kaiserhauses erloschen war, im September 1024 zu Kamba zum König erwählt wurde, war G., wie es scheint, zugegen, aber von der Krönung, welche am 8. Septbr. an Konrad vollzogen wurde, wurde sie ausgeschlossen, wahrscheinlich, weil auch der Erzbischof Aribo von Mainz an ihrer kirchlich verbotenen Ehe Anstoß nahm; erst nach längeren Verhandlungen wurde sie am 21. Septbr. von dem Erzbischof Pilgrim von Köln, der, anfangs ein Gegner der Erhebung Konrads, bei dieser Gelegenheit seinen Frieden mit dem neu erwählten Herrscher machte, in seiner Hauptstadt Köln zur Königin gekrönt. Als Konrad im J. 1027 die Kaiserkrone erlangte, sind, soweit wir zu übersehen vermögen, ähnliche Bedenken nicht wieder aufgetaucht; die heilige Handlung ist an beiden Gatten an einem Tage vollzogen worden. Während der Regierung Konrads II. übte G. einen sehr bedeutenden Einfluß aus; wie Wipo versichert, galten die Klugheit und der Rath seiner geliebten Gattin mehr bei dem Könige als die Stimmen der Rathgeber, die ihm sonst am nächsten standen; es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir bei den Regierungshandlungen des Königs häufig von ihrer Mitwirkung hören, wenn sie in der Mehrzahl der von Konrad erlassenen Urkunden als Intervenientin genannt wird. Schon bei der ersten Einrichtung des Hofstaates und bei der Ernennung der Hofbeamten wird ihr Einfluß hervorgehoben; sehr bedeutend machte sich derselbe sodann bei dem unglückichen Aufstande ihres übel berathenen Sohnes Ernst von Schwaben gegen seinen Stiefvater geltend. Mehrmals stimmte G. ihren Gemahl zur Milde und Versöhnlichkeit, bis sie endlich im Jahre 1030 die Unverbesserlichkeit des trotzigen Jünglings erkennend und die Pflichten der Gattin über die der Mutter stellend, sich von ihm völlig lossagte und mit feierlichem Eide versprach, niemandem wegen dessen zürnen zu wollen, was er ihrem Sohne thue. Ebenso folgenreich war das Eingreifen Gisela's in die Frage der burgundischen Erbschaft, welche damals die Politik des Kaisers nach manchen Richtungen hin bestimmte. G. war eine Schwestertochter des kinderlosen Königs Rudolf III. von Burgund und wesentlich ihrer vermittelnden Thätigkeit war es zu verdanken, daß das anfangs äußerst gespannte, ja geradezu feindliche Verhältniß zwischen diesem und Konrad II. allmählich durch bessere Beziehungen ersetzt wurde, bis sie auf der Zusammenkunft zu Muttenz bei Basel (August 1027) einen Vertrag zwischen den beiden Herrschern zu Stande brachte, durch welchen Konrad als der Erbe des burgundischen Reiches anerkannt wurde. Ebenso vermittelte G. im J. 1032 den Ausgleich zwischen dem Kaiser und dem Herzog Mesko von Polen. Noch bedeutender aber als auf dem politischen, machten sich die Spuren von Gisela's Einfluß auf dem kirchlichen Gebiet geltend. Konrad selbst, obwol persönlich durchaus von der herkömmlichen Frömmigkeit der Zeit beherrscht, hatte doch für die kirchlich-religiösen Fragen weder ein höheres Verständniß, noch großes Interesse, und scheint hier der Thätigkeit seiner Gemahlin einen ziemlich freien Spielraum gelassen zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die meisten Bisthümer und größeren Abteien während Konrads Regierung mit Männern von Gisela's Wahl besetzt worden; wiederholt wird gerade bei

den wichtigsten Posten, z. B. den Erzbisthümern Bremen und Mainz ihr Einfluß auf die Ernennung der Erzbischöfe erwähnt, und als 1026 Bruno von Egisheim, ein Verwandter des Königs, durch freie Wahl des Clerus zum Bischof von Toul erkoren wurde, hielt es sein Biograph für nöthig, ausdrücklich hervorzuheben, daß es weder Bestechung noch die Gunst Gisela's gewesen sei, der er sein Amt zu verdanken habe. So ist sie für die Erfolge und für die Fehler der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands und Italiens während der Herrschaft ihres Gemahls vorzugsweise verantwortlich zu machen. Nach Konrads Tod hat aber G. diese hervorragende Stellung nicht völlig behauptet. Zwar wird sie auch noch in einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Urkunden ihres Sohnes Heinrich III. als Fürbitterin genannt, aber wir wissen, daß es bald nach des letzteren Thronbesteigung zu einer ziemlich ernsthaften und allgemein bekannt gewordenen Entzweiung zwischen dem König und seiner Mutter gekommen ist, ohne daß die Ursache oder der Verlauf derselben uns bekannt wären. Gegen das Ende des J. 1041 muß es zu einer Versöhnung gekommen sein, die aber schwerlich von Dauer gewesen ist; wenigstens hören wir, daß G., die alle ihre Kinder vor sich hatte aus dem Leben scheiden sehen, von Wahrsagern überredet, die Hoffnung gehegt und doch wol auch ausgesprochen haben soll, sie werde auch Heinrich III. überleben. Indeß dies Loos ward ihr nicht zu Theil: am 15. Febr. 1043 starb die Kaiserin am Hoflager ihres Sohnes zu Goslar. Ihre Leiche führte Heinrich mit einem zahlreichen Gefolge von Bischöfen und anderen Fürsten nach Speyer über, wo sie im Dome von St. Marien an der Seite ihres Gemahles beigesetzt wurde. — Gisela's äußere Erscheinung wird als eine sehr gewinnende bezeichnet; ihre Schönheit mag sie auf ihre früh verstorbene Tochter Mathilde vererbt haben. Gerühmt wird ihre Freigebigkeit, ihre Gewandtheit in der Behandlung der Geschäfte und ihre große Klugheit. Von ihrem Interesse an wissenschaftlichen Bestrebungen und ihrem Verständniß für dieselben zeugt vor allem die Sorgfalt, mit der sie die Erziehung Heinrichs III. überwachte; von der Psalmenübersetzung Notkers des Deutschen von St. Gallen ließ sie sich eine Abschrift anfertigen, wie sie diesem Kloster überhaupt zugethan war und sich nebst ihrem Sohn in die Brüderschaft der Mönche aufnehmen ließ. Auch die Verehrung gegen den römischen Stuhl lag ihr mehr als ihrem Gemahl am Herzen; während Konrad II. auf seinem zweiten Zuge nach Italien einen Besuch Roms fast geflissentlich vermied, ließ G. es sich nicht nehmen, an den Gräbern der Apostel ihr Gebet zu verrichten.

Giesebrecht, Kaiserzeit, II. Steindorff, Jahrbücher Heinrichs III.

Breßlau.

Giselbert von Brunchorst, Erzbischof von Bremen 1273—1306, durch seine Mutter Kunigunde ein Enkel des Grafen Moritz I. von Oldenburg und Vetter seines Vorgängers, des Erzbischofs Hildebold. Gleich nach seiner Wahl ging er nach Lyon, um vom Papste Gregor X. die Bestätigung und das Pallium zu erlangen. Dort nahm er im Juni 1274 an den Verhandlungen über die kaiserliche Bestätigung der Rechte der römischen Kirche Theil, und erlangte ein Mandat des Papstes an den Dompropst von Osnabrück zur Untersuchung seiner Klagen gegen das Land Kedingen, welches schon seinem Vorgänger die Anerkennung der erzbischöflichen Jurisdiction und die Zahlung des Zehnten verweigert hatte. Es gelang ihm indeß nach der Heimkehr die Kedinger durch Waffengewalt zur Anerkennung seiner Ansprüche zu zwingen. Mit der Stadt Bremen lebte er, von einer vorübergehenden Irrung abgesehen, dauernd in gutem Verhältniß, wie denn auch die mehr als achtzig von ihm in Bremen ausgestellten Urkunden bezeugen, daß er hier regelmäßig seine Residenz hielt. So konnte später wol die Meinung entstehen, daß im J. 1289 zwischen G. und der Stadt Bremen ein

förmlicher Vertrag über die Theilung der geistlichen und weltlichen Gewalt dahin abgeschlossen sei, daß die letztere ausschließlich bei dem Rathe der Stadt sein solle. Unzweifelhaft ist, daß die Selbständigkeit der städtischen Gemeinde sich unter dem bürgerfreundlichen Erzbischof, der wegen seiner Sorge für Bürger und Bauern sich von dem Adel des Landes den Spottnamen des Bauernbischofs zuzog, wesentlich gesteigert hat. Unter ihm konnte in den J. 1303 und 1304 die Aufzeichnung des Stadtrechts erfolgen, welche Gerhard II. verhindert hatte; und als im J. 1305 nach der Vertreibung der Geschlechter aus der Stadt ein Krieg zwischen dieser und dem mit den Vertriebenen verbündeten Stiftsadel folgte, trat G. vermittelnd für seine Hauptstadt ein. Sein Territorium sicherte er durch Erbauung oder Erneuerung zahlreicher fester Schlösser, wie denn seine Bauliebe auch in der Errichtung eines neuen Palatiums in Bremen, eines anderen in Stade, in der Anlage der Neustadt von Buxtehude hervortrat. Als ein prachtliebender, wohlwollender Mann, der nicht zu sehr um die kirchlichen Angelegenheiten sich kümmerte, aber für die Befestigung seiner Herrschaft und die Befriedung seines Landes mit Geschick und Glück sorgte, lebte er im Gedächtniß der Nachkommen. Ein überschwengliches Loblied Heinrich Frauenlob's auf G. zeigt, daß er auch im übrigen Deutschland bekannt und geschätzt war.

Historia archiepp. Bremens. bei Lappenberg, Geschichtsqu. des Erzstifts und der Stadt Bremen, S. 15 ff. Bippen.

Giselbert (Giselbrecht) von Lothringen, Sohn des Herzogs Reginar mit dem Beinamen Langhals und der Albrada, aus altem und vornehmem Geschlechte, folgte seinem wahrscheinlich im J. 915 verstorbenen Vater in der herzoglichen Regierung Lothringens nach. Trotz seiner Unmündigkeit, in Folge deren anfänglich die Mutter statt seiner die Leitung übernehmen mußte, belehnte ihn der westfränkische König Karl mit allen Würden und Besitzungen des Vaters, zu denen außer der Grafschaft im Hennegau und Haspengau am linken Ufer der Maas noch die Einkünfte von sechs Klöstern sich gesellten, über die er als Laienabt gebot, von Echternach und St. Servaes zu Mastricht, Stavelot und Malmedy, St. Maximin zu Trier und der Marienabtei zu Chevremont bei Lüttich. Sehr bald trat der junge Herzog selbständig handelnd hervor: er zeigte sich gleich seinem Vorgänger rastlos und unternehmend, übermüthig und verwegen, unzuverlässig und zweideutig, wie man es den Lothringern überhaupt nachsagte, voll Thatkraft, aber in jugendlichem Leichtsinn noch der rechten Umsicht entbehrend. Die Schwäche seines Lehnsherrn, Karls des Einfältigen, mußte dazu aufmuntern für Lothringen, das ja überdies erst seit 911 dem westfränkischen Reiche angehörte, volle Unabhängigkeit zu erringen und reiche Geschenke an Geld und Land auch aus dem für den Unterhalt der Mönche vorbehaltenen Gute der Klöster soll G. an die Großen gespendet haben, um sie für seine Pläne zu gewinnen. Daß er mit Karl zerfiel, zeigt die Entziehung der Mastrichter Abtei, welche im J. 919 der Trierer Kirche, freilich nur für kurze Zeit, zurückgegeben wurde. Als dann im J. 920 die Macht des Königs ohnehin ganz untergraben war, fiel die Mehrzahl der Lothringer von ihm ab und erhob G. als ihren Fürsten zu unabhängiger Herrschaft. Bei der Erledigung des Bisthums Lüttich wagte es der Herzog im Gegensatze zu der Wahl und dem Willen Karls seinen Anhänger Hildebrand zum Bischofe weihen zu lassen, der dann bald auch einen Rückhalt an Heinrich, dem ostfränkischen Herrscher fand. Da aber erschien im Herbste Karl, in seinem eigenen Reiche hergestellt, in Lothringen, dessen Bewohner zum Gehorsam gegen ihn zurückkehrten. Wie eine sagenhafte Quelle berichtet, sollen die Großen gegen Bestätigung ihres Besitzes ihm treu geblieben sein, während G. in seiner Veste Harbestein zwischen Maas und Geul sich von ihm belagert sah und endlich mit zwei Begleitern über den Rhein zu Heinrich flüchten

mußte. Erst nach längerer Verbannung soll dieser ihm eine Aussöhnung mit Karl zu Stande gebracht haben, bei der er einen Theil seiner Güter einbüßte. Wie dem auch sein mag, in Lüttich trat Richar als Bischof an die Stelle Hilduins und durch eine Zusammenkunft der Könige Heinrich und Karl bei Bonn am 7. November 921 wurde des letzteren Herrschaft über Lothringen wesentlich befestigt. Ohne deutschen Beistand stand G. ihm im folgenden Winter gegenüber und wurde von ihm bekämpft, das Mißvergnügen aber, welches Karl im westfränkischen Reiche selbst, zumal durch Bevorzugung eines gewissen Hagano, gegen sich erregt hatte, führte dazu, daß am 29. Juni 922 Robert, Odo's Brüder, der Capetinger zum Könige erhoben wurde. Lothringen zeigte sich bei diesem Thronstreite innerlich gespalten, ein Theil des Volkes stand auf der Seite Karls, G. blieb sein Gegner. Als Robert bei Soissons (15. Juni 923) gefallen war und Karl, der Besiegte dieser Schlacht, abermals durch Rudolf von Burgund verdrängt wurde, wandte sich G. mit dem Erzbischofe Rotger von Trier an den deutschen König Heinrich, auf den auch Karl in seinem Sturze noch seine Hoffnung setzte. So wurde durch den Beistand des Herzogs selbst, der Heinrich auf seinem ersten Zuge Metz belagern half, die Erwerbung Lothringens für das deutsche Reich vorbereitet, doch bald gerieth G. in Hader mit seinen nächsten Verwandten und fiel sogar eine Zeit lang in die Gefangenschaft seines Schwagers Berengar. Wetterwendisch wie er war bot er jetzt Rudolf seine Huldigung an, der, nachdem er zuerst sie zurückgewiesen, 925 an der Maas sie persönlich in Empfang nahm, rasch aber erschien Heinrich im Lande, eroberte Zülpich, eine Veste Giselbert's, und brachte ihn, den ein Graf Christian ihm als Gefangenen überliefert haben soll, nebst ganz Lothringen zur Unterwerfung. Unter der deutschen Herrschaft, welche König Rudolf nicht anzufechten vermochte, beschwichtigten sich allmählich die inneren Wirren: 928 zog der König abermals nach Lothringen, versöhnte G. mit Boso, dem Bruder Rudolfs und mit Reginar, überließ ihm die Abtei St. Servaes noch auf Lebenszeit zum Genusse, ja er vermählte ihn, den er lieb gewonnen hatte, sogar mit seiner klugen Tochter Gerberga, welche ihn auf das innigste an das sächsische Herrscherhaus fesseln sollte. Daneben diente aber auch Eberhard, der Franke, der in Lothringen Besitzungen und Einfluß hatte, daselbst als Stütze der deutschen Herrschaft. In diesen friedlicheren Tagen, die freilich noch öfter durch Giselbert's Einmischung in die westfränkischen Händel, durch seine Verbindung zumal mit dem Grafen Heribert von Vermandois, gestört wurden, konnte auch endlich Hand an die Herstellung des arg zerrütteten Klosterlebens gelegt werden. In St. Maximin begann die Reform durch die Einsetzung des Abtes Ogo im J. 934, nachdem der Heilige selbst, wie nachmals im Kloster erzählt wurde, dem Herzoge im Schlafe erschienen war und ihn eigenhändig gezüchtigt hatte, St. Ghislain wurde schon 931 dem heiligen Gerard von Brogne, einem eifrigen Verbesserer des Mönchslebens, übergeben und reichlicher ausgestattet, auch in Moyenmoutier priesen noch die nachfolgenden Geschlechter Giselbert's Verdienste um die Herstellung des Stiftes. Diese segensreiche Umwandelung, die sich an verwandte Strebungen anderer Zeitgenossen anlehnte, war nicht möglich ohne den Verzicht auf manchen bisher der Kirche entfremdeten Besitz.

Nach einer an Wirren und Schwankungen reichen Jugend befand sich demnach G. in den Jahren männlicher Reife und auf besseren Wegen, als fast gleichzeitig durch den Tod Rudolfs am 14. Januar, Heinrichs am 2. Juli 936 der westfränkische und der deutsche Thron erledigt wurden. Während dort wieder ein Karolinger Ludwig, noch ein Knabe, durch die Großen erhoben ward, beging hier einige Wochen später auf lothringischem Boden zu Aachen Otto I. das glänzende Fest seiner Krönung und G. leitete als Kämmerer die Feier, die in seinem Gebiete stattfand. Rasch genug trübte sich durch mancherlei

Widerwärtigkeiten die Herrlichkeit des neuen Herrschers, obgleich sie aus der einhelligen Wahl der deutschen Stämme hervorgegangen war: einer der treuesten Anhänger seines Hauses, Eberhard der Frankenherzog, mußte bereits 937 als Landfriedensbrecher bestraft werden. Dem Bunde, welchen dieser aus Rachsucht insgeheim mit Otto's jüngerem ehrgeizigem Bruder Heinrich schloß, neigte bald auch G. zu, doch beschäftigten ihn im J. 938 noch die westfränkischen Händel, in denen er die Grafen Hugo und Heribert gegen den König Ludwig unterstützte. Das J. 939 brachte, nachdem dort der Friede hergestellt war, die von langer Hand her vorbereiteten Pläne zur Reife, die Bewegung zum Ausbruche: der Sturz Ottos mußte das Ziel der Empörer sein, unter der Herrschaft seines jugendlichen Bruders durften die Herzöge hoffen eine so gut wie unabhängige Stellung einzunehmen. Von Saalfeld aus, wo er mit seinen Anhängern getagt hatte, eilte Heinrich an den Rhein und verband sich hier mit den Lothringern. Otto folgte ihm und mußte es vom rechten Ufer des Stromes aus mit ansehen, wie ein kleiner Theil der Seinigen, der bereits übergesetzt war, bei Birten unweit Xanten von Heinrich und G. mit gewaltiger Uebermacht angegriffen wurde. Der fast wunderbar erscheinende Sieg der tapferen Minderzahl stärkte das Zutrauen in die gerechte Sache, G. aber, zu dem sein Schwager Heinrich sich bald auf's neue gesellte, wurde durch die Niederlage bewogen Beistand bei dem westfränkischen Könige zu suchen und diesem zu huldigen trotz des Friedens, der damals zwischen beiden Reichen bestand. Ein zweiter Zug Ottos nach Lothringen im Sommer führte nur zu einer vergeblichen Belagerung der durch die Natur fast uneinnehmbaren Veste Chevremont bei Lüttich, doch gewann er den in der dortigen Gegend angesessenen Grafen Immo, bisher Giselbert's zuverlässigsten und verschmitztesten Berather, für sich und schuf ihm dadurch einen lästigen und gefährlichen Feind. Nachdem der König Ludwig gleich darauf einen verwüstenden Einfall in das Elsaß unternommen hatte, zog Otto vor Breisach am Oberrhein, das von den Leuten Eberhard's besetzt war, und gerieth, während die Festung sich tapfer wehrte, durch vielfachen Abfall aus seinen Reihen in wachsende Bedrängniß. Inzwischen vereinigte sich G. jetzt offen mit Eberhard und beide überschritten bei Andernach mit Heeresmacht den Rhein, um die Gaue der königlich gesinnten fränkischen Grafen Konrad und Udo, der Vettern Eberhard's, zu verwüsten. Schon war ihr Heer mit reicher Beute über den Strom zurückgekehrt und sie selbst mit wenigen Begleitern diesseits bei dem Mahle beschäftigt, als gerade jene feindlichen Grafen, durch einen ausgeplünderten Priester geführt, sie überfielen und ihnen ein jähes Ende bereiteten. Denn während Eberhard mit seinem Gefolge dem Schwerte erlag, warf sich G. mit Begleitern in einen Kahn, der unter der allzu schweren Last der Fliehenden umschlug und sie alle in die Fluthen versenkte. Fischer sollen den Leichnam, nachdem sie ihn des reichen Waffenschmuckes beraubt hatten, heimlich beerdigt haben. In so schimpflicher Weise endete ein Mann, der dem Könige Heinrich einst theuer gewesen war und zu großen Hoffnungen berechtigt hatte: ein warnendes Beispiel allen Denen, die aus persönlichem Ehrgeize Feinde ihres Vaterlandes werden wollten. Sein Untergang besiegelte die Vereinigung Lothringens mit dem deutschen Reiche. Seiner Familie blieb das Herzogthum nicht erhalten, denn sein einziger Sohn Heinrich überlebte ihn nur um wenige Jahre und seine Wittwe Gerberga wählte mit ihrer Tochter Albrada das westfränkische Reich zur neuen Heimath, indem sie in zweiter Ehe sich mit dem Könige Ludwig verband.

K. Wittich, Die Entstehung des Herzogthums Lothringen, Göttingen 1862. — G. Waitz, Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I., Neue Bearb. Berlin 1863. — Köpke und Dümmler, Kaiser Otto der Große, Leipzig 1876.

E. Dümmler.

Giselbert v. Mons: s. **Gislebert.**

Gisenius: Johannes G., 1577 in dem damals Osnabrückischen Flecken Dissen geboren, besuchte das Gymnasium zu Lemgo (wo er zugleich armer Kurrentschüler war), und sodann die Universität Wittenberg. Nachdem er hier 1605 selbst zu dociren begonnen, übernahm er 1610 das Rectorat der Schule zu Lemgo, welches er 5 Jahre verwaltete, worauf er eine theologische Professur zu Gießen übertragen erhielt. Doch folgte er schon 1619 einem Rufe nach Straßburg. Aber auch hier, wo er in den glücklichsten Verhältnissen lebte, blieb er nicht lange, indem er auf den Wunsch seiner Gattin (welche ihren Anverwandten gern nahe sein wollte), noch vor Ablauf des J. 1620 einen Ruf an die neu errichtete Universität zu Rinteln annahm. Am Tage der feierlichen Einweihung der Universität, am 17. Juli 1621, wurde er in Rinteln als Professor Primarius der Theologie eingeführt. Allein mit dem 4. Februar 1623, — an welchem Tage der Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg Rinteln occupirte, — begann für G. eine lang dauernde, schwere Leidenszeit. Fast alle Professoren und Studenten verließen Rinteln. G. dagegen sah es als zeitiger Rector der Hochschule als seine Pflicht an, auf seinem Posten zu bleiben. Dafür wurde er mit Einquartierung geplagt, zeitweilig auch in Haft genommen und in anderer Weise benachtheiligt, was ihn aber nicht abhielt, soweit es ging, seines Lehramts zu warten. Größere Trübsale aber brachen über ihn herein, als nach Publikation des Restitutionsedikts von 1629 Benedictinermönche in Rinteln erschienen und am 22. März 1630 die Universität (soweit dieselbe mit den Einkünften des Klosters Möllenbeck dotirt war) in Besitz nahmen. G. und die anderen Professoren wurden mit Entziehung aller ihrer Einkünfte auf die Straße gesetzt; ersterer wurde sogar zweimal verhaftet, und bei seiner zweiten Verhaftung am 22. März 1632 nach Minden abgeführt, wo er 9 Monate im Gefängnisse mit der Drohung beunruhigt wurde, daß man ihn der Inquisition zu Rom ausliefern werde. Erst mit dem Ende des J. 1632 nahmen auch diese Drangsale ein Ende. Die Universität war inzwischen vollständig zersprengt worden. Daher war G. jetzt hauptsächlich litterarisch thätig. Im J. 1634 übernahm er daneben die Reformation des Kirchen- und Schulwesens im Stift Osnabrück, und seit 1638 bekleidete er das Amt eines Superintendenten. Bei der Restauration der Universität Rinteln im J. 1641 wurde G. in allen seinen akademischen und kirchlichen Würden aufs Neue bestätigt, und bis zum J. 1646 fungirte derselbe sogar als einziges Mitglied der theologischen Facultät. Als aber seit 1650 die Facultät mit (unionistischen) Anhängern des Helmstädter Theologen Calixt besetzt ward, hatte G. seinen Boden in derselben verloren. Im J. 1652 legte G. (unfreiwillig) seine Würden und Aemter in Rinteln nieder, — wie die Einen sagten, wegen seiner Polemik mit den Helmstädtern, oder wie Andere wissen wollten, weil er als Censor in seine Beurtheilung der gedruckten Predigt eines reformirten Geistlichen in excessiver Weise seinen confessionalistischen Parteihaß einfließen ließ. Wahrscheinlich war durch beides seine Dienstentlassung herbeigeführt worden. — Tief gekränkt zog G. von Rinteln in das benachbarte Kloster Loccum über, von wo aus er die Auszahlung seines noch rückständigen Gehaltes und die Rückerstattung der beträchtlichen Summen betrieb, die er im Interesse der Universität geopfert hatte. Es handelte sich um ein Kapital von mehr als 6000 Thalern. Aber erst durch Anrufung kaiserlicher Hülfe konnte er die Auszahlung der Summe erwirken. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Loccum siedelte dann G. auf sein vor Lemgo gelegenes Landgut, den sogenannten Steinhof, über, wo er (81 Jahre alt) am 6. Mai 1658 starb. — G. hatte sich, namentlich in Rinteln, durch seine akademische und litterarische Wirksamkeit den Ruf eines ernsten und eifrigen Kirchenmannes und eines unermüdlichen Verfechters

der lutherischen Orthodoxie erworben. Seine (meistens nicht sehr umfangreichen) Schriften sind theils philosophischen, theils dogmatischen und polemischen Inhalts. Seine Bedeutung in der Geschichte der Theologie ist indessen geringer als das Ansehen war, dessen er sich — als tüchtige Persönlichkeit — seiner Zeit erfreute.

Vgl. Dolles, Lebensbeschreibung der Rinteler Professoren der Theologie I, S. 15 ff. und Strieder, Hess. Gelehrtengesch. Bd. IV, S. 388 ff.

Heppe.

Gisilher, Bischof von Merseburg, später Erzbischof von Magdeburg, † am 25. Januar 1004, ein Mann von edler Herkunft und großer Begabung, aber von schrankenlosem Ehrgeiz, war, nachdem er seine Bildung im St. Moritzkloster zu Magdeburg erhalten hatte, von Otto I., der die Mönche dieser seiner Lieblingsstiftung besonders begünstigte, in die königliche Kapelle aufgenommen worden und wurde, nachdem am 1. Nov. 970 Boso, der erste Bischof von Merseburg, gestorben war, von Otto auf die Fürbitte des Bischofs Anno von Worms, der bis 950 dem St. Moritzkloster vorgestanden hatte, auf den bischöflichen Stuhl von Merseburg befördert. Im Juni oder im Juli 971 erhielt er vom Erzbischof Adalbert von Magdeburg in dessen Hauptstadt die Weihe. Unter der Regierung Otto's II. gewann er nicht unbedeutenden Einfluß auf die Reichsregierung, da er sich der besonderen Gunst dieses jugendlichen Fürsten zu erfreuen hatte. Er verdankte derselben reiche Gaben für sein Bisthum: die Abtei zu Pölde, Hoheitsrechte, Markt und Münze innerhalb der Ringmauer von Merseburg sammt den dortigen Juden, die königliche Stadt Zwenkau mit ihren Forsten und allem Zubehör (974), einen Forst zwischen Saale und Mulde in den Gauen Siusili und Plisni (974), die Ortschaften Eutra (979), Kohren, Pötschau, Nercha, Gautsch u. a. m. Allein G. war mit dieser Vergrößerung der Güter seines doch immer noch unbedeutenden Bisthums nicht zufrieden, sondern hatte sich ein höheres Ziel gesteckt. Im J. 981 befand er sich im Gefolge des Kaisers in Italien, als die Nachricht von dem am 20. Juni 981 erfolgten Tode des Erzbischofs Adalbert von Magdeburg dorthin gelangte. Noch am 19. November 979 hatte Otto dem Magdeburger Clerus das freie Recht der Wahl seines Erzbischofs zugestanden, und dieser verfehlte nicht bei dieser ersten Gelegenheit davon Gebrauch zu machen. Die Wahl fiel auf Otrich, den Vorsteher der Magdeburger Domschule, der als einer der ersten Gelehrten seiner Zeit galt und selbst mit dem hochberühmten Gerbert von Reims wetteifern konnte. Auch Otrich befand sich, wahrscheinlich seit 979, am kaiserlichen Hofe, da er mit dem Erzbischof Adalbert nicht in gutem Einvernehmen gestanden hatte; der letztere soll noch vor seinem Ende prophezeit haben, daß Otrich, dessen großen Einfluß bei dem wahlberechtigten Clerus er wohl kannte, nie sein Nachfolger werden würde. Als nun die Magdeburgischen Gesandten, welche die Bestätigung des Kaisers für ihre Wahl nachsuchen sollten, nach Italien kamen, wandten sie sich zunächst an G. und ersuchten ihn um seine Fürsprache bei Otto. Wie etwas später Thietmar von Merseburg erzählt, dessen Bericht über diese Angelegenheit freilich nicht ganz ohne Vorsicht aufgenommen werden darf, soll G. den Magdeburgern das Versprechen gegeben haben, ihre Bitte zu erfüllen: ist das der Fall gewesen, so hat er sie schmählich getäuscht. In einer Unterredung, die er alsbald bei Otto nachsuchte, bat er diesen fußfällig, ihm zum Lohn für seine treuen und langjährigen Dienste das erledigte Erzbisthum zu verleihen und empfing in der That die Gewährung seines Wunsches; den vor der Thüre des kaiserlichen Gemaches harrenden Magdeburgern, die ihn um den Erfolg seiner Bemühungen befragten, gab er eine ausweichende, wenn nicht gar spöttische Antwort. Da nun aber die canonischen Vorschriften den Uebergang eines Bischofs von einem Stuhl auf einen anderen nicht gestatteten, so bedurfte G. für sein Vorhaben der Zustimmung des Papstes Benedict VII.,

und der ehrgeizige Mann trug kein Bedenken um seines schnelleren Emporkommens willen das eigene Merseburger Bisthum zu vernichten und somit eine der segensreichsten Schöpfungen Otto's I. dem Untergang Preis zu geben. Auf einer zu Rom am 9. und 10. September 981 abgehaltenen Synode, deren Theilnehmer von G. bestochen sein sollen, brachte der Papst, der viel zu schwach war dem unrechtmäßigen Begehren des Kaisers und seines Günstlings zu widerstehen, die Angelegenheit zur Verhandlung; schon vorher wahrscheinlich hatten sich die Magdeburgischen Abgesandten unter der Pression des Kaisers zu einer neuen Scheinwahl verstehen müssen, die natürlich auf G. fiel. Unter dem unwahren Vorgeben, daß das Bisthum Merseburg ohne Zustimmung des Bischofs Hildeward von Halberstadt gegründet sei, der demselben 968 einen Theil seiner Diöcese hatte abtreten müssen, später aber über die Begrenzung seines Sprengels mit Magdeburg in Streit gerathen war, und von dem der Synode eine wol von G. erwirkte Beschwerdeschrift vorlag, wurde dasselbe vom Papste wieder aufgehoben und darauf G., weil man ihn doch nicht seines bischöflichen Rechtes und Titels berauben könne, und weil die Wahl auf ihn gefallen sei, als Erzbischof von Magdeburg bestätigt. So sehr das ganze Vorgehen sich als ein gewaltsames und durchaus ungerechtfertigtes darstellt, und so harten Tadel die späteren Geschichtsschreiber deshalb über G. und Otto II. mit Recht ausgesprochen haben, so sehr es auch gerade in Sachsen die Unzufriedenheit mit der Politik des Kaisers gesteigert haben mag, stieß dasselbe doch daselbst zunächst auf keinen Widerstand. G. konnte nun von Otto investirt werden und kehrte, geleitet von dem Bischof Dietrich von Metz, den der Kaiser dazu entsandte, nach Deutschland zurück: am 30. Nov. hielt er in Magdeburg seinen feierlichen Einzug. Die Auflösung des Merseburger Bisthums wurde nun den Beschlüssen der Synode gemäß vollzogen: Halberstadt, Magdeburg und Meißen theilten seinen Sprengel unter sich. Die Urkunden, durch welche Otto I. und Otto II. die Merseburger Kirche begründet und beschenkt hatten, ließ G. entweder verbrennen oder auf seinen Namen umschreiben; in Merseburg blieb nur eine dem heiligen Laurentius geweihte Abtei, die G. sich durch eine päpstliche Bulle von 983 übereignen ließ. Ohne Anfechtung blieb nun freilich das Verfahren Gisilher's in dieser Sache auf die Dauer nicht. Zuerst auf der Synode, welche der deutsche Papst Gregor V. zu Pavia im J. 997 abhielt, ging man gegen ihn vor; die Aufhebung des Merseburger Bisthums wurde hier angegriffen und G., weil er gegen die canonischen Bestimmungen seinen Bischofssitz verlassen habe, bei Strafe der Suspension zur Verantwortung nach Rom geladen. Wiederholt ist dann die Angelegenheit auf späteren Synoden erörtert worden. Gegen Ende 998 wurde auf den Antrag Otto's III. selbst die Herstellung des Bisthums Merseburg beschlossen, 999 wurde G. wirklich suspendirt und abermals nach Rom citirt; im J. 1000 verhandelte über dieselbe Sache eine Versammlung deutscher Bischöfe zu Aachen; indessen der schlaue und einflußreiche Mann wußte jedes Mal die Fassung definitiver Beschlüsse oder doch wenigstens deren Ausführung zu verhindern, und erst nach seinem Tod gelang es Heinrich II. die Restauration des Merseburger Bisthums durchzusetzen. In der Reichsgeschichte spielte G. nach seiner Erhebung auf den ersten bischöflichen Sitz Sachsens eine höchst bedeutsame Rolle. Trotz der großen Gunstbezeugungen, welche er von Otto II. erhalten hatte, verließ er nach dessen Tode seinen Sohn und Erben und schloß sich Heinrich dem Zänker an, als dieser 984 den jungen Otto III. von der Thronfolge auszuschließen strebte. Wie völlig er auf der Seite Heinrichs stand, zeigt die Thatsache, daß dieser sich Gisilher's bediente, als er, in Thüringen hart bedrängt, sich zu Verhandlungen mit den Anhängern des Königs genöthigt sah; erst nach Heinrichs Verzicht kann der Erzbischof sich Otto III. unterworfen haben. Nichtsdestoweniger blieb sein Einfluß unter dessen

Regierung unvermindert; namentlich in den Kämpfen gegen die östlichen Grenznachbarn des Reiches spielte er eine — freilich nicht immer ehrenvolle — Rolle. 990 wurde er nebst dem Markgrafen Ekkehard von Meißen von der Kaiserin Theophano mit einem Heere gegen den Herzog Boleslav von Böhmen entsandt, der indeß einer Schlacht auswich und mit den Führern der Deutschen einen Vertrag abschloß, in Folge dessen diese zwischen ihm und Mesko von Polen vermittelten: mindestens eine Herstellung des früheren Verhältnisses Böhmens zum Reich war das Ergebniß dieses Zuges. Im J. 997 war G. von Otto III. mit der Bewachung des von dem König befestigten wichtigen Castells Arneburg an der Elbe beauftragt worden. Nachdem er hier durch seine Sorglosigkeit und den Verrath der Wenden einen schweren Verlust erlitten hatte und die vier Wochen, für welche er mit der Obhut des Platzes beauftragt war, verstrichen waren, verließ er denselben, der gleich nach seinem Abzuge von den Wenden genommen und in Brand gesteckt wurde, und ließ sich durch keine Bitten des ihm begegnenden Markgrafen Liuthar von der Nordmark, der zu seiner Ablösung gesandt war, zur Umkehr bewegen —; eine Pflichtvergessenheit, die den Verlust des Ortes herbeiführte. Nach Otto III. Tode nahm G. an der Versammlung zu Frosa Theil, auf welcher der Plan des Markgrafen Ekkehard von Meißen, die Zustimmung der sächsischen Fürsten zu seiner Thronbewerbung zu gewinnen, scheiterte. Mit diesem war er seit langer Zeit verfeindet, dagegen soll er die Ansprüche des Herzogs Hermann von Schwaben begünstigt haben, fand sich aber nichtsdestoweniger auf der Versammlung zu Merseburg im Juli 1002 ein, auf welcher Heinrich II. von den sächsischen Fürsten anerkannt wurde. G. stand unter diesen Umständen mit dem neuen Herrscher anfangs nicht im besten Einvernehmen, wußte jedoch bald auch dessen Vertrauen in nicht minderem Grade wie das seines Vorgängers zu gewinnen und wurde von Heinrich sogar zum Verwalter aller königlichen Besitzungen in Sachsen ernannt. Der Magdeburger Kirche erwarb die Gunst, deren sich G. bei den Königen erfreute, auch abgesehen von der Merseburger Beute, bedeutende Vortheile, so 991 den dritten Theil des aus Böhmen an die königliche Kammer zu entrichtenden Zinses; 993 die Hälfte der Städte Werben und Wuronowitz; 997 die Burgwardeien von Belitz und Nerichowa; 1000 das Castell Troibern, sodann eine Grafschaft an der Mulde u. a. Auch seine eigenen in dem festen Schloß Giebichenstein niedergelegten Reichthümer müssen bedeutend gewesen sein. Zu Anfang des J. 1004 erkrankte G.; während er darniederlag, sandte Heinrich II. den Erzbischof Willigis von Mainz zu ihm, um ihn aufzufordern, die Sünde, die er durch die Zerstörung des Bisthums begangen habe, noch vor seinem Ende wieder gut zu machen. G. gab eine ausweichende Antwort und starb, ehe er den versprochenen definitiven Bescheid ertheilen konnte, am 25. Januar 1004 auf seinem Hof zu Troibern. Begraben ist er in St. Moritz zu Magdeburg; sein Nachfolger ward der Baier Tagino, ein besonderer Günstling Heinrichs II. Unter den vielen bedeutenden Kirchenfürsten des 10. Jahrhunderts nimmt G. durch seine große Begabung, die Gewandtheit und Versatilität seines Geistes eine hervorragende Stellung ein, so zweideutig und charakterlos uns auch vielfach sein Auftreten erscheint.

Thietmar v. Merseburg. Annal. Magdeburgenses. Chronicon Magdeburgense. Gesta episc. Merseburgensium. Vgl. v. Mülverstedt, Regesten des Erzbisthums Magdeburg und Sagittarius, Hist. ducatus Magdeburg. in Boysen's Histor. Magazin, Bd. I. Breßlau.

Giskra: Johann G. von Brandeis, eine der interessantesten Gestalten des böhmischen Ritterthums. Leider sind die vorhandenen geschichtlichen Daten über ihn spärlich und verworren. Er wurde um das J. 1400 aus bürgerlichem

Geschlechte zu Brandeis in Böhmen geboren, nach welcher Stadt er auch seinen Beinamen erhielt, und schwang sich durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist von dem niedrigsten Range des Kriegers zur Feldherrnwürde empor. G. weihte seine Dienste der Partei des Ladislaus Posthumus (1439—57) und führte als Feldhauptmann desselben seine Anhänger in Ungarn von Sieg zu Sieg, selbst der tapfere Johann Hunyady mußte ihm weichen. Erst gegen das Ende des Krieges war ihm das Glück weniger günstig, indem mehrere feste Plätze und Landstriche, die früher in seine Hände gefallen, von den Ungarn zurückgenommen wurden und auch durch den Frieden von Rima-Sombath (1451) bei denselben verblieben. G. erhielt dagegen als Ersatz der Kriegskosten 16,000 Goldgulden. Nach dem Tode Ladislaw's 1457 unterwarf er sich zwar dem neugewählten König Matthias Hunyady, trat jedoch bald auf Seite der Mißvergnügten und verfocht nun die Sache des Gegenkönigs, Kasimirs von Polen, allein mit entschiedenem Unglück. G. trat hierauf in die Dienste Kaiser Friedrichs III., um in dessen Heere gegen den Ungarkönig zu kämpfen. Schließlich knüpfte er jedoch mit diesem wieder Verbindungen an, unterwarf sich und ward in Gnaden reich beschenkt aufgenommen. Trotzdem vergaß er auch der vom Kaiser erfahrenen Gunst nicht und besiegelte seine Dankbarkeit mit seinem Blute, indem er in einem Treffen, welches er 1462 den Gegnern des Kaisers lieferte, den Tod fand, da er, von den Seinigen verlassen, zu fliehen verschmähte.

Balbin, De militia veterum Bohemorum, in den Materialien zur Statistik von Böhmen, Leipzig 1794, 12. Heft. Oesterreich. Milit. Zeitschr. 1867, IV. Bd. von Janko.

Gislebert von Mons, vermuthlich im Hennegau geboren, welcher zum deutschen Reiche gehörte, aber größtentheils romanische Bevölkerung hatte, befand sich, wie er selbst sagt, von Kindheit an am gräflichen Hofe; im November 1180 erscheint er als zweiter Notar des Grafen Balduin V., 1184 als Notar, 1188 als Kanzler. Dieser Balduin V. wurde durch seine Heirath auch Graf von Flandern und durch Erbschaft Markgraf von Namur. Aber diese Erbschaft war hart bestritten und veranlaßte viele Verhandlungen am Hofe Friedrichs I. und Heinrichs VI. Zuerst 1184 begleitete G. seinen Herrn zum Reichstag nach Mainz, dann finden wir ihn in Gemeinschaft mit anderen Gesandten thätig, endlich von 1189—91 allein mit wichtigen Aufträgen betraut. Seine Belohnung bestand nach der Sitte der Zeit in einer ganzen Anzahl von Pfründen; als Probst zu Mons gehörte er fortan zu den angesehensten Prälaten des Landes, während er die Kanzlerwürde abgab. Am Todtenbette seines Herrn finden wir ihn im December 1195; er starb erst in den J. 1223—25, wird aber nur noch in Urkunden genannt. Sein schönstes Denkmal ist die von ihm verfaßte „Chronik des Hennegau"; beginnend 1086 mit Hermann und Richilde, durch deren Ehe zuerst Hennegau und Flandern verbunden wurden, erzählt er ausführlich von den beiden letzten Balduinen und beschränkt sich nun auch nicht auf die engen Grenzen seiner Heimath. Seine Mittheilungen, von 1168 an immer reichhaltiger, haben um so größeren Werth, je mehr er aus eigener Anschauung berichtet und bei sehr wichtigen Dingen selbst betheiligt war. Er glänzt weder durch Gelehrsamkeit noch durch zierliche Schreibweise; wir finden bei ihm den Geschäftstil der Zeit, und obgleich Geistlicher und eifrig kirchlich gesinnt, ist er doch noch mehr Geschäftsmann. Balduin V. verehrte er in hohem Grade wegen seiner bedeutenden und tüchtigen Eigenschaften; diese zu preisen ist sein Hauptzweck, die Erbschaftsfrage aber veranlaßt ihn häufig Rechtsfragen zu berühren, und hier zeichnet er sich durch eine Klarheit der Darstellung und Genauigkeit des Ausdrucks aus, welche wir bei den meisten Chronisten schmerzlich vermissen. Deshalb ist sein Werk für die Rechtsgeschichte von vor-

züglichem Werthe; 1784 von Du Chasteler zuerst herausgegeben, wurde es im 21. Band Scriptores der Monumenta Germ. von W. Arndt kritisch bearbeitet; vgl. dazu „Die Chronik des G. von Mons“ (Leipzig 1871), eine treffliche Abhandlung des leider früh verstorbenen Arthur Hantke.

W. Wattenbach.

Gittermann: Johann Christ. Hermann G., Dr. phil. und lutherischer Prediger zu Emden, geboren den 27. Juli 1768, gestorben den 29. Januar 1834, ältester Sohn des Predigers Joh. Wilh. G. zu Dunum in Ostfriesland, besuchte die lateinische Schule zu Norden, studirte 1786—88 zu Halle Philosophie und Theologie, wurde 1790 Präceptor des Waisenhauses zu Esens, kurz darauf Prediger zu Resterhafe, woselbst er sich 1792 verheirathete und 1794 Prediger zu Neustadt-Gödens. Von 1807 an war er Prediger der lutherischen Gemeinde zu Emden. 1809 wurde er als Mitglied der Organisationscommission des evangelisch-lutherischen Kirchenwesens im Königreiche Holland (zu welchem Ostfriesland damals gehörte) nach Amsterdam berufen. 1818 ertheilte ihm die philosophische Facultät der Universität Halle die philosophische Doctorwürde. G. genoß als Theologe, Kanzelredner, Volkslehrer und Dichter einen weitverbreiteten wohlbegründeten Ruf und besaß ausgebreitete Kenntnisse, besonders in der vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde. Die ansehnliche Zahl seiner Geistesproducte erschien theils als besondere Werke, theils als zerstreute theologische, historische, poetische und kritische Aufsätze in verschiedenen deutschen Zeitblättern. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch Redaction des Anhanges zum ostfriesischen Kirchengesangbuche, in welches mehrere seiner geistlichen Lieder aufgenommen wurden.

J. Holtmanns.

Giuliany: Giovanni G., Bildhauer, geboren zu Venedig 1664, gestorben im Stifte Heiligenkreuz bei Wien am 5. September 1744. G. verdient hier namentlich als Meister des berühmtesten österreichischen Bildhauers Donner einen Platz; er gehörte jener Schule der venetianer Bildhauer an, aus welcher Corradini, Canavese, Carredea u. A. hervorgingen. Mit diesen Künstlern zog er gegen Schluß des 17. Jahrhunderts nach Wien, um hier, wo nach der verheerenden Türkeninvasion wieder eine allgemeine Bau- und Kunstthätigkeit begann, Beschäftigung zu finden. Vom J. 1694—1711 lebte er im Stifte Heiligenkreuz als bezahlter Bildhauer und schmückte den Hochaltar der Kirche und verschiedene andere Denkmale mit seinen plastischen Arbeiten; endlich ergab er sich ganz dem beschaulichen Klosterleben und schloß im J. 1711 einen Contract mit dem Stifte, wonach er als Laienbruder in die Abtei trat, dieser seine ganze künstlerische Kraft widmete, dagegen aber vom Kloster Unterhalt und sonstige Begünstigungen genoß. War G. auch kein Classiker des Bildhauerfaches, die man ja damals überhaupt vergeblich suchte, so besaß er immerhin große fachliche Kenntnisse, dann waren seine Anschauungen gegenüber jenen seiner Fachgenossen weitaus geklärter und naturalistisch durchgebildeter, wozu freilich der lange Aufenthalt in der stillen Abtei, die inmitten einer herrlichen Landschaft, ferne von der künstlerisch, wie gesellschaftlich überwuchernden Hauptstadt liegt, vielfach beitrug. Im J. 1707 nahm G. Georg Raphael Donner zu seinem Schüler auf; drei Jahre dürfte der Jüngling bei dem wälschen Meister zugebracht haben und — obwol die Erstlingswerke Donner's noch deutliche Reminiscenzen an die italienische Schule zeigen, kann nicht geleugnet werden, daß Donner von G. seine reinere Kunstweise geerbt habe. Von Giuliany's Arbeiten in Heiligenkreuz haben sich noch die Statuen des Kreuzweges erhalten; doch sind nicht alle diese Figuren von seiner Hand ausgeführt (s. darüber meinen

Aufsatz in den Mittheilungen der kaiserlichen Centralcommmission, 1877). Von eben diesen Arbeiten haben sich einige Modelle Giuliany's in Heiligenkreuz vorgefunden, treffliche, kühne Arbeiten, voll naturalistischer Auffassung und verständiger Anatomie. Im Kreuzgange des Stiftes findet sich die Gruppe „Die Fußwaschung", in Holz ausgeführt, wozu sich gleichfalls das Modell noch erhalten hat. Die sonstigen größeren Arbeiten des Künstlers, wie die Altäre in der Kirche zu Heiligenkreuz mußten im J. 1874 den Restaurationsarbeiten weichen.

Des Künstlers älterer Bruder Anton G., geboren zu Venedig im J. 1659, gestorben zu Wien am 17. August 1709, war kaiserlicher Hofkammermusiker und Compositeur. Ein reisender Franzose, der im J. 1699 Wien besuchte und hier den Künstler hörte, rühmt dessen musikalisches Talent. In gleichzeitigen Archivalien werden mehrere seiner Compositionen angeführt, erhalten hat sich davon nur eine, eine namenlose Cantata à 3 voci. Kabdebo.

Glafey*): Adam Friedrich G., geb. am 17. Jan. 1692 zu Reichenbach im V., † am 14. Juli 1753 zu Dresden, habilitirte sich, nachdem er unter vielfachen Entbehrungen in Jena studirt und darauf zwei junge Edelleute auf die Universität Tübingen und auf Reisen durch Deutschland begleitet hatte, als Docent der Rechtswissenschaft in Leipzig und wurde von dort als kursächsischer Hof- und Justitienrath, auch geheimer Archivar nach Dresden berufen. G. war ein höchst fruchtbarer Schriftsteller, im Ganzen sind von ihm 36 größere und kleinere Werke im Druck erschienen. Die wichtigsten derselben gehören dem Gebiete der Rechtswissenschaft, insonderheit der Rechtsphilosophie und des Naturrechts an, z. B. „Die Grundsätze der bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit", Leipzig 1720, welche bei der sächsischen Regierung solchen Anstoß erregten, daß das Buch auf ihren Befehl vernichtet wurde, „Vernunfft- und Völkerrecht", Frankfurt und Leipzig 1723, 2. Aufl. 1732, 3. Aufl. 1746, und „Vollständige Geschichte des Rechts der Vernunfft", Leipzig 1739. Seinem philosophischen Standpunkte nach ist er ein Gegner von Grotius und Hobbes und fußt auf Leibnitz' und Rousseau's Ansichten. Nicht minder zahlreich sind seine historischen Schriften, die sich größtentheils auf dem Gebiete der deutschen Geschichte bewegen. Seine „Historia Germaniae polemica oder Kern der Teutschen Reichsgeschichte", 1722, erfuhr im 77. Theil der deutschen Acta eruditorum so heftige Angriffe, daß er eine besondere Vertheidigung derselben erscheinen ließ. Die größte Verbreitung hat von seinen Schriften wol sein „Kern der Geschichte des Chur- und Fürstl. Hauses zu Sachsen", in seiner ursprünglichen Gestalt von Stiefen in Breslau verfaßt und von G. nur überarbeitet, erlangt, trotzdem, daß auch dieses Buch wegen angeblich darin enthaltener Indiscretionen anfangs den Unwillen der sächsischen Regierung auf sich zog; 2. Aufl. 1737, 2 Bde., von denen der zweite die Geographie des Kurfürstenthums behandelt, 4. Aufl. 1753. Die zahlreichen darin mitgetheilten Documente geben dem Buche auch jetzt noch einen gewissen Werth. Einige seiner Arbeiten sind ungedruckt geblieben, aber im Manuskript erhalten, z. B. sein „Kurzer Begriff der Geschichte des Chur- und Fürstl. Hauses zu Sachsen", 6 Bde., zum Gebrauch des Kurprinzen, auf der Dresdener Bibliothek. In Th. Fritzsch' Allgem. historischen Lexikon sind die meisten Artikel über deutsche Special- und Provinzialgeschichte von G. bearbeitet.

Adelung, Suppl. zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Biographie universelle (Paris 1816) XVIII. Nouvelle biographie générale (Paris 1857) XX. Krug, Philosoph. Wörterbuch. Flathe.

*) Ueber Annette v. Glafey, Aebtissin von Mosigkau bei Dessau, die man irrig für Matthisson's Adelaide gehalten hat, vgl. Wissensch. Beil. d. Leipziger Ztg. 1874 Nr. 67. 68.

Glayre: Moritz G., schweizerischer Staatsmann. Geboren 1743 in Lausanne aus einer Pfarrersfamilie, † 1819. Er verlor seinen Vater schon im sechsten Monate, die Mutter im sechsten Jahre und das elterliche Vermögen reichte mit Mühe zu seiner Ausbildung hin, die er an den Schulen seiner Vaterstadt erhielt. Nach Beendigung seiner Studien an der dortigen Akademie ging er als Begleiter eines polnischen Großen auf Reisen und wurde so im J. 1764 dem Könige Stanislaw August II. bekannt, der am 7. Septbr. gleichen Jahres den polnischen Thron bestiegen hatte. Er trat zunächst als geheimer Cabinetssecretär in dessen Dienste; 1768 wurde er dann der Gesandtschaft in St. Petersburg beigegeben, die er einige Zeit auch selbst als Geschäftsträger leitete, kehrte aber, da der König ihn in seiner Nähe zu haben wünschte, schon nach einigen Monaten nach Warschau zurück, mit einem Empfehlungsschreiben Katharinas II., in welchem sie ihn angelegentlich zur Beförderung vorschlug. Fast 20 Jahre war er darauf als wirklicher geheimer Cabinetsrath mit Ausarbeitung von Staatsschriften, mit Missionen nach Berlin, Wien und Paris und in der Umgebung des Königs thätig und erwarb sich in dieser Stellung durch Talent, Integrität und Hingebung dessen vollstes Vertrauen, so daß derselbe ihn zum Ritter des weißen Adler- und zum Großkreuz des Stanislaw-Ordens ernannte, in den Adelstand erhob und ihm 1771 durch den Reichstag das polnische Indigenat verleihen ließ. Als scharfblickender Beobachter konnte er, zumal nach der ersten Theilung (am 5. August 1772) über den baldigen Untergang Polens nicht in Zweifel sein; er suchte Stanislaw umsonst zur Abdankung zu bewegen, harrte aber bei ihm aus. Als jener darauf 1787 die Reise zu Katharina II. nach Cherson unternahm, bat G., um der demüthigenden Scene nicht anwohnen zu müssen, um einen Urlaub zur Reise nach der Schweiz. Im Mai traf er in Lausanne ein, aber er sah Polen nicht wieder. Eine vortheilhafte Heirath, die er im Januar 1788 in Lausanne einging, fesselte ihn für immer an den heimathlichen Boden. Er besorgte noch eine Mission nach Paris und reichte dann seinen Abschied ein, auf welchem er beharrte, auch als ihm der König den Gesandtenposten in Paris anbot; doch blieb er mit jenem bis zu dessen Tode (12. Febr. 1798) in fortwährendem vertraulichen Briefwechsel. Zehn Jahre lebte G. darauf als glücklicher Familienvater und in behaglichem Wohlstande, mit der Erziehung seiner Kinder und der Bewirthschaftung seines Landguts beschäftigt, in Romainmotier, als die helvetische Revolution ihn auf den öffentlichen Schauplatz seines Heimathlandes rief. Obwol er die Schäden des bernischen Regiments in der Waadt nicht verkannte, widerstrebte er doch einer gewaltsamen Umwälzung, er suchte noch in der letzten Stunde Bern zu Zugeständnissen, speciell zur Einberufung einer waadtländischen Ständeversammlung behufs Geltendmachung der Volkswünsche, zu bewegen. Aber als alle seine Bemühungen erfolglos, andererseits aber seit dem 28. Decbr. 1797 die französische Invasion der Waadt ausgemacht war, schloß er sich der Revolution entschieden, jedoch mit der festen Absicht an, sie in friedliche Bahnen zu leiten und allen Ausschreitungen entgegenzutreten. Ihm vor allen ist es neben anderen Männern zu verdanken, wenn die waadtländische Umwälzung einen so raschen und ruhigen Verlauf nahm, ohne Gewaltthat, ohne Blutvergießen, ohne Verletzung von Privatrechten. Unter seinem Vorsitz trat am 26. Januar 1798 in Lausanne eine „provisorische Versammlung“ von Abgeordneten der Stadt- und einzelner Landgemeinden zusammen, welche die Unabhängigkeit der Waadt verkündigte und das Land als „lemanische Republik“ constituirte; ward am 9. Februar die helvetische Constitution angenommen, womit Waadt als selbständiger Kanton in die zu gründende „helvetische Republik“ eintrat und wodurch die Revolution nach wenigen Tagen beendigt war. Nach Gebühr ward G. dann am 31. März als erstes

Mitglied in die Verwaltungskammer des neuen Kantons gewählt und versah provisorisch das Amt eines Präfecten desselben, bis ihn das Vertrauen des weitern Vaterlandes in die eidgenössische Executive berief. Am 16. April ward er von den gesetzgebenden Räthen, die am 12. zur Constituirung der helvetischen Republik zusammengetreten waren, in Aarau mit Männern, wie Legrand, Oberlin, Bay und Pfyffer (s. d.), als zweites Mitglied in das Vollziehungsdirectorium gewählt, in welchem er in der Folge wiederholt den Vorsitz führte. Durch Lebens- und Weltkenntniß, Besonnenheit und Würde für diesen wichtigen Posten vorzüglich geeignet, suchte G. die neuen staatlichen Einrichtungen zu befestigen, sie dem stürmischen Treiben der Demagogen zu entziehen und die nationale Unabhängigkeit gegenüber der Einmischung Frankreichs aufrecht zu erhalten. Leider kamen aber als Ersatz für austretende Mitglieder Elemente ins Directorium, in welchen G. keine Stütze für diese Bestrebungen fand und seit dem Eintritt (am 28. Juni 1798) und unter dem prädominirenden Einflusse Laharpe's (s. d.) gerieth es bald auf eine Bahn, welche zum förmlichen Schreckensregimente führte. G. trat diesen Tendenzen mit allem Nachdruck entgegen, er bekämpfte das französische Bündniß, die gewaltsame Unterdrückung der Insurrection in Nidwalden, die Deportation der aristokratischen Parteihäupter, die Organisation von Kriegsgerichten in den insurgirten Landestheilen und andere sogenannte „große Maßregeln" Laharpe's aufs Entschiedenste. Dadurch und weil er mit ihnen nicht in den Kampf auf Leben und Tod gegen die anderen Parteien stimmen wollte, erregte er den Haß der „Patrioten", während die Aristokraten ihn nicht weniger darum verfolgten, weil er die Contrerevolution nicht befördern wollte. Durch diese Angriffe verletzt, durch die Erfolglosigkeit seines Widerstandes ermüdet und mehr und mehr kränkelnd trat G. von seinem Posten zurück, auf welchem er am 9. Mai 1799 durch Dolder (s. d.) ersetzt wurde. Aber je mehr das revolutionäre Treiben allmählich nachließ, gelangten seine Verdienste, namentlich bei den Deutschschweizern, die in ihm den ersten Mann der Republik erkannten, zur Anerkennung. Nach dem Umschwung vom 7. Januar 1800 ward er in den Vollziehungsausschuß und nach dem 8. August 1800 in den Vollziehungsrath gewählt. Dieser sandte ihn darauf im October 1800 nach Paris, um bei dem herannahenden Continentalfriedensschlusse die Anerkennung der Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz zu erwirken und um einen mittlerweile ausgearbeiteten neuen aber auf der bisherigen Grundlage der repräsentativen Einheit basirenden Verfassungsentwurf zur Genehmigung zu empfehlen. Den ersteren Zweck erreichte G. im Wesentlichen, dagegen wies der erste Konsul das Verfassungsproject als eine unschickliche Nachahmung der französischen Constitution zurück, übergab dem Gesandten vielmehr am 30. April 1801 bei einer Audienz zu Malmaison einen ihm von anderer Seite zugestellten Entwurf in mehr föderalistischem Sinne, den er dringend zur Annahme empfahl. Umsonst hatte G. durch seine während dieses Aufenthalts in Paris geschriebenen „Lettres sur l'Helvétie" (Zürich 1801), Briefe eines Schweizers an einen russischen Officier über die Vorzüglichkeit des Unitarismus oder Föderalismus für die Schweiz, sich in ersterem Sinne ausgesprochen. Am 23. Mai traf er wieder in Bern ein und half nun Angesichts der dringenden Nothwendigkeit durch seine Berichte und Rathschläge selbst dem französischen Entwurf Eingang verschaffen. Darauf trat er aus dem Vollziehungsrathe aus, in welchem er durch Usteri ersetzt wurde und kehrte in die schöne Einsamkeit seines Landguts zurück. Aemter nahm er seither keine mehr an. Er vertrat lediglich noch seinen Kanton an der Tagsatzung von 1801, war bei der Inkraftsetzung der Mediationsverfassung vom 19. Febr. 1803 in der Waadt thätig und vertrat im Großen Rathe der letzteren vom 28. März 1803 bis 3. Decbr. 1813 den Kreis Romainmotier. G. † in Romainmotier am 26. März 1819.

Drei Briefe Glayre's an H. Zschocke, autobiographische Notizen enthaltend d. d. Romainmotier 12. und 28. März und 20. April 1804 (in der Kantonsbibliothek in Aarau), die Zschocke seiner Darstellung in den „Historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung“, 3. Bd. (Winterthur 1804), S. 43—62, zu Grunde legte. — Lutz, Moderne Biographien (Lichtensteig 1826), S. 85 ff. A. de Montet, Dictionnaire Biographique des Génévois et Vaudois (Laus. 1877), I. 368. Gazette de Lausanne 1813 und 1819. — Dazu die allgemeinen Werke über die helvetische Revolution von Tillier, Monnard, Verdeil, de Seigneux u. a. m. Gisi.

Glandorp: Johann G., Philolog, lateinischer Dichter, Schulmann, geb. am 1. Aug. 1501, † am 22. Febr. 1564. Melanchthon nennt ihn doctissimus pubis informator, historiarum exactus scrutator, prudens ingeniorum censor. Geboren in Münster, gebildet auf der Domschule unter dem Rector Camener, den Lehrern Bernh. Gwering, Joh. Hagemann, Joh. Pering, L. Bavink, Anton Tuniker, welcher letztere bestimmt als sein Lehrer aufgeführt wird und durch seine „Monosticha in Germanorum paroemias“ (1514), ein Schulbuch, auf Glandorp's dichterische Versuche besonders eingewirkt zu haben scheint. Von seinen Lehrern an den gelehrten Herm. Busch empfohlen, ward er 1522 Lector an der Domschule. Im Verdacht des Lutheranismus, begab er sich nach Wittenberg, wo er mit H. Busch zusammenkam und mit Melanchthon bekannt wurde. Darauf ging er nach Rostock und Köln, wurde hier Doctor. Nach Münster als Rector der neuen evangelischen Schule 1532 zurückgekehrt, war er thätig für die evangelische Lehre und kam in Streit mit seinem katholischen Collegen Heinrich Bruchter aus Olsen (Schüler von Murmellius, 1521 Conrector an der Domschule zu Osnabrück, 1523 Rector an der Martinsschule zu Münster), der gegen ihn „Literae invectivae et falsa epigrammata in Jo. Glandorpium“ schrieb, aber den Kürzeren zog. Vor den Wiedertäufern wandte er sich am 1. Febr. 1534 in einem Bittschreiben an den Landgrafen Philipp und ging mit Zurücklassung seiner Bibliothek und sonstiger Habe nach Marburg und wurde als Herm. Busch's Nachfolger als Historiae Professor unter dem Rectorat des Prof. juris Joh. Rudelius Sommer 1534 im Album inscribirt (s. Catalog. stud. scholae Marburg. ed. Caesar, 1875, p. 13). Er hatte viele Zuhörer. Wahrscheinlich 1536 begab er sich nach Wittenberg; auf Melanchthon's Empfehlung ward er Rector am Martineum in Braunschweig; von seinen dortigen vielen Freunden wird besonders Dr. med. Anton Niger erwähnt. Wegen Streites mit dem Superintendenten Nic. Medler, dessen „Ratio instituendi juventutem christianam in scholis particularibus“ (Viteb. 1550. 8), er nicht in seiner Schule einführen wollte, verließ er 1551 Braunschweig und erhielt auf Empfehlung des Superintendenten Rud. Moller das Rectorat zu Hameln. Hier ließ er sich von seiner, 1542 geheiratheten, leichtsinnigen Frau (geb. Leffert) scheiden und übernahm deshalb 1551 das Rectorat in Hannover. Streitigkeiten mit dem Superintendenten Clemens Ursinus, der ihm die Verstoßung der Frau vorwarf, und andere Mißhelligkeiten bewogen ihn, von da nach Wittenberg abzureisen. Auf der Reise dorthin, von vielen seiner Schüler begleitet, erhielt er auf Vorschlag des Superintendenten Tilemann Heshusius das Rectorat zu Goslar. Auch hier von dem Superintendenten Jakob Großehans (Makrinus) wegen der Eheauflösung angegriffen, schrieb er gegen ihn beißende Epigramme, die er in der Schule mittheilte. Deshalb entlassen, wurde er, da Albert Lonicerus abgegangen war, 1560 Rector zu Herford. Nach drei Jahren wegen Altersschwäche in Ruhestand versetzt, starb er 1564 und ward in der Münsterkirche begraben; an einem Pfeiler auswärts an der Südseite des Chors hinter der Sakristei lautet seine Grabschrift:

Glandorpius de se ipso.
Glandorpi, cuius studiumque fidemque iuventus
Sensit amans, tellus hoc capit osse solo.
Obiit 22. Febr. 1564.

G. war tüchtiger Philolog und höchst gewandter lateinischer Dichter. Er war sehr fleißig bis zuletzt, das Rectorat in Herford trat er mit dem „Elenchus sive epistola de suscepta gubernatione scholae Hervordiensis“ an, namentlich aber in Braunschweig. Seine Schriften hat nach seinem Tode großentheils sein gelehrter Schüler Reiner Reineccius aus Steinheim, Professor in Helmstädt, herausgegeben. Dahin gehören: „Annotationes in C. Julii Caesaris et Hirtii et Oppii de bello Gallico, civili, Alexandrino, Africano et Hispaniensi commentariorum libros, editae studio Reineri Reineccii“, Lips. 1574 (geschrieben 1551), auch in Jungermann's Ausgabe des Caesar, Frankf. 1606, noch werthvoll, wegen der Emendationen zum auct. de bell. Hispan. noch 1876 von Fleischer (obss. crit., Meißen 1876) gerühmt. „Annotationes in Ciceronis epistolas quae vulgo familiares, rectius ad familiares appellantur, editae studio et opera Reineri Reineccii“, Basileae 1580. 8. „Descriptio gentis Antoniae inter Romanas familias non postremae“, Lips. 1557. 8. (in Goslar gearbeitet). „Familiae Juliae gentis etc. Item distichorum variarum rerum et sententiarum liber secundus“, Basileae 1576. 8. Das Werk gab sein Sohn Ambrosius heraus mit Unterstützung des Reiner Reineccius, der dann von ihm den Nachlaß seines Vaters, noch unverarbeitet, erhielt und nach vorgenommener Bearbeitung herausgab als „Onomasticon historiae Romanae etc.“, Frankfurt 1589. Fol. „Sylva carminum elegiacorum in enarrationem commentariorum C. Julii Caesaris de bello Gall. et civili“, Frankfurt 1551. 8. Es sind 15 Gedichte von je 8 Versen, Argumente der Bücher Caesar's, nicht blos des bell. gall. und civile, auch in der Jungermann'schen Ausgabe des Caesar. Die „Disticha var. rer. et sent.“ sind 291 an der Zahl, von G. für seine Schüler geschrieben. Daß diese Distichen größtentheils eine lateinische Bearbeitung der ersten deutschen Sprichwörtersammlung, der des Joh. Agricola, sind, also daß die Ueberschriften fast wörtlich Agricola's Worte wiedergeben, mithin ein höchst werthvolles Zeugniß für die Verbreitung dieses Buches, diese Entdeckung hat Rector Dr. Suringar in Leiden gemacht und in seiner kritischen Ausgabe: „Disticha proverbialium sententiarum Jo. Glandorpii“, 1874 veröffentlicht, und nicht blos die Parallelen aus Agricola, sondern auch die Stellen der alten Autoren, die G. im Ausdruck nachgeahmt haben mag, mitgetheilt. Der erste Theil dieser disticha war von G. selbst unter dem Titel: „Disticha ad bonos mores paraenetica“, Magdeb. 1553, veröffentlicht, an Zahl 351. Dies verschollene Buch ist auf der Wolfenbüttler Bibliothek wiedergefunden, und auch dessen Stoff ist nur zum Theil der Bibel und den Alten, besonders Seneca, entlehnt, hauptsächlich eine Bearbeitung der Sprichwörter des Agricola, theilweise derselben wie im zweiten Theil, nur in anderer Redaction (mit ausführlichen Noten herausgegeben von Suringar, Leiden 1876, 8.). G. hinterließ auch „Epitaphia Graeca“; mit beigefügter lateinischer Uebersetzung stehen sie in der Beilage z. 3. Thl. von Rehtmeyer's Braunschweigischer Kirchenhistorie. — Glandorp's Ruhm war weit verbreitet; u. A. schließt das schöne Epitaphium, welches ihm H. Sibaeus, früher Rector in Herford, damals in Lemgo, widmete:

Lector amans Christum, cubat hic Glandorpius, ille
Musarum cultor Pieridumque chori,
Quem nunquam divum Germania tota prehendit,
Defunctum tumulus cohibet exiguus.
Claraque quem parvi fecit (!) Hervordia vivum
Mortuus hic illi gloria semper erit.

Hamelmann. — Vita J. Glandorpii scr. Reiner Reineccius (in dessen Schrift: De M. Tulli Ciceronis morte et monumento, Helmst. 1589. 8). — Heineccius antiq. Goslar. p. 482 sq. — Strodtmann, Hannov. gel. Anz., 1751, S. 322. 1753, 855 ff. — Strieder, Hess. Gelehrtengesch., 4. Bd., 411. — Biedermann, Antiq. schol. V, 561. — Ludovici, Schulhistorie II, 125. — Baring, Hannov. Schulgesch., S. 63. — Rotermund, Gelehrtes Hannover II, 133. — König, Gesch. des Gymn. zu Münster, 1821. — Raßmann, Schulprogr. Münster 1862. — Döllinger, Reformation, 1848, I. 441. — Cornelius, Münsterische Humanisten, S. 77, Gesch. des Münsterschen Aufruhrs, I. 179. — Suringar l. c. Leiden 1874. 76. Hölscher.

Glandorp: Matthias G., Arzt, ist den 18. Januar 1596 in Köln geboren. Er hatte zuerst in seiner Vaterstadt, später in Bremen, zuletzt in Padua die Heilkunde studirt, hier im J. 1617 die Doctorwürde erlangt und im Jahre darauf sich als Arzt in Bremen habilitirt. In Anerkennung seiner Leistungen wurde er hier zum Stadtphysicus und im J. 1624 zum bischöflichen Leibarzte ernannt; er starb im J. 1636. — Litterarisch ist G. nur auf dem Gebiete der Chirurgie thätig gewesen; seine Schriften („Speculum chirurgicum etc.“, Brem. 1619. — „Tract. de polypo narium etc.“, ib. 1628. — „Methodus medendi paronychiae“, ib. 1625. — „Gazophylacium polyphesium etc.“, ib. 1632), die im Geschmacke seiner Zeit an einem Luxus von Gelehrsamkeit leiden, denen ein praktischer Werth aber nicht abgesprochen werden kann, sind in einer Gesammtausgabe London 1729 erschienen, der eine kurze Lebensbeschreibung Glandorp's voraufgeht.

Ueber sein Leben vergl. auch Niceron, Mémoires, T. XXXVIII. p. 163.
A. Hirsch.

Glanner: Kaspar G., lebte als fürstlicher Organist zu Salzburg und gab 1574 in München „Geistliche und weltliche Liedlein mit vier Stimmen“ heraus. 1578 erschien ebenfalls in München folgendes Werk von ihm: „Erster Theil Newer Teutscher Geistlicher vnd Weltlicher Liedlein, mit 4 vnd 5 stimmen, welche nit allein lieblich zu singen, sonder auch auf allerley Instrumenten zu gebrauchen“. In der zwei Seiten langen deutschen Dedication erwähnt der Componist, daß er „etliche Melodeien von 4 vnd 5 stimmen zusammen gesetzt, dermaßen, daß solche Melodeien in dem Discant und Tenor bißweilen gefürt, vnd von der Jugent desto leichter erlernt mag werden, wie ich's denn in vier Bücher zusammen getragen vnd verfasset hab.“ Die königl. Bibliothek zu München besitzt den ersten und zweiten Theil dieses Werkes; letzterer erschien 1580 in München. Der dritte und vierte Theil sind nicht bekannt geworden.

Monatshefte für Musikgeschichte, Berlin 1869. Fürstenau.

Glareanus: Henricus G., mit seinem eigentlichen Namen Heinrich Loriti aus Glarus, geb. im Juni 1488 im schweizerischen Canton Glarus, † am 27. März 1563 in Freiburg im Br., ein bedeutender Humanist, Musikkenner und Geograph, dessen eigenthümliche selbständige Entwicklung sich von der seiner meisten Genossen vortheilhaft unterscheidet. G. wurde von seinen Eltern in seinen jungen Jahren zum Viehhüten gebraucht, empfing den ersten Unterricht, auch in der Musik, in der Schule des Michael Rubellus in Bern, mit welchem er nach Rottweil übersiedelte und bezog im Juni 1506 die Kölner Universität. Seine anfängliche Neigung, Theologie zu studiren, gab er bald auf und begann an dieser Universität, die damals eine Stätte gesunder geistiger Entwicklung war, während sie später als Heerd krankhafter Bestrebungen und geistloser Verkümmerung verketzert werden sollte, humanistische Studien. Er war von Hermann Busch und dessen Gedicht Flora (vgl. oben Bd. III. S. 638)

begeistert, das er 1554 neu herausgab und betheiligte sich, nachdem er anfangs mit Ortuin Gratius und dessen Genossen gut gestanden hatte, lebhaft an dem größtentheils gegen dieselben gerichteten Reuchlin'schen Streite (1514). Diese seine Betheiligung bestand hauptsächlich in Werbung von Freunden, heftigen Declamationen gegen die Feinde, Ergebenheitsversicherungen an Reuchlin, wegen deren er auch in den Reuchlinistencatalog gesetzt wurde. Daß G. auch eine Schrift gegen die Theologen gerichtet: „Contra sentimentum Parrhisiense“, wie Böcking, Opp. Hutt. (VI. 318 ff., VII. 380) behauptet, ist nicht wahrscheinlich (vgl. Gött. gel. Anz. 1871, S. 62). Zwei Jahre vor seiner Antheilnahme am Reuchlin'schen Streite 1512 hatte er, bei Anwesenheit des Kaisers Maximilian in Köln ein Gedicht veröffentlicht: „In divi Maximiliani imperatoris laudem et praeconium“ (1512), das ihm großes Lob und vom Kaiser den poetischen Lorbeerkranz verschaffte, den er hochhielt und Anderen zu ertheilen noch in späten Jahren Miene machte. Das Verhalten der Kölner in dem genannten Streite hatte ihm den Aufenthalt in Köln verleidet und veranlaßte ihn, 1514 nach Basel zu ziehen. Dort traf er mit Erasmus zusammen, der auf ihn, wie auf so viele andere Jünglinge von mächtigem Einflusse war. Trotzdem das persönliche Verhältniß Beider zwischen begeisterter Anhänglichkeit, lauer Gleichgültigkeit, ja bisweilen gehässiger Abneigung schwankte, so daß G. 1519 den Erasmus geradezu eines litterarischen Diebstahls, nämlich der Veröffentlichung seiner Mittheilungen über die richtige Aussprache des Griechischen bezichtigte und Erasmus den G. in seinem Testamente 1536 nicht mit der geringsten Gabe bedachte, ein Schwanken, das sich durch die Unverträglichkeit der beiden Charaktere, der keinen Widerspruch und keine Selbständigkeit duldenden Eitelkeit des Erasmus und Glareanus' raschen und jähzornigen Wesens erklärt, so wird Glareanus' geistige Richtung von nun an vollkommen und beständig durch Erasmus bestimmt. Durch ihn wurde er zu der einseitigen Pflege der humanistischen Studien geführt, welche die Jünger des Erasmus von den übrigen Zeitgenossen so wesentlich unterscheidet; durch ihn zur Abneigung gegen die reformatorischen Tendenzen, weil dieselben die Entfaltung der Wissenschaften gefährdeten und den Gelehrten aus der stillen Studirstube zum lauten Kampfe mit streitlustigem Volk herausriefen. Diese Abneigung hat G. sein Leben lang behalten, sie in Briefen, Reden und Gesprächen zum lebhaftesten Ausdruck gebracht, selbst nahe Verwandte, die der Neuerung verdächtig waren, bitter gehöhnt, intime Freunde, die in der Reihe der Reformatoren kämpften, verlassen: z. B. Ulrich Zwingli, dem er seit 1508 innig ergeben war, dem er alle seine Gedanken und Bestrebungen in Briefen mitgetheilt, eine kleine Schrift („Duo elegiarum libri“) 1516 gewidmet, noch bei dem ersten Zürcher Religionsgespräch zugejubelt hatte, und Oswald Mykonius, den er etwa seit 1517 zum Vertrauten erhoben und den er häufig zu seinem Mitarbeiter zu machen gewünscht hatte. Der Pflege der humanistischen Studien blieb er gleichfalls während seines ganzen Lebens treu und zwar theils durch Ausgaben von und Anmerkungen zu römischen und griechischen Schriftstellern, unter denen seine Arbeiten über Livius (1531 Zeitrechnung des Livius, 1540 Anmerkungen zu demselben, über deren Werth er 1555 mit seinem Angreifer Paulus Sigonius in einen litterarischen Streit gerieth, später wurden Glareanus' Bemühungen von Drakenborch und Niebuhr anerkannt) besonders hervorragen, theils durch Unterricht, den er privatim jungen Leuten ertheilte, die er in sein Haus aufnahm, im Auslande besonders Schweizern, die sich zu ihm, so lange er jung war, drängten, theils durch öffentliche Vorlesungen an der Universität. So lebte er 1514—17 in Basel, seinen dortigen Aufenthalt nur durch ein kurzes Verweilen in Pavia unterbrechend, wo er ein versprochenes Stipendium des Herzogs von Mailand vergeblich erwartete, bis 1522 in Paris, durch ein königl.

Stipendium unterstützt, wo er z. B. den belehrenden Umgang des Wilhelm Budaeus genoß, dessen Unterweisungen er später in seinem „Liber de geographia“ benutzte (Bemerkungen über das römische Maß) und ein kleines Büchlein „De supputandi usu“ für seine schweizer Schüler schrieb, das er erst viele Jahre später veröffentlichte, und die Professur des Faustus Andrelinus angeboten erhielt, aber nicht annahm (Brief an Bruno Amerbach, 1518, Basel, Handschr.). Von 1522—29 lebte er in Basel, ohne die rechte lebhaft von ihm gewünschte Fühlung mit der Universität und durch die Durchführung der Reformation zum Scheiden aus dieser Stadt veranlaßt, von 1529 bis zu seinem Tode in Freiburg im Br., wo er als Professor der Poesie angestellt war, stets als heftiger Gegner der religiösen Neuerungen sich zeigte und erst als 72jähriger, 1560 von seiner öffentlichen Thätigkeit zurücktrat. Er hatte sich 1522 verheirathet und trat, nachdem seine erste Frau 1539 gestorben war, 1543 in die zweite Ehe und zwar mit der Wittwe des früher von ihm verspotteten Basler Dr. Wonnecker, hinterließ aber aus beiden Ehen keine Kinder. An Stelle der von ihm verlassenen Freunde wurde in seinen letzten Lebensjahren Aegidius Tschudi der vertraute Freund und innig verbundene Gesinnungsgenosse Glareans. G. unterscheidet sich, obwol er, wie wir sehen, selbst eifrig den humanistischen Ideen ergeben ist, von den übrigen Humanisten durch drei Punkte, 1) durch seinen specifisch schweizerischen Patriotismus, 2) durch seine wissenschaftliche Bearbeitung der Geographie und 3) durch seine Pflege der Musik. Gegenüber dem urdeutschen Patriotismus der übrigen Humanisten verleugnet G. selbst in seinem Lobgedicht auf den Kaiser Maximilian den Schweizer nicht, indem er den Kaiser wegen seines Bündnisses mit den Schweizern beglückwünscht; während jene gerne von einer Vergrößerung Deutschlands träumten, hofft er, daß das rechte Ufer des Rheines und der Schwarzwald noch einmal der Schweiz zufallen würden; schon 1510 begann er ein größeres Heldengedicht über eines der bedeutendsten Schweizer Nationalereignisse, den Sieg der Schweizer bei Näfels, hat aber freilich sein Gedicht weder vollendet noch veröffentlicht. Durch diesen seinen Patriotismus wurde er dazu geführt, sein Land geographisch zu beschreiben. Er that dies in der kleinen poetischen Schrift „Helvetiae descriptio et in laudatissimum Helvetiorum foedus Panegyricum“, die zuerst Basel 1515 erschien und mit einem Commentar des Oswald Mykonius auch in Schard, SS. rer. Germ. abgedruckt ist. Als ein erster Versuch ist der erste, nach dem Muster Strabo's gearbeitete Theil der Schrift anerkennenswerth, als Ausdruck patriotischer Gesinnung ist der zweite Theil löblich; in dem ersteren ist die sagitta des „Guilielmus“ (!) erwähnt, der dann im zweiten gelegentlich mit Brutus verglichen wird, in dem letzteren ein ideales Bild der Schweizer gegeben und der Schilderung mancherlei Mahnungen und Rathschläge beigefügt. Bedeutender als diese erste, ist Glareanus' zweite Schrift „De Geographia liber unus“ (zuerst Basel 1527), aus der wol die „Compendiaria Asiae, Africae, Europaeque descriptio“, Paris 1554, ein Auszug ist. Denn eine solche Beschreibung macht in der That die zweite kleinere Hälfte des genannten Buches aus, eine Beschreibung, die strenge Ptolemäus und Strabo folgt und nur wenig eigene Zusätze macht, die Schweiz gar nicht erwähnt, in Deutschland nur die Städte: Nürnberg, Erfurt, Prag, Breslau, Lübeck nennt, bei England Heinrich VIII. und seines günstigen Einflusses auf die Kultur gedenkt (man sieht den Einfluß des Erasmus), Roma als caput Europae bezeichnet und von Afrika meldet: Ad sectionem Nili, ubi Delta efficit, Babylon est. Nur das Schlußcapitel handelt „De regionibus extra Ptolemaeum“: hier eine Erwähnung Amerikas, aber wirklich nur mit einem Worte; die Frage, ob in einigen Versen (Virgil's Aeneide, Buch 6) diese Länder angedeutet sind, interessirt unsern Verfasser mehr als die Entdeckungen selbst, ferner

die Inseln Java, Madagaskar. Der erste größere Theil des Buches enthält das, was wir mathematische und physische Geographie nennen; letztere wird mit einem Worte abgethan, unter Verweisung auf das Werk des Freundes Joh. Cochläus; erstere wird ausführlich besprochen und Erd- und Himmelsbeschreibung durch größere und kleinere Zeichnungen und Tabellen (z. B. über geographische Länge und Breite verschiedener Punkte, für Deutschland Köln und die Rheinmündung) erläutert. Doch ist die Darstellung ziemlich unklar und wimmelt von Fehlern, deren Aufzählung Raumverschwendung wäre. Die Schrift ist dem Joh. v. Lasko, einem Freunde des Erasmus gewidmet. Noch wichtiger ist sein musikalisches Werk: „Dodekachordon“ (Basel 1547), ein stattlicher Foliant. G. bemühte sich in demselben, die herrschende Meinung, daß es nur 8 Tonarten gäbe, zu bekämpfen und die Existenz von 12, welche den Arten der alten griechischen Musik entsprächen, zu beweisen und hat diese Aufgabe mit großer Gelehrsamkeit, mit liebevoller Hingabe an den Stoff gelöst. Er widmete sein Werk dem Cardinal Otto v. Waldburg und hob in seinem Widmungsschreiben besonders hervor, daß er nicht eine neue Theorie vorbringe, sondern eine alte, aber vernachlässigte und verdunkelte lehre. Er theilte sein Werk in drei Bücher, gab in dem ersten eine vollständige Umarbeitung seiner vor 30 Jahren erschienenen Schrift „Isagoge in musicen“ (Basel 1516), nämlich eine Auseinandersetzung der alten Lehre von den üblichen 8 Tönen; in dem zweiten seine Bekämpfung der älteren Ansicht und die Darlegung der seinigen; in dem dritten vornemlich eine Sammlung von Proben aus den Componisten des 15. und des 16. Jahrhunderts, eine Sammlung, die wegen der Seltenheit jener Compositionen für die Geschichte der Musik von außerordentlichem Werthe ist. Unter diesen Compositionen befindet sich auch die einiger horazischer Oden, die von G. selbst herrührt (S. 181), wie er denn auch, nach seinem eigenen Bericht (S. 48), ein musikalisches Instrument construirt hat; als Beigabe findet sich ein Gedicht an Joh. Cochläus, den G. als seinen Lehrer rühmt (S. 194); auf die Widmung folgt ein interessantes Verzeichniß der benutzten Schriftsteller, unter welchen natürlich Erasmus nicht fehlt. Gern erwähnt er die Musiker, die er persönlich kannte, z. B. den Franzosen Joh. Mouton, er verwahrt sich ausdrücklich gegen alle frivolen und leichtfertigen Gesänge; den ernsten und gottgeweihten erhebt er als den einzig würdigen. Glareans Werk erlangte sehr großen Beifall, es wurde schon bei seinen Lebzeiten und dann nach seinem Tode vielfach benutzt; lateinische und deutsche Auszüge aus demselben verfertigt. Zu einer von ihm vorbereiteten Ausgabe der Werke des Boetius, die aber erst nach seinem Tode, 1570, erschien, hat er musikalische Zeichen hinzugefügt. Der Vollständigkeit wegen mag auch seine Schrift: „De sex arithmeticae practicae speciebus“ erwähnt sein. Außer seinen wissenschaftlichen Leistungen ist G. noch durch seine stark ausgebildete Persönlichkeit bemerkenswerth: er war heftig, aufbrausend, voll Witz und seltsamer Launen, sodaß seine Witzworte und Späße gesammelt und weitererzählt wurden. Kampflustig und streitgewandt, trotz seiner großen Bildung abergläubisch, trotz seiner wirklich großen Gelehrsamkeit bescheiden, bezeichnete er doch selbst einmal die „Mittelmäßigkeit“ als die ihn in allem charakterisirende Eigenschaft, trotz seines deutsch-schweizerischen Patriotismus nur Anhänger der lateinischen und Verächter der deutschen Sprache, die er nur zum Schimpfen für gut genug hielt.

H. Schreiber, Heinrich Loriti Glareanus, seine Freunde und seine Zeit, Freiburg 1837. Derselbe, Geschichte der Universität Freiburg im Br., I. Bd. 1868, S. 178—84. Fétis, Biogr. un. IV. S. 19—23.

Ludwig Geiger.

Glasbrenner: Adolf G., humoristischer und satirischer Schriftsteller, der „Erzieher des Berliner Witzes“, geb. am 27. März 1810 zu Berlin und eben-

daselbst gestorben am 25. Sept. 1876, war der Sohn eines kleinen Putzfederfabrikanten, dessen Vermögensverhältnisse es nicht erlaubten, den Sohn nach dessen Willen Theologie studiren zu lassen. So wurde G. nach dem Besuch des Gymnasiums, auf dem er sich mit seinem Schulkameraden Gutzkow befreundete, ein Kaufmann, aber viel mehr Freude, als das Soll und Haben des Geschäfts zu buchen, machte es ihm sich in litterarischen Arbeiten zu versuchen und seinen leichtauffassenden Geist weiter zu bilden. Er ermöglichte den Besuch von Vorlesungen an der Universität und wurde namentlich ein fleißiger Hörer Hegel's, verstand es auch sonst noch, seine Kenntnisse in karggemessenen Mußestunden zu erweitern und während wir seit 1827 seine poetische Thätigkeit schon in verschiedenen Blättern (u. a. Saphir's Berliner Courier) wahrnehmen und günstig aufgenommen sehen können, finden wir ihn bereits 1832 hinter dem Redactionstisch des Berliner Sonntagsblattes „Don Quixote", in dem der junge Berliner Witz Form und Stimme erhielt und unter Glasbrenner's Pflege mehr und mehr Anhänger sich erwarb. Die lustig sprühenden Geistesblitze, die selbst den Censor bestachen, erschienen der Regierung bald von zu greller Helle und ein Verbot des Ministers v. Brenn machte sie verlöschen. G. gab nach diesem gewaltsamen Tod seines streitbaren Junkers Don Quixote die Plänkereien seines geistvollen Witzes nicht auf, sondern setzte sie — jetzt unter dem Pseudonym Brennglas schreibend — in den außerordentlich populär gewordenen Heften „Berlin, wie es ist und — trinkt", fort. Wie zündend und packend das humoristische Talent des jungen Glasbrenner's in dieser ungemein heiteren Folge der gelungensten Porträtirungen aus dem Leben Berlins sich offenbart, erhellen schon die zahllosen Nachahmungen, die sie fanden und deren man gegen 200 in den verschiedensten deutschen Städten zählt. G. hat in den 32 Heften seines „Berlin, wie es ist und — trinkt" (Berlin und Leipzig 1832—50) eine ganze Reihe typisch gewordener Figuren aus dem Berliner Volksleben mit höchster Treue geschildert, von denen viele, wie der „Eckensteher Nante", „Der Droschenkutscher", „Der Straßenkehrer", „Das Dienstmädchen Juste mit ihrem Füssilier" u. A., auch heute unvergessen sind und in der humoristischen Litteratur der Residenz lustig, oft freilich in sehr verwässerten Nachahmungen weiter leben. Der fruchtbare Humorist schuf außerdem noch zahlreiche andere humoristische Werke, die aus dem Leben der Hauptstadt an der Spree ihren Stoff nahmen, so „Buntes Berlin" (13 Hefte Berlin 1835—52), „Leben und Treiben der feinen Welt" (Leipzig 1834), „Herr Buffey auf der Berliner Kunstausstellung" (4 Hefte Berlin 1835), „Aus dem Leben eines Gespenstes" (Leipzig 1838), „Berliner Volksleben" (3 Bde. ebd. 1846). „Die Bilder und Träume aus Wien", die der Humorist anonym 1836 in Leipzig, nach einem 7monatlichen Aufenthalt in der österreichischen Metropole herausgab, hatten das Schicksal des Don Quixote — sie wurden verboten und zwar vom Bundestag für ganz Deutschland. Seine am 15. Septbr. 1840 erfolgende Verehelichung mit der Schauspielerin Adele Peroni (geb. am 17. Jan. 1816 zu Brünn, debütirte am 14. Jan. 1832 in Olmütz), entführte G. Berlin, indem er seiner jungen Gattin in deren Engagement nach Neustrelitz folgte. Hier schrieb er die „Verbotenen Lieder eines norddeutschen Poeten", die 1843 in Bern erschienen, aber als aus der Schweiz kommend, wirklich verboten wurden, und die Satire auf den Jesuitismus, das Epos „Neuer Reinecke Fuchs" (1845, 4. A. 1869), des Dichters bedeutendstes „an schlagendem Witze, wie an einer burlesken Naivität" reiches Gedicht. Die Ereignisse des J. 1848 bestimmten G. nach Berlin zu eilen; zurückgekehrt, betheiligte er sich bei der demokratischen Partei in Strelitz, was höchst ungerechtfertigter Weise 1850 seine Ausweisung zur Folge hatte. Außer bereits genannten Arbeiten hatten in Strelitz noch das Licht der Welt erblickt der „Komische

Volkskalender" (Berlin 1846—65, 1867), von dem 21 Jahrgänge erschienen, das Gedicht „April" (Hamburg 1847) und der „März-Almanach" (Berl. 1849). Im Jahre seiner Ausweisung gab G. die aristophanische Komödie „Kaspar der Mensch" (Neue lustige Komödien I. 1850) und im Verein mit Dr. Daniel Sanders „Xenien der Gegenwart" (1850) heraus. Begleitet von seiner Gattin, die unter Opfern ihren lebenslänglichen Contract in eine Pension umgewandelt hatte, begab sich G. von Neustrelitz nach Hamburg, wo er kurze Zeit die Zeitschrift „Phosphor" und das bekannte Blatt „Ernst Heiter", das aber schon nach der fünften Nummer für Preußen verboten wurde und dadurch einging, herausgab. Ebenda entstanden die reizenden Jugendschriften „Die Insel Marzipan. Ein Kindermärchen" (1851), „Lachende Kinder. Kinderlieder" (1850) u. „Sprechende Thiere, Kinderlieder" (1854), ferner das komische Gedicht „Die verkehrte Welt" (1856, 6. Aufl. 1873), eine Sammlung burlesk-satirischer Novellen unter dem Titel: „Komische 1001 Nacht" (1852), ein kleines „Carnevals-Albumchen für 1851", „Pritsche und Knute" (1851), und „Gedichte", d. i. die Gesammtausgabe seiner Poesien, die 1870 bereits in 5. Auflage erschienen. Obgleich in Hamburg außerordentlich angesehen und hochgeschätzt, verließ der Humorist doch 1858 die Hansestadt, um wieder nach Berlin zurückzukehren, wo er bis an sein Ende — später von Richard Schmidt-Cabanis unterstützt — die beliebte „Berliner Montagszeitung" herausgab, deren Jahrgänge ein gutes Zeugniß seiner frisch fortschaffenden humoristischen Kraft ausstellen. Auch einige selbständige Werke hat er in Berlin noch herausgegeben, so die Posse „Alle für Einen und Einer für Alle" (1860), gesammelte Skizzen unter dem Titel: „Humoristische Table d'hôte" (1860), „Herr v. Kurzweil im Waggon" (1866), „Neue Gedichte" (1866), „Herr v. Lustig auf der Reise" (1866), „Komisch, komisch! Sammlung komischer Anzeigen, Ankündigungen 2c." (1867) und „Burleske Novellen" (1867). Die sonstigen, im Verlauf dieser Skizze nicht genannten Arbeiten Glasbrenner's sind: „Die politisirenden Eckensteher" (2. Aufl. 1833), „Novellen-Almanach" (1835), „Aus dem Leben eines Hingerichteten" (1835), „Taschenbuch für heitere und ernste Poesie" (VI. Leipzig 1836—38), „Deutsches Liederbuch" (1836), „Die jüngste Walburgisnacht. Ein Gedicht" (1843), „Antigone in Berlin. Eine Komödie" (2. Aufl. 1843). — Leicht und scharf, wie fortschrittlich in seiner Tendenz, trifft G. fast immer den volksthümlichen Ton und hat nicht nur das Verdienst, den Berliner Witz zur Geltung gebracht, ja zur Macht erhoben zu haben, sondern auch einer seiner geistvollsten, nie dem jetzt so alltäglich gewordenen „höheren Blödsinn" huldigender Vertreter gewesen zu sein. Bei aller Schärfe seiner Satire besaß G. auch ein feines poetisches Empfinden, das oft aus seinem „Neuen Reinecke Fuchs" und den meisten seiner Gedichte spricht, von denen viele durch ihren gemüthvollen Charakter Componisten wie Methfessel, Kücken, Taubert, Marschner u. A. zur Composition veranlaßten. G. ist nach Karl Rosenkranz (Aus einem Tagebuch, Leipzig 1854) „der Schöpfer zugleich der demokratischen Anschauungsweise des Berliner Bürgers, der aber in den anderen Städten der Monarchie seine Stammgenossen hat" und gehört zu den Schriftstellern, die ohne den Classikern beigezählt zu werden, auf ihrem Gebiete classisch sind.

Vgl. Gartenlaube 1865, S. 117—119 (F. W.: Der Erzieher des Berliner Witzes), Illustrirte Zeitung 1876, S. 353—356 (Dr. E. Kneschke, Adolf Glaßbrenner). Joseph Kürschner.

Glaser: Johann Friedrich G. verlegte 1643 seine Druckerei von Kassel nach Hannover. Er druckte von diesem Jahre an bis zur Mitte des J. 1650, seit dem J. 1645 als fürstlich bestallter Buchdrucker; daß seine Arbeiten auch seine Mitbürger befriedigten, sehen wir aus Georg Schrader's 1649 zum ersten Male

gedruckten „Oratio de laude urbis Hannoverae“, worin es auf der vorletzten Seite heißt: „Multa adhuc in urbe hac celebranda et praedicanda supersunt, quae silentio propter temporis angustiam involvenda sunt, videlicet, quod — officinam typographicam omnis generis typis instructissimam habeat; bibliopolis artificialis sit ornata.“ Im J. 1650 geht die Buchdruckerei in den Besitz von Georg Friedrich Grimm über, der sie unter seiner Firma bis 1692 fortführte; von da bis 1704 bestand sie unter Leitung Johann Peter Grimm's, wahrscheinlich seines Sohnes.

Vgl. Grotefend, Geschichte der Buchdruckereien in den hannoverschen und braunschweigischen Landen, Hannover 1840. 4. Kelchner.

Glaser: Johann Heinrich G., Arzt, den 6. October 1629 in Basel geboren, hatte sich zuerst dem Studium der Theologie und Philosophie zugewendet, später studirte er in Genf, Heidelberg und Paris die Heilkunde und erlangte in seiner Vaterstadt, wohin er im J. 1661 zurückgekehrt war, die Doctorwürde. — In Anerkennung seiner classischen Bildung wurde er daselbst im J. 1665 zum Professor der griechischen Sprache ernannt, 1667 aber wurde ihm der Lehrstuhl der Anatomie und Botanik übertragen und dieses Amt hat er bis zu seinem am 5. Februar 1675 erfolgten Tode bekleidet. — Außer mehreren kleineren akademischen Schriften hat G. eine anatomische Arbeit über das Gehirn („Tractatus de cerebro“) verfaßt, welche jedoch erst nach seinem Tode von Stehelin (Basil. 1680) veröffentlicht worden ist. Glaser's Name lebt noch heute in der von ihm in diesem Werke zuerst beschriebenen und nach ihm benannten Fissura Glaseri (einem Spalte im Schläfenbeine für den Durchtritt der Chorda tympani und der Art. tympanica bestimmt) in der Anatomie fort.

Ueber sein Leben vgl.: Pariz de Papa, Oratio panegyrica, Basil. 1675.
A. Hirsch.

Gläser: Franz G., geboren am 19. April 1798 zu Obergeorgenthal in Böhmen, kam seiner schönen Altstimme wegen frühzeitig in das zur katholischen Hofkirche gehörende Capellknabeninstitut nach Dresden, wo er guten Musikunterricht, im Gesange namentlich von Johannes Mícksch, erhielt. Während der J. 1814 und 1815 besuchte er das Prager Conservatorium für Musik und schloß seine theoretischen Studien in Wien bei Heydenreich ab. Im J. 1817 wurde er stellvertretender, 1818 wirklicher Capellmeister am Josephstädter Theater in Wien, worauf er 1830 einem Rufe als Capellmeister an das Königstädtische Theater in Berlin folgte. Dort schrieb er nach einem Holtei'schen Text seine Hauptoper „Des Adlers Horst“, welche mit Beifall über fast alle Bühnen Deutschlands ging und sich in einzelnen Aufführungen bis heute erhielt. Im J. 1842 wurde er zum königl. Capellmeister in Kopenhagen ernannt, wo er am 29. August 1869 starb. In seinen Stellungen in Wien und Berlin componirte er viele Gelegenheitsouverturen, sowie die Musiken zu Singspielen, Zauber- und Localpossen, Melodramen u. s. w. Außer der Oper „Adlers Horst“ hat G. noch viele dramatische Musikwerke geschrieben, so den „Bernsteinring“, „Die Brautschau“, „Aurora“, den „Rattenfänger von Hameln“, „Das Auge des Teufels“, „Andrea“, „Die Hochzeit am Comersee“ ꝛc., Werke, die längst verschollen sind. Auch als Componist einzelner Instrumentalsachen, Arrangements und deutscher Lieder wurde er bekannt. Alle diese Werke zeigen den mit sämmtlichen Hilfsmitteln seiner Kunst vertrauten Musiker, dem auch Erfindung nicht abzusprechen ist; den meisten derselben aber fehlt geistige Tiefe und Originalität, den Opern auch wirklicher dramatischer Schwung. — Ein genaues Verzeichniß seiner Compositionen gibt Ledebur im Tonkünstlerlexikon Berlins (189).
Fürstenau.

Gläser: Friedrich Gottlob G., geboren 1749 zu Groß-Camsdorf in Thüringen, gestorben 1804 daselbst, von dessen Lebensverhältnissen wenig mehr bekannt ist, als daß er Vicebergmeister zu Veitsberg, zuletzt Bergmeister in Groß-Camsdorf war. Als praktischer Bergmann beschäftigte sich G. nach dem Vorgange Lehmann's und Füchsel's auch mit wissenschaftlichen Forschungen und muß deshalb in der Geschichte der Geognosie genannt werden, weil er als einer der Vorläufer Werner's durch seine Studien die Zeit vorbereiten half, aus welcher dann die Geognosie als selbständige Wissenschaft hervorging. Seine wissenschaftliche Leistung in dem Werke: „Versuch einer mineralogischen Beschreibung der Grafschaft Henneberg" verdient überdies deshalb ganz besonders hervorgehoben zu werden, weil dasselbe von einer damals noch ungewöhnlich richtigen Auffassung der Lagerungsverhältnisse, sowie einer genauen Kenntniß von der Aufeinanderfolge der Gebirgsschichten Zeugniß gibt und zudem mit einer Karte versehen ist, auf welcher die verschiedenen Gesteinsarten, wie Sandstein, Kalk, Granit 2c. durch verschiedene Farben, die brauchbaren Gesteine und Erze durch Zeichen angedeutet sind. Es ist die Karte eine der ersten geognostischen Darstellungen mit Zuhilfenahme der Farben für die Bezeichnung der Gesteinsarten.

Poggendorff, Biogr., I. 907. Keferstein, Gesch. u. Litt. d. Geogn., 61.

Gümbel.

Gläser: Karl Ludwig G., geboren 1747, war Musikdirector und Lehrer am Seminarium zu Weißenfels und starb daselbst am 31. Januar 1797. Nach Gerber (Neues Lexikon II. 338) hatte er sich in seiner Stellung „den Ruhm eines in seinem Fache wohlverdienten Mannes erworben". Ein einziges Werk von ihm ist gedruckt worden und zwar „Kurze Clavierstücke zum Gebrauch beim Unterrichte in Menuetten und Polonaisen aus allen Tönen, nebst einer Vorrede von J. G. Doles", Weißenfels 1794. Außerdem soll G. mehrere Kirchencompositionen im Manuscript hinterlassen haben. Allgemein bekannt geworden ist von ihm die Melodie zu dem Liede „Feinde ringsum!", 1791 auf einen Text aus Karl Gottlob Cramer's Roman „Hermann von Nordenschild" componirt, welche sich bis auf den heutigen Tag volksthümlich erhalten hat und zu der 1814 Johann Heinrich Christian Nonne den nicht minder viel gesungenen Text „Flamme empor!" gedichtet hat. Lange Zeit hielt man Gluck für den Componisten dieser Melodie und selbst Methfessel setzte in den drei ersten Ausgaben seines Commersbuches den Namen „Gluck" darüber. Ausführlicheres hierüber enthält der 9. Band der Musikzeitschrift Cäcilia.

Karl Gotthelf G., sein Sohn, wurde geboren zu Weißenfels am 4. Mai 1784. In der Musik zuerst von seinem Vater unterrichtet, besuchte er später die Thomasschule zu Leipzig, wo ihn Hiller und A. Eberhard Müller in der Harmonielehre und im Clavierspiel, Campagnoli im Violinspiel unterrichtete. Im J. 1804 bezog er die Universität in Leipzig, um die Rechte, dann Theologie zu studiren. Nachdem er im J. 1808 das Examen bestanden hatte, ging er nach Naumburg, kehrte aber bald nach Leipzig zurück, wo er in der Kühnel-schen Musikalienhandlung Corrector wurde und sich im Orgelspiel und in der Composition zu vervollkommnen suchte, worauf er sich als Musiklehrer nach Barmen wendete. Nachdem er als Freiwilliger den Krieg von 1814 mitgemacht hatte, nahm er seine Thätigkeit in Barmen wieder auf und gründete dort eine Musikalienleihanstalt und ein Instrumentengeschäft. Am 16. April 1829 starb er. Als sehr tüchtig können seine zahlreichen Elementarwerke bezeichnet werden. Er schrieb ein „Liederbuch für Schulen zum frühesten Unterrichte im Singen" (1818, zweite Auflage 1822); „Neue praktische Clavierschule oder Anleitung, auf eine leichte und sichere Art Clavierspieler und Harmonisten zu bilden" (1817); „Kurze Anweisung zum Singen in zwei Cursen, für Volksschulen" (1821);

„17 musikalische Wandtafeln zur ersten Unterweisung im Singen nach Noten, nach Natorp's Methode entworfen, nebst einer kurzen Anweisung zum Singen" (1821); „Musikalisches Schulgesangbuch, methodisch geordnet nach Natorp's Anleitung" (1821—23); „Kurze Anweisung zum Choralspiel mit Vor- und Zwischenspielen, für ganz Ungeübte, die keine Kenntniß der Harmonie und Composition besitzen" (1824); „Vereinfachter und kurzgefaßter Unterricht in der Theorie der Tonsetzkunst, mittelst eines musikalischen Compasses" (1828). Außerdem componirte er viele Kirchengesänge, Motetten, Choräle (auch mehrstimmig arrangirt), Kinderlieder für Pianoforte, mehrere Sonaten, zwei große Fantasien: „Die große Völkerschlacht bei Leipzig" und „Die Schlacht bei la belle Alliance oder des Herzogs Tod" (mit Gesang), Variationen ꝛc.; auch gab er ein „Evangelisches Choralbuch für das Großherzogthum Niederrhein mit leichten Zwischenspielen" heraus.

Ein Michael G., geboren 1692 zu Gelenau in Sachsen, † 1774, verfertigte nach Gerber (N. Tonkünstlerlex.) „besonders gute Positive und andere kleine Werke". Fürstenau.

Glaß: Salomon G., evangelischer Theologe, geboren am 20. Mai 1593 zu Sondershausen, † am 27. Juli 1656. Sein Vater Balthasar war gräflich schwarzburgischer Registrator zu Sondershausen, später Rentmeister und Kanzleisecretär im Amte Gehren. G. kam 1608 auf die Schule zu Arnstadt, 1610 auf das Gymnasium zu Gotha. Als er 1612 die Universität Jena bezogen hatte, trieb er zunächst die philosophischen Vorstudien, und gedachte sich hernach, unter dem Einflusse Johann Gryphiander's, der Jurisprudenz zu widmen. Er änderte jedoch in der Folge seinen Entschluß, ging 1615 nach Wittenberg und studirte hier unter Hutter, Balduin, Frantz und Meisner Theologie, kehrte aber 1616 wieder nach Jena, wo er sich besonders dem berühmten Verfasser der „Loci communes theologici" Johann Gerhard anschloß, zurück. Daselbst wurde er 1617 Magister der Philosophie, 1619 Adjunct der theologischen Facultät und 1621 an Balthasar Walther's Stelle Professor der griechischen und hebräischen Sprache. In dieser Stellung blieb er nicht lange, sondern folgte 1625 einer Berufung nach Sondershausen als Superintendent. 1626 erlangte er die theologische Doctorwürde von der Universität Jena, 1638 aber daselbst die durch Gerhard's Tod erledigte Professur der Theologie, für welche ihn dieser noch bei seinen Lebzeiten warm empfohlen hatte. Endlich gab er auch diese Stellung auf, als ihn 1640 Herzog Ernst der Fromme als Generalsuperintendenten nach Gotha berief, und blieb, indem er die Bestrebungen des Herzogs in der Verbesserung der kirchlichen und Schulverhältnisse nach Kräften unterstützte, bis zu seinem Tode in diesem Amte. G. hat sich als praktischer Theologe und Bibelforscher namhafte Verdienste erworben. Er war ein Mann von milder, versöhnlicher Gesinnung, der Johann Arndt'schen Richtung ergeben, und suchte seinen Hauptberuf mehr in der Erweckung wahrer Gottesfurcht und christlichen Geistes, als in dogmatischen Controversen, an welchen seine Zeit reich war. An diesen betheiligte er sich darum wenig, suchte sie wo möglich auszugleichen, und trat nur gegen solche, welche er als offenbare Irrlehrer und Fanatiker erkannte, wie die Weigelianer und Stifelianer, gelegentlich mit einem entschiedenen Worte auf. Besonders regten in jener Zeit die Calixtinischen Streitigkeiten die Gemüther auf. Der Helmstädter Theologe Georg Calixt hatte einige Schriften herausgegeben, welche ihm den Vorwurf des Kryptopapismus und Synkretismus zuzogen. Ihm schlossen sich außer seinen Helmstädter Collegen auch die Königsberger Theologen an, während als Gegner die kursächsischen Theologen, unter ihnen namentlich Calov und Hülsemann, auftraten. G. verhielt sich in diesem Streite neutral und vermittelnd. Ohne auf die Seite der Helmstädter zu treten, miß-

billigte er doch in hohem Grade das feindselige und absprechende Verfahren der Gegner. Auf den besonderen Wunsch Herzog Ernsts des Frommen verfaßte er über diese Frage ein Gutachten, welches, wiewol es den Streit nicht zu einem befriedigenden Abschlusse brachte, seiner milden, versöhnlichen Gesinnung und seiner dogmatischen Ausführungen wegen als das Muster einer billigen Kritik gelten konnte. Es führt den Titel: „Bescheidenes, unvorgreiffliches und gründliches Bedencken über die unter etlichen Chursächsischen und Helmstädtischen Theologen entstandenen Strittigkeiten“. Es wurde erst nach seinem Tode 1662 herausgegeben (von neuem abgedruckt und herausgegeben von Ad. Lebr. Müller, 1731), erregte großes Aufsehen, und, da es anonym erschien, auch noch einen lebhaften Streit über seine Autorschaft; denn bei dem großen Ansehen, welches G. in allen Kreisen genoß, war es namentlich der extremen orthodoxen Partei unbequem, ihn nicht zu den Ihrigen zählen zu können. G. hatte nämlich, ohne Calixt's Sätze überall zu billigen, ihn doch als einen wohlmeinenden Theologen entschieden gegen die maßlosen Angriffe seiner Gegner in Schutz genommen, und die Uebereinstimmung mancher seiner Behauptungen mit den evangelischen Grundlehren nachgewiesen. (Vgl. über diese Streitigkeiten und Glaß' Betheiligung an denselben: Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche, 2. Aufl. I. 371 ff. IV. 889 ff.) Von seinen sonstigen Schriften sind in erster Linie die biblisch-philologischen zu nennen. Wenige Werke auf diesem Gebiete haben eine so weitgreifende Bedeutung gehabt, wie seine „Philologia sacra“ (zuerst libri 2 1623, dann liber 3 et 4 1634, liber 5 1636), mit welcher er sich seinen grundlegenden Vorgängern Reuchlin, Seb. Münster, Buxtorf würdig anreihte, und wesentlich zur Weiterbildung der hebräischen Sprachwissenschaft beitrug. Eine reichhaltige Encyklopädie der biblischen Philologie des alten und neuen Testaments darstellend, hat sie ihren Werth namentlich in der von den früheren Lehrbüchern sehr vernachlässigten syntaktischen Behandlung der hebräischen Sprache, sowie in der Darlegung des Einflusses derselben auf das neutestamentliche Idiom. Das Werk ist oft wieder aufgelegt, u. a. auch 1705 zusammen mit Glaß' „Logica sacra“ von Gf. Olearius, 1713 von J. Fr. Buddeus und zuletzt 1776—96 theilweise umgearbeitet („his temporibus accommodata“) von J. A. Dathe und G. L. Bauer. Von seinen sonstigen auf die biblische Auslegung bezüglichen Schriften erwähnen wir: „Onomatologia Messiae prophetica“, 1624. „Christologia Davidica ex Psalmo 110“, 1638. „Christologia Mosaica ex prioribus Geneseos capitibus“, 1649, welche drei Werke 1678 unter dem Titel „Glassii opuscula“ zusammengefaßt, 1700 auch von Th. Crenius herausgegeben wurden. Ferner: „Institutiones grammaticae Hebraeae“, 1623. Außerdem noch viele Schriften zur Exegese einzelner Stellen des alten und neuen Testaments, sowie homiletischen und ascetischen Charakters, von denen hervorzuheben sind: „Prophetischer Spruchpostill 1.—4. Theil“, 1642—54. „Exegesis evangelicorum et epistolicorum textuum“, 1647. „Enchiridion scripturae sacrae practicum oder Biblisches Handbüchlein“, 1651. Auch war er bei der Herausgabe des Weimarischen Bibelwerkes als Director betheiligt, und hat in demselben besonders die poetischen Bücher ausgearbeitet.

Vgl. Freherus, Theatr. erudit. claror., p. 590. Zeumer, Vitae profess. Jenens., p. 141. Witten, Memoriae theologor. dec. IX. Vockerodt, B. Gualtherus, S. Glassius, Jo. Chr. Gotterus, 1725. Ad. Lebr. Müller in dem Vorworte zur zweiten Auflage von Glaß' oben erwähntem „Bedencken“.

Redslob.

Glatz: Jacab G., geboren am 17. November 1776 zu Poprad, einer der sechszehn Kronstädte der Zipser Gespanschaft in Oberungarn, studirte an den

Lyceen zu Kesmark und Preßburg, dann in Jena, wo er sich besonders für den mit männlicher Kraft und Würde redenden Fichte begeisterte. 1797 berief ihn Salzmann als Gehülfen an seine Erziehungsanstalt in Schnepfenthal (vgl. J. W. Ausfeld, Chr. G. Salzmann, 3. Ausg., Stuttgart 1845, S. 111). 1803 folgte er einem Rufe der Wiener evangelischen Gemeinden als Lehrer an ihre Schule. Vom Schulfach übergehend zum geistlichen Amte, wurde er 1805 dritter und bald darauf zweiter Pfarrer der Gemeinde Augsburgischer Confession in Wien, 1806 auch zweiter geistlicher Rath im k. k. evangelischen Consistorium daselbst, in welcher Eigenschaft er sich aller Anerkennung werthe Verdienste um die Organisation der neugegründeten protestantisch-theologischen Lehranstalt in Wien erwarb (vgl. G. Frank, Die k. k. evangelisch-theologische Facultät in Wien von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Wien 1871, S. 13 f.). Sein Predigeramt legte er 1816 in Folge körperlicher Leiden nieder, seine Stellung im Consistorium dagegen behielt er auch dann noch bei, als er seinen Wohnsitz von Wien nach Preßburg (1824) verlegt hatte. Er starb am 25. Sept. 1831. G. war, wie sein Kesmarker Lieblingslehrer Johann Genersich (s. d.), ein sehr fruchtbarer und vielgelesener pädagogischer („Familiengemälde und Erzählungen für die Jugend“, 2 Bde., 1799. „Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal“, 3 Th., 1800. „Naturhistorisches Bilder- und Lesebuch“, 1803. „Bibliothek für deutsche Töchter“, 4 Th., 1816, und viele andere, zum Theil unter den Schriftstellernamen K. H. Gutmann und Jacob Stille veröffentlichte Jugendschriften), homiletischer („Religionsvorträge“, 2 Th., 1816. „Hauspostille“, 1821) und ascetischer („Andachtsbuch für die Jugend“, 1808. „Andachtsbuch für gebildete Familien“, 1814, 6. Aufl. 1834. „Aureliens Stunden der Andacht“, 1820. „Gebetbuch für den evangelischen Bürger und Landmann“, 1823) Schriftsteller, letzteres im Sinne des alten Rationalismus. Röhr's kritische Predigerbibliothek erfreute sich an der vernunftgemäßen Auffassung und Darstellung des Christenthums durch diesen „Lehrer und Erbauer eines großen Theils der Christenheit in vielen Ländern“, und die theologische Facultät in Göttingen ernannte ihn 1830 zum Doctor der Theologie wegen seiner theologischen und philosophischen Gelehrsamkeit, die er in seinen homiletischen und pädagogischen Schriften kundgegeben.

J. G. Wenrich, Jacob Glatz, eine biographische Skizze, Wien 1834. A. L. Haan, Jena Hungarica s. Memoria Hungarorum a tribus maxime saeculis Academiae Jenensi adscriptorum. Gyulae, 1858, S. 112 f. Evangelisches Kirchen- und Schulblatt, begründet von J. Ergenzinger, Wien 1876, Jahrg. II, S. 225 f. u. 265 f. Die übrige Litteratur ist verzeichnet bei Constantin v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Th. V, S. 207—12. G. Frank.

Glatz: Kaspar G., auch Glacius und Glatius genannt, Zeitgenosse der Reformatoren und lutherischer Theologe, stammt aus dem Orte Rieden in der Augsburger Diöcese; es scheint aber nicht mehr auszumachen, aus welchem der mehreren dieses Namens. Von seinen früheren Erlebnissen ist nichts bekannt. Im J. 1523 kam er nach Wittenberg, wahrscheinlich nicht mehr ganz jung. In demselben Jahre oder im folgenden ward er hier Doctor der Theologie und hielt dann, wie es scheint, auch Vorlesungen. Nicht lange darauf wurde er jedoch nach Orlamünde geschickt, dessen Pfarre mit dem Archidiaconat an der Schloßkirche in Wittenberg verbunden war, d. h. der Archidiaconus bezog die Einkünfte, mußte aber die Pfarre in Orlamünde durch einen Vicar verwalten lassen. Als Carlstadt, der dieses Archidiaconat inne hatte und im September 1523 nach Orlamünde gekommen war und nach Verdrängung des dortigen Vicars (Glück oder Glitsch) selbst das Pfarramt dort angetreten hatte (vgl.

Band III. S. 12), in Folge der bekannten Vorgänge das Kurfürstenthum verlassen mußte und des Archidiaconats verlustig erklärt war, ernannte das Capitel der Stiftskirche am 27. August 1524 G. zum Vicar in Orlamünde. In der letzten Hälfte des October trat er sein Amt daselbst an. Um diese Zeit war es, daß Luther daran dachte, ihm Catharina v. Bora zur Frau zu geben, falls Baumgärtner, dem er am 12. October 1524 deshalb geschrieben hatte, nicht mehr daran denken sollte, sie heirathen zu wollen. Aber Catharina wollte von G. nichts wissen (vgl. Band III. S. 151). In Orlamünde hatte G. eine schwierige Stellung, theils durch die Unruhen, welche Carlstadt dort verursacht hatte, theils vermöge des lästigen Verhältnisses zum Wittenberger Archidiaconat, dem er die Einkünfte zu zahlen hatte. Die Streitigkeiten, in welche ihn dieses letztere verwickelte, werden dann auch veranlaßt haben, daß er im J. 1536 seines Amtes entsetzt ward; er erhielt es aber, nachdem sein Nachfolger Liborius im J. 1539 gestorben war, wieder. Als Pastor zu Orlamünde hat er im J. 1548 zu Weimar „der Prediger der Jungen Herrn, Johann Friderichen, Hertzogen zu Sachssen ꝛc. Sönen, Christlich Bedencken auf das Interim“ nach Amsdorf und Menius an dritter Stelle mit unterschrieben. Im J. 1551 ist er gestorben.

Vgl. Luther's Briefe, herausgegeben von de Wette, an den im Register zum 6. Bande (von Seidemann) genannten Stellen. Ferner: Christophori Henrici Loeberi historia ecclesiast. quae ephoriam Orlamundanam describit, Jenae 1702, 8°. Salig, Historie der Augsburger Confession, Band I. S. 531.

l. u.

Glauber: Johann Rudolph G., einer der bedeutendsten Chemiker des 17. Jahrhunderts, geboren 1604 zu Karlsstadt in Franken. Man weiß von seinem Leben nur, daß er an verschiedenen Orten Deutschlands, namentlich in Kitzingen in Baiern, in Frankfurt a. M. und Köln lebte, von Köln nach Holland zog und dort 1668 in Amsterdam starb. G. vereinigt mit den Fehlern seines Zeitalters, übertriebener Anpreisung seiner Entdeckungen und Geheimnißkrämerei, eine scharfe Beobachtungsgabe und seine Schriften sind deutlicher als die seiner Zeitgenossen. An die Alchemie glaubte er und behauptet in seinem „Miraculum mundi“ ein allgemeines Auflösungs- und Heilmitttel für alle Krankheiten, das „Alkahest“ entdeckt zu haben. Die Darstellungsmethode aber verschwieg er: „damit man sie nicht zu üppigem, hoffärtigem und gottlosem Leben, dem armen menschlichen Geschlecht zum Schaden und Nachtheil, gebrauche.“ In der reinen Chemie erwarb sich G. viele Verdienste um die Darstellung der Mineralsäuren: er stellte Salzsäure und Salpetersäure auf directem Wege dar, durch Einwirkung von Schwefelsäure auf Kochsalz und Salpeter und erhielt als Nebenproducte schwefelsaures Natron und -Kali. Das erstere, von ihm seiner großen Wirksamkeit halber sal mirabile, auch nach ihm sal Glauberii genannt, ist noch jetzt unter dem Namen Glaubersalz bekannt. G. beobachtete dabei schon eine heute vielfach benutzte Einwirkung der Salzsäure auf die Verdauung, indem er angibt, daß mit Salzsäure aufgefrischte Rosinen den Magen erfrischen. Ferner stellte G. viele Chlormetalle dar, unter anderen ätzendes Chlorarsen und Chlorzink, ja selbst das Chlor scheint G. schon gekannt zu haben. Er hatte überhaupt eine seine Zeit überragende, genauere Kenntniß über die Zusammensetzung der wichtigeren chemischen Präparate, theils durch die Art ihrer Synthese, theils durch Analyse. Auch in der theoretischen Chemie hat G. eine Bedeutung, denn er ist der Erste, der eine allgemein durchgeführte Idee hatte über die Wirkung der chemischen Verwandtschaft (d. h. der Kraft, mittels der verschiedenartige Körper ungleiche Neigung haben, sich mit anderen Körpern zu verbinden). Zwar gebraucht er den Namen „Verwandtschaft“ noch nicht, doch erklärt er in seinem Hauptwerk „Novi furni philosophici“, daß die Zersetzung des Salmiaks durch Kalk oder

Kali darauf beruhe, daß der eine Bestandtheil das Zersetzungsmittel „mehr liebt und auch von ihm geliebt wird“. In der technologischen Chemie ist G. gleichfalls sehr productiv gewesen: er arbeitete über die Darstellung des Glases, über die Bereitung des Salpeters, wobei er darauf aufmerksam macht, daß ein reines Abscheiden der Edelmetalle aus ihren Verbindungen durch Zusatz von Salpeter gefördert werde; er lehrte verschiedene Beitzen bereiten und sowol mineralische als vegetabilische Farbstoffe näher kennen und verarbeiten. In einem sechsbändigen Werke: „Teutschlands Wohlfarth“ bricht er eine Lanze für die einheimische Industrie, der er manche praktische Anweisung gibt, wie durch technologische Benutzung aller natürlichen Hilfsmittel der Nationalwohlstand zu fördern sei. Ferner beschrieb G. zuerst Knall- und Schmelzpulver. In vierzig größeren Schriften mit lateinischem Titel, aber deutschem Text, legte G. seine Beobachtungen nieder. Außer den schon genannten sei noch erwähnt die „Pharmacopea spagyrica“, in deren sieben Theilen und drei Anhängen er die Zubereitung medicinisch chemischer Präparate lehrt. Gesammelt wurden seine Werke 1715 unter dem Titel: „Glauberus concentratus“.

Kopp, Geschichte der Chemie. Ladenburg.

Glaubrecht: O. G. (pseudonym für Rudolf Oeser), Volksschriftsteller, wurde am 21. October 1807 zu Gießen geboren, wo sein Vater Hofgerichtsrath war. Seine Schul- und Universitätsjahre verlebte er in seiner Vaterstadt, wurde nach Beendigung seiner theologischen Studien, von 1831—33 Hauslehrer in Pfungstadt und von da an bis 1835 Pfarrassistent zu Rodheim und erhielt seine Anstellung als Pfarrer 1835 zu Lindheim in Hessen, wo er am 13. October 1859 starb. G. ist als einer unserer besten Volksschriftsteller anerkannt. Eine ausgezeichnete Darstellungsgabe, leichter und dabei edler Stil, genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und des Volks- und namentlich des Landlebens, seiner Sitten und sprichwortreichen Sprache und sonstiger Eigenthümlichkeiten selbst mit ihren leicht ausartenden Derbheiten und zu dem Allen viel Witz und köstlicher Humor, verbunden mit echt evangelischer Frömmigkeit und einer durchaus deutschen Gesinnung sind die Vorzüge, welche alle seine Schriften, die theilweise in wiederholten Auflagen erschienen und ganz besonders in Schul- und ähnlichen Bibliotheken Aufnahme fanden, mit Recht beliebt gemacht haben. Eine Auswahl seiner besten Schriften (mit seinem Bildnisse) erschien 1866 (s. u.). Außerdem erschien von ihm eine werthvolle Abhandlung: „Die Volksschrift und die Volksschriftsteller“ in dem Centralblatt für deutsche Volks- und Jugendlittertur von H. Schwerdt, Gotha 1867, 1. Jahrg. Heft 2.

J. G. Diegel, Mittheilungen über Oeser's Leben und Wirken in: Glaubrecht's ausgewählten Schriften, Frankf. a. M. 1866, 8., S. V—LII.

J. Franck.

Gleditsch: Johann Friedrich G., Buchhändler in Leipzig, ward am 15. August 1653 zu Eschendorf bei Pirna geboren. Sein Vater Georg G. war daselbst Pfarrer; seine Mutter Catharina, eine geborne Nicolai, stammte aus Pirna. Er wurde sorgfältig erzogen, im väterlichen Hause auch unterrichtet, dann der Kreuzschule in Dresden zu Ostern 1665 zur weiteren Ausbildung anvertraut. Doch hatte er das Unglück seinen Vater gegen Ende dieses Jahres zu verlieren und sechs Jahre darauf starb auch seine Mutter (1671). Sein Oheim, Superintendent Dr. Johann Christoph Nicolai in Eilenburg nahm sich nun des Verwaiseten an und erwirkte für seinen Neffen zur Vollendung seiner Schulstudien eine Stelle als Alumnus auf der Thomasschule zu Leipzig, wo ihm besonders Conrector Rölich und Cantor Knüpfer gewogen wurden und ihn in seinen Studien kräftig unterstützten. Das von seinen Eltern hinterlassene Vermögen reichte jedoch zum Studium nicht aus, und so entschloß er

sich zur Erlernung des Buchhandels. Er bestand seine Lehrzeit bei dem Buchhändler Elert Schumacher in Wittenberg. Nachdem er noch in Eisenach sich als Commis in einer Buchhandlung eine kurze Zeit aufgehalten hatte, kehrte er zu Ostern 1681 nach Leipzig zurück und trat um diese Zeit als Gehilfe in die Buchhandlung von Johann Fritsch ein, welche im Jahre zuvor ihren Chef durch den Tod verloren hatte (Fritsch starb 1680 zu Frankfurt am Main). Er leitete nun mit unermüdlicher Thätigkeit, Fleiß und Umsicht das ausgebreitete Geschäft und durch sein musterhaftes Betragen empfahl er sich so der hinterlassenen Wittwe, einer geborenen Götz aus Frankfurt am Main, daß sie sich am 21. November 1681 mit ihm verheirathete. Dieser 36jährigen Ehe entsprangen vier Kinder. Er führte nun das Fritsch'sche Geschäft mit gleichem Eifer fort, bis er es gegen Ende des J. 1693 seinem Stiefsohne, Thomas Fritsch, den er sich im Laufe der Jahre zum Geschäftsbeistande herangebildet hatte, zu eigener Fortführung überweisen konnte. Erst nachdem dieses geschehen, konnte G., bereits 40 Jahre alt, daran denken, eine Handlung unter seinem eigenen Namen zu errichten (1694), die er dann bald durch seine Thätigkeit und Umsicht zu bedeutendem Range und zu einer europäischen Berühmtheit zu erheben wußte. Aus seiner Firma, welche unter ihm und seinen Nachfolgern länger als hundert Jahre bestand, ging eine Reihe von Verlagswerken hervor, welche seinen Namen noch lange in der gelehrten Welt erhalten werden und durch deren Herausgabe er sich das schönste Denkmal gestiftet hat. Die Schriften von Joh. Hübner erschienen alle in seinem Verlage (Hübner's „Staats-, Zeitungs- und Conversations-Lexikon" in der 31. Auflage 1827. Desselben Genealogische Tabellen, die genealogisch-historischen Nachrichten, in zwei Sammlungen zusammen 313 Bände), ferner eine ganze Reihe noch heute werthvoller Werke, z. B. „Codex Augusteus", Siegel's „Corpus juris cambialis" in 6 Folianten, „Allgemein juristisches Oraculum" in 17 Folianten, Döbel's „Jäger-Practica", Büffon's „Naturgeschichte", Jöcher's „Allgemeines Gelehrten-Lexikon" mit Fortsetzung von Adelung und Rotermund, Rasch „Lex. rei nummar.", Heinsius' „Allgemeines Bücher-Lexikon", Feßler's „Geschichte von Ungarn", Ersch u. Gruber's „Allgemeine Encyklopädie". Letzteres Werk, das für sich jetzt schon eine kleine Bibliothek bildet, ist bei Auflösung der Gleditsch'schen Buchhandlung im J. 1831 nebst anderen Werken in den Verlag der F. A. Brockhaus'schen Verlagshandlung übergegangen. Es muß noch erwähnt werden, daß G. gleichsam der Schöpfer mehrerer Encyklopädien war, die in verschiedenster Gestalt und Art in seinem Verlage sich vertreten fanden. Sein Verlag hatte einen so großen Ruf, daß, was mit seiner Firma erschien, schon dadurch für ein gutes Buch galt. Er selbst starb am 26. März 1716 und seine Handlung, welche im besten Flor stand, ging in die Hände seines Sohnes Johann Gottlieb über. 1805 kam die Handlung in den Besitz von Karl Friedrich Enoch Richter, unter diesem entstand die Idee der Herausgabe der großen Encyklopädie von Ersch und Gruber und es erschienen auch eine Anzahl Bände derselben bei ihm, doch hatte Richter seine Kräfte überschätzt, sodaß er sich im J. 1830 genöthigt sah zu liquidiren; er siedelte darauf nach Hamburg über, wo er am 15. October 1831 starb.

Vgl. Hasse, Geschichte der Leipziger Buchdruckerkunst, S. 66. Roth-Scholtz, Beytrag zur Historie der Gelehrten, III. Th. S. 167 ff. Letztes Ehren-Gedächtniß Herrn Johann Friedrich Gleditschens, weyl. Bürgers und weitberühmten Buchhändlers in Leipzig, Leipzig 1716, Folio, &c.

Kelchner.

Gleditsch: Johann Ludwig G., Bruder des Vorigen. Auch er ist zu Eschendorf geboren und zwar am 24. März 1663. Er verlor im zweiten Jahre

schon seinen Vater und im achten seine Mutter. Nachdem er die Schule zu Eilenburg, wo der Bruder seiner Mutter, der Superintendent Pfarrer Dr. Joh. Christ. Nicolai lebte, besucht, wurde er von demselben auf die Fürstenschule zu Meißen zu seiner weiteren Ausbildung gesandt. Auch er widmete sich dem Buchhandel und kam im J. 1678 zu Buchhändler Johann Fritsch in Leipzig in die Lehre, um den Buchhandel zu erlernen. Es war dasselbe Geschäft, was sein Bruder Johann Friedrich eine Reihe von Jahren führte. Er blieb bis zum J. 1694 als Gehilfe in dem Geschäfte, heirathete in demselben Jahre (1694) die Frau Maria Socerin, die hinterlassene Wittwe des damals berühmten Buchhändlers Moritz Georg Weidmann. Hierdurch übernahm er die Weidmann'sche Buchhandlung und führte dieselbe bis 1714, wo sie sein Stiefsohn Moritz Georg Weidmann übernahm. Seine Frau starb den 2. Januar 1724 und am 5. April 1725 heirathete er zum zweiten Male Rahel Eleonore Lehmann; aus dieser Ehe wurde ihm ein Sohn geboren. Er selbst starb am 20. Januar 1741.

Vgl. Letztes Ehren-Gedächtniß Herrn Johann Ludwig Gleditschens, vornehmen und berühmten Buchhändlers. Leipzig 1741. Folio.

Kelchner.

Gleditsch: Johann Gottlieb G., Dr. med., Botaniker, geboren am 5. Februar 1714 zu Leipzig, Sohn eines Stadtmusikus, † am 5. October 1786 zu Berlin. G. besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und widmete sich auf der dasigen Universität 1728—35 dem Studium der Medicin. Ettmüller, Schacher, Walther und Platz waren seine medicinischen Lehrer; der jugendliche Hörer wendete sich jedoch vorzugsweise der Botanik zu (unter Hebenstreit's Anleitung). Wir finden ihn zuerst (während Hebenstreit's afrikanischer Reise) als Custos des Bose'schen botanischen Gartens, 1736 auf den gräflich von Ziethen'schen Gütern in Trebnitz (um eine Beschreibung der hier befindlichen großen Gärten anzufertigen), 1740 als Physikus des Lebuser Kreises. Schon 1742 vertauschte er diesen mit Frankfurt a. d. O., wo er anfing, Vorlesungen über Physiologie, Botanik und Materia medica zu halten. Im J. 1746 ward er (zweiter) Professor der Botanik am militärärztlichen Institut („Collegium medico-chirurgicum“) in Berlin und Director des dortigen botanischen Gartens, zugleich mit dem Titel eines königl. Hofrathes. 1770 endlich übernahm er auch den forstlichen Unterricht an der, unter Mitwirkung des Ministers Freiherrn v. Hagen, durch Friedrich den Großen zu Berlin errichteten ersten wissenschaftlichen Forstlehranstalt (das einige Jahre früher von Hans Dietrich v. Zanthier zu Wernigerode ins Leben gerufene erste Forstinstitut verfolgte mehr praktische Tendenzen). G. verdankte diese ihm auf ausdrückliches Verlangen des Königs übertragene Stelle dem guten Ruf, welchen er sich schon am Collegium medic. durch seine unermüdliche Thätigkeit, zugleich mit Liebenswürdigkeit gepaart, als Lehrer erworben hatte. Die neue Forstlehranstalt war vorzugsweise für das reitende Feldjägercorps bestimmt. Der Cursus war — bis zu Gleditsch's Tode — einjährig. Der ziemlich ausgedehnte Plan über dieses Institut kam nicht vollständig zur Durchführung, indem wöchentlich blos 8—10 Unterrichtsstunden mit wenigen Demonstrationen ertheilt wurden. Immerhin verdient G. schon als erster Lehrer der Forstwissenschaft in deren Geschichte eine Stelle. Seine eigentliche Bedeutung liegt aber im Gebiete der Botanik, insbesondere der beschreibenden, und in deren Anwendung auf das Forstfach. Seine botanischen Schriften und Abhandlungen (in den Beschäftigungen naturforschender Freunde und in den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften niedergelegt) beginnen schon 1736 mit einem „Catalogus plantarum“ ꝛc. und sind überaus zahlreich (ein ausführliches Verzeichniß s. in Ersch und Gruber). Selbst sein Hauptwerk (vom forstlichen Gesichtspunkte aus): „Systematische Einleitung in die neuere, aus

ihren eigenthümlichen physikalisch-ökonomischen Gründen hergeleitete Forstwissenschaft", 2 Bde. (1774, in 2. Aufl. 1775) ist großentheils nur eine ausführliche Forstbotanik (s. Fraas l. c.). Dasselbe hebt sich übrigens — bei der guten naturwissenschaftlichen Grundlage des Autors — sehr vortheilhaft vor den gleichartigen Leistungen der forstlichen Empiriker hervor. Schon im jugendlichen Alter hatte G. einen großen Theil der deutschen Wälder (Harz, Thüringerwald rc.) bereist, um die wildwachsenden Holzarten zu studiren. Zeitlebens um Verbreitung derselben bemüht, kann auch er von der damals herrschenden Sucht, schnellwüchsige Fremdlinge (Akazie, Eichen, Coniferen rc.) zur Begegnung der drohenden Holznoth in Deutschland einzubürgern, nicht ganz freigesprochen werden. Die botanische Richtung im Forstfach, welche lange Zeit die vorherrschende geblieben ist, hat G. geradezu als Vorläufer zu verzeichnen. Verstieg sich derselbe doch sogar, — obschon Freund und Correspondent von Linné, welchen er 1740 gegen Siegesbeck's Angriffe auf die Grundlage des Sexualsystems wacker vertheidigt hatte — zur Aufstellung eines besonderen Pflanzensystems nach der Stellung und Abwesenheit der Staubgefäße (Phaenostemones [Phanerogamia] mit 4 Classen und Cryptostemones [Cryptogamia]). Ratzeburg, über dessen „Standortsgewächse und Unkräuter" (1859) schon die heutige Botanik ziemlich vernichtend zu Gericht gesessen, hätte nicht nöthig gehabt, G. als Botaniker so hart zu beurtheilen (s. unten). Allerdings würde ja G., dem von älteren Biographen allzugroßes Lob gespendet worden, höhere Leistungen zu verzeichnen haben, wenn er seine Thätigkeit nicht so sehr zersplittert hätte (Arzt, Naturforscher in spec. Botaniker und Forstmann!). Besonders schwach war G. auf entomologischem Gebiete (s. Ratzeburg). Unter allen Umständen bleibt aber die „Forstwissenschaft" unseres Autors ein bedeutendes Werk. Außerdem wären in forstlicher Hinsicht von ihm zu nennen: „Physikalisch-ökonomische Betrachtungen über den Haideboden der Mark Brandenburg" (1782), welche damals Aufsehen erregten und „Vier hinterlassene Abhandlungen, das praktische Forstwesen betreffend" (1788, nach seinem Tode vom Geheimen Oberfinanzrath Konr. Albr. Gerhard herausgegeben). Diese verbreiten sich über: 1) die Fichtenabsprünge (nach dem Autor unreife — gleich den Geweihen der Hirsche — von selbst abgestoßene Triebe); 2) den Raupenfraß von 1782—84; 3) den schwarzbraunen Borkenkäfer (hier sind mancherlei Irrthümer unterlaufen) und 4) die eichenblätterige Erle. Im Ganzen verrathen alle Schriften Gleditsch's den kenntnißreichen Mann; sie sind überdieß klar geschrieben, mitunter nur etwas zu breit und mit vielen Wiederholungen. G. zählt — hierin gipfelt wol seine Bedeutung — mit zu den Ersten, welche dem Forstwesen eine naturwissenschaftliche Grundlage gegeben haben. Er repräsentirt sowol der damaligen forstlichen Empirie (ohne genügende allgemeine Bildung), als dem forstlichen Cameralistenthum (ohne forsttechnische Kenntnisse) gegenüber eine sehr fortgeschrittene Stufe. Manche erklären seine „Forstwissenschaft" geradezu als das erste wissenschaftliche Werk über die Forstwirthschaft (z. B. v. Widenmann, Geschichtliche Einleitung in die Forstwissenschaft, 1837, S. 51). Clayton verewigte sein Andenken in der Baumgattung Gleditschia, von welcher ein Exemplar seinen Grabhügel beschattet.

Smoler, Frz. Xav., Historische Blicke auf das Forst- u. Jagdw., 1847, S. 419. Allg. Forst- u. Jagdztg. 1860, S. 114. v. Löffelholz, Chrest., II. S. 319, Nr. 640, Anm. 262. Ersch u. Gruber, 1. Sect. 69. Thl. S. 225. Fraas, Gesch. der Forstw., S. 539 § 12. Ratzeburg, Forstw. Schriftsteller-lex., S. 187. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenth., II. S. 144 (s. das. unter Anm. 16 die ältere biographische Litteratur), 152 und 167.

Heß.

Gleich: Joseph Alois G., Schriftsteller, geboren in Wien am 14. Sept. 1772, gestorben daselbst am 10. Februar 1841, hat sich als Verfasser der sogenannten Ritterromane und als Possendichter in Oesterreich einen weitverbreiteten Namen erworben. Er stand in Staatsdiensten durch vierzig Jahre und betrieb anfangs Sprachstudien, bis er angeregt durch vielseitige Lectüre sich der Schriftstellerei zuwandte. Zuerst schrieb er Romane mit historischer Grundlage, welche sich durch drastische Effecte auszeichneten. Sein erstes Werk erschien anonym und hieß „Kitschtasp und Isphendiar, König von Persien“ (1794). Aufgemuntert durch den Beifall, welchen sie fanden, entnahm er seine Stoffe später mit Vorliebe der Zeit der Sage und des Ritterthums des Mittelalters, erfand die grauenhaftesten Scenen und Schilderungen und wußte derart das Interesse zu erwecken, daß seine Romane zwischen den Jahren 1800—30 zu den gelesensten und verbreitetsten in Oesterreich gehörten und zahlreiche Auflagen erlebten. In dieser Beziehung kann er als der Vorläufer der Wiener Volksromane gelten, welche seit dreißig Jahren nebst den Tagesblättern die fast ausschließende geistige Nahrung der unteren Volksclassen bilden. Nebenbei versuchte sich G. auch als dramatischer Schriftsteller und schrieb sowol Ritterschauspiele als Possen, letztere mit Stoffen aus dem Wiener Volksleben. In einigen der letzteren entfaltete er einen gesunden Humor und gute Charakteristik. Auf diesem Gebiete wurde er jedoch bald verdrängt durch A. Bäuerle und Ferd. Raimund. Seine Romane ließ er theils anonym, theils unter dem Namen Ludwig Dellarosa und H. Walden erscheinen. Vom J. 1831 gab er als Fortsetzung der „Eipeldauerbriefe“ unter dem Titel „Komische Briefe des Hanns Jörgel von Gumpoldskirchen“ heraus. Ungeachtet seiner großen Productivität und freier gesicherter Existenz als Staatspensionär starb G. im J. 1841 in sehr dürftigen Verhältnissen. Seine Tochter war an Ferdinand Raimund verheirathet, aber die Ehe war nicht glücklich und wurde bald getrennt.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, V. Bd. S. 214. K. Weiß.

Gleich: Dr. Lorenz G., Arzt, geboren um 1798, studirte und promovirte 1824 zu Landshut, lebte als praktischer Arzt zu Landshut und München, wo er, ein Schüler von Oertel, ein Freund und Genosse Prießnitzen's und Schroth's, das System des Naturheilverfahrens in Altbaiern zuerst ausübte und weiter entwickelte. Unter seinen vielfachen Streitschriften vgl. sein „Grundwesen der Naturheilkunde“, 1851. 1853. 1855. „Ueber die Nothwendigkeit einer Reform der sog. Hydropathie“, 1851. „Ueber die Gefährlichkeit des Impfgiftes nebst Angabe eines sicheren Verfahrens, den Körper der Geimpften gegen die Möglichkeit der schädlichen Wirkungen und Folgen desselben zu schützen“, 1851, ebenso eine Schrift „Gegen den Tabaksgenuß“, 1851. „Ueber die Wichtigkeit des Fluß- und Seebades“, 1851 u. 1856. „Das Naturheilverfahren ohne Medicin im schneidenden Gegensatz zum Heilverfahren mit Medicin“, 1854. „Psychiatrische Schriften“, 1860 ꝛc. Zu seinen Schülern gehörte auch Dr. Steinbacher. G. starb arm am 3. März 1865 zu München in seinem 67. Lebensjahre. Seine Freunde und Verehrer setzten ihm auf dem südlichen Friedhof einen Denkstein mit seiner Büste in Bronce.

Vgl. Beilage 73 der Allgem. Ztg. vom 14. März 1865.

Hyac. Holland.

Gleichen: Wilhelm Friedrich v. G. genannt Rusworm (Rußworm), geboren zu Baireuth am 14. Januar 1717, gestorben in Greiffenstein ob Bonnland bei Hammelburg in Franken den 16. Juni 1783. Wegen Mißhelligkeiten seiner Eltern (der Vater war markgräflicher Geheimer Rath und Oberjägermeister) wurde er schon in früher Jugend aus deren Hause entfernt, zu Verwandten und Freunden gesandt, so daß seine Erziehung noch mehr vernachlässigt wurde, als es sonst bei seinen Standes- und Zeitgenossen gewöhnlich

war. 1728 kam er als Page an den Hof des Fürsten von Thurn und Taxis in Frankfurt, zwei Jahre später als Cadet nach Dresden, wo er zuerst eine Art von wissenschaftlichem, freilich sehr ungeordnetem Unterricht empfing. Wegen eines Duells mit tödtlichem Ausgang, bei dem er als Secundant betheiligt war, mußte er zuerst in weiblicher Kleidung aus der Stadt entfliehen, und wanderte zu Fuß in die Heimath, wo er 1734 als Fähnrich in die markgräflich baireuth'schen („hochfürstlich brandenburgisch-culmbach'schen") Truppen eintrat, wo er allmählich bis zum Oberstlieutenant avancirte. Seine militärische Tüchtigkeit und seine angenehme Persönlichkeit erwarben ihm die Gunst seines Landesherrn und dessen Gemahlin, Sophie Wilhelmine, der geistreichen Schwester Friedrichs II. von Preußen. Im Sommer 1741 vom Markgrafen in das Lager vor Brieg gesendet, wußte er sich selbst die Achtung des großen Königs zu erwerben. Neben seinem militärischen Dienste wurden ihm bald auch Hofämter übertragen, namentlich die Aufsicht über den Marstall und das Gestütwesen. 1748 ererbte er von seiner Mutter, einer geborenen v. Rusworm, mit mehreren anderen das Gut Greiffenstein in Unterfranken, welches von nun an sein Lieblingsaufenthalt wurde. Die so gewonnene ökonomische Unabhängigkeit, die Freude am Landaufenthalt und der Ueberdruß am Hofleben bestimmten ihn, 1756 sich aus seinem Militärdienste und seinem Hofamte (Reise-Oberstallmeister und zweiter Chef des Oberstallamtes) zu verabschieden, ohne indeß die Gunst seines Fürsten zu verscherzen, welcher ihm eine Pension und 1759 den Geheime Raths-Titel verlieh, und ihm auch später in so dringender Weise den Antrag machte, als Kammerpräsident wieder in seine Dienste zu treten, daß G. nur durch eine kleine Intrigue der Annahme dieses Rufes ausweichen zu können glaubte. Nachdem G. Baireuth verlassen, wendete er seine Thätigkeit zunächst der Verbesserung seines unter fremder Verwaltung lange verwahrlosten Gutes zu, dessen Ertrag er bald um mehr als die Hälfte steigerte. Indeß diese Thätigkeit genügte seinem lebhaften Geiste nicht. Durch Selbstunterricht, soweit es die ihm in seiner ländlichen Einsamkeit zugänglichen litterarischen Hilfsmittel zuließen, und durch Reisen suchte er sich die Kenntnisse zu verschaffen, die in seiner Jugend zu erwerben, er keine Gelegenheit gehabt hatte. Ein Zufall, der ihm Ledermüller's „Mikroskopische Augen- und Gemüthsergötzungen" in die Hände führte, entschied über seine wissenschaftliche Thätigkeit, die von nun an hauptsächlich mikroskopischen Unternehmungen gewidmet blieb. In zwei umfangreichen Werken: „Das Neueste aus dem Reiche der Pflanzen &c.", Nürnberg 1764, und „Auserlesene mikroskopische Entdeckungen bei Pflanzen, Blumen und Blüten, Insecten und anderen Merkwürdigkeiten", Nürnberg 1777—81, sind seine Beobachtungen hauptsächlich niedergelegt, die sich sowol auf das Pflanzen- als auf das Thierreich erstreckten. Die systematische Kenntniß der organischen Schöpfung, oder wie man damals sagte, „Nomenclatur", zog ihn wenig an, dagegen interessirte ihn im höchsten Maße die Physiologie der Zeugung bei Thieren und Pflanzen. Die Samenthierchen hat er mit besonderer Vorliebe und Gründlichkeit beobachtet, und glaubte auch in dem Inhalt der Pollenkörner bei den Blüthenpflanzen ein Analogon derselben zu finden. „Dabei findet er Veranlassung, sehr zahlreiche kleinere Blüthen vergrößert und zum Theil recht schön abzubilden, in welcher Beziehung seine Werke in ihrer Zeit Vielen gewiß sehr lehrreich gewesen sein müssen. Uebrigens ist Gleichen's genanntes Buch reich an guten Wahrnehmungen im Einzelnen; er war es sogar, der die Pollenschläuche von Asclepias zuerst sah und abbildete, ohne natürlich ihre Natur und Bedeutung zu ahnen" (Sachs, Gesch. der Botanik, S. 268. 269. 437, welcher auch ausführt, wie G., mehr aus richtigem Instinct, als auf triftige Gründe gestützt, ein eifriger Verfechter der Sexualtheorie war). Die von ihm angenommenen Spermatozoen

der Pflanzen sollten nach seiner Meinung in die Samenkapseln eindringen und sich dort zu Embryonen entwickeln. Die Zeichnungen der schönen Kupfertafeln, welche Gleichen's Werke begleiten, hat er nach einigen mißlungenen Versuchen selbst angefertigt. In seinen letzten Lebensjahren, als ihm Alter und Krankheit die Sicherheit der Hand geraubt hatten, wendete er sich physikalischen und geologischen Studien zu. Das kurz vor seinem Tode erfolgte Erdbeben in Calabrien interessirte ihn im höchsten Maße, da er 1782 im Archiv der Natur und Physik in Dessau einen Aufsatz über die „Entstehung, Bildung und Umbildung des Erdkörpers“ veröffentlicht hatte. Seine Hauptbeschäftigung legte ihm auch die Construction der Mikroskope nahe, um deren Verbesserung er sich vielfach bemühte („Abhandlung vom Sonnenmikroskop“, 1781). Auch über die Farben des Schattens hat er in den Acta Acad. Erford. 1778 und 1779 geschrieben. G. starb nach achtwöchentlicher schwerer Krankheit, die er mit philosophischer Ruhe ertrug. Wie manche Naturforscher der neuesten Zeit hatte er sich wohl von dem Glauben an die Dogmen der Kirche, aber nicht von dem an Geister emancipirt. Sein Biograph rühmt seine persönliche Liebenswürdigkeit, die Biederkeit und Aufrichtigkeit seines Charakters. Daß er auch bei seinen Standesgenossen allgemein geachtet war, beweist seine 1780 erfolgte Wahl zum „Ritterrath der fränkischen Reichsritterschaft Orts Rhön-Werra“.

M. A. Weikard, Biographie des Herrn Wilh. Friedr. v. Gleichen, 1783. Auszug in den Schriften der Ges. naturf. Freunde in Berlin, V. Theil, 1784, S. 491 ff.

Ascherson.

Gleichmann: Johann Zacharias G. (sonst auch genannt Clarus Michael Hellmond), Tag, Jahr und Ort der Geburt unbekannt, † 1758, herzoglich sachsen-weißenfelsischer Secretär, herzoglich gothaischer Hofadvocat und Steuereinnehmer zu Ohrdruf in Thüringen. Er bediente sich in seinen zahlreichen Schriften (61 an der Zahl) außer dem eben angeführten noch anderer Pseudonyme: Johann Sperantes, Veramandus, Puramandus, Sinceramandus, Miramandus, Claramandus, Fridemandus, Justamandus. Die meisten seiner Schriften — theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache geschrieben — beziehen sich auf Fragen des Fürstenrechts. Daneben behandelte er auch Fragen des deutschen Münzwesens. Mit Vorliebe wandte er sich zur kritischen und polemischen Behandlung sensationeller Fragen, so u. a. in mehreren Schriften zur Frage über die Wahrheit der Geschichte von der Päpstin Johanna. Die Titel der einzelnen Schriften finden sich in Weidlich's Gesch. d. jetzt lebenden Rechtsgelehrten, Th. I. S. 283—294; ferner bei D. J. S. Krügelstein, im Reichsanzeiger vom J. 1794, Bd. I. S. 1094 ff.; endlich in Meusel's Lexikon.

E. Ullmann.

Gleim: Johann Wilhelm Ludwig G. (manchmal werden ihm auch fälschlich die Namen Friedrich Wilhelm beigelegt) wurde am 2. April 1719 zu Ermsleben im Halberstädtischen als Sohn des Obereinnehmers Johann Lorenz G. geboren. In seinem zehnten Lebensjahre brachte ihn der Vater zu einem Pfarrer in der Nachbarschaft, der ihn in den Anfangsgründen der classischen Sprachen unterrichtete; später kam er in die Stadtschule zu Wernigerode. Während er dort den Gymnasialstudien oblag, starben beide Eltern im J. 1735 und ließen den Sohn in dürftigen Umständen zurück; doch fanden sich edle Menschenfreunde, die sich des hoffnungsreichen Knaben liebevoll annahmen, besonders der Geheimerath Reinhart in Wernigerode. Auch der Conrector, seit 1738 Rector der Stadtschule, Heinrich Karl Schütze, in dessen Hause G. wohnte, war ihm freundlich zugethan; mit wohlwollender Theilnahme begleitete er die ersten poetischen Versuche, die G. bei feierlichen Schulacten und ähnlichen Gelegenheiten zum Besten gab. Sie waren freilich noch ganz im Stil der poetischen Schulübungen

der damaligen Zeit gehalten, bekunden aber doch, nach der in Gleim's Biographie mitgetheilten Probe zu urtheilen, eine ungewöhnliche Leichtigkeit im poetischen Ausdruck. Die gräflich Stolbergische Bibliothek wurde von dem Knaben fleißig benutzt; G. erregte schon damals die Aufmerksamkeit des regierenden Grafen Christian Ernst, der mit den Seinigen dem Dichter auch in der Folgezeit stets die zarteste Aufmerksamkeit erwies. 1739 bezog G. die Universität Halle, um sich juristischen Studien zu widmen; er hörte bei Heineccius, Böhmer und Johann Peter Ludewig, der ihn auch bei der Ordnung seiner Bibliothek beschäftigte. In ein vertrauteres Verhältniß kam er mit den Vertretern der Philosophie und der schönen Wissenschaften, Alexander Gottlieb Baumgarten und Georg Meier, die ihn an Jahren wenig überragten; sie wußten ihn im Sinne der schweizerischen Aesthetiker für die Fragen zu interessiren, die damals die deutschen Schöngeister bewegten. Gleiches Interesse für Poesie verband ihn auch mit einigen anderen Hallenser Studenten Uz, Götz und dem früh verstorbenen Rudnits; sie bildeten zusammen eines der ersten jener akademischen Freundschaftsbündnisse, die in der späteren Entwickelung unserer Litteratur eine so große Rolle spielten. Der leichte, behaglich heitere Ton, den schon früher Hagedorn in der Weise der französischen Liederdichter angeschlagen hatte, war den Jünglingen besonders sympathisch; von den alten wurde ihr Liebling Anacreon und ihre schwärmerische Zuneigung zu diesem Dichter, den sie durch Uebersetzungen und Nachbildungen den Deutschen lieb und werth zu machen suchten, hat ihnen den Namen der Anacreontiker eingetragen. G. selbst erzählt, daß für ihre Vorliebe für Dichtungen in Anacreons Manier der Umstand mit bestimmend gewesen sei, daß hier am leichtesten die durch die Schweizer vertretene Ansicht von der Entbehrlichkeit des Reimes durchgeführt werden konnte; doch stimmte der anacreontische Ton so sehr mit dem eudämonistischen Grundzuge in Gleim's Wesen überein, daß dieser ihn noch lange Zeit hindurch in seinen Dichtungen festhielt. Die erste Sammlung derartiger Gedichte, die von G. im Druck erschien, ist der „Versuch in scherzhaften Liedern" (Erstes Buch, 1744). Im J. 1740 verließ G. Halle und nahm bei dem Obersten v. Schulz in Potsdam eine Häuslehrerstelle an, zugleich aber versah er die Stelle eines Secretärs beim Prinzen Wilhelm von Schwedt. Auch in Potsdam und Berlin hat er, dem der Verkehr mit gleichgesinnten Freunden ein Lebensbedürfniß war, im Lauf der vierziger Jahre einen ansehnlichen Kreis von jungen Gelehrten und Dichtern zusammengebracht; er wurde mit Kleist bekannt, dem er durch seine Gespräche wie durch seine Poesien auf dem Krankenbett Erheiterung verschaffte; ferner mit dem Conrector Pyra vom kölnischen Gymnasium, der auch aus dem Kreise Baumgarten's und Meier's hervorgegangen war und mit dem Dichter und Litteraten Lamprecht, welche aber beide schon 1744 starben. Später kamen noch Ramler und Spalding hinzu; auch Sulzer stand von Magdeburg aus mit den Berlinern in Verkehr. Den zweiten schlesischen Krieg (1744) machte G. im Gefolge des Prinzen Wilhelm mit; nachdem der Prinz gefallen war, kehrte er nach Berlin zurück, trat jedoch im folgenden Jahr als Stabssecretär in die Dienste des alten Dessauers, in welcher Stellung er es aber auch nur kurze Zeit aushielt. Zwei Jahre brachte er nun in Berlin zu, stets eine feste Stellung erhoffend, ohne sie finden zu können, bis er im J. 1747 durch Fürsprache eines Gönners, des Geh. Tribunalraths und Domherrn zu Halberstadt v. Berg zum substituirten Domsecretär in Halberstadt ernannt wurde; bald darauf, nach dem Tode seines Vorgängers, kam er in den vollen Besitz der Stelle. Von Gleim's Dichtungen aus den Berliner Jahren ist zu erwähnen ein zweiter Theil des „Versuch in scherzhaften Liedern" (1745) und das Schäferspiel „Der blöde Schäfer" (1745), welches ein sehr beliebtes Bühnenstück war. Einen Einblick in das Treiben des Gleim'schen Kreises zu dieser

Zeit gewähren die „Freundschaftlichen Briefe“, die der bekannte Horaz-Uebersetzer Samuel Gotthold Lange im J. 1746 herausgab. Mit der Uebersiedelung nach Halberstadt beginnt eine neue Epoche in Gleim's Leben. Er war nun in den Wirkungskreis eingerückt, in welchem er den Rest seines Lebens verbringen sollte; seine äußere Lebensstellung wurde eine sorgenfreie und reichliche, nachdem ihm ein Canonicat an dem Stift Walbeck verliehen worden war. Dabei ließ ihm sein Amt Zeit genug übrig, sich seiner Neigung zur Poesie hingeben zu können. Er blieb unvermählt; eine Nichte, Sophie Dorothea G., von den poetischen Freunden ihres Oheims als „Gleminde“ besungen, führte ihm den Haushalt, nachdem ihm im J. 1753 ein Heirathsplan gescheitert war, und so konnte er um so eher sein reichliches Einkommen in der edelsten Weise für die Unterstützung hülfsbedürftiger Talente verwerthen. Mit Dichtern und Gelehrten suchte er allenthalben freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen; nach Berlin wurde er immer von Zeit zu Zeit durch Stiftsangelegenheiten geführt, und auch mit den Leipzigern und Braunschweigern blieb er fortwährend in Verbindung. Freilich läßt sich nicht läugnen, daß sein Bestreben, mit aller Welt gut Freund zu sein, sich mitunter in unmännlicher Unentschiedenheit äußerte. Mit Lichtwer, der gleichfalls in Halberstadt lebte, gelang es ihm nicht, in ein vertrautes Verhältniß zu kommen. Aus den ersten Jahren von Gleim's Halberstädter Aufenthalt ist vor allem die Verbindung mit Klopstock zu erwähnen, der im J. 1750 nebst Schmidt, dem Bruder seiner „Fanny“, einen großen Theil des Sommers bei G. verbrachte und noch lange Jahre nachher dem Freunde jene heiter belebten Tage in einer Ode ins Gedächniß zurückrief. Im Winter 1754—55 lernte er in Berlin Lessing kennen, mit dem er von nun ab in freundschaftlicher Verbindung blieb; auch erhielt er damals durch einen zufälligen Anlaß die erste Anregung zur Fabeldichtung. Schon 1756 erschien das erste Buch seiner Fabeln, in denen er die Manier Gellert's und Hagedorn's nachahmt. Sie wurden sehr beifällig aufgenommen und die besseren darunter figuriren auch heute noch in vielen Kinder- und Schulbüchern. In demselben Jahr erschienen auch von ihm „Romanzen“, burleske Geschichten im Bänkelsängerton, durch welche noch manche andere Dichter veranlaßt wurden, sich in derselben Manier zu versuchen.

Die J. 1756 und 1757, die Anfangsjahre des siebenjährigen Krieges, bezeichnen den Höhepunkt von Gleim's Dichterlaufbahn. In diesen Jahren schuf er, von der Heldengröße Friedrichs und von der Bedeutung der Sache, die Preußen verfocht, durchdrungen, die Grenadierlieder, die sich in ihrem ganzen Tone von allen seinen anderen Dichtungen von Grund aus unterscheiden. In kräftigen, eindringlichen Worten feiert G. die tapfern Kämpfer; er will es der Masse des Volks zum deutlichen Bewußtsein bringen, daß es sich hier um mehr als um einen bloßen Cabinetskrieg handelt. Nachdem zuerst Ramler fünf von diesen Liedern hatte drucken lassen, veranstaltete Lessing die Sammlung „Preußische Kriegeslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier“ und schrieb dazu eine Vorrede, in welcher die Fiction aufrecht erhalten war, als ob diese Lieder von einem Mitstreiter gedichtet seien. Auch weiterhin verfolgte G. mit ganzer Seele den Verlauf des Krieges, der im J. 1758 bis in sein Halberstädter Stillleben vordrang. In diesen Zeiten mächtig gehobener Kriegsstimmung (1759) wurde er durch Lessing's anonym erschienenen „Philotas“ angeregt, denselben Gegenstand in einer versificirten Tragödie zu behandeln. Er sandte seine Arbeit ahnungslos Lessing zu. Freilich war es ihm nicht ganz wohl dabei, als er nachträglich erfuhr, wer der Verfasser des bearbeiteten Stückes sei, doch nahm Lessing den versificirten „Philotas“ freundlich auf und gab ihn in den Druck (1760), wofür er auch mit einer Sendung Rheinwein belohnt wurde. Der Tod Kleist's nach der Schlacht bei Kunnersdorf erfüllte G. für längere Zeit

mit wehmüthigem Schmerz. In den letzten Kriegsjahren jedoch trat bei G. die alte heitere Stimmung hervor und die Lust, sich im Verein mit gleichgesinnten Freunden das Leben durch Poesie zu verschönern, kehrte wieder. Im Sommer 1761 lernte er in Berlin die Karschin kennen, deren er sich in ihrer bedrängten Lage eifrig annahm. Sie besang in mehreren Liedern G. als ihren Thyrsis, doch wurden ihm die begeisterten Huldigungen auf die Dauer etwas unbequem und er sorgte rechtzeitig dafür, daß sich die Dichterin keine Hoffnung auf eine Verbindung fürs Leben machen konnte. In den nächsten Jahren ließ er auch seine Lieder wieder in der altgewohnten Weise ertönen, im J. 1764 erschienen unter andern sieben kleine Gedichte nach Anacreon's Manier und Petrarchische Gedichte; bei den letzteren wurde übrigens schon bald nach ihrem Erscheinen in den Litteraturbriefen darauf aufmerksam gemacht, mit wie wenig Recht sie diesen Namen führten. Um dieselbe Zeit dichtete er „Gespräche mit der deutschen Muse" (Berlin 1764), in denen er Friedrichs des Großen Vernachlässigung der deutschen Poesie beklagt. Ein Ereigniß, das dem Dichter damals vielen Kummer bereitete, war sein Zerwürfniß mit Ramler, welcher G. auf den Tadel einer seiner Oden in heftigem und gereiztem Tone erwiedert hatte. Ueberhaupt war der Verkehr Gleim's mit seinen Altersgenossen nicht mehr so rege wie früher; sie, die in ernster Arbeit, stets sich höhere Ziele steckend, weiter vorwärts schritten, konnten sich nicht mehr so lebhaft für das Treiben ihres Freundes interessiren, der, um sich sein sorgloses Leben zu erheitern, in der alten Manier behaglich weiter dichtete. G. suchte sich seine Freunde mehr unter der jüngeren Generation, die des Helfers und Trösters bedürftiger war und zu dem guten „Vater Gleim", der an ihren Dichtungen so innigen Antheil nahm und doch auch wieder jeden in seiner Weise gewähren ließ, respectvoll emporblickte. Von allen diesen Freundschaftsbündnissen Gleim's mit jüngeren Männern machte keines so viel von sich reden, wie das mit Johann Georg Jacobi, den er 1766 im Bade Lauchstädt kennen lernte und alsbald zu sich nach Halberstadt zu ziehen suchte. Es gelang ihm in der That, Jacobi im J. 1769 eine Stiftspräbende zu verschaffen; bis zu dieser Zeit entschädigten sich die getrennten Freunde durch einen überschwänglich zärtlichen Briefwechsel, den sie sogar auch im Druck erscheinen ließen; doch wurden beide damals schon wegen ihres süßlichen Wesens von allen getadelt, die sich einen gesunden Sinn bewahrt hatten. In den folgenden Jahren kamen noch mehrere junge Dichter nach Halberstadt, 1771 Johann Benjamin Michaelis, den G. aus den dürftigsten Umständen gerettet hatte, dann Jähns, ein Verwandter Gleim's; auch Klamer Schmidt, ein geborener Halberstädter, sowie zwei weniger bekannte Männer, Sangerhausen und Benzler gehörten diesem Kreise an. 1772 kam noch Heinse hinzu, den G. trotz seiner liederlichen Poesien in seinen Schutz nahm und ihm eine Hauslehrerstelle in Halberstadt verschaffte. So konnte nun G. nach Herzenslust in Freundschaft und Poesie schwelgen; seine Dichtungen aus diesen Jahren sind ungemein zahlreich, doch zeigen sie, daß er durch das Lob seiner Umgebung allzu nachsichtig gegen sich selbst geworden war; neben manchen anmuthigen und gefälligen Stücken ist auch vieles allzurasch hingeworfen und von unbedeutendem Inhalt. Erwähnung verdienen die „Sinngedichte" (1769 als Manuscript gedruckt) und die „Lieder für das Volk" (1772), mit denen er unter den unteren Classen Heiterkeit und Lebensfreude verbreiten wollte. Doch ist es ihm vollständig mißlungen, den Volkston zu treffen; von der Technik des Volksliedes hat er keine Ahnung; seine Lieder sind matt und prosaisch und überall merkt man durch, wie sich der Verfasser vergeblich abmüht, zum Volke „herabzusteigen". 1773 veröffentlichte er „Gedichte nach den Minnesingern", nachdem er schon vorher, 1769, einige Gedichte Walthers bearbeitet hatte. Ferner entstand damals

„Halladat oder das rothe Buch“ (gedruckt 1774), ein Werk, in welchem er, durch die Koranstudien seines Freundes Boysen angeregt, in orientalisch-parabolischer Art Welt- und Lebensweisheit vorträgt; doch läßt in diesem Werke der anspruchsvolle Ton die Dürftigkeit des Inhalts nur um so unliebsamer hervortreten. Auch seine Freunde hielt G. zu reger poetischer Production an. Bekannt ist, daß im Winter 1773—74 täglich unter den Dichtern eine Büchse circulirte, in welche jeder ein Gedicht, und sei es auch nur zwei Zeilen lang, hineinwerfen mußte. Der Inhalt wurde dann bei einer wöchentlichen Zusammenkunft verlesen. Mit den auswärtigen Freunden und Mitstrebenden wurde ein reger Verkehr unterhalten, besonderes Gefallen fand aber G. an Johannes v. Müller, den er im J. 1771 kennen lernte. G. knüpfte große Hoffnungen an das Zusammenwirken so vieler schöner Geister und trug sich sogar auch mit dem Gedanken, eine Art von Akademie in Halberstadt zu gründen. Doch dauerte die Vereinigung nicht lange. Schon 1772 wurden Michaelis und Jähns durch den Tod dahin gerafft und 1774 verließen auch Jacobi und Heinse Halberstadt, um in Düsseldorf die Zeitschrift „Iris“ zu begründen. Rührend sind die sehnsuchtsvollen und herzlichen Briefe, die G. den Freunden nachsandte. Somit war der Halberstädter Dichterverein aufgelöst. Zwar hatte G. immer noch in Halberstadt Freunde und Bekannte, mit denen er sich über litterarische Dinge besprechen konnte, auch unterhielt er mit den abwesenden Freunden einen lebhaften brieflichen Verkehr, der mitunter die Form der poetischen Epistel annahm; doch hörte er auf, der Mittelpunkt und Vertreter eines bestimmten Kreises von Dichtern zu sein. Seinem lebhaften Interesse an den Erscheinungen der zeitgenössischen Litteratur, seiner werkthätigen Theilnahme für aufstrebende Talente that dies keinen Eintrag; auch brachten ihm die jüngeren Dichter noch weiterhin Ehrfurcht und Liebe entgegen. Sein gastliches „Hüttchen“, das er selbst in einer Reihe von Liedern besungen hat (gedruckt 1794), wurde fleißig besucht und zu den alten Freunden viele neue gewonnen: Bürger, Göckingk, Tiedge, Seume, Falk, Voß, Herder, den G. im J. 1775 persönlich kennen lernte, nachdem er schon längst durch die liebevolle Besprechung seiner Dichtungen in den Fragmenten für ihn eingenommen war; in den letzten Jahren seines Lebens auch noch Jean Paul. 1783 erhielt er den Besuch Goethe’s, der ihm jedoch damals nicht näher trat. Den Ereignissen des preußischen Vaterlandes blieb noch weiterhin sein Interesse zugewendet; 1778 beim Beginn des bairischen Erbfolgekriegs ließ er wieder ein paar Grenadierlieder in die Welt hinausgehen. 1785 hatte er die Freude, Friedrich dem Großen bei einem Aufenthalt in Berlin persönlich vorgestellt zu werden. Die letzte Zeit seines langen Lebens brachte freilich viele Ereignisse, die ihm nicht zusagten. Die Kantische Philosophie wollte ihm, der ganz in den Anschauungen der Popularphilosophen lebte, nicht recht in den Kopf; die Ereignisse in Frankreich waren seinen altpreußischen Anschauungen zuwider und es brachte ihm dies manchen Disput mit jüngeren Freunden ein, die der Revolution begeistert entgegenjubelten. Bei alledem stand er, als der älteste unter den deutschen Dichtern in hohem Ansehen; die Gutmüthigkeit und Weichheit, die sich in früherer Zeit oft in unmännlicher Schwäche geäußert hatte, zeigte sich im Alter mehr in einer heiteren und ruhigen Milde und auch die breite Redseligkeit ließ man sich bei dem würdigen Greise gern gefallen. Von gekrönten Häuptern, wie von gelehrten Gesellschaften wurde er wiederholt ehrenvoll ausgezeichnet. Die Xenien freilich verschonten auch ihn nicht; sie erhoben gegen den „alten Peleus“ den unzarten Vorwurf, ihm mangle

— — — die spannende Kraft und die Schnelle
Die einst des Grenadiers herrliche Saiten belebt.

G. antwortete mit einer Sammlung kleinerer epigrammatischer Gedichte „Kraft und Schnelle des alten Peleus“ (1798), die zwar keinen hohen poetischen Werth hat, aber doch in ihrem ruhigen und würdigen Ton von den meisten anderen Erwiderungen auf die Xenien vortheilhaft absticht. In die heftigste Erregung gerieth er, der alte Rationalist, bei der Nachricht vom Uebertritt Stolberg's zur römischen Kirche; er spricht sich darüber in mehreren Briefen mit leidenschaftlichem Eifer aus. In den „Zeitgedichten“, die er seit 1792 in mehreren kleinen Sammlungen veröffentlichte, verlieh er seinen Ansichten über den Lauf der Welt poetischen Ausdruck. Im J. 1797 bei Gelegenheit seines Dienstjubiläums legte er seine Stelle nieder und behielt sich blos noch die Verwaltung der Beneficien für die Studenten vor. Seine Lebenskräfte nahmen mehr und mehr ab; in den letzten Jahren war er des Augenlichtes beraubt. Er starb alt und lebenssatt am 18. Februar 1803. In seinem Garten, mitten unter Denkmälern, die er der Erinnerung an seine Freunde gewidmet hatte, ward er bestattet. Goethe besuchte im J. 1805 Gleim's Grab; er schildert uns in den Annalen, wie er die im Dichterhause aufbewahrten Reliquien, den mit Bildern von Gleim's Freunden gezierten Freundschaftstempel betrachtete und sich von der Nichte Gleim's von den alten Zeiten erzählen ließ. Sein Vermögen hat G. zu wohlthätigen Zwecken verschiedener Art bestimmt. Noch jetzt wallfahren viele zu den Reliquien, die aus seiner Zeit in Halberstadt aufbewahrt sind.

Das Hauptwerk über G. ist die ausführliche Biographie: Johann Wilhelm Ludewig Gleim's Leben aus seinen Briefen und Schriften (Halberstadt 1811), verfaßt von seinem Neffen Wilhelm Körte (s. d. Art.). Derselbe hat auch eine Gesammtausgabe von Gleim's Werken veranstaltet (J. W. L. Gleim's sämmtliche Werke, Halberstadt 1811—13) und mehreres aus seiner überaus reichhaltigen Correspondenz publicirt. Sonst sind aus Gleim's Briefsammlung besonders die Briefe „deutscher Gelehrter aus Gleim's Nachlaß“ (Bd. I. II. Zürich 1804) und Lessing's Briefwechsel mit Gleim (Berlin 1795 u. 1816) von litterar-historischem Interesse. Von neueren Publicationen, die auf Gleim's Nachlaß beruhen, sind vor allem zu erwähnen: „Friedrich der Große und die deutsche Litteratur“ von Pröhle (2. Aufl. Berlin 1878) und „Lessing, Wieland, Heinse“ von demselben (Berlin 1877). Eine meisterhafte, in wenig Worte zusammengefaßte Charakteristik Gleim's gibt Goethe im 10. Buch von „Dichtung von Wahrheit“. W. Creizenach.

Glenck: Karl Christian Friedrich G., ausgezeichneter Salinist, geb. am 13. April 1779 zu Schwäbisch Hall, gest. am 21. November 1845 zu Gotha. Die vielfache Beschäftigung seines Vaters, eines Salinen-Inspectors, mit mineralogischen Studien erweckte schon frühzeitig in dem Sohne die Neigung zur Mineralogie. G. legte zunächst in der Karlsschule in Stuttgart einen tiefen Grund zu seiner vortrefflichen Bildung, die er 1796 auf der Universität Erlangen vervollständigte. Er hatte die Jurisprudenz zu seinem Brotstudium gewählt, beschäftigte sich aber überdies eifrig mit Mineralogie und Geognosie. Um sich in diesen Fächern vollständig auszubilden, besuchte er zwei Jahre lang die Freiberger Bergakademie. Dann trat er eine Stelle als Privatsecretär des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen an, den er auf vielen Reisen begleitete. 1803 wurde G. zum hohenlohe'schen Justiz- und Rentamtmann zu Niederhall am Kocher ernannt und fand nun in diesem Dienste, zu dem auch die Verwaltung der Saline Niederhall und Weißbach gehörte, Gelegenheit, sich mit der Salinentechnik eingehend zu befassen. Die Mediatisirung Hohenlohe's 1806 veranlaßte seine Pension, da er aus alter Anhänglichkeit an das fürstliche Haus in würtembergische Dienste zu treten verschmähte. Dadurch gerieth G. in sehr mißliche Verhältnisse, die ihn jedoch nicht abhielten, seine wissenschaftlich praktischen Stu-

dien fortzusetzen, namentlich über die ursprüngliche Lagerstätte des Salzes die sorgfältigsten geognostischen Untersuchungen anzustellen, während er durch juristische Arbeiten seinen Lebensunterhalt zu verdienen suchte. Seine sichere Erwartung, die Urstätte des Salzes zu entdecken, täuschte ihn in der That nicht. Denn als 1817 eine Gesellschaft die früher von G. bewirthschaftete Saline Weißbach erworben und ihn zu deren Director berufen hatte, begann er sofort Bohrversuche auf Steinsalz und hatte die Freude bei Wimpfen seine Vermuthungen rasch und glänzend bestätigt zu sehen. G. errichtete 1819 die große Saline Ludwigshall bei Wimpfen, welche er mit der vortrefflichsten Einrichtung versah. Von dieser Zeit datirt eine neue Periode des Salinenbetriebs in der unteren Neckargegend, welche ihren Ursprung und ihr rasches Emporblühen allein der geistreichen Speculation Glenck's zu verdanken hat. G. suchte nun auch in anderen Gegenden seine so erfolgreichen Erfahrungen zu verwerthen und unternahm mit einem rastlosen Eifer, der fast an Ueberstürzung grenzte und in manchen Fällen selbst den Schein eines Schwindlers auf ihn warf, an zahlreichen Punkten in Thüringen, im Reußischen, in Böhmen, in der Schweiz, im Königreich Sachsen, theils auf eigene Kosten, theils im Auftrage von Gesellschaften oder Regierungen Bohrungen auf Steinsalz. Nebenbei betrieb er die von ihm gepachteten Salinen Lindenau und Büdingen. Manchmal stand es mit seinen Hilfsquellen schlimm, aber G. hatte ein felsenfestes Vertrauen auf das Gelingen seiner Unternehmungen. In der That glückten ihm nach einander drei seiner Versuche, die er auf eigene Gefahr übernommen hatte, nämlich jene bei Busleben im Gothaischen 1828, welchem die Saline Ernsthall ihre Entstehung verdankt, dann 1829 jener bei Stotternheim im Weimarischen, in einer für damals und bei der zu jener Zeit üblichen mangelhaften Bohrmethode erstaunlichen Tiefe von 350 Meter, wo in Folge des Fundes die Saline Louisenhall gegründet wurde, und 1831 jener bei Köstritz im Reußischen, welcher die Errichtung der Saline Heinrichshall zur Folge hatte. Um seine vielverzweigten Geschäfte besser leiten zu können, siedelte G. 1828 nach Gotha über. Weniger günstiger Erfolge hatte G. sich bei seinen Bohrungen in Sachsen, welche die politischen Wirren 1830 zum Einstellen brachten, und in Böhmen zu erfreuen. Auch in der Schweiz schien ihn sein Glückstern zu verlassen. Aber G. wankte nicht, selbst nachdem verschiedene Versuche da und dort ohne entscheidenden Erfolg aufgegeben werden mußten. Endlich 1837 gelang es ihm dennoch auch in Basellandschaft Steinsalz zu erbohren; es wurde dort die Saline Schweizerhall errichtet, welche G. mit sehr zweckentsprechenden Einrichtungen ausstattete. Noch war es ihm vergönnt, diese Saline, die größte und schönste, aber auch unter den größten Schwierigkeiten ins Leben gerufene Schöpfung zur schönsten Blüthe sich entfalten zu sehen, als die Ueberanstrengung früherer Tage rasch seine Gesundheit zum Wanken brachte und seinen Tod am 21. November 1845 herbeiführte. G. gehört unstreitig zu den tüchtigsten Salinisten der Neuzeit, welcher, wie kein Zweiter, es verstand, mit eiserner Energie die auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen geognostischen Kenntnisse praktisch zu verwerthen. In der Bohrtechnik leistete er Vorzügliches und bereicherte sie durch zahlreiche neue Einrichtungen und Instrumente. 56 Bohrlöcher wurden unter seiner Leitung niedergestoßen, viele bis zu einer Tiefe von über 300 Meter. Sein Name war daher bei allen Fachgenossen von bestem Klange. Auch ehrten ihn vielfache Auszeichnungen; von Hohenlohe erhielt er den Hofrathstitel, von Darmstadt das Ehrenbürgerrecht, von Weimar den Orden vom weißen Falken, von Gotha den Titel eines Obergrathes und das Ritterkreuz des Ernestinischen Hausordens. Leider kam G. nicht dazu, seine reichen Erfahrungen auch schriftlich niederzulegen und zum Gemeingut zu machen. Wir besitzen von ihm keinen schriftlichen Nachlaß.

Neuer Nekrolog der Deutschen, XXIII. Jahrg., 1845, I. 867.
Gümbel.

Gletting: Benedict G., geistlicher Dichter des 16. Jahrhunderts, der Sprache nach ein Schweizer. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt. Die Drucke seiner Lieder fallen meist in die Zeit von 1560—70. Er hat verschiedene Lieder verfaßt, zum Theil Umdichtungen von weltlichen und durchaus in beliebten und vielgesungenen Tönen, auch im Stile und Ausdruck ganz volksthümlich. So eine „Tageweise von der liebhabenden Seele zu Gott ihrem Gemahl aus dem Vaterunser", im Tone eines weltlichen Tageliedes „Der Morgenstern hat sich geschwungen"; ein anderes „Von dem Fräulein von Samaria" ist nach der Melodie des Volksliedes „Es wollt ein Maidlein Wasser holen" und erinnert selbst in den Eingangsworten an dieses, es behandelt die Erzählung von Christus und der Samariterin. Wieder ein anderes führt den Titel „Der geistlich Hauptmann, wie er jetzt auf den Frühling will Knechte annehmen" und geht ebenfalls nach einem Volksliede. Auch die Geschichte Josephs hat er geistlich umgedichtet und ihr die Melodie des Liedes „Es warb ein Knab nach ritterlichen Dingen" zu Grunde gelegt. Sämmtliche Lieder, wenn auch zum Theil etwas lang und breit, haben einen frischen Hauch und zeigen die nahe und innige Verbindung der geistlichen Lyrik mit dem Volksliede.

Vgl. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, S. 157—166. Goedeke, Grundriß, S. 241. 1159.
K. Bartsch.

Glettle: Johann Melchior G., geboren zu Bremgarten in der Schweiz in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, war Capellmeister an der Cathedralkirche in Augsburg. Dort erschienen von ihm in den J. 1667—85 acht Werke, welche Messen, Motetten, Psalmen, weltliche Concerte für Singstimmen mit und ohne Instrumentalbegleitung enthalten. Von besonderem Interesse dürfte folgende Sammlung sein: „Musica Genialis Latino-Germanica, oder neue lateinische und teutsche weltliche Musical-Concert, von 1, 2, 3, 4, 5 Stimmen, theils mit 2 Violinen ad libit., sammt 2 Sonaten und 36 Trompeter-Stücklein auf 2 Trompeten-Marinen", 1674. Da das vorletzte seiner Werke, welches 1684 erschien, als „opus posthumum" bezeichnet wird, muß also G. vor dieser Zeit gestorben sein. Ein genaues Verzeichniß seiner Compositionen enthält Gerber's altes Tonkünstlerlexikon (II.).
Fürstenau.

Glewel: Winandus v. G. wurde angeblich ums J. 1400 geboren. Seinem Namen nach scheint er von adlicher Herkunft gewesen zu sein; übrigens ist seine Abstammung wie sein Geburtsort unbekannt. Im J. 1418 trat er in das Benedictinerkloster von Echternach, und als der Abt desselben, Peter von Hübingen, 1437 starb, wurde G. einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt. Wilhelm von Helmstatt, der damalige Abt von St. Martin bei Trier, machte ihm aber diese Würde streitig unter dem Vorwande, v. Hübingen habe ihn noch bei Lebzeiten zu seinem Nachfolger bestimmt. Damit ließ sich jedoch G. nicht zurückweisen. Er wandte sich an das Baseler Concil, welches die Sache untersuchen ließ. Die zu diesem Zwecke ernannte Commission sprach sich zu Gunsten Glewel's aus und erhielt derselbe am 28. December 1439 in der Kirche der Minoriten zu Basel die abtliche Weihe. Als Abt zeichnete sich G. durch seltene Seelengröße, tiefe Frömmigkeit und umsichtigen Verwaltungssinn aus. Seine Mußestunden verbrachte er in wissenschaftlicher Thätigkeit. Er starb im J. 1465. Seine Werke sind: 1) „De computu reddendo", der Bericht seiner Klosterverwaltung; 2) „Vocabularium latino-germanicum", ein Hilfsbuch beim Lesen der alten Urkunden. Die königl. großh. Bibliothek von Luxemburg bewahrt das ungedruckte Manuscript auf.

Aug. Neyen, Biographie luxembourgeoise. Urkunden der Abtei von Echternach.
J. P. Henrion.

Glezze: Dietrich von der G., Verfasser einer „Der Borte“ (Gürtel) betitelten deutschen nach französischer, bisher nicht ermittelter Quelle gedichteten und etwas unsauberen Erzählung, gehört der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an und war höchst wahrscheinlich ein Spielmann. Sein Gedicht, das im Auftrage eines Wilhelm von Wîdenâ entstand, trägt formell die Spuren gesunkener Kunst an sich, zeigt aber keine dialectischen Eigenheiten, auf Grund deren man als des Dichters Heimath Glatz, wie das geschehen ist, annehmen dürfte: eher weist manches auf alemannische Herkunft. Im ganzen ist Dietrich nicht zu den schlechtesten Poeten seiner Zeit zu rechnen: er besitzt lebhaftes Naturgefühl, welches mehrfach durchbricht, reiche Phantasie und einige gelehrte Bildung.

Von der Hagen, Gesammtabenteuer 1 (Stuttgart und Tübingen 1850) S. 449 ff. Steinmeyer.

Glichezaere: Heinrich der G., verfaßte um 1170 im Elsaß nach einer noch erhaltenen französischen Quelle ein deutsches Gedicht aus dem Kreise der Thiersage, welchem er den Namen „Isingrînes nôt“ gab. Leider ist die ursprüngliche Gestalt desselben nur in dürftigen Bruchstücken auf uns gekommen; vollständig besitzen wir es in einer Umarbeitung des 13. Jahrhunderts, welche die Reime zu glätten, alterthümliche Ausdrücke und Formen zu beseitigen, hin und wieder auch den Fluß der Erzählung gleichmäßiger zu gestalten strebte, im ganzen aber bei zahlreichen Flickwörtern und Mißverständnissen das in kraftvoller Sprache und im herben aber wirkungsvollen Stile des 12. Jahrhunderts abgefaßte Original entschieden verschlechtert hat. — Heinrich war ein fahrender Mann, wie sein Beiname, wenn auch dessen specielle Beziehung bisher streitig ist, seine formelhafte Redeweise und der einmal begegnende Hinweis auf seinen Lohn bezeugen. Seine Bedeutung liegt darin, daß er der erste war, welcher in deutscher Sprache einen in sich abgerundeten Abschnitt der Fuchssage poetisch bearbeitete und diese seine Bearbeitung auch schriftlich fixirte.

Vollständige Litteratur bei Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert (Straßburg 1875) S. 111 ff.

Steinmeyer.

Gliemann: Philipp Albert G., Porträtmaler, geb. 26. Decbr. 1822 zu Wolfenbüttel, † 25. April 1872 zu Dresden, war der Sohn eines für die Stobwasser'sche Dosenfabrik in Braunschweig beschäftigten Malers und mußte früh schon letzterem bei der Arbeit an die Hand gehen. Bei seinem energischen Vorwärtsstreben und ungewöhnlichen Talente gelang es ihm endlich im J. 1844 nach Dresden auf die Akademie zu kommen und hier unter J. Hübner seine künstlerische Ausbildung zu vollenden. Durch ein weibliches Bildniß zog er, auf der ersten allgemeinen deutschen und historischen Kunstausstellung zu München 1858 die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. In Dresden war er Jahre lang der gesuchteste Porträtmaler und namentlich auch für den Hof viel beschäftigt. Ein von ihm gemaltes lebensgroßes Bildniß des Königs Johann schmückt die Aula der Universität Leipzig. Kleinere Ausflüge nach Paris und Antwerpen abgerechnet, war er bis zu seinem Tode in Dresden thätig. Ein Bruder Gliemann's war Schauspieler und hat sich als Charakterdarsteller vortheilhaft bekannt gemacht Clauß.

Gliers: der von G., lyrischer Dichter des 13. Jahrhunderts. Er gehört wol dem freiherrlichen Geschlechte an, das im elsässischen Sundgau angesessen war. Da der Vorname nicht überliefert ist, so läßt sich die Person nicht mit Sicherheit feststellen. Vielleicht ist es Wilhelm von G., Herr von Froberg (Montjoie), der zu Ende des Jahrhunderts (1296, 1298, 1300) in Urkunden

vorkommt. Form und Inhalt der Gedichte sind dieser Annahme gemäß. Es sind nur drei Leiche ohne besonderen poetischen Werth erhalten.

Von der Hagen, Minnesänger 4, 112. W. Wilmanns.

Glink: Franz Xav. G., Historienmaler, geb. 1795 zu Burgau, kam bald nach München, wo er bei seinem Vater das Tischlerhandwerk lernte, nebenbei schnitzte und Krippendarstellungen baute. Durch Director Peter von Langer, welcher zufällig das Genie des Knaben entdeckte, wurde derselbe der Kunst und der Akademie zugeführt, wo er schon 1814 Zeichnungen nach der Antike zur Ausstellung brachte. 1820 erschienen zwei große Cartons, die „Anbetung der Hirten" und „Christus als Gärtner nach der Auferstehung" nebst sieben Zeichnungen religiösen Inhalts, welche als eigene Compositionen von dem Fleiße und Talent des jungen Künstlers das schönste Zeugniß gaben. 1823 erhielt G. durch Cornelius ein Reisestipendium nach Rom, wo er längere Zeit blieb, ohne der von Langer empfangenen Richtung ungetreu zu werden. Nach seiner Rückkehr malte er das Altarblatt in der Militär-Lazarethkirche, ein Festbild (Auferstehung Christi) für die Frauenkirche &c. Mit Lindenschmit, M. Neher u. A. schmückte G. das von Dominik Quaglio für den Kronprinzen Maximilian neuerbaute Schloß Hohenschwangau mit Fresken. G. malte nach eigener Composition die „Madonna" am Schloßbrunnen, dann das sog. Berthazimmer, den Cyclus aus der Wilkinasage und den Nibelungen, die Scenen aus Tasso und die Geschichte des Autharis, größtentheils nach Moriz von Schwind's geistreichen Compositionen, in der Sommerzeit 1834—37. Darauf wendete sich G. wieder ganz zur religiösen Kunst; zu seinen besten Bildern gehörten „Die Flucht der heil. Familie" (welche 1839 auf der Leipziger Kunstausstellung erschien, vgl. noch Mises (Fechner): Kleinere Schriften. Leipzig 1875. S. 498) und „Mariens Besuch bei Elisabeth", zwei Bilder, in welchen G. durch die Kraft und Schönheit der Farbe seine Blüthezeit feierte. In seinen späteren Bildern wurde er süßlich und weich, ohne Naturwahrheit und flau; unverdrossen arbeitete er sein Lebenlang für Landkirchen, oft um geringen Lohn, da die religiöse Kunst häufig höchst armselig bezahlt wird. Er starb am 21. Febr. 1875 zu München.

Biographie von seiner Tochter (Fanny Becker) im II. Jahrgang des Deutsch. Hausschatz, Regensburg 1876. S. 237. Vgl. dazu Lipowsky S. 38 und Nagler II, 252. Hyac. Holland.

Globig: Hans Ernst von G., verdienter Criminalist, wurde geb. am 2. Novbr. 1755 auf dem Gute seines Vaters zu Grauwinkel im Wittenberger Kreise, studirte in Wittenberg und Leipzig, wo er 1774 am Oberhofgericht als Auditor eintrat. Nach kurzer Thätigkeit bei der Regensburger Gesandtschaftskanzlei, wurde er bei dem Appellationsgerichte in Dresden Assessor, 1781 wirklicher Rath. Mit seinem Freunde, dem geheimen Finanzsecretär Huster, beantwortete er 1779 die von Voltaire und der ökonomischen Gesellschaft zu Bern ausgeschriebene Preisfrage über die Criminalgesetzgebung, die, 1782 preisgekrönt, 1783 erschien (4 Zugaben 1785). Ebenso trug er den Preis davon für eine von Friedrich dem Großen ausgeschriebene Arbeit: „Betrachtungen bei dem Entwurfe eines Criminalgesetzbuchs für die preuß. Staaten", 1788. Seit 1789 Assessor in Wetzlar, widmete er sich mit unermüdlichem Eifer der juridischen Praxis und sammelte Materialien für eines seiner Hauptwerke: „Versuch einer Theorie der Wahrscheinlichkeit, zur Gründung des historischen und gerichtlichen Beweises", 1806. In seinem neuen Wirkungskreis als kurfürstlicher Reichstagsgesandter und evangelischer Directorialis zu Regensburg schrieb er: „Kritik eines peinl. Gesetzbuchs für Baiern", 1808; „Entwurf eines Maßstabs der gesetzlichen Zurechnung und der Strafverhältnisse", 1808 und sein wichtigstes Werk: „System einer vollständigen Criminal-Polizei- und Civilgesetzgebung (für Ruß-

land)", 1809, 4 Octavbände, 2. Aufl. 1815—18. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er von Kaiser Alexander das Ritterkreuz des St. Annenordens. Später wurde G. Geheimrath und Conferenzminister des Königs von Sachsen und rechtfertigte als Director der Gesetzcommission durch unermüdete Thätigkeit und Berufstreue das in ihn gesetzte Vertrauen. Nach herben Familienverlusten starb er am 21. Nobr. 1826.

Heinrich Döring in Ersch und Gruber. — Neuer Nekrolog 1826, I. 283. — Berner, Strafgesetzgebung in Deutschland seit 1751, Leipzig 1867. S. 35, 37, 38. — Holtzendorff, Handbuch des deutschen Strafrechts I, 83, 84. — Hälschner, Das preußische Strafrecht, 1855, I. S. 169, 170. — Nypels, Bibliothèque choisie, 1864, p. 64, 128, 129. — Wächter, Beilagen zu Vorlesungen über das deutsche Strafrecht, 1877, S. 139. — Temme, Lehrb. des preuß. Strafrechts, 1853, S. 41. Teichmann.

Glockendon oder Glockenton ist der Name einer Nürnberger Künstler-Familie, deren Mitglieder in der zweiten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebten und arbeiteten. Ihre Genealogie ist nicht ganz klar und ihre Werke sind zum großen Theil noch nicht mit Sicherheit bestimmt. Als der Ahn derselben gilt: Albert G. der Aeltere, geb. um 1450 zu Nürnberg, Kupferstecher und Illuminist. Er kopirte einzelne Kupferstiche nach Schongauer und arbeitete im Stil dieses Meisters. Passavant, Peintre Graveur. Georg G. der Aeltere, ist der älteste bekannte Nürnberger Formschneider, zugleich Illuminist. Er malte Initialen (zum Theil auf Goldgrund) für Gesang- und Meßbücher, Wappenbriefe &c. Er starb 1515. Seine Söhne und Töchter übten dieselbe Kunst (Neudörfer, Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern, Wien 1875). Georg G. der Jüngere, Sohn des Vorigen. Geb. 1492 zu Nürnberg, gest. daselbst 1553, übte das Geschäft des Vaters (wendete dabei auch Patronen an) und trieb einen Handel mit gemalten Kupfern und Miniaturen (s. Doppelmayr, Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern, Nürnberg 1730). Nicolaus G., Sohn des vorigen, ist mit seinem Bruder Albrecht der berühmteste Miniaturmaler dieser Familie. N. arbeitete viel für den Kardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz. Ein für denselben gefertigtes großes Missale vom J. 1524, dessen größere Bilder Copien nach Dürer sind, befindet sich jetzt in der Bibliothek zu Aschaffenburg. Von ihm sind auch noch ein Gebetbuch in Octav vom J. 1531 in derselben Bibliothek, ein neues Testament in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, ein Gebetbuch in der Bibliothek zu Cassel, ein Missale und ein Passionale in der Stiftskirche zu Aschaffenburg. G. starb um das J. 1560. Er hatte zwölf Söhne, welche sämmtlich Künstler wurden (s. Doppelmayr, Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern, Nürnberg 1730). Albrecht oder Albert G., der jüngere Bruder des vorigen, ebenfalls ein ausgezeichneter Miniaturmaler, lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von ihm ein Bilder-Kalender vom J. 1526 in der königl. Bibliothek zu Berlin. R. Bergau.

Glocker: Dr. Ernst Friedrich G., Professor der Mineralogie und Director der mineralogischen Sammlung an der Universität Breslau, geb. am 1. Mai 1793, stammte aus einer bürgerlichen Familie Stuttgarts, wo er auch seine Jugend verlebte und erste Bildung erhielt. Von hier ging G. 1810 an die Universität Tübingen über, um daselbst philosophischen und theologischen Studien sich zu widmen. Nach Vollendung derselben widmete er sich auf kurze Zeit dem Kirchendienste, bezog aber, als eine frühere Neigung zur Naturwissenschaft bald wieder die Oberhand in ihm gewann, aufs neue die Universität Tübingen, um zuerst der Botanik, später der Mineralogie sich zuzuwenden. Zu gleichem Zwecke besuchte er später auch Halle a. S., von wo aus er eine Anstellung als Lehrer der Naturwissenschaft in Breslau 1818 fand. Daselbst habilitirte er sich 1823

an der Universität durch die Schrift: „De topazio Plinii“ 1824, nachdem er schon vorher einen für den Schulunterricht sehr brauchbaren „Grundriß der Mineralogie“, Berlin 1821, geschrieben und, wie es scheint, auf Veranlassung von Treviranus eine interessante Schrift „Ueber die Wirkung des Lichtes auf die Gewächse“ 1821 veröffentlicht hatte, welche ihm den Weg zu der akademischen Laufbahn öffnete. Kleinere Aufsätze von ihm erschienen damals in Oken's Isis. Bereits 1814 wurde G. zum Extraordinarius und 1825 als Professor am Magdalenengymnasium, aber erst 1834 nach Steffens' Abgang zum Ordinarius an der Universität ernannt. Zugleich damit wurde ihm auch die Direction des Mineraliencabinets der Universität übertragen, für dessen Erweiterung und Bereicherung er bis zu seinem Wegzug von Breslau eifrigst Sorge trug. Neben seiner Lehrthätigkeit beschäftigte sich G. besonders mit mineralogischen und geognostischen Durchforschungen der Nachbarländer und verwendete hierzu fast ausschließlich die Ferienzeit. Schlesien, Lausitz, Mähren und die Sudetenländer durchwanderte er zu wiederholten Malen und brachte eine reiche Sammlung von Mineralien und Versteinerungen aus diesen Gebieten zusammen. In einer Reihe von Publicationen Glocker's sind die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Forschungen enthalten; dahin gehören: „Beiträge zu einer Kenntniß der Sudetenländer“, Breslau 1827; „Charakteristik der schlesischen Min. Litteratur“, 2 Bde. 1827—1832; „Ueber schlesischen Hyalith, besonders über einige neuentdeckte Formen desselben, sowie über dessen Vorkommen und Entstehen“ (N. act. Ac. Leop. Carol. XIV. 1829. 545), „De Graphite moravice et de phaenomenis quibusdam originem Graphitae illustrantibus litterae“ (N. act. XVIII Suppl. I. 1841. 19—49) und viele andere Aufsätze in diesen Schriften Vol. XIX—XXV., unter denen jene über den Jurakalk von Kurowitz in Mähren und über den darin vorkommenden Aptychus imbricatus, dann „Bemerkungen über einige Terebratulen aus dem Jurakalk Mährens und Ungarns“, „Ueber die nordischen Geschiebe der Oderebene um Breslau sammt Nachtrag“ hervorzuheben sind. Besonders ist es Schlesien, um dessen genauere Kenntniß in geognostischer Beziehung sich G. unbestrittene Verdienste erwarb. Dabei zeigt sich, wie man es in seinen übrigen Arbeiten häufig bemerken kann, daß G. in allen Gegenständen, die sich auf das engere Gebiet der Mineralogie beziehen, das Feld vollkommen beherrschte, aber bei Behandlung besonders des paläontologischen Materials nicht auf gleicher Höhe der Wissenschaft stand. Seit 1833 publicirte er auch „Mineralogische Jahrhefte“ (1831—41) und gab 1839 einen „Grundriß der Mineralogie mit Einschluß der Geologie und Petrefactenkunde“ heraus. Endlich glaubte er, wie Necker und Breithaupt, den Versuch machen zu sollen, durch das Werk: „Generum et specierum mineralium secundum ordinis natur. digestorum Synopsis“ Halae 1847, eine lateinische Nomenclatur in der Mineralogie einzuführen, ohne aber dabei einen nennenswerthen Anklang unter den Fachgenossen zu finden. Als sein letztes und bedeutendstes Werk muß gelten: „Geognostische Beschreibung der preuß. Lausitz, theilweise mit Berücksichtigung des sächs. Antheils; nach den Ergebnissen einer auf Kosten der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz unternommenen Reise entworfen. Mit 50 Figuren und Holzschnitten, 1 lithogr. Tableau und 1 geogn. Karte“, im 8. Bde. der Abhandl. der naturf. Gesellschaft in Görlitz, deren Ehrenmitglied er war. Dasselbe enthält sehr viele werthvolle Einzelangaben, welche für den unermüdlichen Eifer des Verfassers sehr deutlich sprechen; dasselbe läßt auch den Reichthum seiner höchst werthvollen und inhaltsreichen Mineraliensammlung erkennen. Zahlreiche kleinere Aufsätze in Leonhard's und Bronn's neuem Jahrbuch, in Schweiger's Journal und in Poggendorff's Annalen mögen die Zahl 50 nahezu erreichen. G. war der Typus eines Junggesellen und galt in gesellschaftlicher Beziehung als ein Sonderling,

der sich manchen gerechten Vorwürfen aussetzte und zuletzt es soweit kommen ließ, daß er einer ihm drohenden Untersuchung nur durch Verzichtleistung auf seine Stellung an der Universität 1854 aus dem Weg gehen konnte. G. lebte seitdem als Privatmann theils in Halle a. S., theils in Görlitz, wo er eine Zeit lang die Stelle eines Custos der naturwissenschaftlichen Sammlung versah, zuletzt mit einem gleichfalls unverheiratheten Bruder zusammen ohne wissenschaftlichen Umgang in seiner Geburtsstadt, wo er auch ganz unbeachtet und gleichsam verschollen am 15. Juli 1858 aus dem Leben schied. G. war ein sehr kenntnißreicher Gelehrter, als Lehrer der Mineralogie glänzte er durch Klarheit und Gründlichkeit in seinen Vorträgen und wurde gern gehört. Aus seiner großen Mineraliensammlung hatte er früher vieles werthvolle nach Stuttgart geschenkt, und wurde dafür durch Verleihung des würtembergischen Friedrichordens geehrt. Später trat er wegen Ablassung seiner Sammlung mit der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz in Unterhandlungen, und als diese sich zerschlugen, mit der Universität Tübingen, der es glückte, gegen eine Leibrente von jährlich 500 Fl. diese werthvolle Sammlung zu erwerben. G. hatte nur mehr zwei Jahre hindurch des Genusses dieser Rente sich zu erfreuen.

Poggend., Biogr. lit. Handw. I, 912. Nouv. Biogr. génér. T. 21. Neues Laus. Mag. XXXIV. 9. Abh. d. naturf. Ges. z. Görlitz IX. S. 259. Oettinger, Moniteur d. Dates I. 1866. Gümbel.

Gloger: Constantin Wilhelm Lambert G., sorgfältiger Beobachter und Schriftsteller auf dem Gebiet der Zoologie, geb. in Kasischka in Oberschlesien, auf dem Gut seines Vaters, starb in Berlin 1859. Vorgebildet durch Privatunterricht und dann durch das Gymnasium in dem unfern gelegenen Neisse, bezog G. 1821 mit einem Zeugniß ersten Grades entlassen, die Universitäten Breslau und Berlin, um unter Gravenhorst's, Otto's, Steffens', Lichtenstein's Leitung Naturwissenschaften und vorzugsweise Zoologie zu studiren, ohne seine Neigung für die alten Sprachen ganz zurück zu drängen. Er verlebte die größere Hälfte seiner Jahre in Breslau, wo er dann auch den anregenden Umgang von Nees von Esenbeck genoß, und wol durch ihn und Steffens der naturphilosophischen Richtung zugewendet wurde, die in einer beabsichtigten, aber nicht ausgeführten Systematik des Thierreichs zu voller Geltung kommen sollte. In Uebereinstimmung mit seiner Vorliebe für die Jagd und die Beobachtung der Säugethiere und Vögel in der freien Natur, die ihn schon auf dem Gymnasium in seinen Freistunden beschäftigten, legte er sich ganz auf das Studium dieser beiden Thierclassen, erwarb sich 1830 durch seine Dissertation „De avibus ab Aristotele commemoratis“ in Breslau den Doctorgrad, lernte gründlich die Naturverhältnisse des Riesengebirges wie der übrigen Provinz kennen, legte seine Wahrnehmungen über die Lebensweise und Verbreitung der betreffenden Thiere namentlich in den obersten Regionen des Gebirges in mehreren theils in der Isis und Froriep's Notizen, theils in den Acta Leopoldina veröffentlichten Abhandlungen nieder, und faßte dann die ganze schlesische Wirbelthierfauna in einem von sehr schätzbaren Bemerkungen begleiteten Verzeichniß zusammen. Hiedurch hat sich G. ein dauerndes Verdienst um die Thierkunde dieser Provinz erworben. Dabei blieb aber G. nicht stehen: er dehnte seine Studien auch über die gesammte europäische Vogelfauna aus, wobei ihm die mit größter Liberalität gewährte Benutzung des Berliner Museums die wesentlichsten Dienste leistete, doch ist von diesem „Handbuch der Naturgeschichte der Vögel Europa's“, welches mit großem Beifall aufgenommen wurde, leider nur der erste, die Landvögel enthaltende Theil erschienen. Als entschiedener Gegner der Auflösung allgemein angenommener Arten in eine Anzahl neuer, wie sie Brehm eingeführt wissen

wollte, suchte G. die Abänderungen im Größenverhältniß einzelner Theile und Färbung, durch welche jener sich dazu berechtigt glaubte, aus climatischen und localen oder anderen Einflüssen zu erklären; genaueste Beobachtung der Lebensweise und eingehendste Studien der geographischen Verbreitung der Vögel waren für G. die Hauptaufgabe. Doch fand er, was zu bedauern ist, keinen seinen Neigungen entsprechenden dauernden Wirkungskreis. Eine Zeit lang hatte er die Stelle eines Collaborators am Mathias-Gymnasium in Breslau inne, aber auch diese gab er auf und zog sich, nachdem er 1842 noch von einem „gemeinnützigen Hand- und Hülfsbuch der Naturgeschichte“ den ersten Band herausgegeben, als Privatmann nach Berlin zurück, wo er gegen ein Jahrgeld für das Berliner Museum schlesische Naturproducte herbeischaffte, vermuthlich auch in diesen Sammlungen hülfreich arbeitete. Aus dieser letzten Lebensperiode stammen die beiden kleinen Abhandlungen über den Vogelschutz und den Schutz nützlicher Thiere, deren wiederholte Auflagen den Beweis liefern, daß sie ein durchaus zeitgemäßes Bedürfniß befriedigten.

Vgl. Hoffmann's Monatschrift von und für Schlesien 2. Bd. S. 610 und Nowack, Schles. Schriftstellerlexikon 4. Heft. Grube.

Gloger: Georg G., lateinischer und deutscher Dichter, war geboren 1603 in Habelschwert, besuchte aller Wahrscheinlichkeit nach das Elisabetan in Breslau, studirte seit 1625 Medicin in Leipzig und starb dort am 16. Octbr. 1631. Er war es, der durch seine intime Freundschaft und sein Beispiel Paul Fleming zuerst poetisch anregte, in einen aus schlesischen Jünglingen bestehenden Dichterbund einführte, mit Opitz befreundete und so zu Fleming's Zugehörigkeit zur schlesischen Dichterschule Anlaß gab. Seine deutschen und lateinischen Gedichte wurden von Fleming gesammelt und zum Drucke vorbereitet. Sie finden sich der Handschrift von Fleming's lateinischen Gedichten in der Bibliothek zu Wolfenbüttel beigegeben, aus welcher sie Lappenberg im 3. Bande von Fleming's Gedichten von S. 637—75 mittheilt. Nur eine „Decas latino-germanicorum epigrammatum“ war davon 1631 schon gedruckt.

J. M. Lappenberg, Paul Fleming's deutsche Gedichte II. S. 637 ff. und 823—829. Palm, Beiträge zur Gesch. der deutschen Litteratur des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Paul Fleming und Georg Gloger S. 103—112. Palm.

Glorin: David G., geb. 16. März 1597 zu Burg auf Femern, gest. als erster Bürgermeister von Lübeck am 26. Febr. 1671. Von seinem Vater, welcher, aus Arnswald in der Neumark stammend, als Bürgermeister der kleinen Stadt Burg starb, ward G. 1613 nach Joachimsthal, später auf das Stettiner Pädagogium gesandt und zum Studium der Jurisprudenz bestimmt; er selbst hatte anfangs Neigung für die Theologie. Er studirte in Wittenberg und Rostock, promovirte am letzteren Orte und lebte dort als Advocat seit 1624. Für seine staatsmännische Ausbildung wirkte entscheidend eine Reise, welche er, obschon inzwischen verheirathet, 1626 antrat auf die Einladung von zwei jungen holsteinischen Adeligen, von Pogwisch, deren Studien er, vor seiner Advocatur, zu Neukloster in Meklenburg geleitet hatte. Sie besuchten Deutschland, die Niederlande, England, Frankreich, einen Theil von Spanien und verweilten auf der Rückkehr länger in Straßburg und Speier. 1632 verließ G. Rostock und trat als Rath in die Dienste des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein. 1642 übernahm er ein Syndicat zu Lübeck und ward zugleich hansischer Syndicus. Das Amt des letzteren legte er 1665 nieder, das erstere vertauschte er ein Jahr darauf mit der Stellung eines Bürgermeisters. Schon als herzoglicher Rath hatte er Gelegenheit, seine Tüchtigkeit in diplomatischen Verhandlungen

bei wichtigen Gesandtschaften zu beweisen, für den hansischen und lübischen Syndicus reiheten sich derartige Reisen fast unmittelbar an einander. Es war die Zeit, wo die wenigen noch zusammenhaltenden Städte ihre ganze Energie aufbieten mußten, um gegen fürstliche Uebermacht von ihrer unabhängigen Stellung zu retten, was zu retten war. Vor allem mußte Lübeck sich gegen Aus- und Inland wehren, denn der dauernde Kriegszustand ward zu jeglicher Unbill benutzt. Mit Waffengewalt konnte man sich dagegen hinter festen Mauern wohl vertheidigen, aber die Zeit der glücklichen Angriffe war vorbei. So galt es zu temporisiren, zu vermitteln, zu unterhandeln, und dies Geschäft fiel den Rechtsbeiständen des Raths, den Syndicis, zu, unter denen G. seiner Zeit der hervorragendste war. Die vornehmsten Gesandtschaften übertrug man freilich Rathspersonen, aber auch deren rechte Hand war der begleitende Syndicus. Zu niedersächsischen Kreistagen und hansischen Conventen ward G. fast regelmäßig abgeordnet. Schon 1642 mußte er nach Kopenhagen in Sundzollangelegenheiten, 1643 begleitete er die Gesandtschaft, welche die Handelstractate mit Schweden wiederherstellte. Er war Lübecks Gesandter auf dem westfälischen Friedenscongreß zu Osnabrück 1645—49, zugleich für Hamburg und Bremen, auch für Sachsen-Lauenburg, Nordhausen und Goslar führte er die Stimmen. Ebenso wohnte er 1652 den Friedensexecutionsverhandlungen in Nürnberg bei und ward im nächsten Jahre auf den Regensburger Reichstag geschickt. Endlich nahm er an den Verhandlungen von Stade Theil, welche 1654 zum Friedenstractat zwischen Schweden und der Stadt Bremen führten. Wie es hier den Abgeordneten Lübecks und Hamburgs gelang, der Stadt Bremen gegenüber den von Karl X. als Erzbischof geforderten Hoheitsrechten die Immedietät zu erhalten, so war es allein Gloxin's Verdienst, daß Lübeck und den anderen Städten ihre volle Reichsunmittelbarkeit im westfälischen Frieden zugesichert ward, daß vielfache Hindernisse des Handels und Verkehrs beseitigt wurden, und daß der zwischen Spanien und den Niederlanden abgeschlossene Separatfriede die Hansestädte in Bezug des Handels nach den spanischen Landen den Niederländern gleichstellte. Fürstliche Ansprüche galt es auch später abzuwehren. So vermittelte G. für die Stadt Münster gegen ihren Bischof 1654, für die Stadt Magdeburg 1657 zu Helmstedt. Er verglich Differenzen mit Lauenburg über den Elbzoll 1656, mit Holstein über die Trave 1663, und ward in demselben Jahre als hansischer Syndicus einer das Comtor zu Bergen betreffenden Gesandtschaft beigegeben. Auch der nordische Krieg zwischen Dänemark und Karl X. zog Lübeck in Mitleidenschaft. Zu Lande plünderten die Verbündeten der Dänen, zur See mißachteten beide kriegführende Parteien Lübecks Neutralität. Zweimal ward G. 1659 nach Dänemark gesandt. Nicht minder nahmen die inneren Verhältnisse Lübecks die Thätigkeit des Syndicus in Anspruch. Die Bedrängnisse der Stadt, die Störungen des Handels und der Schifffahrt, die gesteigerten Ausgaben für die vielfachen Negotiationen, die vergrößerten Reichsumlagen übten ihren Einfluß auf die städtischen Finanzen und auf den Wohlstand der Bürger. Es war natürlich, daß sich der Unwille der letzteren zunächst gegen die Patricier und deren Einfluß im Rathe richtete, denn die Stadtjunker suchten es dem Landadel möglichst gleich zu thun in aller Vornehmheit. So klagten Brauer und Handwerker, daß, während der Rath ihren Gewerben Schranken stecke, die Patricier durch Brauen und Setzen von Handwerkern auf ihren Landgütern sich dem städtischen Gewerbezwange zu entziehen wüßten. Die Brauer, wegen eines Aufstandes 1652 in Strafe genommen, hatten beim Reichshofrath geklagt, und G., der 1654 persönlich in Wien anwesend war, die Zurückweisung dieser Klage an den Rath als die unmittelbare Obrigkeit erwirken helfen. Die Mißhelligkeiten dauerten freilich fort und mehrten sich, als der Rath zur Deckung der Stadt-

schulden außerordentliche Auflagen forderte. Die Bürgerschaft verlangte dagegen Antheil an der Finanzverwaltung unter heftigem Widerstreben des Raths. Abermals ward des Kaisers Vermittelung angerufen, Mandate zu Gunsten des Raths blieben fruchtlos, ja im Frühling 1665 griffen Brauer und Handwerker zur Gewalt auf den Landgütern der Patricier. Erst jetzt gelang es G., welchem als ältestem Syndicus vorzüglich die Führung der Verhandlungen des Raths mit den Bürgern oblag, jenen zur Nachgiebigkeit zu stimmen, da schon eine kaiserliche Commission in Aussicht stand. Durch den sog. Cassa=Receß vom 26. Juli 1665 wurden andere Beschwerden der Bürger beseitigt und ihnen eine von Rath und Bürgern gemeinschaftlich zu verwaltende Casse zugestanden. Einigkeit war freilich auch so nicht hergestellt. Die Landbegüterten wollten sich in die Bestimmungen des Recesses über Zoll und Accise, durch welche ihr bisheriger Gewerbebetrieb gestört ward, nicht fügen; noch im Herbst 1665 wiederholten sich die Thätlichkeiten lübischer Handwerker auf den Gütern. Die Bürger aber verlangten noch größeren Antheil am Regiment, Mitbesetzung der Beamtenstellen, Einfluß auf die Rathswahl ꝛc. Gerade während dieser Wirren ward G. im siebenzigsten Lebensjahre zur Bürgermeisterwürde erhoben auf den schriftlich überreichten Wunsch der Bürgerschaft. Ihrem Drängen nach einem erfahrenen Herrn Consul, durch dessen christliche und politische Integrität diejenigen, welchen Gottes Ehre und dieser Stadt Bestes zu Herzen gehe, unterstützet, hingegen aller Eigennutz ausgereutet werde, mußte der Rath auch wider Willen nachgeben. G. ward denn wirklich der Friedensstifter. Zwar waren die Landbegüterten durch kaiserliche Mandate in ihren gewerblichen Vorrechten geschützt worden, und als der Rath verlangte, daß sie gleich anderen der Stadt Unterthanen sich den städtischen Statuten unterwürfen, leugneten sie diese Unterthänigkeit für ihre außerhalb der lübischen Landwehr in Holstein gelegenen Güter. Der König von Dänemark nahm sie als Oberherr in Schutz, und so wurden diese nach lübischem Recht lebenden und so gut wie lübisches Territorium gewordenen Dörfer der Stadt für immer entzogen. Mit den Bürgern jedoch kam es nach heftigem Schriftenwechsel zum Receß vom 9. Januar 1669, der Grundlage von Lübecks Verfassung bis zum Jahre 1848. Der Receß ward durch brandenburgisch=braunschweigische Commissarien abgeschlossen, eine Reichseinmischung, welche G. gern vermieden hätte. Doch waren es seine Mäßigung und Energie, welche den Rath bestimmten, den bürgerschaftlichen Collegien ihren Antheil am Regiment einzuräumen, die Bürger dagegen von weiteren Eingriffen in die Selbstherrlichkeit des Raths abhielten. G. erntete für die Wiederherstellung der bürgerlichen Eintracht maßlose Verläumdung, welche seine letzten Lebensjahre trübte. Gelegenheit zu böser Nachrede hatte schon der Umstand gegeben, daß er als (damals unbesoldeter) Bürgermeister weiteren Anspruch auf das Syndicatsgehalt erhob, weil ihm in der That die Abwickelung der Syndicatsgeschäfte noch zufiel, während die Cassabürger sogar Rückzahlung der für das laufende Jahr bereits erhobenen Besoldung verlangten. Allein hierüber kam es bald zum Compromiß. Nachhaltiger waren die Verunglimpfungen der Junker, von denen der Bürgermeister von Höveln und der Senator von Brömse sogar ihre Aemter niederlegten. Der „Bauernsohn aus Femern“, so hieß es, habe sie verdrängt, seine Hetzerei allein habe die Bürgerschaft mit dem Rathe veruneinigt, er habe sich von jener erkaufen lassen ꝛc. G. vertheidigte sich dagegen ruhig und gehalten in zwei Schriften, welche allgemeine Anerkennung fanden: Reipublicae Atlantem, den Mann, auf dessen Schultern die Last der Staatsgeschäfte ruhte, nennt ihn der gleichzeitige Nekrolog. Der Mann von eiserner Hand (vir ferrea manu) hieß er auf dem westfälischen Congreß. Sein Bildniß hängt im Conferenzsaale zu Osnabrück. Kaiser Ferdinand III. ernannte ihn 1654 zum kaiserlichen Rathe

„vorzüglich wegen seines Fleißes und seiner Treue, mit denen er den Friedensunterhandlungen beigewohnt und überall nach bestem Vermögen und altdeutscher Aufrichtigkeit das allgemeine Wohl des Vaterlandes wahrgenommen hätte.“ Auf den junkerlichen Vorwurf der Abstammung von Bauern erwiderte G. durch den Hinweis, daß seine nächsten Vorfahren und deren Verwandte Bürgermeister, Superintendenten, Pastoren, und daß in seiner Familie überhaupt zwanzig bis dreißig Doctoren, ja Adelige gewesen seien. Adelig war das Geschlecht seiner Mutter, einer von Hövenstein, deren Vater vor Alba aus Belgien flüchtete. G. war mit der Tochter des Bürgermeisters Schabbel zu Wismar verheirathet. Sein Sohn Friedrich ward 1654 das Opfer einer Studentenrauferei in Jena, ein zweiter, Anton Heinrich, starb als kaiserlicher Rath 1690, drei Töchter wurden angesehen verheirathet, die mittlere an den gothaischen Rath Dr. Joh. Francke, den Vater des Stifters des Hallischen Waisenhauses.

Jo. Henr. a Seelen, Commentatio historica de Davide Gloxino, Lub. 1748. L. Heller, Der Lüb. Bürgermeister David Gloxin, in Neue Lüb. Blätter 1837, S. 81 ff. Mantels.

Gluck: Christoph Wilibald G., ist am 2. Juli 1714 in dem Pfarrdorfe Weidenwang bei Neumarkt in Baiern, als ältester Sohn aus der Ehe des Försters Alexander G. mit Anna Walpurgis geboren. Den Forschungen von Aloys Fuchs, denen die umfassenderen Anton Schmid's folgten, ist diese endliche Feststellung der Abkunft des unsterblichen Tonsetzers, mit welcher man die eines schon im J. 1700 geborenen Oheims desselben verwechselt hatte, zu verdanken. Da der Vater seit dem J. 1717 bei verschiedenen Herrschaften in Böhmen Dienste nahm, so verlebte G. dort den größeren Theil seiner Jugend. Er wurde hart, doch keineswegs roh erzogen: wie sein jüngerer Bruder Anton mußte er zwar, selbst in rauher Jahreszeit, barfuß Jagd- und Meßgeräthe tragend, seinen Vater in den Wald begleiten; aber sowol seine Elementar- wie seine musikalische Bildung war der Art, daß sie seinem geistigen Leben einen festen Grund legte. Gluck's musikalische Natur konnte keinen günstigeren Boden finden als den Böhmens. Wenn schon das waldreiche Land und das Waldleben überhaupt die tiefen Töne der Natur in dem Knaben widerhallen ließen, so fand er in Kirche, Schule und Nachbarhaus vielfache Gelegenheit zu Gesang und Spiel, so daß er frühzeitig Noten las und Violine und Violoncell ausdrucksvoll spielte. Daß der arme Forstmann die Dorfschule für den Zwölfjährigen unzureichend fand und ihn 1726 nach Kommotau zu den Jesuiten auf das Seminar brachte, wo er 6 Jahre verweilte, ist kein geringer Beweis für die Strebsamkeit der Familie. Dieser Aufenthalt kam auch der musikalischen Ausbildung Gluck's zu statten, da es an Aufführungen in der Ignatiuskirche und an Gelegenheit, die Orgel zu spielen, nicht fehlte. In seinem 18. Jahre wanderte G. behufs weiterer Ausbildung nach Prag, wo die Musik ihm zum Broterwerb diente. Er erhielt aus einigen Kirchen monatliche Besoldungen, die indessen für seinen Unterhalt nicht ausreichten, und so machte er zuweilen Wanderungen in Dörfern und Städten, um daselbst vor den Häusern oder bei Tanzgelagen zu spielen. Die böhmischen Bauern belohnten ihn oft nur mit Eiern, die er dann gegen andere Lebensmittel austauschte. Er erzählte in späteren Jahren, daß ihm bei diesem Wanderleben, das mehrere Jahre dauerte, trotz seines hohen und kräftigen Körperbaues sein grober Tuchmantel, unter welchem er seine armselige Habe verbarg, im Sommer besonders lästig war. Schon damals scheint der junge Künstler indessen die Aufmerksamkeit adlicher Personen der Art auf sich gezogen zu haben, daß sie ihn unterstützten; namentlich war dies in der Familie des Fürsten Lobkowitz der Fall, deren G. sich stets mit größter Dankbarkeit erinnerte. Diese Familie war es auch, welche ihn in den Stand setzte, 1736 seinen Aufenthalt in Wien zu nehmen.

Sie ließ ihn dort höhere musikalische Studien machen und es that sich nun eine neue Welt für den strebenden Jüngling auf. Entscheidend für seine ganze fernere Laufbahn wurde aber der Umstand, daß er schon nach kurzer Zeit im Lobkowitz'schen Hause den Fürsten Melzi (einen Sprößling des in der Geschichte der Malerei bekannten Freundes von Leonardo da Vinci) kennen lernte, der ihn zu seinem Kammermusikus ernannte und nach Mailand mitnahm, wo Sammartino während mehrerer Jahre sein Lehrer wurde. G. legte schon damals große Proben von Talent ab, denn er wurde in Mailand aufgefordert, für das Hoftheater eine Oper zu schreiben. Dieses sein erstes Werk „Artaserse" von Metastasio kam 1741 daselbst mit entschiedenem Beifalle zur Aufführung und begründete seinen Ruf. Es scheint, wie alle ersten von ihm in Italien geschriebenen Opern, leider verloren, was um so mehr zu bedauern ist, als es charakteristischer Weise bereits ein Denkmal der Originalität und Selbständigkeit Gluck's war, indem er, der noch Unbekannte und Fremde, es wagte, von dem üblichen durch Schnörkel verunstalteten italienischen Opernstyl, der damals die musikalische Welt beherrschte, abzuweichen. Man hat dies (selbst Marx) wegen des italienischen Charakters der späteren Opern Gluck's bezweifelt, ohne zu bedenken, daß sogar der Genius eines Mozart sich nur theilweise der hergebrachten Formen entwinden konnte, und daß jene von den Zeitgenossen, namentlich von Reichardt, überlieferte Nachricht von der besonderen Originalität der ersten Gluck'schen Oper um so eher bewahrt zu werden verdient, als sie im Grunde nur den bei genialen Naturen gewöhnlichen Proceß bestätigt, daß die von ihnen erworbene Bildung schließlich nur zu einer reiferen Entfaltung ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeiten dient. Innerhalb 4 Jahren brachte G. in Mailand noch die Opern „Demofonte", „Siface" und „Fedra" zur Aufführung, setzte inzwischen (1742) für das Theater San Samuele in Venedig Metastasio's „Demetrio" unter dem Titel „Cleonice" und für S. Giovanni Crisostomo die „Ipermenestra" in Musik, welchen Werken 1743 zu Cremona „Artamene" und 1745 zu Turin „Il Re Poro" folgten. Es ist anzunehmen, daß eben nur die leichtere italienische Methode dem zwischen seinem 27. und 31. Jahre Stehenden erlaubt hatte, innerhalb 5 Jahren 8 Opern zur Aufführung zu bringen und seinen Ruhm zu verallgemeinern. 1745 reiste G. in Gesellschaft des Fürsten Ferdinand Philipp v. Lobkowitz über Paris nach London. Von diesem ersten kurzen Aufenthalte Gluck's in Paris weiß man sehr wenig; um so interessanter ist ein im Besitze des Unterzeichneten befindliches, zu jener Zeit in Paris nach dem Leben gemaltes Oelporträt Gluck's, welches in der Wiener historischen Ausstellung von 1873 Interesse erregte. Es dürfte dies wol das älteste Bild sein, das von G. existirt: er ist in den ersten Mannesjahren, mit offener Brust, Noten in der Hand haltend, gemalt. Der etwas kräftige Kopf hat einen ernst schwärmerischen Ausdruck, die Haare sind gepudert, der braune Rock sieht wie ein Reiserock aus, unter welchem sich eine hellblaue Weste zeigt. Das pastös gefertigte Bild scheint von einer Dame gemalt, denn es führt die deutliche Unterschrift „Cecile", während der Familienname scheinbar absichtlich verwischt ist. Auf der Rückseite steht in alter Schrift „Gluck Professeur". Am 7. Januar 1746 kam in London am Haymarket-Theater Glucks' „Caduta dei Giganti" zur Aufführung, erlebte indessen wegen der durchaus mangelhaften Aufführung nur fünf Vorstellungen. Die zweite Oper „Artamene" hielt sich etwas länger; aber auch ein aus seinen besseren Arien zusammengesetztes, dem Texte von „Piramo e Tisbe" angepaßtes „Pasticcio" fand nicht den rechten Beifall, so daß G., da auch der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehende Händel sich kalt gegen ihn benahm, London in unzufriedener Stimmung verließ und gegen Ende 1746 über Hamburg nach Deutschland zurückreiste. Pietro Mingotti von Venedig, der zugleich in Hamburg und in Dresden an einer

zweiten italienischen Oper, die im Zwinger spielte, Unternehmer war, nahm G. als Kapellmeister an, aber dieses Verhältniß dauerte nur kurze Zeit. Die Doppelstellung Mingotti's mag Dlabacz in seinem Künstlerlexikon für Böhmen und nach ihm Schmid zu der Annahme veranlaßt haben, daß G. damals eine Stelle in der kurfürstlichen Kapelle zu Dresden gefunden hat. Fest steht hingegen, daß er auf Mingotti's Veranlassung, gelegentlich der Vermählung einer Tochter August III. mit dem Kurfürsten von Baiern, das Festspiel „Le nozze d'Ercole e d'Ebe" componirte und daß dieses am 29. Juni 1747 im Pillnitzer Schloßgarten aufgeführt wurde. Ueber Gluck's Fruchtbarkeit in dieser und der darauf folgenden Zeit kann man nur staunen. Anfangs 1748 nach Wien, das ihn wegen seines damaligen Musikreichthums unwiderstehlich anzog, zurückgekehrt, gab man bereits am 14. Mai daselbst zum Geburtstage Maria Theresia's mit entschiedenem Erfolge seine „Semiramide riconosciuta", in welcher er sich bereits stellenweise zum Hochtragischen erhob. Wie groß damals schon Gluck's Ruf gewesen ist, geht unter anderem daraus hervor, daß er in den ersten Monaten 1749 zur Feier der Geburt des dänischen Kronprinzen, späteren Königs Christian VII., nach Kopenhagen ging und dort die zweiaktige Serenade „Tetide" schrieb, die am 9. April aufgeführt wurde. Auch seine Oper „Artamene" wurde in Kopenhagen gegeben. G. verliebte sich in demselben Jahre in Wien in die ältere Tochter des reichen Kaufherrn Joseph Pergin, konnte sie aber, da dieser seine Zustimmung verweigerte, erst nach dessen 1750 erfolgtem Tode heimführen. Er hatte gerade in Rom, wohin er gereist war, den „Telemaco" aufführen lassen, der seinen zweiten großen Fortschritt zum Unvergänglichen in der Kunst bezeugt, und dessen Partitur die Eigenthümlichkeit darbietet, daß er sie für seine späteren Meisterwerke, so zu sagen geplündert hat. 1751 begab er sich mit seiner jungen Gemahlin nach Neapel, brachte dort die Oper „Clemenza di Tito", in welcher Caffarelli sang, zur Aufführung und erntete gelegentlich einer musikalischen Streitfrage über die berühmte Arie „Se mai senti spirarti sul volto" das entschiedenste Lob des damaligen Nestors der Musik, Durante. Schon gegen Ende des Jahres wieder in Wien, bot sich ihm in Folge seiner Bekanntschaft mit dem leidenschaftlichen Musikliebhaber Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen und der von Maria Theresia angeordneten Reform in der Leitung des Theaters neue Gelegenheit zu ruhmvoller Wirksamkeit. Es scheint fast, als ob der Meister in den Jahren 1752 und 1753 die eigentlichen Honigmonate seiner jungen Ehe in Wien verlebt habe, denn die Nachrichten über sein künstlerisches Schaffen in dieser Zeit lauten spärlich. Erst im J. 1754 sehen wir ihn wieder bei den Festlichkeiten betheiligt, welche auf dem dem schon genannten sächsischen Prinzen gehörigen Gute Schloßhoff gelegentlich eines Besuches des gesammten Kaiserhauses stattfanden. G. hatte zu diesem Empfange das Festspiel „Li Cinesi" componirt, das am 24. September aufgeführt wurde. Nachdem Graf Jacob v. Durazzo in diesem Jahre die Leitung des Hoftheaters übernommen hatte, erhielt G. an demselben eine Stelle als Kapellmeister mit 2000 Gulden Gehalt. Er behielt sie volle zehn Jahre, machte aber, obgleich er nicht allein Opern, sondern auch Gelegenheitsmusik für die Hoffeste schrieb, mehrfache Reisen nach Italien und zwar schon zu Ende des J. 1754 nach Rom, wo seine Opern „Il trionfo di Camillo" und „Antigone" aufgeführt wurden und der Papst ihn zum Ritter vom goldenen Sporn ernannte. In den beiden darauffolgenden Jahren gab man in Wien „La Danza" und „L'Innocenza giustificata", welche letztere, obgleich nur einaktig, als eine neue Vorarbeit zur Vervollkommnung des lyrischen Drama's angesehen werden kann. Darauf folgte schon im December 1756 „Il Re pastore", zwar noch in italienischem Geschmacke, aber mit einer schon der klassischen Richtung sich hinneigenden Ouverture und voll seltener Schönheiten, 1760 die

zweite Serenade „Tetide“, 1761 das Ballet „Don Juan“, aus welchem einige Nummern später in „Iphigenia in Aulis“ und in „Armida“ übergegangen sind, und 1762: „Il trionfo di Clelia“, welche Oper zur Einweihung des neuen Theaters in Bologna von G. daselbst geschrieben und aufgeführt wurde. Dort lernte er auch den greisen mit Ruhm bedeckten Sänger Farinelli und den Pater Martini kennen. In diese Periode seiner Wirksamkeit, welche ihren Mittelpunkt in Wien hatte, fällt auch eine Reihe von anderen Arbeiten, die, obgleich vorzugsweise zur Unterhaltung des Hofes bestimmt, doch wesentlich zu Gluck's späteren Beziehungen zu Frankreich beigetragen haben. Seine tiefe Natur drängte ihn die Lücken seiner früheren Erziehung auszufüllen, er beschäftigte sich mit deutscher, französischer und italienischer Litteratur und erwarb sich so die zur innigeren Verbindung zwischen Musik und Poesie seinem Geiste noch fehlenden Kenntnisse. Da gleichzeitig Graf Durazzo mit Paris und besonders mit dem bekannten dortigen Theaterdirector und Schriftsteller Favart in Verbindung stand, der ihm zum Theil selbstverfaßte Texte, Partituren und praktische Kräfte übermittelte, so traten mehrere neue Aufgaben an G. heran Er componirte die komischen Opern „La fausse esclave“, „L'Ivrogne corrigé“, „Le Cadi dupe“, „Le diable à quatre“, den bereits durch schärfere Charakteristik der Personen sich auszeichnenden „Arbre enchanté“, und durchflocht eine Reihe von ähnlichen französischen Operntexten, wie „Les amours champêtres“, „Le chinois poli en France“, „Le Deguisement pastoral“, „l'Isle de Merlin“, die später umgearbeitete „Cythère assiégée“ und „On ne s'avise jamais de tout“ mit neuen Gesängen, und zwar derartig, daß sie ausschließlich für seine Schöpfung galten. Es ist kein geringes Zeugniß von Vielseitigkeit, daß mehrere dieser Opern, wie „La Cythère assiégée“ und „L'isle de Merlin“ durch Favart in Paris zur Aufführung kamen und von ihm rückhaltlos gelobt wurden. In diese jetzt fast vergessene Reihe von Gluck's Werken gehört auch die 1765 geschriebene komische Oper „La Rencontre imprévue“, deren Stoff kein anderer ist als der der Entführung aus dem Serail von Mozart, und die in deutscher Uebersetzung lange ein Lieblingsstück des Wiener Publikums war. Unter anderem macht sich hier eine Nebenperson, der Maler Vertigo (Schwindler), anheischig, die Gewalt des Donners zu malen. Endlich führt Fétis auch noch eine unbekannt gebliebene komische Oper „Le chasseur en defaut“ an. Die bisherigen Leistungen Gluck's würden ihm in der Geschichte der Musik etwa die Stelle eines der besseren italienischen Operncomponisten des 18. Jahrhunderts angewiesen haben, denn er kann sich auch in rein melodischer Beziehung mit ihnen messen. Heinse's entgegengesetzte Ausführungen in dem musikalischen Roman „Hildegard v. Hohenthal“ sind um so willkürlicher, als einzelne Arien und sonstige Compositionen, die G. aus den Opern seiner ersten Kunstperiode in die späteren klassischen Werke aufgenommen hat, zu den mit Recht am meisten bewunderten gehören. Aber Natur und Bildungsgang hatten G. ein höheres Ziel vorgeschrieben. Die italienische Oper, welche damals das Theater beherrschte und zu welcher besonders Metastasio die Texte schrieb, bestand theils aus heroischen und mythischen Handlungen, theils aus Schäfer-Idyllen, und war, obgleich sehr verschiedenartig von Werth, weniger ein geschlossenes musikalisches Drama, als ein Gewebe von Scenen, in welchem dem Componisten Gelegenheit gegeben wurde, seine lyrischen Ergüsse und dramatischen Steigerungen zu verwenden. In der Regel hielten nur dürftige Recitative das Ganze zusammen, der Chor hatte mehr eine begleitende, die Scene abschließende, als eine handelnde Rolle, und die durch die bezaubernden Leistungen einer jetzt gänzlich in Verfall gerathenen Gesangskunst erklärlichen Anmaßungen der Sänger schrieben dem Componisten die Einflechtung sogenannter Bravour-Arien vor, welche die Handlung störend unterbrachen. Es ist dies die Rococo-Periode der Musik, aber von

allem, was diese Ausschweifung des Geschmacks im Gebiete der Künste erzeugt hat, ist die damalige Musik das Seelischste und Tiefste. Die geschwungenen und weichen Linien des Rococo, die in der Bau- und Bildhauerkunst in Spielerei ausarten, greifen in den Gesängen Jomelli's, Traetta's, Leo's, Piccini's und mancher Anderen oft in die tiefste Tiefe menschlicher Empfindung und Leidenschaft und gestalten sich zu mustergültigen Ausdrücken derselben. Von dem Zauber der durch die glänzendste Ausstattung bereicherten Opern jener Zeit haben wir jetzt nur eine unvollkommene Vorstellung; aber wie groß muß der Künstler gewesen sein, der alle diese zum Theil wirklichen, von der Mehrzahl der Kenner für unübertrefflich gehaltenen Schönheiten einem höheren Zwecke, dem der Schöpfung eines musikalischen Dramas unterordnen wollte, in welchem sowol die ganze auf Einheit berechnete Handlung, wie die verschiedenen Scenen und Personen musikalisch gestaltet und charakterisirt werden. Es kann den Ruhm Gluck's nicht schmälern, wenn man gleichzeitig in Rechnung bringt, daß unmittelbar vor und zu seiner Zeit, neben der in ganz Europa verbreiteten italienischen Oper, die Franzosen allein eine nach Quinault's Dichtungen besonders durch Lully und Rameau gegründete nationale Oper hatten, in welcher die Anflüge zu den späteren Gluck'schen Idealen unverkennbar sind. Die Bekanntschaft mit ihr ist nicht ohne Einfluß auf G. geblieben, und der an den klassischen Mustern des Alterthums und ihrer eigenen Litteratur gebildete Geschmack der Franzosen erklärt auch, warum gerade Paris später die Stätte der größten Triumphe Gluck's geworden ist. Bereits 1758 hatte G. sich mit seinen Reformideen an den in Wien als Rath bei der niederländischen Rechnungskammer lebenden Schriftsteller Raniero di Calzabigi aus Livorno gewandt und dieser schrieb für ihn die Oper „Orfeo und Euridice", welche am 5. October 1762 im Hoftheater aufgeführt wurde. Die ersten Vorstellungen erregten mehr Staunen als Bewunderung, aber schon nach kurzer Zeit verbreitete sich der Enthusiasmus weit über Wien hinaus, so daß die Vorstellungen in Bologna 20,000 Fremde anzogen und 100,000 Zechinen eintrugen. G. hat im Orpheus nicht allein zum ersten Male sein damals übrigens noch nicht völlig gereiftes Ideal eines musikalischen Dramas verwirklicht, sondern mit demselben in symbolischer Bedeutung den Triumph der Musik gefeiert, indem nicht das bloße mythische Handeln des Orpheus, sondern die sich steigernde unwiderstehliche Schönheit seines Gesanges die Furien zum Weichen bringt. Ueberhaupt haben die den Orpheus eröffnende Grabesscene, die mit dem hochtragisch in die Handlung eingreifenden Furienchor, die des Wiedersehens im Elysium und die des über der Leiche der Euridice klagenden Orpheus in der Musik keiner Nation ihres Gleichen. Wir dürfen hier die Opern „Ezio", „Il Parnasso confuso" und „La Corona" aus den J. 1763—65 übergehen, um uns mit dem zweiten Hauptwerke Gluck's, der „Alceste", zu beschäftigen, mit welchem ein noch entschiedenerer Schritt auf dem Wege der Reform vollbracht wurde. Den Text hatte Calzabigi nach Euripides gedichtet. Die Oper kam am 16. December 1767 in Wien zur Aufführung und nachdem, wie gelegentlich des Orpheus, der erste Eindruck des Fremdartigen vorüber war, wurde ihre Wirkung nicht allein in Wien, sondern überall wo man sie kennen lernte, eine geradezu Epoche machende. Wie aus der 1769 in Wien erschienenen Partitur hervorgeht, widmete Calzabigi den Text der Kaiserin Maria Theresia (die übrigens keinen besonderen Gefallen an dieser Oper fand), und G. die Musik dem Großherzoge Peter Leopold von Toscana. In dem der Partitur vorgedruckten Widmungsschreiben hat G. seine Reformideen ausgesprochen und es hat deshalb kunstgeschichtliche Bedeutung. Da die Hauptstelle desselben jedoch in der sonst so zuverlässigen Biographie Gluck's von Schmid ungenau übersetzt ist und diese Ungenauigkeit selbst Jahn's Folgerungen über G. ungünstig beeinflußt hat, da ferner auch Marx sich des

von Schmid gegebenen Textes bediente, so möge jene Hauptstelle hier in treuester Uebersetzung folgen: „Ich gedachte", sagt G., „die Musik auf ihren wahren Beruf zu beschränken, der Poesie bei dem Ausdrucke und bei den Situationen der Fabel zu dienen, ohne daß die Handlung unterbrochen oder durch unnütze Verzierungen erkaltet wird, und ich glaubte sie müßte das thun, was die Lebhaftigkeit der Farben und der wohlberechnete Gegensatz von Licht und Schatten, welche dazu dienen die Gestalt zu beleben, ohne deren Umriß zu entstellen, zu einer correcten und wohlgeordneten Zeichnung thut." Diese an die anderweitigen klassischen Standpunkte Winkelmann's und Lessing's erinnernde Lehre ist von Jahn und vor ihm schon von Berlioz, als die Aufgabe der Musik übertrieben beschränkend, angegriffen worden, während Marx ihren wahren Sinn richtiger erkannt hat. Gluck's dichterische Natur hat eben die Zeichnung gleichzeitig mit der Farbe, d. h. die Gestalten selbst geschaffen und schlagend sagt deshalb Marx, daß Jahn's eigenes Urtheil aus Gluck's Werken widerlegt, was er aus Gluck's Worten entnommen hat. Es ist für den Charakter und die Größe unseres Meisters höchst bezeichnend, daß der Erfolg des Orpheus ihn noch strenger gegen sich selbst und die zu lösende Aufgabe gemacht hat. Im Grunde behandelt er in Alceste den menschlichen Kampf gegen das Schicksal und den Sieg über dasselbe durch die reinste Aufopferung zum zweiten Male, aber die Auffassung ist hier auch, rein musikalisch genommen, viel antiker, die den Schauplatz und die Gestalten zeichnenden Linien sind großartiger, die Accente gewaltiger, die Handlung wird durch ein musikalisches Idiom ausgedrückt, das die Wirkung der antiken Tragödie im Original ahnen läßt. Schöpfungen wie die das Ganze vorbereitende symphonische Introduction und die Orakelscene mit dem Recitativ des Hohenpriesters standen bis dahin nicht allein einzig da, sondern haben das gesammte Feld der Musik erweitert. Der Oper Alceste folgte unmittelbar darauf „Paride e Elena", zu welcher gleichfalls Calzabigi den Text gedichtet hatte. Auch die Partitur dieses Werkes hat ein längeres an den Herzog Johann von Braganza gerichtetes Widmungsschreiben, welches eine weitere Entwicklung ästhetischer Grundsätze enthält und unverholen die Klage ausspricht, die neu gebrochene Bahn mehr verfolgt als befolgt zu sehen. „Je mehr man", sagt G., „nach Vollkommenheit und Wahrheit strebt, desto nothwendiger werden die Eigenschaften der Richtigkeit und Genauigkeit. Die Züge, welche Raphael von den übrigen Malern unterscheiden, sind in manchen Fällen kaum bemerkbar. Leichte Abweichungen in den Umrissen zerstören die Aehnlichkeit eines Caricaturkopfes nicht, aber sie verunstalten das Antlitz einer schönen Gestalt gänzlich." Wie ernst er es mit dieser Formschärfe meinte, geht unter Anderem daraus hervor, daß er weiter erklärte, in der vorliegenden Oper eine Verschiedenheit der Farben ersonnen zu haben, die er in den entgegengesetzten Charakteren des phrygischen und spartanischen Volksstammes suchte, indem er dem rauhen und wilden Sinn des Einen den zarten und weichen des Anderen gegenüberstellte. Die aufgeworfene Frage, ob G. sich bei der Redaction seiner Widmungen und Briefe hat helfen lassen, ist, da seine Thaten seine Gedanken verwirklicht haben, eine sehr untergeordnete. Nach Ch. Brack, dem Uebersetzer des Burney'schen Werkes über die Musik in Deutschland 2c., wäre die Widmung der „Alceste" von dem Abbé Coltellini, einem damals in Wien lebenden Dichter, redigirt. Dramatische Mängel des Gedichtes sind besonders daran Schuld, daß dieses Werk, trotz seiner hohen Schönheiten und der tief durchdachten Charakteristik, nach welcher Paris weich und Helena herb gehalten ist, von der Bühne verschwand. Nach so großen idealen Bestrebungen mußte G. doch wieder bestellte Musik schreiben, und zwar zu den 1769 in Parma stattfindenden Hoffestlichkeiten „Le feste d'Apollo", „L'atto di Baucis e Filomene", „L'atto d'Aristeo" und „L'atto di Orfeo". Er

lebte dann einige Jahre, während welcher sich ein näheres Verhältniß zwischen ihm und dem ihm nachstrebenden Salieri entwickelte, in einem Kreise von Freunden zufrieden in Wien. Von Salieri hat er später gesagt, daß dieser allein ihm seine Manieren ablerne, da kein Deutscher von ihm lernen wollte. G. erfreute sich zu dieser Zeit an der musikalischen Ausbildung seiner Nichte Marianna, die ihm der Tod aber schon frühzeitig entriß, und wurde 1772 unter anderen von dem bekannten englischen Gelehrten Dr. Burney besucht, der in seinem Tagebuche werthvolle Nachrichten über ihn hinterlassen hat. In diesen Jahren componirte er auch Lieder und Oden von Klopstock und Theile von dessen Hermannsschlacht, die er zwar aus dem Kopfe vorgetragen, aber, wie angegeben wird, niemals niedergeschrieben hat. Verschiedene Umstände deuten darauf hin, daß er damals seine Erfolge noch nicht für durchgreifend genug hielt, und Paris als den Ort betrachtete, wo noch geschlossenere musikalische Dramen von ihm den geeigneten Boden finden würden. So kam die Oper „Iphigénie en Aulide", zu welcher der damals der französischen Gesandtschaft in Wien angehörige Bailly du Rollet nach Racine den Text dichtete, zu stande. Nach längeren fruchtlosen Unterhandlungen mit der Direction der Pariser Oper wandte der energische Mann sich an Maria Antoinette, einst seine Schülerin, und so wurde er im Herbste 1773 zur Aufführung der Iphigenia nach Paris gerufen. Die dortige, durch den Streit der Bouffonisten mit den Anhängern von Lully und Rameau und durch die Verschiedenheit der Richtungen überhaupt sehr erhitzte musikalische Welt erwartete den zur Aufführung festgesetzten 19. April 1774 mit der lebhaftesten Ungeduld. Auch hier war nicht gleich die erste Vorstellung von durchschlagendem Erfolge, aber selbst die Gegner fühlten, daß mit Gluck's Iphigenia ein neues Element in das Musikleben der Weltstadt gekommen war und bald wurden die Wirkungen Gluck's weit mächtiger als alle seine früheren. Schon die berühmte Ouverture, an sich ein erhabenes symphonisches Drama, setzte die Kenner in Erstaunen, noch mehr aber riß die in einer einheitlichen Handlung, durch theils erschütternde, theils sanft hinreißende Melodien sich entwickelnde Gestaltung der Personen hin. Am 2. August desselben Jahres brachte G. seinen für die französische Bühne umgearbeiteten Orpheus mit dem größten Erfolge zur Aufführung und kehrte nach vollständigem, trotz eines lebhaften, sogleich näher zu besprechenden Zeitungskrieges und mancher Kabale erlebten Triumphe 1775 nach Wien zurück. In Straßburg war er zu seiner größten Freude mit Klopstock zusammen gekommen. Er bearbeitete nun auch die Alceste mit wesentlichen Veränderungen für die französische Bühne und setzte Quinault's „Armide" in Musik. Schon 1776 war er wieder in Paris und am 22. April kam es dort zur ersten Vorstellung der „Alceste". Sie wurde geradezu ausgezischt, G. verließ in Verzweiflung das Theater und stürzte auf der Straße einem Freunde mit den Worten in die Arme „Alceste est tombée"! „Oui", erwiederte dieser, „elle est tombée du ciel"! In der That zeigte sich Paris sehr bald von dieser Oper begeistert und G. beherrschte Jahre hindurch das größte Pariser Theater. Dieses und das spätere Wirken Gluck's ist in der Geschichte der Musik um so entscheidender geworden, als es die durch zahlreiche Anhänger vertretenen alten Schulen besiegt hat, und heute noch in dem Pariser Musikleben nachklingt. Wie bereits erwähnt standen die Verehrer Lully's und Rameau's, als G. zuerst nach Paris kam, im Kampfe mit den Verehrern der komischen Oper, den sogenannten Bouffonisten, und an diesen knüpfte sich dann der zwischen den Anhängern Gluck's und Piccini's, eigentlich der italienischen Schule überhaupt. Letzterer in der großen wie in der komischen Oper hervorragend, war dem deutschen Meister als Rival gegenüber gestellt worden und während Männer wie Rousseau, zum Theil auch Voltaire, der kunstsinnige Abbé Arnaud, der scharfe Suard und Andere auf

Seite Gluck's standen, entwickelten Laharpe, Marmontel, Grimm und deren Freunde die lebhaftesten Angriffe gegen ihn. Schließlich hatte sich der gesammten höheren Gesellschaft von Paris eine seltene Leidenschaftlichkeit, theils für die eine, theils für die andere Richtung bemächtigt, und G. selbst nahm durch Schrift und Wort am Kampfe Theil. Einzelne jener Streitschriften, namentlich die von Rousseau und Arnaud, sind wahre Muster edler Kritik, in anderen, in denen man so weit ging, G. das melodische Talent abzusprechen, waltet neben bestechendem Talente jene Falschheit und Sophisterei, der wir alltäglich begegnen. Witz und Sarkasmus fehlten nicht. Marmontel, der von einer Stelle der Alceste sagte, daß sie ihm die Ohren zerreiße, mußte von Abbé Arnaud hören, daß dies ein Glück wäre, wenn er dafür andere bekäme. Von demselben Marmontel sagte Arnaud in populär gewordenen Versen, dieser Pedant behauptet er hätte das Geheimniß Racine'sche Verse zu machen: nie sei ein Geheimniß besser bewahrt worden! Daß die Gluckisten ihrerseits sich auch ungerecht gegen Piccini und andere große Italiener zeigten, lag in der Natur der Sache. Am 23. September 1777 kam „Armide" nach Quinault's Text zur Aufführung und errang sich erst nach und nach jenen Ruf eines klassischen Meisterstückes, den sie heute noch genießt. G. hat hier die Leidenschaften glühender, weil unter dem Zauber der Romantik dargestellt und dabei einen Melodienreichthum entwickelt, der die Oper in Paris später fast zu einer populären gemacht hat. Wieland hatte ihm am 13. Juli 1776, gelegentlich des am 21. April erfolgten Ablebens der jungen Marianna geschrieben: „Orpheus, Alceste und Iphigenia haben Sie schon bearbeitet, was ist noch übrig, das Ihrer würdig wäre?" Außer der „Armide" war es noch „Iphigénie en Tauride", die von Guillard als Oper bearbeitet, in Paris am 18. Mai 1779 zum ersten Male in Scene ging. Sie ist von allen Opern Gluck's die erhabenste und reinste, kein Liebesabenteuer stört hier die Darstellung des Menschengeschickes, das sich, nachdem es dem Höchsten in uns Ausdruck gegeben hat, die schönste Versöhnung erwirbt. Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher G. das scythische und das griechische Element, das Finstere und Unruhige des Thoas, das Marmorhelle und Stillduldende der Iphigenie, das Leidenschwere des Orest und das Sprühende der Freundschaft des Pylades dargestellt hat. Die aus einer einzigen kleinen Figur sich entwickelnde Schilderung des Sturmes an der taurischen Küste, die Arie des Thoas, die Furienscene und mehrere Recitative und Arien von Iphigenie werden fortleben, so lange es überhaupt Musik gibt. Wie weit in dieser Oper die Tiefe der Auffassung geht, beleuchtet unter Anderem der folgende Zug. Als man G. einmal bei der Stelle, in welcher Orest sich mit den Worten: „Le calme rentre dans mon coeur" der Ruhe hinzugeben versucht, die Bemerkung machte, daß das unruhige Fortarbeiten der Bässe in der Begleitung hiermit in Widerspruch stehe, rief G. aus: „er lügt, die Furien sind stets in ihm, hat er doch seine Mutter ermordet." Schon die Gräfin Genlis hebt in ihren Memoiren die tiefe Bedeutung dieses Wortes hervor. Ihren Schüler, den greisen König Ludwig Philipp, habe ich in einem Hofconcerte in Neuilly, bei der bekannten aus der Aulidischen Iphigenie mit Meisterhand in die Taurische aufgenommenen Melodie des Opferumzuges weinen sehen. G. hat den deutschen Text noch selbst unter den Gesang dieser Oper geschrieben und diese bei Schmid unter den Autographen Gluck's angeführte Handschrift befindet sich seit 1843 in meinem Besitze. „Iphigenie in Tauris" machte G. in Paris endgültig zum Sieger und erlebte innerhalb drei Jahren 151 Vorstellungen, deren letzte noch 15,000 Francs eintrug. Es war offenbar ein Fehler, daß der 66 Jahre alte Künstler fünf Monate nach der Iphigenia mit der neuen Oper „Echo und Narciß" auftrat, die schon ihrem Inhalte nach von der streng klassischen Richtung abwich und keinen Beifall fand. Neuere Forschungen im französischen

National-Archiv haben ergeben, daß G. zuletzt Honoraransprüche machte, die selbst nach Pariser Maßstab übertrieben schienen. Nach Wien zurückgekehrt, lebte er daselbst hochverehrt und zufrieden, von den besten Männern seiner Zeit gesucht und gerühmt, in glänzenden Vermögensverhältnissen noch eine Reihe von Jahren. Ein Schlagfluß hatte jedoch seine Gesundheit untergraben und er erlag einem zweiten Anfalle am 15. November 1787. Schmid führt in der Liste der Gluck'schen Werke drei Kirchencompositionen an: ein „De profundis", den Psalm „Domine dominus" und einen Theil der Cantate „le jugement dernier." Marx glaubt, daß das „De profundis" erst nach der Iphigenie in Tauris componirt wurde.

Die unscheinbare Gedenktafel, die auf dem Matzleinsdorfer Kirchhofe sein Grab bezeichnete, ist erst 1846 durch ein würdigeres Denkmal ersetzt worden. Gluck's berühmte Marmorbüste von Houdon, die 1778 in Folge einer öffentlichen Subscription im Foyer der Oper aufgestellt wurde, scheint in dem letzten Pariser Opernbrand untergegangen zu sein; ein Originalabguß mit Houdon's Unterschrift und dieselbe Büste verkleinert in Bronze sind im Besitze des Verfassers. Es kommen in Paris noch von Zeit zu Zeit unbekannte Bildnisse Gluck's zum Vorschein, so daß die von Schmid mitgetheilte Liste keineswegs vollständig ist. So wurde daselbst in den sechziger Jahren ein Originalporträt von G. verkauft, von welchem ich später eine Wiederholung in Versailles gesehen habe. Der in reiferen Jahren stehende Künstler ist im grünen großblumigen Schlafrocke dargestellt und neben ihm liegen die Hauptpartituren seiner Opern. Andere Bilder von ihm besaßen Auber und Franz Delsarte, dessen Wittwe außerdem noch eine höchst interessante kleine Farbenskizze, G. im Feuer der Arbeit vorstellend, aufbewahrt, welche lebhaft an die Scene erinnert, in welcher der 16jährige Mehul den componirenden G. hinter einer spanischen Wand belauscht haben soll. Auch die Surmond'sche, jetzt der Berliner Gallerie einverleibte Gemälde-Sammlung enthält ein Porträt von G. aus seinen besten Mannesjahren. Nach Houdon's Büste ist unter Anderem ein kleines Medaillon gestochen, das die Unterschrift trägt: „Il me guide, il me désespère". Nicht minder interessant sind die in jüngster Zeit in Paris zum Vorschein gekommenen, sowol Schmid wie dem eifrigen Sammler Aloys Fuchs unbekannt gewesenen Autographen: zunächst die fast ganz vollständige Partitur der für Paris bearbeiteten Alceste, zuletzt im Besitze des Fräuleins Pelletan, und merkwürdige Briefe, worunter besonders einer in der Sammlung von Feuillet des Conches. Die Litteratur über G. ist sehr reich, aber trotz mancher verdienten Arbeit über ihn gibt es noch keine Biographie Gluck's, die an Vollständigkeit den Arbeiten von Jahn über Mozart, Chrysander über Händel, Spitta über Bach und Pohl über Haydn gleichzustellen wäre. Es dürfte deshalb von Nutzen sein, hier die älteren und neueren Hauptquellen zu einer Biographie Gluck's zusammenzustellen. Forkel, Allgemeine Litteratur der Musik, Leipzig 1792, führt bereits eine bedeutende Anzahl Schriften über G. und den Pariser Zeitungskrieg an, unter Anderem auch die wichtigen „Mémoires pour servir à l'histoire de la Révolution operée dans la musique par Msr. le Chevalier Gluck." Naples et Paris 1781. Eine deutsche Ausgabe hiervon hat Siegmeyer veranstaltet. Die erste umfassende, mit Fleiß und Liebe gearbeitete Biographie Gluck's ist die von Anton Schmid (Leipzig 1854). Sie enthält auch ein sehr schätzenswerthes Quellenverzeichniß, welches hier nicht wiederholt zu werden braucht. Ihr folgte das umfangreichere Werk von A. B. Marx, Gluck und die Oper, Berlin 1863, welches sich das biographische Material Schmid's angeeignet hat und in Betreff der Analyse und Kritik zum Theil meisterhaft ist. Ferner ist zu nennen: Lindner, Die erste stehende deutsche Oper; Berlioz, Voyage musicale, Paris 1844, und A travers Chant von demselben, Paris 1862. F. Florimo, Cenno storico della scuola musicale di Napoli. Neapel 1869; C. H. Bitter, Mozarts Don Juan und

Gluck's Iphigenia in Tauris, Berlin 1866, mit vortrefflichen Erläuterungen über den Styl Gluck's; G. Desnoiresterres, Gluck et Piccini, Paris 1872; W. H. Riehl, G. als Liedercomponist (in den freien Vorträgen), Stuttgart 1873. Th. v. Lajarte, Bibliothèque musicale du théâtre de l'Opéra, welche unter den Auspizien des französischen Ministeriums veröffentlicht wird und deren vierter Band G. betreffen wird. Gluck's Werke erscheinen jetzt zum ersten Male in einer Gesammt-Ausgabe bei Breitkopf & Härtel, und zwar auf Veranlassung der oben bereits erwähnten, vor zwei Jahren frühzeitig verstorbenen Pariser Kunstliebhaberin Pelletan, welche die handschriftliche Partitur der Alceste einer Pariser Bibliothek vermacht zu haben scheint. Roquit-Lieutaud hat schon 1785 an Salieri geschrieben, daß selbst Corneille in Frankreich nie soviel Aufsehen erregt hat wie G. Diese Wirkungen, die in Deutschland nie in demselben Maße stattgefunden haben, hängen ebenso mit den relativen Mängeln wie mit den Vorzügen Gluck's zusammen. Selten war in einem Künstler die Unmittelbarkeit des Genies so mit ruhiger Denkkraft gepaart wie bei ihm. Sein vor Allem auf scenische Darstellung gerichteter Sinn entlockte ihm sogar die leicht mißzuverstehende Aeußerung, daß er, wenn er an das Componiren gehe, zu vergessen suche, daß er Musiker sei und einmal erklärte er sich seinen Widerwillen gegen eine Stelle dadurch, daß sie „nach Musik rieche". So begreift man, warum er, der in der höheren Technik Bach und Händel, in Behandlung der Massen und in Freiheit der Bewegung Haydn, Mozart und Beethoven nachsteht, sie alle an scenischer Wirkung und an Rührung durch Einfachheit des Ausdruckes übertrifft. Selbst die Anforderung seiner Gegner, daß die Musik in den Wunden die sie schlägt, Balsam zurücklassen müsse, hat keiner mehr befriedigt wie er. Trotz der Unbiegsamkeit seines Charakters, der eisernen Strenge beim Einstudiren seiner Werke und eines oft in Eigenlob sich kundgebenden Selbstbewußtseins, hat G. durch die hohe Macht seines Genies auf fremdem Boden gesiegt und ihn derjenigen Kunst zugänglich gemacht, in welcher Frankreich jetzt Deutschland unbestritten die Palme reicht.

Felix Bamberg.

Glück: Christian Friedrich v. G., Jurist, geb. am 1. Juli 1755 zu Halle, † am 30. Jan. 1831 zu Erlangen, Sohn des königl. preußischen Hoffiscals Christian Leberecht G., der zugleich das Amt des Syndicus und Quästor der Universität Halle versah (geb. 1718, † 1804), widmete sich, nachdem er seine Gymnasialbildung als Zögling des Hallischen Waisenhauses erhalten, von 1770 bis 1776 dem Studium der Jurisprudenz in seiner Vaterstadt und trat 1776 bei der Landesregierung zu Magdeburg als Referendar ein, um sich, dem Wunsche seines Vaters gemäß, für die juristische Praxis auszubilden. Er überzeugte sich jedoch bald, daß die eingeschlagene Laufbahn ihn nicht befriedigen und zu erwünschten Zielen führen werde, kehrte nach Halle zurück und hielt, nachdem er am 16. April 1777 zum Doctor promovirt war, als Privatdocent juristische Vorlesungen mit so günstigem Erfolge, daß ihm schon 1779 eine Professur an der 1760 gestifteten Universität zu Bützow, 1782 sogar die durch Höpfner's Abgang erledigte Professur der Pandekten in Gießen angetragen wurde. Die Anhänglichkeit an seine Vaterstadt und seine Verwandten, namentlich das vertraute Freundschaftsverhältniß zu seinem Schwager Dr. C. F. Zepernick, damaligen Oberlandesgerichtsrath, dem um das Lehnrecht und die Geschichte der Novellen so hochverdienten Gelehrten, ließ ihn beide Anträge ablehnen. Dagegen bestimmte ihn später die Rücksicht auf sein äußeres Fortkommen einer Berufung nach Erlangen zu folgen, wo er sein Lehramt am 7. Oct. 1784 mit einer Rede „De difficultatibus studii juris canonici superandis" antrat. Hier empfingen ihn die freundlichsten Verhältnisse; schon im folgenden Jahre knüpfte er ein beglückendes Ehebündniß mit der einzigen Tochter seines Collegen J. B. Geiger,

Wilhelmine Elisabeth, die ihren Gatten überlebte. Die äußeren Erfolge seiner Lehrthätigkeit steigerten sich zu erfreulichstem Umfange; neben seinem stattlichen Wohnhause erbaute er sich ein geräumiges Auditorium für die wachsende Schaar seiner Zuhörer in den Pandekten-Vorlesungen. Zahlreiche Berufungen (1790 nach Rostock, 1791 nach Halle als Vicedirector der Universität, 1792 nach Greifswalde, 1802 nach Leipzig, 1808 nach Charkow mit 2500 S. R. Gehalt und in demselben Jahre nach Gießen als Kanzler) lehnte er ab und durchlebte die guten und schlimmen Zeiten Erlangens in einer fast 50jährigen still befriedigten Gelehrtenthätigkeit, ungestört durch den wiederholten Wechsel der Landesherrschaft, deren jede den hohen Werth des trefflichen Mannes zu ehren wußte. Markgraf Friedrich Karl Alexander ernannte ihn zum Hofrath und erhöhte 1791 seinen ursprünglich nur auf 500 fl. bemessenen Gehalt auf 1500 fl., dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen eine Zulage von 500 fl. hinzufügte. Die Beschwerden der französischen Occupation, für die Professoren besonders drückend durch die Reduction der Gehalte und Verödung der Hörsäle, ertrug er mit seinen Collegen in standhafter Geduld, besseren Tagen entgegensehend, welche nach der Einverleibung des Fürstenthums Baireuth in das Königreich Baiern (1810) langsam zurückkehrten. Die erlittenen Verluste suchte man auszugleichen, die Hörsäle füllten sich wieder. G. wurde im J. 1820 vom König Max Joseph zum Geheimen Hofrath ernannt und zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum 1827 verlieh ihm König Ludwig mit dem Civilverdienstorden der Baireuther Krone den persönlichen Adel, während ihm die Stadt Erlangen das Ehrenbürgerrecht ertheilte. Mehr aber als durch diese äußeren Ehren und Auszeichnungen ward das stille Gemüth des bescheidenen und tief religiösen Mannes beglückt und gehoben durch das ungestörte Gelingen seines emsigen Schaffens, durch die Liebe und Verehrung, die ihn umgab und das Gedeihen seines häuslichen Kreises. Am 17. April 1817 hatte er die Freude, als Decan der juristischen Facultät, seinem ältesten Sohne Christian Karl, späteren Oberappellationsgerichtsrath in München, die Doctorwürde zu verleihen. Mit unermüdlicher Arbeit hat G. sein Leben ausgefüllt, eine Thätigkeit von erstaunlichem Umfange entfaltet, die um so bewundernswerther ist, als seiner zart angelegten Natur der auf äußere Anerkennung gerichtete Trieb des Ehrgeizes durchaus fremd war. Die Liebe zur Sache, zur Arbeit und zur Pflicht waren die ihn bewegenden Triebfedern und daher sind denn auch der emsige Fleiß, die Gewissenhaftigkeit und unparteiische friedfertige Wahrheitsliebe die Eigenschaften, welche seinem Wirken Erfolg und seinen Werken einen bleibenden Werth gaben. Neben der umfassenden litterarischen Thätigkeit übte er seinen Lehrberuf im ausgedehntesten Umfange. Seine Vorlesungen umfaßten außer den Gebieten des römischen Rechts noch das Kirchenrecht und je zu Zeiten das Strafrecht, Wechselrecht, deutsche Rechtsgeschichte; in einem Semester hat er neben den Pandekten gleichzeitig zur Aushülfe die Institutionen und das Kirchenrecht vorgetragen. Er begnügte sich in solchen Zeiten mit drei bis vier Stunden nächtlicher Ruhe und noch lange nach seinem Tode lebte in Erlangen die Erinnerung, daß er seine Pandekten-Vorlesung nicht nur gegen Schluß des Semesters fünf bis sechs Stunden täglich zu halten, sondern bis tief in die Ferien hinein fortzusetzen pflegte, ja gelegentlich wol ein Mal erst kurz vor Anfang des neuen Semesters geschlossen habe. In seiner Gewissenhaftigkeit, nach der er es für seine Pflicht hielt, den wissenswerthen Stoff in möglichst weitem Umfange mit Vollständigkeit zu beleuchten und zu überliefern, konnte er sich nie genug thun. Aber freilich hing diese behagliche Breite zusammen mit dem Mangel an kritischer Schärfe und systematischer Herrschaft über die Materie, der den Unterschied des Wesentlichen und Unwesentlichen verwischte. Darin liegen die Schwächen und die Stärken seiner litterarischen Thätigkeit. Er ist kein

schöpferischer Geist, der neue Bahnen sucht und zeigt, keine systematisch gestaltende Kraft, sondern ein mit redlicher Mühe sammelnder, das in den Quellen und der Litteratur Ueberlieferte gewissenhaft erwägender Gelehrter, dem es darum zu thun ist, das darin enthaltene Wahre mit erschöpfender Vollständigkeit zur Darstellung zu bringen; er geht keiner Specialität und keiner Schwierigkeit aus dem Wege, mit keiner Frage findet er sich leichten Kaufs ab, jeder Meinung wird eingehende Betrachtung und unbefangene Würdigung zu Theil — und über der ganzen Schreibart liegt die friedliche Ruhe, das stille Behagen ausgebreitet, das sich von dem emsigen Verfasser auf den ihm leichten Kaufs folgenden Leser überträgt. G. hatte sich bereits durch eine Anzahl kleinerer Schriften, die er zum Theil in den „Opuscula juridica“ (1785—90) zusammenstellte, sowie durch die „Praecognita uberiora universae jurisprudentiae ecclesiasticae“, 1786, einen angesehenen litterarischen Namen erworben, als er 1790 den ersten Band seines großen Pandekten-Commentars oder der „Ausführlichen Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld“ publicirte. Es war die Zeit, in der G. Hugo seinen Kampf gegen die überlieferte Methode der Jurisprudenz begann und der neuen historischen Schule die Wege vorbereitete. Mit herber Kritik trat der junge Gelehrte einem Unternehmen entgegen, welches sich ganz in den alten Bahnen bewegte. Es wäre besser, meinte Hugo, wenn der gelehrte Verfasser sich bemüht hätte, die Hellfeld'sche Jurisprudentia forensis überflüssig zu machen, statt sie als Grundlage eines umfänglichen Commentars noch mehr zu accreditiren. Das ganze Unternehmen sei verfehlt, weil es ohne System, nur nach der schlechten äußeren Ordnung der Pandekten angelegt, Praktisches und Historisches, Antikes und Modernes in bunter Mischung und nach willkührlicher Auswahl zusammentrage; und wenn der Verfasser die Absicht ausspreche, sein Werk als Hülfsbuch für seine Zuhörer in 6 Bänden zu vollenden, so sei bei der völligen Unbestimmtheit der Grenzen für das aufzunehmende Material vorauszusehen, daß es zu mindestens 20 Bänden anschwellen werde. Wie richtig Hugo prophezeite, hat der Erfolg bewiesen! G. selbst hat in der Folgezeit fast alljährlich einen neuen Band zu seinem Werke geliefert, so daß deren Zahl unter seinen Händen bis auf 34 anwuchs. Dann ist es durch fünf Gelehrte fortgesetzt worden (von Mühlenbruch Bd. 35—43, 1832—43; von Fein Bd. 44. 45, 1851—53; von Arndts Bd. 46—48, 1868—75; daneben von Leist 3 Bde. 1870—75 und von Burkhardt 2 Bde. 1871—75), umfaßt jetzt außer den Registern 53 Bände, und es ist bei der Wichtigkeit vieler noch nicht behandelter Bücher der Pandekten nicht zu berechnen, wie viel Bände nach dem bisherigen Maße der Ausführlichkeit noch zur Vollendung nöthig sein werden. G. hat sich durch Hugo's Angriffe nicht beirren lassen; nach einer etwas gereizten Polemik setzte er seine emsige Arbeit fort, ohne an der Entfaltung der historischen Schule, deren Geistesleben für ihn immer etwas Fremdartiges behielt, mitwirkenden Antheil zu nehmen. Allein es bildete sich ein Verhältniß gegenseitigen Geltenlassens, und G. folgte mit derselben unparteiischen Gewissenhaftigkeit den Forschungen der neuen Richtung, wie er sie der älteren Litteratur gegenüber bewährte. Als er die im J. 1803 erschienene „Hermeneutisch-systematische Erörterung der Lehre von der Intestat-Erbfolge“ nach 19 Jahren in neuer Bearbeitung herausgab, bekannte er in der Vorrede, daß das „stolze Wohlgefallen“, mit welchem er ehemals auf seine Arbeit geblickt, jetzt, nachdem die geschichtliche Bearbeitung des römischen Rechts durch „die großen Meister unserer Zunft, Hugo, Haubold, Savigny, Göschen, Löhr, einen so hohen Grad von Bildung und Vollkommenheit erreicht habe“, so sehr gedemüthigt sei, daß er nur mit Schüchternheit diese neue Bearbeitung dem Publicum übergebe, obgleich er bemüht gewesen sei, die Ergebnisse der neuen Forschungen und Entdeckungen redlich zu benützen. — Der

Werth, welcher den Glück'schen Werken von Anfang an innewohnte, ist ihnen neben der Umgestaltung unserer Rechtswissenschaft geblieben. Sein Commentar liefert in bemerkenswerther Art den Beweis, welche Geltung in gelehrten Dingen der treue Fleiß des zwar nicht geistvoll, aber einsichtig urtheilenden Compilators unter allen Umständen behauptet und wie ihm, trotz aller Einwendungen, schließlich doch keine Richtung, die es mit der Wissenschaft ernst und ehrlich meint, die Anerkennung versagt. An Umfänglichkeit des Plans und, soweit sie gediehen, auch der Ausführung, läßt sich dem Glück'schen Commentar nur die Glossa ordinaria des Accursius vergleichen, welche, ebenso wie es von jenem gesagt zu werden pflegte, eine ganze Bibliothek entbehrlich macht. Sie bildet den Abschluß einer wissenschaftlichen Epoche, wie der Glück'sche Commentar den Ausgang der alten „theoretisch-praktischen“ Periode bezeichnet und vollständig darstellen würde, wenn er von seinem ersten Autor vollendet wäre. Allein die Aehnlichkeit ist doch nur eine flüchtige. Neigt sich das Urtheil bei Vergleichung der ganz verschiedenen Methoden auf die Seite Glück's, so hat dagegen Accursius Das wirklich vollendet und durchgeführt, was in dem Plane seiner dürren Compilation lag; und wenn andererseits die Glossa ordinaria die folgenden Zeiten des Verfalls beherrscht hat, so ist dagegen der Glück'sche Commentar auf die neben ihm erstehende Blüthezeit der deutschen Jurisprudenz ohne Einfluß geblieben. — Bis in sein 70. Lebensjahr erfreute sich G. ungestörter Gesundheit und Arbeitskraft; dann meldeten sich vorübergehende Schwindelanfälle, die jedoch seine Heiterkeit und Thätigkeit nicht störten. Wenige Wochen vor seinem Tode ward seine rechte Hand von Gichtbeschwerden ergriffen; geduldig ertrug er die Schmerzen und um seine litterarische Thätigkeit fortsetzen zu können, hob er die geschwollene rechte Hand mit der linken auf das Papier und setzte sie so in Bewegung. Noch am letzten Tage seines Lebens, den 20. Jan. 1831, war er bis Abends 8 Uhr mit der Ausarbeitung des achten Bogens des 35. Bandes seines Commentars beschäftigt. — Dann legte er sich, große Müdigkeit empfindend, zur Ruhe und gegen 10 Uhr war er entschlafen.

Vgl. Schunck, Jahrbücher d. jurist. Litt. 4, 353 ff. 5, 106. 16, 93 bis 108: ein Nekrolog mit vollständigem Verzeichniß von Glück's Schriften. Engelhard, Gedächtnißpredigt, 1831. Ersch und Gruber, 1. Sect. 70, 263 bis 272. Stintzing, F. C. v. Savigny, S. 8 ff. 39 ff.

Stintzing.

Glück: Christ. Wilh. v. G., Jurist und Keltolog, geb. am 31. Decbr. 1810 zu Erlangen, jüngerer Sohn des berühmten, 1831 verstorbenen Pandektisten Christian Friedrich G., bezog nach beendeten Vorstudien erst die Universität seiner Heimath, dann Tübingen, um sich der Wissenschaft seines Vaters zu widmen. Dort wurde G. in die wegen demagogischer Umtriebe auf Hochverrath eingeleitete Untersuchung verwickelt, welcher er rechtzeitig mit anderen Unglücksgenossen nach der Schweiz entfloh, wo er zu Zürich seine Studien fortsetzte und sich endlich zu Bern als Privatdocent des „Kirchenrechts“ niederließ. In exaltirter Weise an den durch David Friedr. Strauß' Berufung hervorgerufenen kirchlichen Wirren theilnehmend, fabricirte G., von gleichgesinnten Freunden aufgeregt, eine päpstliche Bulle: „Kreisschreiben Sr. Heiligkeit Gregor XVI. an die Bürger des Kantons Zürich. Rom 1839. In der Druckerei der hl. Congregation für Ausbreitung des Glaubens“ (12 Seiten 8°), welche er alsbald in einer neuen Schrift: „Sr. Heiligkeit Gregorius XVI. Verdammungsbulle der ganzen Schweiz“ mit sarkastischen Seitenhieben wüthend angriff. Dadurch vereitelte er nicht nur die nahe Aussicht auf einen akademischen Lehrstuhl in Bern, sondern fühlte auch seine persönliche Sicherheit bedroht. Er flüchtete zum zweiten Male und lebte in Straßburg über ein Jahr lang in Verborgenheit.

Das Berner Amtsgericht leitete gegen den Abwesenden eine Kriminaluntersuchung ein, die mit einer Verurtheilung zu vierjähriger Freiheitsstrafe endete; das Obergericht jedoch erkannte auf Freisprechung. Die genannten Erfahrungen aber weckten das Verlangen zur Rückkehr in die Heimath, wozu er endlich 1845 die Erlaubniß erhielt. Die wieder aufgenommene Untersuchung auf Hochverrath erhielt ihren Abschluß durch ein vom obersten Gerichtshof am 20. Nov. 1846 erlassenes Freisprechungs-Erkenntniß und G. war nun auch formell von einer Schuld gereinigt, von welcher er innerlich jederzeit frei geblieben. Geschichtliche und sprachliche Forschungen, insbesondere im Gebiete des Keltischen, füllten die nächsten Jahre und mehrere Schriften gaben öffentliches Zeugniß davon. Zu Ende der fünfziger Jahre trat G., wie ein schiffbrüchiger Mann, eine neue Existenz suchend, in die neidlose Stelle eines Praktikanten an der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, wo er 1859 zum dritten Scriptor und 1861 zum dritten Secretär vorrückte. Seit dem Sommer 1865 wurde seine Thätigkeit durch schwere körperliche Leiden gehemmt. Schlaflosigkeit und unaufhörliche Nervenaufregung, die sich auch in seinen Schriften und der dabei leidenschaftlich geführten litterarischen Polemik kundgaben, zehrten an der Lebenskraft und drückten auf das Gemüth. So suchte er den Schlaf und fand, durch eine wol absichtlich vergrößerte Dosis Opium die ersehnte Ruhe am 13. Juni 1866. Schon früher hatte er seine Frau durch den Tod verloren. Sein Scheiden scheint nur Wenigen bekannt geworden. Der einzige ausführlichere Nekrolog findet sich in Bacmeister's geistvollem vierten Artikel über „Deutsche Wörterbücher“ in Beil. 305 Allgem. Ztg. vom 1. Nov. 1866. — Von seinen kaum in weitere Kreise gedrungenen Schriften erwähnen wir außer den obengenannten, so viel uns bekannt geworden, in historischer Folge: „Ein freies Wort über den jetzigen Dr. Troxler und seine projectirte Berufung als Professor der allgemeinen Geschichte am Lyceum zu Luzern“, 1839. — „Ueber das Recht der Staatsgewalt, Bisthümer einzurichten und über die Rechtswidrigkeit und Ungültigkeit der Concordate. Eine staatsrechtliche Abhandlung“, 1840. — „Die Jesuiten in ihrer Wirksamkeit von ihrer Entstehung bis auf unsere Tage. Eine Volksschrift“, 1845. — Mit Lud. Snell und A. Henne arbeitete G., gleichfalls wie bei den vorstehenden Schriften größtentheils ohne seinen Namen, an der „Geschichtliche Darstellung der kirchlichen Verhältnisse der katholischen Schweiz von der frühesten Zeit bis zur Helvetik“ und verfaßte die von Lud. Snell herausgegebene „Geschichte der Einführung der Nuntiatur in der Schweiz“, 1847. — „Die Bisthümer Noricums, besonders das Lorchische zur Zeit der römischen Herrschaft. Ein Beitrag zur Urgeschichte des Christenthums in Oesterreich, Salzburg, Steiermark und Kärnten“ in den Sitzungsberichten der philos.-histor. Classe d. kais. Akad. d. W. XVII. S. 60 ff. Auch besonders abgedruckt 1855. — Angeregt durch die keltische Grammatik des Kasp. Zeuß, welchem er auch eine biographische „Erinnerung“ 1857 setzte, warf sich G. ganz auf ähnliche Forschungen, welche er mit einer rücksichtslosen Polemik betrieb, die zur Bedingung seines Lebens zu gehören schien. Gaugengigl nannte ihn deshalb „einen litterarischen Turko“ und A. Holtzmann vergalt die ihm angemutheten Lieblichkeiten mit gleicher Artigkeit. So entstanden folgende Abhandlungen: „Die bei C. Jul. Caesar vorkommenden keltischen Namen in ihrer Echtheit festgestellt und erläutert“, 1857 (vgl. Holtzmann's Antwort darauf in Pfeiffer's Germania, 1864, IX. Bd. S. 4). — „Die neueste Herleitung des Namens Baier aus dem Keltischen beleuchtet“, 1864 (besonderer Abdruck aus den Verhandlungen des historischen Vereins von Niederbaiern, X. Bd. 1. Heft). — „Der deutsche Name Brachio nebst einer Antwort auf einen Angriff Holtzmann's“, 1864. — „Rênos, Moinos und Mogontiâcon, die gallischen Namen

der Flüsse Rein und Main und der Stadt Mainz erklärt", 1865 (auch ein besonderer Abdruck aus den Sitzungberichten der k. Akademie). Sein mephistophelisches Behagen in der Polemik und eine alle Grenzen der Billigkeit überschreitende Nergelei mit der krankhaften Sucht des alleinigen Besserwissenwollens trugen die Schuld, daß Glück's Wirken und Forschen gegen Verdienst nicht in weitere Kreise drang. G. war und blieb ein Opfer der ehemaligen Demagogen-Riecherei, die damals erlittene Schmach und Verfolgung verbitterte und untergrub sein ganzes Leben. H. Holland.

Glück: Christian Karl G.: Jurist, Dichter und Sammler, geboren zu Erlangen am 8. Oct. 1791 als der älteste Sohn Christian Friedrich Glück's, absolvirte noch nicht 20jährig die Hochschule, wurde rechtskundiger Magistratsrath, trat 1821 dem Justizfache folgend in den Staatsdienst, wo er bis zum Oberappellationsgerichtsrath befördert wurde und als solcher am 11. Oct. 1867 zu München starb. Seine unter dem bescheidenen Titel „Früchte stiller Weihestunden" (1864) herausgegebenen Dichtungen tragen ein tiefreligiöses äußerst wohlthuendes Gepräge und zeigen vielseitige Nachklänge des alten Kirchenliedes, dessen Studium G. mit besonderem Eifer oblag. Als Sammler brachte er eine werthvolle Porträtgallerie von 60000 Blättern zusammen, welche, musterhaft geordnet, vielfach von Künstlern und Fachleuten benutzt wurde und als Eigenthum der Familie bisher erhalten blieb. Von seinen juristischen Arbeiten erinnern wir an die (nur in 25 Exemplaren gedruckten) „Präjudicien aus der ehegerichtlichen Praxis" (1838). — „Bemerkungen hinsichtlich der neu zu bildenden protest. Ehegerichte in den k. b. Landestheilen diesseits des Rheines" (1861) und seine „Sammlung ehegerichtlicher Entscheidungen des k. b. Oberappellationsgerichts nebst einigen appellationsgerichtlichen Erkenntnissen in Ehesachen" (1864). Als trefflichen Charakter schildert ihn die Grabrede von Decan Dr. Meyer (München 1867). H. Holland.

Glück: Joh. Ludw. Friedr. G., Componist, geb. am 23. Sept. 1793 in Oberensingen, Pfarrer im Würtembergischen, zuletzt zu Schornbach, wo er am 1. Oct. 1840 starb, verdient wegen seiner Liedercompositionen, insbesondere von Eichendorff's „In einem kühlen Grunde", Lenau's Schilfliedern rc., im Gedächtniß bewahrt zu werden.

Vgl. B. Auerbach in der Allgem. Zeitung 1874, Nr. 314 Beil. L. Mezger ebendas. 340 Ao. Beil. J. H.

Glüsing: Johann Otto G., bekannter Separatist, † 1727, ist der Sohn des M. Johannes G., der seit 1654 Pastor zu Altenesch im Stedinger Lande in der Grafschaft Delmenhorst war und im J. 1679 starb. Da er aus der zweiten Ehe seines Vaters stammt, die derselbe im J. 1674 mit Margaretha Elisabeth, einer Tochter des gewesenen Voigts Schuhmacher zu Esens, schloß, so muß er etwa ums J. 1676 geboren sein, wozu seine eigene Angabe aus dem J. 1726, daß er ungefähr 50 Jahre alt sei, stimmt. Es scheint, als wenn die Mutter als Wittwe mit den Kindern nach dem benachbarten Bardewisch gezogen sei, da unser G. sich bei seiner Inscription in Jena 30. Mai 1696 als Bardewischa Oldenb. bezeichnete. Von 1696—1700 studirte er in Jena Theologie. Daß die Grafen von Oldenburg, seine Landesherren, denen auch Delmenhorst gehörte, damals Könige von Dänemark und Norwegen waren, mag ihm den Weg in diese Reiche geöffnet haben. Bald nach Beendigung seiner Studien finden wir ihn nämlich als Hauslehrer in Kopenhagen thätig. Mit einem Freunde Namens Eberhard, wahrscheinlich dem Band V, S. 566, besprochenen Christoph Eberhard, war er hierher gekommen; beide wurden bald Leiter der collegia pietatis, welche bei den Kopenhagener Bürgern Peder Svanö und Maurids Samsö gehalten wurden. Hier erscheint G. zunächst als Pietist; er

wird als ein Mann von guten Gaben bezeichnet, der besonders in der Kirchengeschichte Kenntnisse besaß. Die Bewegung, welche von diesen collegia pietatis ausging, war keine geringe; sie nahm bald einen antikirchlichen Charakter an. Die, welche an diesen Versammlungen Theil nahmen, hielten sich von der Kirche und dem Abendmahl fern. Um diese Zeit schon soll von G. eine Satire auf das Leben der damaligen orthodoxen Geistlichen erschienen sein, nämlich eine Lebensbeschreibung des falschen Apostels Homiletici; ob diese gleich anfänglich oder erst später einer kleinen Schrift: „Die Geburt, Leben und Tod des Herrn Christi und seiner Apostel“ als Anhang hinzugefügt ward, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls ist die genannte Satire hernach mit dieser Schrift, die zu nicht üblen Kupferstichen, die den Herrn und die Apostel darstellen, den Text bildet, verbreitet worden. (Ein Abdruck dieser Schrift ist bezeichnet als „gedruckt zu Jerusalem auf Unkosten des armen Lazari nachgelassener Erben“, ohne Jahrszahl, 62 S. 8°; zu einem späteren Druck aus dem J. 1733 soll Dippel eine Vorrede geschrieben haben.) Bald brach nun ein Kampf seitens der Kopenhagener Prediger gegen G. aus. Doch ehe noch am 21. Oct. 1706 das „Plakat gegen die Sondergesinnten“, welches die pietistischen Versammlungen verbot, erschien, hatte G. Kopenhagen verlassen. Er hatte nämlich bei dem Generalmajor Hausmann in Christiania die Stelle eines Hauslehrers erhalten. Auch hier leitete er bald fromme Zusammenkünfte und verbreitete pietistische und separatistische Schriften, die ihm Eberhard aus Kopenhagen nachsandte. Unter denen, die in Christiania gegen ihn auftraten, ist der Stiftspropst Jakob Lodberg besonders zu nennen, auf dessen Empfehlung Hausmann ihn zum Hauslehrer angenommen hatte. Lodberg wandte sich endlich an die theologische Facultät in Kopenhagen; er gibt dabei die folgende Schilderung von G.: er „ist weder unseres Glaubens, noch Papist, noch Reformirter, sondern hat eine Lehre, die aus den größten Ketzereien besteht, und breitet dieselbe aus; er gebraucht nie das Sacrament aus Furcht, wie er vorgiebt, es möchte von Menschen befleckt werden, mit denen ein rechter Christ nicht umgehen darf; er setzt die Christenversammlungen in der Kirche herunter, verachtet die Taufe und lacht nur darüber, daß man Kinder tauft, läugnet Christi Genugthuung und die Ewigkeit der Höllenstrafen; er glaubt, daß ein Mensch so vollkommen werden kann, daß er nicht mehr sündigt, und meint, daß das Christenthum, welches jetzt herrsche, das Reich des Antichrist sei, und daß es bald untergehen werde, wenn das tausendjährige Reich komme“. Falls diese Schilderung richtig ist, war G. schon damals aus einem Pietisten zu einem Spiritisten und Separatisten geworden, ein Weg, den zu jener Zeit bekanntlich viele gingen. G. hatte übrigens eine große Anzahl von Anhängern, wie Lodberg klagt; unter ihnen waren auch die beiden Candidaten Jürgen Hammer aus Dänemark und Christian Funch aus Halle. Ein Rescript des Königs vom 28. Sept. 1706 gab dem Vicestatthalter v. Gabel auf, gegen „Johann Otto G. aus unserer Grafschaft Oldenburg, der ein Erzquäker sein soll“, eine Untersuchung einzuleiten, in der G. eidlich angeben sollte, an wen er seine ärgerlichen Bücher ausgetheilt habe und wer seine Anhänger seien. Am 11. Decbr. 1706 erschien dann eine königliche Ordre, nach welcher G. innerhalb drei Tagen die Lande und Reiche des Königs meiden und sich in ihnen nachmals nie wiederfinden lassen sollte. G. ging nun über Friedrichsstadt nach Hamburg. Ob er bei dieser Anwesenheit im J. 1707 in Friedrichsstadt oder bei einer späteren dort getraut ist, ist nicht sicher; jedenfalls ist er um diese Zeit in Friedrichsstadt „mit seiner aus Dänemark gebrachten Braut“ copulirt worden. Am Ende des J. 1707 lebte er in Hamburg; hier ward im Januar 1708 auf Antrag des Ministeriums eine Untersuchung gegen ihn veranlaßt, weil er über Kirchengehen, Beichte und Abendmahl sich ungebührlich geäußert,

auch einen jungen Menschen zur Sectirerei verführt hatte. Er begab sich darauf nach Altona, wo ihm im J. 1711 oder 12 seine Frau starb; sie hinterließ ihm zwei Töchter, die er hernach selbst unterrichtete, auch in der Musik und im Singen unterwies. Nachdem er in Altona bei der Einäscherung der Stadt durch die Schweden im J. 1713 abgebrannt war, bei welcher Gelegenheit er auch seine nicht unbedeutende Bibliothek einbüßte, begab er sich wieder nach Hamburg. Hier scheint er bis zum J. 1725 unangefochten gelebt zu haben. Ob er erst seit diesem Jahre Conventikel in seiner Wohnung hielt oder ob man früher nicht Anlaß fand, gegen diese Versammlungen einzuschreiten, — vielleicht hielt er sie meistens in Altona, wo allen Sectirern mehr oder weniger Freiheit gelassen wurde, — läßt sich nicht mehr ausmachen; gewiß ist, daß sich in Hamburg und Altona ein Kreis von Anhängern um ihn bildete, deren Zusammenkünfte er in der Stille leitete und die ihn als ihr Haupt ansahen. Er galt um diese Zeit für einen Schüler Gichtel's und ward zu den Engelsbrüdern, wie die Gichtelianer genannt wurden, gerechnet. Ob er Gichtel selbst, der am 21. Jan. 1710 gestorben war, früher persönlich kennen gelernt oder mit ihm in Briefwechsel gestanden, läßt sich nicht mehr feststellen; mit Gichtel's Schüler und Nachfolger, Ueberfeld, stand er anfangs, etwa bis zum J. 1718, in Correspondenz; hernach sagte er sich von ihm los, wahrscheinlich weil auch ihm, wie so manchen anderen, Ueberfeld's immer schroffer werdende Meinungen zu weit gingen und die Herrschaft, die er sich anmaßte, unerträglich wurde. Mit Gleichgesinnten außerhalb Hamburgs stand er in vielfachem schriftlichen und persönlichen Verkehr; er machte oft Reisen und erhielt vielen Besuch. Man hat ihn wahrscheinlich auch von auswärts mit Mitteln für seinen Lebensunterhalt unterstützt. In Altona und Hamburg beschäftigte er sich mit litterarischen Arbeiten, außerdem aber auch mit der Verfertigung von Uhren und Instrumenten. Für seine Studien schaffte er sich nach 1713 wieder eine große Bibliothek an, wie er denn ohne Frage belesen und gelehrt gewesen ist. Ein eigenes System hatte er nicht und seine Aussprüche sind oft nicht recht deutlich; von den Meinungen Gichtel's wichen die seinen theilweise ab. Wie alle Sectirer, hielt er von der äußeren Gestalt der Kirche, von ihren Ordnungen und namentlich von den Sacramenten nichts; am Gottesdienst nahm er nicht theil; vom Lehrbegriff der lutherischen Kirche wich er stark ab, doch behauptete er, daß er nicht dem evangelischen Glauben zuwiderlaufender Meinungen überführt werden könne. Die Hauptsache war ihm das brüderliche Gemeinschaftsleben, wobei es sich wol von selbst ergab, daß diese Brüder, die in ihm „ihren väterlichen oder parentalischen Bruder" verehrten, sich für eine Art ecclesiola in ecclesia, eine besonders heilige Gemeinschaft, hielten. Oeffentliche Angriffe gegen die Kirche hat er sich, wenigstens in Hamburg und Altona, nicht zu Schulden kommen lassen; in der Stille frommen Sinn und liebevolles Zusammenhalten zu pflegen und die, welche sich an ihn wandten, aus Gottes Wort und eigener Meinung zu berathen, darin bestand seine Thätigkeit unter ihnen, wie er selbst ohne Frage ein frommer und schlichter Mann gewesen ist; in dieser Hinsicht ist zwischen ihm und anderen Sectenhäuptern jener Tage ein großer Unterschied. Die von ihm herausgegebenen Schriften sind, wenigstens seit seinem ersten Aufenthalte in Hamburg, wol alle von Hermann Heinrich Holle gedruckt, der mit ihm befreundet gewesen zu sein scheint; Holle druckte zuerst in Hamburg, im J. 1710 in Wandsbeck und seit dem J. 1711 in Schiffbeck, einem kleinen Dorfe südlich von Wandsbeck und östlich von Hamburg. Unter Glüsing's Aufsicht und Leitung erschienen bei Holle zunächst verschiedene deutsche Bibelausgaben, welche alle darin sich gleichen, daß ihnen unter dem Titel „Apocrypha neues Testaments" eine deutsche Uebersetzung der sogen. apostolischen Väter beigegeben ist; diese Uebersetzung ist ursprünglich

die von G. Arnold; später hat G. die apostolischen Väter auch selbständig übersetzt und auch als ein Werk für sich herausgegeben, 1723. Dem Alten Testament sind, wie das in jener Zeit oft geschah, auch das 3. und 4. Buch Esra und das 3. Buch der Maccabäer hinzugefügt. Auch die „Biblia pentapla“, d. h. eine Zusammenstellung von vier deutschen (im Alten Testament der lutherischen, reformirten, katholischen und jüdischen, im Neuen Testament der lutherischen, reformirten, katholischen und der von Johann Heinrich Reitz) und der holländischen Uebersetzung in drei Quartanten, ein sehr nützliches, aber in einer eigenen Gegenschrift des Pastor Michael Berns in Wandsbeck als ein synkretistisches Werk verdächtigt, ist von G. besorgt. Außerdem gab er im J. 1715 in einem schönen Druck in Quart Jakob Böhme's sämmtliche Werke heraus; in den „Unschuldigen Nachrichten“ vom J. 1720 wird erzählt, daß ein reicher Kaufmann in Hamburg, Namens Poppe, diesen Druck bezahlt und jedem Engelsbruder ein Exemplar geschenkt habe; über diese Ausgabe vgl. Bd. III. S. 71. Glüsing's eigene Schriften, meistens Auszüge aus Gottfried Arnold's Werken, können hier übergangen werden; ein Verzeichniß derselben findet sich bei Bolten (vgl. unten). Unter ihnen ist der „Catechismus unseres Herrn Jesu Christi aus den vier Evangelien gezogen“, eine Zusammenstellung der Hauptlehren des Christenthums in Worten Jesu, für Glüsing's Auffassung derselben nicht ohne Interesse; er füllt nur wenige Seiten und ist einzeln und auch als Anhang zu der schon genannten Ausgabe der apostolischen Väter vom J. 1723 gedruckt. In diesem Catechismus erlaubt sich G. einzelne Abweichungen von Luther's Uebersetzung, z. B. Matthäi 23, 8 „ihr sollt euch nicht Doctor nennen lassen“. — Vom J. 1725 an ward G. wieder wegen seines sectirerischen Treibens verfolgt; ob er um diese Zeit vielleicht wieder mehr hervorgetreten war oder was sonst den Anlaß bot, scheint nicht mehr zu ermitteln. Er hatte in Friedrichsstadt einen kleinen Kreis von Anhängern, es sollen nur sechs Familien gewesen sein, die er von Zeit zu Zeit besuchte; hier wurde zuerst eine Untersuchung gegen ihn angestellt und durch das Urtheil einer königlichen Commission vom 5. Juni 1725 wurde er abermals „bei Vermeidung harter Leibesstrafe“ aus den Reichen des Königs von Dänemark ausgewiesen und jedermann verboten, mit ihm Correspondenz zu führen und seine Schriften zu verbreiten. Im August desselben Jahres wurde dann auch in Hamburg wieder eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet; zunächst forderte im Auftrage des Ministeriums der bekannte Pastor Johann Christopher Wolf, der Verfasser der Curae, ihn vor sich; dann wurde die Sache dem Senat übergeben, weil sich herausgestellt hatte, daß G. ein Schwärmer sei und Conventikel halte. Man hatte gerade in jenen Tagen mit allerlei Schwarmgeistern, zum Theil recht phantastischen und unlautern, zu thun gehabt und hatte Ursache, gegen die antikirchlichen Bestrebungen nicht zu nachsichtig zu sein. Im Anfange des J. 1726 hatte G. dann ein zweimaliges richterliches Verhör zu bestehen; mehrere, die nachweislich zu seinen Anhängern gehörten, wurden gleichfalls vernommen; und das Resultat war, daß durch Senatsdecret vom 25. Jan. 1726 der Vertrieb seiner Bücher verboten und am 6. Februar ihm selbst aufgegeben wurde, innerhalb 4 Wochen sich aus Hamburg fortzubegeben. Er wandte sich darauf nach Altona, wo er wegen der dieser Stadt verliehenen Privilegien trotz der doppelten Ausweisung aus den dänischen Landen sich sicher fühlen mußte. Hier starb er nach Bolten am 2. Aug. 1727. Seine Bibliothek vermachte er dem Altonaer Gymnasium.

Vgl. Joh. Adr. Bolten, Historische Kirchen-Nachrichten von der Stadt Altona, II. Bd., Altona 1791, S. 102—11. — Wo die vorstehenden Angaben von Bolten abweichen oder denselben ergänzen, beruhen sie meistens auf handschriftlichen Quellen und archivalischen Acten. Zu vergl. ist auch

Sekterisge Bevaegelser i Kristiania omkring 1706 af Oluf Olssen, in Theologisk Tidsskrift for den evangelisk-lutherske Kirke i Norge; ny raekke, I. 1, Christiania 1869, S. 190—205. Bertheau.

Glutz-Blotzheim: Urs Robert Joseph G.-B., schweizerischer Geschichtschreiber, wurde am 31. Januar 1786 in Solothurn geboren, † 1818. Er stammte aus einer patricischen Familie, die sich zur Unterscheidung von anderen Zweigen des Geschlechts nach der 1681 erkauften Herrschaft Blotzheim im Elsaß nannte und von Ludwig XIV. in den Adelsstand erhoben worden war. Seine Vorbildung erhielt er auf dem damals renommirten Jesuitencollegium der Vaterstadt. Von 1804—6 studirte er dann in Landshut und Würzburg Geschichte und Staatswissenschaften. In Landshut schloß er sich namentlich an den Historiker Friedrich Breyer (Bd. III. 324), einen begeisterten Bewunderer von J. Müller, an, der seine Verehrung für diesen auch ihm mittheilte und ihn ganz für die Geschichte gewann. Nachdem er noch einen großen Theil Deutschlands und Oesterreichs bereist hatte, kehrte G. zu Ende 1806 nach Solothurn zurück, wo er bald der Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen wurde. Er gründete 1807 die litterarische Gesellschaft, restaurirte 1808 die Stadtbibliothek, redigirte 1809 zeitweilig das in der Folge als Urkundensammlung zur Schweizer Geschichte so wichtig gewordene „Solothurner Wochenblatt“, wirkte 1811 mit dem Schultheißen v. Mülinen für Gründung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft. Vorübergehend nahm er auch am politischen Leben Theil, indem er nach dem Putsch vom 8. Januar 1814, der in Solothurn die Mediationsverfassung stürzte und die alte Ordnung der Dinge wieder einführte, in den Großen Rath gelangte, das Kriegscommissariat und andere öffentliche Geschäfte besorgte. Vor Allem aber widmete er seine Thätigkeit der Aufhellung der Geschichte seiner Vaterstadt und seines Heimathkantons. Früchte derselben waren die „Topographisch-statistische Beschreibung des Kantons Solothurn“ (Helvet. Almanach 1813), die „Darstellung des Versuchs, die Reformation in Solothurn einzuführen“ (Schweiz. Museum 1816), die „Nachrichten von öffentlichen Lehranstalten Solothurns und Vorschläge zur Verbesserung derselben“, Schriften, welche von gründlichem Quellenstudium und unbefangenem Urtheil zeugen und durch ihre freimüthige Kritik großes Aufsehen erregten. Der Reichthum an Urkunden über die Zeit nach den Burgunder Kriegen im Solothurner Staatsarchiv reizte und der Rath seiner Freunde bestimmte ihn, die Geschichte der Schweiz, welche Müller bis 1489 geführt hatte, von da an weiter zu bearbeiten. 1816 erschien in Zürich die „Geschichte der Eidgenossen vom Tode des Bürgermeisters Waldmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich von Robert G.-B.“, auch unter dem Titel „Johann v. Müller's Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft fünften Theiles zweite Abtheilung“. Der Zeitraum, den dieses Werk umfaßt (1489—1517), bildet den Höhepunkt der äußeren Machtstellung und des kriegerischen Ruhmes der Schweizer, in welchem aber die Anzeichen des nahenden Verfalles bereits deutlich hervortreten. G. war durch seine Charaktereigenschaften — lebhaften Sinn für die Größe der Altvordern und unbestechliche Wahrheitsliebe — für die Darstellung dieser Zeit vorzüglich geeignet. Seine Arbeit ward auch mit hohem Beifall aufgenommen. Wenn er auch an Kunst der Gestaltung und Glanz der Diction hinter seinem Vorgänger zurücksteht, so ist er diesem hinwieder durch Gründlichkeit des Quellenstudiums — das Buch ist ganz auf urkundlicher Grundlage aufgebaut — ebenbürtig; er ist ihm durch ungeschminkte Darstellung, welche auch die Schattenseiten nicht verschweigt, überlegen. Um ganz der Wissenschaft zu leben, legte G. im December 1816 seine Aemter in Solothurn nieder und siedelte nach Zürich über, wo ihm mehr litterarische Hülfsmittel zu Gebote standen und der lebhafte Verkehr mit Männern,

wie P. Usteri, J. J. Hottinger, Schinz, J. H. Füßli u. A. mehr, Anregung bot. In der Hoffnung, in Deutschland eine für ihn geeignete Stellung zu finden, begab er sich aber schon 1818 nach München zu seinem Lehrer Breyer, der 1809 als Mitglied der reorganisirten Akademie der Wissenschaften dorthin berufen worden war, starb aber wenige Tage nach seiner Ankunft, am 14. April, an einem Gehirnschlag. An seiner Stelle übernahmen später J. J. Hottinger, Vuillemin und Monnard (s. d.) die Fortsetzung des Nationalwerks. G. schrieb auch ein „Handbuch für Reisende in der Schweiz“, Zürich 1818, welches später von G. v. Escher († 1846) wiederholt überarbeitet und neu aufgelegt wurde (9. Ausg. Zürich 1851).

Solothurner Wochenblatt 1818, S. 150—53. — Schinz, in Verhandlungen der helvet. Gesellschaft von Schinznach 1820, S. 50—59. — Lutz, Moderne Biographien (Lichtensteig 1826), S. 91. — Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit, II. Bd. (Baden 1861), Nr. 64. — Monnard zu Anfang seiner französ. Uebersetzung von Glutz (Histoire de la Confédération Suisse par Müller, Glutz etc. IX Vol., Paris 1840). — Litterarische Würdigung bei Monnard a. a. O. und bei J. J. Hottinger, Neue Helvetia 1844. S. 102—22. Gisi.

Glutz: Peter Joseph G.-Rüchti, schweizerischer Staatsmann, geb. am 18. September 1754 in Solothurn, † am 29. März 1835, gehörte einer vielverdienten patricischen Familie an, deren eine Zweig seit der Mitte des 17. Jahrhunderts von einer Erbtochter des Patriciergeschlechtes Rüchti, vermählt an Philipp G., diesen Beinamen annahm. Sein Vater, früher Grenadierhauptmann in spanischen Diensten, später Altrath, war reicher an Kindern, als an Glücksgütern. Die ältesten Söhne widmeten sich dem Dienste der Kirche, vorzügliche Männer an Geist und Charakter, Wilhelm Anton Stiftspropst zu Solothurn, dann Bischof von Cherson und Coadjutor des Bischofs von Basel († 1824), Ambrosius Abt des Cistercienserklosters St. Urban († 1825), Philipp Jakob Propst zu Schönenwerd und bischöflich konstanzischer Commissar († 1817). Peter Joseph, weniger begabt als seine Brüder, besuchte einige Classen am Jesuitencollegium seiner Vaterstadt und trat nach dem Beispiele des Vaters in früher Jugend als Lieutenant in das Schweizerregiment Buch in spanischen Diensten. Seit 1778 Großrath, wurde er nach seiner Heimkehr 1780 als Jungrath Mitglied der Regierung, 1786 des Stadtgerichts, 1789 Bürgermeister, 1797 Altrath. Beim Einfalle der Franzosen in die Schweiz zog er 1798 als Artillerieoberst an die Grenze; nach dem Sturze der alten Eidgenossenschaft wurde er mit anderen Regierungsgliedern auf einige Zeit als Geisel nach Frankreich geführt, hielt sich dann aber der Politik ferne und ließ sich während der helvetischen Einheitsregierung als Forstinspector verwenden. Als es sich 1802 um Herstellung der Eidgenossenschaft handelte, reisle G. als Abgeordneter des Kantons Solothurn mit der sogenannten Konsulta nach Paris. Hier sprach er sich entschieden für Föderativgestaltung der Schweiz aus und gewann die Gunst des Konsuls Bonaparte, von dem er nach Ertheilung der Mediationsacte zum Präsidenten des Einführungsausschusses für den Kanton Solothurn ernannt wurde. Das bahnte ihm den Weg zu den ersten Ehrenstellen. Im März 1803 wurde G. Großrath, am 6. April erster Schultheiß des Kantons Solothurn, und als derselbe 1805 schweizerischer Vorort wurde, übernahm Schultheiß G. als Landammann der Schweiz die Leitung der Eidgenossenschaft. G. hatte während seines Directorialjahres die schwierige Aufgabe, in dem zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochenen Kriege die Neutralität der Schweiz zu wahren, und es geschah dieses durch militärische Grenzbesetzung unter Anführung des Generals v. Wattenwyl und durch diplomatische Verhandlungen, nicht ohne demüthigende

Einmischung Frankreichs. G. wurde zwar 1811, als Solothurn wieder Vorort war, nicht mehr Landammann der Schweiz, sondern durch den gemäßigten, volksfreundlichen Schultheißen Grimm von Wartenfels ersetzt, blieb aber dennoch während der Mediationsregierung bis 1814, und nach dem Sturze derselben durch die Restauration der alten Eidgenossenschaft als Schultheiß das leitende Staatsoberhaupt des Kantons Solothurn. Er unterzeichnete als erster Gesandter des Kantons auf der Tagsatzung von Zürich den unter dem Einfluß der verbündeten Mächte geschlossenen Bundesvertrag der 22 Kantone vom 7. August 1815 und war als Schultheiß, als Präsident des Staatsrathes, als erster Gesandter auf den Tagsatzungen an der Spitze der Regierung bis zum Umschwunge des J. 1831. Damals fiel er mit der Restaurations-Verfassung und Regierung, zu deren Sturz sein hartnäckiges Widerstreben gegen jede Neuerung, sein oft schroffes, heroisches Wesen jedenfalls beigetragen. Seine Ernennung in den Großen Rath und das Appellationsgericht schlug der Greis aus und nur wenige Jahre überlebte er die Restaurationsperiode, als deren eigentlicher Repräsentant für den Kanton Solothurn er betrachtet werden kann.

Vgl. A. v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsacte I. 179 ff. Fiala.

Gmeiner: Franz Xaver G., Canonist, geb. am 6. Januar 1752 zu Studenitz in Steiermark, † 1822 zu Graz. Nach Vollendung der Gymnasial- und Universitätsstudien in Graz wurde er hier Doctor der Philosophie und Theologie, 1776 Priester, nach siebenjähriger Thätigkeit als außerordentlicher Professor 1787 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte; er war von 1806—18 zugleich Director der philosophischen Studien. Er vertritt den josephinischen Standpunkt, vindicirt dem Staate das volle Recht der Oberaufsicht über die Kirche und vertheidigt insbesondere die Entstehung der päpstlichen Machtvollkommenheit durch die pseudoisidorischen Decretalen. Neue und selbständige Forschungen bieten seine Werke nicht. Diese sind: „Beweis, daß die Ordensgelübde jener Orden, die der Landesherr in seinen Staaten nicht mehr dulden will, ohne vorhergehende Dispensation ihre Verbindlichkeit verlieren“, 1782. „Beantwortung der Bemerkungen, welche Hr. Val. v. Modesti über den Beweis ꝛc. herausgegeben hat, nebst einem Anhange“, 1782. „Hirtenbrief des Bischofs von Mantua an die Erzkarthäuser seines Kirchensprengels in Betreff der durch die Abschaffung ihres Ordens selbst ohne eine Dispensation aufgelösten Ordensgelübde. Mit Anmerkungen“, 1783. „Meine Gedanken über die bischöflichen Consistorien überhaupt und die Ehestreitigkeiten, die in denselben entschieden werden“, 1782. „Epitome historiae eccles.“, 1787, 2 Bde. „Institutiones jur. eccles. methodo scientifica adornatae et Germaniae accomodatae ad principia jur. naturae et civitatis“ 3 voll., 1792. 4. Aufl. 1808. Deutsch 1820. Sämmtlich zu Graz erschienen.

Felder, Gel. Lex. III. 177. v. Wurzbach, Biogr. Lex. V. 233.

v. Schulte.

Gmelin. Die Familie G. ist in Südwestdeutschland weit verbreitet. Der älteste Träger des Namens, der sich urkundlich nachweisen läßt, war ein um das J. 1510 geborener Michael G., der im J. 1576 zu Weilheim bei Kirchheim u. Teck als Präceptor starb. Für fünf größere Zweige, in welche sich die Familie gespalten hat, läßt sich die gemeinsame Abstammung von diesem Michael G. aus den Kirchenbüchern erweisen; und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die zahlreichen, in der Gegend von Kirchheim, Göppingen und von Heilbronn ansässigen Träger des Namens Gmehle oder Gmehlin ebenfalls Nachkommen Michaels sind; obschon sich der Zusammenhang nicht mehr feststellen läßt, weil die Kirchenbücher an mehreren Orten nicht mehr weit genug zurückreichen.

Nach einer Familiensage sollten die G. aus Rom stammen und Nachkommen des Patriciergeschlechtes Lentulus sein. Ein Urbanus Lentulus, den die Sage sogar zum Bischof machen will, soll um die Mitte des 14. Jahrhunderts als Flüchtling von Rom nach Süddeutschland gekommen sein, sich an der Teck angesiedelt, sein hohes bischöfliches Hirtenamt mit dem schlichten Hirtenstab vertauscht, seinen Namen Lentulus aber in „Gemächlich, Gmächlin, Gmehlin" verdeutscht haben. Es liegt nahe, die Entstehung der Sage durch den umgekehrten Proceß zu erklären: dadurch, daß der Weilheimer Präceptor Michael G. der zeitgenössischen, vollends unter der gelehrten Zunft ganz allgemeinen Uebung, den Namen zu latinisiren, folgte. Michaels Nachkommen erlitten im 30jährigen Kriege schweres Ungemach, und mehrere Familien starben ganz aus. Unter den Einwirkungen und Nachwehen dieses Krieges erfolgte die Uebersiedelung zweier Zweige der Familie in die der schwäbischen Heimath benachbarte Pfalz und nach dem badischen Oberland. In den pfälzischen Städtchen Heidelsheim und Sinsheim ließen sich nach der Mitte des 17. Jahrhunderts einige Familienglieder nieder, von denen eine sehr große Handwerkerfamilie abstammt. Schon früher war ein junger Magister aus Bebenhausen, dem Rufe des baden-durlachischen Markgrafen Friedrich V. folgend, in den badischen Kirchendienst eingetreten. Dieser Jeremias G. (s. d. Art.) ist der Stifter eines in der Gegend von Müllheim und Badenweiler ansässigen ausgebreiteten Zweiges geworden, dem der Kupferstecher Wilhelm Friedrich G. (s. d. Art.) und sein jüngerer Bruder, der Botaniker Karl Christian G. (s. d. Art.) angehören. Von den 3 Linien, in welche die Würtemberger G. sich theilten, ist die eine im Mannsstamm ausgestorben; die beiden anderen, die Stuttgarter und die Tübinger Linie, sind zur Zeit noch durch 35 Familienhäupter vertreten. Wenn von den G. oft als von einer Familie von Gelehrten, Beamten und Geistlichen gesprochen wird, so hat dies volle Richtigkeit nur mit Bezug auf eine, auf die Tübinger Linie; nur theilweise gilt es für die Stuttgarter und für einen Zweig der oberbadischen Linie. Bei der Tübinger Linie trifft es allerdings zu, daß, mit verschwindend wenigen Ausnahmen, bei der Wahl des Berufes kaum ein anderes Gebiet in Betracht kommt, als die wissenschaftliche oder die Beamtenlaufbahn. Und wenn der Name G. weit über die Grenzen der engeren Heimath hinaus bekannt geworden ist, so ist dies das Verdienst einer Reihe von Angehörigen dieser Linie. Selten nur wird ein so wissenschaftlicher Geist, ein so ausgeprägter Trieb nach nüchterner Forschung und so tüchtige Gelehrsamkeit sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt haben. Mit der Geschichte der Wissenschaft und speciell mit der Geschichte der Universität Tübingen, ist der Name G. aufs engste verknüpft; vom J. 1749 oder wenn man daran denkt, daß auch der Stifter der Tübinger Linie, der Apotheker und Chemiker Johann Georg G. († 1728), zugleich Akademiker war und Vorlesungen an der Universität hielt, etwa vom J. 1710 an bis zum J. 1860 (Todesjahr des Chemikers Christian G.), war der Name im akademischen Lehrkörper zu Tübingen, zuweilen durch mehrere Mitglieder der Familie, vertreten. Es waren die Lehrstühle für Medicin und für die naturwissenschaftlichen Fächer, besonders Botanik und Chemie, sowie für Rechtswissenschaft, von denen der eine und der andere durch die Gmelin in drei oder vier Generationen eingenommen wurde. Auch an den Universitäten Göttingen, Heidelberg, Erlangen und Bern waren einige, sei es vorübergehend, sei es mit ihrer ganzen Lebenskraft wirksam. Zwei waren Mitglieder der k. russischen Akademie zu St. Petersburg. Und neben diesen Männern der Wissenschaft ist eine Reihe von Staatsbeamten und Geistlichen, die ihrer engeren Heimath in der Verwaltung und Justiz oder im seelsorgerlichen Berufe gedient haben, aus dieser Linie hervorgegangen. Eine gewisse Stetigkeit in der Wahl des Berufes läßt sich in

den verschiedenen Zweigen der Familie beobachten. Der geistliche und der pädagogische Beruf ist in einigen Linien mehrere Generationen hindurch vertreten; 120 Jahre lang hatten drei Angehörige der oberbadischen Linie, Vater, Sohn und Enkel, die Pfarrei Badenweiler inne. Wie die Tübinger Linie sieben Professoren der Medicin, Chemie und Botanik und eine Anzahl Aerzte und Apotheker stellte, so war in zwei Zweigen der Stuttgarter Linie durch mehrere Generationen nicht nur die herzogliche Hofapotheke, sondern auch das Amt eines Leibmedicus fast erblich geworden. Auf einem und demselben Hause in dem Dörfchen Hügelheim bei Müllheim betrieben die erstgeborenen Söhne eines Zweiges seit anderthalb hundert Jahren das Küferhandwerk; von der in der badischen Pfalz angesiedelten Handwerkerfamilie sind drei Fünftel sämmtlicher Hausväter Sattler geworden. Von nahezu 1400 Mitgliedern der Familie läßt sich die Abstammung von dem um das J. 1576 verstorbenen Michael G. (in 11 Generationen) nachweisen. 55 Proc. kommen davon auf die männliche, 45 Proc. auf die weibliche Nachkommenschaft; 36 Proc. haben einen selbständigen Haushalt gegründet (35 Proc. der männlichen, 37 Proc. der weiblichen Familienglieder). Vgl. M. Gmelin, Stammbaum der Familie Gmelin. Karlsruhe. G. Braun. 1877. Hier findet man, neben kleinen biographischen Skizzen über einzelne bekanntere Träger des Namens G., auch die biographische und bibliographische Litteratur über dieselben verzeichnet.

Christian Gottlieb G., Professor des Criminalrechts und der juridischen Praxis zu Tübingen, geb. zu Tübingen am 3. November 1749, † daselbst am 6. März 1818, Johann Friedrichs jüngerer Bruder; ein auf seinem Gebiete sehr fruchtbarer Schriftsteller, dessen „Ordnung der Gläubiger" seiner Zeit als ein unentbehrliches Handbuch galt.

Ersch und Gruber, Th. 70, S. 392—93. — Stammbaum S. LXI.

Christian G., Pandektist zu Tübingen, geb. zu Tübingen am 23. Jan. 1750, † zu Ludwigsburg am 6. Juni 1823; der älteste Sohn Johann Georgs, des älteren russischen Reisenden. Mit 23 Jahren trat G. die Professur für Pandekten, Institutionen, Rechtsgeschichte und gerichtliche Klagen in Erlangen an; 1781 folgte er der Berufung nach Tübingen an Hoffmann's Stelle, wo er später Hofacker's Nachfolger wurde.

Programma universitatis Tubingae 1781. — Neuer Nekrolog d. Deutschen 1823, I. 514—28. — Stammbaum S. LVIII. M. Gmelin.

Gmelin: Christian Gottlob G., Chemiker, ein Enkel von Johann Konrad G., ein Urenkel des alten Johann Georg G.; geb. am 12. Oct. 1792 zu Tübingen. Er war ein Schüler von Klaproth und Berzelius und wurde nach längeren Reisen im Auslande 1817 ordentlicher Professor der Chemie und Pharmacie in Tübingen. G. schrieb eine Einleitung in die Chemie und besorgte die Uebersetzung der drei ersten Jahrgänge von Berzelius' Jahresbericht über die „Fortschritte der physischen Wissenschaften". Unter seinen selbständigen Untersuchungen ist die wichtigste: die Entdeckung der künstlichen Darstellung des Ultramarins, für die Industrie von weitgehender Bedeutung. Ferner entdeckte er auch die rothe Färbung, welche Lithiumverbindungen der Flamme mittheilen. G. † am 13. Mai 1860 in Tübingen.

Kopp, Geschichte und Entwicklungsgeschichte der Chemie. Stammbaum S. LIX. Ladenburg.

Gmelin: Eberhard G., Bruder des Prof. juris Christian G., Arzt, den 1. Mai 1761 in Tübingen geboren, lebte bis zu seinem am 3. März 1809 erfolgten Tode als praktischer Arzt in Heilbronn. Er war einer der ersten und eifrigsten Anhänger der Lehre vom thierischen Magnetismus (Mesmerismus), den

er in seinen, diesen Gegenstand behandelnden Schriften („Untersuchungen über den thierischen Magnetismus“, 3 Stücke 1787—89) zuerst als „animalisirtes Elementarfeuer“, später als „animalisirte Electricität“ proclamirt hat.

Stammbaum S. LIX. A. Hirsch.

Gmelin: Ferd. Gottl. v. G., Neffe des Botanikers Sam. Gottl. G., Arzt, den 10. März 1782 in Tübingen geboren, hatte daselbst, nach Beendigung seiner medicinischen Studien und Vertheidigung seiner gut geschriebenen Dissertation „Observationes phys. et chem. de electricitate et galvanismo“ im Jahre 1802 die medicinische Doctorwürde erlangt, sodann eine mehrjährige wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich gemacht, wurde nach seiner Rückkehr in die Heimath 1805 zum Professor extraordinarius, 1810 zum Professor ordinarius der Naturwissenschaften und der Medicin ernannt und 1823 als Ritter des Ordens der würtembergischen Krone, in den Adelstand erhoben; in seiner amtlichen Stellung verblieb G. bis zu seinem am 21. Decbr. 1848 erfolgten Tode. — Die wissenschaftliche Thätigkeit Gmelin's fällt in die Zeit, in welcher die Heilkunde Deutschlands noch an den Nachwehen des Brownianismus krankte, der Spielball naturphilosophischer Träumereien geworden war und die Grundsätze des französischen Vitalismus in derselben Eingang gefunden hatten. — Allen diesen einseitigen Richtungen, vorzugsweise aber der Erregungstheorie, tritt G. in seinen Lehrbüchern über allgemeine Pathologie (1813, in 2. Aufl. 1821) und über allgemeine Therapie (1830) entgegen, ohne sich übrigens und zwar besonders in der erstgenannten Schrift, von aprioristischer Speculation frei zu erhalten; man findet in dieser Arbeit die ersten Andeutungen der später von Baumgärtner weiter ausgeführten Lehre von dem Dualismus zwischen dem Leben des Nerven- und Gefäßsystems. Die zweite Schrift, welche als Unterlage für das Studium der Heilmittellehre vorzugsweise dem praktischen Bedürfnisse genügen sollte, zeichnet sich durch größere Nüchternheit vor der erstgenannten aus, bietet aber wenig mehr als eine oberflächliche Darstellung der den pathologischen Anschauungen jener Zeit entsprechenden allgemein-therapeutischen Grundsätze. — Später hat G. eine mit Zusätzen versehene Uebersetzung der Schrift von Mason Good über Cholera (1831, in 2. Aufl. 1832) und eine kleine selbständige kritische Schrift über Cholera (1832) veröffentlicht. Seine verdienstvollste Arbeit ist jedenfalls die „Kritik der Principien der Homöopathie“, 1835, in welcher er in gemäßigter und würdiger Weise die dieser After-Heilkunst zu Grunde liegenden Irrthümer aufdeckte und nachwies, daß auch die Diätetik nicht, wie von einzelnen Seiten behauptet worden war, von der Homöopathie eine Förderung erfahren, sondern unter der Aegide derselben sogar Rückschritte gemacht habe. — Die Schrift erschien, nachdem kurz zuvor (1834) ein anderes ordentliches Mitglied der medicinischen Facultät in Tübingen (Eschenmayer) sich offen für die Homöopathie ausgesprochen hatte, und so liegt die Annahme nahe, daß sie zur Ehrenrettung der Facultät dienen sollte.

Stammbaum S. LIX. A. Hirsch.

Gmelin: Friedrich Ludwig G., würtembergischer Staatsrath, geb. zu Tübingen am 27. November 1784, † zu Stuttgart am 18. October 1847, des Criminalisten Christian Gottlieb G. zweiter Sohn. Im J. 1810 unter die Procuratoren des Obertribunals aufgenommen, begann G. 1815 als Abgeordneter des Oberamtsbezirks Freudenstadt seine ständische Wirksamkeit und blieb von dieser Zeit bis zu seinem Tode in der ständischen Laufbahn, zuletzt als Abgeordneter für Nürtingen. G. gehörte zu denjenigen Ständemitgliedern, welche die neu zu gründende Verfassung auf dem Boden des alten Rechts errichtet wissen wollten und welche sich gegen den Verfassungsentwurf von 1817 erklärten. Als im J. 1819 die zu weiterer Verhandlung über einen Verfassungsvertrag

einberufenen Stände zusammentraten, war G. einer der ständischen Commissäre, die in Gemeinschaft mit den königlichen Commissären die am 23. Septbr. 1819 sanctionirte Verfassung vorberiethen. Auf den nun folgenden Landtagen entwickelte er als einer der Führer der Majorität eine unermüdliche Arbeitskraft. Insbesondere waren es staatsrechtliche Fragen, sowie der Justizgesetzgebung und des Finanzwesens, welchen er seine eifrige Thätigkeit in Commissionen und bei Kammerberathungen widmete. Er war wiederholt Vorstand der Finanzcommission, und das Pfandgesetz (1825—28), die Ablösungsgesetze (1836), die Strafgesetze (1839—43), die Notariatsgesetze (1842—43) kamen unter seiner besonderen Mitwirkung zu Stande. 1832 wurde er Obertribunalrath, 1841 außerordentliches Mitglied des Geheimen Raths und schied in Folge dessen aus dem ständischen Ausschuß; 1842 wurde er zum wirklichen Staatsrath und ordentlichen Mitglied des Geheimen Raths ernannt. Sein ältester Bruder Christian Heinrich G., geb. zu Tübingen am 15. Decbr. 1780, gest. als Oberjustizrath zu Ulm am 13. Decbr. 1824, war 1805—13 Professor der Rechtswissenschaft zu Bern und 1813—24 zu Tübingen.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 25. Jahrg. (1849) I. 660—61. — Stammbaum LXIII. M. Gmelin.

Gmelin: Jeremias G., Pfarrer und Specialsuperintendent zu Auggen bei Müllheim im Breisgau, geb. zu Bebenhausen, wo sein Vater Klosterpräceptor war, am 18. Jan. 1613, † zu Auggen am 6. März 1698. Vom Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach als 20jähriger Magister in den badischen Kirchendienst berufen, wirkte G. vom J. 1634 an als Geistlicher in seiner neuen Heimath, erst in einer Gemeinde des Murgthales, später an mehreren Orten des badischen Oberlandes, zuletzt fast ein halbes Jahrhundert als Pfarrer zu Auggen, in den letzten 25 Jahren zugleich als Superintendent der Landgrafschaft Sausenberg. In den Schicksalen des bis in sein hohes Alter rüstigen, um den religiös-sittlichen Zustand und die ökonomische Lage seiner Gemeinden gleich verdienten Geistlichen stellt sich im Kleinen die Geschichte der verheerenden Kriege des 17. Jahrhunderts dar, von denen der Oberrhein besonders hart mitgenommen wurde. Und des Jeremias G. „Memorial- und Denkbüchlein“ gibt einen nicht uninteressanten Beitrag zur Localgeschichte der badischen Landschaften im 30jährigen, im holländischen und im orleansschen Kriege. G. war auch Liederdichter und Herausgeber zweier geistlicher Liedersammlungen („Christliches Handbüchlein“, Basel 1665, und „Geistliches Kleinod“, Basel 1673, das letztere 1707 vom Hofprediger Rabus neu herausgegeben).

Leichenrede von Pfarrer Klose. Basel 1698. — Mehrer, Chronik von Kandern, S. 239 ff. — Wetzel, Liederdichter IV. 158. — Stammbaum S. XLVI—XLVIII. M. Gmelin.

Gmelin: Johann Georg G. der Aeltere, Stifter der Tübinger Linie (s. o. S. 265). Geb. zu Münchingen bei Leonberg den 17. August 1674, gest. als Apotheker und Akademiker zu Tübingen am 22. August 1728. G. war ein für seine Zeit ganz tüchtiger Chemiker, ausgebildet unter Urban Hiärne in Stockholm, wo G. 1699 eine Stelle am königl. chemischen Laboratorium erhalten hatte. Im J. 1706 in die Heimath zurückgekehrt, verheirathete er sich mit der Tochter des Apothekers Haas und übernahm in Tübingen die bekannte Apotheke am Markt, wirkte auch als akademischer Lehrer und legte werthvolle Sammlungen an. Doch hat er nichts Litterarisches veröffentlicht; nur einen Aufsatz hinterließ er über die Bereitung des essigsauren Quecksilbers (sperma mercurii), der nach seinem Tode von seinem gleichnamigen Sohne, dem Reisenden, veröffentlicht wurde.

Leichenrede, gehalten von G. C. Pregitzer, Tüb. 1728. Stammbaum S. LIV. Ladenburg.

Gmelin: Johann Georg G., Professor der Medicin, Botanik und Chemie zu Tübingen, bekannt durch seine fast zehnjährigen Reisen in Sibirien, geboren zu Tübingen am 10. August 1709, als zweitältester Sohn des Apothekers und Chemikers Johann Georg G. (s. o.). Schon im 14. Lebensjahre war Johann Georg so weit vorgebildet, daß er die Universitätslehrer seiner Vaterstadt hören konnte; nach drei Jahren hielt er seine erste Disputation und im J. 1727 verfaßte er seine Inauguraldissertation. Nicht am wenigsten Anregung erhielt er für seine Studien von seinem Vater, in dessen wohleingerichtetem Laboratorium, in seinem trefflichen Naturaliencabinet und auf seinen Reisen zur Untersuchung der würtembergischen Bäder und Sauerbrunnen. Am meisten hatte er Elias Cammerer und Mauchard, Du Vernoi und Bilfinger zu verdanken. Die Berufung der beiden letzteren nach St. Petersburg bestimmte ihn, Rußland als Ziel seiner wissenschaftlichen Reise zu wählen (Sommer 1727). In St. Petersburg fand der junge Gelehrte die ermunterndste Aufnahme. Während er unter Du Vernoi's und Bilfinger's Leitung seine Studien fortsetzte, erhielt er von dem Präsidenten der kaiserlichen Akademie die Erlaubniß, deren Versammlungen beizuwohnen; 1728 wurde ihm auch ein jährliches Stipendium verliehen. Nachdem er von Tübingen aus (1728) mit der Doctorwürde bedacht worden war, wollte G. nach fast dreijährigem Aufenthalte in St. Petersburg nach der Heimath zurückkehren (Ende 1729). Er wurde aber durch bündige Zusicherungen zum Bleiben bewogen, und diese verwirklichten sich auch rasch. Mit dem Beginne des J. 1730 erhielt er einen Lehrauftrag an der kaiserlichen Akademie; im Jahre darauf folgte die Ernennung zum ordentlichen Professor der Chemie und Naturgeschichte. Sein mit der Akademie geschlossener Vertrag war am Ablaufen (1733), als die Vorbereitungen für die sogenannte zweite kamtschatkische Expedition getroffen wurden. Die Anordnung der großartigen und in einzelne Unternehmungen abgetheilten Expedition war dem Dänen Bering übertragen. Als wissenschaftliche Begleiter, jedoch unabhängig von ihm, wurden neben G. der Historiker Gerhard Friedrich Müller (1740 auch Johann Eberhard Fischer) und für astronomische Ortsbestimmungen Louis Delisle de la Croyere gewonnen. Die Unternehmungen zur See an der Nordküste Sibiriens hin verzögerten sich, und die beabsichtigte Unterhaltung einer Verbindung unter den einzelnen Expeditionen zur See und im Binnenlande war auch später nicht durchzuführen. G. hatte im Juli 1733 mit Müller und Delisle seine lange und beschwerliche, in ihren Ergebnissen für die Wissenschaft so bedeutungsvolle Reise zur Erforschung des Innern von Sibirien angetreten. Sechs Studenten, zwei Maler, zwei Jäger, zwei Bergleute, vier Feldmesser, zwölf Soldaten mit einem Corporal und einem Trommler, waren ihnen beigegeben. Ueber Tobolsk und Ustkamenogorsk begab sich die Expedition nach Tomsk und über Krasnojarsk im Frühjahr 1734 nach Irkutsk, von wo aus man einen Ausflug zur chinesischen Grenze nach Kiachta unternahm. Ueber Selenginsk und Nertschinsk bis zum Agun gelangt, erreichte die Expedition am 20. September 1735 Jakutsk, ihr äußerstes Ziel, wo man sich bis zum Mai 1737 aufhielt und mit Streifzügen die Zeit ausfüllte. Eine Feuersbrunst zerstörte im Winter 1736/37 einen großen Theil ihrer Aufzeichnungen und Sammlungen. Der Anschluß an die kamtschatkische Unternehmung hatte sich inzwischen als unausführbar erwiesen, und nur der von der Akademie als Gmelin's Gehilfe ihm nachgesandte Georg Wilhelm Steller wurde an Bering abgefertigt. G. selbst bereiste mit Müller noch den Jenisei bis zum 66. Breitegrad, trennte sich dann von ihm, um den Jaik und die Bergwerke des Ural zu besuchen, und kehrte nach 9½jährigem

Aufenthalt in Sibirien Mitte Februar 1743 nach Petersburg zurück. Dort übernahm er seine früheren Aemter wieder. 1747 erhielt er die Erlaubniß zu einer Reise in die Heimath, wo ihm, als er eben im Begriffe stand, nach Rußland zurückzukehren, die durch Bacmeister's Tod erledigte Professur der Medicin, Botanik und Chemie übertragen wurde (August 1749). Die erneute anstrengende Thätigkeit, verbunden mit den Nachwirkungen der Reisebeschwerden, führte seinen frühen Tod (im 45. Lebensjahre) herbei, am 20. Mai 1755. G. überschaute vollständig das Wissen seiner Zeit, und seine Beobachtungen erstreckten sich über sämmtliche Fächer der Erdkunde. Die vier Bände seiner „Reisen“ (1751—52), die er nur „zu seinem Vergnügen aufgesetzt hatte“, enthalten hauptsächlich nur die Erzählung seiner Wanderschaft. Sein bedeutendstes Werk ist seine Beschreibung der sibirischen Pflanzenwelt („Flora Sibirica“, 2 Bde., Petersburg 1748—49). Eine Ergänzung zu beiden Werken bildet Gmelin's neuerdings von Plieninger herausgegebener Briefwechsel mit Linné, Haller, Steller u. A. (1861). „G. bestimmte eine Reihe senkrechter Höhen mit Hilfe des Barometers, über deren Genauigkeit er selbst nur schüchtern sich äußert. Obgleich er zur Berechnung nur die Tafeln Cassini's benutzen konnte, erhielt er doch eine gute Vorstellung von der beträchtlichen Bodenanschwellung Transbaikaliens, und er war der erste, der aus elfmonatlichen Barometerbeobachtungen, die Dr. Lerche in Astrachan ihm überließ, die Thatsache ermittelte, daß der Spiegel der kaspischen See unter dem Spiegel des schwarzen Meeres eingesenkt liege. An den Orten, wo er sich länger aufhielt, sammelte er Messungen der Luftwärme, und in das höchste Erstaunen versetzte er bei seiner Rückkehr die Gelehrten Europas, als er die niedrigen Thermometerstände veröffentlichte, welche er zu Jeniseisk im Januar 1735 abgelesen hatte. Auch verkündigte er zuerst, daß in Ostsibirien wenige Fuß unter der Oberfläche der Boden selbst im Sommer nie aufthaue. Seine Vorrede zur sibirischen Pflanzenwelt enthält ein meisterhaftes Naturgemälde Tiefasiens, und an eine Unterscheidung der Erdräume, wie sie G. für die wahre Naturgrenze zwischen Asien und Europa begründete, hatte vor ihm kein Geograph gedacht“ (Peschel, Gesch. der Erdkunde, 411—13).

Programma universitatis Tubingae, 1749 u. 1755. Kurze Nachricht von dem Leben und Reisen Herrn Doctoris Joh. Gg. G., Göttingen (1750). Börner, Aerzte und Naturforscher, Bd. II. u. III. Brucker-Haid, Bildersaal, Bd. II. Stammbaum S. LV f. M. Gmelin.

Gmelin: Johann Konrad G., ein Sohn von Johann Georg G. (dem Aelteren), geboren zu Tübingen am 2. August 1707, † das. am 19. Juni 1759. Er war Arzt und Apotheker in Tübingen, hielt auch Vorlesungen an der Universität und veröffentlichte verschiedene Aufsätze zu Verbesserung der Bereitung einzelner Arzneimittel; so z. B. beschrieb er eine geheime Arznei aus ätzendem Sublimat, Essig und Weingeist, einen schweißtreibenden Spießglanzschwefel ꝛc. (aufgezählt sind sie alle in Gmelin, Geschichte der Chemie, II. 640).

Stammbaum S. LV. Ladenburg.

Gmelin: Johann Friedrich G., Professor zu Göttingen, Philipp Friedrich Gmelin's ältester Sohn, Vater des Chemikers Leopold G., geboren zu Tübingen am 8. August 1748, gestorben zu Göttingen am 1. November 1804. Im J. 1772 außerordentlicher Professor der Medicin zu Tübingen, folgte er 1775 einem Rufe nach Göttingen als ordentlicher Professor der Philosophie und außerordentlicher Professor der Medicin, wo er 1778 zum ordentlichen Professor der Medicin vorrückte.

Programma. Tubingae 1773. Memoria Joa. Frid. Gmelin interprete C. G. Heyne in den Commentationes Soc. Reg. Scient. Gottingensis Vol. VI (1779) pag. 631—32. Stammbaum S. LX. M. Gmelin.

Gmelin: Johann Georg G., Landschaftsmaler zu Rom — siehe: **Gmelin**: Wilhelm Friedrich G., Kupferstecher.

Gmelin: Karl Christian G., Professor der Naturgeschichte und Director des Naturaliencabinets zu Karlsruhe, geboren zu Badenweiler am 18. März 1762, gestorben zu Karlsruhe am 26. Juni 1837, der jüngere Bruder des Kupferstechers Wilhelm Friedrich G. Nach sechsjährigem Studium der Medicin, mit besonderer Bevorzugung der Naturwissenschaften, auf den Universitäten Straßburg und Erlangen, erwarb sich Karl Christian 1784 zu Erlangen den Doctorgrad und zu Karlsruhe die Licenz als praktischer Arzt, fast gleichzeitig auch die Anstellung als Lehrer der Naturgeschichte am dortigen Gymnasium, ein Amt, das er neben seinen anderen Verwendungen volle 50 Jahre versah. Im J. 1786 wurde ihm auch die Direction des fürstlichen Naturaliencabinets und die Aufsicht über die botanischen Gärten übertragen. Den zum Ankauf von Merinosschafen nach Spanien von der badischen Regierung abgesandten Kammerauditor Volz durfte G., mit einer staatlichen Geldunterstützung versehen, 1789 begleiten. Er benützte diese Reise vorzugsweise zu botanischen Studien in den königlichen Gärten und selbst in den Pyrenäen. Die Stürme der französischen Revolution nöthigten zu schnellerer Rückkehr und ließen ihm auch in der Heimath nur wenig Zeit zur stillen Berufsthätigkeit. 1794 hatte er die werthvollen fürstlichen Sammlungen nach Ansbach zu geleiten. Die 2½ Jahre, die er mit den geflüchteten Schätzen dort verblieb, benützte er zur Wiederaufnahme seiner Studien in dem nahen Erlangen, besonders bei dem Botaniker Schreber. Bald nach seiner Rückkehr nach Karlsruhe wurde ihm die Visitation der Apotheken und die Theilnahme an der Prüfung der Aerzte und Pharmaceuten übertragen. 1803 wurde er Mitglied der neuerrichteten General-Sanitäts-Commission, 1814 Mitglied der Bergwerks-Commission. Von Großherzog Leopold wurde er kurz nach seinem Regierungsantritt zum Geh. Rath zweiter Classe ernannt. Als Lehrer ward ihm die Freude, einen Alexander Braun aus der Zahl seiner Schüler hervorgehen und diesen Lieblingsschüler zum vielbewährten Freunde werden zu sehen. In dem wachsenden Reichthum des Naturalien-Cabinets lagen die Beweise seines überlegten Sammeleifers deutlich vor; der seiner Leitung anvertraute botanische Garten stand in den Kreisen der Naturforscher in hohem Ansehen. Dem Garten galten auch Gmelin's erste Schriften: die beiden Auflagen des „Catalogus plantarum horti Carlsruhani“ (1791 und 1800), denen 1811 noch ein „Hortus Magni Ducis Badarum Carlsruhanus“ von seiner Hand folgte. Eine im J. 1805 begonnene und mit zahlreichen sorgfältig colorirten Kupfern versehene „Gemeinnützige systematische Naturgeschichte“ hörte mit dem J. 1815 auf zu erscheinen, nachdem sie in fünf Bänden die vier Classen der Wirbelthiere in ausführlicher Darstellung gebracht hatte. Gmelin's Hauptwerk ist die „Flora Badensis Alsatica et confinium regionum cis et transrhenana“, wovon 1805 der erste Band erschien. Mit den 1806 und 1808 folgenden Bänden und dem 1826 erschienenen Supplementbande waren die phanerogamischen Pflanzen abgeschlossen. Das Werk war durch gute Speciesbeschreibung und sorgfältige Citation der älteren Literatur für seine Zeit mustergiltig. Die Beschreibung der badischen Kryptogamen wollte er unter Mitwirkung Alexander Braun's folgen lassen, doch blieb die Arbeit unvollendet, da bei Gmelin's Tode erst wenige Bogen gedruckt waren. Zur Sammlung seines Materials hatte G. alljährlich Reisen im Heimathlande gemacht, wozu ihm von der Regierung Urlaub und Geldmittel verwilligt wurden. Einen ganz besonderen Werth legte er noch in späten Jahren auf sein im J. 1809 erschienenes Buch: „Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften auf das gesammte Staatswohl“, in welchem er allerlei für die damalige Zeit kühne Wahrheiten verkündete, aber auch manchen später be-

währten Rath ertheilte, vor allem den auf geologische Beobachtungen gegründeten, in der Pfalz, ferner bei Kandern, sowie in der Baar nach Steinsalz zu suchen. Ebenso unmittelbar praktische Zwecke verfolgte seine im Februar des Theuerungsjahres 1817 veröffentlichte Schrift: „Nothhülfe gegen Mangel aus Mißwachs". Hebel, der mit G. eng befreundet und dessen eifriger Excursionsgenosse war, weiß in humoristischer Weise wiederholt in seinen Erzählungen und Gedichten von einem Zuge des „Gehülfen des Hausfreundes", des „Schlangenfängers" oder des „Chrüterma vo Badewiler" zu berichten, dessen Erzählungen im Rufe poetischer Ausschmückung standen.

Vierordt, Karlsruher Lyceums-Programm, 1837. — Badische Biographieen von Fr. v. Weech I. 304—307 (von Gmelin's Enkel, dem k. preuß. Generalarzt a. D. Dr. Ad. Hoffmann). — Stammbaum S. LI—LII.

M. Gmelin.

Gmelin: Leopold G., Sohn von Johann Friedrich G., Professor der Chemie in Göttingen, und Enkel von Philipp Friedrich G., Chemiker und Arzt, am 2. August 1788 in Göttingen geboren, widmete sich in Göttingen, später in Tübingen dem Studium der Chemie und Medicin und erlangte in seiner Vaterstadt, unter Vertheidigung seiner Dissertation über die chemische Natur des Augenpigmentes („Diss. sistens indagationem chemicam pigmenti nigri oculorum taurinorum et vitulinorum" etc.) 1812 die medicinische Doctorwürde. Im J. 1813 habilitirte er sich, nachdem er kurze Zeit als Assistent im chemischen Laboratorum von Stromeyer in Göttingen thätig gewesen war, als Docent der Chemie in Heidelberg, wurde hier 1814 zum Prof. extraord. und 1817, nachdem er einen Ruf auf den durch Klaproth's Tod vacant gewordenen Lehrstuhl der Chemie in Berlin ausgeschlagen hatte, zum Prof. ord. der Chemie und Medicin ernannt und verblieb in dieser Stellung bis zum J. 1851, in welchem er seine Entlassung nahm; er ist am 13. April 1853 gestorben. — G. ist einer der ersten Vertreter der organischen und speciell der physiologischen Chemie in Deutschland und nimmt auf diesem Gebiete, nächst Liebig und Wöhler, auf dessen Entwickelungsgang er gerade nach dieser Richtung hin einen sehr entscheidenden Einfluß ausgeübt hat, eine würdige Stelle ein. Der obengenannten, trefflichen Arbeit über das schwarze Augenpigment (in zweiter Bearbeitung 1814 und in deutscher Uebersetzung in Tromsdorff, Journal der Pharmac., XXIII. S. 280, erschienen) folgten sein „Handbuch der theoretischen Chemie" (in drei Bänden, 1817—19), in dessen letztem Bande die organischen Verbindungen behandelt werden, und das, als eines der geschätztesten Handbücher dieser Wissenschaft, in vier vermehrten Auflagen (die letzte in 5 Bänden in den J. 1843—52) erschienen ist, sodann die Resultate seiner in Gemeinschaft mit Tiedemann angestellten classischen Untersuchungen über die Verdauung („Versuche über die Wege, auf welchen Substanzen aus dem Magen und Darmcanale ins Blut gelangen, über die Verrichtung der Milz und die geheimen Harnwege", 1820, „Die Verdauung nach Versuchen", 2 Bde., 1826. 1827, und „Ueber einige neue Bestandtheile der Galle des Ochsen" in Poggendorff, Annalen der Physik, 1827, IX. 326) und eine Reihe kleiner physiologischer Arbeiten, von welchen namentlich die Untersuchungen über „Einige im Gehirne der Menschen und Thiere vorkommenden Fettarten" (in Tiedemann, Zeitschrift für Physiologie, 1824, I. 119), über die „Chemische Umwandelung der organischen Verbindungen" (ib. 1829, III. 173) und die „Versuche über das Blut" (ib. 1833, V. 1) hervorgehoben werden sollen. — Von seinen Leistungen im Gebiete der anorganischen Chemie und der Mineralogie verdienen vorzugsweise seine Untersuchungen über Cyanverbindungen (G. ist der Entdecker des rothen Cyaneisenkaliums, über welches er die ersten Mittheilungen in Schweigger's Journal für Chemie und Physik, 1822, XXXIV.

S. 325, niedergelegt hat) und sein „Versuch eines neuen Mineralsystems“, 1825, genannt zu werden, in welchem er, im Anschlusse an Beudant, und auf Grund des von ihm in der electrischen Reihenfolge der Mineralien nachgewiesenen inneren Zusammenhanges der äußeren (physikalischen) Eigenschaften und der chemischen Zusammensetzung derselben eine Classification des Mineralsystems nach beiden Principien hin entworfen hat.

Stammbaum S. LXI. A. Hirsch.

Gmelin: Philipp Friedrich G., Bruder des berühmten Reisenden Johann Georg G., Arzt, theilt das Schicksal vieler sogenannter Wunderkinder, an deren ungewöhnliche Frühreife sich große Erwartungen über einstige Bedeutung des Individuums knüpfen, welche unerfüllt bleiben. — Am 19. August 1721 in Tübingen geboren, bezog er schon in einem Alter von 15 Jahren die Universität in seiner Vaterstadt, um sich dem Studium der Naturwissenschaften und der Medicin zu widmen. Nach Beendigung desselben machte er eine größere Reise durch die Niederlande und England, kehrte 1744 nach Tübingen zurück, wurde hier zum Stadtphysicus, 1755, an Stelle seines verstorbenen Bruders, zum Professor der Botanik und Chemie ernannt und bekleidete dies Amt bis zu seinem am 9. Mai 1768 erfolgten Tode. — Außer einer kleinen botanischen Arbeit („Otia botanica“, 1760), welche er als Leitfaden seinen Vorlesungen über Botanik zu Grunde legte, und einem „Berichte über den Reutlinger Gesundbrunnen“ (1761) hat er nur eine Zahl akademischer Gelegenheitsschriften veröffentlicht, welche, Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten der Heilkunde behandelnd, sich nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erheben.

Stammbaum S. LX. A. Hirsch.

Gmelin: Samuel Gottlieb G., Professor der Naturgeschichte zu St. Petersburg, geboren zu Tübingen am 4. Juli 1744, Neffe Johann Georg Gmelin's, des sibirischen Reisenden. Nach seinen Studienjahren und nach der Erlangung der medicinischen Doctorwürde (1763) machte er Reisen durch Frankreich und Holland und erhielt sodann (1767) einen Ruf als Professor der Naturgeschichte an der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg. Im Juni 1768 trat er von dort aus seine Forschungsreise nach dem südlichen Rußland und dem nördlichen Persien an, die ihm das Leben kostete. Es war eine der auf Befehl der Kaiserin Katharina II. unternommenen Expeditionen, zu deren Aussendung der im J. 1769 erwartete Venusdurchgang vor der Sonne die Anregung gegeben hatte, deren Programm aber zum Theil sich auf andere Gebiete wissenschaftlicher Forschung und Fragen von praktischer Bedeutung ausdehnte. G. war von vier Studenten (ein Apotheker, ein Zeichner, ein Jäger und ein Ausstopfer) begleitet. Ueber Nowgorod, das Waldai-Gebirge, Moskau und Tula reiste er nach Woronesch, wo er den Winter zubrachte, und von wo aus er im J. 1769 das Dongebiet, besonders das westliche, bereiste. Im September fuhr er auf der Wolga nach Astrachan, wo er den Winter zubrachte, untersuchte 1770 und 1771 die persischen Provinzen an der südlichen und südwestlichen Seite des kaspischen Meeres, 1772 das Gebiet der Wolga und 1773 die gefährliche östliche Seite des kaspischen Meeres, wozu ihm eine kleine militärische Bedeckung beigegeben wurde. Im Mai 1774 erfolgte die Zurückberufung aller akademischen Expeditionen nach St. Petersburg. G. war bei der Heimkehr weniger glücklich und weniger vorsichtig, als sein Oheim Johann Georg gewesen war. Von dem Hafenorte Enseli aus, auf dem westlichen Ufer des kaspischen Meeres, wollte er seinen Rückweg zu Lande, dem Ufer entlang nordwärts, über Baku, Kuba, Derbent nach der russischen Grenzfestung Kisljar machen. Schon war er Kisljar bis auf wenige Tagereisen nahe gekommen, als er von dem Chan der Chaitaken, Usmei, gefangen genommen

wurde, der ihn nur unter gewissen, mehrfach geänderten Bedingungen wieder frei geben wollte (eine Zeit lang bestand diese Forderung in einem Lösegeld von 30000 Rubeln). Alle Bemühungen um Gmelin's Befreiung waren vergeblich. Schon wollte Katharina II. bewaffnete Gewalt aufbieten, um ihn der Gefangenschaft zu entreißen. Pugatschew's Aufstand brachte die Ausführung ins Stocken und in Vergessenheit. Nach sechsmonatlicher Gefangenschaft erlag G. der Ruhr, die ihm Verdruß, Klima und schlechte Verpflegung zugezogen hatten, zu Achmetkent im Kaukasus am 16./27. Juli 1774. Die Ergebnisse seiner Forschungen in den von ihm bereisten Ländern, die sich nicht auf das Gebiet der Naturwissenschaften beschränken, sondern auch auf Sitten und Gebräuche, Geschichte und Einrichtungen, Krankheiten ꝛc. beziehen, sind in den vier Bänden seiner „Reise durch Rußland“ (St. Petersburg 1771—86) niedergelegt, deren letzter durch Pallas besorgt ist und auch eine Biographie aus Pallas' Feder enthält. Der russische Akademiker v. Dorn hat es im J. 1861 unternommen, den bis dahin unbekannt gebliebenen Ort, wo sein ehemaliger College bestattet worden war, aufzusuchen; bei dem niederkaitakischen Dorfe Kajakent, etwa 50 Werst von Derbent, glaubt er ihn gefunden zu haben. In stiller Feier ehrte er das Andenken des im Dienste der Wissenschaft ums Leben gekommenen Forschers. Mit eigener Hand pflanzte er ein Kreuz auf den von Kaitaken auf seine Anordnung aufgeworfenen Grabhügel und bekränzte dasselbe mit einem, von ihm aus Feldblumen und Wermuth gewundenen Kranze. „Stolz sieht jetzt das auf einem Hügel stehende Kreuz zu den gegenüber höher stehenden muselmanischen Grabsteinen hinauf, und wenn ein christlicher Reisender fragt, welcher Glaubensgenosse da so einsam und allein ruhe, so wird die Antwort sein: ein Märtyrer der Wissenschaft, der Akademiker G.“ — Von Herzog Karl von Würtemberg war G., für den Fall seiner Rückkehr, 1768 zum Professor der Botanik zu Tübingen, 1772 auch zum Professor der Chemie ernannt worden.

Bacmeister, Russische Bibliothek, Bd. I—III. — Stammbaum d. Fam. G. S. LVI ff. M. Gmelin.

Gmelin: Sigmund Christian G., Diaconus zu Herrenberg, geboren zu Pfullingen am 15. März 1679, gestorben (zu Schwarzenau?) am 12. October 1707. Er schloß sich den pietistischen und separatistischen Gegnern der kirchlichen Lehre an, welche in den Reihen der jüngeren Geistlichkeit, wie in Laienkreisen seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Würtemberg auftraten. G. wurde in Folge seiner heftigen Angriffe gegen die Kirche als ein verweltlichtes Institut, mit seinen zwei Studiengenossen P. J. Bauer und Chr. G. Schmoller vom Amte entlassen und des Landes verwiesen. Wie andere separatistische Schwärmer fand er in Schwarzenau im Berleburg'schen Aufnahme, wo er in jungen Jahren gestorben sein soll. Er war auch Liederdichter. Seine im J. 1706 dem fürstlichen Geh. Regierungsrath zu Stuttgart übergebene „Apologetische Erklärung“ ist 1708 im Druck erschienen, zugleich mit zwei Schriften seiner Freunde Schmoller und Bauer. — Gmelin's jüngerer Bruder, Wilhelm Christian, geboren zu Bothnang am 30. September 1684, gestorben als Pfarrer zu Iptingen am 3. April 1746, hatte wie Sigmund an den schwärmerischen Umtrieben gegen die kirchliche Lehre theilgenommen, war auch schriftstellerisch gegen sie aufgetreten („Das große Geheimniß der Offenbarung Jesu Christi in uns“), war ebenfalls aus dem Kirchendienst entlassen worden, söhnte sich aber später mit Kirchenlehre und Kirchenregiment wieder aus und starb als Pfarrer einer Landgemeinde bei Vaihingen an der Enz.

Grüneisen, Gesch. der relig. Gemeinschaften in Würtemberg (in der Zeitschrift für histor. Theologie, XI. 79—81). — Stammbaum der Familie G. S. XLIV f. M. Gmelin.

Gmelin: Wilhelm Friedrich G., Kupferstecher, geboren am 26. November 1760 zu Badenweiler, wo sein Vater Pfarrer war, gestorben zu Rom am 22. September 1820 (falsch ist die Angabe der Conversationslexika, die ihn schon 1745 geboren sein lassen). Seine (zehnjährige) Lehrzeit machte G. in Christians von Mecheln Kunstschule zu Basel durch, die freilich mehr einer Werkstätte glich. Seine Durchbildung hatte G. so mehr sich selber und dem fleißigen Studium der Natur und der Technik seines Faches zu verdanken, als der Leitung eines Mannes, der, selbst ein mittelmäßiger Zeichner und Kupferstecher, seinen Schülern keinen gründlichen Unterricht ertheilen konnte. Daß G. während seiner Lehrjahre bald Porträts, bald Landschaften, bald architektonische Gegenstände stechen mußte, war zwar seiner Bildung zum Künstler im Allgemeinen nicht förderlich, hatte aber den Gewinn großer Fertigkeit in der Handhabung seines Instrumentes für ihn. 1778 zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom übergesiedelt, folgte er bald nach seiner Ankunft einer Einladung Phil. Hackert's nach Neapel, kehrte jedoch schon 1790 wieder nach Rom zurück, um künftighin, ganz von dem eigenen Talente geleitet, sich blos an die Natur zu halten. Seine Zeichnungen arbeitete er gewöhnlich in Sepia aus, erst später machte er nicht ganz glückliche Versuche im Coloriren. Während der Revolutionszeit verließ G. Rom und verweilte in Deutschland, wo er besonders in der Dresdener Gallerie arbeitete. Die letzten 20 Jahre verlebte er wieder in Rom, bis zu seinem am 22. September 1820 erfolgten Tode außerordentlich fleißig. Unter seinen zahlreichen Stichen, nach eigenen Zeichnungen und besonders nach Claude Lorrain und Poussin, hat G. selbst die Mühle des Claude Lorrain für sein Meisterstück erklärt, während Andere den Albanersee für bedeutender halten. Ein Verzeichniß seiner Stiche gibt Nagler's Künstlerlexikon, wo auch auf einige Literatur verwiesen ist. In manchen seiner späteren Stiche wollte man eine harte und zu starke Betonung einzelner Stellen bemerken: um mehr Abdrucke zu gewinnen, schnitt er seine Platten tiefer. G. hat mehrere Maschinen, besonders eine für Kupferstecher, erfunden; auch als Drechsler zeigte er große Fertigkeit. Einen geachteten Namen als Maler erwarb sich sein einziger Sohn Johann Georg, geboren zu Rom am 3. Februar 1810, der meist zu Rom lebte und am 24. Mai 1854 im Kloster Montecalvi bei Rom starb. Seine bedeutendsten Gemälde, von denen sich einige auf dem königlichen Landhause Rosenstein bei Stuttgart befinden, sind bei Müller-Klunzinger (Die Künstler aller Zeiten und Völker II. 254) verzeichnet.

Ersch u. Gruber, Th. 70, S. 395—96. — Gött. Gel. Anz., 1820, S. 2004—7. Stammbaum S. L. M. Gmelin.

Gmünd: Peter G., Dombaumeister und Bildhauer, in kunstgeschichtlichen Werken auch unter den Namen Arler und Parler angeführt, wird gleich den übrigen seiner Familie angehörenden Mitgliedern am richtigsten nach seinem Geburtsorte, der ehemaligen Reichstadt Schwäbisch-Gmünd in Würtemberg, benannt, wie er sich selbst „Petrus de Gemunden in Suevia“ unterzeichnete. Peter ist einer von den wenigen bahnbrechenden deutschen Meistern des Mittelalters, über dessen Thätigkeit und Lebensverhältnisse wir zuverlässige Nachrichten besitzen. Er wurde laut einer im Dome zu Prag befindlichen Inschrift im J. 1333 zu Gmünd geboren, wo sein aus Köln stammender Vater sich als Steinmetzmeister häuslich niedergelassen hatte. Die Inschrift, welche um 1385 wenn nicht von Meister G. selbst, so doch unter seinen Augen geschrieben wurde, lautet: „Petrus . henrici arleri . de polonia (colonia) magistri . de gemunden in suevia . secundus magister hujus fabrice . quem imperator Karolus adduxit de dicta civitate . et fecit eum magistrum hujus ecclesie . et tunc fuerat annorum XXIII. et incepit rege anno dmi . M.CCCLVI . et perfecit chorum istum anno dmi.

MCCCLXXXVI . quo anno incepit sedilia chori illius . et infra tempus prescriptum etiam incepit et perfecit chorum omnium sanctorum . et rexit pontem multavie . et incepit a fundo chorum in colonia circa albeam.“ Daß in dieser Schrift „polonia“ als die Heimath des Magisters Heinrich genannt wird, rührt von einer Fälschung her, indem ein tschechischer Fanatiker den Buchstaben C in P abänderte, um der Familie eine slavische Abstammung zu verleihen. (Dergleichen im tschechisch nationalen Sinne ausgeführte Fälschungen waren in Böhmen seit ältester Zeit an der Tagesordnung.) Durch Merlo’s Untersuchungen der Kölner Schreinbücher wurde zur Evidenz dargethan, daß die Gmündner Steinmetzfamilie der Stadt Köln angehöre und daß alle Mitglieder stets intime Beziehungen mit dieser Stadt unterhielten. Die Jugendgeschichte Gmünd’s ist in Dunkel gehüllt: den ersten Unterricht in der Baukunst erhielt er ohne Zweifel von seinem Vater, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach die im J. 1351 gegründete h. Kreuzkirche zu Gmünd ausgeführt hat und von welchem auch der erste Plan zum Bau des Ulmer Münsters herrühren soll. Nach zurückgelegten Lehrjahren arbeitete G. einige Zeit in Köln, wo er sich mit einer Tochter des dort ansässigen Baumeisters Bartholomäus von Hamm verheirathete. Im J. 1356, als Kaiser Karl IV. Schwaben bereiste und sich mehrere Tage in Gmünd aufhielt, war P. daselbst anwesend und, wie sich aus der Sachlage ergibt, am Bau der Kreuzkirche beschäftigt. Dieser Bau scheint dem Kaiser so sehr gefallen zu haben, daß er G. nach Prag berief und ihn zum Dombaumeister an Stelle des verstorbenen Matthias von Arras einsetzte. In dieser Stellung scheint sich der noch jugendliche Meister bald allgemeines Vertrauen erworben zu haben, da er schon im J. 1358 mit Ausführung der großen Moldaubrücke in Prag beauftragt wurde. Von dem Zeitpunkte seiner Berufung an (September 1356) mehren sich die Nachrichten über das Wirken des Künstlers von Jahr zu Jahr: er entwickelte eine fast unbegreifliche Thätigkeit, welche um so größere Anerkennung verdient, als er, um sich mit den untergeordneten Arbeitern verständigen zu können, erst die ihm fremde böhmische Sprache erlernen mußte. Neben den zwei riesenhaften Bauführungen des Domes und der Brücke war G., als kaiserlichem Architekten, auch die Vollendung des Schlosses Karlstein zugefallen, welches von seinem Amtsvorgänger Mathias begonnen, aber nur im Rohbau hergestellt worden war, so daß unser Meister die ganze Ausstattungsarbeit zu besorgen hatte. Der 1344 nach den Planen des Mathias gegründete, aber nur an einer einzigen Stelle bis zur Höhe der Seitenschiffe aufgeführte Dom bot, als G. die Bauleitung übernahm, eine der schwierigsten architektonischen Aufgaben, welche nur gedacht werden kann. Mathias war 1352 gestorben, ohne genügende Plane hinterlassen oder einen tüchtigen Werkführer herangebildet zu haben: nach seinem Tode hatten die geistlichen Baudirectoren vier Jahre lang herumgepfuscht, die ursprüngliche, ihnen zu großartig erscheinende Anlage verkleinert, den nördlichen Kreuzarm ganz eingezogen und in den südlichen, ohne alle Rücksicht auf Symmetrie und constructive Anordnung, eine dem heiligen Wenzel gewidmete Capelle so verkehrt hineingestellt, daß das schon angelegte Hauptportal verbaut und jeder regelmäßigen Durchführung ein für alle Mal ein Riegel vorgeschoben wurde. Gerade in Ueberwindung dieser Schwierigkeiten bewährte sich des jungen Baumeisters Talent aufs glänzendste. Da die in der Zwischenperiode hergestellten Bautheile nicht mehr beseitigt werden konnten oder durften, überkleidete und maskirte er sie nach Möglichkeit, brachte die widerstrebenden Partien in Uebereinstimmung und wußte, ohne seine eigene originale Kunstrichtung aufzugeben, dem Gebäude jenes einfach feierliche Gepräge zu verleihen, welches von je selbst von den Gegnern der gothischen Architektur bewundert wurde. Der Dom zu Prag, wie wir ihn gegenwärtig erblicken, ist ganz eigentlich das Werk des Gmündener

Meisters. Als Ingenieur und Brückenbaumeister hat G. in Anbetracht seiner an Hilfsmitteln sehr armen Zeit nicht allein Außerordentliches geleistet, sondern auch eine neue Bahn eröffnet, indem er zuerst Segmentbogen von ca. 80 Fuß Spannweite (25 M.) ausführte, während die früheren und gleichzeitigen Meister höchstens 35 Fuß weite Halbkreisbogen aufzustellen wagten. Die Moldaubrücke war ursprünglich 1645 Wiener Fuß lang und hatte 16 Bogenöffnungen von 70—80 Fuß Weite: sie wurde trotz mancher Störungen zum größten Theile noch bei Lebzeiten Gmünd's vollendet; Aeneas Sylvius, welcher um 1450 eine Geschichte von Böhmen verfaßte, erwähnt die steinerne Brücke, welche die beiden Stadttheile Prags verbindet, ganz ausdrücklich als altbestehend. Andere großartige, durch Meister G. ausgeführte Baudenkmale sind: die Karlshofer Kirche mit dem schönsten und weitest gespannten Kuppelgewölbe gothischer Construction, — der Chorbau zu Kolin, für sich ein besonderes Gebäude mit Umgang und Capellenkranz, — die St. Barbarakirche zu Kuttenberg, nächst dem Dome die größte Kirche Böhmens, jedoch nur bis zur Arkadenhöhe nach Gemünd's Planen ausgeführt, — dann die beiden Brückenthürme in Prag, weltberühmte Meisterwerke der gothischen Profanarchitektur. Die Anzahl der kleineren Gebäude, welche der Meister theils persönlich geleitet, theils durch seine Schüler hat ausführen lassen, ist sehr beträchtlich, auch erstreckte sich sein Einfluß weit über die Grenzen Böhmens, einerseits nach Schlesien und der Lausitz, anderseits nach Mähren und der bairischen Oberpfalz. Wie späterhin Michelangelo Buonarotti in allen Kunstfächern sich als Meister ersten Ranges bewährte, zeichnete sich auch G. als Bildhauer, Ciseleur, Former und sogar als Maler aus. Er war es, welcher in Böhmen zuerst eine Bildhauerschule gründete, aus welcher nicht allein alle im Prager Dome angebrachten Sculpturen, sondern fast unzählige im ganzen Lande zerstreute Werke hervorgingen. Seine erste eigenhändig ausgeführte Arbeit scheint eine um 1360 vollendete Statue des heiligen Wenzel zu sein, welche, mit des Meisters Handzeichen versehen, noch ziemlich wohlerhalten im Dome aufbewahrt wird. Diese ungemein fleißig und mit größter Zartheit durchgebildete Figur läßt noch die conventionelle gothische Manier und stellenweise den Anfänger durchschimmern, während die zwischen 1375—85 ausgeführte Portraitsammlung in der Domgallerie, aus einundzwanzig Büsten bestehend, gründliche Naturstudien und eine sehr ausgebildete Technik verräth. Die Wenzelsstatue sowol, wie die Büsten sind aus feinkörnigem Sandstein hergestellt, ein für den Cardinal und Erzbischof Johann Očko v. Wlaschim errichtetes Grabmal, auf dessen Deckplatte das überlebensgroße Standbild des Verstorbenen angebracht ist, besteht aus weißem Marmor und zeigt vollständige Beherrschung des Materials. Dann wird dem Gmündner eine Reihe von Denkmalen (Fürstengräbern) zugeschrieben, welche Kaiser Karl in den Domcapellen hat aufstellen lassen. Diese Denkmale haben so ziemlich gleiche Form und bestehen je aus rechteckigen, mit Wappen geschmückten Untersätzen und darauf ruhenden Standbildern. Von den Figuren scheinen die meisten unter Gmünd's Oberaufsicht durch Schüler oder Gehilfen angefertigt worden zu sein, nur die Heldengestalt des Königs Ottokar II. macht eine Ausnahme und dürfte ganz vom Meister selbst vollendet worden sein. Die in der erwähnten Inschrift als Werke Gmünd's bezeichneten Chorstühle im Prager Dome sind im J. 1541 durch einen großen Brand zerstört worden, weshalb wir seine gewiß bedeutenden Leistungen im Gebiete der Holzschnitzerei nicht beurtheilen können. Einigen Ersatz bieten zwei monstranzenförmige aus Silber gearbeitete und mit des Meisters Zeichen versehene Reliquiare, welche sich im Prager Domschatze befinden. Diese im reinsten gothischen Stil durchgeführten Reliquienbehältnisse zeichnen sich eben so sehr durch Eleganz der Form, wie sorgfältige Bearbeitung aus und sind in der Folge als mustergiltige Vorbilder der

Monstranze hundertfältig nachgeahmt worden. Als Maler beschränkte G. seine Thätigkeit auf die polychrome Ausstattung seiner Skulpturwerke und verstand nach Art der schwäbischen Meister eine überraschende, aber keineswegs abstoßende Naturwahrheit zu erreichen, wie die Porträtbüsten in der Domgallerie beweisen. Gewährt diese gedrängte Aufzählung und Schilderung der von Meister G. ausgeführten Werke ein ziemlich vollständiges Bild seiner künstlerischen Thätigkeit, lassen die in Prag und Köln vorhandenen Urkunden auch manchen Einblick in seine häuslichen Verhältnisse zu. Der Meister war bei seiner Ankunft in Prag bereits verheirathet und zwar, wie schon gemeldet wurde, mit einer Baumeisters-Tochter aus Köln, Namens Druda (Gertrud), aus welcher Ehe drei Söhne und eine Tochter hervorgingen. Im J. 1360 besaß G. bereits ein Haus auf dem Schloßplatze zu Prag, welcher Stadttheil damals unter dem Namen Hradschan eine unabhängige städtische Gemeinde bildete. Um diese Zeit wurde er auch zum Schöffen erwählt, welche Thatsache von der ungetheilten Anerkennung zeugt, deren sich der Künstler erfreute, welcher schon damals den Beinamen Parler oder Parlerius führte. Frau Druda scheint frühzeitig gestorben zu sein, denn im J. 1370 fand sich G. allein in Köln ein, um über das auf einem dortigen Hause ruhende Erbtheil seiner Gattin zu verfügen. Nun vermählte sich der Meister mit Agnes v. Bur aus ritterlichem Geschlechte und erwarb zugleich ein zweites Haus auf dem Hradschin, trat aber in der Folge beide an seine Frau und seinen aus zweiter Ehe stammenden Sohn ab, indem er für sich und seine Kinder aus erster Ehe ein größeres Haus erwarb und diesem bald ein zweites hinzufügte. Die heranwachsenden Kinder, die Ankäufe von so vielen Häusern und die Verheirathung seiner Tochter mit einem Kölner Steinmetzen machten verschiedene Auseinandersetzungen nothwendig, welche alle in einem auf uns gekommenen Gerichtsbuche eingetragen sind. Wir ersehen aus diesem Buche, daß sich G. einer bedeutenden Wohlhabenheit erfreute, in hohem Ansehen stand und bis in sein Greisenalter ununterbrochen thätig war. Das Todesjahr des Künstlers ist nicht bekannt, im J. 1396 wird er in einer an der Südseite des Prager Domes angebrachten Gedächtnißtafel noch als wirkender Dombaumeister angeführt, trat aber sein Amt bald darauf an seinen zweiten Sohn Johann ab, welcher von 1398 an die Bauleitung führte. In einer Urkunde von 1401 wird Peter zum letzten Mal erwähnt, er dürfte mithin ein Alter von 70 Jahren erreicht haben. Von seinen Kindern verblieb nur Johann, welcher mit der Wittwe eines reichen Gewerken aus Kuttenberg verheirathet war, in Prag: die übrigen scheinen im Laufe der immer unruhiger werdenden Zeit ausgewandert zu sein. G. ist nicht allein einer der thätigsten und vielseitigsten Künstler des vierzehnten Jahrhunderts, sondern auch ein unermüdlicher Förderer des deutschen Kunstlebens in den Ostmarken. Leider wurden durch die bald nach seinem Tode ausbrechenden Hussitenstürme viele seiner Werke zerstört und die durch ihn gegründete Schule zerstreut. In der Domgallerie befindet sich das Portrait des Meisters, von seiner eignen Hand gemeißelt und mit seinem Handzeichen, einem doppelten Winkel, versehen. Es zeigt den Künstler als sehr schönen Mann zwischen 50 und 60 Jahren, mit hoher Stirn, dünnen grauen Haaren, aber noch dunklem Barte: ein feines intelligentes Gesicht, welches weltmännische Bildung verräth.

Als Quellen für sein Leben und Wirken sind vor Allem drei Inschriften aus den J. 1373, 1385/86 und 1396 zu nennen, von denen die erste in Kolin, die beiden andern am Prager Dome angebracht sind. In allen wird der Meister als „Petrus de Gemunden in suevia“ bezeichnet. Ferner zwei Bände Dombaurechnungen, die J. 1372—78 incl. umfassend. Diese Original-Rechnungen befinden sich im Archive des Prager Domcapitels, sie geben über den

Dombau und auch seinen Leiter, welcher hier gewöhnlich Parlerius genannt wird, umfassende Aufschlüsse. Ferner das schon erwähnte, im Archive des Magistrats von Prag aufbewahrte handschriftliche Gerichtsbuch, betitelt: „liber judiciorum bannitorum civitatis Hradeczanensis“, welches die von Meister G. gemachten Ankäufe, dann die Familienverträge u. dgl. enthält. Hier kommen sowol die Namen Peter von Gemünd, Peter Parler, Parlerius und böhmisirt Parlerz, wie auch idoneus vir magister Petrus und andere Bezeichnungen vor. Einen Auszug aus diesem Buche, den Meister G. betreffend, hat Ferd. Mikowec in der böhmischen Zeitschrift Kwéty (1847, Nr. 31—32) veröffentlicht. Endlich auch die Kölner Schreinsbücher. Diese enthalten die gerichtlichen Verhandlungen über die Hinterlassenschaft des Steinmetzmeisters Bartholomäus, Schwiegervaters des Dombaumeisters G. J. J. Merlo hat unter dem Titel: Peter von Gmünd, Kaiserlicher Dombaumeister zu Prag, im Organ für christliche Kunst, Köln, XV. Jahrg., 1865, eine aus diesen Büchern entnommene Abhandlung herausgegeben, welche viele ganz neue Aufschlüsse über die Gmündner Steinmetzfamilie enthält. Vgl. ferner A. Ambros, Der Dom zu Prag, Prag 1858. Kalender des Prager Dombauvereins, 1862, mit einer Abhandlung über den Dom zu Prag von W. W. Tomek. B. Grueber, Die Kunst des Mittelalters in Böhmen, Wien 1877, III. Theil, S. 160 ff.

Grueber.

Gnapheus: Wilhelm G., mit seinem eigentlichen Namen Willem van de Voldersgraft oder de Volder, auch Gulielmus Fullonius G. sich nennend, tüchtiger Humanist, als Schulmann bedeutend, auch als Beamter in verschiedenen Stellungen bewährt. Er wurde um 1493 in s'Gravenhaag geboren, erhielt seine Bildung wahrscheinlich in den Kreisen der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ und scheint zum Priester geweiht zu sein. Zuerst war er als Lehrer in seiner Vaterstadt thätig, wurde wegen seiner Hinneigung zu den reformatorischen Ideen zusammen mit Jan de Baker (Johannes Pistorius), welcher der erste Märtyrer in Holland wurde (Bd. I. S. 778), eingekerkert, nach kurzer Haft entlassen, endlich aber 1528 durch die Inquisition zur Flucht gedrängt. 1531 kam er mit vielen Landsleuten nach Elbing, wo ihm vom Rath die Errichtung einer lateinischen Schule aufgetragen wurde, die unter ihm von 1535—41 blühte. Auf Andrängen des ermländischen Bischofs vom Rath entlassen, wandte er sich nach Königsberg, wo ihm die am Hofe Albrechts damals einflußreiche reformirte Partei, die Sacramentarier, wie man damals sagte, schon eine gute Aufnahme bereitet hatte. Er wurde anfangs herzoglicher Rath, dann Rector des neugegründeten Pädagogiums und zugleich Lector an der neuen Universität. Aus Königsberg 1547 von der lutherischen Partei vertrieben, begab er sich nach Ostfriesland, wurde Prinzenerzieher und Secretär bei der Gräfin Anna (Bd. I. S. 468) und später zu diplomatischen Geschäften mancherlei Art gebraucht. Auf die Gründung der lateinischen Schule in Norden hat er wesentlichen Einfluß gehabt. Er starb 1568 zu Norden als gräflicher Rentmeister. Sein jüngster Sohn Albert wurde ein berühmter Rechtsgelehrter. — Unter seinen Schriften sind die interessantesten „Een troost ende spiegel der siecken ende derghenen, die in lijden zyn“, 1525 im Kerker geschrieben, später „Tobias ende Lazarus“ genannt. Aus demselben Jahre stammt die „Vita Johannis Pistorii“, der „Acolastus“, die „Geschichte vom verlorenen Sohn“ als terentianische Comödie, eines der berühmtesten und einflußreichsten Dramen des 16. Jahrhunderts, noch aus der niederländischen Zeit, bis 1577 in mindestens 14 Ausgaben, „Ἐγκώμιον civitatis Aembdanae“, 1553 als Neujahrgedicht für seine gräflichen Zöglinge bestimmt, 1557 herausgegeben.

Roodhuyzen, Het leven van Guilhelmus Gnapheus, Amsterdam 1858. Reusch, Wilhelm Gnapheus, der erste Rector des Elbinger Gymnasiums, Elbinger Gymn.-Progr. 1868 u. 1877. Babucke, Wilhelm Gnapheus, ein Lehrer aus dem Reformationszeitalter (mit metrischer Uebersetzung des Encomium), Emden 1875. Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosaromans (1877), S. 50 f., und oben Band I. 35, II. 644, III. 59.

Babucke.

Gneisenau: August Wilhelm Antonius Neidhart v. G., wurde am 27. October 1760 in Schilda bei Torgau geboren. Der Vater war Artillerie-Lieutenant bei einem der Contingente der Reichsarmee, die im September Hülsen gegenüber gestanden, dann Wittenberg blokirt und eingenommen, sich aber bei König Friedrich II. Annäherung Ende October auf Leipzig zurückgezogen hatte. Der Vater nannte sich von Neidhart, erst in den folgenden Jahren wurde der Beiname Gneisenau, von einem früheren Besitzthum der Familie in Oesterreich ob der Ens, hinzugefügt, — als der spätere Feldmarschall 1777 auf der Universität Erfurt immatriculirt wurde, wurde er im Register als Antonius Neidhardt aufgeführt; dagegen nannte ihn die Ansbach-Bayreuthische Rangliste von 1783 Neidhardt v. G., und diesen Doppelnamen brachte er in den preußischen Dienst hinüber. Gneisenau's Mutter war die Tochter des fürstbischöflich-würzburgischen Oberstlieutenants Müller, sie war dem Manne ins Feld gefolgt, mußte aber bei dessen Abmarsche nach Wittenberg und Leipzig in Schilda, wo ihre Niederkunft erfolgte, zurückbleiben; — als Friedrich II. nahte, floh sie mit einem Theil der Bagage des Reichheeres nach Oschatz, dann nach Chemnitz. Sie wurde mit anderen Kranken auf einen Bauerwagen gelegt, verlor die Besinnung und ließ das Kind, das sie im Arme gehalten, aus dem Wagen fallen. Ein Grenadier fand es bald, nahm es auf und brachte es am anderen Tage der wiedererwachten und verzweifelten Mutter, die den Gatten erreichte und mit ihm die Winterquartiere zwischen Hof und Saalfeld bezogen zu haben scheint. In Folge des Schrecks und der Anstrengungen der Reise starb die Mutter bald darauf; das Kind wurde einer Soldatenfrau übergeben und folgte dem Vater auf den Kriegszügen der letzten Jahre. Nach dem Frieden, vielleicht noch früher, heirathete der Vater zum zweiten Male, diesmal eine Person von geringem Stande, nahm als Hauptmann den Abschied und lebte als Geometer in Thüringen in dürftigen Umständen. Die Stiefmutter, die selbst mehrere Kinder hatte, behandelte den Knaben August schlecht; der Vater, schrieb G. später, sei auf Abenteuer in der Welt umhergeirrt, und er selbst habe als mutterloses, vom Vater nicht unterstütztes Kind barfuß in die Schule gehen müssen. — Die Großeltern in Würzburg hörten von der traurigen Lage des Enkels und nahmen ihn zu sich. Mit der Heirath der Tochter mit einem Protestanten waren sie als strenge Katholiken unzufrieden gewesen, erbarmten sich aber doch des mutterlosen Kindes. Der Großvater Müller hatte in Spanien, Italien, am Rhein und in Ungarn im Felde gestanden und war ein wissenschaftlich gebildeter Mann; die Großmutter, geborene Hegewalt, war sehr hübsch und sehr unterrichtet und galt für wohlhabend. Der protestantisch getaufte Knabe wurde von den Großeltern der katholischen Kirche zugeführt, er erhielt durch Jesuiten- und Franziskanermönche „einen geistig dürftigen und abergläubigen Unterricht". Im Müller'schen Hause wohnte ein Professor Herwig, der an dem aufgeweckten Knaben Gefallen fand und ihm Bücher, auch die Ilias und Odyssee in deutscher Uebersetzung borgte, die seine Liebe zu litterarischer Beschäftigung weckten. Leider starben die Großeltern bald, und der Knabe mußte, 12 oder 13 Jahr alt, zum Vater zurück, der damals als Bautechniker in Erfurt lebte und bei Fortifications- und Regierungsbauten beschäftigt wurde. G. besuchte die Kaufmannsschule, wurde vom Vater persönlich im Zeichnen unterrichtet, dann

ging er auf das Rathsgymnasium, wo ein Professor Siegling, mit dessen Sohne er befreundet war, ihm Stunden in der Mathematik gab, für die er besonders befähigt war. Als der Vater nach Braunschweig zog, kehrte G. bald nach Erfurt zurück, lebte bei sehr geringen Mitteln von Unterstützungen, soll auch Kurrendesänger gewesen sein, bis ihn Siegling in sein Haus nahm und für die weitere Fortbildung des Knaben so gut sorgte, daß er, noch nicht 17 Jahre alt, die Universität Erfurt besuchen konnte. Damals scheint ihm das großväterliche Erbe ausgezahlt zu sein, er konnte sich ein Reitpferd halten und an allen Genüssen ungebundener Jugend theilnehmen. Mit der Schwester seines Freundes Siegling stand er in einem Liebesverhältniß, das die Eltern, wegen der Jugend der Liebenden, mißbilligten und G. aus ihrem Hause entfernten, ohne ihm ihre Liebe und Achtung zu entziehen. G. stürzte sich in allerlei wilde Zerstreuungen, verbrauchte sein von den Großeltern mütterlicher Seite ererbtes, nicht bedeutendes Vermögen, verließ Erfurt Ende 1778 und trat, wahrscheinlich als Cadett, im Husarenregiment Wurmser in österreichischen Dienst, den er im folgenden Jahre verließ, um in den markgräflich ansbach'schen Dienst zu treten, der ihm vielleicht Gelegenheit bot an dem Kriege in Amerika Theil zu nehmen. Aber erst 1782 ging er mit dem Ersatztransport für die ansbach'schen Truppen in Englands Solde nach Amerika ab und wurde kurz vor dem Ausmarsch zum Secondelieutenant in einem Jäger-Bataillon ernannt. Als er nach langdauernder Fahrt von Bremer-Lehe in Halifax angekommen, ruhten die Waffen auf dem Kriegsschauplatze, im September wurde die Unabhängigkeit der Provinzen anerkannt und bald folgte der Friede von Versailles. Im Sommer 1783 kehrte das ansbach'sche Contingent nach Europa zurück, erreichte im Herbst die Heimath und stand in Ansbach in Garnison. G. hatte an keinem Gefechte theilgenommen, aber sein reger Geist konnte für die Erscheinungen des Unabhängigkeitskrieges nicht unempfänglich bleiben. Die geschulten Heere Englands und die deutschen Miethstruppen mit der Taktik jener Zeit hatten die schnell zusammengerafften Truppen der Colonien nicht zu unterdrücken vermocht; abgesehen von Frankreichs Hülfe und von den politischen Verhältnissen waren es besonders zwei Elemente, welche die ganze Kriegsführung umgestalten sollten, die im Norden Amerikas zuerst Geltung gefunden — die Volksbewaffnung und das zerstreute Gefecht der Infanterie. Der enge Friedensdienst in ansbach-bayreuth'scher Garnison konnte dem strebenden Geiste Gneisenau's nicht genügen, und so schrieb er 1785 am 4. November aus Bayreuth, seiner damaligen Garnison, an König Friedrich II., und bat „um eine Stelle in Allerhöchst dero Suite". In seinem Gesuch sagt er, daß er einige Kenntnisse in der militärischen Mathematik, der er seine Universitätsjahre gewidmet, erworben habe. Seine Reise nach Amerika und der enge Umfang seiner Glücksumstände hätten ihn verhindert den Eintritt in die preußische Armee nachzusuchen. Er ging selbst nach Potsdam und wurde dem König vorgestellt; der schöne junge Mann, seine vornehme und militärische Haltung, wie seine verständigen und bündigen Antworten gefielen dem Könige, und schon am 18. Februar 1786 konnte G. in einem „Neidhard von Gneisenau" unterzeichneten Briefe für die gnädige Anstellung danken. Zuerst stand er à la suite der Armee in Potsdam und wurde im Sommer desselben Jahres als jüngster Premier-Lieutenant dem neuformirten Freiregiment von Chaumontet zugetheilt, das in Bunzlau bei Löwenberg in Garnison stand. Im folgenden Jahre wurden die Freiregimenter durch Friedrich Wilhelm II. in Füsilier-Bataillione umgeformt und G. 1790 zum Stabscapitän in seinem Bataillon in Löwenberg ernannt. Seine Hoffnung an dem Feldzuge gegen Frankreich 1792—95 Theil zu nehmen wurde getäuscht, — im Herbst 1793 erhielt das Bataillon Befehl nach Polen zu marschiren, nahm an der Einschließung von Czenstochau, dem Angriff des Lagers von Skala und

anderen Actionen Theil, ohne zu wirklich kriegerischer Thätigkeit zu kommen. In den schlechten Quartieren zwischen Czenstochau und Petrikau, welche das Bataillon Ende 1794 bezog, hatten die Truppen große Verluste durch Krankheiten und G. selbst erkrankte schwer, blieb aber bei seinem Bataillon. Am 17. Nov. 1795 wurde er zum wirklichen Capitän und Compagniechef beim Bataillon Nr. 13 (Rabenau) ernannt, das, von der Rhein-Campagne zurückgekehrt, in Jauer in Garnison stand. Damals war das Einkommen eines Compagniechefs bedeutend, G. verwendete das seine größtentheils zum Besten seiner Untergebenen, man rühmte ihm in Jauer nach „er war ein Vater seiner Soldaten, ein Wohlthäter ihrer Wittwen und Waisen". Ebenso war er ein Gegner der harten und unwürdigen Behandlung der Soldaten, an Stelle des Stocks und der Latten suchte er, bei aller Strenge der Disciplin, moralische Hebel anzuwenden; schon damals verfocht er, wie in seinen Brochüren vom J. 1808, „die Freiheit der Rücken". Durch seinen Aufenthalt in Amerika und seine Studien über den Unabhängigkeitskrieg genau mit dem leichten Dienst der Infanterie und mit den Aufgaben des zerstreuten Gefechts bekannt, wußte er seine Officiere und seine Compagnie trefflich auszubilden, sie galt für eine „Füsilier-Compagnie par excellence". 1801 nahm das Füsilier-Bataillon Rabenau an den Manövern bei Berlin und Potsdam Theil. Es konnte seinem militärischen Scharfblick nicht entgehen, wie wenig die damals auf Exercirplätzen geübte Taktik den Anforderungen der napoleonischen Kriege entsprach. Wie früher von Löwenberg, so jetzt von Jauer aus hatte G. viele Bekanntschaften mit gebildeten Familien der Umgegend. Er liebte die heitere, durch geistige Anregungen erhöhte Geselligkeit, — sein lebendiges Gespräch, seine klangvolle Stimme, die vornehme Liebenswürdigkeit seines Wesens und seine männliche Schönheit machten ihn überall beliebt. G. lernte in dem benachbarten Wölmsdorf eine verwittwete Frau von Prittwitz-Gaffron kennen, die aus erster Ehe mit Baron v. Kottwitz auf Kauffungen eine Tochter Caroline Juliane hatte, mit der er sich verlobte. „Das schöne Fräulein von Kottwitz", wie sie genannt wurde, war 24 Jahre alt, einfach und häuslich erzogen, hatte aber Sinn für die geistigen und künstlerischen Interessen ihres Gatten, so daß nach der Verheirathung ihr Haus bald ein Mittelpunkt der Geselligkeit wurde — ein musikalisches Kränzchen hat dort lange bestanden. Wol in Folge von Gneisenau's Bemühungen hatte sein Vater, der in ärmlichen und untergeordneten Verhältnissen lebte, 1793 eine Anstellung als städtischer Bauinspector in Brieg gefunden, 1798 wurde er als königlicher Bauinspector nach Oppeln versetzt, wo er 1804 starb. In der glücklichen Ehe waren G. schon vier Kinder geboren, 1803 hatte er wegen gichtischer Beschwerden das Bad Landeck besucht, — dann kaufte er das Gut Mittel-Kauffungen, 3 Meilen von Jauer, das einst sein verstorbener Schwiegervater v. Kottwitz besessen, auf den Wunsch seiner Frau und mit deren geringem Vermögen, auch, wie er sagte, um die Mittel zu finden, die Zukunft seiner Familie sicher zu stellen. Für seinen Geist und seine Thätigkeit genügte die Compagnie nicht, er fand Freude an der Landwirthschaft und der Sinn für die Natur, den die Jugendjahre im schönen Würzburg in ihm geweckt, blieb ihm bis ins späte Alter. Seinem Freunde Siegling schrieb er damals: „Meine Frau hat ein ansehnliches Gut gekauft, das, wenn Gott gutes Wetter und tiefen Frieden schenkt, mich zum wohlhabenden Manne machen soll. Aber ich muß nun vom Ackerbaukatechismus bis zur neuesten Ackerbautheorie alles studiren". Dann erbittet er sich den Rath des Freundes wegen einer neuen Malzdarre, da auf dem Gute eine große Brauerei sei. Allein die Resultate seines Strebens waren auf diesem Gebiete nicht günstig, ihm fehlte es an Kapital und Erfahrung, vielleicht griff er zuviel auf einmal an, konnte auch von Jauer aus nicht alles selbst beaufsichtigen. Aber wenn er Urlaub hatte, genoß er das Glück

des Landlebens, die Freude am selbständigen Schaffen, am eignen Besitz, die Unabhängigkeit des Lebens in vollen Zügen, und nie verließ ihn die Hoffnung hier seiner Familie eine Stätte gesicherter und glücklicher Existenz bereiten zu können. Neben seinem neu gewählten Berufe und seinem militärischen Dienstleben fand er Zeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung. In den langen Friedensjahren von 1794—1806, in denen sein Avancement trotz aller Anerkennung und Empfehlung seiner Vorgesetzten stockte, schrieb er Aufsätze über das zerstreute Gefecht, recognoscirte das schlesische Gebirge und ganz Schlesien; seine Arbeit „Recognoscirung des schlesischen Gebirges von der Schneekoppe bis zum Schneeberg“ bezeugt sein seltenes Talent und seinen militärischen Scharfblick. Zugleich verfolgte er die Politik jener Jahre mit lebendigem Interesse, sah alle Gefahren der schwächlichen und unredlichen Neutralitätspolitik Preußens seit dem Frieden von Basel voraus, und glaubte an einen bevorstehenden unausweichlichen Kampf mit Napoleon. Wie wenig Preußen, mit seinen veralteten Formen, denen der Geist Friedrich des Großen entflohen, einem solchen Zusammenstoß gewachsen war, erkannte er deutlich, und eben weil er es früh erkannte, raubte ihm die Katastrophe des J. 1806 weder Muth, noch Hoffnung und Besonnenheit — er war einer der wenigen, die an die Möglichkeit einer Regeneration des fast zertrümmerten Staates, an dessen Wiederbefreiung zu allen Zeiten geglaubt haben, und er selbst wurde eins der kräftigsten und thätigsten Werkzeuge zur Erneuerung Preußens. Bei Saalfeld wurde er (noch immer Hauptmann) verwundet, führte aber das Bataillon in Ordnung aus dem Gefechte, bei Jena erlitt das Bataillon durch Cavallerie-Attaken schwere Verluste, er selbst entkam glücklich nach Königsberg, wo er Ende November eintraf, bald zum Major ernannt und mit der Organisation zweier Reserve-Bataillone beauftragt wurde. Auf Rüchel's Rath, der ihn bei seinem Eintritt ins preußische Heer in Potsdam kennen gelernt, wurde G. an Loucadou's Stelle zum Commandanten von Colberg ernannt. G. schrieb nach dem Befreiungskriege an Rüchel, daß er ihm mit der Ernennung zum Commandanten von Colberg, wo er die Grundlage seines späteren Rufes gelegt, sein ganzes Glück verdanke. Noch als Feldmarschall rühmte der bescheidene Mann sein Soldatenglück, das ihn nie verlassen habe. Bisher hatten manche Mißverhältnisse zwischen dem unentschlossenen Commandanten und der patriotischen Bürgerschaft bestanden; als G. Ende April 1807 in Colberg eintraf, kam, wie der alte Nettelbeck sagt, „ein neuer Geist und ein neues Leben wie vom Himmel herab in Alles, was um und mit uns vorging“. Seine ruhige Heiterkeit, sein herzgewinnendes Wesen, seine Willenskraft und geistige Ueberlegenheit sicherten ihm, wo er stand, den ersten Platz, — hier wußte er das offensive Element der Vertheidigung zu beleben, wies jedem die Stelle an, in welcher er am besten wirken konnte, übergab dem thätigen Nettelbeck die Leitung der Feuerlösch-Anstalten und vereinigte Bürgerschaft und Garnison in demselben Geiste der Standhaftigkeit und der Aufopferung. Als G. nach dem Frieden zu Tilsit und nach Aufhebung der Belagerung vom 9. August Colberg verlassen hatte, schrieb ihm die Bürgerschaft einen dankenden Brief, in dem es heißt „Wir haben ihm ja Alles — die Erhaltung unserer Ehre und unserer Habe, die Zufriedenheit unseres Landesherrn und die Achtung unserer ehemaligen Gegner zu danken. Das Andenken an ihn, der bei den Pflichten des Kriegers nie die Tugenden des Menschen vergaß, der vom ersten Moment seines Erscheinens ein Vater jedes Einzelnen wurde, und noch in der Minute des Scheidens blieb, wird nie in uns erlöschen“. G. wurde zum Oberstlieutenant ernannt und erhielt den Orden pour le mérite, zugleich wurde er mit Generalmajor v. Massenbach, Graf Lottum, Grolman, Graf Götzen und Boyen beauftragt, unter Scharnhorst's Vorsitz Vorschläge über die Reorganisation der Armee zu entwerfen. Den Arbeiten dieser

Commission verdankt Preußen die Erneuerung seines Heeres, sie haben die gewaltigen Erfolge der letzten Jahre 1866 und 1870/71 vorbereitet. G. verfocht im Einklang mit Scharnhorst und Boyen die Ideen der Volksbewaffnung, so weit sie die damaligen Zustände forderten und zuließen, der Erziehung des Volkes durch das Heer, der menschlichen Behandlung des Soldaten und seiner Ausbildung zum zerstreuten Gefecht. Zugleich wurde er zum Chef des Ingenieur-Corps und zum Inspecteur der Festungen ernannt. Mit den obengenannten Männern und vielen anderen verfolgte er still, aber unermüdlich das Ziel der Vertreibung Napoleons und der Befreiung des Vaterlandes, — ein Mitglied des Tugendbundes ist er nie gewesen, er schrieb später seinem Freunde, dem hannöverschen Minister Grafen Münster: „Mein Bund ist ein anderer ohne Zeichen und Mysterien; Gleichgesinntheit mit Männern, die der Herrschaft des Fremdlings nicht unterworfen sein wollen.“ Seinem klaren Blick, seiner praktischen Natur widerstrebten solche Geheimbünde, deren unfruchtbare Thätigkeit nur die Augen der französischen Polizei herbeizog. Dennoch wurde er verdächtig, und mußte auf Napoleons Forderung aus dem Militärdienste scheiden; nominell blieb er als Staatsrath im Dienst und nahm an allen politischen Fragen, an den Verhandlungen über die Reorganisation des Staates wie der Armee berathenden Antheil. 1808 und 1809 wünschte er den Anschluß des preußischen Heeres an das österreichische und eine Erhebung des ganzen Volkes in Norddeutschland gegen Napoleon. In voller Uebereinstimmung mit Stein, dem Mittelpunkt aller Männer, die damals noch Rettung hofften, und im Einverständniß mit Scharnhorst und Grolman entwarf er eine Denkschrift, die Stein dem Könige vorlegte. G. rieth zu einer innigen Verbindung mit Oesterreich und mit England, das Geld und Waffen liefern sollte, zur Ablehnung des von Frankreich geforderten Beitritts zum Rheinbunde, — endlich für den Kriegsfall zu einer National-Bewaffnung und zur Anlage befestigter Läger zum Zweck der Vertheidigung. Der König entschloß sich dagegen, nicht ohne den Beitritt Rußlands zu handeln. Im Frühjahr 1809 waren in Folge irriger Auslegung des Edicts vom 9. October 1807 in einigen Gemeinden in Schlesien Unruhen ausgebrochen, welche die vom General Grawert abgeschickten Truppen in roher und ungeschickter Weise zu unterdrücken suchten. Der König sendete G. hin, um die Verhältnisse zu ordnen, was diesem schnell gelang. In Folge seines Berichts wurde er durch ein gnädiges Schreiben des Königs zum Obersten ernannt. Von Glatz aus schickte er dem König eine Denkschrift über die inneren Verhältnisse Preußens und die Nothwendigkeit einer Verfassung, welche allein die verschiedenen Provinzen des Staates zu einer Einheit zusammenfassen könne. Sie müsse vom Könige als Gnadengeschenk ausgehen, die Stände sollten aus den Provinzialwahlen, nicht aus Gesammtwahlen, sondern aus den verschiedenen Ständen der Nation hervorgehen und besonders den Grundbesitz vertreten, da durch allgemeine Wahlen meist Advokaten und unpraktische Gelehrte in die Kammern gelangten. Er sah in der Gewährung einer Verfassung einen Ausgleich der großen Last der allgemeinen Wehrpflicht, da die Bevölkerung zur Mitwirkung an den Beschlüssen über Krieg und Frieden herangezogen werde. Diesen Grundsätzen blieb er sein Leben lang treu, ihm schwebten im Allgemeinen englische Zustände als Muster vor, er wünschte freies selbständiges Entfalten von innen heraus, Selbstverwaltung der einzelnen Körperschaften, überall ständisches Wesen. Der moderne Liberalismus, dessen ihn seine Neider und Feinde damals und später anklagten, lag ihm, dem Freunde des Grafen Münster, ganz fern — er stand zu hoch und war zu praktisch, um in irgend einer Verfassungsform die Panacee für die Beglückung und geistige Erhebung der Völker zu sehen. Er hielt den Absolutismus und die bevormundende Büreaukratie, die unter Friedrich II. segensreich und nothwendig

gewesen, unter dessen Nachfolgern das Volk entnervt hatten, für verderblich, sprach sich auch nach den Freiheitskriegen gegen Metternich's Politik und die Karlsbader Beschlüsse frei und offen aus, und erlitt in jener Zeit manche Kränkung, die er großdenkend kaum empfand, und manche Verdächtigung wurde von kleinen Seelen gegen ihn ausgesprochen. Der erste Grund der Verstimmung gegen ihn in den höchsten Kreisen scheint in seiner Haltung 1812 in England und am Hofe des Prinzregenten gelegen zu haben, doch sind diese weiter unten berührten Verhältnisse nicht ganz aufgeklärt. Vom August 1810 bis zum Anfang des nächsten Jahres lebte G. in seiner Heimath, seine Verhältnisse waren bedrängt, aber dennoch entsagte er, uneigennützig wie immer, der königlichen ihm verheißenen Schenkung — einer Domäne mit 1500 Thaler reinem Einkommen — oder 1500 Thaler jährlich — in Berücksichtigung der traurigen Lage des Staates. Im J. 1811 begannen die Unterhandlungen mit England, die wesentlich durch ihn geführt wurden. Anfang März erbat G. seine Entlassung von dem Posten als Staatsrath, aus dem Militärdienst war er schon, auf seine Bitte, 1809 getreten, um seine Privatangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der wahre Grund war das gegen ihn gerichtete Mißtrauen Napoleons und ein geheimer Auftrag, der ihm ertheilt worden. Der König genehmigte sein Gesuch in der anerkennendsten Weise, ließ ihn aber sein Gehalt fortbeziehen und autorisirte Hardenberg, „G. sein Gehalt in der Stille zukommen zu lassen, auch die Kosten anzuweisen, welche ein ihm zu ertheilender, Ihm bekannter geheimer Auftrag erfordern wird.“ Dieser Auftrag war nach Pertz der Versuch einer geistigen Verbindung aller Elemente, deren Kraft im Verein im rechten Moment die Rettung Europa's herbeiführen könne. Er sollte die Höfe oder Läger Oesterreichs, Rußlands, Schwedens, Englands — Fürsten und Staatsmänner von Angesicht sehen und prüfen, welche Ansichten über die gemeinsame Gefahr und über die dagegen zu ergreifenden Maßregeln beständen, ob und unter welchen Bedingungen ein gemeinsames Handeln, die Landung eines beträchtlichen Heeres an der deutschen Küste und, von Preußen gestützt, der Aufstand der deutschen Bevölkerung im Rücken des französischen Heeres, das in Rußland vordringe, zu bewirken sei. G. solle dahin streben, dem erschöpften Preußen die ihm fehlenden Kriegsmittel an Geld und Waffen für eine große Landesbewaffnung und Kriegführung zu gewinnen, und als ersten Kern neuer Bewaffnungen die Bildung deutscher Legionen zu versuchen, an deren Spitze er selbst seine Stelle finden könne. — Vom März bis Juli reiste er über Kauffungen nach Wien, dann über Lemberg und Brody nach Wilna, wo Kaiser Alexander sich aufhielt, von da über Riga nach Stockholm, wo er bis Mitte August blieb. Dem Kaiser Alexander hatte er ein von ihm in den Grundzügen entworfenes, von Clausewitz ausgearbeitetes Memoire überreicht, welches die russische Armee schildert, die nöthigen Aenderungen, den Kriegsplan und die Vertheidigungs-Anstalten im Fall eines Krieges mit Frankreich, zu dem der Kaiser noch keineswegs entschlossen war, entwickelt. Seine Mission hatte bisher wenig positiven Erfolg, überall erhielt er ablehnende oder hinhaltende unbestimmte Antworten. In London gestaltete sich Alles günstiger, der ihm befreundete Graf Münster war dort, der Prinzregent wurde ihm persönlich geneigt, vor Allem war im Herbst die Lage des französischen Heeres in Rußland eine andere geworden. Bei seinem Eintreffen in London hatte G. dem Ministerium eine Denkschrift überreicht, die mit den Worten schließt „Keinen halben Erfolg. Die Waffen nicht eher niedergelegt, als bis dieser Usurpator ausgerottet ist, das ist das Ziel, welches uns die wahre Politik zeigt.“ Am 1. September konnte G. an Stein schreiben: „Ich bin hier gütig aufgenommen worden, der Regent war sehr gnädig gegen mich und geht mit dem größten Eifer auf unsere Pläne ein. Für Schweden ist eine ansehnliche Subsidie be-

willigt, an Waffen und Munition soll es nicht fehlen. Sobald die Expedition nach erreichten rein schwedischen Zwecken nach Deutschland segelt, schließt sich von England aus ein Corps von 12,000 Mann, mit viel Artillerie und Cavallerie an. Ist die Landung vollbracht, so soll ein Armee-Corps errichtet werden, dessen gänzliche Ausstattung und Besoldung von hier aus geschehen soll. Das brittische Ministerium will mehr für unsere Sache thun als wir erwarten durften." Ende September ging G. zur Stärkung seiner Gesundheit nach dem Seebade Buxton, wo er bis zum November blieb — inzwischen vollzog sich in Europa ein gewaltiger Umschwung, die große Armee Frankreichs war vernichtet und die ersten Fäden einer Alliance von Preußen und Oesterreich wurden angeknüpft. Theilweise glückte es G. die Verhandlungen mit der englischen Regierung in seinem Sinne abzuschließen, die Ausrüstung für 20,000 Mann in Pommern zu bildende Truppen wurden neben der Ausrüstung und Besoldung der deutschen Legion in Rußland bewilligt, die Einrichtung directer Verbindung mit Schweden, von Carlsham nach Memel zugesagt und General Hope nach Schweden gesandt, um den Kronprinzen zur Theilnahme am Kriege zu bestimmen. G. schrieb damals seinem Freunde Major v. Horn: „Mein Plan war nach einem größeren Maßstabe zugeschnitten, aber die Umstände sind dem hier nicht günstig — man führt den Krieg nur stückweise." Im Februar kehrte er nach Deutschland zurück und erreichte am 25. glücklich die pommersche Küste. Während seiner Mission hatte er einen ausgebreiteten Briefwechsel mit bedeutenden Staatsmännern — Stein, Hardenberg, — von Oesterreich und Rußland aus mit Münster und dann mit Ompteda, ferner mit seinen Freunden Clausewitz, Boyen, Dörnberg, Clazot und mit zahllosen Agenten, wie mit seiner Familie geführt; der geheime Briefwechsel wurde durch die Vermittelung des Kaufmann Schröder in Colberg und des Engländer Gibsrone geführt, der abwechselnd sich in Riga oder Carlsham aufhielt. Da G. 1809 auf seinen Wunsch verabschiedet worden, so mußte er jetzt seinen Wiedereintritt in das Heer erbitten. Er wurde nach Breslau berufen, wo er am 10. März eintraf, der König empfing ihn, nach einigen Worten des Tadels über seinen Dienstaustritt, sehr gnädig, er stellte ihn als Generalmajor wieder an und übertrug ihm das Commando über das Truppencorps, das bestimmt war sich mit der alliirten Armee zu vereinigen — einstweilen sollte er bei dem Corps von Blücher Dienste leisten. G. war vor seiner Rückreise nach Preußen zum englischen Generalmajor ernannt worden, um ihn zu schützen, falls er bei seiner Ueberfahrt nach Deutschland in die Hände französischer Seeleute oder Truppen fallen sollte. Hardenberg hatte gewünscht ihn zur Fortsetzung der Verhandlungen über die Alliance wieder nach England zu schicken, aber G. lehnte es entschieden ab, er wollte nur im Heere dienen und schrieb Hardenberg am 11. März: „Ew. Excellenz sind mein Beschützer und mein edelmüthiger Freund, Sie werden die Angelegenheit auf so günstige Art zu wenden wissen, daß mich des Königs Unzufriedenheit nicht trifft, — diesen Auftrag kann ich, nachdem ich den Krieg gegen Frankreich 4 Jahre lang gepredigt, nicht annehmen, ich würde durch diesen Schritt ein Selbstmörder meiner Ehre. Kann und soll ich dem König, meinem Herrn, nicht in militärischer Eigenschaft dienen, so werde ich mir in meinem Alter einen neuen Herrn nicht wählen, aber ich rechne sicher darauf, daß der König mir eine untergeordnete Anstellung nicht verweigern werde." Am 18. März brach das Blücher'sche Corps von Breslau auf und erreichte am folgenden Tage Liegnitz — von dort aus schrieb G. an Eichhorn: „Welches Glück gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat, nun mag ich gern sterben", und dem Freunde Dörnberg schrieb er wenige Tage darauf vom Marschquartier Hainau: „Nie hat es einen glücklicheren Sterblichen gegeben! Ich befinde mich auf dem Marsche, um endlich gegen unsern Unterdrücker fechten zu dürfen."

Er war zunächst als zweiter General-Quartiermeister bei Blücher's Corps angestellt, nach Scharnhorst's Verwundung in der Schlacht bei Groß-Görschen wurde er erster General-Quartiermeister. Seine Geschichte in den folgenden drei Jahren ist so eng mit derjenigen der Befreiungskriege verflochten, daß eine Darstellung seiner Thätigkeit hier nur eine Wiederholung des in anderen Artikeln (Blücher, York) Enthaltenen sein würde, hier mag daher nur das angeführt werden, in dem seine geniale und energische Persönlichkeit am kräftigsten und wirksamsten hervortritt. Seine seltenen Talente als Chef des Generalstabes zeigte er schon auf dem Rückzuge von Groß-Görschen nach Bautzen und während der Schlacht bei Bautzen, wo er auf die Behauptung der Kreckwitzer Höhen drang und sich lebhaft gegen den Rückzug der Armee aussprach, den er dann, soweit es das Blücher'sche Corps betraf, meisterhaft leitete. Schon damals trat der Gegensatz seiner idealen, geistreichen Natur und seiner hochfliegenden Pläne zu dem engen, eitlen, aber im Technischen wohlerfahrenen Müffling hervor, der gleichfalls im Stabe Blücher's angestellt war. G. tadelte und bekämpfte fruchtlos den weiteren Rückzug an die Oder und vor Allem den Abschluß des Waffenstillstandes. In seiner dem König überreichten Denkschrift über die Unnöthigkeit und Schädlichkeit des Waffenstillstandes erklärt er ihn für unnöthig, weil die preußische Armee durch eben eingetroffene Verstärkungen auf 35,000 Mann angewachsen sei und russische Verstärkungen von 27,000 Mann nahe seien, schädlich sei er in militärischer, politischer, finanzieller und psychologischer Hinsicht. Der große Mann hatte hierin, wie die Ereignisse gelehrt, unrecht, der Zustand der russischen Armee war Anfang Juni viel trauriger als G. voraussetzte, — die Alliirten verstärkten sich in den Wochen des Waffenstillstandes weit mehr als Napoleon, vor Allem konnte nur so der entscheidende Beitritt von Oesterreich gewonnen werden. Marmont, St. Cyr und Thiers erklären den Abschluß des Waffenstillstandes für den größten Fehler, den Napoleon begangen. G. fürchtete vor Allem, und die Gefahr war keineswegs entfernt, daß der Waffenstillstand zu einem halben und lahmen Frieden führen werde, den Frankreich bei der ersten günstigen Gelegenheit brechen und Preußen vernichten könne. Er hoffte auf den Sieg und glaubte an ihn, aber seiner Heldenseele entsprach es für den Fall der Niederlage zu denken „besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende." Der ihm befreundete und geistesverwandte Clausewitz, mit dem er gerade damals in lebhaftem Verkehr stand, schrieb einen Aufsatz über die Nothwendigkeit des Waffenstillstandes, um die Gemüther besorgter Patrioten zu beruhigen. Pertz's Darstellung dieser Verhältnisse (Biographie Gneisenau's III, 7 ff.) darf als unrichtig bezeichnet werden. G. wurde zum Generalgouverneur von Schlesien ernannt, bald darauf zum Befehlshaber aller Landwehr und Leiter aller Vertheidigungs-Anstalten der Provinz, wozu er bei seiner genauen topographischen Kenntniß von Schlesien und seinem seltenen Talent die Menschen zu beurtheilen und zu behandeln vorzüglich geeignet war. Der Civilcommissar Merkel, der Major v. Reiche und der Ingenieur-Oberst Braun waren seine treuen Gehülfen. 50,000 Mann Landwehr stellte die Provinz, Schweidnitz und Glatz wurden verstärkt, bei Neiße ein befestigtes Lager angelegt und in allen Kreisen der Bevölkerung der Geist des energischen Widerstandes belebt. G. wurde zum Hauptquartier des Königs nach Reichenbach entboten, alle seine Anträge in Betreff der Bewaffnung von Schlesien waren genehmigt worden, — in Peilau blieb er in der Nähe des Königs, Hardenberg's und Stein's, und an allen politischen und militärischen Verhandlungen und Beschlüssen jener Zeit hat er Theil genommen. Mit welcher Energie G. alle Kräfte zur Erhebung des Volkes und zur Wiedererringung der Unabhängigkeit entfesseln wollte, zeigt die Denkschrift über die Errichtung des Landsturmes, die er Anfang April mit Scharnhorst dem Staats-

kanzler überreicht hatte. Die Errichtung des Landsturmes, die Bewaffnung des ganzen Landes sollte den Schlußstein der 1811 entworfenen und beschlossenen Erhebung bilden. G. wurde zum General-Quartiermeister der schlesischen Armee unter Blücher ernannt und hatte Clausewitz als seinen Gehülfen erbeten. Statt dessen wurde, auf des ehrenwerthen, aber eitlen und beschränkten Knesebeck Rath, Müffling gewählt, in dessen pedantischer und kleinlicher Natur man ein Gegengewicht gegen Gneisenau's kühne und geniale Anschauungen zu finden hoffte. Man hat nicht unrichtig gesagt, im Hauptquartier der schlesischen Armee sei Blücher das treibende und handelnde Element gewesen, G. das beseelende und belebende, Müffling das rechnende. Manche Reibungen und Verstimmungen fanden zwischen beiden statt, G. war eine viel zu bedeutende Persönlichkeit, besaß auch Blücher's Vertrauen zu sehr, als daß Müffling, dessen er oft lobend gedenkt, neben ihm hätte zur Geltung kommen können. G., zu groß und zu edel zum Neide oder zur Verbitterung, hat stets mit Anerkennung von Müffling's Leistungen gesprochen, während dieser in seinen Schriften, namentlich in den nachgelassenen Memoiren, manchen Schatten auf G. zu werfen sucht. General Brandt sagt von G. und dessen Stellung im Hauptquartier der schlesischen Armee: „Er hat unbedingt eins der schönsten Probleme gelöst. Von zweiter Stelle aus eine aus mehreren Nationen zusammengesetzte Armee, an deren Spitze sehr renitente Generale standen, unter den schwierigsten Verhältnissen zur Einheit verbunden und znm Siege vereint gehalten zu haben, das setzt eine hohe Begabung, eine große Umsicht und soviel Menschenkenntniß als Tact voraus. Er war die Cheville ouvrière des Heeres, alle Welt wußte das, ohne daß Blücher's Autorität darunter gelitten hätte. Der milde Ernst und die Würde Gneisenau's wirkten wie eine Macht auf alle, die in seine Nähe kamen; und trugen schließlich über das mehr als schwierige Benehmen Yorks, Sacken's und Langerons den Sieg davon". Die schroffe, gallige Natur York's, dessen oft formlose Derbheit, blieben ihm immer unsympathisch und ein späterer Versuch, sie zu versöhnen, mißlang. An allen Thaten der schlesischen Armee nahm er den lebendigsten Antheil, die Leitung außerhalb des Gefechts ist ganz sein Werk gewesen und in einzelnen Momenten war es sein Rath, sein Entschluß, der die Truppen im Kampfe selbst zum Siege führte. Während der Schlacht an der Katzbach meldete Müffling an Blücher, es stände nicht ganz gut, das York'sche Corps, das er in seine Stellung geführt, habe eine halbe Batterie verloren und die National-Cavallerie sei geworfen — auf Blücher's Befehl ritt G. zu dem sehr verdrießlichen York, der die Schlacht verloren glaubte, bestimmte ihn, die Infanterie vorzuführen, sammelte die Cavallerie und vereinigte die Artillerie zu einer großen Batterie gegen den rechten französischen Flügel. Diese Bewegungen entschieden den Sieg. Für seine Thätigkeit in der Schlacht an der Katzbach erhielt er das eiserne Kreuz erster Classe. Wie er im Verein mit Blücher das vorwärts treibende offensive Element im Feldzuge gewesen, so drängte er auch nach dem Siege bei Leipzig zur Verfolgung des Gegners und dann zum Uebergang über den Rhein. Die Vernichtung des feindlichen Heeres war seine militärische Forderung, seine politische die Verjagung Napoleon's. Im großen Hauptquartier zu Frankfurt a/M. hatte er im November besonders den einflußreichen Knesebeck zu bekämpfen, denselben, der noch im September (19.) meinte, der Krieg müsse „durchaus zu einem Verpflegungs- und Munitions-Kriege" gemacht werden. — Als der Feldzugsplan in Frankfurt entworfen wurde, reichte G. dem Kaiser Alexander eine Denkschrift ein, in welcher er vorschlug, daß die schlesische Armee am 15. November über den Rhein gehen, schnell in Brabant vordringen und General Bülow bis über die Yssel gehen sollte. Die Russen und Oesterreicher sollten über den Mittelrhein gegen Metz vordringen. Was später an Truppen verfüg-

bar würde, könne durch die Schweiz und über Belfort vorgehen. Statt die Festungen zu vermeiden, solle man gerade durch ihre Linien durchgehen. Dagegen hatte Knesebeck vorgeschlagen und mit ihm General Duka, die gesammte Macht durch die Schweiz ins südliche Frankreich dringen zu lassen, die schlesische Armee, welche bereits bei Düsseldorf stand, um dem Hauptheere den Rücken zu decken, an den Oberrhein zu rufen. Holland müsse in Paris erobert werden. Kaiser Alexander, Fürst Schwarzenberg und dessen Generalstabschef Radetzky theilten Gneisenau's Ansichten, ebenso Stein und Hardenberg — erst nach manchem Widerstreben und manchen Zögerungen gingen die Heere über den Mittelrhein und drangen auf Paris vor, Holland war erobert worden. Am 8. December 1813 wurde G. durch eine sehr anerkennende Cabinetsordre zum Generallieutenant ernannt. Im J. 1814 war er Generalstabschef in Blücher's Armee, hier wie immer drängte er zu kräftiger Offensive und wußte durch seine Energie, sein unerschütterliches Vertrauen, durch den Schwung seiner Seele, die Zagenden und Zweifelnden fortzureißen, die, nach den Unfällen im Februar, den Rückzug über den Rhein in Aussicht nahmen. Besonders bewährte sich seine Menschenkenntniß und seiner Takt, als Bülow, der ihm persönlich abgeneigt war, unter Blücher's Befehl gestellt wurde; die, bei Bülow's Charakter, schwierige Situation wurde dadurch erleichtert, daß dessen Generalstabschef Boyen G. persönlich befreundet war. Als Blücher nach der Schlacht bei Laon erkrankte, führte G. thatsächlich 14 Tage lang den Oberbefehl der Armee; wie im Jahre 1813, so sind in den Feldzügen in Frankreich alle Erfolge der schlesischen Armee, welcher der größte Antheil an dem errungenen Ruhm gebührt, unter seiner Leitung und wesentlich durch ihn mit erfochten worden. Ein Brief, den G. im October 1814 an Rüchel schrieb, gibt in großen Zügen eine Skizze des letzten Feldzuges, namentlich aber der Hindernisse und Schwierigkeiten, die im großen Hauptquartier der Monarchen zu überwinden gewesen waren und wesentlich in dem Einfluß einzelner willensschwacher, unklarer Persönlichkeiten und in politischen Intriguen lagen. Am Schluß des Feldzuges erhob der König G. in den Grafenstand und verlieh ihm die Domaine Sommerschenburg im Magdeburgischen; er begleitete die Monarchen nach dem Frieden nach England, ging nach Aachen, von da nach Schlesien und verlebte den Winter in Berlin, wenig zufrieden mit dem Gange des Wiener Congresses. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war und den Thron Frankreichs wieder bestiegen, erhielt G. den Befehl, die Armee in den Rheinlanden zu mobilisiren und bis zu Blücher's Ankunft interimistisch den Oberbefehl zu übernehmen. Das Zusammenwirken dieser beiden Persönlichkeiten — Blüchers und Gneisenau's — hatte sich in zwei Kriegsjahren glänzend bewährt und von Gneisenau's Klugheit und Takt durfte erwartet werden, daß er alle Schwierigkeiten, die in der Besetzung der obersten Führerstellen lagen, überwinden werde. Der Aufruhr der sächsischen Truppen in Lüttich wurde energisch unterdrückt und General Borstell, der die Bestrafung der Meuterer in der ihm befohlenen Form verweigerte, seiner Stellung als Commandeur eines Armeecorps enthoben und auf Festung geschickt. Als Napoleon unerwartet schnell gegen Belgien vordrang, während die preußische und besonders die englische Armee noch nicht concentrirt waren, erhielt Bülow, der mit dem vierten Corps bei Hanut stand, den Befehl, auf Gembloux zu marschiren, in so höflicher Fassung, daß er sich berechtigt glaubte, ihn nach seinen Ansichten modificiren zu dürfen. G. hatte die bekannte Empfindlichkeit des sonst trefflichen Mannes und älteren Generals schonen wollen und daher geschrieben: „Ew. ersuche ich . . . spätestens morgenfrüh bei Tagesanbruch von Hanut aufzubrechen und mich von der Stunde Ihres Eintreffens zu benachrichtigen“. Außerdem wurde dem zufällig abwesen-

den Bülow der an ihn gerichtete Brief vom 15. zu spät übergeben. So fehlte am 16. Juni das vierte Corps auf dem Gefechtsfelde von Ligny. — Als Blücher am Abend der verlorenen Schlacht in Folge seines Sturzes eine Zeit lang vermißt wurde, war es G., der den Befehl zum Rückzuge in der Richtung über Tilly auf Wavre gab. — Dieser Entschluß zeigt die Seelengröße und den strategischen Scharfblick des großen Mannes in vollstem Glanze. Der Gedanke, daß Wellington Blücher am 16. Juni nicht unterstützt hatte, übte nicht den geringsten Einfluß auf seine Entschlüsse; nur dadurch, daß er das geschlagene Heer dem Feinde entgegen und zur Unterstützung der alliirten Armee führte, machte er den Sieg möglich. Wäre er dem Rathe der Vorsichtigen gefolgt, welche die Armee rückwärts führen wollten, um sie erst zu sammeln, zu ordnen und die Verbindungen mit dem Rhein nicht aufzugeben, so siegte Napoleon bei Waterloo. Ebenso glänzend bewies er sich nach dem Siege am 18. Juni als Taktiker, er leitete die Verfolgung auf dem Schlachtfelde selbst, heftete sich zunächst mit einer Hand voll Leute an die Fersen des fliehenden Feindes, setzte „den letzten Hauch von Mann und Roß“ daran, vernichtete so das geschlagene Heer und drang unaufhaltsam, den zögernden Wellington mit fortreißend, bis vor Paris. Niemand wußte das hohe Verdienst des alten Blücher, dessen Name jeden Soldaten im Heere electrisirte, höher zu ehren als der bescheidene G., aber da beide im Grabe ruhen, darf man es sagen, daß 1815 G. der Feldherr und der Generalstabschef in derselben Person gewesen ist. Er wurde nach Beendigung des Feldzugs zum General der Infanterie ernannt und erhielt nach dem Frieden das Generalcommando am Rhein. Der König verlieh ihm den schwarzen Adlerorden und gab ihm als besondere Auszeichnung den Ordensstern, den Napoleon getragen, und der in dem Wagen desselben nach dem Siege bei Belle-Alliance gefunden worden war. Schon 1816 zog er sich nach Schlesien zurück, wo er das Gut Erdmannsdorf gegen Mittel-Kauffungen von einem Grafen Kalkreuth eintauschte und zwei Jahre lang sich fast nur der landwirthschaftlichen Thätigkeit widmete. Erdmannsdorf ging später durch Kauf in den Besitz des Königs über. 1818 wurde er Gouverneur von Berlin und Mitglied des Staatsraths, verzichtete aber 1820, da die finanzielle Lage des Staates bedrängt war, auf alle pecuniären Erträge, die ihm aus dieser Stelle erwuchsen und begnügte sich mit dem einfachen Generalsgehalt; 1825, am Jahrestage der Schlacht von Belle-Alliance wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt; bei seinem lebhaften Interesse für den wissenschaftlichen Geist des Heeres hatte er die Stellung als Präses der Militär-Examinations-Commission angenommen. Endlich hatte er Sitz und Stimme im Staatsrath. Er war in politischen Angelegenheiten ein Gesinnungsgenosse von Humboldt, Boyen und Grolmann, ein Gegner der Richtung, die seit Anfang der 20er Jahre einflußreich und nach Hardenberg's Tode herrschend geworden. So war er bei aller Anerkennung seiner hohen Verdienste am Hofe nicht persona grata und nach des Feldmarschalls unerwartetem Tode in Posen durfte sein Freund Clausewitz sagen: „In Berlin wird man sich bald über seinen Tod getröstet haben, die Rolle, welche er (1812) in England gespielt, ist ihm niemals verziehen worden“. Bei dem Ausbruch der polnischen Insurrection wurde G. im Januar 1831 zum Oberbefehlshaber der vier Armeecorps ernannt, die im Großherzogthum Posen zusammengezogen wurden. Es kam zu keiner kriegerischen Thätigkeit und am 24. August erlag der Feldmarschall, wie vor ihm Diebitsch und bald nach ihm sein Freund und damaliger Generalstabschef Clausewitz nach kurzer Krankheit der Cholera, tief betrauert von seiner Umgebung, seiner Familie, von der Armee und dem gesammten Vaterlande. Das Heer legte auf königlichen Befehl auf acht Tage Trauer an und später wurde dem entschlafenen Helden durch Rauch ein Broncedenkmal in Berlin gesetzt, das

seine geistige Bedeutung lebendig ausspricht. Die Leiche wurde in Sommerschenburg beigesetzt, wo die Officiere der Armee später ein Denkmal errichten ließen. In seinem Todesjahre lag die Möglichkeit eines Krieges nicht fern, in ihm hatten Volk und Heer mit unbedingtem Vertrauen den obersten Führer gesehen — nach seinem Tode erschien das Heer im Fall eines Krieges eine führerlose Schaar. Wenn der Feldmarschall auch an der Spitze der Observations-Armee in Posen seine Feldherrntalente nicht entfalten konnte, so sprach sich doch im Verkehr des großen Mannes mit seiner Umgebung seine Bedeutung, seine heitere Liebenswürdigkeit und Herzensgüte so deutlich aus, wie in keiner anderen Periode seines bewegten Lebens. Den Aufzeichnungen des General v. Brandt, damals im Stabe des Hauptquartiers, sind die folgenden, sehr lebendig geschriebenen Zeilen fast wörtlich entnommen: Das Leben im Hauptquartier war zwanglos, die Unterhaltung bei Tafel geistig belebt, der Feldmarschall, immer seiner selbst und seiner Ueberlegenheit bewußt, liebte ungebundene Heiterkeit und forderte zu ihr auf. Er sprach nur selten über Strategie und Taktik, nur ab und zu über Kriegsgeschichte und was sonst den Apparat unserer gelehrten Militärs bildet, er scheint nur wenig eingehende Studien darin gemacht zu haben. Er war aller Theorie und Ideologie abhold. In dem Exemplar der Geschichte der Revolutions- und napoleonischen Kriege von Jomini, das er besaß, waren nur die Schlachten von Castiglione und Rivoli aufgeschnitten. Aber dem Studium der Charaktere großer Männer, der Geschichte der Entwickelung des Menschengeschlechts und einzelner Staaten hat er sehr sorgfältig obgelegen, immer war er hierbei bei einzelnen besonders wichtigen Erscheinungen stehen geblieben. Was die Gewandtheit des Geistes betraf, die Verhältnisse zu erkennen, die Gesinnung des Tages zu errathen, die Ereignisse von praktischer Seite zu erfassen und dann mit Energie zu behandeln, kann G. den hervorragendsten Geistern aller Zeiten verglichen werden. Mag auch, wie seine Gegner sagen, mitunter etwas leichter Sinn in seinen Anschauungen und Maßnahmen gelegen haben, er hat die große Aufgabe seines Lebens glänzend gelöst und sein Name lebt eng verbunden mit den Triumphen einer großen Zeit. — In hohem Grade besaß er, namentlich für alles historische, das, was die Franzosen éloquence anecdotique nennen, und Clausewitz meinte, daß er die verschiedenen Epochen der Geschichte gewissermaßen in Pointen inne gehabt und sich mittelst derselben zurechtgefunden und orientirt habe. Die Gegenwart und was ihr seit 30 Jahren vorangegangen, stand wie aus einem Gusse vor dem Feldmarschall. — Da war nichts, was er nicht klar gefaßt und verstanden und bis in die geringsten Details gekannt. Wenn die Seele den Körper baut, so hatte er eine edle Seele, denn er war ein stattlicher Herr, eine wahrhaft männliche Gestalt von imponirendem Aeußern und einem lebhaften schönen Auge. Die französischen Marschälle, wie Soult, St. Cyr, Suchet, Ney, die Paskewitsch und Diebitsch überragte er in der äußeren Erscheinung alle — vielleicht hätten manche von diesen in einzelnen Disciplinen mehr geleistet — in seiner Totalität aufgefaßt, übertrifft er sie alle an Seelenadel und Größe des Geistes. — Brandt setzt an die Spitze des von G. handelnden Abschnitts die Worte, die Hamlet seinem Vater nachruft:

„He was a man, take him for all in all
I shall not look upon his like again“.
„Er war ein Mann, sagt alles nur in Allem,
Ich werde niemals seines Gleichen sehen.“

Zum Schluß mag hier das Bild wiederholt werden, das E. M. Arndt in kräftigen Worten von der äußeren und inneren Persönlichkeit des großen Mannes entwirft. „G. war ein Mann von 52 Jahren, als ich ihn im Winter 1812 zuerst sah, in Haltung, Schritt und Gebehrde einem Dreißiger ähnlich. Sein

Bau war stattlich und seine Glieder löwenartig, Schultern und Brust breit, von der Hüfte bis zur Fußsohle alles stark, rund und, wo es sein mußte, an Füßen und Gelenken alles zierlich und beweglich gebildet — er stand und schritt wie ein geborner Held. Diesen Leib kräftigsten Wuchses, etwas über Mittellänge, krönte ein kräftiger Kopf; eine offene, heitere, breite Stirn, volles dunkles Haupthaar, schönste große blaue Augen, die ebenso freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, eine grade Nase, voller Mund, rundes Kinn, Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen. Dieser schöne Mensch war von leidenschaftlicher und feuriger Natur, kühne Triebe und Gedanken flutheten unaufhörlich in ihm hin und her und ebenso war sein Angesicht immer von einer wallenden geistigen Fluth übergoßen, welche seine Gesichtszüge nie stille stehen ließ. Dadurch ist es geschehen, daß dieser schönste Männerkopf in seiner eigensten und sichersten Bedeutung sehr schwer zu faßen und festzuhalten war, so daß, wer ihn gekannt, durch kein Gemälde und keinen Kupferstich von ihm befriedigt worden ist. Diese Geistigkeit, die sich auf dem edlen Antlitz in den leichtesten beweglichsten Wechseln malte, drückte sich in allen Gefühlen und Stimmungen beider, der Liebe und des Zornes, der Freude und des Unmuthes auf das liebenswürdigste und gewaltigste aus. Dieser Kopf, der gewöhnlich rasche Kühnheit und fliegende Freudigkeit aussprach, hatte doch auch seine Augenblicke, wenn Entwürfe durch Feigheit oder Schlechtigkeit der Niedrigen und Dummen gehemmt oder vereitelt waren, wo er eben durch die Innigkeit und Gewalt der Gefühle beschattet und bewölkt war, so daß der Mann, der als ein Vierziger erschien, im plötzlichen Dunkel sich als gealterter Greis zeigte. Aber sobald der Sonnenschein der Lust und Hoffnung wieder schien, stand der kühne geistige Jüngling in voller männlicher Herrlichkeit wieder vor uns. Diese edle Gestalt, dieser geschwinde Muth und geflügelte Geist, einer von Plato's Gefiederten, war auch durch innerste Schönheit der Seele geadelt, das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen. Man konnte in solchem Augenblick wie in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung still stehen und sich zurufen: „Sieh, hier ist einmal ein ganz wohlgeborner harmonischer Mensch". — Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit, die seltenste Herrschaft über die Triebe, selbst im Unmuth und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeit und Schleichereien wohl ergießen konnte, stand die Gebehrde des Mannes unter höherer Gewalt und die Sprache behielt den Klang des Helden. Solche adlige, ja sogar erhabene Art in Haltung, Bewegung, Gebehrde und Rede war freilich in ihrer Anlage durch Gott gegeben, aber sie war auch durch Kunst geübt und gebildet . . . In Rede und Schrift gleich gewandt, blitzend und funkelnd von Witz und Lust im Gespräch, war er in Gesellschaft doch der bescheidenste und liebenswürdigste Mann, von jedem Spott, Hohn und Uebermuth der freieste, der lieber hören als lehren, lieber unterrichtet werden als unterrichten wollte. Aber nicht nur das Geschwinde, Geistige und Kühne, nicht nur die Neigung und Achtung des Geistes, wo immer dieser ihm begegnen mochte, herrschten in ihm, sondern auch alle feineren und zarten Triebe, wodurch das Haus und die Geselligkeit geschmückt werden. Wer den Vater unter den Kindern, den Freund unter den Freunden gesehen, weiß, was diese glückliche Zuthat an ihm bedeutet hat. Arm und bedrängt war seine Jugend gewesen, nicht reich waren die Jahre seines Mannesalters. Nicht lange und es kamen die Noth und Bedrängniß der bösesten Zeit. In dieser hat er von dem Seinigen geopfert, von dem Staate und dem Könige das Wenigste erhalten und verlangt. Später hat der König dem in den Grafenstand Erhobenen eine bedeutende Schenkung gemacht. Er hat sich das Glück gefallen lassen, ist aber immer ein höherer Herr seines Herzens und Muthes ge-

blieben, als Herren, welche bloß das Glück machen kann; immer fern von jeder Hoffahrt und Habsucht, großmüthig, hülfreich und freigebig, wie die allbelebende Sonne und Luft. Wo er Unglücklichen und Würdigen irgend helfen konnte, hat er immer zart und geschwind Herz und Hand geöffnet. Nirgends aber erschien die Herrschaft über die gemeinen Bedürfnisse und Leidenschaften und über die Kümmerlichkeiten des gewöhnlichen Lebens in diesem Manne glänzender als in seiner Haushaltung — ich habe sie im mittelmäßigen Zustande in Berlin, im glänzenden Zustande in Coblenz und Berlin gesehen. Immer war Freigebigkeit und Anmuth, später Pracht und Glanz da. Er selbst, der leuchtende Mittelpunkt der Gesellschaft, voll Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, indem er selbst alles durch Fülle und Herrlichkeit zu beleben suchte, zeigte sich auch als Held bei gewöhnlichen Genüssen. Einfach und mäßig in Speise und Trank, mit wenigen Gläsern zufrieden, munterte er seine Gäste zum reichsten und fröhlichsten Genuß auf und hatte es gern, wenn sie sich in voller, jubelnder Freiheit der Freude ergingen.... Wie er seinem preußischen, deutschen Vaterlande gedient hat und seinem Könige, das steht mit unauslöschlichen Zügen in den Herzen der Nachlebenden geschrieben und wird auch in den deutschen Jahrbüchern nicht ungeschrieben bleiben.“ Diesem farbenreichen Bilde mögen noch zwei Züge beigefügt werden, welche die kindliche Herzensgüte und die Einfachheit der Seele des großen Mannes zeigen. Auf dem Marsch durch Thüringen lag der Hauptmann G. auf einem Dorfe in Cantonnement bei einem Bauer, dessen Kinder ihm gefielen. Im nahen Dorfe war ein Fest, wo alle Bewohner des Cantonnements hingingen, nur der Bauer mußte bei seinen Kindern bleiben. G. schickte ihn fort und versprach selbst nach den Kindern zu sehen. Als 1803 das Bataillon Rabenau Erfurt besetzte, sah er seinen Jugendfreund Siegling dort als Professor wieder und blieb mit ihm bis 1831 in lebhafter, herzlicher und geistig angeregter Correspondenz. Nach den Freiheitskriegen, als der Ruhm seines Namens in ganz Europa verbreitet war, kam er wieder nach Erfurt, suchte seine Kindheits- und Jugendfreunde wieder auf und redete jeden mit dem traulichen D u an. Damals stimmte er froh, die akademischen Freuden erneuernd, in den Gesang des Gaudeamus igitur mit ein. Ein Jahr nach dem Tode des Feldmarschalls starb die Gemahlin. Von den 7 Kindern der Ehe überlebten 6 (3 Söhne und 3 Töchter) den Vater, der älteste Sohn Major a. D. und Besitzer von Sommerschenburg starb kinderlos und das Gut, noch heute im Besitz des Enkels, fiel an den zweiten Sohn. Von den Töchtern heirathete die älteste Scharnhorst's Sohn (gestorben als preußischer General der Infanterie) noch bei Lebzeiten des Vaters. — Die hinterbliebenen Töchter wurden an die Grafen von Hohenthal und Brühl verheirathet.

Pertz, Gneisenau's Leben. 3 Thle., unvollendet und ungenügend; enthält aber einen Theil der werthvollen Correspondenz Gneisenau's mit seiner Frau, Blücher, Hardenberg, Stein, Münster, Ompteda, Dörnberg, Prinzeß Radziwill und anderen. Sehr gut ist der Anfang einer Biographie im Militär-Wochenblatt, Beiheft pro 1856, vom damaligen Major v. Fransecky. Einzelnes Interessante enthalten die Aufzeichnungen aus dem Leben des General v. Brandt (II) und Rhaden's Wanderungen eines alten Soldaten (II). Sehr gründlich ist der Artikel Gneisenau in der allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften (Ersch u. Gruber), gut, aber weniger umfassend, der Artikel Gneisenau in Wagener's Conversations-Lexicon. v. Meerheimb.

Gnidius: Matthäus G., pseudonymer Verfasser einer gegen Thomas Murner gerichteten Schmähschrift in Form eines aus Augsburg vom 13. Dec. 1520 „an alle Studirenden und Gelehrten“ datirten Briefes: „Defensio Christianorum de Cruce, id est Lutheranorum“ (o. O. u. J. 12 Bl. 4°.), die nach dem Buchdruckerzeichen des Titelblattes in dem lothringischen Kloster St. Dié

gedruckt sein könnte. Es sind noch einige Stücke schmähenden Inhaltes angehängt, darunter zwei Briefe eines Petrus Francisci, der eine an Luther, der andere an Hutten, angeblich aus Hagenau vom 25. Decbr. 1520. Murner hatte ohne seinen Namen zu nennen vom 10. Novbr. bis zum 24. Decbr. 1520 seine Büchlein von der Messe, den verdächtigen Lehren Luthers (gegen Spengler's Schutzrede), vom Papstthume und an den deutschen Adel erscheinen lassen, in denen er Luther's Lehren rein sachlich erörterte und die Entscheidung darüber von denen erwartete, denen dieselbe zustehe, sei es Papst, Kaiser oder Concil. Luther selbst, dem in dieser Schmähschrift Murner als Verfasser angezeigt wurde, urtheilte milde über dieselbe, während der angebliche G. sie in verächtlichster Weise behandelt, keiner Widerlegung Werth nennt und auch nicht widerlegt, ja nicht einmal irgend etwas vom Inhalte derselben angibt, dagegen den Verfasser mit den ausgesuchtesten Schmähungen überschüttet, der nichts als schmähen könne und darin doch von den alten Weibern übertroffen werde, ja wol selbst ein Weib sei: Non desunt enim qui te spadonem esse contendant qui si etiam nervo emarcido differat nonnihil a sexu foemineo, moribus et animi mollitie nihil differt; oder: interdiu monachus vagus, nocte Milesius strenuissimus. In ähnlicher und gröberer Weise wird Murner lediglich geschimpft und G. rühmt sich, der erste zu sein, der den Mönch anrenne; jeder Lutheraner möge ihm folgen. Von diesem Pasquill datiren dann die zahlreichen Schmähungen gegen Murner, deren Verfasser es gerathen hielten, sich nicht zu nennen, unter denen ein pseudonymer Raphael Musaeus, Verf. des Murnarus Leviathan, ohne Grund mit G. identificirt ist. Eher könnte man G. für den Verfasser des Eccius dedolatus halten, da in dem an Hutten gerichteten Briefe des angeblichen Petrus Francisci gesagt wird: Eram hunc (Murnerum) dedolaturus, velut Eccium illum, aber es habe an Muße gefehlt. Murner erwähnt in einem Briefe an Sebastian Brant (13. Januar 1521) eines versmachenden jungen Mannes, den der Rath in Basel wegen des Eccius dedolatus ausgewiesen habe und dessen Possen nun in Straßburg offen verkauft und ausgestreut würden. Den Namen des Verfassers scheint er jedoch nicht gekannt zu haben, da die einzige Erwähnung des Gnidius in Salats Chronik (wo irrig Ouidius gedruckt ist) nur den Pseudonymen nennt und von Raphael Musaeus unterscheidet.

K. Goedeke.

Goar, der heilige. Der Prümer Mönch Wandelbert (um 839) hat uns eine Vita s. Goaris (abgedruckt bei Mabillon, Act. Ord. S. Bened. II. 281) hinterlassen, für welche er sich auf eine ältere Quelle beruft, welche man gewöhnlich in der (ebenfalls bei Mabillon II, 226 und Act. SS. Jul. II, 333 veröffentlichten) Vita eines Anonymus zu erkennen glaubte. Daß auch letztere schwerlich älter sei als das 9. Jahrhundert, ist zwar von Rettberg, K. G. Deutschlands I, 481 und Hefele, Kirchenlexikon IV, 559 behauptet, von Friedrich, K. G. Deutschl. II, 220 dagegen mit guten Gründen widerlegt worden. Nach dieser Lebensbeschreibung kam G., der Sohn eines Georgius und einer Valeria, unter Chlodwigs I. Sohn Childebert I. und dem Bischof Felicius (Fibicius) aus Aquitanien nach dem Trierischen und baute sich zwischen Oberwesel und Boppard (intra terminum Wasaliacense, suburbano Treverico, ubi fluvius Wocara vocatur) eine kleine Kirche (ecclesiola), in der er zahlreiche Reliquien niederlegte. Er predigte den umwohnenden heidnischen Landleuten das Evangelium, und lebte dabei in Gebet und Ascese, immerhin aber die Werke der Gastfreundschaft gerne und reichlich ausübend. Dieser Umstand wie überhaupt sein Wirken wurde aber bei dem damaligen Bischof Rusticus verdächtigt: zwei G. feindlich gesinnte Geistliche erhielten daher den Auftrag, ihn nach Trier zu führen um dem Bischof Rede zu stehen. G. nahm die zwei Kleriker mit gewohnter Gastfreundschaft

auf, diese aber verschmäheten es des Morgens vor der Abreise mit ihm zu essen und wären nun auf dem Wege des Hungers gestorben, hätte G. nicht drei Hirschkühe herzugerufen und die hungrigen Begleiter mit deren Milch erquickt. Der Bischof von Trier empfing unsern Heiligen sehr ungnädig und lud ihn nicht einmal ein seine Cappe (Mantel, nicht Mütze wie Rettberg übersetzt) abzulegen. G. that das dann ungeheißen, indem er dieselbe an einem Sonnenstrahl aufhing (dasselbe Wunder in der Vita S. Florentii von Haslach und anderwärts). In diesem Augenblick brachte man dem Bischof ein Findelkind, das aus jener Marmorwanne genommen war, welche in der Trierer Domkirche zur Aufnahme ausgesetzter Kinder aufgestellt war und die später als Geschenk Pipins nach Prüm kam. Rusticus forderte denn G. auf, seine Unschuld und Gottgefälligkeit dadurch zu erweisen, daß er die unbekannten Erzeuger des Kindes nenne; worauf der Heilige das Kind sprechen hieß und dieses den Bischof Rusticus und eine gewisse Afflaia oder Flavia als seine Eltern nannte. Rusticus fiel beschämt, entlarvt, G. zu Füßen. König Siegbert aber, der damals herrschte, hörte von dem Vorfall und bot nun G. das Bisthum Trier an, was dieser ausschlug, indem er erklärte, lieber sieben Jahre lang mit dem gefallenen Rusticus Buße üben zu wollen. Nach Ablauf der sieben Jahre hätte ihm der König abermal die Nachfolge des Rusticus angetragen, G. aber sie wieder ausgeschlagen, worauf er bald (angeblich 6. Juli 575) in seiner Zelle starb, wo später das Stift und das Städtchen St. Goar sich erhoben. Abgesehen von den kindlich naiven Wundern dieser Legende beruht die Erzählung auf einer allerdings verworrenen Anschauung der merowingischen Königsgeschichte. Um die Zeit des Königs Siegbert von Austrasien (561—75) ist die Bischofsliste von Trier durch Nicetius, Magnerich eingenommen und läßt keinen Platz für Rusticus oder eine siebenjährige Sedisvacanz. An Siegbert II. († 613) und III. (633—56) kann nicht gedacht werden. Gleichwohl ist der Schluß Rettberg's übereilt, daß der „Name Rusticus geradezu erdichtet sei, um die klerikalische Roheit gegenüber der Gutmüthigkeit Goar's zu personificiren.“ Die Cella beati viri (Goaris) am Rhein ist auch anderweitig unter Pipin (Mabill. Acta S. Bened. II. 298) bezeugt, und die älteren von mir veröffentlichten Bischofskataloge (Jahrb. d. Vereins v. Alterthumsfreunden, XXXVIII, 27 ff.) von Trier haben den Namen des Rusticus und zwar als zweiten Nachfolgers des Fibicius und Vorgänger des heiligen Nicetius. Die Vita, sowol in der älteren Fassung als in derjenigen des Wandelbert, ist zweifellos ein geistlicher Roman, aber darum braucht der Kern der Geschichte nicht unwahr zu sein. Ich glaube, daß man an der Existenz des heil. G. ebenso wie an derjenigen des Rusticus festzuhalten hat. G. war meiner Vermuthung nach Chorbischof am Rhein und mag in Jurisdictionsstreitigkeiten mit Rusticus gerathen sein, die zu des letzteren Ungunsten ausfielen. Mit Rettberg (II, 482) in der ganzen Erzählung „nur ein Legendenstück des 9. Jahrhunderts zu finden, mit der offenen Absicht, heitere Tafelfreuden gegen böswillige Ascetik zu vertreten“, heißt denn doch die Kritik etwas cavaliermäßig betreiben. Kraus.

Goar: Moritz L. St. G., bekannter Buchhändler und Antiquar. Geboren den 26. Septbr. 1800 zu Frankfurt a. M., gest. ebendaselbst den 20. März 1852. Nachdem derselbe in seiner Jugend eine gediegene Bildung genossen hatte, ward ihm in seinen Jünglingsjahren das Bücherlesen zur zweiten Natur; außerdem angeregt durch seinen Vater, der stets ein Freund von Antiquitäten, alten Gemälden u. dgl. m. war, gründete er 1825 sein Geschäft, das sich vermöge der angesammelten Kenntnisse und der rastlosen Thätigkeit seines Inhabers bereits nach kurzer Zeit weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus des besten Rufes erfreute; im J. 1837 nahm er seinen (heute noch lebenden)

jüngeren Bruder Isaak L. St. G. als Geschäftstheilhaber auf, wodurch es unsern Moritz L. St. G. ermöglicht wurde, Geschäftsreisen nach dem Auslande, namentlich nach Frankreich und England zu unternehmen und hiedurch sein Antiquariat immer mehr und mehr auszudehnen und mit den namhaftesten Bibliotheken und den größten Gelehrten und Bibliophilen des In- und Auslandes in Verbindung zu bringen. — Im besten Mannesalter und so zu sagen mitten in der Arbeit ereilte den trotz seines umfassenden Wissens schlicht und anspruchslos auftretenden Mann, nach nur kurzem Krankenlager, am 20. März 1852 der Tod; von da ab führte seine Wittwe bis zu ihrem Dahinscheiden im September 1859 das Geschäft mit seinem überlebenden Bruder Isaak fort, an deren Stelle dann der Sohn des Moritz L. St. G., Ludolph Moritz trat, der sich im Mai 1863 unter Auflösung der alten Firma von Isaak St. G. separirte und der heute noch das ihm überkommene Erbe im alten Local auf der Zeil, wo sich das Geschäft seit der Mitte der vierziger Jahre befand, unter der seit 1863 bestehenden Firma „Ludolph St. Goar“ ganz nach den Grundsätzen und im Sinne seines Vaters fortführt. Kelchner.

Gobel: Johann Baptist G., französischer Bischof, geb. in Thann am 1. Septbr. 1727 als Sohn des Franz Joseph G., Mitglieds des souveränen Raths des Elsaßes und der Marie Therese geb. Haus. Schon mit fünfzehn Jahren ward er, da sein mütterlicher Oheim, J. B. Haus, Bischof i. p. von Messala und Coadjutor des Bischofs von Basel, zu seinen Gunsten auf diese Pfründe verzichtete, Canonicus am Chorherrenstift in Delsberg, heut. Kt. Bern. Am 28. Octbr. 1743 ward er darauf, nachdem er seine Vorbildung in Colmar genossen, in das Collegium Germanicum in Rom aufgenommen, in welchem er sich durch musterhaftes Betragen und Frömmigkeit auszeichnete, und welches er am 6. Septbr. 1747 als Dr. theol. und phil. verließ. Infolge seiner außerordentlichen Begabung und wahrhaft erstaunlichen Thätigkeit und Dank der wirksamen Protection seines Oheims stieg G. sehr rasch von Stufe zu Stufe. Seit 1755 Official des Bischofs von Basel ward er bald Canonicus an der Kathedrale in Pruntrut, Generalvicar und Coadjutor für den französischen Theil der Diöcese, in Folge dessen er zumeist im Elsaß residirte und ward am 27. Jan. 1772 zum Bischof i. p. von Lydda geweiht. Als Factotum der Bischöfe von Frohberg, von Wangen und von Roggenbach (seit 1782) war er der thatsächliche Regent des Landes und führte namentlich alle Unterhandlungen mit dem Auslande, so diejenigen, welche 1780 zur Erneuerung des Allianzvertrages mit Frankreich führten, zu welchem Zwecke er sich damals längere Zeit in Paris aufhielt. Durch seinen Aufwand und seine ungeordnete Lebensweise gerieth er aber bald in eine drückende Schuldenlast, für welche sein Neffe, der Hofrath und Geheimsecretär des Bischofs, Joseph Anton Rengger, mit einem bedeutenden Theil seines Vermögens als Bürge einstand und welche auch sein späteres Verhalten in der französischen Revolution veranlaßte. Im Jahre 1789 von der Geistlichkeit des Oberelsaßes in die Generalstände abgeordnet, war er einer der ersten, der den Eid auf die Civilverfassung des Clerus leistete (3. Januar 1791). Infolge dessen kurz nachher gleichzeitig zum Bischof von Paris, Colmar und Langres ernannt, optirte er am 14. März 1791 für den ersteren Sitz und ward, nachdem die Metropoliten von Sens und Orleans sich dessen geweigert, von Talleyrand, Bischof von Autun, installirt. Sofort nach Gobels Abreise nach Paris und im Einverständniß mit ihm hatte Rengger im Bisthum Basel begonnen die Einberufung der Landstände zu betreiben. Als, wie er hatte voraussehen können, der Bischof sich hierauf nicht einließ, brach unter dem Volke, das schon durch die Ereignisse in der französischen Nachbarschaft vorbereitet war, und durch zahlreiche von Rengger und dem Schweizer Club in Paris aus-

gehende Pamphlete noch aufgehetzt wurde, eine allgemeine Gährung aus. Der Bischof rief den Schutz der verbündeten eidgenössischen Stände und des Reichsoberhaupts an, und in der That ließ Kaiser Leopold im März 1791 500 Mann Oesterreicher einrücken. Umsonst trat G. in der Nationalversammlung gegen diesen Einmarsch auf, umsonst verlangte er die französische Occupation des Landes. Jene begnügte sich mit der Anordnung einer Untersuchung durch den Legationssecretär Bacher in Basel, und erst nachdem sie am 24. April 1792 Oesterreich den Krieg erklärt hatte, erfolgte die Invasion des Bisthums. Nach kurzem Bestande als „rauracische Republik“ erklärte sich die Volksversammlung am 7. März 1793 für den Anschluß an Frankreich und das bisherige Reichsland ward dann zunächst als Departement du Montterrible, später als Bestandtheil des Departements des Oberrheins mit der französischen Republik vereinigt. Bald darauf wurde G. als Civilcommissär nach dem Pruntrutischen abgeordnet, mußte aber dasselbe, da er von einer Deputation in Paris wegen Amtsmisbrauchs angeklagt wurde, kurz nachher wieder verlassen. Am 7. Novbr. 1793 gab er dann unter großem Pomp im Nationalconvent die bekannte Erklärung ab, daß er auf alle kirchliche Wirksamkeit als eines philosophischen Zeitalters unwürdig, verzichte, und hinfort keinen anderen Cultus als den der Freiheit und Gleichheit anerkenne. Aber schon nach 5 Monaten ward er nach dem Sturz Heberts und Danton's wegen Atheismus angeklagt und am 24. Germinal an II (14. April 1794) mit letzteren in Paris guillotinirt.

Briefliche Mittheilungen von Staatsarchivar X. Kohler in Pruntrut. Relation fidèle de la manière, dont s'est passée la Révolution du pays de Porrentruy et sa réunion à la France (Hist. parlementaire Vol. V). Mémoires de l'Abbé Georgel Vol. III (Paris 1817). Vautrey, histoire du Collége de Porrentruy. Dazu die allgemeinen Werke von Thiers, Barante, Hottinger u. A.

Gisi.

Gobel: Konrad G., Glockengießer und Büchsenmeister zu Frankfurt a. M., Sohn des Niklas G., Kannengießer und Büchsenmeister aus Dünkelsbühl, wurde um 1498 zu Frankfurt a. M., geboren, wurde 1528 Bürger daselbst und zugleich Büchsenmeister der Stadt. Von seinen Arbeiten sind bekannt zwei Glocken von 1544 und 1545 in der Kirche St. Stephan zu Mainz und eine Glocke von 1557 in der Pfarrkirche zu Ebersheim in Rheinhessen, welche sich dadurch vor andern Glocken auszeichnen, daß Abgüsse von Medaillen und geschnittenen Steinen, auch antiken Münzen auf ihnen angebracht sind. G. goß auch eine kleine, jetzt im Gewerbemuseum zu Berlin befindliche, Broncetafel, welche laut testamentarischer Bestimmung in den Sarg des Cardinals Albrecht, Erzbischofs von Mainz († 1545) gelegt wurde und einen prachtreichen Kronleuchter für den Westchor des Doms zu Mainz, welcher jetzt leider nicht mehr vorhanden ist.

R. Bergau.

Göbel: Johann Wilhelm von G., ward am 21. (nicht am 25. wie man öfter angegeben findet) März 1683 in Höxter, als Sohn des früheren Pfarrers in Amelunxen, späteren Predigers in Höxter Franz G. geboren. Von Natur sehr glücklich beanlagt, schien sich in unserm G. Alles was seine Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits an geistigen Gaben und Tugenden gehabt hatten, zu vereinigen. Schon im zartesten Alter traten die außergewöhnlichen Anlagen des Knaben deutlich hervor und die gewissenhaften Eltern suchten sie auf alle mögliche Weise zu fördern und zur Entwicklung zu bringen. Anfänglich durch die Privatunterweisung des Vaters gebildet, wurde er später dem Jesuitencollegium in Hildesheim zu weiterer Ausbildung anvertraut. Damals galten auch noch in Deutschland die Väter der Gesellschaft Jesu für die qualificirtesten Lehrer der Jugend, welche nicht nur begabten, sondern auch wenig

beanlagten Knaben sich trefflich zu accomodiren verständen. Und G. machte unter der Leitung der Jesuiten so staunenswerthe Fortschritte, daß er in ganz ungewöhnlich jungen Jahren die Universität Jena beziehen konnte und dort bereits im 17. Lebensjahre die philosophische Doctorwürde erlangte. Anfänglich dem Studium der Theologie zugewendet, ging er bald zur Rechtswissenschaft über. Als er Jena verließ, war es seine Absicht in Königsberg seine Studien fortzusetzen, vorab aber Kopenhagen, welches in jener Zeit durch seine wissenschaftlichen wie Kunstanstalten eine besonders hervorragende Stelle einnahm, zu sehen. Er that es, kehrte auf Lübeck zurück und gedachte mit dem nächsten Schiff nach Königsberg zu fahren. Eine zufällig auf dem bereits bestiegenen Schiff gemachte Bemerkung änderte seinen Vorsatz und er verließ dasselbe wieder. Das Schiff ging nach einigen Tagen bei einem heftigen Unwetter mit Mann und Maus zu Grunde. G. ging nunmehr auf anderem Wege nach Königsberg, hielt sich daselbst anderthalb Jahre auf, besuchte dann Rinteln und darauf Helmstädt. Auf beiden Universitäten machte er sich durch öffentliche Disputationen bekannt. In Helmstädt wurde er Informator der Söhne des Hofraths Müller, begleitete darauf als Gouverneur einige Jahre den Sohn des Generalissimus der hannöverschen Armee Baron von Bülow auf die Universitäten Utrecht und Leyden. Die in Leyden mit Vitriarius und van der Noodt angeknüpfte Bekanntschaft und der freundschaftliche Umgang mit diesen Männern gewährten ihm besondere Anregung und waren für seine spätere Richtung in der Rechtswissenschaft von bestimmendem Einfluß. Auf der Rückreise besuchte er Frankreich, nahm in Straßburg längeren Aufenthalt und lebte hier in innigem Verkehr und Freundschaft mit Obrecht, Feltz und Schertz. Hierauf bereiste er noch die hauptsächlichsten Städte von Deutschland und kehrte nach Hannover zurück, wo er anfänglich die Laufbahn eines praktischen Juristen einschlug, glücklicherweise bald mit Leibniz in Verbindung kam, der ihn wegen seiner ausgezeichneten Geschichtskenntniß wie einen Sohn liebte und bei der Bearbeitung der Scriptores Rerum Brunsvicensium sich seiner Mitarbeiterschaft und Hülfe bediente. Damals beschäftigte sich Leibniz auch mit den Vorarbeiten einer reconcinnirten Ausgabe des Corpus juris civilis. Da er selbst jedoch an dem Zustandebringen verzweifelte, übergab er alle seine Vorarbeiten G. zum Geschenk, mit dem Auftrage, die Arbeit zu vollenden. Auch G., dem diese Arbeit übrigens sehr am Herzen lag, ist nie zu ihrem Abschluß gelangt. Der Ruf gründlicher Gelehrsamkeit, welchen G. sich erworben hatte, bewog die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg ihm 1717 eine ordentliche Professur der Rechte in Helmstädt zu verleihen. Noch in demselben Jahre ging er nach Rinteln, um die juristische Doctorwürde zu erwerben. Nicht allein seiner akademischen Thätigkeit wendete er einen seltenen Fleiß zu, sondern er unterrichtete außer den öffentlichen Vorlesungen in Repetitorien und Examinatorien fast täglich acht Stunden. Sein Privatunterricht und der persönliche Umgang mit ihm waren sehr gesucht und sein Haus meistentheils die Wohnung der in Helmstädt studirenden jungen Grafen. Seine Gutachten in Rechtsangelegenheiten wurden vielfach auch von Auswärtigen begehrt. Die Rectorwürde bekleidete er sechsmal, das Decanat der juristischen Facultät verwaltete er gleichergestalt sechsmal. Im J. 1727 verlieh man ihm auch auf Lebenszeit die Oberaufsicht des Convicts, ein Amt welches bis dahin jährlich unter den Professoren gewechselt hatte, und er hat auch in diesem Amte sich als treuen, gewissenhaften Mann, der die Uebervortheilung zum Nachtheil der Convictualen im Zaume zu halten wußte, erwiesen. Er war ferner und so lange Collator des beträchtlichen Brandes'schen Stipendiums, welches nur für geborene Hildesheimer bestimmt war, bis dasselbe auf Göttingen übertragen wurde. Obgleich durch eine mannichfaltige akademische Thätigkeit und viele Nebengeschäfte außer-

ordentlich in Anspruch genommen, unternahm er doch 1727 die mühevolle Arbeit einer Sammlung und Neuherausgabe aller Schriften von Hermann Conring, die er 1730 in 7 Bänden in Folio vollendet sah und dem gelehrten Publicum übergeben konnte. Er hat bei dieser Arbeit nicht allein die Conring'schen Schriften, namentlich den Tractatus de finibus imperii Germanici mit sehr werthvollen Anmerkungen bereichert, sondern auch viel Ungedrucktes aus dem Nachlaß des Verstorbenen hinzugefügt. 1730 verheirathete er sich mit Sophia Dorothea, ältesten Tochter des Grafen Georg von Lippe-Braack, des Generalissimus des braunschweigischen Truppencontingents. Er zeugte mit ihr 2 Söhne und 3 Töchter. In eben demselben Jahre wurde er von Kaiser Karl VI. in den Adelsstand erhoben, auch von dem Herzog von Braunschweig August Wilhelm zum Hofrath und Assessor des Braunschweigischen Hofgerichts ernannt. Das letztere Amt gab er, mit Einwilligung des Herzogs, später wieder auf, weil die akademischen Geschäfte und die Arbeiten beim Spruchcollegium seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Bei Einweihung der neu errichteten Universität Göttingen vertrat er als Deputirter, im Auftrag der Herzöge, die Universität Helmstädt. Als 1741 Johann Paul Kreß starb, wurde G. Professor primarius der juristischen Facultät in Helmstädt. Schon mehrere Jahre vor seinem Tode mit der Steinkrankheit behaftet, trat dieselbe im Anfange des Jahres 1745 mit besonderer Heftigkeit auf. Seinen nahe bevorstehenden Tod ahnend, ließ er sich am 1. März die Sterbesacramente reichen und starb am 6. März Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, 61 Jahr 11 Monate 11 Tage alt. Seine Leiche wurde am 9. März Abends in der Universitätskirche beigesetzt. Seiner Ausgabe der Werke Hermann Conring's ist bereits vorher gedacht. Außer dieser großen Arbeit ist das umfangreiche Werk „Helmstädtische Nebenstunden“, Thl. I—VI (Helmstädt 1735—41. 4⁰.) aus seiner Feder hervorgegangen, an kleineren Schriften, Dissertationen und Programmen hat er 57 verschiedene Stücke drucken lassen. Von einem sehr groß und weitläufig angelegten Werke „Jus sacrum Romano-Germanicum“ ist nur der Conspectus erschienen, die Ausführung desselben aber nie gedruckt.

Vgl. Christian Breithaupt, Memoria Guilelmi de Goebel. Helmstadii 1745. 4⁰. (38 p.). Hermann Müller.

Göbel: Karl Christian Traugott Friedemann G., kaiserl. russischer Staatsrath und Professor der Chemie an der Universität Dorpat, war geboren 1794 zu Niederroßla im Großherzogthum Weimar, gest. zu Dorpat am 26. Mai 1851. Er erlernte von 1809 ab in Eisenach die Pharmacie, studirte diese Wissenschaft 1813 in Jena, übernahm später die dasige Universitätsapotheke, wurde 1821 Director der von ihm errichteten pharmaceutischen Lehranstalt, 1824 Professor der Pharmacie in Jena und folgte 1828 einem Rufe als Professor der Chemie und Physik nach Dorpat; schrieb „Grundlinien der pharmaceutischen Chemie und Stöchiometrie“, 1821, 3. Aufl. 1840; „Arzneimittel-Prüfungslehre“, 1824, 2. Aufl. 1833; mit Kunze „pharmaceutische Waarenkunde“, 1827—34, 2 Bde.; mit C. Claus und Bergmann „Reise in die Steppen des südlichen Rußlands“, 1838, 2 Bde.; „Ueber den Einfluß der Chemie auf die Ermittelung der Vorzeit“, 1842; „Das Seebad bei Pernau an der Ostsee“, 1845; „Die Grundlehren der Pharmacie“, 1843—47, 4 Bde.; „Agriculturchemie“, 1850. Löbe.

Goebel: Max G., Dr. theol., aus Solingen, geb. 13. März 1811, erhielt seine Vorbildung zu Köln, studirte seit 1829 zu Bonn, wo er mit C. J. Nitzsch in nächste Beziehung trat und durch ihn seine theologische Richtung und kirchliches Gepräge erhielt. In diesem Geiste ist die wichtige Erstlingsschrift verfaßt: „Die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und reformirten Kirche.

Ein Denkmal für die Union der evangelischen Kirche". An der Irrenheilanstalt Siegburg seit 1840, trat er 1844 in das Consistorium zu Coblenz ein, wo er bis an sein Ende gewirkt. — Die von Nitzsch und Sack begründete „Bonner Monatsschrift für die evangelische Kirche Rheinlands und Westphalens" setzte er später mit dem Unterzeichneten in Bonn fort, ein reichhaltiges Archiv für Kirchengeschichte, Stütze der Union und Presbyt.-Synodal-Verfassung. Dann gab er seit 1850 sein größeres Werk heraus: „Geschichte des christlichen Lebens der rhein-westfälischen Kirche seit der Reformation" in 3 Bänden, nicht vollendet. Göttingen creirte ihn 1855 bei der dritten Säcularfeier des Augsb. Religionsfriedens zum Dr. der Theologie. † am 13. Decbr. 1857. Sein Leben und Wirken ist dargestellt im Evangel. Gemeindeblatt aus und für Rheinland und Westfalen, 1858. S. 33 ff. W. Krafft.

Gobelinus Person oder Persona, geb. 1358, † nach Januar 1421, Geschichtsschreiber, entstammte einem angesehenen Bürgergeschlechte Paderborns. Er zog nach Italien und fand dann Stellung in der päpstlichen Kammer Urbans VI., dessen Wahl 1378 das große Schisma veranlaßt hatte. Mit treuer Liebe hat G. allezeit an seinem Herrn gehangen, obgleich dieser sich durch seine maßlose Leidenschaftlichkeit ebenso zu den größten politischen Fehlern, wie zu Handlungen der äußersten Rohheit hinreißen ließ und daher fast allgemein Haß und Verachtung fand. Auch die traurige Zeit, welche Papst und Curie in eigensinniger Verbannung in Nocera zubrachten, durchlebte G. zum Theil mit, bis er von Urban nach Benevent geschickt wurde, wo er sich von nicht geringen Gefahren und Beschwerden umringt sah. Als der Papst auf seiner Flucht dorthin kam, schloß sich G. ihm wieder an und gelangte so nach Genua. Aber da er bei der Kurie nicht das gehoffte Glück fand, ging er, nachdem er 1386 die Priesterweihe erhalten, nach Deutschland zurück. Wenn sein späteres Leben ihn auch nicht mehr in so abenteuerliche Verhältnisse und in so enge Beziehungen zum großen Weltlauf führte, so bot es ihm doch Arbeit und Mühsal genug. Aeußerlich gestaltete sich seine Stellung zwar recht günstig: er wurde 1389 Rector der Kapelle zur heil. Dreifaltigkeit in seiner Vaterstadt Paderborn, später erhielt er eine Pfarrstelle an der Marktkirche, und Bischof Wilhelm ernannte ihn zum Official des geistlichen Gerichtshofes und zum Dechanten des Collegiatstiftes in Bielefeld. Der rege und thatkräftige Eifer, mit welchem G. daran ging, die arg verfallene klösterliche Zucht wiederherzustellen, die Entschiedenheit, mit welcher er auch den Stadtbehörden gegenüber seine kirchlichen Anschauungen verfocht, zogen ihm manche Anfeindungen zu, ohne daß er sich in seiner Ueberzeugung wankend machen ließ; lieber gab er irdische Vortheile auf. Auch der üble Gang der großen Kirchenreform, die er mit ganzer Seele ersehnte, erfüllte ihn mit bitterer Betrübniß. Noch einmal im J. 1410 reiste er, wahrscheinlich von seinem Bischofe gesandt, nach Italien; weltmüde zog er sich einige Jahre später in das von ihm reformirte Kloster Boeddeken zurück, in welchem er im Januar 1421 sein Testament machte und wol bald darauf die letzte Ruhestätte fand. Wie G. sich als Mensch und in seinem Amte trefflich erwies, so ist er auch nicht ohne Bedeutung als Geschichtsschreiber. Er verfaßte, mit guten litterarischen und historischen Kenntnissen ausgerüstet, eine große Weltchronik, an welcher er gegen dreißig Jahre arbeitete und welche er selbst „Cosmodromium" nannte. Eingetheilt ist sie in sechs Bücher nach den sechs Weltaltern; von diesen ist nur das letzte, welches an Umfang die anderen zusammen weit übertreffend die Zeit nach Christus bis zum Jahre 1418 behandelt, für uns von Werth. Einmal hat G. dort Quellen benutzt, welche uns sonst verloren sind, wie die Paderborner Annalen; dann aber gibt er für die letzten Jahrzehnte, in denen er selbst die Dinge miterlebte, uns reichhaltige Nachrichten

theils über sein westfälisches Heimathland, theils über die kirchlichen Verhältnisse, welche den Charakter jener Zeit bestimmen. Als litterarisches Kunstwerk ist freilich das Cosmodromium nur sehr gering anzuschlagen — G. stand wol mitten in seiner Zeit, doch ist er ihr nirgends voraus —, aber mit Recht ist in neuerer Zeit der Werth des Inhaltes betont worden, welcher durch die freimüthige Art, mit der G. seine Ansichten ausspricht, durch die verständige Theilnahme, welche er den Ereignissen widmet, noch gesteigert wird. Mehre kleine, zum Theil poetische Nebenwerke scheinen verloren zu sein. Das Cosmodromium ist gedruckt bei Meibom, Script. I; die Litteratur über G. hat Lorenz in Deutschlands Geschichtsquellen II, 87 zusammengestellt. Lindner.

Göbler: Justinus G. (Goblerus) wurde im J. 1503 oder 1504 in dem zur hessischen Grafschaft Katzenelnbogen gehörigen Städtchen St. Goar a. Rh. geboren, studirte die Jurisprudenz und trat dann nach einander in gräflich nassauische, bischöflich münstersche und herzoglich braunschweigische Dienste. Im J. 1559 wandte er sich nach Frankfurt a. M., wurde von dem Rathe der dortigen Reichsstadt mit verschiedenen Geschäften betraut und starb daselbst am 21. April 1567. Das ihm von seinem Neffen errichtete, seine Verdienste rühmende Grabmal ist in der St. Petrikirche zu Frankfurt a. M. noch erhalten. G. hat mehreres edirt, u. A. eine gute lateinische Uebersetzung der Carolina, welche zuerst in Basel 1543, dann zu Frankfurt a. M. 1565 gedruckt wurde, eine Polizei-Reformation, welche 1548 erschien. Die Polizei-Reformation der Stadt Frankfurt a. M. gab er 1565 heraus und fügte derselben auch eine lateinische Uebersetzung des ewigen Landfriedens von Kaiser Maximilian I. von 1495 bei.

Näheres über ihn s. Koch, 4. Ausgabe der Carolina, Gießen 1786.

v. Eltester.

Goblinus, 1376—1386 Bischof von Siebenbürgen und König Ludwigs des Großen (1342—1382) Rathgeber in den wichtigsten Landesangelegenheiten, war ein siebenbürger Sachse, in Groß-Scheuern, eine Meile östlich von Hermannstadt, geboren, wo sein Vater Adalbert, vielfach in den Geschäften seines Stuhles und seines Gaues thätig, als freier deutscher Mann auf seinem Hof und Gut saß. G. wird 1349 als Pfarrer von Schellenberg genannt, später kommt er als Pfarrer von Groß-Au — beides Nachbargemeinden von Hermannstadt — vor; am 5. Mai 1376 ernannte ihn Papst Gregor XI., wie es in der betreffenden Bulle heißt, „den mit wissenschaftlicher Bildung begabten, mit Ehrbarkeit des Lebens und der Sitten geschmückten, in geistlichen Angelegenheiten erfahrenen, in weltlichen umsichtigen und durch andere Vorzüge vielfacher Tugenden ausgezeichneten Mann", aus jener Pfarre zum Bischof von Siebenbürgen. Vor und nach dieser Ernennung erscheint G. ebensosehr als Vertrauensmann seines Volkes, das seine „große Klugheit" rühmt, wie des Königs, der während seiner langen Regierung nicht weniger als zwölfmal in Siebenbürgen war. So hat er in den aufstrebenden Entwicklungsgang des Hermannstädter und Mediascher Gaues nach mehr als einer Richtung das Recht weisend und Frieden schaffend, einflußreich eingegriffen und insbesondere an der folgenschwersten Neugestaltung, die sich in jenem unter Ludwig vollzog, den förderndsten Antheil genommen. Das ist die Zunftordnung, die die Tagfahrt des Hermannstädter Gaues in der Woche vor Martini 1376 schuf; sie rühmt ausdrücklich den Einfluß, den Bischof G. und der königliche Vogt von der Landskrone Johann von Scharfeneck im Auftrag Ludwigs darauf zum gemeinen Wohl gehabt. Jene Ordnung enthält die Satzungen für 25 Gewerbe, die damals in 19 Zünften in Hermannstadt, Schäßburg, Mühlbach und Broos bestanden, weist diesen ihre politische Stelle im Volksleben an und ist für dieses auch dadurch von überaus großer Bedeutung gewesen, daß sie zugleich ein Gesetz

für deutsche Einwanderungen in sich schloß, indem sie die Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, die aus der Entfernung der Heimath für die Aufnahme in die Zunft erhoben werden könnten. Im J. 1383 vergabte die Königin Maria dem Bischof G. und mit ihm seinen drei Brüdern und seinen drei Schwestern das Krongut, das den Zusammenhang des Hermannstädter und Reußmärkter Stuhles unterbrechend die sächsische Gemeinde Hamlesch und vier von Walachen bewohnte Gebirgsdörfer im Südwesten des Hermannstädter Stuhles umfaßte; durch Schenkung des Königs Matthias kamen sie ein Jahrhundert später in den Besitz des Hermannstädter Gaues. In der Büchersammlung des Hermannstädter Pfarrhofs zeigten sie noch lange nach dem Tod des „Bischofs G." das „gute weiße Brevier", das ihm einst gehört hatte und wol durch seine letztwillige Verfügung dahin gekommen war.

Nach urkundlichen Quellen wesentlich des sächsischen Nationalarchivs, vgl. Gesch. der Siebenb. Sachsen, Leipzig 1874. 1, 123; Beiträge zur Geschichte Siebenbürgens unter König Ludwig I. im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. II, Heft 2 (1850). Teutsch.

Goch: Hermann v. G., Kölner Banquier, Geburtsjahr unbekannt, hingerichtet am 7. Mai 1398. Sproß einer niederrheinischen Adelsfamilie, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt und Inhaber einer Canonicatspfründe zu Kaiserswerth, wendete sich G. statt dem Kirchendienst der Speculation zu und erwarb sich durch großartige Geldgeschäfte ein bedeutendes Vermögen. Wie unentbehrlich er sich zu machen wußte, zeigen zahlreiche Gunstbriefe niederrheinischer Fürsten, Herren und Städte. Namentlich gebrauchte ihn der Kölner Erzbischof Friedrich III. bei seinen vielfachen Verlegenheiten. Er verpachtete ihm fast seine sämmtlichen Einkünfte in Köln und ernannte ihn (1383) auf sechs Jahre zum Siegelbewahrer. Längere Zeit lebte er in Köln, wo er das Bürgerrecht erhielt, in sehr angesehener Stellung, in den neunziger Jahren aber wurde er der Unterschlagung, sowie politischer Umtriebe verdächtigt, wiederholt gefangen gesetzt und in Geldbuße genommen. Der Zorn hierüber machte ihn zum erbittertsten Feinde der Stadt. Wieviel von den zahllosen, gegen ihn erhobenen Anklagen wahr ist, läßt sich nicht genau feststellen. Sicher ist, daß er sich den durch die Zunfterhebung von 1396 aus Köln vertriebenen Geschlechtern anschloß, mit dem Ritter Hilger von der Steffen die Seele dieser Partei wurde und alles aufbot, um dem neuen Zunftregiment Feinde im Fürsten- und Herrenstand zu erwecken. Namentlich intriguirte er beim Herzog von Geldern und soll mit diesem verabredet haben, die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen. Auch nach Hilger's Hinrichtung setzte er seine Bemühungen fort, wurde aber, als er sich unvorsichtig nach Köln wagte, gefangen genommen und am 7. Mai 1398 mit seinem Schwager Goswin von Kemnate enthauptet.

Ennen, Geschichte der Stadt Köln, II. 762 ff. u. III. 80 ff.

Cardauns.

Goch: Johann v. G., theologischer Schriftsteller, wurde in dem niederrheinischen Städtchen Goch geboren, von welchem er seinen Namen erhalten hat. Zuweilen begegnet er auch unter der Bezeichnung Johann von Mecheln, weil er in dieser Stadt einen großen Theil seines Lebens verbrachte. Der Name seiner Familie (Mitglieder derselben kommen häufig in Gocher Privaturkunden vor) war Pupper oder Capupper. Die Zeit seiner Geburt ist nicht näher bekannt, gewöhnlich wird Anfang des 15. Jahrhunderts angenommen. Ueberhaupt liegen über seine Lebensumstände nur wenige zuverlässige Nachrichten vor. Ob er seine Erziehung bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens erhielt, ob er identisch ist mit einem Namensbruder, welcher als Vorsteher des Brüderhauses zu Harderwyk genannt wird, ob er die Pariser Universität besuchte: über all das

haben wir nur mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen. Eine Eintragung im Immatriculationsregister der Kölner Universität (Johannes dominus Pupper de Goch diocesis Coloniensis ad iura iuravit et solvit. Der betreffende Band befindet sich im Archiv der Schulverwaltung zu Köln) auf ihn zu beziehen, ist wegen des Datums (19. December 1454) fast unmöglich. Es steht nämlich fest, daß er bereits 1451 das Augustiner-Canonissen-Priorat Thabor bei Mecheln gründete, und es ist schwer anzunehmen, daß er die Leitung desselben noch zu spätem Besuch einer Universität unterbrochen haben sollte. Er starb am 28. März 1475 (eine wenig glaubhafte Nachricht läßt ihn noch 1490 am Leben sein) und wurde in der Kirche von Thabor begraben. Hervorragende Ereignisse werden von ihm nicht berichtet, und auch die Beurtheilungen seiner Persönlichkeit stammen sämmtlich aus erheblich späterer Zeit. Es scheint, daß sein Leben ausgefüllt wurde durch die geistliche Leitung der Schwestern von Thabor und eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. Erhalten und gedruckt sind seine Abhandlungen: „De libertate christiana", „De quatuor erroribus circa legem evangelicam exortis", „Epistola apologetica declarans, quid de scholasticorum scriptis et religiosorum votis et obligationibus sit censendum et tenendum", „In divinae gratiae et christianae fidei commendationem". Daneben werden noch mehrere andere Titel genannt, die aber wenigstens zum Theil blos Doppeltitel sind (z. B. „De scholasticorum scriptis, de votis et obligationibus" etc.). Bei seinen Lebzeiten scheint keine seiner Abhandlungen gedruckt worden und auch die handschriftliche Verbreitung nicht bedeutend gewesen zu sein; wenigstens wissen wir nur von einem einzigen Falle, in welchem er in eine Polemik (mit einem Dominicaner, gegen den die „Epistola apologetica" gerichtet ist) verwickelt wurde, obwol der Inhalt seiner Schriften zur theologischen Controverse geradezu herausfordert. Aufmerksam wurde man auf ihn eigentlich erst, als in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts Cornelius Grapheus mehrere seiner Tractate herausgab und im Interesse der reformatorischen Bewegung verwerthete. Seine Einreihung unter die „Reformatoren vor der Reformation" ist auf lebhaften Widerspruch gestoßen und läßt sich, trotz zweifelloser Anklänge an die reformatorische Theologie, keinesfalls in dem Sinne und Umfange aufrecht erhalten, welchen ihr Ullmann gegeben hat. Neuerdings hat sich noch Lechler (Johann von Wiclef, II. 516) beschränkend, wenn auch im Ganzen zustimmend geäußert. Außer der eingehenden Behandlung seines Lebens und seiner Schriften bei Ullmann (Reformatoren vor der Reformation, Bd. I.) sind noch zu vergleichen die Artikel von Dür (Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, IV. 563) und Scharpff (Aschbach, Kirchenlexikon, III. 562), zu seiner theologischen Würdigung Ritschl, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, I. 118, über seine Familie ein Aufsatz von Bergrath in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, I. 276. Cardauns.

Göchhausen: Luise Ernestine Christiane Juliane v. G., badische und weimarische Hofdame, geboren zu Eisenach, getauft daselbst am 15. Febr. 1752, gestorben zu Weimar am 7. September 1807, war eine Tochter des hochfürstl. sachsen-eisenachschen Schloßhauptmanns Wilhelm Ernst Friedrich v. G., der 1768 als Oberkämmerer zu Weimar starb, und kam zuerst an den Hof der Markgräfin Luise von Baden, einer geborenen Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Schon in Karlsruhe machte sie sich durch ihren aufgeweckten und gebildeten Geist, wie ihr munteres Wesen bemerklich. Wenn jedoch Theodor Mundt in seiner Lebensbeschreibung Knebel's sagt, Luise v. G. sei als eine geborene „Straßburgerin" von „französischer" Leichtigkeit und Grazie gewesen, so ist dies nicht minder irrthümlich als die Angabe, sie habe eine schöne und reizende Gestalt gehabt. Eine ältere Zeitgenossin, Amalie v. Voigt, geborene Ludecus (geb. zu

Weimar 1780, † daselbst 1840), schildert sie vielmehr als „nichts weniger als hübsch, ja verwachsen, doch machte sie ihre vortreffliche Unterhaltungsgabe, trotz ihres Aeußern, höchst einnehmend; sie verstand es in hohem Grade, mit Jedermann zu verkehren und einen Jeden in den Fall zu setzen, auch sein Scherflein zur Unterhaltung beitragen zu können und sich behaglich zu fühlen". Durch diese Eigenschaften zog auch die G. geistig bedeutende Persönlichkeiten an; insbesondere faßte Knebel, als er sich, mit dem sachsen-weimarschen Erbprinzen Karl August und dessen Bruder Constantin auf einer Reise nach Frankreich begriffen, 1775 eine Zeit lang in Karlsruhe aufhielt, eine lebhafte Neigung zu der jungen Hofdame, während diese wegen des ihr, wie den meisten gebrechlichen Personen, eigenen scharfen Witzes bei ihrer höfischen Umgebung mehr gefürchtet als beliebt war. „Ob es übrigens Knebel'n damals gelungen — sagt Mundt — jene Pfeile des Witzes, die auch ihn trafen, sich in die eines anderen Gottes umzuschleifen, wissen wir nicht zu erzählen, da er selbst in seinen Tagebüchern seine Abenteuer mit diesem Fräulein nur flüchtig erwähnt". In dieser Bemerkung erscheint der leicht mißzudeutende Ausdruck „Abenteuer" um so unpassender, als Knebel selbst gerade den „streng moralischen Geist" der G. rühmt. Bis zu dem im J. 1783 erfolgten Tode der Markgräfin Luise blieb Fräulein v. G. in Karlsruhe; dann wurde sie Hofdame der verwittweten Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, und hiermit betrat sie einen Boden, wie er nicht günstiger für sie gedacht werden kann. In Weimar hatte auch schon ein Ahn von ihr wegen seiner Gelehrsamkeit in hohem Ansehen gestanden: jener Samuel G., der 1608 in den Reichsadelsstand erhoben wurde und 1658 als sachsen-weimarscher Geheimer Rath, Kanzler und Oberconsistorial-Präsident starb. Sie selbst gewann durch ihre Klugheit und ihre Kenntnisse mancherlei Einfluß auf die dortigen Kreise, in denen sie später scherzweise Thusnelde genannt wurde. Auch genoß sie den Verkehr mit den auserlesensten Geistern ihrer großen Zeitperiode, und nicht blos mit denen, die Weimars Musenhof bildeten, denn da sie fertig Englisch und Französisch sprach und als Begleiterin ihrer erleuchteten Fürstin auf deren Reise nach Italien sich auch mit der Sprache dieses Landes vertraut gemacht, „konnte sie ihr gesellschaftliches Talent mit Leichtigkeit auf die vielen Fremden ausdehnen, die theils als Zugvögel, theils als länger weilende Gäste, sich in Weimar aufhielten". Mit mehreren derselben, und zwar den ausgezeichneteren, blieb sie dann zeitlebens in schriftlicher Verbindung. In den letzten Jahren des vorigen und in den ersten unseres Jahrhunderts gab Fräulein G. vom Herbst bis zum Frühjahr jeden Sonnabend in ihren Mansard-Zimmern ein Frühstück zum Besten, das man mit dem Namen „der Freundschaftstag" zu bezeichnen gewohnt war. Diese „Freundschaftstage", die allen Theilnehmenden vielfaches Interesse gewährten und lange Zeit auf das gesellschaftliche Leben Weimars günstig einwirkten, schildert Amalie v. Voigt (unterm Pseud. Cäcilie) in „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840" (S. 123 ff.), bei welcher Gelegenheit die Verfasserin zur Charakteristik der Gastgeberin und ihrer Zeit Folgendes bemerkt: „Fräulein v. G. gehörte zu den Personen, die stets geneckt sein wollen und eher einen recht derben Scherz, als übersehen zu werden, ertragen können. Der Herzog Karl August, im jugendlichen Muthwillen, trieb allerlei Scherz mit ihr, wohl wissend, daß, je mehr er sie peinige, um so mehr es ihr gefiel. Goethe bot zu manchen lustigen Mystificationen die Hand, aber nicht zu der in jener Schmähschrift auf Goethe — dem sogenannten „Büchlein von Goethe" (Penig 1832) — angeführten. Bei diesem Vorfalle war er durchaus nicht gegenwärtig. Dort ist das Begebniß mit greller Uebertreibung erzählt.... In jenen harmlosen Zeiten konnte man sich schon einen Scherz und mitunter auch einmal einen ausgelassenen erlauben. Man wog nicht ängst-

lich ab, ob sich's auch vollkommen schicke und was die Nachbarn dazu sagen würden.... Man übte Nachsicht und nahm sie auch für sich in Anspruch". Die G. starb bald nach ihrer Fürstin. „Ihre moralische Existenz", schrieb unterm 22. November 1807 der Obersthofmeister Fr. v. Einsiedel an Böttiger, „war mit dem Tode der Herzogin sehr zerrüttet, doch glaubte man sie nicht so krank, als sie sich fühlte. In dem Kreise ihrer Freunde und ihrer Freundinnen lebt ihr Andenken, und ihr Verlust ist Allen fühlbar. Ihr Geist war dem gesellschaftlichen Leben wohlthätig und belebend, auch war sie dauernder Freundschaft fähig — eine Tugend, die in unsern Zeiten nur selten leuchtet". Auf Grund einer testamentarischen Bestimmung wurden ihre Papiere vernichtet, „zum Bedauern Vieler", meint Amalie v. Voigt, „aber auch zur Freude Mancher, die durch eine Veröffentlichung ihrer Indiscretionen sich compromittirt fürchteten". Dagegen ist eine Anzahl ihrer eigenen Briefe veröffentlicht worden. So finden sich sechs Briefe von ihr in den von Karl Wagner herausgegebenen „Briefen an J. H. Merck" (Darmst. 1835), ein Brief in den gleichfalls von Wagner herausgegebenen „Briefen an und von J. H. Merck" (ebend. 1838), 13 Briefe in den von K. W. Böttiger aus Karl August Böttiger's litterarischem Nachlaß unter dem Titel „Litterarische Zustände und Zeitgenossen", herausgegebenen Schilderungen (Leipzig 1838) und sieben Briefe an die Mutter Goethe's in Robert Keil's „Frau Rath" (Leipzig 1871). Letztere Briefe, in denen das geistvolle Hoffräulein die „gute liebe Herzensmutter" nicht blos in Prosa, sondern auch in Versen begrüßt und eifersüchtig, daß etwa andere ihr zuvorkommen möchten, über das fürstliche Liebhabertheater und über den Hätschelhans, sein Befinden und seine poetischen Producte humoristischen Bericht erstattet, erhielten dadurch noch eine Bedeutung, daß sie die Frau Rath veranlaßten, beziehungsweise ebenfalls poetisch, freilich nur in „Knittelmanier", zu antworten.

Schramm-Macdonald.

Göchhusen: Johannes v. G. (Gochhusen, Göchhuß, Gökhusen, Gekuß), † 1538, geb. in Erfurt, seit 1520 Kanzler des Herzogs Magnus I. von Lauenburg, gelehrt, tüchtig, dem Lutherthum ergeben, in die hanseatischen Verhältnisse eingeweiht, dem vorzugsweise die friedliche Haltung des unruhigen Herzogs gegenüber Lübeck und Hamburg zu danken sein wird. In den Hadelschen Verhältnissen ist er seit 1521 thätig, 1526 ordnete er die Kirchenverhältnisse des seit 1525 an Magnus vom Erzbischof Christoph zurückgegebenen Ländchens durch eine lutherische, gerühmte Kirchenordnung nach einer durch den Lüneburger Prediger Andreas Garding gehaltenen Visitation. Aus Mißverständniß ist er daher später als „Johannes Gekuß" oder „Mag. Johann Geckhusen" selbst für einen Prediger gehalten. Erster lutherischer Pastor in Otterndorf seit 1526 war Johann v. Daventer, † am 1. Oct. 1565 an der Pest. In Lauenburg konnte G. wegen der Verhältnisse des Bisthums Ratzeburg die Reformation nicht völlig durchführen; den Bischof (Georg v. Blumenthal seit 1524) versuchte G. zum lauenburgischen Landstand, durch Auferlegung der Fräuleinsteuer auf das Stift 1525, bei der Vermählung von Magnus' Tochter Dorothea mit dem späteren König Christian III. vergeblich herabzudrücken, denn 1532 mußte er selber die vom Herzog mit Beschlag belegten Stiftsgüter zurückliefern. Seine Stellung zu Magnus störte selbst nicht ein Proceß beim Reichskammergericht wegen eines ihm selber entzogenen Gutes. Durch die Heirath der Prinzessin Katharina mit König Gustav I. von Schweden, 24. September 1531, trat er zu diesem in nähere Beziehung, welcher ihn 1537 zu den Verhandlungen mit Lübeck in Kopenhagen zuzog und ihn später auch als Rath, wol wesentlich in hansischen Verhältnissen verwandte. In Schweden wurde er vom König sehr gefeiert, er starb in Ratze-

burg. Ein Sohn, Wilhelm, wurde unter dem Erzbischof von Bremen, Heinrich, dem Großsohne des Magnus, Amtmann der Börde Lamstedt 1570 (bis 1614). Vom Kanzler stammen die Freiherrn v. G.

v. Kobbe, Gesch. und Landesbeschr. d. Herz. Lauenburg II. S. 228 und sonst; z. Th. nach Lenz in Braunschw. Gel. Anz. 1752, St. 52. Spangenberg, N. Vaterl. Archiv 1823. I. S. 395, 1831. S. 107. Vaterl. Arch. des hist. Vereins für Niedersachsen 1840, S. 38. Wegen Daventer, v. Westphalen, Mon. ined. III. S. 1135. Allg. D. Biogr. VIII, 371. Krause.

Gockel: Eberhard G., Arzt, 1636 in Ulm geboren, zuerst in Giengen später in Ulm habilitirt, einer der eifrigsten und bekanntesten Anhänger der Chemiatrie in Deutschland, erfreute sich eines großen Rufes als Heilkünstler, so daß er zum Leibarzte des Herzogs von Würtemberg ernannt wurde. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. Ein Verzeichniß seiner Schriften, die von Beweisen äußerster Leichtgläubigkeit, Geschmacklosigkeit und baarem Unsinn strotzen, findet sich in Haller, Bibl. chir. I. S. 373 und Bibl. med.-pract. III. S. 160.

A. Hirsch.

Göckingk: Leopold Friedrich Günther v. G., Dichter, wurde am 13. Juli 1748 zu Gröningen geboren, einem Dorfe im Fürstenthum Halberstadt, wo sein Vater als Gutsbesitzer lebte, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Domschule zu Halberstadt, wo er mit Gleim in Verbindung trat und dem Pädagogium zu Halle, wo Bürger sein Freund und Schulgenosse wurde und studirte dann hier die Rechtswissenschaft. Nach beendigter akademischer Laufbahn wurde er 1768 Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt und zwei Jahre später Kanzleidirector zu Ellrich, einem Städtchen am Harze. Dieses Amt ließ ihm hinreichende Muße, seiner Neigung zur Dichtkunst Folge zu leisten und namentlich erwarben ihm seine während jener Zeit entstandenen „Lieder zweier Liebenden“, in denen er seine nachherige Gattin (Ferdinande Vogel, † 1781) feierte, großen Ruf. Er zeichnete sich indessen eben so sehr als Beamter durch seine Tüchtigkeit und Thätigkeit aus und stieg im Laufe der nächsten Jahre von Stufe zu Stufe; 1768 ward er Kriegs- und Domänenrath zu Magdeburg, 1788 Land- und Steuerrath und preußischer Ortscommissär zu Wernigerode, 1789 wegen der Ordnung schwieriger Verhältnisse bei der fürstlichen Abtei zu Quedlinburg von seinem Könige geadelt und 1793 als geheimer Oberfinanzrath nach Berlin berufen. 1814 zog er sich aus dem dienstlichen Verhältnisse zurück und lebte zumeist in Berlin, später abwechselnd in Wartenberg bei Breslau, wo er am 18. Februar 1828 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften erwarben ihm einst, wie gesagt, seine „Lieder zweier Liebenden“ (zuerst Leipzig 1777, 11. Aufl. Wien 1824) den Beifall von ganz Deutschland und verdienen trotz des abfälligen Urtheils, das Gervinus IV. S. 268—69 über sie fällte, um der Wahrheit willen, die sich in ihnen ausspricht, wenn auch damit allerdings eine derbe Natürlichkeit öfters sich verbindet, noch jetzt dankbare Anerkennung. Die gleichzeitige und fast allgemeine Annahme (Vetterlein, Handb. d. poet. Litt. S. 557), daß „Nantchens“ „Lieder der deutschen Sappho“ (Almanach für Dichter 1785, S. 88), von dieser selbst gedichtet seien, entbehrt jedes äußeren wie inneren Grundes, obwol noch Rotermund (Gelehrtenlexikon, Bremen 1816, Thl. V. S. 367) der „vaterländischen Sappho“ s. v. „Nantchen“ einen eigenen Artikel zu widmen die Galanterie besaß. Noch glücklicher war G. in seinen „Episteln“, einer Gattung, die er auf eine Höhe zu bringen wußte, wie man sie in Deutschland noch nicht gekannt und in welcher er, obwol er sich nach ausländischen Mustern in diesem Fache bildete, doch seine Nationalität treu und unvermischt zu bewahren verstand. Hier ist er noch nicht übertroffen worden. Sie erschienen zuerst in seinen Gedichten: Frankfurt a/M. 1780—82, doch waren einige derselben schon

vorher auf besondere Bogen gedruckt worden (darunter auch eine an Exter, Professor des Gymnasiums zu Zweibrücken und eine andere an den Satyriker Kästner zu Göttingen). G. versuchte sich ferner in fast allen anderen Arten der lyrischen Poesie und in keiner ohne Erfolg, namentlich sind einige seiner Elegien sehr gelungen. Sein Bildniß befindet sich u. a. vor dem Leipziger Musenalmanach 1780. Ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erwarb sich G. durch die Herausgabe des Musenalmanachs, der von 1776—78 (Göttingen, Dieterich) als Fortsetzung des von Boie und Gotter bis 1775 besorgten Almanachs erschien, und wozu ein großer Theil der damaligen deutschen Dichter Beiträge lieferte, die freilich nicht selten von mehr als zweifelhaftem Werthe waren. Aber auch J. H. Voß hatte bereits 1776 begonnen, einen ähnlichen Musenalmanach (Lauenburg, Berenburg und Hamburg, Bohn) herauszugeben und führte denselben bis 1779 unter seiner alleinigen Redaction fort. Hierauf erfolgte von 1780—88 die Vereinigung Göckingk's und Voß', worauf wiederum Voß allein die Jahrgänge 1789—96 besorgte. Den Göttinger Musenalmanach redigirte inzwischen von 1778—94 Bürger, von da bis zu seinem Aufhören 1805 K. Reinhard. Aehnlicher Almanache erschienen noch mehrere zu derselben Zeit, wie der Leipziger von Schmid (1770—81), der Frankfurter für 1777 und der Weimar'sche für 1779—96. Ein großes Interesse gewährt in Betreff des von G. und Voß redigirten Almanachs und der damit verbundenen zum Theil sehr unerquicklichen Verhältnisse, was die von Ad. Strodtmann veröffentlichten „Briefe von und an G. A. Bürger“ mittheilen. So enthält aus Bürger's Nachlasse ein Brief Göckingk's an denselben vom 21. April 1775 (Bd. I. S. 223) die Bitte und Einladung Göckingk's an Bürger zu Beiträgen, worauf dieser (Brief aus Boie's Nachlaß S. 235) das „Tralyrum larum“, sowie (Bd. II. S. 101) „Das Lied vom braven Mann“ spendete, welches G. „die Rose in seinem Strauße“ nannte. Indessen währten Bürger's Gaben an den Göckingk'schen Musenalmanach nicht lange und sein Urtheil über den Jahrgang 1777 ist ein sehr ungünstiges (vgl. Bd. I. S. 346 und 370—72), wo er „den Götting'schen Almanach ein wenig coram nehmen und sein Urtheil darüber im Detail eröffnen will“; im höchsten Grade abfällig aber lautet eine in seinem Nachlasse gefundene ausführliche Kritik über denselben, überschrieben „an Göckingk“ vom 17. März 1777 (Bd. II. S. 42—57), wo er u. a. (S. 43) sich folgendermaßen ausdrückt: „Ich bitte Sie inständigst, uns künftig mit solchen Liedern und Gedichten zu verschonen 1) in welchen die alte Deutsche Sprache verhudelt und verhunzet wird, 2) in welchen Tändeleyen und Narrenspoßen, woran freilich junge Laffen und Milchbärte Gefallen haben können, deren aber ein zur Reife gediehener Verstand sich schämet, vorgetragen werden, oder auch in welchen offenbarer Unsinn gesagt wird und 3) in welchen mit Gott, der Religion und den guten Sitten ein Gespött getrieben wird“. Ueber die Vereinigung des Göckingk'schen und Voß'schen Musenalmanachs endlich gibt ein Brief von Voß an Bürger vom 21. October 1776 (Bd. I. S. 347), ein zweiter von Boie an Bürger vom 27. Oct. 1776 (S. 349) und ein dritter von G. an Bürger vom 2. April 1777 (Bd. II. S. 41) Aufschlüsse. In dem ersteren schreibt Voß: „Ich habe HEn G. gebeten, den D[ietrichschen] Alm. aufzugeben, und mit Gründen, die bey ihm gelten müßen. Dann könnte dieser Alm. werden, was er seyn soll . . . Ich weiß durch Boie, daß Sie schon Göckingken den Vorschlag gethan haben, und danke Ihnen“. In dem zweiten schreibt Boie: „Du erinnerst dich unseres alten Wunsches und Projects, G. und Voß zu vereinigen. Voß hat ohne meine Veranlaßung seit geraumer Zeit den nämlichen Wunsch, und auf Klopstock's Rath an G[öckingk] deßwegen geschrieben . . . G und V vereinigt würden thun, was ich nie habe thun können, eine vollkommene Sammlung der Art geben . . . G. ist zu gut“. Und in dem dritten

theilt G. an Bürger die vollzogene Vereinigung mit den Worten mit: „Mit Voß bin ich fertig. Er hat mir 100 Thlr. jährlich abzugeben versprochen. Ich verliere zwar gegen Dietrichs jetziges Honorar jedes Jahr 50 Thlr. dabey, indeß helf ich dem armen Teufel zu einem Weibe, und das ist ja wie Ihr wißt, ein köstliches Freundschafts-Stückchen". — Ueber eine angeblich von Bürger gedichtete und, weil G. denselben Gegenstand behandelt hatte, von ersterem wieder vernichtete Romanze über den Bigamus Grafen von Gleichen vgl. Jördens, Lexikon I. S. 336, Ersch und Gruber, Encyklop. I. Sect. 72. B. S. 54 f. u. Serapeum 1864, S. 130.

Vgl. außer dem angezogenen Briefwechsel noch Küttner, Charaktere, S. 533 ff. Jördens, Lexikon II. S. 157—164; VI. S. 197—202. Bouterwek, Gesch. d. Poesie XI. S. 438. 442. Sulzer, Allgem. Theorie d. schönen Künste VIII. S. 218 ff. Hasse, Zeitgenossen, 1829, I. S. 3—62.

J. Franck.

Goclenius: Konrad G., Professor der lateinischen Sprache an dem Collegio trilingui der Universität Löwen, geb. 1455 zu Mengeringhausen bei Arolsen im Fürstenthum Waldeck, † am 25. Januar 1539 zu Löwen. — Ueber seine Jugend besitzen wir keine Nachrichten. Als er nach Löwen gekommen und Mitglied der Artistenfacultät geworden war, wurde er bald an Stelle des Adriaen von Barlandt als Professor des Lateinischen berufen. Sein Mitbewerber war Jacques Ceratinus, der als guter Kenner der klassischen Sprachen gerühmt wird. G. begann seine Vorlesungen am 1. December 1519 und erwarb sich durch die Vorzüglichkeit derselben bald solches Ansehen, daß er am 28. Februar 1524 als Vertreter (Decan) der Artistenfacultät in den akademischen Senat aufgenommen wurde. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste war ihm schon früher ein Canonicat an der Kirche Notre-Dame zu Antwerpen, ohne die Verpflichtung, seinen Wohnsitz daselbst nehmen zu müssen, verliehen worden. Sein, wie es scheint, nicht unbedeutender Ruf brachte ihn in Verbindung mit Erasmus, der nach seinem Aufenthalte in Löwen seinen Verkehr mit ihm brieflich fortsetzte. Erasmus vermachte ihm bei seinem Tode einen silbernen Becher zum Andenken und eine Summe von 1000 Ducaten, die er G. zum Aufheben gegeben hatte. Die litterarische Thätigkeit des G. war gering. Er hatte mit einer langwierigen Krankheit zu kämpfen, der er auch endlich erlag. Er ward beigesetzt in der Peterskirche zu Löwen.

Vgl. Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers publiés par l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Bruxelles 1856. Tome XXVIII. p. 143 sqq. Brecher.

Goclenius: Rudolph G. (eigentlich Göckel), der ältere, — namhafter Philosoph —, als Sohn achtbarer Bürgersleute zu Corbach in der Grafschaft Waldeck am 1. März 1547 geboren, besuchte bis 1564 die dortige Stadtschule, bezog darauf die Marburger und 1568 die Wittenberger Universität, auf welcher er 1571 zum Magister promovirt ward. 1574 als Rector an die lateinische Schule seiner Vaterstadt berufen, empfahl er sich dem Landgrafen Wilhelm von Hessen durch ein glänzendes lateinisches Bewillkommnungsgedicht derart, daß dieser ihm 1575 die Leitung des Pädagogiums zu Cassel anvertraute. 1581 ward er zum Professor der Physik an der Marburger Universität ernannt, 1589 übernahm er die Professur der Logik und bald darauf auch die der Mathematik; seit 1603 war er mit einer kurzen Unterbrechung zugleich Professor der Logik und Ethik. In diesen verschiedenen Lehrämtern wirkte er fast ein halbes Jahrhundert hindurch: die lockendsten Anerbietungen, die von Bremen, Herborn, Lemgo und selbst von Wittenberg, der bedeutendsten aller damaligen protestantischen Universitäten, ihm gemacht wurden, vermochten nicht ihn von Marburg

fortzuziehen. — Hier genoß er die höchste Achtung, ja Verehrung, in Folge einer glücklichen Vereinigung von Eigenschaften und Fähigkeiten, die seinen Zeitgenossen als die werthvollsten erschienen. Er war keine geniale und keine tief oder originell angelegte Natur, aber er besaß eine auch in jener Zeit der Polyhistorie ungewöhnliche, weit umfassende Gelehrsamkeit, schlagfertigen Witz und dialectische Schärfe, Klarheit und Leichtigkeit der Darstellung, dazu eine liebenswürdige, frische und milde Gemüthsart, und diese Vorzüge sicherten ihm eine hervorragende Stellung unter seinen Collegen. Nur sein Freund, der Jurist Hermann Vultejus, pflegte ihm gleichgestellt zu werden, beide zusammen nannte man die Koryphäen der Universität. — Goclenius' Ruf zog nicht blos aus allen Theilen Deutschlands, sondern auch aus fremden Ländern zahlreiche Schüler nach Marburg: er selbst hat mehr als 600 Studirenden die Magisterwürde verliehen. In höchstem Ansehen stand er bei dem gelehrten Beschützer der Marburger Universität, dem universal gebildeten, großgesinnten Landgrafen Moritz von Hessen. Dieser überhäufte ihn mit Zeichen fürstlicher Freundschaft und Gunst, übergab ihm seine Schriften zur Beurtheilung und Herausgabe, besang ihn in schwunghaften lateinischen Versen und ließ in den wichtigsten Angelegenheiten, welche den Staat und die Universität betrafen, von seinem und Vultejus' Rath sich leiten. Solche ungewöhnliche Gunstbezeugungen erwiderte G. mit überschwänglichen Lobpreisungen des liebenswerthen und hochbegabten Fürsten, und wenn man sich die damals noch so strenge Gliederung der gesellschaftlichen Verhältnisse und den oft unerträglich schwülstigen Ton des schriftlichen Verkehrs vergegenwärtigt, wird man es wenigstens erklärlich finden, daß Goclenius' Lob bisweilen zu devoter Schmeichelei wird. — Inmitten der widerwärtigsten theologischen Streitigkeiten und litterärischen Klopffechtereien stehend, Zeitgenosse eines Carpentarius, Scioppius, Daniel Hofmann, ging G. selbst, soviel er konnte, allem persönlichen Hader aus dem Wege. Von Hofmann einst aufs Heftigste angegriffen, lehnte er jede öffentliche Vertheidigung ab, und ohne sein Wissen veröffentlichten seine Schüler eine Abwehr dieses Angriffs (Gumpellius Defensio philos. Goclenii Gullae 1597). Aufs nachdrücklichste betonte er das Recht freier Meinungsäußerung auch in den heikelsten philosophischen Fragen, und wiederholt erhob er seine Stimme gegen die Verketzerungssucht, Engherzigkeit und Kleinlichkeit der damals herrschenden Schulen (s. epist. dedic. zu seiner ψυχολογία g. E.; praef. zu den advers. ad J. C. Scaligeri exercitt. ꝛc.). Am Herzen lag ihm eine Versöhnung alles Widerstreites in der Philosophie und Theologie, und aus diesem von ihm viel zu weit getriebenen Streben ist ein großes, übrigens gänzlich verfehltes Werk, der „Conciliator philosophicus“ (Cassell. 1609) hervorgegangen. Es ist schwer zu sagen, ob in Folge oder trotz dieser seiner versöhnlichen Haltung G. bei den verschiedensten Parteien in hoher Gunst stand. Die philosophische Welt war gegen Ende des 16. Jahrhunderts in die zwei feindlichen Lager der Ramisten und Antiramisten getheilt. In der Freundschaft zu G. stimmten enthusiastische Verehrer des Ramus, wie Hieronymus Treutler und Rudolph Snellius, heftige Gegner des Ramus, wie Nikodemus Frischlin und Philipp Scherbius, halbe Ramisten, wie Bilstein und selbständige Denker, wie Nicolaus Taurellus, mit einander überein. Doch fehlte es ihm auch nicht an Gegnern, zu denen unduldsame Theologen, wie Joh. Weber und Joh. Hesselbein, der streitsüchtige Libavius und der berüchtigte Daniel Hofmann, der Ankläger Bruno's in Helmstädt, gehörten. — Wol nicht minder wegen seiner milden Gesinnung als wegen seiner dialectischen Gewandtheit sendete ihn der Landgraf Moritz im J. 1618 zusammen mit drei hessischen Theologen auf die Dortrechter Synode, wo der frommgesinnte, aber allen Extremen abholde Mann im Verein mit seinen Landsleuten für eine mildere Fassung der gegen die Arminianer gerichteten Sätze und für die Beseitigung der schroffen deterministischen

Formeln vergebens seine Stimme erhob. — Die letzten Lebensjahre Goclenius' wurden durch vielfache trübe Schicksale verbittert. 1621 verlor er seinen ältesten Sohn Rudolph, der neben ihm 13 Jahre lang als Professor der Physik an der Marburger Universität gewirkt hatte. Zwei Jahre später brachen die Schrecken des 30jährigen Krieges über Hessen herein. Ein Erbschaftsstreit zwischen Moritz und dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt führte 1624 Tilly mit seinem Executionsheere nach Marburg. Stadt und Universität kamen in Besitz des Hauses Darmstadt, viele Professoren wurden abgesetzt, die Verhältnisse der Universität in arge Verwirrung gebracht. Wie schwer G. das alles trug, ersieht man aus einem Gedichte vom J. 1624 (bei Lotichius, Biblioth. poet. I. p. 12). In demselben nennt er sich „von herzzerfressenden Sorgen aufgerieben, krank an Seele inmitten des Wirrsals aller heiligen und unheiligen Dinge". Er sollte bessere Zeiten nicht erleben. Er starb in fast ungeschwächter Kraft, aber voll Bekümmerniß um die Lage seines Vaterlandes, am 8. Juni 1628 nach vollendetem 81. Lebensjahre. — G. ist von seinen Zeitgenossen als einer der bedeutendsten Philosophen und Gelehrten angesehen worden. In Prosa und in Versen, in lateinischen und griechischen Gedichten hat man ihn gefeiert als den „Marburger Plato", „den christlichen Aristoteles", als „Lehrer Deutschlands" und „Licht Europa's". Aber seine uns erhaltenen Schriften — sie sind so zahlreich, daß er selbst sie in späteren Jahren nicht mehr alle kannte — rechtfertigen dies überschwängliche Lob nicht. Sie zeigen uns einen ungemein fruchtbaren, sehr belesenen und vielseitigen, aber durchaus unselbständigen Gelehrten, der mehr gefällige Darstellungen fremder Gedanken als gründliche eigene Forschungen gibt, dessen schnellfertige Art zu schreiben oft in Geschwätzigkeit und Seichtigkeit ausartet, der durch zähes Festhalten an den dialectischen Fechterkünsten der Scholastik, an ihrem hohlen Wortkram, ihren unnützen Spitzfindigkeiten auch seinerseits dem gesunden Geist der Neuzeit den Weg zu den Hörsälen der deutschen Universitäten versperrt hat. Die Fehler der Scholastik kennt er sehr wohl (s. epist. dedic. zu probl. log.; praef. zu disqu. philos.); aber er vermag nicht sich von ihnen zu befreien. Denn trotz aller Bemühungen der Renaissance steckte seine Zeit noch zu tief im alten Formalismus, als daß G. sich über denselben hätte erheben können. So erstickt auch bei ihm wie bei seinen Zeitgenossen die Form den Inhalt; ein oft gradezu blinder Glaube an Autoritäten lähmt seine Untersuchungen, die mit ermüdender Breite und erschreckender Gründlichkeit die unwichtigsten und oft unsinnigsten Fragen behandeln, so z. B., ob die Zunge dem Menschen zum Sprechen oder zum Schmecken gegeben sei (Diluc. can. philos. p. 22), ob ein Engel zugleich im Himmel und auf Erden sein könne (ib. p. 77), ob den Stummen noch die proprietas loquendi einwohne (Disqu. philos. p. 176), ob dieselbe Ursache das Lachen und die Fähigkeit des Lachens bewirke (Advers. ad Scal. exerc. p. 125), ob das Ziel der Kriegskunst der Sieg sei (Exerc. eth. p. 459). Was alles ihm zum Wesen der Gelehrsamkeit zu gehören schien, zeigt seine Eintheilung der Thränen in warme und kalte, dicke und dünne, süße und bittere u. s. f. (Psychol. de lacrimis, Marp. 1597), seine Dispositionen zum ersten Psalm und sechsten Capitel Johannis, sowie seine Empfehlung des Antonius Foquelius, der in ähnlicher Weise Persius mißhandelt hatte (Prax. log. c. 6). — Der größte Philosoph aller Zeiten ist ihm Aristoteles, dessen Verständniß ihm von mittelalterlichen und neueren Erklärern erschlossen wird. Doch weicht er auch oft von Aristoteles ab, um sich Platon anzuschließen, wie er denn Aristoteles beschuldigt, Platon verleumdet zu haben (Exercit. eth. p. 224. 239 u. f.). G. aber deshalb zu einem Platoniker zu machen, hat Bartholomèß (Jord. Bruno I. S. 362) kein Recht; denn als ächter Eklektiker folgt G. keiner Schule ausschließlich, um bei unzähligen Lehrern in die Schule gehen zu können. — Bei seinen

logischen Untersuchungen, in denen der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit liegt, hat er sich P. Ramus angeschlossen, der auf den hessischen Schulen Aristoteles fast verdrängt hatte (E. Pasquier, Des recherches de la France p. 795 ed. 1665). Mit Ramus klagt er über die Lücken, Dunkelheiten und unnützen Bestandtheile des arist. Organons; ihm verdankt er die Vorliebe für Platon, für Dichotomie, die Ueberschätzung der Methode bei Vernachlässigung des Gegenstandes der Forschung, die Belebung der Logik durch Beispiele aus den Schriften alter Dichter und Redner und zahlreiche Erklärungen, Begriffsbestimmungen und logische Formeln. Aber neben Ramus benutzt er auch dessen Gegner und fast sämmtliche Peripatetiker des 15. und 16. Jahrhunderts, besonders Melanchthon, Camerarius, Zabarella, Franz Piccolomini, Jak. Schegk, Nic. Taurellus und vor allen Jul. Scaliger, dessen beste Schrift De subtilitate er seine Bibel zu nennen pflegte. Gegen Ramus reiht er die Kategorien und die Widerlegung der sophistischen Schlüsse wieder der Logik ein; abweichend von ihm trägt er die Lehre von den Schlußfiguren vor und in unzähligen anderen Punkten kehrt er von Ramus zu Aristoteles und dessen Schülern zurück. Bereichert hat er selbst die Logik nur durch die Lehre von dem umgekehrten Kettenschluß, dem sogenannten soreites Goclenianus (Isag. in organ. Aristot. c. 4). Sieht man nun blos auf seine logischen Schriften, so kann man ihn, wie es zu geschehen pflegt, einen halben Ramisten nennen, obgleich in diese Rubrik die verschiedensten Ansichten geworfen werden; ganz unpassend aber wird dies Schlagwort, wenn man die gesammte philosophische Thätigkeit Goclenius' bezeichnen will. Wie er selbst seine Verehrung des Aristoteles mit der Billigung so vieler abweichender Ansichten zu vereinigen wußte, erhellt aus seinem Brief an Taurellus vor dessen Schrift De aetern. mundi. — Die Physik, der nach der Logik die meisten seiner Schriften gewidmet sind, hat er durchaus in der Weise der Scholastik behandelt. Er kennt wol bessere Methoden (s. prax. log. p. 7), aber wendet sie nicht an. Selbständige Beobachtungen fehlen gänzlich; die einfachsten Thatsachen sollen auf dialectischem Wege aus den Schriften der alten Autoritäten erwiesen oder aus allgemeinen Sätzen a priori deducirt werden. Als ergötzlicher Beleg diene die Behandlung der Frage An pisces et insectae respirent (Diluc. can. phil. Lich. 1604), oder die Ableitung einer physiologischen Thatsache aus Gregorius von Nyssa (Phys. comment. de risu p. 17). — Seine Psychologie ist noch in neuerer Zeit sehr gerühmt worden, doch ist an derselben wol nur seine Vorliebe für die Verbindung physiologischer mit psychologischen Untersuchungen zu loben; denn meistens folgt er auch hier ganz unselbständig den Peripatetikern des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts, deren unendliche fruchtlose Untersuchungen über Ursprung, Bestimmung und Zukunft der Seelen, über die Vermögen der Seele und die Arten des Intellects sein höchstes Interesse und wenig Widerspruch erregen. — Auch Mathematik, Geographie, Astronomie, Botanik, Zoologie und Medicin hat er in derselben unselbständigen Weise in den Kreis seiner Studien gezogen und in unzähligen Thesen, Disputationen und Monographien, sowie in einem größeren encyklopädischen Werk („Physicae completae speculum“, Frcf. 1604) dargestellt. Ebenso enthält sein großes „Lexicon philosophicum“ (Frcf. 1613 u. 1634. Marchiob. 1615) Erklärungen zahlreicher naturwissenschaftlicher Gegenstände, wie von Hauptbegriffen der Logik, Metaphysik, Ethik und Theologie. — Seine Ethik ist, wie die Melanchthon'sche, ihrem Grundstocke nach aristotelisch, doch fehlen auch platonische, stoische und vor Allem ächt biblische Lehren nicht. Die Behandlung ist wie in der Physik fast überall die scholastisch-dialectische subtiler Begriffsspaltung und unfruchtbarer Wortklauberei. — Das vielumstrittene Verhältniß der Theologie zur Philosophie hat er in ähnlicher Weise, wie Melanchthon, und noch näher, wie der ihm befreundete Taurellus

bestimmt. Gegen die Verächter und Verketzerer der Philosophie behauptet er, weder die Theologie noch irgend eine Wissenschaft könne der Philosophie entbehren, diese aber dürfe nicht Herrin, sondern müsse Dienerin der Theologie sein. Es gebe keine zwiefache Wahrheit: kein Satz könne in der Theologie wahr und in der Philosophie falsch sein. Wo ein Widerstreit philosophischer gegen religiöse Lehren sich zeige, da irre die Philosophie und müsse der Religion sich demüthig beugen (Exercit. eth. Marp. 1592 p. 139; Themat. philos. qu. 1 § 23 sqq; Quaest. theol. philos. 1 § 20; Gumpell. Defens. philos. p. 102 sqq.). — Unzählige abergläubische Vorstellungen gelten ihm für wichtige Lehren der Religion. Der Astrologie ist er nicht abgeneigt, wenn er sie auch nicht als Wissenschaft anerkennt; die Existenz von guten und bösen Geistern, von Teufeln und Hexen, ja selbst von Faunen und Satyrn leugnet er nicht (Phys. compl. specul. p. 17 sqq.; Angelologia Marp. 1609; Disquis. magicae Marp. 1602; seine Schrift über Hexenproben bei O. Melander, Resol. adv. sagas Lich. 1597). — Für seine Zeit nicht ohne Werth, für uns gänzlich unbrauchbar, sind seine grammatischen Arbeiten, die nur die lateinische Sprache betreffen („Probl. grammat.“, Frcf. 1601; „Observ. linguae lat. analecta“, Frcf. 1601; „Themat. grammat.“, Marp. 1606). Hervorzuheben ist seine „Sylva minus probatorum, insolentium, barbarorum etc. in Latina“, Lips. 1624, welche Schrift zwar nicht die erste dieser Art ist, wie Strieder (IV, 487) angibt, da Nizolius in seinem Anhang zum Thesaurus Ciceronianus längst voraufgegangen war, die aber als erster größerer Antibarbarus bezeichnet werden darf. Auch in lateinischen Versen hat sich G. nach der Sitte der Gelehrten seiner Zeit gern versucht und als Improvisator sogar eine gewisse Berühmtheit erlangt. Seinen Gedichten („Poemata“, Wittenb. 1571; „Select. carm.“, Marp. 1604) fehlt Leichtigkeit und Wortfülle nicht, wol aber Geschmack und Gedankengehalt, für die vielfache Spielereien, wie Gedichte aus Worten von lauter gleichen Anfangsbuchstaben und Aehnliches, nicht zu entschädigen vermögen. Eine Perle unter den öden Hochzeits-, Grab- und sonstigen Gelegenheitsgedichten ist die Bearbeitung von Psalm 103 (Sel. carm. p. 14), die selbst Eobanus' Nachbildung der Psalmendichtung hinter sich läßt. So ergibt sich fast überall eine sehr bedeutende Differenz zwischen dem wahren Werthe und der einstigen Schätzung der wissenschaftlichen Thätigkeit Goclenius'. Jetzt nur noch von historischem Werth, haben die Goclenius'schen Schriften einst in hohem Ansehen gestanden und einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung ihrer Zeit ausgeübt: eine Differenz, welche eben die große Kluft bezeichnet, die uns von den Hauptträgern der Philosophie um die Wende des 16. Jahrhunderts und von den gesammten Bestrebungen jener Zeit trennt.

Hauptquellen für Goclenius' Lebensgeschichte sind die seinen Werken vorausgeschickten Vorreden und Widmungsbriefe und außer den Bibliographen (wie Reimann, Hist. litt. IV, 566 s.; Freher, Theatr. p. 1522): J. P. Lotichii Bibl. poet. III, 168 s., Frcf. 1625: Wolfgangi Lorisecae orationes p. 83 s., Cassel 1631; Schumacher, Consp. Waldecciae litteratae p. 20 s., Dresd. 1710; Strieder, Hess. Gel. Gesch. IV, 428 f. und in den folgenden Bänden bes. IX, 381 und XIII, 341 f., wo auch ein Verzeichniß der Schriften Goclenius' sich findet. Freudenthal.

Goeddaeus: Johannes G., geb. am 7. December 1555 in Schwerte in der damaligen Grafschaft Mark, ward von seinen, dem Kaufmannsstande angehörigen Eltern gleicher Gestalt für die Erlernung der Handlung und dereinstige Uebernahme des väterlichen Geschäfts bestimmt. Jedoch gaben die Eltern, als sie des Knabens Talente sich entwickeln und seine Hinneigung zu den klassischen Studien unverkennbar hervortreten sahen, den ursprünglichen Plan auf und ließen den Sohn vom J. 1568 ab die Dortmunder Schule besuchen. Hier wendete er

sich zwar mit vielem Fleiße den beiden alten Sprachen zu, betrieb aber das Hebräische mit allzu großer Vorliebe, auf Kosten und mit Hintansetzung der übrigen Schuldisciplinen, so daß selbst seine Lehrer ihm eine Mäßigung in der eingeschlagenen Richtung dringend anempfahlen. Von 1570 ab setzte er seine Studien in Deventer fort, mußte sie aber wegen der Unruhen, welche die Spanier in den damaligen Kriegsläuften der Stadt verursachten, bereits nach einem Jahre aufgeben, kehrte nach Schwerte zurück, begab sich von da aber bald wieder nach Dortmund, wendete sich von Neuem fast ausschließlich dem Studium der hebräischen Sprache zu, fand aber doch bald auch an Geschichte, Philosophie und Poesie Geschmack und erwarb sich durch seinen Fleiß größte Hochachtung. Im J. 1576 begleitete er den Sohn des Landvogts Friedrich von der Mark, Johann, als Gouverneur und Privatlehrer nach Dortmund. Nach Verlauf von zwei Jahren begab G. sich behufs Fortsetzung seiner philosophischen Studien nach Marburg, zugleich mit der Absicht, dem Studium der Theologie, welches er nie aus den Augen verloren und als dessen hauptsächliche Hülfswissenschaft er so eifrig die hebräische Sprache gepflegt hatte, sich zuzuwenden. Damals waren die Streitigkeiten widerwärtigster Art unter den Theologen in höchster Blüthe. Goddaeus' friedfertiger, sanfter Charakter fühlte sich durch sie abgestoßen, er kehrte der Theologie den Rücken und erwählte die Jurisprudenz, zu der ihn indeß ein wirklich innerer Beruf nicht hinzog. Nichtsdestoweniger überwand er die Schwierigkeiten, welche die nur geringe Neigung für diesen Beruf ihm entgegenstellte, disputirte am 5. September 1579 unter dem Präsidium von Nic. Vigelius, 1580 unter Hermann Lersner und 1582 unter Hermann Vultejus. Von vielen studirenden Jünglingen in Marburg aufgefordert selbst Vorlesungen zu halten, erhielt er auf seine Bewerbung die Erlaubniß die Institutionen des römischen Rechts vorzutragen. Am 29. April 1585 promovirte er zum Doctor beider Rechte und begab sich bald hernach an den Sitz des Reichskammergerichts nach Speier, um das processualische Verfahren dieses Gerichtshofes kennen zu lernen. Noch während seines Aufenthalts in Speier wurde er zum Professor der Rechte in Heidelberg designirt, erhielt aber die Vocation gar nicht zugeschickt, weil durch die Intriguen seiner Gegner die Ernennung rückgängig gemacht wurde. Demzufolge kehrte er 1586 nach Marburg als Privatdocent zurück. Im folgenden Jahre 1587 erwählte ihn das Rathscollegium seiner Vaterstadt zum Bürgermeister, er lehnte indeß aus Liebe zur akademischen Laufbahn dies Anerbieten ab und erhielt am 21. Juli 1588 einen Ruf als ordentlicher Professor der Rechte nach Herborn. Schon nach zwei Wochen (4. August) trat er dies Amt an und eröffnete seine Vorlesungen. Sein Ruf als hervorragend tüchtiger akademischer Lehrer gab die Veranlassung zu einer neuen Vocation als Professor der Rechte nach Frankfurt a./O., die er indeß ausschlug. Dagegen leistete er einem anderweiten, am 27. April 1594 durch die Empfehlung und Vermittlung des Kanzlers Sigfried Klotz an ihn ergangenen Rufe als ordentlicher Professor der Institutionen nach Marburg gern Folge. Als solcher begann er am 3. Juli seine Thätigkeit in dem neuen Wirkungskreise, wurde 1603 Professor der Pandecten und blieb, ungeachtet vieler verlockender Anträge, als Professor nach Heidelberg, Helmstädt, Franeker, als Syndicus nach Bremen, als Vicekanzler nach Cassel, sogar noch 1626 als königlich dänischer Rath nach Kopenhagen zu kommen, der Universität Marburg, an welcher er eine ihn höchst befriedigende Thätigkeit und angenehme Stellung gefunden hatte, treu. Neben seiner akademischen Lehrthätigkeit nahm er lebhaften Antheil an den politischen Angelegenheiten des Landes, sein Interesse dafür und seine bewährte Rechtskenntniß bestimmte die Universität ihn zu ihrem Deputirten und Vertreter auf den Landtagen zu Cassel, Marburg und Treysa zu ernennen und er gehörte als Mitglied auch der Commission an, welche 1604 den bekannten

Marburger Successionsstreit schlichten sollte. 1611 ward er dazu noch zum Assessor des Consistoriums in Marburg ernannt. Seit dem J. 1623 wurde der sonst überaus kräftige Mann öfter von apoplectischen Zufällen heimgesucht, die sich mit zunehmendem Alter immer mehr und in dem Maße vermehrten, daß er seit 1630 fast auf alle Thätigkeit außerhalb des Hauses verzichten mußte. Ein sanfter Tod machte seinem arbeitreichen Leben am 5. Januar 1632 ein Ende. Außer seiner Inaugural-Dissertation „De contrahenda vel omittenda stipulatione“ (Marburgi 1585. 4°) hat er 24 weitere selbständige juristische Schriften veröffentlicht, von denen mehrere verschiedene Auflagen erlebt haben, so der „Commentarius repetitae praelectionis in Tit. Dig. De verborum et rerum significatione“ (1. Ausg. Herbornae, 1590. 8°, 8. Ausg. ibid. 1601. 8°). Eine Sammlung seiner einzelnen gehaltenen Disputationen (zusammen 61) ist unter dem Titel: „Theses et disputationes juris“, Pars I^a^—III^a^ (Marpurgi 1595 bis 1596. 4°) erschienen und in den „Consilia et Responsa Marpurgensia“, Vol. I—IV stehen 34 Gutachten und Rechtsaussprüche von ihm, welche auch außerhalb Deutschlands seinem Namen die verdiente Anerkennung geschaffen haben.

Vgl. G. Herdenius, Leichenpredigt auf den Tod Johannes Goeddaeus. J. Kornmann, Oratio parentalis in honorem Joh. Goeddaei. Th. Höpingk, Programma funebre in obitum Joh. Goeddaei. Kurtze Historie der . . . Gelehrtheit derer Hessen. Trimestre I^mo.^ S. 1—20. Friedr. Wilh. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, Bd. IV, S. 507—20. Herrmann Müller.

Göde: Christian August Gottlieb G., Rechtsgelehrter, geb. am 20. Februar 1774 zu Dresden, † am 2. Juli 1812 in Göttingen. Er studirte und promovirte in Leipzig, begleitete 1802—5 den Legationsrath v. Blümner auf einer Reise durch England und Schottland, die er in dem Werke: „England, Wales, Irland und Schottland“, 1802–5, 5 Thle.; 2. Ausg. 1806 ausführlich beschrieb, und erhielt 1805 eine außerordentliche Professur der Rechte und Philosophie in Jena. Als ihm bei Annäherung der französischen Truppen (1806) vom akademischen Senate die Führung einer Deputation angetragen werden sollte, floh er aus Furcht vor Napoleon wegen eines Aufsatzes, den er gegen ihn geschrieben, aus der Stadt, um nicht wiederzukehren. 1807 ging er als ordentlicher Professor der Rechte nach Göttingen. Außer dem bereits namhaft gemachten Reisewerke verfaßte er „Jus Germanicum privatum in usum lectionum academicarum“, 1806, und vollendete das „Lehrbuch des Lehnrechts“ von Karl Wilhelm Pätz, 1808.

Pütter, Gelehrten-Geschichte der Univ. Göttingen III, 71 f. Günther, Lebensskizzen S. 81. Steffenhagen.

Göde: Henning G. (Gode, Goden), Jurist aus Werben bei Havelberg, ist um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren und im Sommersemester 1464 in die Matrikel der Universität Erfurt inscribirt. Zehn Jahre später wurde er unter die Zahl der Erfurter Magistri artium aufgenommen, nach ferneren 11 Jahren (26. October 1489) zum Doctor beider Rechte promovirt und in die Juristenfacultät recipirt, nachdem er in dieser Facultät schon 1486 die Licentia gradum sumendi erlangt hatte. Zweifelsohne hatte G. schon weit früher, vielleicht bald nach der Zeit, wo er zum Magister artium creirt war, sich der juristischen Praxis gewidmet und schon damals als Sachwalter großes Ansehen erlangt. Dies beweist der Umstand, daß schon 1478 die Stadt Erfurt G. zu ihrem Sendboten nach Rom auserwählte, als es galt die päpstliche Erlaubniß zur Verlegung des Nonnenklosters auf dem St. Cyriaxberg in die Stadt und zur Erbauung einer Festung an Stelle des Klosters auszuwirken. Nicht lange und G. war auch bei anderen Städten, insonderheit Norddeutschlands, bei Fürsten

und Herren ein gesuchter juristischer Rathgeber und Agent, er galt für einen vorzüglichen Redner, zu Reichstagen und Landtagen, zu Friedens- und anderen Verhandlungen, zu Rechtstagen mußte er seine vornehmen Clienten begleiten, überall erntete er großen Ruhm, wenngleich urtheilsfähigere Männer sagten, er habe mehr die Gaben und das Wesen eines gewandten Advocaten als eines Staatsmannes. Vom Rathe der Stadt Erfurt bezog er als Rechtsconsulent eine Besoldung, sein Ansehen bei demselben überwog so sehr, daß nichts ohne seine Zustimmung unternommen wurde. Ingleichen bedienten sich die benachbarten sächsischen Fürsten seiner als vertrauten Rathes (vom Hause aus). Die Universität Erfurt wählte ihr berühmtes Mitglied wiederholt zum Rectorat, so im Winter 1486 (G. wird damals als Collegiat im Colleg. majus bezeichnet) und im Winter 1489. Später erlangte G. auch ein Canonicat und die Stelle des Scholasticus bei der Stiftskirche beatae Mariae virginis, zugleich hatte er die erste Stelle der lectura ordinaria iuris canonici in der Juristenfacultät inne. In wissenschaftlicher Beziehung hielt G. in seinen Grundanschauungen überall am Ueberlieferten fest. Die auf uns gekommenen juristischen Arbeiten des Mannes zeichnen sich durch Klarheit und Kürze aus, sie lassen den auf das Reale gerichteten Sinn Göde's und seine große Beanlagung für die juristische Praxis erkennen, aber eigentlich wissenschaftlich hervorragend, d. h. über das Durchschnittsmaaß der juristischen Bildung jener Zeit sich erhebend sind sie nicht. Sein gesunder Menschenverstand bewahrte G. davor, sich principiell allem Neuen entgegenzustellen. Vielmehr ermahnte er den Auswüchsen der Scholastik gegenüber die Studirenden zum Studium einer reineren Philosophie, auch dem frisch emporstrebenden Humanismus erscheint er eher als Förderer wie als Feind, wenn er auch Tadel ausspricht wider das sich überstürzende und überhebende Treiben, in welchem manche Glieder der Erfurter Poetenschaar sich gefielen. Als im J. 1509 in Erfurt das große Zerwürfniß zwischen dem Rath und der Gemeinde zum Ausbruch kam, welches sich längst vorbereitet hatte, mußte auch G., welcher als Syndicus der Stadt mit der Rathspartei in enger Verbindung stand, seiner Sicherheit halben die Stadt verlassen. Noch vor Ausbruch der völligen Anarchie, am Tage Margarethä (13. Juli), fuhr G. aus der Stadt, die er eine Reihe von Jahren nicht wieder betreten sollte. Er wendete sich nach Gotha, als sei er zu dem dort versammelten Landtag als fürstlicher Rath gerufen. Es ist bekannt, wie es namentlich den Bemühungen Göde's gelang, nach siebenjährigem Streit eine Aussöhnung der erbitterten Erfurter Parteien zu Stande zu bringen, der Vertrag von Naumburg vom 25. October 1516 ist hauptsächlich sein Werk. Feierlich eingeholt kehrte er damals in die Stadt Erfurt zurück. Seinen dauernden Wohnsitz aber hatte er anderwärts aufgeschlagen. Bereits im Sommer 1510 hatte er die ihm vom Kurfürsten Friedrich zu Sachsen angetragene Präpositur der Stiftskirche Omnium Sanctorum, verbunden mit der lectura ordinaria iuris canonici bei der Universität Wittenberg angenommen. Am 8. October e. a. begann er dort seine Vorlesungen über den Dekretalentitel de constitutionibus. Das Ansehen Göde's scheint sich in Wittenberg nicht gemindert, eher noch gesteigert zu haben. Der spätere sächsische Kanzler Gregorius Brück und Andere rühmen seine Lehrthätigkeit. Doch war dieselbe viel unterbrochen durch Geschäftsreisen, welche G. von Wittenberg fernhielten. So war er z. B. von etwa Ostern 1519 bis ins Jahr 1520 hinein nicht heimisch, er befand sich bei seinem Kurfürsten, der damals die Wahl Karls V. betrieb. G. diente dabei als juristischer Rathgeber und ist uns aus jener Zeit ein langes juristisches Consil geblieben über Wahl und Krönung eines römischen Königs, welches er wahrscheinlich auch seinen Zuhörern in Wittenberg vorgetragen hat. Daraus mag die Sage entstanden sein, er sei der Erste gewesen, welcher in Deutschland „Vorlesungen über

Staatsrecht" gehalten. Wenn sich ferner die Ueberlieferung gebildet hat, G. als den eigentlichen Reformationsjuristen zu betrachten, so ist daran nur so viel wahr, daß er der Sache Luthers durch seine juristischen Kenntnisse und praktische Erfahrung einige wesentliche Dienste geleistet hat, unter Anderem dadurch, daß er der Eck'schen Publikation der Bannbulle gegenüber kaltes Blut bewahrte und vorhersagte, dieselbe werde ihrer Formlosigkeit halber der Universität Wittenberg keinen großen Schaden thun. Das brachte auch ängstliche Gemüther, die schon nachgeben wollten, wieder in muthige Verfassung. Sonst aber hat G. wol Weniges vom katholischen Glauben aufgegeben und wird daher seiner nicht immer in freundlichster Weise von Luther gedacht. G. † am 21. Januar 1521 mit Hinterlassung eines ansehnlichen Vermögens, das er zu kirchlichen und Wohlthätigkeitszwecken, insonderheit zur Gründung von Stipendien testamentarisch bestimmt hatte. Gedruckt sind von G.: 1) „Consilia", auf Veranlassung des Kurfürsten Joh. Friedrich von Sachsen 20 Jahre nach des Verfassers Tod (1541) herausgegeben durch Melchior Kling; 2) Ein Collegienheft über Proceß, ebenfalls lange Zeit nach des Autors Tod (1538) herausgegeben durch Johann Braun unter dem Titel „Judiciarii ordinis processus".

Vgl. statt Vieler: Kampschulte, Universität Erfurt I, S. 39 ff. und anderwärts; Muther, Zur Geschichte der Rechtswissenschaft S. 375 ff. und anderwärts. Muther.

Godebold oder Gondebald, aus einem friesischen Geschlecht stammend, Bischof von Utrecht, ward 1114 zu dieser Würde erhoben und gründete 1121 das Kloster Oostbroek und später zu Middelburg die Benedictinerabtei, nachdem er die durch ihre ausschweifende Lebensweise berüchtigten Capitulare der dasigen Kirche vertrieben, während er überhaupt die Sitten der Priester seines Stiftes vielfach verbesserte. Doch so verdienstvoll er in dem geistlichen Theile seines Amtes wirkte, so unheilvoll waren seine weltlichen Unternehmungen. Er kämpfte mit Herzog Lothar von Sachsen gegen Kaiser Heinrich V., ohne dadurch die Gunst seines Bundesgenossen zu gewinnen, der ihn, als er Kaiser geworden, der Herrschaft über die friesischen Gauen beraubte, weshalb er auch bald, des fortwährenden Unglücks im Regieren überdrüssig, sich 1126 in seine Abtei Oostbroek zurückzog, wo er 1128 starb. P. L. Müller.

Godehart: s. auch **Gotthard**.

Godelmann: Johann Georg G., hervorragender Rechtsgelehrter. Er wurde am 12. Mai 1559 zu Tuttlingen in Würtemberg geboren. Seinen Vater, den damaligen Amtsvogt, späteren Pfleger des Schlosses Roseck bei Tübingen, Jeremias G. († 1582), nennt ein Freund der Familie, der schwäbische Chronist Crusius, einen „frommen, gelehrten und verständigen Mann", welcher den Sohn „zu allem Guten aufzog". Seine „vortreffliche" Mutter Maria († 1568) entstammte dem angesehenen Nürnberg'schen Geschlechte Holzschuer. — In Stuttgart vorgebildet, bezog G. die Universität Tübingen und wurde daselbst am 14. Septbr. 1572 inscribirt. Zunächst — und bis er die Magisterwürde erreicht hatte — lag er philosophischen Studien ob. Von 1576 an trieb er die Rechtswissenschaft und disputirte 1578 „De litis contestatione". Hierauf finden wir ihn unter den Hörern Wesenbeck's und von Beust's in Wittenberg; später unternimmt er Reisen, hält sich längere Zeit über in Rostock auf und erwirbt zu Basel am 1. Sept. 1580 den juristischen Doctorgrad. Am 1. Dec. desselben Jahres begann G. als Professor zu Rostock seine Vorlesungen, und zwar über Cicero's Buch „De legibus". Auf dieselben ließ er 1582 die über den Digestentitel „De regulis juris" folgen; 1584 las er Lehnrecht. Die von ihm1585 begonnenen Vorlesungen über die Carolina unterbrach 1587 seine Mission in Staatsgeschäften nach Riga und zum

Wahltage nach Warschau, desgleichen 1589 nach Holstein, „woselbst er den Landständen mit vieler Arbeit geholfen“. 1592 wurde G. als kursächsischer Hofrath nach Dresden berufen, 1597 zum comes palatinus ernannt und bis zum 18. Febr. 1605 vierundvierzigmal als Gesandter an den kaiserlichen Hof geschickt. Wie sehr G. von dem Kurfürsten von Sachsen geschätzt wurde, erhellt aus einer Anzahl von Acten des sächs. Hauptstaatsarchivs. So kauft ihm Christian II. ein Haus in Dresden, gibt ihm 10000 Gulden Gnadengeld etc. — G. starb als „Geheimbder Rath“ zu Dresden am 20. Febr. (nicht 20. März, wie ausnahmslos behauptet wird) 1611 Abends 8 Uhr. Er hinterließ viele Kinder aus seinen beiden Ehen. Von seinen Söhnen ist der älteste Jeremias, welcher nach beendigtem Rechtsstudium ebenfalls in kursächsische Dienste trat, zu nennen. Auch darf, um etwaigen Verwechslungen vorzubeugen, nicht unerwähnt bleiben, daß ein Johann Georg Godelmann — sein Sohn hieß Georg — bereits 1574 sich in kursächsischen Diensten befand und noch 1613 in Speier vorkommt. — Godelmann's größtes Verdienst beruht in seinem für jene Zeit überaus entschiedenen Auftreten gegen den Hexenglauben. Insbesondere sind hier seine Vorlesungen über die Carolina zu erwähnen, welche er vermehrt unter dem Titel: „Tractatus de magis, veneficis et lamiis deque his recte cognoscendis et puniendis etc.“ — erste Ausgabe: Francoforti 1591; 4°. — herausgab und welche bereits im folgenden Jahre in der deutschen Uebersetzung des Superintendenten Georg Nigrinus erschienen. — Von Godelmann's sonstigen Schriften ist noch anzuführen: „Oratio de leg. Roman. dignitate“, Rost. 1583; „Tractatus de studiis privatis in jure recte instituendis“, ferner eine deutsche Uebersetzung des Lebens Karls V. seines Schwiegervaters Dav. Chytraeus und von „Geistl. Supplicationes, so ein frommer Christ etc.“

Mart. Crusius, Annales Suev., Bd. 2. d. deutsch. Ausgabe SS. 326. 334. 347. 348. 352. 367. 389. 419. — Melch. Adam, Vitae Germ. Jur. Cons. (Heidelberg 1620) S. 447 und Taubmann's (Fried.) Postum. Schediasmat. ibi cit.; ferner Jöcher, Gelehrtenlexikon (1726); Zedler, Universallexikon; Oettinger, Moniteur des dates; Horst, Zauberbibliothek (Mainz 1821), Th. 1. S. 333 ff.; v. Wächter, Beiträge zur deutschen Geschichte (Tübingen 1845), S. 285. 294 ff.; bezügliche Acten des Hauptstaatsarchivs zu Dresden und Mscr. Biblioth. Reg. Dresd. J. 270 Bl. 54 ff.; Krabbe, Gesch. d. Univ. Rostock, S. 700; derselbe, Dav. Chyträus, S. 374. Distel.

Godesheim: Udalrich von G. (auch von Cosheim, Goscezheim, wahrscheinlich das heutige Goßheim nordwestlich von Donauwörth), † 1083, war einer der einflußreichsten und zugleich getreuesten Freunde und Räthe Heinrichs IV. Er gehörte zu jenem Kreise, den der König, als er selbständig zu regieren anfing, nicht mit Unrecht mißtrauisch gegen die großen Fürsten, um sich sammelte und von dem die Heinrich feindlichen Schriftsteller mit so großem Hasse reden. Als im Jahre 1073 ein gewisser Regenger vorgab, vom Könige zur Ermordung mehrerer Fürsten, namentlich des Herzogs Rudolf von Schwaben gedungen zu sein, erbot sich Udalrich, Heinrichs Unschuld im Zweikampfe zu erweisen; doch Regenger's plötzlicher und schrecklicher Tod machte denselben überflüssig. Gewiß hat Udalrich an dem Kriege gegen die Sachsen den lebhaftesten Antheil genommen, da er im Verlaufe desselben mit Burgen und Besitzungen in der Mark Meißen beschenkt wurde. An den Zerwürfnissen, in welche Heinrich mit Gregor VII. gerieth, soll Udalrich besondere Schuld getragen haben, und gehörte er auch zu den fünf königlichen Räthen, welche Gregor auf der Fastensynode von 1075 excommunicirte, aber ohne deren Entfernung vom Hofe zu erreichen. Darüber kam es zu völligem Bruche, zu der bekannten Absetzung Gregors, der darauf seinerseits den König bannte. Heinrich, um nicht den Thron zu verlieren, mußte die schmäh-

lichen Bedingungen annehmen, welche ihm die in Tribur versammelten Fürsten auferlegten, und zu ihnen gehörte auch die Verweisung Udalrichs, zu der er sich wirklich entschloß. Auch bei der Aussöhnung mit Gregor in Canossa verlangte dieser ausdrücklich, daß Heinrich Udalrich von sich fern halte. Als jedoch der König, nach Deutschland zurückgekehrt, den Kampf mit seinen Feinden aufnahm, war Udalrich einer der ersten, die zu ihm eilten. Auch auf dem Römerzuge war er der Begleiter seines Herrn, und als dieser Ende Juli 1083 das nur theilweise eroberte Rom wieder verließ, fiel dem Getreuen die schwierige Aufgabe zu, eine in Eile auf einer Anhöhe bei der Peterskirche errichtete Verschanzung während der Abwesenheit des Königs zu halten. Aber dem römischen Sommerfieber vermochte der Kriegsmuth Udalrichs nicht zu widerstehen; er selbst und die meisten seiner 400 Ritter erlagen ihm in kurzer Zeit, so daß die Römer die von Vertheidigern entblößte Feste niederreißen konnten. Wie bedeutend Udalrichs Einfluß gewesen sein muß, sieht man aus der Erbitterung seiner Gegner; Bruno erzählt, die Sachsen hätten ihn statt Godesheim „Godeshaz“ genannt: „quia dei timorem penitus abjecerat et vere ex odio dei venerat“ und Bernold bezeichnet ihn geradezu als „Urheber und Betreiber der Kämpfe gegen den Papst“. — Wenck hat das bei Frankfurt ansässige und später so bedeutende Geschlecht der Eppensteine von Udalrich ableiten wollen, indem er irrig das Städtchen Kostheim als dessen Heimath annahm.

Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit III, 1.

Lindner.

Gödjen: Nikolaus G., Buchdrucker in Oldenburg von 1689 bis c. 1697. Sein Name wird auch Göttken geschrieben, doch scheint die erstere Schreibart die richtigere zu sein. Er war vermuthlich der Schwiegersohn des Hofbuchdruckers Hans Erich Zimmer und dessen Geschäftstheilhaber, denn sein Name kommt gemeinschaftlich mit diesem auf verschiedenen Druckwerken vor. Nachdem Zimmer gestorben, ertheilte ihm Christian V. von Dänemark unterm 22. Mai 1697 eine Concession, dahin lautend, daß er als königlicher privilegirter Buchdrucker von allen bürgerlichen Personal-Auflagen und Beschwerungen befreit und ihm dabei vergönnt sein solle, mit und nebenst den Oldenburgischen Buchbindern gebundene Bücher zu verkaufen, auch wenn die Freiheit der indulgirten Jahre auf die Verlegung des großen und kleinen oldenburgischen Gesangbuchs erloschen, dessen Druck fortzusetzen: Wie denn auch ferner die oldenburgischen Buchbinder die Kirchen- und Schulbücher, so in Oldenburg gedruckt werden, daselbst kauffen und nicht aus fremden Städten hohlen, dahingegen aber die Buchdrucker solche Bücher für selbigen Preiß als sie an andern Orten zu bekommen, feil zu halten schuldig sein sollen.“ Es war nämlich zu Tage gekommen, daß die Buchdruckerei von Zimmer und G. nicht im Stande gewesen war, das Land mit den nöthigen Exemplaren von Büchern zu versehen, welche der Generalsuperintendent Nikolaus Alardus für die Kirchen und Schulen in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst herausgegeben hatte. Es waren dieses hauptsächlich: „Oldenburgische Catechismuslehre“, 1689, „Oldenburgisches Gesangbuch“, 1690 ꝛc., welche sämmtlich von Zimmer und G. gedruckt und verlegt wurden. Diesem Mangel abzuhelfen, da diese Druckerei nicht im Stande war, den nöthigen Bedarf zu liefern, machte sich der Buchdrucker Johann Hornung in Bremen zu Nutze und druckte namentlich das Gesangbuch nach. Um aber diesem Zustande abzuhelfen, wurde den Buchbindern Schröder und Strohm ein Privilegium ertheilt, eine neue Ausgabe vom Gesangbuch zu veranstalten. N. G. hatte daher sein Privilegium nicht lange genossen, denn der König dehnte unterm 19. August 1698 dasselbe auf des N. G. Wittwe und wenn sie sich wieder verheirathen sollte, auf deren künftigen Ehemann aus, ebenso auf eines ihrer Kinder erster Ehe und

zwar wie es im Decrete heißt: „in Ansehung ihres und ihrer Kinder betrübten und schlechten Zustandes“. Es muß also um diese Zeit G. gestorben sein, und die Wittwe sich wieder verheirathet haben, denn 1707 unterm 30. Mai ertheilte der König auf Ansuchen des Ehemanns der nachgelassenen Wittwe, Jacob Nikolaus Adler, ein neues Privilegium für das oldenburgische Gesangbuch und verbietet zugleich das in Bremen gedruckte Hornung'sche, als Nachdruck. Dem Jakob Nicolaus Adler folgte im J. 1726 als Buchdrucker sein Stiefsohn Johann Conrad G., und als dieser 1742 starb, wurde die Druckerei unter der Firma: Johann Conrad Gödjen Erben von der Wittwe mit ihrem ältesten Sohne Johann Arnold G. fortgesetzt, dem im December 1743 die Anwartschaft auf die Concession von der Regierung zugesichert war.

Vgl. Strackerjan, Geschichte der Buchdruckerei im Herzogthum Oldenburg und der Herrschaft Jever S. 22 ff. Kelchner.

Gödig: Heinrich G., ein aus Braunschweig gebürtiger Maler, dessen Name auch Godig, Göding und Göting geschrieben wird. Er kam um 1558 nach Dresden, wo er gegen 50 Jahre dem kurfürstlich sächsischen Hause mit seiner Kunst diente. Im J. 1570 malte er im Schlosse Annaburg ein Zimmer, das sogenannte Jagdzimmer, mit Thierstücken aus, von welchem Schmuck sich noch einige dürftige Reste erhalten haben. 1573 wurde ihm ein jährlicher Gehalt von 100 Fl. auf 20 Jahre ausgeworfen und 1575 verlieh ihm der Kurfürst ein Grundstück in der Dresdener Heide. Aus den 80er Jahren finden sich Renn- und Stechbücher erwähnt, die er für den Kurfürsten auf Pergament malte. Dem Ende des Jahrhunderts dürften auch die Bildnisse sächsischer Fürsten angehören, mit welchen die Gewehrgallerie zu Dresden noch gegenwärtig decorirt ist. Auch in der dortigen Gemäldegallerie befanden sich ehedem von G. einige Arbeiten, das Belsazerfest und die klugen und thörichten Jungfrauen; gegenwärtig besitzt die genannte Sammlung von ihm nur noch zwei kleine Bilder mit Wappen. Außerdem verwahrt das königl. Kupferstichcabinet daselbst noch eine colorirte Zeichnung des Künstlers, ebenso das herzogl. Kunstcabinet zu Gotha ein kleines Buch mit 13 Miniaturen, Scenen aus dem Leben Jesu. Zahlreicher als die auf uns gekommenen Malereien, sind die radirten Blätter Gödig's. Unter letzteren ist eine Geschichte des Volkes der Sachsen hervorzuheben, welche in den Jahren 1597 und 1598 erschienen, 61 Darstellungen mit beigegebenen Erklärungen enthält. Wie in seinen Bildern, so zeigt sich G. auch in seinen Aetzarbeiten als ein technisch gewandter Künstler, der sich jedoch nicht über die manierirte und handwerksmäßige Kunstweise seiner Zeit erhob. G. scheint in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts gestorben zu sein, denn nach 1601 findet er sich nicht mehr erwähnt.

Nagler, Die Monogrammisten. — Andresen, Der deutsche Peintre-Graveur. — Wachsmuth und Weber, Archiv für sächsische Geschichte.

C. Clauß.

Godl: Stefan, Michael, Melchior, Bernhard, Ruprecht und Heinrich G. Stefan G., Rothschmied, wird zum erstenmale urkundlich erwähnt 1508, in welchem Jahre er von Kaiser Maximilian I. aus Nürnberg nach Innsbruck berufen wurde, um hier als Erzgießer sich niederzulassen und speciell Tiroler in seiner Kunst zu unterrichten. Er kam mit 3 Gesellen und seinem Werkzeug, erhielt ein jährliches Wart- und Dienstgeld von 32 fl. rh. und die weitere Bezahlung nach dem Gewichte der gelieferten Arbeit. Seine Heimath ist wahrscheinlich Hötting bei Innsbruck, wo gegen Ende des 15. Jahrhunderts, urkundlich 1486, ein Michael G. als Erzgießer sich bemerkbar machte und wo auch Stefan G. zuerst seine Werkstätte eröffnete. Nachdem Gilg Seßlschreiber, welcher die Herstellung des Grabmals Kaiser Maximilians

contractmäßig übernommen und zu diesem Zwecke die Gießhütte in Mühlen (Mühlau bei Innsbruck) eingeräumt erhalten hatte, wegen Saumseligkeit in der Arbeit entlassen worden war, erhielt 1518 Stefan G. die weitere Ausführung dieses großartigen Unternehmens. Mit Ausnahme der 11 großen Erzbilder, Kaiser Ferdinand, König Philipp, Ernst, Theodobert, Eleonora, Cimburgis, König Rudolf, Elisabeth, M. v. Burgund, Kunigunde und König Ladislaus, welche Seßlschreibers Werk sind, ferner der beiden von Peter Vischer gegossenen Statuen Arthur und Theodorich und des Löffler'schen Erzbildes Chlodwig, wurden die sämmtlichen großen Erzbilder der Hofkirche zu Innsbruck, die das kaiserliche Grabmal umstehen, ferner die kleineren Erzbilder, welche in der sog. silbernen Capelle aufgestellt sind, von Stefan G. gegossen. Die letzteren hatte er schon bei seiner Ankunft in Innsbruck zu gießen übernommen und 1518 neunzehn derselben vollendet. Durch den Tod des Kaisers († 1519) wurde die Erzgießerei auf einige Zeit lahm gelegt, es fehlte namentlich an Geld. Godl's Reisen nach Augsburg 1520 und nach Worms 1521 um die Unterstützung der beiden Enkel und Erben des Kaisers zu erwirken, hatten keinen weiteren Erfolg, als daß ihm die Vollendung eines von ihm bereits in Angriff genommenen Bildes gestattet wurde. Erst 1523 erhielt G. einen neuen Auftrag und zwar jedes Jahr zwei Statuen zu gießen. Bald darauf finden wir den Meister mit fünf Gesellen bei dem großen Unternehmen bethätigt. Im J. 1529 erhöhte Kaiser Ferdinand sein Wart- und Dienstgeld sehr bedeutend und stellte zur Förderung des Werkes auch einen Bruder Stefan Godl's, den Erzgießer Melchior G. an, sowie einen Bildschnitzer Namens Leonhart Magt. Wie es scheint, hat Melchior G. ebenfalls in Nürnberg seine weitere Ausbildung erhalten, da gleichzeitig mit seinem Eintritt in die landesfürstliche Erzgießerei verschiedene Werkzeuge der Gießkunst aus Nürnberg hier eintrafen. Melchior G. starb jedoch noch im selben Jahre oder in den ersten Tagen des J. 1530, da bereits unterm 26. Jan. Melchior Godl's sel. Hausfrau, Margret, erscheint. Er hatte an dem Guß einer einzigen Statue, die Mutter des Königs Ladislaus vorstellend und 1530 gegossen, Antheil genommen. Die von Stefan G. gegossenen Statuen verrathen einen trefflichen Gießer. Ihr sonstiger Kunstwerth hat jedoch nicht die Bedeutung der vor ihm vollendeten Werke. Der dem Stefan G. beigesellte Modelleur Leonhart Magt wurde seiner Aufgabe nur in sehr bescheidenem Maße gerecht. Zu den Werken Godl's zählt auch die in Erz gegossene Denktafel, welche zur Erinnerung an die Begegnung Karls V. und Ferdinands I. auf dem Brenner aufgestellt wurde. Dieses nach Versicherung verschiedener alter Autoren bedeutsame Werk gerieth schon im vorigen Jahrhundert in Verlust. Ebenso scheint jenes Erzbild sich nicht erhalten zu haben, welches ihm Kaiser Ferdinand mit der Weisung zu gießen auftrug, seine ganze Kunst dabei zu bethätigen. Die Aufgabe war ein nackter Mann in idealer Schönheit. 1534 goß er vier silberne Statuen, von denen sich eine unter den Schätzen der Hofkirche erhalten zu haben scheint. Die Beschwerlichkeit der Kunst, die er übte, scheint früh seine Gesundheit untergraben zu haben. Schon 1531 klagt er, daß „die schwere und große Hitze, dabei er mit dieser Arbeit des Gießens sein müsse, ihn beschwerlich schwäche und bekranke". Er starb im März des Jahres 1534. Der kunstsinnige Kaiser Ferdinand war ihm in Gnaden zugethan und versicherte noch 1531 dem biedern Meister, sein und seiner beiden Söhne „Herr und Vater" sein zu wollen. Ob Bernhart G., welcher nach dem Tode des Meisters Stefan als Gießer und Aufseher in der Gießhütte zu Mühlau angestellt erscheint, einer der beiden Söhne desselben war, ist nicht festzustellen. Die Thätigkeit dieses Gießers beschränkte sich jedoch auf den Guß einzelner Piedestale zu den großen Statuen und auf sonstige kleinere Gegenstände von untergeordneter Bedeutung. Bernhart

G. hatte übrigens schon seit Jahren in der Mühlauer Gießhütte Beschäftigung erhalten und wurde ihm schon seit 1533 sein Sold erhöht. Mit ihm starb der letzte Erzgießer oder Rothschmied aus dieser Familie. Außer den vier Erzgießern G. haben sich noch zwei andere dieses Namens, Ruprecht und Heinrich, Vettern des Stefan G., durch Verdienste um den Staat hervorgethan. Ersterer zeichnete sich unter Kaiser Maximilian als Büchsenmeister in den Kriegen gegen Venedig aus, letzterer in gleicher Eigenschaft gegen die Türken. Im Feldzug von 1542 gerieth Heinrich G. in türkische Gefangenschaft, aus welcher er erst 1551 erlöst wurde. Diese beiden G. hatten ihren Wohnsitz in Hall bei Innsbruck und hinterließen zahlreiche Kinder, welche von Kaiser Ferdinand in Rücksicht der Verdienste ihrer Väter noch lange unterstützt wurden.

Schönherr.

Godomar, letzter König der Burgunden, 524—532, Sohn Gundobads (s. d. Art.). Im Jahre 523 ward sein älterer Bruder König Sigismund (s. d. Art.), 516—523, der seinen eigenen Sohn Segerik auf Anstiften einer zweiten Gemahlin ermordet hatte, von den Frankenfürsten unter dem Vorwand der Rache für diesen Mord eines Verwandten (Segeriks Schwester war die Gemahlin Theuderichs von Austrasien) angegriffen, geschlagen und auf der Flucht in seinem Versteck von Burgunden selbst ergriffen und an den Frankenkönig Chlodomer ausgeliefert, der ihn bald darauf tödten ließ (523). G. hatte schon nach des Königs Gefangennehmung thatsächlich die Vertheidigung des Reiches übernommen und ward nun nach Sigismunds Tod zum König gewählt (524). Die merowingischen Brüder Theuderich und Chlodomer versuchten in Verfolg der Politik ihres Vaters Chlodovech das ungleich schwächere Volk zu unterwerfen: aber in der Schlacht bei Visorontia (Véséronce) fiel Chlodomer: Theuderich führte das entmuthigte Frankenheer zurück und scheint dem siegreichen G. für die Zukunft Friede versprochen zu haben: wenigstens nahm er an dem späteren Angriff seiner Brüder gegen Burgund nicht Theil. Noch im J. 524, ungewiß, ob vor oder nach der Schlacht, hielt G. einen Reichstag zu Ambaracum (Ambérieux), auf welchem die durch Kriege zerrütteten Verhältnisse des Reiches geordnet werden: zumal die Ansiedlung von Einwanderern beschäftigt den König: so von Gothen, aber auch Burgunden, welche aus ostgothisch gewordenen Landestheilen in das burgundisch gebliebene Reichsgebiet einwandern, aus der Verschollenheit zurückkehrende, für todt gehaltene Heermänner, Unfreie, welche in das Ausland verkauft, aber in die Heimath zurückgeflüchtet waren: die neuen Ansiedelungen in dem entvölkerten Reiche geschehen theils durch Hospitalitas d. h. Landtheilung mit den römischen Grundbesitzern, theils durch Landleihe des Königs. Auf die Fürsorge des Königs, dieser Entvölkerung zu steuern, die im Krieg fortgeschleppten Gefangenen zurückzuführen, bezieht sich offenbar auch die zu St. Offange gefundene Inschrift: der König hatte Angehörige der keltischen Völkerschaft der Brandobrigi, welche (von den Franken 523) als Kriegsgefangene fortgeführt waren, aus der Knechtschaft losgekauft (dies die richtige Deutung von Binding und Jahn: andere irrige Auffassungen s. daselbst). Auch die Verhältnisse zwischen Katholiken und Arianern werden berührt (es ist der tit. 107 der Lex Burgundionum, der die Beschlüsse von Ambérieux enthält: freilich ist schwer zu entscheiden, ob dieser Reichstag von Gundobad 501 (Binding) oder von G. 524 (Bluhme, Jahn) abgehalten wurde. Gegenüber der nur verschobenen fränkischen Gefahr suchte sich G. auf die Ostgothen zu stützen: er erhielt wol schon im J. 526, nach Theoderichs des Großen Tod, von dessen Enkel Athalarich einen Theil des von diesem a. 523 besetzten Gebietes im Wege des Vertrages gegen das Versprechen „ergebener Dienstwilligkeit“ zurück. Aber das schwache Burgundenreich war auf die Dauer gegen die mächtig um sich grei-

senden Franken nicht zu halten: im J. 532 griffen die merowingischen Brüder Chlothachar und Childebert abermals den Nachbarstaat im Südosten an: sie belagerten Autun: G., vermuthlich zum Entsatz heran gerückt, ward in der Nähe dieser Stadt geschlagen: er entkam, aber sein Name wird nicht mehr genannt: er ist seither verschollen und die Frankenkönige unterwerfen und theilen das ganze Reich der Burgunden.

Bluhme, Das westburgundische Reich und Recht im Jahrb. d. gem. D. Rechts von Bekker und Muther I. 1. Leipzig 1857. — Der burgundische Reichstag zu Ambérieux, ebenda V. 2. 1861. — Lex Burgundionum und Lex romana Burg. in Pertz, Monumenta Germ. hist. Leg. III, Hannover 1863. — Derichsweiler, Gesch. d. Burgunden, Münster 1863. — Binding, Das burgund.-roman. Königreich I., Leipzig 1868 (der II. Band, welcher die Rechtsentwicklung im burgund. roman. Königreich enthalten sollte ist sowie die angekündigte neue Ausgabe der L. Burg. noch nicht erschienen). — Jahn, Die Geschichte der Burgundionen I. II., Halle 1874 (daselbst p. XVII sehr reiche Litt.-Angaben). Dazu Dahn im litt. Centralbl. 1875.

Felix Dahn.

Godyn: Abraham G. (Goddyn) blühte als Historienmaler um 1690. In die Antwerpener Liggeren ward er 1679—80 als Schüler eingetragen. Er besuchte Italien. Daß sein Talent geschätzt ward, geht aus seiner Aufnahme in die Gilde der Romanisten hervor (1716), deren Decan er 1723 ward mit dem Titel: Cabinetsmaler seiner kaiserl. kathol. Majestät. — Zwischen den Jahren 1684—94 finden wir ihn in Prag mit der Ausmalung eines Palastes beschäftigt. Sein Ruf war nicht unbedeutend und tüchtige Schüler sind aus seiner Schule hervorgegangen. Gemälde von ihm sind uns bisher weder in öffentlichen Sammlungen noch in Katalogen begegnet. Siret.

Goes: Aert van der G., holländischer Staatsmann, geb. 1475 aus einem seeländischen Geschlecht, ward Pensionär von Delft und 1525 Advocat von Holland und Westfriesland. Er zeichnete sich namentlich durch seine Bemühungen für den wichtigen baltischen Handel Hollands aus, wie er mehrere Gesandtschaften im Norden versah und dafür öfters bei den vielen Unterhandlungen Karls V. thätig war. 1544 pensionirt starb er im nächsten Jahr, der erste jener langen Reihe fähiger Männer, welche als Advocaten und Pensionäre die Macht der Staaten aufrecht hielten gegen Fürst und Volk.

Goes: Adrian van der G., des vorigen Sohn und Nachfolger, ward schon 1540 seinem Vater von den Staaten beigeordnet, und arbeitete ganz im Geiste desselben weiter, in fortwährendem Kampf mit der Landesregierung für Steuerverminderung und Aufrechterhaltung der Privilegien. Er starb 1560. Besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er, wie schon sein Vater angefangen, über die Arbeiten der Staaten ein Register anlegte, das mit dem Titel: „Register der Dachvaerden", jene bändereiche Sammlung der Resolutionen der Staaten von Holland eröffnet, die immer eine der besten Quellen der holländischen Geschichte bleiben wird. P. L. Müller.

Goes: Hugo van der G., Genter Maler, † 1482. Er wird von Guicciardini und Vasari Ugo d'Anversa genannt, stammte aber aus einer bekannten Genter Familie. Urkundlich ist er hier zuerst 1465 als Mitglied der Malerzunft nachweisbar; 1468—69 war er Unterdechant seiner Gilde, 1473—75 bekleidete er in ihr das höchste Ehrenamt eines Dechanten. 1468 war er von der Stadt für Herstellung der Festdecorationen bei dem Einzuge von Karl dem Kühnen und Margaretha von York beschäftigt worden. Später trat er in das Roodenkloster bei Soignies ein. Sein Talent ward von dem Prior Thomas hoch gewürdigt, auch empfing er noch im Kloster manchen Besuch vornehmer Herren,

sogar des Erzherzogs Maximilian. Um 1480 ersuchte der Magistrat von Löwen ihn, die Summe abzuschätzen, welche die Stadt den Kindern des verstorbenen Dirk Bouts für die von diesem im städtischen Auftrage ausgeführten Arbeiten schulde. Vgl. Comte L. de Laborde, Les ducs de Bourgogne, I p. CXVI f. Im 5. oder 6. Jahre nach seinem Eintritt in den Orden machte er mit seinem Halbbruder Nicolas, der gleichfalls dem Orden angehörte, und Anderen eine Reise nach Köln. Auf der Heimreise ward er von einem hitzigen Fieber befallen, welches ihm eine Geistesstörung zuzog, in der er sich für einen Verdammten hielt und seinem Leben ein Ende zu machen suchte. Nach der Heimkehr verließ zwar dies Uebel ihn allmählig, aber der Irrsinn kehrte später wieder und endete mit seinem Tode im Kloster, wie wir aus einer um 1500 vom Bruder Kaspar Offuis (Ofhuis) geschriebenen Chronik des Stiftes erfahren (das Autograph derselben befindet sich gegenwärtig im Besitz des Chevalier Camberlyn in Brüssel). Seine dortige Grabschrift lautete:

Pictor Hugo van der Goes humatus hic quiescit.
Dolet ars, cum similem sibi modo nescit.

Alle Arbeiten des Meisters, auf welche sich Einträge in den städtischen Rechnungen beziehen, waren rein decorativer Art. Diejenigen Bilder, die Karel van Mander ihm zuschreibt, sind nicht mehr erhalten. Wohl aber ist noch das große Werk übrig, das Vasari als seine Arbeit nennt, und das seine einzige gesicherte und nachweisbare Schöpfung ist: das Triptychon aus der Hospitalkirche S. Maria Nuova in Florenz, jetzt in der Gemäldesammlung dieses Hospitals. Es war von Tommaso Portinari, der als Agent des Hauses Medici in Brügge lebte, für jenes Spital bestellt worden, das eine Stiftung seiner Vorfahren war. Das Mittelbild stellt die Geburt Christi und seine Verehrung durch Engel und Hirten dar. Die Flügel links und rechts enthalten die Heiligen Thomas und Antonius, Margaretha und Magdalena, und zu ihren Füßen den knieenden Stifter mit zwei Knaben sowie die Stifterin mit einem Töchterchen. In der landschaftlichen Ferne sind kleinere Darstellungen, die Reise nach Bethlehem, der Zug der Könige, zu sehen. Hier bewährt sich der Meister als einen trefflichen Nachfolger der van Eyck, wenn er auch kein eigentlicher Schüler von ihnen gewesen war. Die Macht der Individualisirung und die Leuchtkraft der Farbe mußten auch die Bewunderung der Italiener wecken. Die Stifterbildnisse in der reichen flandrischen Tracht sind Meisterwerke, viele Köpfe, namentlich die der Hirten, sind höchst originell und aus dem Volke geschöpft; die Frauenköpfe, Maria, die Engel, haben allerdings einen allzu schüchternen, bekümmerten Zug. Landschaft und Beiwerk sind mit ächt flandrischer Präcision und Zartheit ausgeführt, wenn auch der Maler der Luftperspective in den Fernen nicht in solchem Maße Herr ist wie Jan van Eyck. Dem ansehnlichen Maßstabe des Altars hat er in der Behandlung gerecht zu werden verstanden.

Siret. Umarbeitung von Woltmann.

Goës: Johann Freiherr von G., stammte aus einer portugiesischen Adelsfamilie, doch lebte schon sein Großvater Emanuel in den Niederlanden. Er selbst war der Sohn des Franz de G. und der Anna Regina van der Hoorst und wurde 1611 zu Brüssel geboren. Seine Studien machte er zu Löwen. Schon anfangs schwankte er in der Wahl seines Berufes, ob er durch Missionen als Jesuit oder als Diplomat seine Laufbahn eröffnen sollte. Doch entschied er sich vorläufig für den letzteren Beruf. Vom Cardinal-Infanten Don Ferdinand, Statthalter der Niederlande, bestens empfohlen, kam er nach Wien und trat wegen seiner seltenen Sprachkenntnisse geschätzt ins Cabinet des Fürsten Joh. Anton v. Eggenberg, den er auf seiner Mission nach Rom, um dem Papst Urban VII. des Kaisers Ferdinand Thronbesteigung feierlich anzuzuzeigen, als Secretär

21*

begleitete. Nach seiner Rückkunft (1639) zum Reichshofrath in der Section für auswärtige Angelegenheiten befördert, arbeitete er unter Trautmannsdorf in Sachen des westfälischen Friedens, auch wurde er in ungarischen und türkischen Geschäften gebraucht. Kaiser Ferdinand III. dehnte (1652) den ihm verliehenen Freiherrenstand auf seine beiden Brüder aus. Darauf suchte er zwischen den beiden skandinavischen Mächten zu vermitteln und war 1657 als kaiserlicher Bevollmächtigter in Kopenhagen, als der Schwedenkönig Karl Gustav die Stadt beschoß. Nun schickte Kaiser Leopold I. ihn an den alten verschlagenen Alipascha, Serdar an der Grenze, nach Temesvar, hauptsächlich um zu verhindern, daß Siebenbürgen in ein Paschalik verwandelt werde. Doch wußte dieser ihn und seine Mitgesandten Simon Reninger und Perez so lange hinzuhalten, bis er seine Rüstungen vollendet hatte. Und während nun die türkischen Heeresmassen Neuhäusel einnahmen und über die ungarische Grenze bis gegen Olmütz hin sengend und brennend streiften, ward G. wie ein Gefangener in Ofen hingehalten und kam erst am 10. Decbr. 1664 in Wien an. Bei einem Mordversuche an ihm soll er, wie die Tradition erzählt, das Gelübde gethan haben, in den geistlichen Stand zu treten. Schon lange war seine Neigung hiezu entschieden, aber erst spät wurde der Entschluß ausgeführt. Von Wien ging er zum Kaiser nach Regensburg, dann an den Berliner Hof und nach Braunschweig-Lüneburg, um den dortigen Erbfolgestreit beizulegen, war im Haag mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien thätig und vertrat in Polen nach des Königs Casimir Abdankung (1668) Oesterreichs Interessen, bis am 19. Juni 1669 Michael Korybut Wisnowiecki als König gewählt war. Von Karlsbad berief ihn der Kaiser durch einen Courier nach Wien, überraschte ihn für die langen und treuen Dienste mit der Verleihung des Bisthums Gurk und bestimmte ihn als zweiten Gesandten zum Congreß nach Nymwegen. Am 13. Dez. 1675 hielt er bei den Jesuiten in Wien die Primiz und wurde am 2. Febr. 1676 consecrirt. Nach Nymwegen kam er erst am 10. Aug. 1678 und schloß am 5. Februar 1679 den Frieden des Kaisers und des deutschen Reiches mit Frankreich und Schweden. In sein Bisthum zurückgekehrt, suchte er werkthätig, wie der Neustädter Bischof, Graf Kollonics, 1683 die kranken und verwundeten Krieger, welche die Macht des Halbmondes vor Wien, Packang, Gran und Ofen brachen, möglichst zu unterstützen. Als man ihn 1685 für den Cardinalshut vorschlug, schob er bescheiden diese Auszeichnung auf den gleichwürdigen Kollonics. Am 2. Septbr. 1686 ernannte ihn Papst Innocenz XI. zum Cardinalpriester u. d. T.: S. Petri de monte aureo. Nach dessen Tode (1689) erhielt er den Befehl, das kaiserliche Interesse gegen die französische Partei im Conclave wahrzunehmen, kam aber erst am 7. October, gerade an dem Tage, als Alexanders VIII. Erhebung publicirt wurde, in Rom an und empfing aus dessen Händen den Cardinalshut. Später vertrat er daselbst die Angelegenheiten des kaiserlichen Hofes. G. starb hochbetagt am 19. Oct. 1696 in Rom und wurde nach seinem Verlangen bei den Kapuzinern beigesetzt. Auch als Bischof von Gurk traf er viele zweckmäßige Einrichtungen und vermachte dem kaiserlichen Feldspitale 70,000 Scudi. Außerdem erkaufte er für seinen Neffen, Johann Peter, den er adoptirte, ansehnliche Güter in Kärnthen, wodurch sein Geschlecht hier heimisch wurde. Dieser Johann Peter (geb. 1667) wurde 1693 in den Grafenstand erhoben, ging 1698 als kaiserlicher wie als königlich spanischer Gesandter zu den Generalstaaten, war bevollmächtigter Minister auf den Friedenscongressen zu Rastatt und Baden (1714), heirathete Anna Apollonia, Gräfin von Sinzendorf-Ernstbrunn und starb als Landeshauptmann und Burggraf des Herzogthums Kärnthen (13. März 1716). Letztere Würde begleitete auch sein Sohn Johann Anton (geb. am 3. Nov. 1699, † 1748), welcher 1743 und 1744 als Präsident der Administration der er-

oberten kurbaierischen Lande und Statthalter in der Oberpfalz fungirte. Von seiner Gemahlin Maria, Gräfin von Thürheim, hatte Johann Anton zwei Söhne, Sigismund Rudolf, Reichshofrath und kaiserl. Gesandter in Schweden, welcher 1796 kinderlos starb, und Joh. Karl Anton, Generalmajor und Gardecapitän des Großherzogs von Toscana († 1798). Die Gemahlin des letzteren war Anna, Gräfin von Christallnigg, sein ältester Sohn Peter, Graf von Goëß (wie er seinen Namen schrieb). Peter war am 8. Febr. 1774 zu Florenz geboren, kam aber nach sorgfältiger Erziehung nach Wien (1790) zu seinem Oheim, dem Grafen Rudolf von G., trat in den österreichischen Staatsdienst ein, wurde 1797 Kreiscommissär, in welcher Eigenschaft er beim Vordringen der französischen und Rückzuge der kaiserl. königl. Truppen aus Italien nach Kärnthen und Steiermark mit der Verpflegung und Einquartirung der Heeresmassen, der Besorgung der Vorspanne ꝛc. betraut war. Der junge Mann bethätigte einen richtigen Blick, Gewandtheit, rastlosen Eifer und warme Vaterlandsliebe. Im J. 1800 verwendete man den in derlei Diensten bewährten Grafen als Oberlandescommissär bei dem Condé'schen Corps und sonstigen größeren Armeebewegungen, besonders der russischen Truppen durch Kärnthen nach Italien, wie auch für die vorbereitete Landesvertheidigung, dann im folgenden Jahre (1801) für die in Folge des Waffenstillstandes von französischen Truppen besetzten Theile Oberkärnthens. Nach Beendigung dieser Geschäfte wurde er der zur Organisation von Istrien, Dalmatien und Cattaro errichteten Hofcommission zugetheilt. 1803 wurde er Ajo des neunjährigen Kronprinzen, nachherigen Kaisers Ferdinand I. Zum Hofrath mit dem Befehl ernannt, das Präsidium des dalmatinischen Guberniums zu übernehmen, entfaltete G. eine segensreiche Thätigkeit. Er bereiste selbst das Land, um sich eine genaue Kenntniß von den Verhältnissen desselben zu verschaffen. Während einer Hungersnoth in den Küstenstrichen beeilte er sich nicht nur, verschiedene Getreidearten und andere Lebensmittel herbeizuschaffen und gemeinnützige Arbeiten zu veranlassen, sondern er ließ auch unter der Gefahr, die außerordentliche Summe aus Eigenem zu ersetzen, Geld und Getreide im Betrage von mehr als 300,000 Gulden unter das Volk vertheilen. Aus eigenen Mitteln kaufte er eine ganze Getreideladung zweier in den Hafen von Zara geworfener Schiffe, um sie theils unter die Nothleidenden zu vertheilen, theils um sie zu Errichtung von Vorrathsmagazinen zu verwenden und hierdurch dem Wucher zu begegnen. Aber er suchte auch der Wiederkehr ähnlichen Elendes durch Regelung des Armenwesens, durch Gründung von Unterrichts- und Arbeitsanstalten aller Art, durch Verbesserung der Landescultur, durch Herstellung von Straßenzügen, und insbesondere durch strenge Gerechtigkeitspflege und Ausrottung der Räuberbanden zu begegnen. Seine jährliche Besoldung von 6000 Fl. ließ er an Dürftige vertheilen. Als man die politische Landesstelle Kärnthen mit dem Gubernium der Steyermark vereinigte, wurde er 1804 zum wirklichen Landrathspräsidenten und ständischen Chef in Kärnthen ernannt. Bei seinem Abschiede von Dalmatien ernannte ihn das Corpo nobile in Zara zu seinem Mitgliede. In seiner neuen Stellung wirkte er nicht minder eifrig. Bei dem Eindringen der Franzosen (1805) in Kärnthen übernahm er die Administration und wußte vielfach den Uebermuth des Feindes zu zügeln. Doch wurde er wegen übermäßig geforderter und verweigerter Landescontribution als Geißel bis zur Wiederräumung des Landes in französischer Haft gehalten. In Würdigung dieser Verdienste ernannte ihn Kaiser Franz (1806) zum Landrechtspräsidenten, zum Vicepräses des vereinigten steiermärkisch-kärnthnerischen Guberniums und zum geh. Rath, 1808 zum Gouverneur von Triest, wo er wegen der Continentalsperre, der Oesterreich beigetreten war und der Blockade der Rhede durch englische Kriegsschiffe, sowie auch wegen der Absichten Napoleons

auf den Hafen mit schwierigen Verhältnissen zu kämpfen hatte. 1809 übernahm G. die General-Intendantenstelle der Armee für Italien und Tirol unter Erzherzog Johann, gerieth aber zu Padua in französische Gefangenschaft. Nach dem Wiener Frieden (1809), nach welchem Triest an den Sieger abgetreten werden mußte, wurde G. zum Landesgouverneur in Galizien, 1815 in den venetianischen Provinzen, 1819 zum Hofkanzler der lombardisch-venetianischen Hofkanzlei in Wien ernannt, wo er fortan seinen bleibenden Sitz in der Nähe seines Monarchen fand. 1823 wurde er erster Hofkanzler und Studien-Hof-Commissions-Präsident, 1824 Obersthofmeister des Erzherzogs Franz Karl mit Beibehaltung seiner Staatsanstellung. 1825 wurde er auch niederösterreichischer Landmarschall und Präsident der Erbsteuer-Hofcommission. 1830 verlieh ihm der Kaiser den Orden des goldenen Vließes. 1834 wurde er kaiserl. königl. Hofmarschall und zugleich Stellvertreter des ersten Obersthofmeisters, endlich 1845 auch Kanzler des kaiserl. österreichischen Ordens der eisernen Krone. Graf P. von G. starb 1846.

Bergmann, J. Medaillen II, 476 ff. J. Schulz, Peter, Graf von Goës als Mensch und Staatsmann, Wien 1853, mit des Grafen Porträt.

v. Zeißberg.

Goes: Matthias van der G., Buchdrucker zu Antwerpen von 1482 bis 1494 und der erste, der nach dem berühmten Dierik (Theodorich) Martens in jener Stadt seine Kunst, ausübte. Er war die Veranlassung, daß man durch einen Druckfehler in der Jahreszahl seiner flämischen Ausgabe des Tundalus, es wurde eine X ausgelassen, wodurch statt der Jahreszahl 1482 die Zahl 1472 steht, annahm die Buchdruckerkunst sei schon in diesem Jahre in Antwerpen eingeführt worden und zwar durch v. d. G. Der vollständige Titel dieses Buches lautet: „Hier beghint een boeck ende is Van Ton | dalus vysioen end hoe sijn zieleoten licha | me ghenomen was — Hier eyndet en gaet wteen boeck | van Tondalus vysioen ende hoe dat | sijn ziele ut sijn lichaem ghenomen | was ende is gheprint tantwerpen bi | mi Matthijs van der goes Anno M | ccccLxxij.“ kl. 4°. und ist auch zugleich das erste von ihm gedruckte Buch, welches seinen Namen und den Druckort trägt.

Vgl. Vincent, Essai sur l'histoire de l'imprimerie en Belgique pag. 6. Brunet, Manuel du libraire Vol. V. pag. 882. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst S. 257 ꝛc.

Kelchner.

Goetkindt: Pieter G. (Goekind), Landschaftsmaler und Bilderhändler, † 1583. Von ihm lernte Jan Brueghel die Behandlung der Oelfarben. Als Händler wird ihm die rücksichtslose Ausbeutung junger Künstler schuldgegeben; einen bösen Ruf, den er mit Antonius von Palermo, dem Vater seiner Gattin, theilte. Er scheint in Antwerpen gestorben zu sein, da die Kosten seiner Beerdigung in die Liggeren von 1643—44 eingetragen sind. Sein Sohn setzte den Bilderhandel fort und dessen Sohn Antonius ließ sich in Paris nieder, wo man seinen Namen in Bonenfant übersetzte. — In der Antwerpener Lucasgilde finden sich drei Pieter G. als Maler eingeschrieben. Werke dieser Künstler haben wir vergebens gesucht.

Siret.

Goffine: Leonhard G., katholischer Erbauungsschriftsteller, geb. zu Köln am 6. December 1648, † am 11. August 1719 zu Oberstein an der Nahe. Im J. 1669 in das Prämonstratenser-Kloster Steinfeld in der Rheinprovinz eingetreten, wirkte er an verschiedenen Orten als Prediger, bekleidete auch Pfarrstellen im Erzbisthum Trier — auch zu Coesfeld im Münsterlande — zuletzt die zu Oberstein. Berühmt ist er als Verfasser der „Handpostille oder christkatholische Unterrichtungen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres“ (Auslegung der Episteln und Evangelien, Erklärung der kirchlichen Gebräuche ꝛc.),

die zuerst 1690 zu Mainz, seitdem in vielen Ausgaben und Neubearbeitungen (von Steck, Ott, Darup, Annegarn, Kleyboldt u. A.) bis in die neueste Zeit erschienen und unter dem katholischen Volke sehr verbreitet ist. Andere (katechetische und ascetische) Schriften von G. verzeichnen Jöcher-Adelung II. 1514, und Raßmann, Münsterländ. Schriftsteller S. 128. R.

Gohl: Joh. Dan. G., Arzt, 1675 in Berlin geboren, hatte in Halle, besonders von Stahl angezogen, Medicin studirt und war daselbst 1698 promovirt worden. — Er habilitirte sich als praktischer Arzt zuerst in seiner Vaterstadt, erhielt im J. 1711 eine Anstellung als Badearzt in Freienwalde und siedelte 1721 als Kreisphysikus des Oberbarnim'schen Kreises nach Wriezen über, wo er im J. 1731 gestorben ist. — G. gehört zu den eifrigsten Partisanen Stahl's und seiner Lehre, welche er in mehreren der von ihm veröffentlichten Schriften, so namentlich in der „Diss. epistolaris de motus tonici demonstratione per revulsionem et derivationem veterum" (Halle 1707) und in der pseudonym (unter dem Namen von Ursinus Wahrmund) erschienenen Schrift „Versuch patriotischer Gedanken über den von Vorurtheilen kranken Verstand, besonders in der Therapie" (1729, nach seinem Tode sehr erweitert von dem Stahlianer Juncker 1733 herausgegeben unter dem Titel: „Aufrichtige Gedanken über den von Vorurtheilen kranken Verstand, insonderheit in der Materie von den spiritus animalibus") unter heftiger Bekämpfung iatromechanischer Grundsätze, besonders der Lehre von den spiritus animales und der Leibnitz'schen Monadologie und prästabilirten Harmonie, Geltung zu verschaffen bemüht gewesen ist — allein in einer so plumpen Weise und mit so weit gehender Verläugnung anatomischer und physiologischer Thatsachen, daß seine Bestrebungen ohne jeden Erfolg geblieben sind. Wie wenig durchdrungen übrigens G. selbst von Stahl'schen Grundsätzen gewesen ist, geht daraus hervor, daß er, denselben entgegen, keinen Anstand genommen hat, den Gebrauch von Mineralquellen in einer besonderen Schrift („Instruction von der Tugend und dem Gebrauch des Freyenwalder Gesundbrunnens", 1716) zu empfehlen. — Von seinen litterarischen Arbeiten (vergl. das vollständige Verzeichniß derselben in Haller, Biblioth. anat. II. p. 58, Bibl. chirurg. II. p. 39, Bibl. med.-pract. IV. p. 245) hat seine Aufsehen erregende Inaugural-Dissertation „De morborum aetatum fundamentis pathologico-therapeuticis" (Halle 1698, in 2. Aufl. 1707), welche er unter Stahl's Vorsitz vertheidigt hat und welche, wie angenommen wurde, von Stahl selbst verfaßt ist, und seine „Epistola de spina ventosa" (Halle 1727) am meisten Beachtung gefunden. G. ist der Begründer und Herausgeber der seit dem Jahre 1717 erschienenen „Acta medicorum Berolinensium" gewesen.

A. Hirsch.

Goldast: Melchior G., genannt von Haimisfeld, geb. 1578 in Espen bei Bischofzell im Kanton Thurgau, † 1635 zu Gießen im Hessischen, ein Polyhistor, wie jene Zeit sie wollte und erzeugte, erregt weit mehr um seiner litterarischen Leistungen, als seines sehr einfachen Lebenslaufs willen unser Interesse. Er war von armen Eltern geboren und hatte sein Leben lang mit Mangel, oft mit bitterer Armuth zu kämpfen. Als Lichtpunkte in diesem Meer von Elend eines armen Litteraten erscheinen nur die kurzen Jahre, da er bei Lectius in Genf und in St. Gallen bei Schobinger als gerngesehener Gast, dann als Hofmeister bei vornehmen Herren (Vassan, Freiherr v. Sax auf Forsteck) und als geheimer Rath in Bückeburg beim Grafen von Holstein-Schaumburg stand. Die akademische Laufbahn hat er nie betreten, obgleich er den akademischen Grad eines Dr. jur. utr. angenommen hatte und er lebte weitaus die meiste Zeit von der Feder, welche er den Mächtigen dieser Erde zu Diensten stellte. In Ingolstadt unter Hubert v. Giffen und zu Altorf unter Scherb und Rittershaus hatte

er sich zum Gelehrten ausgebildet und, was uns besonders befremden muß, wenn wir die Mangelhaftigkeit seiner vorakademischen Schulen betrachten, eine Gewandtheit und Feinheit in der Handhabung der alten Sprachen, zumal der lateinischen, sich angeeignet, die das Lesen seiner Briefe und Widmungen jetzt noch zum Genuß macht. Seine Edita — man findet sie am vollständigsten in Gräße's Trésor de livres rares et précieux aufgeführt — sind sehr zahlreich und dennoch nach allem, was wir von G. wissen, nur der kleinere Theil von dem, was er für die Welt geschrieben, vollends aber von dem, was er für sich notirt und zusammengetragen hat! Von diesem gibt uns ein Blick in das Verzeichniß der von ihm hinterlassenen Bibliothek eine Vorstellung: es wird, soweit die Bibliothek noch in Bremen ist, eben jetzt neugedruckt. Unter den Ausarbeitungen für Andere nehmen seine Deductionen die erste, seine Briefe an zahllose Gelehrte seiner Zeit die zweite Stelle ein. Man vgl. besonders Virorum clarorum et doctorum ad M. Goldastum epistolae e bibliotheca Thulemarii, Frankfurt und Speier 1688, 4⁰. und Senkenberg, Selecta juris et historiarum Tom. I. Eine neue Sammlung steht von Herrn Dr. J. Wille bald zu erwarten. Von beiden Massen ist das wenigste bis jetzt gedruckt, liegt das meiste wol noch, des Fundes und Druckes gewärtig, in vielen Archiven und Büchereien zerstreut. Die litterarische Thätigkeit Goldast's bewegte sich in allen vier Facultäten. Für die Theologen schrieb er Anmerkungen zum Tertullianus, Aufsätze über das heilige Abendmahl (Frankf. 1620, 4⁰.), ein Manuale biblicum oder Enchiridion S. Scripturae (Frankfurt 1610, 12⁰.) und gab er eine Sammlung kaiserlicher Erlasse über den Bilderdienst (Frankfurt 1608, 8⁰.), sowie die Tractate „Valeriani de bono disciplinae“ (auch in den Paraeneticis zu finden) und „Isidori de praelatis“ (beide Genf 1601, 8.) heraus, auch bekamen sie, wie die Juristen nicht minder, in der Satire „Paradoxon de honore medicorum“ (Frankfurt 1616, 4⁰) ihren Theil ab. Die Juristen verdanken ihm nebst den mancherlei (unten zu nennenden) Epoche machenden Sammlungen von Reichsgesetzen, Reichsgewohnheiten, Reichshändeln und Statuten, vor allem die Ausgabe des „Dositheus“ (Genf 1601, 8⁰), dann zwei umfassende Sammlungen juristischer Tractate, nämlich staatsrechtlicher in dem Werke „Politica Imperialia“ (Frankf. 1614, Fol.) und aus den übrigen Theilen der Rechtswissenschaft die „Observationes et sententiae in utroque jure receptae“ (Frankf. 1629, Fol.), dann eine kleinere Sammlung scherzhafter Rechtshändel („Processus juris joco-serius“ Hanau 1611, 8⁰), eine Sammlung von Abhandlungen über das Erstgeburtsrecht (Hanau 1612, 8⁰), eine eben solche über das Recht des Vortritts (zunächst für Weimar gegen Altenburg geschrieben, Frankfurt 1615, 4⁰) und endlich die berühmten Deductionen über das Staatsrecht und sonstige Rechte Böhmens (Frankfurt 1627, 4⁰). Lange nach seinem Tode (1661, Bremen) erschien noch eine vortreffliche Abhandlung über Confiscation. — In die dritte Facultät schlägt die oben genannte Satire. In die vierte eine „Clavis philosophiae peripateticae“ (Frankfurt 1606, 8⁰) und die Ausgabe des „Speculum vitae“ des Rodericus (Hanau 1613, 4⁰). Den Historikern erwies G. große Dienste durch die beiden werthvollen Sammlungen der alemannischen und schwäbischen Scriptores (Frankf. 1606, Fol. und 1604, 4⁰), die Sammlung von Aufsätzen über die Jungfrau von Orleans („Sibylla Francica“ Ursellis, 1606, 4⁰), die Herausgabe von Wilibald Pirkheimer's Werken (Frankf. 1610, Fol.) und des Thuanus (Frankfurt 1609—13, Fol.), das „Catholicon rei monetariae“ (Frankfurt 1620, 4⁰) und die Noten zum Einhard, welche Schmincke 1701 seiner Ausgabe beifügte. — Die Philologie endlich verdankt ihm die erste Ausgabe des „Carmen de congressu Caroli M. cum Leone Papa“ (Genf 1601, 4⁰), des S. Columbanus, Tyrol und Windsbeck in den „Paraenetica“ (Lindau 1604), die Sammlung vieler Commentare und Noten zu Ovid's

Amatoria (Frankfurt 1610, 8⁰). Zahlreiche Anmerkungen zum Petronius in der Ausgabe seines „Satyricon cum notis variorum“ (Helenopolis 1610, Frankfurt 1621, 8⁰) und in Lotich's Ausgabe (Frankfurt 1629, 4⁰), endlich noch eine Sammlung von 100 philologischen Briefen mehr und weniger berühmter Gelehrter (Philologicarum epistolarum centuria una insuper Richardi de Bury Philobiblion et Bessarionis epistola ad Senatum Venetum“, Frankfurt 1610, 8⁰). Aus dieser, noch nicht ganz vollständigen, Uebersicht der von G. im Druck herausgegebenen Bücher ist schon ersichtlich, daß die meisten in Frankfurt a/M. und Hanau gedruckt wurden. In Frankfurt hatte G. endlich 1606 seinen Wohnsitz genommen, ohne Zweifel eben darum, weil dort und in dem nicht fernen Hanau damals so viele unternehmende Buchhändler lebten. Mit einer Frankfurterin verheirathete er sich auch und seine Kinder, zwei Töchter, vermählten sich mit Einwohnern von Frankfurt. — Dahin kehrte er von allen seinen Aufenthalten an Höfen und Reichstägen, von Bückeburg und Weimar, von Nürnberg und Prag zurück. Vor Kriegsdrangsalen flüchtete er sein Vermögen, seine für jene Zeit ungewöhnlich große Bibliothek, 1624 nach Bremen und als er bald darauf wieder eine fürstliche Bestallung (beim Landgrafen von Hessen in Gießen) erlangte, bei welcher er wohl endlich lange ausgehalten hätte, wären nicht Krankheit und Tod dazwischen getreten, ließ er den größten Theil seines Bücher- und Handschriftenschatzes in der Hansestadt, deren Rath dann nach Goldast's Tode 1635 den unvergleichlichen Schatz ankaufte (man sehe nur, was Senkenberg im I. Band seiner Selecta juris et historiarum S. 308—17 darüber mittheilt!). Leider mußte aber der Rath später sich dazu verstehen, viele der werthvollsten Codices der Königin Christine von Schweden zu überlassen, die davon manches mit nach Rom genommen haben soll, so daß jetzt nebst der Stockholmer Staatsbibliothek auch die Vaticana Theile des ehemaligen Goldastischen Besitzes enthält. — Außer den Scriptores und dem großen Werke über Böhmen, seiner bedeutsamsten litterarischen Ausarbeitung, sind es besonders die vielen und mancherlei Sammlungen von Reichsgesetzen ꝛc., welche Goldast's Ruhm in der gelehrten Welt begründeten und ihm einen bleibenden Platz in der Geschichte der Wissenschaft erwarben. Sie müssen deshalb auch hier, wo es sich darum handelt, von seinem litterarischen Wirken ein richtiges Bild zu geben, genau verzeichnet werden. Im J. 1607 erschienen zu Frankfurt (Hanau und Offenbach) die ersten zwei Sammlungen solcher Art: „Imperiales recessus constitutiones et ordinationes“ und „Statuta et rescripta Imperialia“. In der neuen Ausgabe der Recessus, constitut. et ordinat. sind sie als Tomus IV in zwei Classen aufgenommen, diese Ausgabe nahm von der neuen Auflage des ersten Bandes (Frankfurt 1614) den Titel „Collectio“ an. Diese mit sogenannten rationalia, von welchen wir noch ein besonderes Wort zu sagen haben werden. Dann folgten 1609, zu Hanau gedruckt: „Reichshandlung und Reichssatzung“, 1612 daselbst und zu Frankfurt die „Monarchia“, 1613 zu Frankfurt eine „Collectio consuetudinum et legum Imperialium“ und 1614 ebenda endlich: „Politische Reichshändel“. Wegen dieser Werke hat übrigens G. die meisten und schwersten Anfechtungen erlitten, indem schon Zeitgenossen, wie Jakob Gretser und, was von ungleich größerem Gewichte war, Hermann Conring ihm nicht blos unverzeihlichen Mangel an Kritik bei der Auf- und Annahme der einzelnen Stücke, sondern sogar Fälschungen, d. h. eigenmächtige Construction solcher aus Nachrichten, die er bei Chronisten und anderen Schriftstellern gefunden habe, vorwarfen. Darauf gründete sich die sich fortpflanzende böse Nachrede großer Unzuverlässigkeit seiner Angaben in diesen Dingen. Selbst ein Senkenberg, Goldast's Biograph und Panegyriker (Vita Melch. Goldasti in der Vorrede zur dritten Ausgabe der „Scriptores rerum Alamannicarum“, Frank-

furt und Leipzig 1730, mit einigen Ergänzungen im ersten Band der Selecta), rückt ihm vor, daß er keine Nachweise über die Quellen, aus welchen er seine Sachen geschöpft, gegeben habe, doch erwähnt er hinwiederum auch, daß ein Handexemplar der Constitutionen existirt habe, worin von Goldast's Hand jeweilen der Quell oder Fundort angemerkt sei, und was die „Statuta et rescripta Imperialia“ anbelangt, so kann Senkenberg und wer ihm den Vorwurf nachredet, wenn derselbe auch auf dieses Werk ausgedehnt werden wollte, das „Rationale constitutionum“ nicht gekannt haben. Denn, wie in den meisten seiner Sammelwerke, so schrieb hier G., eigener vortrefflicher Methode folgend, ein kritisches Verzeichniß der der Sammlung einverleibten Stücke, das an Klarheit und Bestimmtheit der Nachrichten über Herkunft und Charakter derselben wenig zu wünschen übrig läßt, einen raisonnirenden Katalog, wie man solche Arbeiten jetzt zu nennen pflegt, der besten Art. Goldast's litterarische Händel mit Justus Lipsius, Kaspar Scioppius und Jakob Gretser sind keiner näheren Beleuchtung bedürftig, obgleich seine Streitschriften zumal gegen diesen eben jetzt wieder der herrschenden politischen Meinung mundgerecht wären.

Gonzenbach.

Goldbach: Christian G., Mathematiker, geb. am 18. März 1690 zu Königsberg in Preußen, † am 30. November 1764 zu Moskau. Von dem Jugendleben dieses vielseitig gebildeten Gelehrten ist nur wenig bekannt. Etwa 30 Jahre alt, machte er ausgedehnte Reisen, auf welchen er mit verschiedenen wissenschaftlichen Größen zusammentraf, unter anderen in Italien mit Nikolaus Bernoulli II., dem älteren Bruder von Daniel Bernoulli. Aus einem fünftägigen Zusammenleben in Venedig entsprang ein Briefwechsel, welcher von 1721—25 dauerte, und an welchen sich 1723—30 ein weiterer Briefwechsel mit Daniel Bernoulli anknüpfte. In diesen beiden Briefwechseln zeigt sich bereits die wissenschaftliche Liebhaberei Goldbach's, indem er zwar den Neigungen der Correspondenten folgend, mit Nikolaus Bernoulli über die sogenannte Riccatische Differentialgleichung, mit Daniel Bernoulli über Aufgaben der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der Theorie der Reihen sich verbreitet, aber auch zugleich Gelegenheit nimmt, stets Zahlentheoretisches mit einfließen zu lassen. Dieser letztere Theil der Mathematik bildet nun vollends den Hauptinhalt eines dritten bedeutsamen Briefwechsels, welchen G. von 1729—63 mit Leonhard Euler führte, da Beide sich in der Bevorzugung arithmologischer Sätze begegneten. War auch Euler zumeist der Gebende, G. der Empfangende, so kommt doch das Gegentheil gleichfalls vor, und jedenfalls hatte die Wissenschaft schon dadurch Gewinn von diesem Verkehre, daß Euler hier und nur hier die Gelegenheit geboten war, Entdeckungen gewissermaßen vorzubereiten. Schreibt er doch am 3. August 1751: „Es ist allerdings wahr, wie Ew. vermuthet, daß ich außer deroselben Niemand habe, mit dem ich von dergleichen découvertes schriftlich oder mündlich conferiren könnte“. G. hatte inzwischen einen ständigen Wohnsitz erlangt. Georg Bernhard Bilfinger und Jakob Hermann, welche 1725 einem Rufe nach Petersburg Folge leisteten, luden bei der Durchreise durch Berlin, wo G. als königlich preußischer Hofrath, aber ohne ein bestimmtes Amt zu verwalten, sich aufhielt, diesen ein, sich ihnen anzuschließen. Er that es und traf, zunächst nur ein wißbegieriger Reisender, den 8. August 1725 in der russischen Hauptstadt ein. Professuren wurden ihm, wie es scheint, angeboten, aber von ihm abgelehnt. Einzig die Geschäfte eines Schriftführers der Akademie der Wissenschaften sagten ihm zu, bei welchen seine Vielseitigkeit und seine große Beherrschung der lateinischen Sprache zur Geltung kamen, und zu dieser Stellung verpflichtete er sich auf 5 Jahre. In denselben Zeitraum fällt seine Ernennung zum Lehrer des Kaisers Peter II., der 1715 geboren, mit 12 Jahren den Thron

bestieg, auf dem er nur 3 Jahre verweilen sollte, da die Blattern ihn 1730 dahinrafften. Die folgenden 12 Jahre verbrachte G. muthmaßlich in wissenschaftlichem Privatleben, erfüllt von mannigfachen Briefwechseln, welche allerdings theilweise, wie der mit dem Orientalisten Gottlieb Siegfried Bayer, mit dem Gemmenkundigen Baron Philipp v. Stosch, mit dem inzwischen nach Tübingen zurückgekehrten Bilfinger, der Herausgabe ebenso noch harren, wie eine in lateinischen Versen geschriebene Tragödie „Absalon“. Daneben dürfte ein loser Verband mit der Akademie fortgedauert haben. Nicht nur, daß G. am 25. October 1746 an Euler schreibt: „Was aber die akademischen Angelegenheiten betrifft, so habe ich mich derselben schon seit A. 1742 gänzlich entschlagen“, er brachte auch von 1728—39 in den Commentarien der Akademie sechs Abhandlungen zum Abdruck über Integralrechnung, über Reihentheorie und über Gleichungen. In der letztgenannten Abhandlung findet sich ein Zeichen der Unmöglichkeit, welches erhalten zu werden verdient, und der Name congruenter Zahlen ungefähr in derselben Bedeutung, in welcher er sich seit Gauß allgemein verbreitet hat (vgl. Comment. Acad. Petrop. V. p. 101). Im J. 1742 trat G. in das Collegium der auswärtigen Angelegenheiten ein, wo er vorzugsweise mit Dechiffrirungen beschäftigt wurde. Auch davon ist ein Wiederhall in dem Briefwechsel mit Euler vorhanden, indem G. am 30. Juli 1742 von unrichtigen Dechiffrirungen redet, welche Wallis sich habe zu Schulden kommen lassen. G. stieg fortwährend in Rang und Einkünften. 1744 wird er Etatsrath mit einem Gehalte von 2000 Rubel; 1746 erhält er auf Lebensdauer die etwa 1400 Rubel jährlich betragende Nutznießung des Gutes Wolmarshof in Liefland, wie sich aus seinen Briefen ergibt. Als er starb, hatte er die damals in Rußland im Civildienste seltene Stufe eines Geheimen Rathes erreicht.

Correspondance mathématique et physique de quelques célèbres géomètres du XVIIIème Siècle publiée par P. H. Fuss. Petersburg 1843.

Cantor.

Goldbach: Christian Friedrich G., geb. zu Taucha in Sachsen am 20. März 1763, † zu Moskau im April 1811, war, nach Absolvirung der Schule, Calculator in der Rathseinnahmestube zu Leipzig und machte sich auf dem Gebiete der Astronomie zuerst 1799 bekannt durch einen vortrefflichen Himmelsatlas, der 10570 Sterne, also 7651 mehr als der Flamsteed'sche Atlas enthielt und von Zach auf dem Seeberg mit einer Einleitung versehen wurde. Diese Arbeit und verschiedene astronomische Beobachtungen und einige geographische Ortsbestimmungen veranlaßten Murawieff, den Curator der Universität in Moskau, G. als Professor der Astronomie nach Moskau zu berufen. Mit mehreren dort vorgefundenen Instrumenten stellte er zahlreiche Ortsbestimmungen an, beobachtete, so gut es ging, aus seinem Zimmer, führte auch geodätische Arbeiten aus und wartete vergebens auf den Umbau der Sternwarte, welcher sich von Jahr zu Jahr verzögerte und unter Rasumowsky's Curatoriat ganz aufgeschoben wurde. Mißmuthig über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, starb er im 48. Jahre seines Lebens.

Vgl. Meusel, Das gelehrte Teutschland. Bruhns.

Goldberg: Johann Gottlieb oder Gottlob G., lebte nach Reichardt's Angabe von 1730—60; 1756 stand er als Kammermusikus in Diensten des Grafen von Brühl in Dresden. Joh. Sebastian Bach soll ihn für einen seiner besten Schüler auf dem Clavier und auf der Orgel erklärt haben (s. Bd. I S. 734). Von Zeitgenossen wird seinem Spiel hohes Lob ertheilt; namentlich soll er Bedeutendes in technischer Beziehung und im freien Phantasiren geleistet haben. Jedenfalls scheint er ein Sonderling und schwer zugänglich gewesen zu sein. Von tiefer Melancholie befallen, starb er schon frühzeitig. Gerber (altes und neues Ton-

künstlerlexikon) führt folgende Manuscriptcompositionen von ihm an: 24 Polonaisen für Clavier; Sonate nebst einer Menuett mit 12 Veränderungen für Clavier; 6 Trios für Flöte, Violine und Baß; 2 Concerte für Cembalo, dieselben wahrscheinlich, welche im Rellstab'schen Musikalienverzeichniß S. 69 aufgeführt sind; „Prélude et Fugue pour le Clav. ou Orgue“. Das letztere Werk besitzt die königl. Bibliothek zu Berlin, ebenso eine fünfstimmige deutsche Motette, den 12. Psalm für vier Stimmen (beide mit Orchesterbegleitung) und noch zwei Präludien für Clavier. Fürstenau.

Goldenthal: Jakob G., Orientalist, geb. zu Brody in Galizien, gestorben als außerordentlicher Professor an der Universität in Wien im J. 1867. Seine selbständigen Arbeiten, von denen einige in den Denkschriften der Wiener Akademie veröffentlicht wurden, sind von untergeordnetem Werthe. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch die Edition mehrerer handschriftlicher Werke aus der älteren jüdischen Litteratur, wie Algazzali's Meisan al-Amal (1839), Todrosi's hebräische Bearbeitung des Averroes'schen Commentars zu Aristoteles' Rhetorik (1842), „Kalonymi apologia Maimonidis“ (1845), Nissim b. Jakob's Clavis talmudica (mit nützlichen Nachweisen, 1847), das nach Art von Dante's Divina commedia angelegte poetische Werk des Moses Rinti (1851). Eine 1855 von ihm herausgegebene Zeitschrift „Das Morgenland“ ging, nachdem sie ein Quartal hindurch bestanden, ein. Von einigem Nutzen ist der 1845 von ihm herausgegebene Index zu dem 1826 in Hamburg erschienenen Kataloge der Oppenheimer'schen Bibliothek. G. war auch ein bedeutender hebräischer Stilist und versuchte sich nicht ohne Glück in der Nachahmung der in der maurischen Schule beliebten Reimprosa. Sein letztes Werk war eine arabische Grammatik in hebräischer Sprache (1862). Brüll.

Goldfuß: Georg August G., geb. am 18. April 1782 in Thurnau bei Baireuth, wurde nach Absolvirung seiner Studien im J. 1810 Hauslehrer beim Freiherrn v. Winckler in Heinhofen bei Erlangen. Im J. 1812 habilitirte er sich als Privatdocent in Erlangen und folgte 1818 einem Rufe als Professor der Zoologie nach Bonn. Die lebendigste Anregung erhielt G. durch die merkwürdigen Höhlenfunde, welche in der Nähe seines Aufenthaltsortes gemacht wurden. Schon 1810 ließ er eine Schilderung der Umgebungen von Muggendorf erschienen, welcher 1816 die mit Bischof gemeinschaftlich herausgegebene „Physikalisch-statistische Beschreibung des Fichtelgebirges“ folgte. Bestimmend für ihn und seine Arbeiten wurde dabei die Bekanntschaft mit dem als Paläontologen bekannten Grafen Georg zu Münster. Nachdem er von 1818 an in den Verhandlungen der leopoldinisch-carolinischen Akademie mehrere fossile Höhlensäugethiere beschrieben hatte (denen später Schilderungen fossiler Reptilien folgten), begann er von 1826 an die Herausgabe des großen Werkes „Petrefacta Germaniae“, bei welchem Graf Münster, der Mitherausgeber und eifrige Sammler, sich um Herbeischaffung des Materials verdient machte. G. war indeß nicht blos beschreibender Zoolog. Als solcher hatte er sich 1805 durch seine Dissertation über südafrikanische Käfer eingeführt. In Erlangen kam er mit Nees v. Esenbeck, der auch in Bonn zwölf Jahre lang sein College war, zusammen und beide folgten den Anregungen der naturphilosophischen Schule. Die innige Verwandtschaft, mit welcher sich verschiedene Thierclassen an mehreren Punkten berühren, führten ihn zu einer Darstellung der Entwicklungsstufen des Thierreichs, in welcher er nach naturphilosophischer Methode die Form eines Eies für das Ganze wählte; dies ist in die vier Weltgegenden eingetheilt; „alle größeren darin eingezeichneten Kreise schließen den ersten nach Osten ein und berühren ihn am Ausgangspunkt, während sie sich am westlichen Pol des all umschließenden Ovals völlig zusammenziehen, um den Menschen zu bilden“. Fast gleich-

zeitig gibt er eine Eintheilung der Zoophyten (Isis 1818), in welcher er den Ausdruck Protozoa, allerdings in etwas anderer Ausdehnung, als in der er heute noch gebraucht wird, einführt. Auch in seinem „Handbuch der Zoologie“ (1820) erweist er sich als Naturphilosoph, ohne jedoch Oken streng zu folgen. Nach ihm ist das Thierreich die Zerspaltung eines Thieres (beziehentlich des Menschen) in seine organischen Systeme; die Classen sind fixirte Entwicklungsstufen des höchsten Thieres; jede entspricht einem anatomischen System. Dabei stehen immer drei Classen auf gleicher Stufe relativer Ausbildung. G. führte dabei die Vierzahl in den größeren und kleineren Gruppen bis zu den Gattungen so consequent durch, daß er in der Uebersicht für die noch nicht gefundenen Formen Platz läßt. War auch diese Form der Darstellung in Folge der fascinirenden Einflüsse der hyperspeculativen Methode entstanden, so behauptete doch G. durch sein schärferes Eingehen auf anatomische Grundlage und eine ausgebreitete Kenntniß einzelnster Formenverhältnisse (wie es seine Reptilienuntersuchungen beweisen) eine entschieden wissenschaftliche Haltung. Vorübergehend betheiligte er sich auch an der Fortsetzung des großen Werks von Schreber über Säugethiere (65.—69. Heft). Er starb am 2. October 1848.

Carus.

Goldhagen: Hermann G., geb. 1718 zu Mainz, † zu München am 22. April 1794, trat als Jüngling in den Jesuitenorden, welchem er bis zur Auflösung desselben angehörte. Er wirkte als Lehrer und Schriftsteller, und war in Mainz zuerst am Jesuitengymnasium, dann an der Universität als Professor des Bibelstudiums thätig; später lebte er zu München mit dem Titel eines kurfürstlich baierischen Rathes. Er veröffentlichte eine nicht unbeträchtliche Zahl von Schriften für den Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, sowie in den schönen Redekünsten; von a. 1759 an beginnen seine theologischen Schriften, welche sich theils auf die wissenschaftliche Bibelkunde beziehen, theils in das Fach der christlichen Religionswissenschaft und Apologetik einschlagen, theils endlich erbaulicher Natur sind. Aus seinen bibliologischen Arbeiten ist eine Textausgabe des Neuen Testamentes hervorzuheben (Mainz 1753), in welcher er aus den Zeugnissen der griechischen Handschriften die Richtigkeit des lateinischen Vulgatatextes kritisch erhärtete; ferner seine „Introductio in S. Scripturam Vet. et Nov. Testamenti, maxime contra Theistas et varii nominis incredulos“ (Mainz 1763—68; 3 Thle.). Apologetisch-polemischen Zwecken diente im besonderen ein von ihm anonym herausgegebenes „Religionsjournal“ in 10 Jahrgängen (1776—85) zu je 6 Heften. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften bei Meusel, Lexikon der 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller IV, S. 278—81.

Vgl. auch Ersch-Gruber'sche Encyklopädie, Sect. I., 73. Thl., S. 274.

Werner.

Goldhagen: Johann Eustachius G., Schulmann und Philolog, geb. 13. Nov. 1701 in Nordhausen, erhielt im J. 1744 das Rectorat der gelehrten Schule seiner Vaterstadt, die ihm wesentliche Verbesserungen in Hinsicht der Einrichtung wie des Unterrichts verdankt. Nach einigen Jahren (1752 oder Anfang 1753) vertauschte er dieses Amt mit dem Rectorat der Domschule in Magdeburg; er starb am 7. (2.) Oct. 1772. Als Schriftsteller hat er sich namentlich durch seine deutschen Uebersetzungen des Geschichtswerkes des Herodot (Lemgo 1756), der griechischen Geschichte des Xenophon, nebst dessen Lobrede auf den Agesilaus (Berlin 1762) und der Reisebeschreibung des Pausanias (Berlin 1768, zweite verbesserte Ausgabe ebendaselbst 1798—99) und eine „Griechische und römische Anthologie in deutschen Uebersetzungen“ (Brandenburg 1767) bekannt gemacht, die zu den ersten freilich noch ziemlich unbeholfenen Versuchen in der Uebersetzungskunst auf

deutschem Boden gehören: der Uebersetzung des Pausanias hat der Uebersetzer zahlreiche erklärende Anmerkungen unter dem Texte beigegeben. Außerdem hat er eine Lebensbeschreibung eines seiner Vorgänger im Rectorat zu Nordhausen, des Johannes Clajus von Herzberg (Nordhausen 1751) und verschiedene Programme pädagogischen Inhalts verfaßt.

S. H. Döring in der Allg. Encykl. d. W. u. K. Sect. I, Bd. 73, S. 274 f.

B.

Goldhorn: Johann David G., geb. am 12. September 1774 zu Püchau, einem Dorfe zwischen Wurzen und Eilenburg, † am 23. October 1836 in Leipzig, besuchte die Landesschule in Grimma, wo er den Grund zu seiner Fertigkeit im Latein legte und, um Theologie zu studiren, die Universität Leipzig, wo er sich besonders an den grammatisch-historischen Exegeten K. A. G. Keil anschloß. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Katechet an der Peterskirche, dann Sonnabendsprediger zu St. Nikolai in Leipzig, hierauf Pfarrer in Leutsch bei Leipzig, später Subdiaconus an der neuen Kirche, Diaconus und Archidiaconus an der Thomaskirche, 1834 Pastor an der Nicolaikirche in Leipzig. Mit dem geistlichen Amte verband er seit 1819 eine ordentliche Professur der Theologie. Ohne selbst mit größeren gelehrten Werken hervorzutreten, hat er hinterlassene Werke Anderer (wie F. A. Carus, Psychologie der Hebräer, 1809, Keilii opuscula academica, 1821, Tzschirner's Predigten, 2. Aufl., 4 Bde., 1829) herausgegeben, und gelehrte Freunde (wie Tzschirner und Bretschneider) haben seinen litterarischen Rathschlag gerne eingeholt. Seine eigene, auf „die Praktik der Theologie“ gerichtete schriftstellerische Thätigkeit concentrirte sich in der Mitarbeit an dem „Magazin für Prediger“ von Tzschirner und Röhr und an dem von ihm mitredigirten „Journal für Prediger“. Als Universitätslehrer machte er sich, obwol selbst kein hinreißender Redner, besonders verdient um die homiletische Bildung der Studirenden. Seine klare Verständigkeit führte ihn der Denkart zu, welche „den rationalen Inhalt des Christenthums als dessen bleibendes Wesen betrachtet“. Bretschneider rühmte daher von ihm, daß er sich, so theuer ihm auch das Christenthum und die Kirche waren, von der Ansteckung der frömmelnden Modetheologie frei erhalten habe. Eine Auswahl seiner Predigten und Casualreden edirte nach seinem Tode R. O. Gilbert in 3 Theilen, 1838—40.

Joh. Dav. Goldhorn. Ein biographischer Versuch von D. J. H. Goldhorn. Halle 1837. Neuer Nekrolog der Deutschen, Bd. XIV.

G. Frank.

Göldlin: Franz Bernhard G. von Tieffenau, apostolischer Generalvicar und Stiftspropst zu Beromünster, Kanton Luzern, Sohn des Johann Baptist G. und der Regina Balthasar, geboren zu Luzern den 4. Februar 1762, † zu Beromünster den 16. September 1819. Zufolge den Urkunden des Familienarchivs in Luzern wohnten seine Vorfahren bis gegen das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts zu Pforzheim in der Markgrafschaft Baden, wo sie Bürger waren, in angesehener Stellung und hatten namentlich an der dortigen Pfarrkirche St. Michael ein von ihnen gegründetes Kirchenlehen zu vergeben. Sie ließen sich dann in Folge eines Zerwürfnisses mit dem Markgrafen Bernhard von Baden in Zürich nieder, wo am 15. Febr. 1413 Heinrich an der Propsteikirche eine Familienpfründe stiftete. Unter seinen Nachkommen nahm der Bürgermeister Ritter Heinrich G. eine hervorragende Stellung ein, zumal auch im Burgunderkriege. Sein jüngerer Sohn, Ritter Rennward, that sich in den italienischen Feldzügen hervor, heirathete die Tochter des Schultheißen Ludwig Seiler in Luzern, wo er 1507 das Bürgerrecht erwarb. Noch er vergab als der Aelteste des Geschlechtes das Kirchenlehen zu Pforzheim und starb

1555 mit Hinterlassung eines gleichnamigen Sohnes, der Chorherr zu Beromünster und dann, durch den Einfluß des römischen Gardehauptmanns Jost Segesser und seines Vetters, des Stadtschreibers Rennward Cysat, Domherr von Basel ward, als welcher er „der letzte seiner Linie“, nach Errichtung eines Familienstipendiums zu Freiburg im Breisgau 1600 starb. Von Ritter Rennwards Brüdern befehligte Georg G. 1531 die Züricher in der Schlacht bei Kappel; Kaspar G. war nach Rapperswil gezogen und focht im katholischen Heere, er wurde Landammann zu Schwiz. Seine Linie, die sich G. von Tieffenau schrieb, ist es, die mit dem Aussterben der Linie Rennwards in Luzern den Stamm fortpflanzte; und gingen aus ihr und den Seitenlinien Männer von großer Kriegstüchtigkeit hervor, wie vorzüglich der in der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741 gefallene österreichische General-Feldmarschall Peter Christoph G. — Nach der kirchlichen Richtung hin erstieg das Geschlecht mit Franz B. G. seinen Höhepunkt. Als jüngerer Sohn wurde er, wie damals üblich war, zum geistlichen Stande bestimmt. Damals lehrten in Luzern auch nach Aufhebung des Ordens dem Willen der Regierung entsprechend immer noch Jesuiten unter dem Namen „Professoren des Xaverianischen Hauses“; bei ihnen studirte G. alle Classen hinauf mit aller Auszeichnung, bis er 1784 das Diöcesanseminar zu Mersburg am Bodensee beziehen konnte. Schon im folgenden Jahre erhielt er die Pfarrei Inwil unweit Luzern und zeichnete sich bald als guter Kanzelredner aus, weshalb ihm 1786 an der vierten Säcularfeier der Sempacher Schlacht die übliche Festrede übertragen wurde. Bereits 1790 erhielt er ein Canonicat in Beromünster, wozu ihm schon im Lyceum die Anwartschaft ertheilt worden war. Sein Wirken galt sofort geistiger Hebung des Chorherrenstiftes im Sinne der alten Satzungen, galt der Stiftsbibliothek, der Liturgie und der Stiftsschule, der Vertheidigung der Stiftsrechte widmete sich seine gutgeführte Feder, zumal er 1794 zum Stiftssecretär ernannt wurde und die Revolutionswogen auch die 800jährige von den Lentzburger Grafen gegründete Berona zu verschlingen drohten. Der Sturz der alten auf aristokratischer Grundlage ruhenden Verfassung des eidgenössischen Standes Luzern am 31. Januar 1798, wie die bald darauf erfolgte Invasion des französischen Heeres mit der Schöpfung der einen und untheilbaren Republik entkleidete nicht blos die Vaterstadt Göldlin's, dessen Familie zu den verhältnißmäßig wenigen regimentsfähigen gehörte, ihrer Vorrechte über die Landschaft, sondern entriß auch seinem Stifte nebst einem großen Theile des Vermögens (auch des privaten) die bisherige Gerichtsherrlichkeit, sowie allen früheren ausschließlich aristokratischen Charakter und Glanz, auf einige Zeit sogar die Selbstverwaltung. G. half mit großen Opfern retten, was zu retten war und hatte hierbei ein wesentliches Verdienst, indem die schwierigsten Aufgaben stets ihm zufielen, wie die beiden theils im Auftrage des Stiftscapitels, theils der gesammten Landgeistlichkeit des Cantons an das helvetische Directorium gerichteten Zuschriften vom 17. März 1800. Fast gleichzeitig mußte der friedsame Mann zur Polemik sich entschließen; er veröffentlichte zur Abwehr gegen einen Angriff: „Bemerkungen über des Freiheitsfreundes sichere Kennzeichen des katholischen Priesters und Pfaffen“, 1800. Mit der Mediationsverfassung vom 19. Februar 1803 gestaltete sich das Verhältniß zwischen Staat und Kirche wieder freundlicher und damit auch die Lage des nunmehr im Geiste der Zeit regenerirten Stiftes, an dessen durch den Tod erledigte Propstei am 28. März gedachten Jahres nun G. gewählt wurde. Seine bisherigen für das Stift ausgeführten Arbeiten waren für ihn eine Schule der Diplomatie, wie der Diplomatik gewesen. Genöthigt bei der Ausarbeitung seiner verschiedenen Denkschriften mit den Urkunden seines Gotteshauses genauere Bekanntschaft zu machen, lernte er dessen Geschichte aus den Quellen kennen und

gewann damit zugleich manchen helleren Blick in die Geschichte des Vaterlandes. Zudem hatte er im Archiv und in der Bibliothek der eigenen Familie frühzeitigen Anlaß gehabt, Geschichtsstudien zu machen. Mit den Familien Cysat und Tschudi, wo die Geschichtspflege so leuchtende Vorbilder hatte, waren seine Vorfahren in verwandtschaftlichen Verhältnissen gestanden. Die erste Frucht seiner historischen Studien zeitigte das Jahr 1808, mit welchem gerade jetzt in der Uebergangszeit von der alten zur neuen Eidgenossenschaft seit der vermeintlichen Befreiung von österreichischer Vögtegewalt das halbe Jahrtausend sich erfüllte. Was G. auch als diesjähriger Festredner an der Sempacher Feier vor glänzender Versammlung voll patriotischer Begeisterung aussprach, wollte er im Anschluß an Virgil's Heu pietas, heu prisca fides, invictaque bello dextera in urkundlich historischer Begründung durchführen und schrieb den „Versuch einer urkundlichen Geschichte des drey Waldstätte-Bundes oder der ältesten freyen Verfassung und Verbindung der drey Cantone Uri, Schwyz und Unterwalden als Grundlage der schweizerischen Eidgenossenschaft. Ein Beitrag zur vaterländischen Jahresfeier“ u. s. f., 1808. Der Propst unterzeichnete sich zugleich als „Bürger von Luzern und Landmann zu Schwyz“, wo der ruhmvoll bekannte Alois Reding, jetzt Mitglied des Directoriums, zu seinen besten Freunden zählte. Es gereichte ihm zur Genugthuung, in der Vorrede jene denkwürdigen Worte abdrucken zu lassen, die Napoleon an Göldlin's Freund, Vinzenz Rüttimann, den damaligen Landammann der Schweiz auf den gleichen Anlaß geschrieben hatte: „Mögen die Ursachen, welche bisher seine (des schweizerischen Vaterlandes) Dauer gewährleistet haben, Ihrer Nation stets vor Augen schweben. Ihrem Muth und der Einfalt ihrer Sitten hatte sie diese lange Aufrechthaltung zu danken. Bewahren Sie diese und hinterlassen Sie auch nach Ihnen das Gedächtniß dieser alten Tugenden und die Schweiz wird weiter auf meine Zuneigung zählen können“. — G. fuhr fort als Historiker auf die Tugenden der Alten hinzuweisen und gab, voll Verehrung für den Mann, den er unter seine mütterlichen Ahnen zählte, 1808 die zweite Auflage der schon vor zwei Jahren zum ersten Male erschienenen Schrift „Geist des sel. Bruders Klaus zur Förderung eines guten Sinnes und Lebens“, heraus. An dieses Buch reihte sich dann sein bestes und besonders in kulturgeschichtlicher Hinsicht verdienstvolles an: „Geist der letzten Hälfte des XV. und der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in der Schweiz in politischer, litterarischer und religiöser Hinsicht, oder Konrad Scheuber von Altsellen, ein Tochter-Sohn des sel. Bruder Niklaus von Flüe“. Zwei Theile, 1814. Die Absicht war die frühere, diesmal mit Boethius' Worten ausgesprochen: Utinam modo nostra redirent in mores tempora priscos. — Jetzt aber mußten die historischen Studien der Bethätigung auf dem kirchenpolitischen Gebiete weichen. Mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts und der neuen Zustände brach immer mehr der Gedanke sich Bahn, den schweizerischen Antheil des alten Bisthums Constanz von demselben zu trennen und dieser Gedanke ward vorzüglich da gehegt, wo man mit Generalvicar Wessenberg's kirchlichem Vorgehen nicht einverstanden war. Der Diöcesanclerus schied in zwei Parteien sich aus: die eine, vorzüglich im badischen Lande, aber auch im Canton Luzern durch den Stadtpfarrer und bischöflichen Commissar Thadeus Müller vertreten, stand zu Wessenberg; die andere, die aus der Landshuter Schule Sailer's tüchtigen jungen Zuwachs erhielt, die Professoren Gügler und Widmer an der Spitze, fand ihren Mann in G., der seinerseits an den päpstlichen Nuntius in Luzern sich anlehnte. Der Trennungsgedanke war besonders in den Urcantonen beliebt und wurde durch verschiedene Zwischenfälle, wie durch das Concordat Dalberg's mit Luzern vom 19. Februar 1806 und 1812 durch die Berufung Deresers an das Priesterseminar in Luzern lebhaft genährt, jedoch

durch das Ansehen, das Dalberg bei Napoleon genoß, lahm gelegt bis zum Sturze des Imperators. Jetzt sprach ein päpstliches Breve unterm 7. October 1814 die Trennung aus und noch am letzten Tage gleichen Jahres wurde sie durch die Nuntiatur vollzogen. G. wurde als apostolischer Generalvicar an die Spitze gestellt, 10. Januar 1815. Hatten diese Ereignisse ihm schon seit Jahren, da sie vorbereitet wurden, der Mühen und Sorgen unzählige gekostet, so lud ihm die neue, persönlich nicht gesuchte Würde nicht weniger Opfer auf. Das alte Constanzer Domcapitel erhob wider das Geschehene mit Zuschrift vom 31. Januar gl. J. an die schweizerische Tagsatzung Protest; Dalberg blieb bis zu seinem Tode (10. Februar 1817) mit Wessenberg im Ganzen einig, mochte er auch gegentheilige Anwandlungen haben, und beide zählten in der Schweiz viele Verehrer. Nicht blos den Schwierigkeiten von dieser Seite sah G. sich ausgesetzt, sondern auch solchen von der entgegenstehenden Partei. Den persönlichen Angriffen gegenüber erschien von ihm endlich: „Ein Wort zur Zeit gegen die Zeit oder Hirtenbrief zu seiner Selbstvertheidigung, ins Deutsche übersetzt“, 1816. Lieber freilich wäre ihm gewesen, wenn man rascher aus dem provisorischen Zustande heraus zur vollen Lösung der Bisthumsfragen gelangt wäre, zumal seine Gesundheit in solchem Grade abnahm, daß er in Rom ernste Schritte thun ließ, um des apostolischen Vicariates enthoben zu werden. Da trat der Tod schneller als erwartet ins Mittel. Der schönste Lorber ward dem Verblichenen gerade von der Seite auf den Sarg gelegt, von welcher er bei Lebzeiten am meisten bekämpft worden war, Zschokke's „Schweizerbote“ schrieb am 30. September 1819: „Der Verewigte hatte durch Reinheit der Sitten, durch einen redlichen und milden Charakter und durch historische sowol als theologische Kenntnisse, sich die Achtung und Liebe Derer, die ihn in der Nähe oder aus der Ferne kennen zu lernen den Anlaß hatten, erworben. Seine Ernennung zum apostolischen Generalvicar konnte vor fünf Jahren als eine Huldigung der ihn zu dem Amte gleichsam bezeichnenden öffentlichen Meinung angesehen werden und das Vertrauen in die trefflichen Eigenschaften des Gewählten war es auch, was den Anstoß vorzüglich beseitigen half, der aus seiner mit Uebergehung des Landesherrn durch den päpstlichen Nuntius geschehenen Einsetzung und Beeidigung sich ergeben hatte und dadurch die anfangs verweigerte Anerkennung des gleichsam aufgedrungenen Seelenhirten von Seite der Cantone nach und nach erzielt ward. Indessen waren die Umstände so schwierig und wurden es noch immer mehr, daß sie den redlichen Mann hindern mußten, alles das Gute zu thun, zu dessen Erwartung sein vortrefflicher Wille im Einklang mit seinen Einsichten berechtigt hatte, und daß man mit Wahrheit sagen kann, er sei als Märtyrer seiner Berufstreue und der ihm auferlegten allzuschweren Bürde gestorben“.

Archiv der Familie G. v. Tieffenau in Luzern; Eidgenössische Abschiede passim; Geschichtsfreund Bd. V. Kothing, Die Bisthumsverhandlungen der schweiz.-constanz. Diöcesanstände von 1803—62, Schwyz 1863. Lütolf, Domherr L. Schiffmann, als Beitrag zur Charakteristik der Sailerschule in der Schweiz, Luzern 1860. Monatsrosen des schweiz. Studentenvereins, Jahrg. 1876 und 1877, Stans, worin von B. Fleischlin: F. B. G. v. Tieffenau, Generalvicar und Stiftspropst. K. Pfyffer, Geschichte des Cantons Luzern, 2 Bde., Luzern 1861.

Lütolf.

Goldmann: Georg Friedrich Aug. G., Dr. der Philosophie, Kanzelredner, geb. zu Münder bei Hannover am 20. Juni 1785, † 1855, studirte in Göttingen Theologie und Philologie, wurde im J. 1807 Conrector und 1808 Rector am Gymnasium zu Soest. Um die Kirchen und Schulangelegenheiten

im Ruhrdepartement zu bearbeiten, wurde er 1810 nach Dortmund berufen. Von hier ging er 1813 als Professor am Lyceum nach Cassel. Nach der Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm, welcher keinen Ausländer anstellen wollte, legte G. sein Amt nieder und begab sich in sein Geburtsland zurück, in welchem er 1815 die Pfarre in der Vorstadt Blumlage bei Celle erhielt. Von hier kam er 1817 als Prediger nach Hameln, wo er sich ebensowol durch seine ausgezeichneten Kanzelvorträge, wie durch Unverträglichkeit mit seinen Amtsgenossen und seinen Pfarrkindern nach beiden Seiten hin einen Namen machte. Im J. 1822 wurde G. nach Lauenstein und 1826 nach Elbingerode versetzt, an welchen Orten er sich in gleicher Weise mit seinen Gemeinden verfeindete. Um den fortwährenden Streitigkeiten ein Ende zu machen, sah sich 1830 die hannoversche Regierung veranlaßt, ihm die von ihr zu vergebende, sehr einträgliche Pfarrstelle zu Voigtsdahlum oder Gr. Dahlum bei Schöppenstedt im Herzogthum Braunschweig zu verleihen, wodurch er der Oberaufsicht der hannoverschen Kirchenbehörde entzogen wurde. Hier starb er am 5. Januar 1855. Ueberall erwarb G. sich durch seine Predigten den Ruf eines talentvollen begabten Redners, eben so ausgezeichnet durch den Reichthum der Sprache und durch blühende Phantasie, welche sich aber stets in den Schranken einer haushälterischen Sparsamkeit hielt, wie durch äußere Beredsamkeit. So sehr er auf Aufrechthaltung der geistlichen Autorität hielt, so war er doch auf der andern Seite seinen Pfarrkindern ein treuer Seelsorger. In Verbindung mit B. H. Freudenfeld gab G. im J. 1812 in Unna eine „Zeitschrift für Poesie“, 6 Hefte, heraus, welche von ihm eine Tragödie: „Karl V.“ enthält. Ferner sind von ihm erschienen eine Bearbeitung des Lobgesanges auf den heiligen Anno, 1816. — Predigten, 1816, 2. Aufl. 1827. — Predigten, 1. und 2. Sammlung, 1827. F. Spehr.

Goldmayer: Andreas G., geboren 1603 in Gunzenhausen, gestorben 1664 in Nürnberg, studirte, nachdem er die Schule seiner Vaterstadt durchgemacht, in Altorf, Straßburg und Tübingen Philosophie, Medicin, besonders aber Mathematik, und lebte, nachdem er 1635 und 1636 eine Professur in Straßburg und Altorf ausgeschlagen, hauptsächlich in Nürnberg von Kalendermachen und dem Stellen von Horoskopen, wodurch er sich einflußreiche Männer zu Gönnern erwarb und vom Kaiser Ferdinand III. zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt wurde. Er war 1654 bei dem Reichstage zu Regensburg auf die Verbesserung des alten Kalenders bedacht, schrieb „Harmonische ewig währende astronomische Tafeln des Laufes der Sonne und des Mondes“ (Nürnberg 1639), ein „Directorium mathematicum oder Beschreibung astronomischer Jahrrechnung der Nativitäten“, ferner „Computus astronomicus director oder neu inventirte astronomische Tafeln“. Er starb in Nürnberg in großer Dürftigkeit im Spital.

Vgl. Adelung, Geschichte der menschlichen Narrheit, IV. Doppelmayr, Histor. Nachricht von den Nürnberger Mathematici und Künstlern.

Bruhns.

Goldschmidt: Hermann G., geboren zu Frankfurt a. M. am 17. Juni 1802, gestorben zu Fontainebleau am 10. September 1866, widmete sich der Kunst und zwar der Malerei und machte seine Studien unter Schnorr und Cornelius in München, ging dann 1834 nach Paris, wo er seinen bleibenden Wohnort aufschlug und als Maler eine Anzahl Bilder herstellte, von welchen bekannter geworden sind: „Eine Jüdin in Algier“, „Die Poesie“, „Opfergabe an Venus“, „Kleopatra“, „Der Fischmarkt in Rom“, „Romeo und Julia“ etc. Seit 1847 begann er nebenbei sich mit Astronomie zu beschäftigen, mit einem nicht sehr großen Fernrohr durchmusterte er aus den Fenstern seiner Wohnung den Himmel, suchte nach kleinen Planeten und war so glücklich, am 15. No=

vember 1852 den 21. der Planetoiden, welcher den Namen Lutetia erhielt, zu entdecken und fand noch 1854 die Pomona, 1855 die Atalante, 1856 die Harmonia und Daphne, 1857 Nysa, Eugenia, Melete, Doris und Pales (die beiden letzten an einem Abend), 1858 Europa und Alexandra, 1860 Danaë, 1861 Panopäa, also im Ganzen 14 kleine Planeten. Von seinen übrigen astronomischen Beobachtungen ist noch die der totalen Sonnenfinsterniß vom 18. Juli 1860 in Vittoria in Spanien zu erwähnen, über welches Phänomen er mehrere Gemälde entwarf. Auf freiwillige Anregung der Pariser Akademie der Wissenschaften und auf Antrag des Marschalls Vaillant wurde er in Frankreich naturalisirt und erhielt für seine Planetenentdeckungen vom Kaiser Napoleon den Orden der Ehrenlegion, von der astronomischen Gesellschaft in London die große goldene Medaille und von der Pariser Akademie mehrfach Preise. Er war in den letzten Jahren seines Lebens leidend, so daß er zur Stärkung seiner Augen eine Zeit lang nach Fontainebleau zog, wo er, 64 Jahr alt, starb und eine Wittwe und Tochter hinterließ.

Vgl. Mädler, Geschichte der Himmelskunde, und Heis, Wochenschrift für Astronomie 2c., Jahrg. 1866. Bruhns.

Goldschmidt: Paul G., Orientalist, Sohn des Geh. Commercienraths G. zu Danzig, geboren daselbst am 19. December 1850, † zu Galle auf Ceylon am 7. Mai 1877. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt (Ostern 1867) widmete er sich in Heidelberg, Tübingen, Berlin, Göttingen der indischen Philologie, sein Studium während des Kriegs mit Frankreich unterbrechend, an dem er als Freiwilliger theilnahm. Ende 1872 promovirte er in Göttingen mit einer 1873 erschienenen Dissertation: „Specimen des Setubandha", in welcher er, als erster, ein Stück (zwei Gesänge) dieses schwierigen Prâkrit-Gedichtes mit Uebersetzung, Commentar 2c. herausgab. Diese Richtung auf die älteren Stufen der indischen Volkssprachen weiter verfolgend, wandte er von Herbst 1873 an einen einjährigen Aufenthalt in London an das Studium der Prâkrit-Manuscripte des India Office und veröffentlichte zwei gehaltvolle Aufsätze über prâkritische Lautlehre und Etymologie (Nachrichten von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, 1874). Im December 1874 schiffte er sich nach Ceylon ein, um im Auftrag der dortigen Colonialregierung die Sammlung der auf der Insel vorhandenen Inschriften zu unternehmen. Ueber die ersten $1^1/_2$, der Ausbeutung der North-Central-Province gewidmeten Jahre seiner dortigen Thätigkeit hat er selbst in zwei Reports an den Gouverneur (gedruckt in den Sessional papers der Insel, wiederholt im Indian Antiquary, Bombay, June 1876, Nov. 1877) berichtet, deren letzter, vom September 1876, auch größere Specimina der entdeckten Inschriften enthält. Die reichhaltigen Funde, mit wenigen Ausnahmen sämmtlich in sinhalesischer Sprache und vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis in die neuere Zeit sich erstreckend, gewährten, außer ihrem historischen Interesse, ein authentisches und vollständig neues Material für die Geschichte der sinhalesischen Sprache, über deren genealogische Stellung bisher die größte Unsicherheit herrschte, und welche G. nun mit Bestimmtheit als eine indogermanische indischer Familie erkannte. — Den Rest seiner Thätigkeit und seines Lebens, über den zu berichten ihm nicht mehr vergönnt war, widmete er der Durchforschung des Bezirks Hambantota der Südprovinz. Um diese zu Ende zu führen verweilte er gegen den Rath seiner Freunde fast ohne Unterbrechung vom Juni 1876 bis Ende April 1877 in den Fieberherden der Jungles, stets aufs neue von den Angriffen des Sumpffiebers heimgesucht: als er, um sich in Galle nach Colombo einzuschiffen, mit reichem Ertrag, aber mit verzehrter Kraft am 2. Mai Hambantota verließ, vermochte er nur noch Galle zu erreichen, am 4., wo er am dritten Tage starb. — Von seinem wissenschaftlichen Nachlaß ist bis jetzt

noch nichts bekannt geworden, da aber die ceylonesische Regierung bereits einen Nachfolger zur Weiterführung seines Werkes gewonnen hat, so steht zu hoffen, daß dieser Nachlaß dem Studium bald zugänglich gemacht werden wird.

Siegfr. Goldschmidt, Paul Goldschmidt (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 17. Juni 1877). Siegfr. Goldschmidt.

Goldstein: Kilian G., Jurist, geboren am 25. März 1499 zu Kitzingen in Franken, wo sein Vater Johann G. als bischöflich Würzburgischer Rath lebte. Schon 1469 (Sommer) hatte ein Kilian G. aus Kitzingen die Universität Erfurt bezogen, ohne daß sich jedoch das verwandtschaftliche Verhältniß desselben zu dem unseren näher feststellen ließe. Der Letztere wurde Ende April 1521 in das Album der Universität Wittenberg eingetragen. Er scheint damals philologische Studien betrieben zu haben und bald zu Melanchthon in ein näheres Verhältniß getreten zu sein. Aus einem Briefe Melanchthon's an G. vom 7. April 1522 ergibt sich, daß dieser damals irgendwo als Lehrer wirkte. Später aber finden wir ihn wieder in Wittenberg. 1525 gab er Melanchthon's lateinische Grammatik heraus, im Sommer 1529 erscheint er als Decan der Wittenberger Artistenfacultät; schon vorher muß er sich verheirathet haben, denn bereits im October 1527 gratulirt ihm Melanchthon zur Geburt eines Sohnes. Wie es jener Zeit so häufig geschah, scheint auch G. als lesender Magister in der Artistenfacultät sich auf die Jurisprudenz geworfen und mit advocatorischer Praxis beschäftigt zu haben. Als Ende Januar 1533 der Kanzler Gregorius Brück aus dem gemeinschaftlichen sächsischen Oberhofgericht austrat und an seiner Stelle der bisherige Oberhofgerichtsprocurator Dr. Sindringer als Beisitzer in das Gericht verordnet wurde, erhielt die erledigte Procuratorstelle G., Magister und Bürger zu Wittenberg. In demselben Jahre war G. auch zu den Mitgliedern der großen Kirchenvisitation im Kurkreis von Seite der Städte gewählt worden. Später (Sommer 1538?) suchte und erhielt er auch den Grad eines Doctors beider Rechte. Als solcher hat er wol juristische Vorlesungen gehalten, wahrscheinlich über Proceß (s. unten). Außer mit Melanchthon war G. auch mit Luther befreundet und von diesem als „vir plane Christo sacer et sanctus“ hochgeschätzt. Als man 1539 an die Einrichtung eines kirchlichen Consistorii in Wittenberg ging, beabsichtigte man G. zum Präsidenten desselben zu ernennen; in der That trat er als Assessor ein und scheint auch den Vorsitz thatsächlich geführt zu haben. Ende 1540 und anfangs 1541 war G. mit Melanchthon als kurfürstlicher Abgesandter bei dem Colloquium in Worms. Nach seiner Zurückkunft wurde er zum Rector der Wittenberger Universität für das Sommersemester 1541 gewählt und trat dieses Amt an. Aber noch vor völligem Ablauf desselben verließ G. Wittenberg. Auf die Empfehlung von Justus Jonas, der eine Predigerstelle in Halle a./Saale angenommen hatte, bot die Stadt Halle ihr Syndicat dem Wittenberger Juristen an. Schon im Junius 1541 unterhandelte G. wegen seiner Uebersiedlung nach Halle. Anfangs October scheint er dieselbe bewerkstelligt zu haben. Vom Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen hatte er zunächst nur Urlaub für ein Jahr erhalten, auf Bitte der Hallenser aber wurde derselbe später verlängert. Als 1546 Kurfürst Moritz von Sachsen Halle einnahm, wurde G. nebst Jonas aufgegeben, die Stadt binnen 10 Tagen zu verlassen. Allein er kehrte später zurück und blieb bis an sein Ende Syndicus, † am 25. Januar 1568. Sein ältester Sohn hieß ebenfalls Kilian, war geboren am 20. August 1527, promovirte in Wittenberg zum Dr. jur. utr. 1553, folgte dem Vater im Syndicat der Stadt Halle (?) und wurde 1569—71 vom Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen vielfach zu Geschäften gebraucht, † 1622. Er ist oft mit seinem Vater verwechselt worden.

Ein zweiter Sohn, Paulus G., ist geboren am 9. September 1532, promovirte 1561 zu Wittenberg zum jur. utr. Doct. und begegnet uns später in Berlin, von wo er, in brandenburgischen Diensten stehend, mit Herzog Albrecht in Preußen brieflich verkehrt. Das 1568 gedruckte Buch „Enchiridion processus iudiciarii tam secundum ius commune quam ius saxonic. conscripti. Auctore Chiliano Goldstein“ gehört trotz erhobener Zweifel K. G. dem Vater an und ist das nach dessen Tod in seinem Nachlaß gefundene Collegienheft, dessen er sich dereinst bei seinen Vorlesungen in Wittenberg bedient hatte.

Vgl. Muther, Zur Geschichte der Rechtswissenschaft, S. 385 ff.

Muther.

Goldstücker: Theodor G., geboren am 18. Januar 1821, Sohn jüdischer Eltern, zu Königsberg in Preußen, gestorben am 6. März 1872 in London, war einer der besten Kenner des Sanskrit und der altindischen Litteratur. G. erhielt seine Vorbildung auf dem altstädtischen Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte von 1836 an auf der Königsberger Universität unter Lobeck, Bohlen, Rosenkranz, von 1838 an in Bonn unter Lassen, Freytag, A. W. Schlegel und promovirte 1840 in Königsberg. Dann begab er sich nach Paris, wo er unter Burnouf's Leitung die dortigen Sanskrithandschriften studirte, lebte, 1846 nach Deutschland zurückgekehrt, in Berlin und siedelte 1850 nach London über, wo er 1851 Professor des Sanskrit am University college wurde, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. G. hat von seinen sehr umfassenden, die gesammte indische Philologie und Alterthumskunde betreffenden Studien verhältnißmäßig wenig veröffentlicht, nur ein größeres darstellendes Werk vollendet: „Pânini, his place in Sanskrit literature“, London 1861. Von seinem, auf einen ungeheuren Umfang angelegten „Sanskrit dictionary“ (ursprünglich als 3. Auflage des Wilson'schen Wörterbuchs gedacht) sind London 1856—64 einige Hefte erschienen, die aber im ersten Buchstaben a abbrechen. 1865 bildete sich in England auf Goldstücker's Anregung eine Sanskrit Text Society, deren Ausgaben er mit der unvollendet gebliebenen Edition des „Jaiminîya-nyâya-mâlâ-vistara“, London 1865—67, eröffnete. Außerdem machte er eine facsimilirte Ausgabe eines Commentars zum „Mânava-Kalpasûtra“, London 1861, und begann die nach seinem Tode vollendete facsimilirte Ausgabe des „Mahâbhâshya“, 3 Bde., London 1874. Mancherlei kleinere Arbeiten von ihm enthalten Athenaeum und Westminster Review, für Chambers' Encyclopedia bearbeitete er die Artikel über indische Philosophie und Mythologie. Wegen seiner intimen Kenntniß des indischen Rechts wurde G. häufig von der indischen Regierung zu Rathe gezogen und übte dadurch einen praktischen Einfluß auf die englisch-indische Rechtspflege. Ein diesen Gegenstand betreffender Vortrag, „On the deficiencies in the present administration of Hindu' Law“ erschien London 1871.

Vgl. The Athenaeum, March 9, 1872, und The Academy, April 1, 1872.

A. Leskien.

Goldwitzer: Franz Wenceslaus G., katholischer Theologe, geboren am 29. März 1778 in Bamberg, gestorben 1840 zu Biburg. G. studirte im Seminar in Bamberg, wurde 1805 Priester, 1817 Pfarrer zu Büchenbach bei Erlangen, später zu Biburg in der Diöcese Augsburg. Von seinen fleißigen, aber wissenschaftlich nicht bedeutenden litterarischen Arbeiten sind zu nennen: „Der Prophet Hoschea, übersetzt und erklärt“, 1828; „Compendium dogmaticae catholicae“, 1824, dazu „Bibliographia dogmatica“, 1831; „Bibliographie der Kirchenväter und Kirchenlehrer vom 1. bis 13. Jahrhundert“, 1828; „Patrologie, verbunden mit Patristik“ (bis zum 9. Jahrhundert), 1834.

Felder, Gelehrtenlexikon, I. 272. Ersch u. Gruber, 73. Th. S. 332.

R.

Göler: Franz Wilhelm August G. Freiherr v. Ravensburg, geboren zu Sulzfeld am 28. April 1809, gestorben zu Karlsruhe am 10. Juni 1862. Freiwillig in die großherzoglich badische Artillerie eingetreten, war G. als Oberlieutenant und Hauptmann an der Kriegsschule thätig, wo seine gründlichen Kenntnisse auf dem Gebiete der militärischen Wissenschaften hoch geschätzt wurden. 1847 berief ihn das Vertrauen des Großherzogs Leopold zum Begleiter des Erbgroßherzogs Ludwig, in welcher Stellung er bis zum Obersten vorrückte. Von jeher ernsten geschichtlichen Studien zugethan, fand G. nunmehr Muße, sich diesen in noch höherem Maß als bisher zu widmen. Die Kriegführung der Römer, insbesondere die Kriege Cäsars waren Gegenstand seiner sorgfältigen Forschungen. Nachdem er seit 1854 in verschiedenen kleineren Schriften über seine Forschungen Rechenschaft gegeben, ließ er 1858 sein Hauptwerk „Cäsars gallischer Krieg in den Jahren 58—53 v. Chr., eine kriegswissenschaftliche und philologische Forschung" erscheinen und erwarb sich durch dasselbe die volle Anerkennung der Historiker und Philologen, die Prof. Köchly in die Worte zusammenfaßt: „G. hat allein mehr für die Aufklärung der Feldzüge Cäsars gethan, als vor ihm Jahrhunderte". Das Jahre lange schwere Gemüthsleiden des jungen Fürsten, dem er beigegeben war, gab G. Anlaß, seinen von ächter, werkthätiger Frömmigkeit durchdrungenen Charakter in mancher peinlichen Situation zu erproben und seine treue Hingebung an sein Fürstenhaus zu bewähren. Als der inzwischen Großherzog gewordene, aber nie zur Regierung gelangte Ludwig II. am 22. Januar 1858 gestorben war, übernahm G. auf kurze Zeit die Leitung der großherzoglichen Kunstanstalten, zog sich jedoch schon am 29. December desselben Jahres mit dem Charakter als Generalmajor in den Ruhestand zurück, bis zu seinem Tode eifrig seinen Lieblingsstudien hingegeben.

Bad. Biographien, I. 317. v. Weech.

Göli: Herr G., lyrischer Dichter des 13. Jahrhunderts. Nur in der Pariser Handschrift sind Lieder unter diesem Namen überliefert; anderwärts werden dieselben, jedoch mit Unrecht, als Neidhart'sche Gedichte ausgegeben. Es sind Nachahmungen, die sich durch unklare Anschauung und schwer verständliche Sprache auszeichnen. Von dem Dichter wissen wir nichts; die Sprache bietet kein Mittel, die Heimath zu bestimmen; aus dem Inhalt eines Liedes kann man wenigstens für dieses Lied auf das Rheinland schließen.

Von der Hagen, Minnesänger, 4, 419. Wackernagel, ebend., 439. v. Liliencron, Ztschr. f. d. A., 6, 93. 96. Haupt, Neidhart, S. XXVI. Anm.

W. Wilmanns.

Goelicke: Andreas Ottomar G., Arzt, den 2. Februar 1670 (oder 1671) in Nienburg a. S. geboren, fungirte, nachdem er seine Gymnasialbildung in Zerbst beendet hatte, zwei Jahre lang als Hofmeister der Söhne des Leibarztes Krug v. Nidda in Berlin. In diesem Hause fand er die Anregung zum Studium der Medicin, welchem er dann vier Jahre lang in Frankfurt a. O. und später, von Stahl angezogen, in Halle oblag. Nach Erlangung der medicinischen Doctorwürde im J. 1705 machte er eine wissenschaftliche Reise nach den Niederlanden, wo er längere Zeit in Leyden und Amsterdam verweilte, kehrte dann in die Heimath zurück, habilitirte sich zuerst als praktischer Arzt in Zerbst, erhielt 1709 einen Ruf als Prof. extraord. der Medicin nach Halle, 1713 als Prof. ord. nach Duisburg und folgte endlich einem Rufe als Professor der praktischen Medicin nach Frankfurt a. O., wo ihm gleichzeitig das Physikat des Lebuser Kreises übertragen wurde und wo er bis zu seinem am 12. Juni 1744 erfolgten Tode verweilt hat. — G. war einer der eifrigsten, aber am wenigsten befähigten Anhänger des Stahl'schen Animismus, als dessen Verfechter er in mehreren seiner Schriften, vornehmlich aber in seinen „Institutiones medicinae secundum prin-

cipia mechanico-organica reformatae" (1735) mit heftigen Angriffen gegen die iatromechanische Schule und namentlich gegen Friedrich Hoffmann und seine Anhänger aufgetreten ist und dadurch zahlreiche Fehden mit seinen Collegen und andern Zeitgenossen hervorgerufen hat. — Die litterarische Thätigkeit Gölicke's ist fast allen Zweigen der Medicin zugewendet, eine überaus umfangreiche (vgl. das vollständige Verzeichniß seiner Schriften in Biogr. méd. IV. p. 470), aber sehr sterile gewesen; mit Vorliebe hat er sich mit der Geschichte seiner Wissenschaft beschäftigt und auf diesem Gebiete einige größere Werke, eine „Historia anatomiae nova aeque ac antiqua etc." (1713 und später 1738), ferner eine „Historia chirurgiae antiqua" (1713) und eine „Historia medicinae universalis" (in 3 Voll. 1717—20) veröffentlicht, welche sämmtlich an Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit leiden. G. ist auch der Begründer der mit dem J. 1736 und anfangs unter seiner Redaction erschienenen „Selecta medica Francofurtensia" gewesen. A. Hirsch.

Golius: Jacob G. Unter mehreren niederländischen Theologen des 17. Jahrhunderts, welche das Studium der orientalischen Sprachen und der mathematischen Wissenschaften rühmlichst in sich vereinigten, wie Bernard Fullenius zu Franeker, zeichnete sich G. zu Leiden dadurch besonders aus. 1596 im Haag geboren, studirte er schon frühe zu Leiden Philosophie, Medicin, Theologie und Mathematik, und zog sich, kaum zwanzig Jahre alt, auf das Landhaus seines Vaters zurück, um sich in stiller Abgeschiedenheit völlig seinen Studien zu widmen. Eine schwere Krankheit nöthigte ihn jedoch, dies Vorhaben aufzugeben. Wieder genesen, zog er im Gefolge der Herzogin de la Tremouille nach Frankreich und ertheilte in la Rochelle Unterricht in der griechischen Sprache. Im folgenden Jahre trieb der dort entbrannte Religionskrieg ihn nach Holland zurück, aber schon 1622 reiste er mit dem niederländischen Gesandten nach Marocco, wo er sich in der Kenntniß des Arabischen vervollkommnete, auch am Hofe des Mulei-Zidan große Achtung genoß. Dort unternahm er eine Uebersetzung der alten Urkunden des Reiches von Fez und Marocco und brachte bei seiner Heimkehr verschiedene arabische Schriften mit. Als sein Lehrmeister Erpenius 1624 gestorben war, trat er in dessen Stelle als Professor für orientalische Sprachen. Im folgenden Jahre bewilligten ihm die holländischen Staaten die Mittel zu einer Reise nach dem Orient zu weiterer Erforschung der arabischen und syrischen Sprachen. Mit ausgebreiteten Kenntnissen und zahlreichen orientalischen Handschriften kehrte er aus Arabien, Konstantinopel und Aleppo zurück und erhielt 1629 auch die nach dem Tod des Wilhelm Snellius noch nicht wieder besetzte Professur der Mathematik. Dieses Doppelamt bekleidete er rühmlichst bei vierzig Jahren und war bis zu seinem Tode (1667) eine Zierde der Leidener Universität. Er dehnte seine Studien auch auf das Persische und Chinesische aus, hauptsächlich zu Zwecken der Mission. Zu gleichem Zweck besorgte er auch eine Uebersetzung des Neuen Testamentes ins Neugriechische, sowie des Heidelbergischen Katechismus, der niederländischen Glaubensbekenntnisse und der liturgischen Schriften in das Arabische. Von seiner Hand erschienen ferner eine „Lebensgeschichte von Tamerlan", „Initia astronomiae Alfergarni" und ein „Lexicon Persiacum". Seine vorzüglichste Arbeit ist jedoch sein „Lexicon Arabicum Latinum", 1653 zu London erschienen.

Bayle, Dict. hist. et crit., II. p. 1266. Glasius, Godg. Nederl. Saxii Onomast., IV. p. 318, und die dort angeführten Quellen. van Slee.

Golius: Petrus G., Bruder des Jacob G., zeichnete sich, wie dieser, durch seine Liebe für die orientalische Litteratur aus. Er war am Ende des 16. Jahrhunderts im Haag geboren und kaum achtjährig von seinen Eltern seinem Oheim Johann Hemelar anvertraut. Wiewol dieser gelehrte Antwerpener

Domherr den jungen G. im katholischen Glauben erzog, blieb dennoch das Verhältniß zu seinem reformirten Bruder fortdauernd ungetrübt. G. trat nachher in den Orden der Carmeliter-Barfüßer ein und zog, um seiner linguistischen Studien willen, unter dem Namen Lidwinus de Sancta Lidwina, nach dem Oriente. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt auf dem Libanon übertrug man ihm einen Lehrstuhl für orientalische Sprachen zu Rom. Dort beschäftigte er sich mit einer Uebersetzung des bekannten Buches „De imitatione Christi", wie auch der Heiligen Schrift ins Arabische. Schon 74 Jahre alt, griff er nochmals zum Pilgerstabe und zog als Heidenbekehrer nach der malabarischen Küste. Doch raffte der Tod ihn bald zu Suratte hinweg.

Bayle, Dict. hist. et crit. in voce Hemelar, II. p. 1423, und Glasius, Godgel. Nederl. van Slee.

Göller: Franz G., Philolog, geboren am 17. März 1790 zu Bamberg von bürgerlichen Eltern, gestorben am 6. December 1853. Nachdem er seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erhalten hatte, besuchte er seit 1808 das Lyceum zu München, wo damals Friedrich Jacobs wirkte, um sich zum Lehramt vorzubereiten; zu seiner weiteren Ausbildung ging er 1810 nach Leipzig zu Gottfried Hermann, wo er Mitglied der griechischen Gesellschaft wurde. G. gehört zu dem kleinen Häuflein strebsamer Landsleute, die bei der Reorganisation des tief daniederliegenden höheren Schulwesens in Baiern sich durch tüchtige philologische Vorbildung hervorthaten; aber seine besseren Kenntnisse kamen seinem engeren Vaterlande nicht zu gute. Nachdem er einige Jahre am Progymnasium zu München als Lehrer der untersten Classen, dann am Gymnasium zu Bamberg bei kärglichster Besoldung gewirkt hatte, ergriff er unzufrieden mit den bairischen Verhältnissen, wo die Lehrer aus der neueren Schule auch vielfache persönliche Anfechtungen zu erfahren hatten, die erste Gelegenheit, außerhalb Baiern eine Stellung zu erhalten. Er nahm 1817 einen Ruf an das neueingerichtete Gymnasium in Köln an; aber von Natur aus ein Hypochonder fühlte er sich auch in seiner neuen Stellung nie recht behaglich, konnte sich aber doch nicht entschließen, einen Ruf an die Universität Freiburg (1821) anzunehmen. Eine unglückliche Ehe, die er 1830 schloß, verdüsterte vollends seine Gemüthsstimmung, die auch auf seine Lehrthätigkeit von nachtheiligem Einfluß war; 1850 wurde er in den Ruhestand versetzt. Göller's litterarische Arbeiten geben Zeugniß von eifrigen Studien und gründlicher Gelehrsamkeit, aber sie zeichnen sich weder durch großen Scharfsinn, noch durch gutes Geschick in der Behandlung aus. Seine bekanntesten Schriften sind: „Dionysii Halicarnassensis de compositione verborum liber", Jenae 1815. „De situ Syracusarum mit den Fragmenten des Philistos und Timäos", Lipsiae 1818. „Livii liber XXXIII auctius et emendatius ex cod. Bamberg. editus", Francof. 1820. „Thucydides mit Commentar", Leipzig 1826 und 1836. „Demetrii de elocutione liber", Lips. 1837. „Ciceronis Orator mit Commentar", Leipzig 1838. Von Göller's späteren Arbeiten, von denen Düntzer in seiner Lebensskizze S. 44 f. berichtet, ist nichts mehr im Druck erschienen.

Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Franz Göller. Mit einer Skizze von Göller's Leben, herausgegeben von Heinr. Düntzer. Leipzig 1862. Halm.

Gollmick: Friedrich Karl G., geboren am 27. September 1774 zu Berlin als Sohn eines Hautboisten im preußischen Regimente v. Arnim, erhielt die erste musikalische Ausbildung in einem der kirchlichen Singchöre (Currenden), die damals noch in den Straßen Berlins geistliche Gesänge vortrugen. Nachdem er Gesangunterricht bei V. Righini genommen, kam er in das Haus des Generals Grafen von Schwerin, dem sein Gesang gefallen hatte. Der liebens-

würdige Gönner erzog ihn wie einen Sohn, nahm ihn mit auf Reisen und ernannte ihn zu seinem Cabinetssecretär. Nach des Grafen Tode widmete sich G. der Bühne und glänzte als Tenorist in den J. 1792—1822 auf den meisten Theatern Deutschlands. Unter König Jerome führte er in Cassel die Opernregie. Im J. 1812 übernahm er die Direction des Theaters in Colmar, büßte aber dabei sein ganzes Vermögen ein. Seit der Zeit verfolgte ihn Unglück und Mißgeschick; der Bühne entsagend lebte er 1834—38 als Gesangslehrer in Köln, zuletzt halb erblindet im Kreise seiner Familie in Frankfurt am Main, wo er am 2. Juli 1852 starb. Was diesen Sänger in seiner Blüthezeit auszeichnete, war der Schmelz seiner Tenorstimme, die zu Herzen dringende Anmuth seines Vortrages, die Correctheit der italienischen Schule und des Trillers; wenn er in der Parthie eines Sargin, Belmonte, Blondel oder Achilles seine Zuhörer hinriß, zog er nicht weniger als Klingsberg oder Odoardo („Emilia Galotti") an, um dann wieder in „Menschenhaß und Reue" als Peter die Lachmuskeln zu erregen; er blies als Tamino mit derselben Virtuosität sein Flötensolo, wie er als Herr v. Gerstenfeld in den „Schwestern von Prag" seinen Bogen führte. Nicht minder waren es die feinen französischen Spielopern, z. B. „Khalif von Bagdad", „Adolph und Clara", „Maison à vendre", „La folie", „Der Deserteur" ꝛc., worin er auch auf dem französischen Theater zu Napoleonshöhe (selbst in der Originalsprache) oft in Zweifel stellte, daß er ein Deutscher war.

Auto-Biographie von Karl Gollmick. Frankfurt a. M. 1866.

Fürstenau.

Gollmick: Karl G., Sohn des Vorigen, geboren am 19. März 1796 zu Dessau, wo sein Vater als Statist bei der Bossany'schen Truppe engagirt war. Die Wanderungen der Eltern von Bühne zu Bühne erschwerten eine harmonische Ausbildung des Knaben, obschon der Vater Alles that, seinem Sohne eine möglichst gute Erziehung zu geben. In Köln, Würzburg und Kassel erhielt G. den ersten Musik- und Schulunterricht. In Straßburg förderte ihn der Umgang mit dem Domcapellmeister Spindler (Vater des berühmten Schriftstellers Karl Spindler), sowie der theoretische Unterricht eines gewissen Seibold und der Clavierunterricht bei Nepomuk Jauch. Im J. 1815 bezog G. die Straßburger Universität, um Theologie zu studiren; ein Studenten-Crawall hatte ernste Folgen, zog Processe und Relegation nach sich und veranlaßte G., nach Frankfurt a. M. zu gehen, wo er Musik- und Sprachunterricht ertheilte. 1818 engagirte ihn Spohr als Paukenschläger für das Orchester des Frankfurter Stadttheaters; einige Jahre später nahm er noch das Amt eines Correpetitor bei demselben Institute an, trat 1855 in Pension und starb am 3. October 1866 in Frankfurt a. M. G. wurde bekannt als tüchtiger Clavierspieler und Componist, als musikalischer Schriftsteller, als Uebersetzer und Umarbeiter einer Menge Opern aus dem Französischen, Englischen, Italienischen ꝛc. ins Deutsche, als Dichter endlich von vielen Operntexten, Lustspielen ꝛc. Von seinen Compositionen, die bis Opus 125 erschienen, wären folgende zu erwähnen: „Scherzo", Rondo brillant (Op. 20), „Mignon", Lied (Op. 30), „13 Duette" (Op. 38), „Rondo brillant" à 4 mains, Ries gewidmet (Op. 40), „Phantasie an Laura", dramatischer Gesang mit Text von G. (Op. 42), „Monodie", mehrere Ausgaben mit Text von G. (Op. 45), „Praktische Gesangsschule", 2 Bände (Op. 52), „Zwei Duette für Sopran und Baß" (Op. 55), „Sehergabe", Gesang für Altstimme, Text von A. Clemens (Op. 56), „Die beiden Grenadiere", Duett für 2 Bässe (Op. 60), zwei Lieder „An das Meer" für Sopran oder Tenor (Op. 121), „Auf ewig Dein" für Sopran und Bariton (Op. 123), „Das Mädchen am See", Lied für Sopran (Op. 109), „Les petites fauvettes", Rondo à 4 mains, arrangirt von Horr (Op. 125). Alle diese Sachen sind in einem angenehmen,

leichtfaßlichen Stil geschrieben, waren dadurch aber schnellem Vergessen geweiht. Von seinen größeren litterarischen Arbeiten sind zu erwähnen: „Kritische Terminologie“, 2 Auflagen, „Leitfaden für junge Lehrer im Clavierspielen“, „Handlexikon der Tonkunst“. Eine große Anzahl kritischer und theoretischer Aufsätze Gollmick's erschienen in der Didascalia, in der neuen Zeitschrift für Musik ꝛc. Von seinen Operntexten wurden viele componirt und aufgeführt, so: „Der Landsturm zu Dünkelweil oder die Patrioten“, komische Operette in 1 Act, componirt von Aloys Schmitt, „Der Cid“, heroische Oper nach spanischen Romanzen, componirt von Heinrich Neeb, „Floris von Namur“ nach Zschokke, componirt von Oberthür, „Aurelia oder der Raub im Schwarzwald“, componirt von Conradin Kreutzer, „Riquiqui“, componirt von Heinrich Esser, „Der Traum in der Christnacht“, componirt von Ferdinand Hiller, „Cesario“ nach Shakespeare, componirt von Emil Steinkühler, „Der Zigeunerin Warnung“, componirt von Julius Benedict. G. arbeitete auch einen Text zu einer bis auf Ouverture und Schlußchor vollendeten Oper von Mozart, deren ursprüngliches Libretto von Schachtner ist, mit Beibehaltung des Planes um, und nannte diese bei André in Offenbach erschienene Oper „Zaide“. (Vergleiche Otto Jahn's „Mozart“, II. 440 ff.) Ein übrigens lückenhaftes Verzeichniß seiner „Werke und Werkchen“ gibt G. in seiner schon oben erwähnten „Auto-Biographie, nebst einigen Momenten aus der Geschichte des Frankfurter Theaters“, welche 1866 in Frankfurt a. M. bei Adelmann erschien.

Fürstenau.

Gollowitz: Dominicus G., katholischer Theologe, geboren am 31. Mai 1761 zu Geiselhöring, gestorben am 9. Mai 1809 zu Konzell in Baiern. G. wurde 1779 Benedictiner in Oberaltaich, 1784 Priester, 1798 Professor der Moral- und Pastoraltheologie (und Dr. theol.) zu Ingolstadt, 1799 Professor derselben Disciplinen und der Dogmatik am Lyceum zu Amberg, 1804 Pfarrer zu Konzell. Die bedeutendste unter seinen zahlreichen theologischen Schriften ist die „Anweisung zur Pastoraltheologie“, 2 Bände, 1804; sie ist 1825, 1830 und 1836 von G. Fr. Wiedemann neu herausgegeben, 1851 von dem Redemtoristen Franz Vogl neu bearbeitet worden („Pastoraltheologie nach den Grundzügen des Dom. G.“, 6. Auflage).

Mederer-Permaneder, Annales Ingolstad., P. V., S. 173 ff.

Reusch.

Gölnitz: Abraham G., Reisender und Geograph, geboren zu Danzig in unbekanntem Jahre, durchreiste im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts einen großen Theil von Europa, den er dann in Büchern beschrieb, welche 1631 und 1643 erschienen. 1642 lebte er als Secretär des Königs Christian IV. in Kopenhagen. Sein Todesjahr ist unbekannt. Schriften: „Ulysses belgico-gallicus, fidus tibi dux et achates per Belgium hispan., Regnum Galliae, Ducat. Sabaudiae, Turinum usque Pedemontii metropolim“, Lugd. Batav. 1631 (Uebersetzung davon durch L. Coulon 1643 in Paris erschienen); „Compendium geographicum succincta methodo adornatum“, Amstelodami 1643. „Princeps ex Corn. Tacito curata opera deformatus“, Lugd. Bat. 1636, Neuherausgabe der Politica christiana des L. Daneau (Lugd. Bat. 1639). Vorzüglich durch seinen „Ulysses“, der Reisebeschreibung, Reisehandbuch und Geographie zur selben Zeit ist, erwarb sich G. bei seinen Zeitgenossen großen Beifall. Das Werkchen ist voll von geschichtlichen Notizen und überhaupt sehr reich an Thatsachen, genau, von einem freisinnigen Geiste durchweht, ohne daß die Individualität des Beschreibenden sich zu sehr hervordrängte. Es war gewiß zu seiner Zeit ein praktischer Reisebegleiter. Dagegen ist das zunächst dem Unterricht des Sohnes des dänischen Kanzlers Thomäus bestimmte „Compendium“, das zu seiner Zeit ebenfalls eines sehr guten Rufes genoß, eine trockene und leblose Aufzählung von Namen und

Daten. G. scheint ein sorgsamer, fleißiger und nüchterner referirender Geist gewesen zu sein und hat durch diese Gaben auch für die Gegenwart noch Werth, besonders in dem, was er über den Zustand eines großen Theils von Europa im 17. Jahrhundert mittheilt. Ratzel.

Goltbeck: Andreas G. war Buchdrucker zu Braunschweig ums J. 1539. Ueber sein Leben ist nichts Weiteres bekannt, doch muß er nicht lange an jenem Orte seine Druckerei gehabt haben, da nur zwei Druckwerke von ihm bekannt sind. Der Titel des einen lautet wörtlich: „Etlike Trostspröke vor de förchtsamen vnd swacken gewetten tho hope gebracht dorch D. Johan Briessman". Am Ende: „Gedruckt tho Brunswick dorch Andres Goltbeck. M.D.XXXIX." kl. 8°. Er war der Zweite, welcher seine Kunst in Braunschweig ausübte.

Vgl. Grotefend, Geschichte der Buchdruckereien in hannoverschen und braunschweigischen Landen. Scheller, Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache, S. 219, 2c. Kelchner.

Goltdammer: Theodor G., preußischer Geheimer Obertribunalsrath, geboren am 5. Januar 1801 zu Stettin, † am 5. Januar 1872 zu Berlin, studirte auf den Universitäten zu Heidelberg und Berlin die Rechte, war 1829—34 Assessor in Breslau, 1834—38 Kreisgerichtsdirector in Cöslin. Im J. 1839 wurde er zum Appellationsgerichtsrath in Frankfurt a. O. ernannt, und noch in demselben Jahr als Hülfsarbeiter in das Justizministerium nach Berlin berufen. Im J. 1841 wurde er zum Kammergerichtsrath ernannt und 1852 erfolgte seine Berufung in das Geheime Obertribunal, an welchem er bis zu seinem Tode wirksam blieb. Er war ein hervorragender Praktiker, der durch seine, auf gründlicher Sachkenntniß beruhenden Schriften sich in weiten Kreisen einen Namen erworben hat. Sein „Archiv für preußisches Strafrecht" (Berlin seit 1853) ist ein dem Entwickelungsgange des vaterländischen Rechtes von Stufe zu Stufe folgendes Organ, das einen Ueberblick über die Resultate der Strafrechtspflege gewinnen läßt. Außerdem schrieb er „Materialien zum Strafgesetzbuch", 2 Bde. (1851. 1852), und „Commentar und Materialien zur Concursordnung vom 8. Mai 1855" (1855, zweite Auflage 1858). Auch auf dem Gebiet der schönen Litteratur war er thätig, es sind von ihm veröffentlicht „Preußenlieder" 1850, „Petrarca und Laura", ein Schauspiel, 1858, „Gedichte" 1869, und außerdem anonym viele Novellen in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. v. Bülow.

Golther: Ludwig v. G., würtembergischer Staatsmann, geboren den 11. Januar 1823 in Ulm, † den 17. September 1876 in Stuttgart. Er besuchte die Schulen seiner Geburtsstadt, wo sein Vater Oberjustizsecretär war, studirte von 1841—44 in Tübingen die Rechte, widmete sich aber gleichzeitig auch eifrig dem Studium der Philosophie, wurde dann Gerichtsactuar in Künzelsau und 1850 Gerichtsassessor in Ellwangen. 1851 erfolgte seine Berufung als Regierungsrath bei der Ablösungscommission nach Stuttgart und 1858 seine Ernennung zum Oberregierungsrath im Ministerium des Innern. Als im März 1861 die Mehrheit der Volksvertretung das für Würtemberg mit Rom abgeschlossene Concordat verwarf und in Folge dessen der Chef des Cultusdepartements, Staatsrath v. Rümelin, abtrat, wurde G. zu dessen Nachfolger ernannt und übernahm damit die schwierige Aufgabe, die kirchlichen Angelegenheiten durch ein neues Gesetz zu regeln. Dasselbe kam am 30. Januar 1862 glücklich zu Stande und löste zu allseitiger Befriedigung die wichtige Frage, betreffend das Verhältniß der Staatsgewalt zur katholischen Kirche. G. hat sich mit dieser an seinen Namen geknüpften Gesetzgebung ein bleibendes Verdienst um Würtemberg erworben. Zugleich war er eifrig bemüht, Wissenschaft und Kunst zu fördern und zu pflegen, sowol durch Hebung der vorhandenen, wie durch Gründung

neuer Bildungsanstalten, Berufung ausgezeichneter Lehrkräfte und einsichtsvolles Wirken im Sinne echter Humanität und Aufklärung. 1864 erfolgte seine Ernennung zum wirklichen Minister und 1867 wurde ihm das Präsidium des „Geheimen Raths“ übertragen. G. war dadurch zu der wirksamsten und maßgebendsten Stellung in Würtemberg gelangt. Schon vor dem Kriege von 1870 jedoch mußte er diese Aemter niederlegen. Er hatte sich immer fester der großdeutschen Partei angeschlossen, welche ein enges Bündniß mit Preußen bekämpfte, und so glücklich seine Thätigkeit als Cultusminister erschien, so ungünstig drohte sie in politischer Hinsicht zu werden. Ein Ministerwechsel war deshalb unvermeidlich, und G. widmete sich von nun an hauptsächlich humanen Interessen. Er wurde Präsident des evangelischen Consistoriums, 1872 auch Präsident der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins. Zugleich befaßte er sich eifrig mit schriftstellerischen Arbeiten und veröffentlichte 1874 das gründliche Werk „Der Staat und die katholische Kirche im Königreich Würtemberg“, womit er einen gewichtigen Beitrag zu der Angelegenheit des sogenannten „Culturkampfs“ lieferte und den Nachweis führte, wie Würtemberg in allem Wesentlichen bereits 1862 festgestellt hat, was später der Inhalt der preußischen „Maigesetze“ geworden. Ein größeres philosophisches Werk „Ueber Idealismus und Materialismus“ konnte er nicht mehr völlig zum Abschluß bringen. Ein Auszug daraus ward nach seinem Tode herausgegeben: „Der moderne Pessimismus. Studie aus dem Nachlaß des Staatsministers Dr. L. v. G. Mit einem Vorwort von Fr. Th. Vischer“ (1878). Nach wenigen Tagen schweren Leidens machte ein heftiges Nervenfieber seinem Leben ein Ende. G. war ein hochbegabter, kenntnißreicher Mann, der sich großer Beliebtheit erfreute und auch von seinen politischen Gegnern sehr geschätzt wurde. Blanckarts.

Goltstein: Reichsgraf Johann Ludwig Franz von G., einem alten Adelsgeschlechte des Herzogthums Jülich (von angeblich mährischem Ursprung) entsprossen und mit dem Großvater Friedrich Theobald, der 1694 in den Reichsgrafenstand erhoben worden, und dem Urgroßvater, dem pfalz-neuburgischen Statthalter zu Düsseldorf Freiherrn Johann Wilhelm v. G., zu den geschichtlich hervorragendsten Gliedern des weithin angesehenen Geschlechtes zählend, war der Sohn des Grafen Johann Ludwig Heinrich von G. zu Breil und Heyhoven im Kreise Geilenkirchen und der Comtesse Anna Maria von Schaesberg, Tochter des unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz als jülich-bergischer Hofkammerpräsident und späterhin kurpfälzischer Minister einflußreichen Grafen Johann Friedrich von Schaesberg. Die bedeutende Stellung, welche der Vater Ludwig Heinrich, in die Fußstapfen seiner Vorfahren tretend, nach und nach als jülich-bergischer Amtmann, Geheimer Rath, Hofkammerpräsident, Kanzler (seit 1726) und zuletzt als Statthalter des jülich-bergischen Landes (23. Februar 1731), in letztgenanntem Amte freilich nur kurze Zeit noch — er starb am 13. August 1731 — gewonnen, sollte dem Sohne in erhöhtem Maße zu Theil werden. Den Ernennungen als Amtmann von Geilenkirchen (23. October 1731), bergischer Landrittmeister (1736), kurpfälzischer Kämmerer (1739) und jülichscher Landcommissar (1740) schloß sich für den am 8. October 1740 beim Collegium der jülichschen Ritterschaft Aufgeschworenen schon im nämlichen Jahr die Bestallung als wirklicher Hofrath zu Düsseldorf an; 1751 folgte dann die Beförderung zum Vicepräsidenten der jülich-bergischen Hofkammer, unter dem 4. October 1754 das Patent als kurfürstlich pfälzischer Geheimrath, am 10. December 1757 die Ernennung zum Hofkammerpräsidenten in Düsseldorf, sodann (um von anderen Ehren und Würden abzusehen) am 11. November 1768 die Beförderung zum Statthalter (als Nachfolger des Grafen Johann Wilhelm von

Schaesberg) mit einer Besoldung von jährlich 2600 Rthlrn. aus Cameralmitteln und 1200 Rthlrn. aus Landesfonds nebst Fourage für 8 Pferde, endlich (am 14. August 1774) das Patent als Geheimer Staats- und Conferential-Minister für das Departement der Finanzen zu Mannheim, wozu er als umsichtiger Leiter der Finanz- und Steuerangelegenheiten in Jülich und Berg sich vorzugsweise befähigt erwiesen hatte. Das Andenken dieses verdienten Mannes, der auch durch gute Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen, insbesondere der reichsunmittelbaren Herrschaften Schlenacken in der heutigen niederländischen Provinz Limburg und Ulmen im Kreise Cochem, sonach als Glied der niederrheinisch-westfälischen Kreisstände sowie der mittelrheinischen Reichsritterschaft Anerkennung zu gewinnen wußte, knüpft sich vorzugsweise an seine Fürsorge für die geistige und materielle Entwickelung der Stadt Düsseldorf und der jülich-bergischen Lande. G. ist der Schöpfer des Düsseldorfer Hofgartens und zwar des älteren, sog. fiscalischen Theiles dieser Anlagen, wozu von ihm theils Gärten des Domänenhofs Pempelfort, theils neu hinzugekaufte Grundstücke verwendet wurden (1766—69). Es wird ihm nachgerühmt, daß er gerade im Hungerjahre 1769 behufs Durchführung dieser Schöpfung den darbenden Leuten in großer Zahl Beschäftigung und Verdienst gegeben habe, mit einem Aufwande von 10102 Rthlrn. aus der Landrentmeistereikasse. Auch der Jägerhof zu Düsseldorf und das 1756 begonnene Schloß Benrath unweit dieser Stadt sind (nach den Plänen des Oberbaudirectors Nicolas v. Pigage) unter Goltstein's Oberaufsicht vollendet worden, nicht minder das Rheinwerft mehrgenannter Stadt. Für die Verbesserung der Verkehrswege sorgte der Statthalter, indem er die Landstraße von Düsseldorf über Ratingen nach Kettwig und von Düsseldorf über Mettmann nach Elberfeld anlegen ließ und auch für die Herstellung der Bonn-Coblenzer Straße auf der Strecke bei Sinzig thätig war. Desgleichen verdankten Landwirthschaft und Bergbau, Handel und Industrie der beiden niederrheinischen Herzogthümer ihm manche Förderung. Es geschah auf seine Veranlassung, daß Friedrich Heinrich Jacobi, nachdem er vom Statthalter im Mai 1772 in den Staatsdienst gezogen und zum Hofkammerrath bestellt worden, die Fabriken und Manufacturen der Herzogthümer zum Zwecke ausführlicher Berichterstattung über deren Zustand und über die Mittel zu ihrer Vervollkommnung bereiste (1774—75). Besserung des Rechtszustandes, wie der Bildung und Aufklärung des Volks im Geiste der Zeit stand zugleich unter den Bestrebungen Goltstein's nicht in letzter Reihe: Mißbräuche in der öffentlichen Rechtspflege mehrfach abstellend, bewirkte er im Verordnungswege die Verminderung der Feiertage, Kirchweihfeste und Wallfahrten, verbot die Uebung von Gebräuchen, welche leicht groben Unfug im Gefolge hatten, wie die Todtenwachen und Gebehochzeiten, und ordnete Generalvisitationen zur Aufhebung des Raubs- und Diebsgesindels an. Aus den eingezogenen Einkünften geistlicher Brüderschaften wurden die Armenversorgungsanstalten von ihm mit neuen Mitteln versehen, zudem aus der Hofkammer unter seiner Verwaltung namhafte Summen für milde Stiftungen und als Almosen verwilligt. Zur Dotirung katholischer Schulen wies Kurfürst Karl Theodor auf Goltstein's Betrieb im J. 1773 einen jährlichen Fonds von 12—14000 Rthlr. an und setzte gleichzeitig eine Schulcommission nieder. Die jülich-bergische Generaltaxordnung vom 27. März 1770 für alle Landes-, Amts- und Standesstellen ist des Statthalters Werk, unter seiner Einwirkung ist die öffentliche Bibliothek zu Düsseldorf (gegründet am 30. März 1770), die Rechtsakademie und die Maler-, Zeichnen- und Bauakademie daselbst (seit 1767) entstanden, beziehentlich ausgebildet worden. Die Statuten der Düsseldorfer Maler-, Zeichen- und Bauakademie bestätigte Karl Theodor 1774 nach Goltstein's Vorschlägen. So legte G. in reger und vielseitiger Wirksamkeit in den kurpfälzischen Landen

am Niederrhein den Grund zu verhältnißmäßig blühenden Verhältnissen, die mehr oder weniger bis zur Zeit der Fremdherrschaft fortdauerten. Kein Wunder daher, wenn G. auch als Minister seinen Statthalterposten beibehielt, ja, wie es scheint, mit Vorliebe zu versehen fortfuhr, zumal Manches am Hofe zu Schwetzingen und Mannheim seinem geraden und offenen, durchaus rechtlichen Sinne nicht zusagen konnte. Durch unverdiente Zurücksetzungen gekränkt, zog er sich zuletzt in die Heimath zurück, wo er am 5. September 1776 starb. Er hinterließ einen einzigen Sohn, den Grafen Joseph Ludwig von G., welcher dem Vater in mehreren Aemtern, auch als Amtmann zu Geilenkirchen und Randerath, folgte und als Vicepräsident der Hofkammer und Mitglied des Geheimen Raths in Düsseldorf bis zum Eintritte der Fremdherrschaft fungirte. Durch denselben ist das alte Geschlecht (Wappen: vier blaue Querbalken im goldenen Felde) bis heute fortgepflanzt worden.

Acten des Staats-Archivs zu Düsseldorf und des Gräfl. Goltsteinischen Familienarchivs zu Schloß Breil. C. F. Wiebeking, Beiträge zur churpfälz. Staatengeschichte (Heidelberg u. Mannheim, 1793), S. 12. A. Fahne, Geschichte der Kölnischen, Jülichschen 2c. Geschlechter, Bd. I. S. 117. F. G. Lipowsky, Karl Theodor, S. 121 f. Mertens, Vaterländische Blätter (Düsseldorf, 1815), III. 1. S. 56—60, u. a. m. Harleß.

Goltz: Alexander Wilhelm Freiherr v. d. G., geb. am 7. Mai 1800 zu Königsberg i. Pr., gehört der bekannten Familie dieses Namens an, welche dem preußischen Heere so manchen ausgezeichneten Officier gegeben hat, und zwar der Linie Leissinen a. d. H. Sortlack. Von 1810—12 lebte er mit seinen Eltern zu Berlin, kehrte dann wieder in seine Vaterstadt zurück und trat 1817 in das 7. Dragonerregiment ein, welches damals zu den Occupationstruppen in Frankreich gehörte. Sein Vater war inzwischen an den Rhein versetzt und starb 1820 als Generalmajor und Commandeur der 16. Cavallerie-Brigade in Coblenz. Vom Herbst 1821 bis 1824 besuchte G. die allgemeine Kriegsschule zu Berlin und brachte darauf einige Jahre in Köln und Düsseldorf zu, an letzterem Orte war er von 1828—30 Lehrer der Divisionsschule. Im J. 1835 wurde er als Adjutant zum General-Commando des 8. Armeecorps nach Coblenz versetzt, wo er 1844 zum Major befördert wurde. Im Mai 1850 erbat er sich in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde die Pensionirung und schied mit dem Charakter als Oberstlieutenant aus. Die beinahe 20jährige Muße hat G., der in Berlin eine ausgezeichnete historische Bildung namentlich durch seinen Lehrer Woltmann empfangen hatte, zu wissenschaftlichen Studien benutzt. Mittelpunkt seiner Forschungen bildete jahrelang das Leben und die Entwicklung des Philosophen Thomas Wizenmann, eines Freundes des Philosophen F. H. Jacobi. Das lange vorbereitete und erwartete Werk erschien 1859 bei Perthes in Gotha in zwei Bänden: „Thomas Wizenmann. Ein Beitrag zur Geschichte des inneren Glaubenskampfes christlicher Gemüther in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts". Der Aufenthalt Wizenmann's in Barmen hatte bei G. den Blick auf die innere Geschichte des Wupperthals gelenkt, in welcher Beziehung er eine umfangreiche Arbeit über das Leben des Pastors Müller zu Wichlinghausen bei Barmen, eines Jugendfreundes von Lessing, ausarbeitete (das noch nicht veröffentlichte Manuscript befindet sich im Stadtarchiv zu Barmen). Einen interessanten Abschnitt aus dieser Schrift ließ G. 1861 in dem Jahrbuch des rheinisch-westfälischen Schriftenvereins III, S. 94—122 drucken: „Ein Freundeskreis und sein Verkehr am Rhein im Jahre 1774". Er schildert darin die Reise Lavater's ins Wupperthal, namentlich das Zusammentreffen von Goethe, Jung-Stilling, Heinse, Hasencamp und Lavater in Elberfeld. Was den genannten geschichtlichen Darstellungen (zu denen auch ein Aufsatz: „Lessing's Fragment,

das Christenthum der Vernunft“, eine Arbeit seiner Jugend, gehört) Werth und Reiz verleiht, ist die Zuverlässigkeit und Sauberkeit, mit der sie gearbeitet sind. Man merkt, daß ihnen der Verfasser einen wesentlichen Theil seiner Lebenszeit hat widmen können. Er hatte insbesondere die Bestrebungen von Fr. H. Jacobi, Hamann, Schenk, Pfenninger, Lavater, Collenbusch mit in den Kreis seiner Studien hineingezogen, und es war ein Genuß, wenn man den exacten Historiker über diese bedeutsame Litteraturperiode mit Sachkenntniß und Wärme reden hörte. Der vielseitig gebildete Mann würde im Stande gewesen sein noch Manches aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse zu veröffentlichen, wenn ihn nicht ein seit 1856 entstandenes und von Jahr zu Jahr sich steigerndes Augenleiden daran gehindert hätte. Allmählich mußte er ganz auf Schreiben und Lesen verzichten, während überhaupt die Körperkräfte abnahmen. Er starb am 28. April 1870 zu Coblenz, nachdem sein religiöser Standpunkt — der des positiven Glaubens an Christum als den Sohn Gottes, der ihn seit der Zeit christlicher Erweckung in Berlin zu Anfang der zwanziger Jahre durch das Leben begleitet hatte — ihm auch in den schwersten Leiden bis zum Tode fest geblieben war. Aus dem Nachlaß wird eine größere Arbeit aus der niederrheinischen Kirchengeschichte des vorigen Jahrhunderts in der Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins (bis jetzt XII S. 1—74, XIII S. 207—27, XIV S. 1 ff.) veröffentlicht: „Der Ceremonienstreit in Lennep und die damit zusammenhängenden Zerwürfnisse in der Unterbergischen Synode“.

Eigenhändige Aufzeichnungen im Album des Bergischen Geschichtsvereins. Nekrolog in der Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsv. VIII, 237—42.

C. Krafft.

Goltz: August Friedrich Ferdinand Graf v. d. G., geb. in Dresden am 20. Juli 1765, wurde, nachdem er die Universitäten zu Frankfurt und Leipzig besucht hatte, auf Empfehlung des Grafen Hertzberg von König Friedrich Wilhelm II. am 6. April 1787 zum Legationsrath ernannt und in die diplomatische Pepiniere zu Berlin aufgenommen. Im September 1788, als in Folge des Planes einer russisch-polnischen Allianz das Berliner Cabinet den Dingen in Polen eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden veranlaßt wurde, schickte Hertzberg den jungen G. an den preußisch gesinnten Grafen Sulkowski in Lissa und dann nach Warschau, wo er, durch mannichfache Familienverbindungen unterstützt, für das preußische Interesse eifrig und erfolgreich thätig war. Er erwarb sich dabei so sehr den Beifall des Grafen Hertzberg und des preußischen Gesandten in Warschau, des Marquis Lucchesini, daß er zum Geh. Legationsrath befördert und im J. 1790, für die Dauer der Abwesenheit Lucchesini's auf dem Congreß von Sistowa, als preußischer Geschäftsträger in Warschau bevollmächtigt wurde. In dieser Stellung hatte er namentlich bei der Umwälzung vom 3. Mai 1791 Gelegenheit, diplomatischen Scharfblick und Gewandtheit zu bethätigen. Nach der Rückkehr Lucchesini's, gegen Ende des J. 1791, wurde er zum Gesandten in Kopenhagen ernannt, welchen Posten er im Juli 1792 antrat. Da indessen die völlige Bedeutungslosigkeit der Beziehungen zwischen Preußen und Dänemark der Wirksamkeit eines Diplomaten wenig Raum darbot, so nahm er mit Freuden an, als ihm 1793 die Gesandtschaft bei dem Kurfürsten von Mainz angeboten wurde. Er verließ Kopenhagen im Januar 1794 und kam nach einem längeren Aufenthalte auf den Besitzungen seiner Familie in Westpreußen erst im October 1794 in Frankfurt a./M. an. Aber auch hier fand er so wenig zu thun, daß er bereits im April 1795 Urlaub nahm und nicht wieder nach Frankfurt zurückkehrte, wiewol seine wirkliche Abberufung erst im März 1797 erfolgte. Die Gesandtschaft in Madrid, die ihm im September 1795 angetragen wurde, lehnte er aus finanziellen Rücksichten ab (er lebte immer in Geldverlegenheiten); da-

gegen ging er im Januar 1797 nach Stockholm, in Erwiderung der Sendung des Barons Hamilton, durch den Gustav IV. seine Thronbesteigung hatte in Berlin anzeigen lassen. Im April 1797 zurückgekehrt, wurde er bereits im December desselben Jahres abermals nach Schweden geschickt, um den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. zu notificiren und die Glückwünsche desselben zur Vermählung Gustavs IV. mit einer badischen Prinzessin zu überbringen. In den folgenden Jahren lebte G. meist wieder in Westpreußen, vollauf in Anspruch genommen durch seine Geldangelegenheiten, die ihn in immer größere Schwierigkeiten verwickelten; die Gesandtschaft in München, die ihm im October 1801 übertragen wurde, hat er nie angetreten. Im April 1802 zum Vertreter Preußens in Rußland ernannt, bekleidete er vom September 1802 an diese wichtige Stellung zur großen Zufriedenheit des preußischen sowol als des russischen Hofes. Was wir jetzt über die russische Politik jener Zeit wissen, beweist freilich, daß G. seiner schwierigen Aufgabe nicht völlig gewachsen war. Bei der Abneigung gegen Preußen, wie sie durch Katharina in Hof und Staat groß gezogen war, fehlte es ihm an einflußreichen Verbindungen und zuverlässigen Quellen der Information, und Staatsmänner, wie Kaiser Alexander und Fürst Czartoryski, vermochte er mit nichten zu durchschauen. Seine Berichte, so vortrefflich sie oft im Einzelnen sind, zeigen, daß er weder über die Beziehungen Rußlands zu Oesterreich und England unterrichtet war, noch überhaupt über die russische Coalitionspolitik eine klare Anschauung zu gewinnen wußte. Doch besserte sich seine Stellung, je inniger sich die Beziehungen zwischen Preußen und Rußland gestalteten: an den geheimen Verhandlungen von 1806, welche Friedrich Wilhelm III. ohne Wissen seines Ministeriums durch Hardenberg's Vermittlung mit Alexander pflog, hatte G. bedeutenden Antheil. Er begleitete den Kaiser, als derselbe sich Ende März 1807 in das russisch-preußische Hauptquartier begab und vertrat das preußische Interesse bei den Unterhandlungen, aus denen die Tilsiter Friedensverträge hervorgingen. Gleichzeitig ernannte ihn König Friedrich Wilhelm, auf den Vorschlag des zum Abgang gezwungenen Hardenberg, zum Staatsminister und übertrug ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten (6. Juli 1807). So lange Stein an der Spitze des Ministeriums stand, blieb G. mehr im Hintergrund; nach dem Rücktritt dieses Ministers aber führte er besonders die Unterhandlungen über die Contributionszahlung an Frankreich; er unternahm zu diesem Zwecke bei der Zusammenkunft Napoleons mit Alexander eine Reise nach Erfurt, die einen glücklichen Erfolg hatte. Im J. 1809 unterhandelte er in Berlin mit dem österreichischen Gesandten Wessenberg über die Theilnahme Preußens an dem Kriege gegen Frankreich, für die er bei seinem Könige mit großem Eifer eintrat. Er behauptete sich als Minister des Auswärtigen auch nach der Ernennung Hardenberg's zum Staatskanzler; die Verträge von 1812 mit Frankreich, die Preußen zum Kriege gegen Rußland verpflichteten, wurden hauptsächlich durch ihn vermittelt. Beim Beginn der Erhebung von 1813, als König und Staatskanzler Berlin verließen, wurde er am 20. Jan. zum Vorsitzenden der Ober-Regierungscommission ernannt, in welcher Stellung er jedoch durch zu große Nachgiebigkeit gegen die abziehenden Franzosen Unzufriedenheit erweckte. Nach einer kurzen Abwesenheit in Stralsund, wo er vergeblich den Kronprinzen von Schweden erwartete, ging er nach Schlesien in die Nähe der verbündeten Heere, ohne doch zu irgend welchem Antheil an den diplomatischen Geschäften hinzugezogen zu werden. Gegen Ende des J. 1813 kehrte er sehr mißmuthig nach Berlin zurück. Im August 1814 nahm Hardenberg die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ganz in seine Hand und G. wurde durch die Ernennung zum Oberhofmarschall entschädigt. Doch gelang es ihm 1816, als Nachfolger W. v. Humboldt's, die Vertretung Preußens am Bundes-

tage zu erhalten. Er blieb in Frankfurt, bis er im Juni 1824 durch Nagler ersetzt wurde. Dann trat er in seine vorige Stellung als Hofmarschall zurück. Er starb am 17. Januar 1832.

Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. L. v. Ranke, Denkwürdigkeiten Hardenberg's. Bailleu.

Goltz: Bernhard von der G., ca. 1730 geboren, der Heinrichsdorfer Linie des weitverzweigten Geschlechtes entsprossen, † am 6. Februar 1795 in Basel. Er trat in die preußische Armee, wurde 1762 Oberst, 1772 aber zum Gesandten in Paris ernannt. Hier mußte nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. sein Bemühen dahin gehen, den starken österreichischen Einfluß zu überwinden, eine schwierige Aufgabe, die ihm jedoch im Ganzen trefflich gelang. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. wurde er am 19. Novbr. 1786 in den Grafenstand erhoben, 1791 auch zum Generalmajor befördert. Als im Mai 1792 die diplomatischen Beziehungen mit Frankreich abgebrochen wurden, kehrte er in die Heimath zurück. Auf die Empfehlung des Prinzen Heinrich wurde ihm Anfangs Decbr. 1794 der Auftrag ertheilt, sich nach Basel zu begeben, um über einen Frieden mit Frankreich zu unterhandeln. Er verließ am 15. Dec. Berlin, wo ihm die letzten Instructionen ertheilt wurden, und kam am 28. an seinem Bestimmungsort an. Es verging Zeit, ehe die Unterhandlungen mit dem französischen Abgesandten Barthélémy in Gang kamen, und die Vollmachten, die G. mitgenommen hatte, waren auch nicht geeignet, weiter als über die ersten Einleitungen zu führen. Wenigstens hatten aber die Eröffnungen, die er machte, zur Folge, daß Frankreich die Feindseligkeiten gegen die preußischen Truppen einstellte. Erst am 28. Jan. 1795 wurde in Berlin eine Instruktion für ihn ausgefertigt, die ihm in dem Punkte, der für einen Frieden der wesentliche war, in der Frage der Abtretung des linken Rheinufers, die einzunehmende Haltung vorschrieb. Davon aber sollte G. keinen Gebrauch mehr machen. Er war schon unpäßlich nach Basel gekommen, erkrankte Ende Januar ernsthaft an einem galligen Fieber, dem er nach wenigen Tagen am 6. Febr. 1795 erlag.

Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, Bd. III; Vivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen II, 2; Schöning, Die Generale der preußischen Armee. Leser.

Goltz: Bogumil G., Schriftsteller, geb. am 20. März 1801 zu Warschau, wo sein Vater preußischer Staatsgerichtsdirector war und ein kleines Gut Lißewo bei Thorn bewirthschaftete, welches frühe unserem in den praktischen Geheimnissen der Landwirthschaft nicht allzuerfahrenen Dichter anheimfiel. Leicht begreiflich wollte es ihm, der sich zu allerlei Studien hingezogen fühlte und zu Breslau etwas Philosophie und Theologie gekostet hatte, mit der rationellen Schafszucht und Agricultur nicht glücken. Er verkaufte den Landbesitz und versuchte es mit Pachtungen; es ging noch weniger. Endlich gab er 1846 den Ackerbau ganz auf und siedelte sich in Thorn, „der Stadt des Copernicus“ an, griff zur Feder und erwarb sich damit schnell einen geachteten vielgenannten Namen. Von hier aus unternahm er Reisen durch verschiedene Theile Europa's, 1849 auch nach Aegypten. Von den jeweiligen Fahrten heimgekehrt, schrieb er unter den barokſten Titeln wundersame Bücher, in denen er die Ergebnisse seiner feinfühligen, scharfäugigen Beobachtungen niederlegte und unter einer Springfluth von Worthäufungen und einem inhaltreichen Redeschwall schriftstellerisch verwerthete. Praktische Lebensphilosophie, schöngeistige Wissenschaftlichkeit, „Menschen und Dinge“, kurz alle möglichen und unmöglichen Themata werden unter der vollen Begleitung eines redekünstlerischen Orchesters durchgesprochen, wozu der Witz in einem Ballet von humoristischen Verschlingungen seine anmuthigen Capriolen schlägt, indeß ein

romantisches Feuerwerk mit satyrischen Illuminationen und poetischen Papierlaternen abgepufft wird. Wo er auf seinen Wanderzügen erschien, überraschte und verblüffte er mit geplanten oder extemporisirten Vorlesungen, welche nicht selten zu fesselnden, immer neuen, sprudelnden socratischen Paroxismen anschwollen, bis der wunderliche Mann, welcher stundenlang und ausschließend das Wort geführt hatte, mit herzlichem Dank für die ihm gewährte köstliche Unterhaltung ebenso schnell wieder verschwand als er gekommen war. Kein Dichter der neueren Zeit hat den glänzenden Schatz seines reichen Geistes mit also freigebiger Hand immerdar unerschöpflich ausgestreut wie Jean Paul Richter, Clemens Brentano und unser meist gleich formloser und nur von momentanem Drang der Eingebung getragener G. Zu seinen besten Schöpfungen gehört das „Buch der Kindheit“, Frankfurt 1847 (neue Aufl. 1854 und 1878), wo er die frühesten Eindrücke in möglichst künstlerischer Gestaltung wiedergibt, z. B. die Porträts seiner Eltern und anderer seltsamer Menschen, drollige und nette Charaktere; als echter Dichter sieht er überall wahre Wunder, wo der hausbackene Verstand nur Heu, Stroh und Kartoffeln gewahrt. Noch trefflicher ist sein dreibändiges „Jugendleben“ (Leipzig 1852 und öfter, neueste Aufl. 1878), welches er selbst ein „Biographisches Idyll aus Westpreußen“ nannte. Die Schilderung des drolligen, redseligen Schwiegervaters und dessen sanfter Frau nebst seiner holdseligen Braut, dazu die kleinen Aventüren des Landlebens sind mit großer Meisterschaft entworfen; einzelne Scenen von unerreichter Frische, Farbe und Heiterkeit. Die volle Prächtigkeit seiner Darstellung, aber auch die ganze Untugend seiner nach endlosen Pleonasmen haschenden Suada gipfelt in dem Buche: „Der Kleinstädter in Aegypten“, Berlin (1853 ff., 1878), worin er die Erlebnisse seiner Reise nach dem Lande der Pharaonen niederlegte. Die Schreibweise unseres G. erreicht ihre Manierirtheit; seine eigensinnige Muse gaukelt in allen Untugenden ihres schillernden Geistes. Er thürmt Beiwörter aufeinander, erfindet neue, zeilenlange Substantivbildungen, deren Sinn und Bedeutung der Leser erst langsam enträthseln muß, er handhabt einen den ärztlichen Recepten des vorigen Jahrhunderts vergleichbaren Styl, nach welchen zwanzig und dreißig einander diametral verschiedene Medicamente in ein heilkräftiges Tränklein zusammengepanscht wurden. G. macht Bandwurmperioden und wahre Akrobatenkünste mit Satzbildungen; erreicht damit freilich oft den überraschendsten Eindruck der Fremdartigkeit, ermüdet aber doch bald den Leser, der hinter dem Wortgeklingel endlich das Absichtliche merkt. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir: „Deutsche Entartung in der lichtfreundlichen und modernen Lebensart“, Frankf. 1847. — „Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen“, 1850. 2 Bde. — „Der Mensch und die Leute. Zur Charakeristik der barbar. und civilisirten Nationen“, Berlin 1858. — Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen“, 1858. 1863. — „Zur Charakteristik des Volkes“, 1859. — „Exacte Menschenkenntniß in Studien und Stereoskopen“, 1860. — „Das Kneipen und die Kneip-Genies“, Berlin 1866. — „Vorlesungen“, Berlin 1869. 2 Bde. (1. Bd.: Die Ehestand-Candidaten. Vergleichende Charakteristik der Männer und Frauen. 2. Bd.: Shakespeare's Genius und die Tragödie Hamlet. Kindheit, Jugend, Alter. Das Märchen). — „Die Weltklugheit und die Lebensweisheit mit ihren correspondirenden Studien“, Berlin 1869. — „Hinter den Feigenblättern. Eine Umgangsphilosopie“. — „Typen der Gesellschaft, ein Complimentirbuch ohne Complimente“ 2c. G. war wirklich „ein gedankengequälter Geist“, der erst nach langen, körperlichen Leiden zur Ruhe kam; er starb am 12. November 1870 zu Thorn. Mit den von ihm verschleuderten Geistesfunken hätten ein Halbdutzend anderer Menschen immerhin ein hübsches Geschäft begründet, hätten sich bei einiger Industrie und Vorsicht rühmlich hervorgethan

und wären am Ende gar noch „deutsche Classiker“ und in Miniaturausgaben unsterblich geworden. Bei Goltz fehlte Maß und Form, der Alles verbindende klare Faden; wo sich aber in dieser wuchernden Urwaldwildniß des Geistes eine sonnige Insel aufthut, da spiegelt sich auch gleich eine wahre Paradiesesherrlichkeit. Sein Unglück war die Ueberfülle seines Geistes und seiner Kraft; sein größter Fehler, daß er damit nie haushälterisch zu Werke ging. Sein Porträt ist in Nr. 1246 der Illustr. Ztg. Leipzig 1867 enthalten.

Hyac. Holland.

Goltz: Franz Karl, Baron v. d. G., war aus der Neumark gebürtig, diente während des siebenjährigen Krieges mit Auszeichnung in der Garde du Corps. 1793 war er als Generalmajor Intendant des vivres und Assessor beim Ober-Kriegs-Collegium. Später wurde er Generallieutenant, Kriegsminister, Chef des Militär-Departements und Director des ersten Departements im Ober-Kriegs-Collegium, in welcher Stellung er 1804 starb. v. M.

Goltz: Georg Konrad, Frhr. von der G., preußischer Generalmajor, Kommandeur des Regiments Gensd'armes und General-Kriegs-Commissär, Sohn von Henning Bernhard v. d. G., am 4. October 1704 zu Parsow im Kreise Köslin in Pommern geboren, wurde, für den Staatsdienst bestimmt, zuerst bei den Jesuiten in Thorn, dann auf dem lutherischen Gymnasium in Halle ausgebildet. Nach Vollendung seiner Studien brachte sein Oheim, der sächsisch-polnische Staatsminister Graf Manteuffel, ihn dort im J. 1725 in die diplomatische Laufbahn; die glänzenden Aussichten, welche sich ihm eröffnet hatten, schwanden indeß mit dem Sturze dieses Gönners und die Erfahrungen, die er gemacht hatte, veranlaßten ihn das Hofkleid mit der Montur zu vertauschen. Er wandte sich nach seinem engeren Vaterlande zurück und erhielt am 22. Octbr. 1729 eine Dragonercompagnie im Regimente Schulenburg. Vermöge seiner natürlichen Fähigkeiten und des Eifers, mit welchem er alles erfaßte, womit er sich beschäftigte, war er in seinem neuen Berufe bald vollständig zu Hause. Dieser Umstand und seine Vergangenheit veranlaßten König Friedrich Wilhelm I. ihn im J. 1733 nach dem Tode August des II. nach Warschau zu senden, um über die Umtriebe der Parteien gelegentlich der Wahl von dessen Nachfolger Bericht zu erstatten. Die Gewandtheit, welche er bei dieser Gelegenheit entwickelte, bewog den König, ihn im folgenden Jahre mit dem Contingente, welches er dem Kaiser stellte, an den Rhein zu schicken. Die Hoffnung, Lorbeeren zu pflücken ging für G. in diesem Jahre so wenig wie im folgenden, wo er als Oberst-Lieutenant das Commando des Dragonerregiments Möllendorf führte, in Erfüllung, er benutzte die Zeit indeß um gründliche Studien über das Verpflegungswesen zu machen. Als Friedrich II. den Thron bestieg, trat G. in einen größeren Wirkungskreis. Der junge König berief ihn in seine Umgebung und nahm ihn mit sich in den ersten schlesischen Krieg; der Entwurf zur Capitulation von Breslau ist der erste Act, bei welchem sein Name genannt wird. Von Ohlau schickte ihn Friedrich, welchem Prinz Leopold von Anhalt-Dessau vor Glogau zu wenig energisch vorging, mit einem Handschreiben zu diesem, um den Gang der Dinge zu beschleunigen. Am Abend des 7. März 1741 kam er an und am 9. war die Festung — Prinz Leopold voran, G. an seiner Seite — erstürmt; um 5 Uhr Nachmittags an selbem Tage machte letzterer dem König in Schweidnitz die Meldung von dem, was geschehen; der Orden pour le mérite war sein Lohn. Einen Monat später, am 10. April, kam es zur Mollwitzer Schlacht. G. war in der Nacht zuvor — vom 9. auf den 10. — von Pogarell auf Ohlau entsandt um noch vierzehn Schwadronen (Gensd'armes, Buddenbrock und Jung Waldau) zu holen; es gelang ihm dieselben heranzubringen, aber erst nach Sonnenuntergang traf er ein und betheiligte sich noch

an der übrigens lauen und nur kurzen Verfolgung. Des Königs Dankbarkeit, welche damals besonders groß war, trug ihm die Herrschaft Kuttlau im Kreise Glogau ein. Zunächst war er nun auf demjenigen Gebiete thätig, für welches er im polnischen Thronfolgekriege die Vorstudien gemacht hatte; er wurde General-Intendant der Armee, ein wichtiger und schwieriger Dienst, dessen er sich jedoch mit großem Geschick zur Zufriedenheit seines Kriegsherrn wie der Soldaten entledigte. Daneben wurde er in diplomatischen Dingen gebraucht. Seine Hand war es, welche die geheimen Unterhandlungen leitete, die zu dem Uebereinkommen von Klein-Schnellendorf führten, bei dessen Abschlusse er allein den König begleitete (9. Octbr. 1741). Als aber der Krieg im nächsten Jahre trotz dieser Abmachungen von neuem begann, war auch G. wieder zur Stelle, focht tapfer an der Spitze des Regiments Gensd'armes bei Czaslau und ward nach dem Kriege Chef desselben. Auch im zweiten schlesischen Kriege, in dessen Plan der König ihn frühzeitig eingeweiht hatte, entfaltete er wieder doppelte Thätigkeit als General, zu welcher Charge er am 25. Mai 1744 befördert war, und an der Spitze des Verpflegungswesens: Hohenfriedberg, wo er den sächsischen General von Schlichting mit eigener Hand gefangen nahm; Soor, wo er dem Könige die erste Kunde vom Nahen des Feindes gab und an der Spitze seines Regimentes Gensd'armes und Buddenbrock, sowie einiger anderer Truppen den Angriff von funfzig gegnerischen Schwadronen mit solchem Erfolge zurückwies, daß sie vom Schlachtfelde verschwanden, daß die eigene Infanterie die Hauptbatterie der Oesterreicher zu nehmen im Stande war und daß man ihn selbst mit seiner Brigade nach dem entgegengesetzten (linken) Flügel berufen konnte, wo er wiederum glücklich focht, so daß der König ihm einen Hauptantheil am Siege zuschrieb; Katholisch-Hennersdorf, wo er mit seinen beiden Regimentern vier sächsische warf, und Kesselsdorf, während welcher Schlacht er mit zwanzig Schwadronen die Oesterreicher bei Stolpen in Schach und dadurch von der Theilnahme am Kampfe fern hielt, waren die Hauptschauplätze seiner soldatischen Thätigkeit, neben welcher diejenige als General-Commissär um so höhere Leistungen von ihm forderte, als während des langen Aufenthaltes in Böhmen im Sommer 1745 die Verpflegung aus weit entlegenen Magazinen durch ein feindlich gesinntes und von den leichten Truppen des Gegners vielfach heimgesuchtes Land stattfinden mußte und als der letzte Theil des Feldzuges ein Bewegungskrieg war. Die Stelle eines Drost von Cottbus und Peitz, eine Sinekure, war der äußere Ausdruck der Anerkennung seines Kriegsherrn. Goltz's Geschick für das Verwaltungsfach veranlaßte den König, seine Dienste auch nach dem Friedensschlusse in dieser Richtung zu verwerthen; bei Anlage von Getreidemagazinen, beim Urbarmachen unbebauter Gegenden und Trockenlegung von Moräften, bei der Anlage von Wohnorten, bei Maßregeln. welche das Steuerwesen betrafen, und in anderen Zweigen des Staatslebens hatte er ebensowohl mitzuwirken wie bei den militärischen Aufgaben der Oekonomie des Invalidenhauses und bei der Construction von Vorrathswagen, Backöfen und Transportschiffen. Aber nicht lange mehr dauerte seine Wirksamkeit, schon Ende 1746 begann er zu kränkeln und am 4. Aug. 1747 starb er zu Berlin am Blutsturze. — Der dankbare König widmete ihm ein „Éloge“ (abgedruckt u. a. in den Oeuvres historiques de Frédéric II., Berlin chez Decker MDCCCXLVII, T. VII), welches am 30. Mai 1748 durch den Geheimen Rath Darget in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen wurde. Friedrich nennt ihn liebenswürdig, brauchbar, scharfsinnig und edelmüthig. Die Officiere der Gensd'armes legten Trauer um ihn an. Poten.

Goltz (gewöhnlich Golz): Joachim Rüdiger, Freiherr v. d. G., der erste kurfürstlich sächsische Feldmarschall, diente, dem Gebrauche der Zeit folgend, nach

und nach in Frankreich, Oesterreich, Brandenburg und Dänemark. Bei der Verstärkung der sächsischen Armee trat er am 29. Decbr. 1681 als Feldmarschall in diese über. Unter Kurfürst Johann Georg III. commandirte er die sächsischen Truppen während des Entsatzes von Wien, zog sich jedoch schon am 1. Octbr. 1683 mit einer Pension von jährlich 4000 Thlrn. auf seine Güter in Brandenburg zurück, wo er am 26. Juni 1688 starb. Winkler.

Goltz: Karl Christoph, Freiherr v. d. G., ein jüngerer Bruder von Georg Konrad; geb. am 2. Decbr. 1707 zu Heinrichsdorf in Großpolen, † am 30. Juni 1761 in Zerbau bei Gr. Glogau, als preuß. Generallieutenant, Chef eines Regiments zu Fuß, Erbherr auf Küssow ꝛc. Er trat Anfangs 1724 in preuß. Heeresdienst, wurde 1752 Regimentscommandeur, 5 Jahre später Generalmajor und Regimentschef; 1760 den 5. Febr. stieg er zum Generallieutenant. G. erwarb sich fortan eine besondere königliche Wohlgewogenheit wegen seines correcten und energischen Verhaltens an der Spitze eines abgesonderten Armeetheiles. „Das ist die alte Preußenmanier, sich mit Erfolg gegen eine weit zahlreichere Armee zu halten“, so schreibt Friedrich (mit einem Seitenblick auf das Maxener „Ereigniß“) im März 1760 an G., als derselbe gegen Laudon fechtend, einen ehrenvollen Rückzug auf Neiße beendet hatte. Im October d. J. finden wir G. mit 16 Bataillons und 35 Schwadronen die Festung Glogau gegen die Russen decken. Sodann stand er bei Landshut gegen Laudon; Detachirungen dieser Art gehörten damals zu den Kriegsbräuchen. Bei der Wiedervereinigung mit dem aus Sachsen nach Schlesien zurückkehrenden Könige am 13. Mai 1761 wurde Goltz's Umsicht belohnt mit dem „großen“ Orden; „Ihr habt meine Intention sehr wohl und ganz und gar errathen“, schrieb der König d. d. Meißen am 19. April. Im Hauptquartier Hausdorf ertheilte er nun G. mündlich und schriftlich eine „Instruction“, um mit 20,000 Mann von Glogau aus offensiv gegen die Russen aufzutreten. G. wurde, „für den Fall die Correspondenz mit Sr. Majestät unterbrochen“, bekleidet mit dem Jus gladii, „und zwar vom Officier an bis zum geringsten Packknecht, ohne Unterschied.“ G. konnte seinen sehr geschickt entworfenen Operationsplan nicht ausführen; er starb an einem hitzigen Fieber im verschanzten Lager bei Glogau. Der König übertrug Goltz's Aufgabe dem Husarengeneral Ziethen. G. zählte zu den kühnen und prompten Generalen, welchen bei ihren Unternehmungen die Existenz des Worts „unmöglich“ tief verhaßt ist. Als Erbstück hinterließ G. seinem Kriegsherrn, außer den Früchten der winterlichen Truppenergänzungsbemühungen, eine an der polnischen Grenze reconstruirte Bosniakenschwadron, welche epochemachend für die Genesis der preuß. „Ulanen“ ward. Die Briefe des Königs an G. bezeugen uns das volle Vertrauen, welches der Monarch in die Verschwiegenheit und den Eifer dieses Obergenerals setzte. — In „Pauli, Leben großer Helden“ Thl. 9 ein Abbild und Thl. 7 eine Lebensschilderung. Der Ende Novbr. 1760 aus dem königl. Hauptquartier zum Tatarenchan entsendete, erst 22 Jahre alte Flügeladjutant v. d. G. ist ein Sohn dieses Generallieutenants. Er verließ 1788 als Oberst den preußischen Dienst, trat in dänischen (ein unruhiger Geist) und wurde von hier aus nach Portugal verliehen, um dort die durch den Bückeburger Grafen neu begründete Wehrkraft zu revidiren. Er starb, hochbetagt, als dänischer Generallieutenant in Altona. — Balthasar Friedr., Freih. v. d. G., ein 1708 den 20. Decbr. geborener Bruder des Vorigen, erwarb sich im zweiten schlesischen Kriege als Grenadier-Bataillons-Commandeur den pour le mérite und blieb auf dem Ehrenfelde bei Prag den 6. Mai 1757, als Commandeur des Infanterieregiments Fouqué, durchbohrt von 6 Kartätschkugeln. Der König war ihm sehr gnädig und ließ ihn nach dem zweiten schlesischen Kriege aus der Garnison Glatz mehrmals im Winter nach Berlin und Potsdam kommen. — Henning Bernh., Freih. v.

d. G., war der jüngste dieser vier Brüder, geb. 1718; 1745 königl. Flügeladjutant, † in der Schlacht bei Gr. Jägersdorf. Er ist vom Prinzen Heinrich eingereiht worden in die „tapfere und intelligente“ Kriegerelite, deren Namen und Lob das Rheinsberger Heldendenkmal uns verkündet. Der König erwiderte auf die Meldung des Feldmarschalls Lehwaldt wegen Goltz's Tode: „Sein Verlust geht mir nahe; inzwischen da es für den Dienst des Vaterlandes und des Staates geschehen ist, muß ich mich consoliren.“ — Ein Näheres über diesen G. in „Fridericus Rex und sein Heer“, Berlin 1868, S. 72. Die „Ungedruckten Nachrichten, Dresden 1782“ erwähnen Thl. III, 157 einen, 1763 als Oberstlieutenant aus dem Dienst scheidenden, Konrad, Freiherr v. d. G., welcher als Infanterie-Seconde-Lieutenant den pour le mérite und eine Compagnie erhielt.

Graf Lippe.

Goltz: Karl Heinrich Friedrich, Graf v. d. G., preuß. Diplomat, geb. um 1772, gest. zu Paris 13. Octbr. 1822, entstammte der jüngeren, jetzt ersten Linie des am 19. Septbr. 1786 in den preußischen Grafenstand erhobenen Hauses Heinrichsdorf. Er widmete sich frühzeitig der militärischen Laufbahn, diente längere Zeit in dem von seinem Oheim Johann Wilhelm v. d. G. befehligten Blücher'schen Husarenregiment und erwarb sich 1792 im Rheinfeldzug durch seine Tapferkeit den Orden pour le mérite. 1809 ging er zur diplomatischen Laufbahn über, und zwar ermöglichte es ihm seine vielseitige Bildung, sogleich den Posten eines Geschäftsträgers am baierischen Hofe zu übernehmen, wo er, seit 1810 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister unter den schwierigsten Verhältnissen das in ihn gesetzte Vertrauen in vollstem Maße rechtfertigte. Der allgemeine Aufruf zu den Waffen im J. 1813 führte auch ihn wieder in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Auf Wunsch Blücher's, dessen Adjutant er früher gewesen war, wurde G. demselben als Generalstabsofficier beigegeben und fand damit reiche Gelegenheit, auch sein großes militärisches Talent wieder zu bethätigen. Insbesondere bewährte sich sein Scharfblick, sein Muth und seine Besonnenheit. Inzwischen zum Generalmajor befördert, schied er nach dem ersten Pariser Frieden abermals aus der activen Armee und ward mit der Vertretung Preußens am neuen französischen Königshofe betraut. Auf diesem Gesandtenposten blieb er, wie in der Gunst seines Monarchen und in der Achtung des Pariser Hofs, bis an seinen Tod. Bald nach seiner Ernennung hatte er den Rang eines Generallieutenants erhalten. Sein Sohn ist der jetzige Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers Wilhelm Graf Karl v. d. G., geb. am 12. April 1815.

Vgl. Ersch und Gruber; L. v. Zedtlitz, Pantheon des preußischen Heeres (Berlin 1835, 1. Bd., S. 207 f.). Schramm-Macdonald.

Goltz: Graf Robert Heinrich Ludwig von der G., preußischer Diplomat, ist am 6. Juni 1817 in Paris geboren. Sein Vater, der Generallieutenant Graf Heinrich Friedrich von der G., war daselbst zu jener Zeit preußischer Gesandter und aus seiner Ehe mit einer Freiin v. Seckendorff stammt Graf Robert als zweiter Sohn. Nach dem am 13. October 1822 erfolgten Tode des Vaters kam der Knabe zunächst nach Berlin, dann auf die Ritterakademie nach Brandenburg und später auf das Friedrichs-Gymnasium nach Breslau. Er studirte in Bonn und Berlin die Rechte, bestand das erste juristische Examen und trat in die Beamtenlaufbahn, indem er im März 1839 eine Referendarstelle bei der Regierung in Stettin und später in Merseburg annahm. Nach der dritten Staatsprüfung, am 20. April 1842, zum Regierungsassessor befördert, begab er sich behufs praktischer Ausbildung während neun Monaten auf Reisen, kam anfangs 1843 zur Regierung nach Düsseldorf; aber schon im darauffolgenden Jahre trat er eine zweite Reise nach den nördlichen europäischen Ländern,

besonders England und den skandinavischen Staaten an, worauf er 1845 zur Regierung nach Posen versetzt wurde. Es ist für die Entwicklung dieses Staatsmannes charakteristisch, daß er auch hier dem Reise- und Wissensdrange nicht widerstehen konnte, und schon im darauffolgenden Jahre nach Spanien, Süd- und Nordamerika ging. Die damaligen preußischen Zustände waren ihm zu eng und er wollte durch Vergleichung den richtigen Maßstab für die Reform der vaterländischen Einrichtungen finden. Wie seine schon 1848 in Berlin erschienene Schrift „Ueber die Reorganisation des deutschen Bundes“ beweist, hatte er frühzeitig über Staats- und Völkerleben nachgedacht und große Veränderungen vorausgesehen, so daß die Nachricht von der Februar-Revolution, die er am 7. März auf seiner Rückreise an der englischen Küste erhielt, ihn nur bis zu einem gewissen Punkte überraschte. „Ich hatte nie daran gezweifelt“, sagte er in der genannten Schrift, „daß diese Revolution das Zeichen zum offenen, vielleicht gewaltsamen Kampfe gegen sämmtliche in Europa herrschende Regierungssysteme geben und insbesondere auch das deutsche Volk in denselben hineinziehen werde. An diese Besorgniß knüpfte sich die ermuthigende Hoffnung, daß es gelingen möchte, von dem Bestehenden die gesunden Theile zu erhalten und auf einer befestigten und verjüngten Grundlage eine kräftigere Schöpfung erstehen zu lassen.“ In diesem Satze ist die Richtung scharf ausgesprochen, welche G. während seiner späteren Laufbahn in Betreff der inneren Politik verfolgte: sie bestand in jenem freisinnigen Conservativismus, welcher, als in Preußen nach 1848 wieder eine schroffe Reaction eintrat, Vielen fast für revolutionär galt, während er den Anhängern des reinen Parlamentarismus wie ein Abfall von der Sache der Freiheit vorkam. Auch über die deutsche Frage hat G. sich in derselben Schrift in ziemlich festen Zügen geäußert. Er bezweckte, wie hier eingestanden wird, mit seiner Reise nach den Vereinigten Staaten eine Beobachtung der Wirkungen, welche die Verfassung dieses Bundesstaates in moralischer und materieller Beziehung auf seine Bürger ausübt. Diese Verfassung, meinte er, würde ohne die wesentlichsten Veränderungen für kein europäisches Land passen; aber in der politischen Organisation des nordamerikanischen Bundes fand er zahlreiche Elemente, „welche dem deutschen Boden durchaus zusagen und nur mit dem monarchischen Princip in geeignete Verbindung gebracht werden müßten, um die trefflichsten Materialien zu einem dauerhaften deutschen Verfassungsbau zu liefern.“ Das sogenannte constitutionelle System Frankreichs hielt er durch die Februar-Revolution für gerichtet und warnte vor der Verallgemeinerung desselben in Deutschland. Er sah es geradezu „als eine traurige Probe von der politischen Reife des deutschen Volkes an, daß es in dem Augenblicke, wo sich durch den Sturz Ludwig Philipps und die Proclamation der französischen Republik jenes constitutionelle System definitiv als unausführbar erwiesen, einstimmig dasselbe verlangte.“ So gleichzeitig der Reaction und dem Liberalismus die Stirne bietend, suchte G. um ein Amt in einem der preußischen Ministerien nach und gab, da dies mißlang, schon im Februar 1849 seine Entlassung, die jedoch erst am 21. Mai erfolgte. Ein Jahr später trat er freiwillig in die Verwaltung zurück und kam zu der Bundes-Central-Commission als Protocollführer, wo er sich so tüchtig erwies, daß er am 26. Juni 1850 zum Legationsrath ernannt wurde. Am 5. October d. J. mit den Residenturgeschäften bei der freien Stadt Frankfurt beauftragt, mußte G. wegen des eingetretenen Systemwechsels schon im Mai 1851 diesen Posten verlassen und wurde zur Disposition gestellt. Er trat nun offen zur Opposition über, indem er sich lebhaft an dem „Preußischen Wochenblatte“ betheiligte und auch anderwärts, namentlich im Landtage, die von der damaligen Politik eingeschlagene Richtung bekämpfte. Verschiedene Verhältnisse hatten ihm indessen eine An-

näherung an die Regierung zur Nothwendigkeit gemacht, so daß er im Laufe des J. 1854 die Verleihung der Ministerresidentenstelle zu Athen nachsuchte. Sie wurde ihm nicht ohne Schwierigkeiten am 2. October gewährt und G. zerfiel durch diese Rückkehr in den Dienst unter dem Ministerium Manteuffel zum Theil mit seinen Gesinnungsgenossen und namentlich mit dem Grafen Albert von Pourtalès. Am 7. Januar 1857 wurde er zum Gesandten am griechischen Hofe befördert und hiemit war sein Eintritt in die höhere diplomatische Laufbahn entschieden. Seine genaue Kenntniß der orientalischen Angelegenheiten bewirkte schon am 29. Januar 1859 seine Ernennung zum Gesandten in Konstantinopel. Nachdem er in demselben Jahre kurze Zeit den Unterstaatssecretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vertreten hatte, wurde er am 15. März 1862 Gesandter in Petersburg. Er hatte hier Gelegenheit, tiefere Blicke in die Politik des sich damals wieder „sammelnden" Rußland zu thun, konnte sich aber mit dessen Bestrebungen nie recht befreunden. Auch war diese seine Stellung nur von kurzer Dauer, denn schon am 1. December desselben Jahres erfolgte seine Berufung zum Botschafter nach Paris. Hier begann seine eigentliche, in die Entwicklung der neuesten deutschen Geschichte eingreifende Thätigkeit. Napoleon III. stand auf dem Gipfel seiner Macht und Frankreichs Einfluß wuchs mit dem Zunehmen der Uneinigkeit der beiden deutschen Großmächte. Zunächst erforderte der polnische Aufstand die umsichtigste Beobachtung der französischen Politik, welche nur eine weitere Ausdehnung desselben abwartete, um thätig einzugreifen; dann galt es Frankreichs Sympathien für Dänemark zu bekämpfen und endlich bei Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges die „wohlwollende Neutralität" Frankreichs zu erwirken. In der Angelegenheit der Elbherzogthümer war die französische Presse seit Jahren stark für Dänemark eingenommen und es bedurfte der äußersten Anstrengungen, um sie zu einem Umschwunge der öffentlichen Meinung, deren Macht in Frankreich sich selbst unter dem Scheinconstitutionalismus Napoleons nicht verleugnete, zu veranlassen. Die Schwierigkeiten wuchsen, als nach dem Gasteiner Vertrage die französischen Zeitungen den Kaiser Napoleon vor einer mächtigeren Nachbarschaft Preußens warnten, und es sich darum handelte, Preußens Führerschaft in Deutschland als eine durch die Entwicklung der Verhältnisse berechtigte und nothwendige darzustellen. Dieses unbedingte Vertrauen der preußischen Staatsmänner in den Beruf und die Macht Preußens hat es allein ermöglicht, daß sie, der Eine in dieser, der Andere in jener Weise, unbekümmert um die interessirten Berechnungen Napoleons III., die Paralysirung der französischen Politik bei der Lösung der großen deutschen Frage rücksichtslos ins Auge faßten. So war es gleichzeitig ein Zeichen seiner höchsten Macht und seiner ersten Niederlage, daß Napoleon III. ohne Zuziehung seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, dem bei ihm beglaubigten preußischen Botschafter direct seine Zustimmung zu den Friedensbedingungen von Nicolsburg gab. G. durfte diese in persönlicher Unterhandlung erreichte Zustimmung des Kaisers für ein Maximum und für einen großen Erfolg halten, weil ihm durch besondere Umstände und die merkwürdigste Selbstüberwindung des Kaisers, die vollständige Entmuthigung des in all' seinen Berechnungen Getäuschten sowie die Schwäche des damaligen Frankreich überhaupt unbekannt war. Daß nach der Klärung der Lage sein Verdienst geringer erschien, war vielleicht mehr eine natürliche, als eine gerechtfertigte Folge. Am Zungenkrebs erkrankt, unterwarf er sich in Paris mit großer Standhaftigkeit einer schmerzlichen, von dem berühmten Chirurgen Nelaton unternommenen Operation, kehrte dann, nachdem er eine Zeit lang in einem kaiserlichen Pavillon im Garten von Fontainebleau Genesung gesucht hatte, in fast hoffnungslosem Zustande nach Berlin zurück und starb am 24. Juni 1869 in Charlottenburg.

Felix Bamberg.

Goltzius: Hendrik G., berühmter Kupferstecher und Maler, geboren zu Mülbrecht im Herzogthum Jülich. Der alte Hubrecht (s. u. S. 362) hatte einen Sohn Johann, der Glasmaler und Bürgermeister zu Königswert am Rhein war. Sein jüngster Sohn Johann, der gleichfalls auf Glas malte, zog in das Dorf Mülbrecht und erhielt hier im J. 1558 als ältesten Knaben unsern Hendrik. Dieser war nach van Mander's Bericht ein fettes, wildes und lustiges Kind, das eben dadurch von allerlei Unglücksfällen heimgesucht wurde. Am bedenklichsten darunter war eine Brandwunde an der rechten Hand, in Folge deren dieselbe krüppelhaft wurde, ohne jedoch die Fähigkeit zur Arbeit zu verlieren. Als Hendrik ungefähr 3 Jahre alt war, zogen die Eltern nach Duisburg. Hier begann der Kleine frühzeitig sich in der Kunst zu versuchen. Dem Kupferstecher Dirk Coornhert fielen einige dieser Sachen unter die Augen, und er rieth dem Vater an, den Knaben nach Haarlem zu schicken, damit sich dieser unter seiner Leitung im Kupferstechen ausbilden sollte. Die Eltern zogen gleich mit, und G. arbeitete nun lange Zeit für Coornhert und Philipp Galle. Die Eltern wandten sich wieder nach Deutschland zurück, G. aber blieb in Haarlem und heirathete — kaum 21 Jahre alt — eine Wittwe, deren Sohn Jacob Matham von ihm unterrichtet und zu einem guten Kupferstecher ausgebildet wurde. Bald nach seiner Heirath wurde G., vermuthlich in Folge häuslicher Umstände, von einer tiefen Schwermuth erfaßt, die in eine Auszehrung überging — gegen drei Jahre lang hatte der Künstler mit dem Blutspeien zu kämpfen. Er beschloß, da ihn die Aerzte aufgegeben hatten, nach Italien zu wandern, indem er daselbst Besserung zu finden oder doch wenigstens die dortigen Meisterwerke der Kunst vor seinem Tod noch zu genießen dachte. Ende 1590 segelte er — der damals schon einen Namen hatte — von Amsterdam nach Hamburg ab, von hier aus durchwanderte er Deutschland und fühlte eine fortschreitende Besserung, so daß er selbst zu Eulenspiegeleien aufgelegt war. So ließ er seinen Diener bei Künstlern, die er unterwegs besuchte, als seine eigene Person erscheinen, so daß diesem die Ehrenbezeugungen widerfuhren, während der richtige Meister kaum angesehen wurde. Auf diese Weise konnte G. allerlei mißgünstige oder auch wohl begründete Urtheile über seine eigenen Werke hören; was ihn so ergötzte, daß er wieder zu guter Gesundheit kam. Ueber München, wo er sich bei Hans Sadeler für einen Käsehändler ausgab, kam er nach Italien, besuchte Venedig, Bologna, Florenz und begrüßte endlich den 10. Januar 1591 die ewige Stadt. Hier wahrte er einige Monate sein Incognito, warf sich in hochdeutsches Bauerncostum und ließ sich Hendrik van Bracht nennen. Fleißig zeichnete er nach Antiken. Ende April genannten Jahres wanderte G. in Begleitung des Silberschmieds Jan Mathyssen und des gelehrten jungen Edelmanns Phil. van Winghen aus Brüssel nach Neapel, copirte hier einen jugendlichen, sitzenden Herkules im Palast des Vicekönigs und ging dann mit seinen Gefährten wieder nach Rom. Hier verweilte er noch einige Zeit und zeichnete mit dem größten Eifer. Am 3. August 1591 ritten Jan Mathyssen und G. aus Rom, wandten sich über Bologna nach Venedig, wo sie einige Tage blieben, dann über Trient, München nach der Heimath. Kaum aber war G. zu Hause, als die alte Krankheit ihn wieder plagte, doch gelangte er wieder zu besseren Kräften, indem er Geisen- und Frauenmilch trank und viel spazieren ging. Im J. 1598 war er wiederhergestellt, doch mag immerhin die Nachwirkung der Schwindsucht ihm ein verhältnißmäßig kurzes Alter verursacht haben, er starb am 29. December 1616 zu Haarlem, im Alter von 58 Jahren. Seine Ruhestätte fand er in der „Großen Kirche“ zu Haarlem vor dem Chor.

G. zählt zu den bedeutendsten aller Kupferstecher, ja wenn man den Maßstab der Technik als den einzigen nimmt und zugleich bedenkt, was seine Vorgänger darin leisteten, dann hat ihn kein Anderer übertroffen. Den Meistern des 16. Jahrhunderts fehlte es noch an der vollen Kühnheit und Mannigfaltigkeit der Stichelführung und der dadurch erzielten plastischen und malerischen Wirkung, G. war es, der vor Allem eine freiere Behandlung anbahnen half. Es ist merkwürdig, wie seine Linien zart auslaufen und kräftig anschwellen, wie sie sich nach den Formen beugen und mannigfaltig über und neben einander liegen. Eine freiere Helldunkelwirkung gelang ihm allerdings noch nicht; seine Blätter zeigen zerstreute, oft zu breit gehaltene Lichter und daneben zu massiges Dunkel. Und prüft man seine Blätter auf den geistigen Gehalt, so tritt derselbe bedeutend hinter den Glanz des Technischen zurück; der Ausdruck seiner Körperformen und der Gesichter ist höchst äußerlich. Er stand eben unter dem Einflusse der niederländischen Manieristen, wie Spranger u. dgl., welche in verschrobenen, schwülstigen Formen den Michelangelo zu imitiren dachten. Diese Schwächen treten in Porträts oder porträtartigen Darstellungen, wie der „Knabe mit dem Hund", natürlich weit weniger oder nicht hervor, so daß dieselben zu den schönsten Leistungen des Grabstichels überhaupt gehören. Von seinen anderen Blättern ist namentlich berühmt die aus sechs Nummern bestehende Folge, die man seine „Meisterstücke" nennt. Er wollte in ihnen, die alle dem neuen Testament entnommen sind, verschiedene Meister nachahmen. Sehr beachtenswerth ist G. auch als Holzschneider; verschiedene wirkungsvolle Helldunkelblätter sind von ihm erhalten. (Vgl. üb. die Arbeiten des Goltzius Bartsch's Peintre-Graveur und R. Weigel's Supplement dazu.) In seinem 42. Jahre fing G. auch das Oelmalen an, doch sind seine Bilder manierirt und selten. Auch auf Glas hat er gemalt.

Sein Bruder Jacob G. wandte sich auch dem Kupferstechen zu, doch hat er jedenfalls sehr wenig gestochen. Man kennt von ihm einige Blätter nach seinem Bruder.

Julius G., keinesfalls ein Sohn des Hendrik, wie angegeben wurde, eher einer des jüngeren Hubrecht, stach um 1586 einige wenig bedeutende Blätter nach Hendrik G., Blockland ꝛc.

Der in Köln arbeitende Kupferstecher Conrad Gols, der sich daneben auch Goltzius schrieb, mag gleichfalls zu der Familie gehört haben.

W. Schmidt.

Goltzius: Hubrecht G. (eigentlich Goltz), Maler, aus einer von dem Dorfe Heinsbeek stammenden Familie. Hubrecht lebte zu Venloo, K. van Mander nennt ihn einen kunstreichen Maler und gibt ihm einen Bruder Sybrecht, der ein tüchtiger Bildhauer gewesen sein soll. Hubrecht hatte einen Sohn Jan, (s. o. S. 361 Z. 3), und zwei Töchter, welche Maler heiratheten, und zwar die eine den aus Würzburg stammenden Maler Rüdiger oder Rutger, der deshalb van Weertzburgh hieß. Aus dieser Ehe stammt Hubrecht der Jüngere ab, welcher den Namen Goltz (durch ihn latinisirt in Goltzius) von der Mutter annahm. Andere geben an, der Würzburger Rüdiger habe mit seinem Geschlechtsnamen Goltz geheißen, doch ist van Mander, der mit Hendrik G. bekannt war, und obigen Bericht geliefert hat, sicherlich besser unterrichtet. Sonst wäre es auch nicht zu erklären, warum die nicht von Rüdiger abstammenden Familienglieder doch den Namen G. geführt hätten.

Hubrecht G. der Jüngere, Maler, Kupferstecher und Alterthumsforscher, war geboren zu Venloo den 30. October 1526. Er kam nach Lüttich in das Atelier des damals berühmten Malers Lambert Lombard, wo er verschiedene Antiken sehen und nachbilden konnte. Dadurch gewann er Geschmack an Alterthümern, was für seinen Lebensgang bestimmend wurde, so daß die Malerei in

den Hintergrund trat. Dann hielt er sich 12 Jahre in Antwerpen auf, setzte seine Studien fort und ließ im J. 1557 sein Hauptwerk, die Bildnisse der römischen Kaiser von Julius Cäsar bis auf Karl V. und Ferdinand I., daselbst erscheinen (deutsch, lateinisch, französisch, italienisch und spanisch). G. verband dabei den Kupferstich mit dem Holzschnitt, indem die Umrisse radirt und dann mit bräunlichen Helldunkeltafeln bedruckt sind. Hierbei, wie auch bei späteren Werken, war ihm der Maler Joos Gietleughen aus Kortryk behülflich. Im J. 1558 ging G. auf Einladung der Brüder Guido und Marcus Laurin, Herren von Watervliet, nach Brügge, hielt sich hier vier Monate auf und bereiste dann zwei Jahre lang Deutschland, Italien und Frankreich. Im J. 1560 war er zurück in Brügge. Hier ließ er auf Kosten der genannten Gönner und in seiner eigenen Druckerei, die übrigens kein öffentliches Geschäft betrieb, noch mehrere Werke erscheinen. „Fasti Romani“, „C. Julius Caesar“, „Fasti Magistratuum“ und andere. In Gesammtausgabe erschienen seine Werke unter dem Titel: „Romanae et Graecae antiquitatis monumenta ex priscis numismatibus eruta“ (5 Bde., Antwerpen 1644—45; andere Ausgabe 5 Bde., Antwerpen 1708); dieselben haben übrigens heutzutage einen geringen Werth. In die Kunstgeschichte schlägt sein Buch ein: „Lamberti Lombardi apud Eburones pictoris celeberrimi vita“ (Brügge 1565). Ein Werk von 1566 hatte er dem Senat von Rom gewidmet, der ihm dafür das römische Bürgerrecht zuerkannte; Philipp II. von Spanien, dem G. ein anderes Buch dedicirt hatte, verlieh ihm seinerseits den Titel als seines Malers und Historiographen. Ueber die Malerei unseres Hubrecht wußte van Mander wenig zu erzählen. Es ist ja begreiflich, daß die gelehrten Studien ihn wenig dazu kommen ließen, Pinsel und Palette zu handhaben. Van Mander erwähnt das Oelporträt eines Mönches Cornelis (Broer Cornelis genannt) zu Brügge, dessen Predigten G. beizuwohnen und zu bewundern pflegte. Ferner war G. zu Antwerpen für ein abgehaltenes Capitel des goldenen Vliesordens mit seinem Pinsel thätig. Zu dem berühmten Bildnißmaler Antonis Moor (Moro) stand G. in freundschaftlichen Beziehungen; er schenkt demselben ein prächtig gebundenes Exemplar eines seiner Werke, wofür ihm Moro sein Bildniß malte. Dasselbe ist im Stiche erschienen. G. war zwei Mal verheirathet; seine erste Frau war die Schwester der zweiten Gemahlin des bekannten Künstlers Pieter Coecke von Aalst, sie hieß Elisabeth Verhulst. Von ihr hatte er mehrere Kinder, denen er als Römer auch römische Namen gab, wie Julius, Marcellus ꝛc. Nach ihrem Tode verehelichte er sich zum Verdrusse seiner Kinder und Freunde und seinem eigenen Schaden mit Maria Vyncx, einer Person von üblem Rufe. Er starb am 24. März 1583 zu Brügge.

Vgl. die Lebensbeschreibung von H. G. durch Félix van Hulst (Lüttich 1846, Separatabdruck aus der Revue de Liége). W. Schmidt.

Gomarus: Franciscus G. „Es ist gewiß“, sagt Hugo Grotius irgendwo, „daß fast alle Streitigkeiten in der christlichen Kirche von der haarspaltenden Untersuchung subtiler Lehrsätze herrühren, welche an sich weder selig machen noch verdammen.“ Ein Satz, der für die Geschichte der niederländischen Kirche sehr zutreffend ist, namentlich für die Geschichte des 17. Jahrhunderts und leider ist dies einem der ausgezeichnetsten Theologen seiner Zeit zu danken. Wiewol die remonstrantischen Streitigkeiten ihren tieferen Grund schon im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in dem Uebergewicht des Calvinismus über die mildere Religionsauffassung im Geiste Zwingli's hatten, so ist nicht zu verkennen, daß der dauernde Erfolg, den der calvinische Geist errang, hauptsächlich das Werk des G. ist. Dieser viel gelobte und viel gescholtene Mann ward am 30. Jan. 1563 zu Brügge in Flandern geboren; seine reformirten Eltern wanderten 1578 um ihres Glaubens willen nach der Pfalz aus; hier ward der Knabe dem ge=

lehrten Johann Sturm in Straßburg zum Unterricht übergeben, welcher ihm tiefe Verehrung für Calvin einflößte. Diese Hochachtung ward noch mehr genährt, da G. drei Jahre später zu Neustadt den Unterricht des aus Heidelberg vertriebenen Ursinus genoß, 1582 zu Oxford und Cambridge unter Raynaldus und Whitaker studirte und, als die calvinistischen Lehrer nach Heidelberg zurückgekehrt waren, dort seine Studien vollendete. Dieser Entwicklungsgang ist nicht zu übersehen, wenn man Gomarus' späteres theologisches System richtig beurtheilen und sein Verhalten gerecht würdigen will. Die gewaltsame Unterdrückung des Calvinismus in der Pfalz war wenig geeignet, den feurigen Anhänger Calvin's und Beza's milde zu stimmen, und die von den streng Lutherischen 1593 bewirkte Aufhebung der reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M., welcher G. seit 1587 als Prediger diente, steigerte seinen tiefen Widerwillen nur noch höher. Diesem, dem Calvinismus so völlig ergebenen Manne nun übertrugen die Curatoren der Leidener hohen Schule eine theologische Professur, welche er, nachdem er sich in Heidelberg den Doctortitel erworben, 1594 antrat. Da die kirchlichen Zwistigkeiten sich damals noch innerhalb der Leidener Gemeinde nicht geltend machten, lebte er anfangs seinem Amte friedlich und in gutem Einvernehmen mit seinen gemäßigten Collegen Franciscus Junius und Lucas Trelcatius sen. Mit dem Tode des Junius aber 1602 trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein. Die Curatoren der Leidener Universität schlugen an der Stelle des verstorbenen Junius den Amsterdamer Prediger Jacob Arminius vor, welcher, wie man wußte, dem strengen Calvinismus nicht zustimmte. Alsbald stachelten die Amsterdamer Prediger Helmichius und Plancius den G. zur kräftigen Bekämpfung dieser Wahl auf. Aber den Curatoren der Universität wollte scheinen, dieser Widerstand sei nicht „aus gutem Herzen hergekommen“. Sie beharrten daher bei ihrem Vorhaben und wußten durch ein Colloquium im Hause des Universitätscurators Janus Dousa im Haag zwischen G. und Arminius, jenen zu beruhigen, indem dieser zu Römer 7 eine befriedigende Erklärung der christlichen Freiheit gegenüber dem Mosaischen Gesetze gab, und die Curatoren den G. als ersten Professor anerkannten. Es ist dem G. nicht ganz ohne Grund Schuld gegeben, daß seine Eifersucht sich bei diesem Verfahren nicht weniger geltend gemacht habe, als sein Widerwille gegen die vom strengen Calvinismus sich entfernende Denkungsart seines Gegners. Die große Gelehrsamkeit und das exegetische Talent des Arminius war ganz geeignet, den Vorrang, welchen G. bisher an der Hochschule genoß, in Frage zu stellen, und da Arminius, der 1603 sein Amt antrat, nicht nur von den Curatoren viele Ehrenbezeigungen erhielt, sondern auch großen Beifall unter den Studirenden erntete, fühlte sich die Eitelkeit des G. nicht wenig gekränkt. Bald schlug der Streit in hellen Flammen aus. Die Erklärung des Römerbriefes führte den Arminius zur Besprechung einiger die Prädestination betreffenden Sätze. G., von den strengen Calvinisten aufgestachelt, stellte ihnen alsbald einige Theses entgegen, die er von seinen Schülern vertheidigen ließ. Daraus entspann sich ein in seiner Heftigkeit stets wachsender Zwist, welcher sich bald vom Hörsaale auf die Kanzel übertrug und die ganze Kirche in Feuer setzte. Eine Unterhandlung zwischen Arminius und Cuchlinus einer- und G. und Lucas Trelcatius jun. andererseits, 1605 von der südholländischen Synode veranlaßt, führte nicht zu Ruhe und Frieden, obwol die Unterhändler ausdrücklich erklärten, sie seien in der Hauptsache der Lehre nicht verschiedener Ansicht, eine Erklärung, welche auch von G. unterzeichnet ward. Die strengkirchliche Partei blieb unversöhnlich. Aufs neue reizte sie G., der ihres Erachtens zu viel nachgegeben hatte, zum Angriff wider Arminius auf, und bald stiegen die Zwistigkeiten zu solcher Höhe, daß die holländischen Staaten die Berufung einer nationalen Synode beschlossen.

Als aber auf einem am 22. Mai 1607 im Haag gehaltenen Conventus praeparatorius die streng Kirchlichen gewahrten, daß die Staaten dabei eine Revision der symbolischen Schriften und die Beilegung der Zwistigkeiten bezweckten, verweigerten sie jede Annäherung und vergrößerten vielmehr noch die Kluft, indem sie sich der Staatsgewalt in kirchlichen Dingen zu unterwerfen weigerten. Die geplante Synode unterblieb und als Arminius bald nachher seinen „Goudsche Catechismus" herausgab, verbitterte sich der Streit dermaßen, daß die Staaten G. und Arminius 1608 zur genaueren Darlegung ihrer Lehren vorforderten. Aber auch diese, am Ende desselben Jahres nochmals wiederholte Verantwortung, blieb ganz ohne Erfolg, vielmehr machte nun G. seinem Gegner offen den Vorwurf der Ketzerei. Heftig widersetzte er sich bald nachher, als Arminius in einem Colloquium wider die Gnadenwahl auftrat; ein neues von den Staaten 1609 angeordnetes Colloquium darüber führte ebensowenig zum Frieden. G. blieb unerschütterlich und trieb die Consequenzen seines theologischen Systems bis auf die äußerste Spitze. Er scheute sich nicht einmal, als Arminius am 17. October 1609 gestorben war, sein Gedächtniß zu verspotten in seiner „Waarschuwing", einer wider den Verfasser der „Christelyke en ernstige vermaning aan R. Donteclock" gerichteten Schrift. Als im folgenden Jahre die Curatoren der Universität, welchen die Unbeugsamkeit und Unverträglichkeit der Kirchlichen zuwider waren, den gemäßigten und freisinnigen Conrad Vorstius an Stelle des Arminius zu berufen wünschten, widersetzte sich G. mit allen Kräften. Sein Widerspruch blieb aber fruchtlos; dadurch auf's höchste erbittert, beschloß er 1611 seine Stellung zu Leiden aufzugeben. Jetzt zog er nach Middelburg, wo er in der Gemeinde als Prediger und an der dort gestifteten hohen Schule als Professor der Theologie und des Hebräischen wirkte und sich jeder Einmischung in die kirchlichen Streitigkeiten enthielt. 1614 gewährte ihm die Universität zu Saumur eine Professur, welche er aber 1618 mit dem theologischen Lehrstuhl zu Gröningen vertauschte. Während seiner Abwesenheit hatten sich die Zustände im Vaterlande geändert: die Remonstranten, nicht mehr von den Ständen gestützt, hatten wenig zu hoffen von einer parteiischen und ihnen feindseligen nationalen Synode, deren Zusammenkunft zu Dordrecht schon festgestellt war. Dort also erschien auch G. als Vertreter der Hochschule zu Gröningen, und erwies sich als einer der leidenschaftlichsten Gegner der Remonstranten. Seine Heftigkeit führte ihn sogar manchmal über die Grenzen der Klugheit hinaus und sein blinder Parteieifer veranlaßte den energischen Widerspruch seiner eigenen Parteigenossen Thysius aus Harderwick und Martinius aus Bremen. Dennoch übte er einen bedeutenden Einfluß auf die Haltung der Synode aus und trug viel zur Verdammung der remonstrantischen Lehre bei. Dreiundzwanzig Jahre wirkte er an der Hochschule zu Gröningen bis zu seinem Tode (am 11. Januar 1641) als ein tüchtiger und gelehrter Theologe. Der weiteren Betheiligung an den kirchlichen Streitigkeiten enthielt er sich, erwarb sich dagegen Verdienste durch die Revision der Uebersetzung des A. T., 1633. Gewiß verdient er das Lob eines scharfsichtigen Theologen, dessen Gelehrsamkeit, wiewol scholastischer Art, nicht zu unterschätzen ist. Besonders ist er auch als Exeget zu nennen wegen seiner zu Leiden 1637 herausgegebenen „Lyra Davidis" und seiner „Expositiones locorum nonnullorum Matthaei, Marci et Joannis" Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Amsterdam in Folio 1645 und 1664.

Ueber die Quellen für seine Biographie vgl. van der Aa, Biogr. Woordenb., und Glasius, Godgel. Nederl. van Slee.

Gombert: Nicolaus G., einer der bedeutendsten niederländischen Contrapunktisten, stammte aus Brügge: auf dem Titel seiner 1540 bei Girol. Scotto in Venedig gedruckten Motetten wird er Brugensis genannt. Ueber seine Lebens-

geschichte ist wenig zu berichten, nicht einmal sein Geburtsjahr ist bekannt geworden. Er war ein Schüler des berühmten Josquin, auf dessen Tod er eine sechsstimmige Complainte von Gérard Avidius componirte. Fétis (Biogr. universelle des Musiciens IV, Paris 1862) meint, G. sei Priester gewesen und habe zuerst dem Singechore der Kirche Nôtre Dame zu Antwerpen angehört, wenigstens komme in den Registern dieses alten Collegiums der Name Maitre Nicolaus vor. Fétis theilt weiter mit, daß G. um 1526—1534 Präfect (maître) der Singeknaben in der Capelle zu Madrid gewesen sei, welchem Institute er wahrscheinlich schon vorher als Sänger angehört habe. Seit 1543, fährt Fétis fort, wird G. nicht mehr als Präfect erwähnt. Für die Annahme, er sei kaiserl. Capellmeister gewesen, wie andere seiner Biographen anführen, liegen keine Beweise vor; auf einem seiner 1551 in Venedig bei Gardane gedruckten Motettenwerke wird er nur musicus imperatorius genannt. Auch L. van der Straten (La musique aux Pays-Bas avant le XIX. siècle III 142—145. 228, 229, Bruxelles 1875) konnte trotz aller Mühe, die er sich gab, die Sache nicht entscheiden. 1556 scheint G. nach einer Stelle der Practica musica von Herrmann Finck, welche in diesem Jahre erschien, noch gelebt zu haben. Dieselbe lautet folgender Maßen: „Nostro vero tempore novi sunt inventores, in quibus est Nicolaus Gombert, Josquini piae memoriae discipulus, qui omnibus musicis ostendit viam, imo semitam ad quaerendas fugas, ac subtilitatem, ac est autor Musices plane diversae a superiori. Is enim vitat pausas et illius compositio est plena cum concordantiarum tum fugarum.“ Fétis gibt a. a. O. ein sehr sorgfältiges und eingehendes Verzeichniß der Werke des Meisters, welches Ambros im dritten Theile seiner Geschichte der Musik (Breslau 1868, S. 293) und Eitner in der Bibliographie der Sammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts (Berlin 1877) noch vervollständigen. Die zahlreichen Werke Gombert's bestehen aus Messen, Motetten, Psalmen, geistlichen Gesängen (Cantiones sacrae), Chansons ꝛc. Ambros a. a. O. bespricht die künstlerische Bedeutung des Meisters sehr eingehend. Er sagt: die niederländischen Componisten Richafort und Courtois sind Söhne derselben Zeit, wie N. G., und alle drei geistesverwandt, alle drei wandeln den gleichen Pfad, aber jene beiden mit rückwärtsblickendem, der dritte mit vorwärtsschauendem Gesicht. Zwar hat auch G. einen gewissen Zug alterthümlicher Strenge, der z. B. in seiner Messe „Da pacem“ (in Attaignant's Sammlung) sehr fühlbar hervortritt; und so ist es auch in seiner sechsstimmigen Messe „Quam pulchra es et quam decora“ (in derselben Sammlung) eine ganz niederländische archaistische Combination, daß er das Agnus mit der Antiphone „Ecce sacerdos magnus“ verbindet, letztere als Tenor ad longum und mit wechselnden Tactzeichen geschrieben. Aber trotzdem geschieht ganz ausdrücklich in ihm die Wendung zu einer neuen Zeit und Entwickelung. Er war der Meister, der, wie sich Herrmann Finck ausdrückt, „den übrigen den Weg zeigte“. Ja Finck meint: „G. habe eine Musik geschaffen, die sich von der früheren gründlich unterscheidet“, er vermeide den Nothbehelf übermäßig vieler Pausen, seine Musik sei so harmonisch wie kunstvoll (denn dies ist der eigentliche Sinn der Worte „plena cum concordantiarum tum fugarum“, die Finck braucht). Ambros trägt kein Bedenken, den edlen G. (denn einen auffallend edeln Zug hat Alles, was er geschaffen) zu den größten Meistern der Tonkunst zu stellen, dessen Werke, wo sie je wieder in Sang und Klang auferstehen, nie jene tiefe Wirkung verfehlen werden, welche nach Fétis Bericht, die Aufführung des wundervollen Pater noster in Paris auf ein ganz modern gebildetes Publicum hervorbrachte. „Fast überall sieht man, wie G. das geistige Erbe nach Josquin unmittelbar antritt und mit den überkommenen Reichthümern neue Schätze zu erwerben weiß. Und derselbe Meister, der in seinen Motetten von

den höchsten Dingen mit der größten Ruhe und Anspruchslosigkeit zu reden vermag, daß man wohl sieht, wie sie seine täglichen Gedanken sind, weiß in seinen Chansons den heitersten und liebenswürdigsten Ton anzuschlagen, aber er bleibt immer edel, auch wo er scherzt, wie in dem allerliebsten Stücke Le berger et la bergère im fünften Buche der Tylmann-Susato'schen Chansons.

Fürstenau.

Gomez: Moritz G. de Parientos, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant. Geb. zu Nieuport in den Niederlanden am 26. Decbr. 1744, gestorben zu Ofen 10. Jan. 1810. Der Sohn eines kaiserl. königl. Officiers, trat G. nach vollendeten Studien in der Militärakademie zu Wiener Neustadt in die Armee ein und bewies so viel Diensteifer und militärische Kenntnisse, daß er nicht lange hernach als Oberlieutenant in derselben Akademie die Professur der räsonnirenden Taktik und Kriegswissenschaft erhielt, wovon einen Theil die Terrainlehre bildet, welche G. zuerst herausgab. Als Stabsofficier im Generalstabe machte er den Türkenkrieg von 1788—90 mit Auszeichnung mit, erhielt als Oberstlieutenant das Referat der Feldkriegs-Commission und leistetete wesentliche Dienste durch seine überaus kluge Wahl des Terrains für die verschieden zu nehmenden Lager und Positionen. Dieselben sprechenden Beweise von Muth, Unerschrockenheit und Klugheit, welche G. hier an den Tag gelegt, bewies er auch in dem Feldzuge von 1794, namentlich bei Mouchin in den Niederlanden, bei Cambray und beim Entsatz von Charleroi. In eben diesem Jahre ward er auch Oberst und Vice-Commandant von Mainz. 1800 zum Generalmajor befördert wurde G. Director des Kriegsarchivs, eine Sphäre, in welcher seine Kräfte sich besonders ersprießlich entwickeln konnten. Seine Tendenz war auf die Herstellung eines kenntnißreichen wissenschaftlich gebildeten Officierscorps gerichtet, und er strebte mit dem regsten Eifer, das Kriegswesen auf eine höhere Stufe geistiger Bildung zu erheben. Die erste Frucht seiner Bemühungen war das oben erwähnte Handbuch der Terrainlehre. Auch das chalkographische Büreau des Generalstabes verdankt ihm seinen Ursprung, ebenso löste er die schwierige ihm von den Ständen Ungarns übertragene Aufgabe der Organisirung der Academia Ludovicea. Bei Ausbruch des Krieges von 1809 ward G. als General-Quartiermeister an die Spitze der ungarischen Insurrection gestellt, der Tod entriß ihn jedoch dieser Wirksamkeit.

Wurzbach, Biogr. Lex. ꝛc. V. Bd. von Janko.

Gönner: Nicolaus Thaddäus von G., Jurist und Staatsmann, geb. 18. Decbr. 1764 in Bamberg, † 1827 in München. 1792 zum Professor ernannt, von 1799—1800 in Ingolstadt, von 1800—1811 Professor in Landshut; 1804 Prokanzler daselbst. 1811 Mitglied der Geheimrathcommission zur Ausarbeitung des neuen Strafgesetzbuchs in München, 1812 Director des Appellationsgerichts im Isarkreise, 1813 geadelt, 1815 geheimer Justizreferendar, 1817 Staatsrath. Nach Verlegung der Universität Landshut nach München hielt G. als Honorarprofessor daselbst Vorträge über Rechtsphilosophie. — Seine Hauptwerke sind folgende: „Handbuch des gemeinen deutschen Processes", 4 Theile (1802—1804); „Deutsches Staatsrecht" (1804); „Archiv für Gesetzgebung und Reform des juridischen Studiums", 4 Bde. (1808—1812); „Von Staatsschulden, deren Tilgungsanstalten und vom Handel mit Staatspapieren" (1826). Seine eigentliche Bedeutung machte sich auf legislativem Gebiete geltend und zwar nicht nur in seinem Vaterlande Baiern durch seine Mitgliedschaft in der Gesetzgebungscommission und durch seinen „Entwurf eines Gesetzes über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen", 3 Bde. (1815—1817), ferner sein mit Schmidtlein herausgegebenes „Jahrbuch der Gesetzgebung und Rechtspflege im Königreich Baiern", 3 Bde. (1818—1820), sondern auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, indem ihm die gleichzeitigen Gesetz-

gebungsarbeiten in Oesterreich, Preußen, Sachsen, Rußland zur Beurtheilung vorgelegt wurden.

Vgl. Pierer's Lexikon, 6. Aufl. 9. Bd. E. Ullmann.

Gontard: Karl von G., Architect, geb. in Mannheim 1738, gest. in Berlin 1802, kam früh nach Bayreuth, wo er sich unter Sempier und Richter in seinem Fache bildete. Zu weiterer Entwicklung sandte ihn Markgraf Friedrich darauf nach Paris zu François Blondel und nahm später den talentvollen Künstler mit sich auf eine Reise durch Italien, Sicilien und Griechenland. Eine Zeit lang lebte G. nun in Bayreuth, trat aber nach dem Tode seines Gönners 1765 in preußische Dienste. Friedrich der Große stellte ihn zuerst als ausführenden Architekten bei dem nach Bühring's Plänen entworfenen Neuen Palais bei Potsdam an. Die dazu gehörigen Communs sind auch von G. gezeichnet. Neben zahlreichen kleineren Werken in Berlin und Potsdam errichtete er in ersterer Stadt die beiden schönen Kirchthürme auf dem Gensd'armenmarkt und die Colonnaden an der Königs- und Spittelbrücke. Unter Friedrich Wilhelm II. begann er den Neubau des Marmorpalais bei Potsdam, bis 1788 Langhans diesen Bau übernahm, als G. beim König in Ungnade gefallen war. G. zeigt sich in allen seinen Schöpfungen als ein Mann von monumentaler Auffassung, von Schönheitsgefühl und Verständniß für malerische Wirkung, welche letztere allerdings den meisten seiner Bauten ein theatralisches Gepräge gibt. Entschiedener Anhänger der römischen Antike, wie sie das 18. Jahrhundert verstand, wird er für Berlin der Begründer des sog. Zopfstiles (Louis XVI.). Seine beiden Gensd'armenmarktthürme, bloße Decorationsbauten, sind in Bezug auf die perspektivische Wirkung für den Betrachter vom Platz aus geradezu mustergültig. Dohme.

Gonzaga: Hannibal, Fürst von G., Marchese di Mantua, österreichischer Feldmarschall. Aus der Linie Sabioneta und Bozzolo stammend, wurde G. 1602 geboren. Er nahm kaiserliche Dienste, in welchen er theils durch seine Tapferkeit im dreißigjährigen Kriege, wo er schon 1634 als Oberst ein Regiment befehligte, theils durch seine Abkunft schnell von Stufe zu Stufe emporstieg und frühzeitig General ward. 1640 zum Commandanten der Stadt Wien ernannt, erhielt er drei Jahre später den Posten eines Obersten der Stadt-Guardia, im folgenden den wichtigen eines General-Feld-, Land- und Hauszeugmeisters. 1660 wurde G. Feldmarschall, 1666 Präsident des Hofkriegsrathes, so wie auch Obersthofmeister der verwittweten Kaiserin Eleonore. Er starb zu Wien den 2. Aug. 1668.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit.-Convers.-Lexikon, Wien 1852.

von Janko.

Gonzenbach: Karl August von G., Kaufmann, geb. den 13. Februar 1779, gest. den 6. Mai 1851 in St. Gallen. — Im Schoße einer angesehenen in den besten Verhältnissen stehenden Familie verlebte G. eine glückliche Jugendzeit. Ein tüchtiger Hauslehrer bot ihm weit mehr an Kenntnissen, als die öffentlichen Schulen der Vaterstadt es damals vermocht hätten und stand als Erzieher den Eltern treulich zur Seite. Eine in dem Kaufmannsstande nicht gewöhnliche Achtung vor wissenschaftlicher Bildung und Freude am Umgange mit geistig hervorragenden Persönlichkeiten war ein Grundton des Hauses und ging unmerklich schon in früher Jugend auch auf G. über, der sogar sich gerne ganz dem Gelehrtenstande gewidmet und die Rechte studirt hätte. Das ging aber doch gegen die Ueberlieferung. Der Vater bestimmte ihn zum Kaufmann und führte ihn zuerst selbst in die Geschäfte ein; dann zog der Jüngling im J. 1796 zu seiner weiteren kaufmännischen Ausbildung nach Livorno. Von dort aus sah er

mit tiefstem Schmerze und der lebendigsten Theilnahme dem Zusammensturze der alten Eidgenossenschaft zu. Im J. 1800 kehrte er als gemachter Kaufmann in die Heimath zurück und trat in das väterliche Geschäft mit Baumwoll- und Leinenwaaren. Mit der erfolgreichen Betreibung seines Berufs war aber der lebhafte und vielseitige Geist Gonzenbachs nicht befriedigt. Ueberdies drängte es ihn, sich auf jede Weise seiner näheren und weiteren Umgebung nützlich zu machen. In dieser Gesinnung nahm er von seinen Mitbürgern die Wahl in städtische und cantonale Aemter der verschiedensten Art an; in ihr widmete er sich im Vereine mit seinem Freunde, dem Decan und Schriftsteller Peter Scheitlin, mit unermüdlichem Eifer der Förderung der privaten Armenpflege und geistigen Lebens in St. Gallen durch freie Vereinsthätigkeit. Kaum wird es eine amtliche Ehrenstelle im Gerichts- und Verwaltungswesen, in den gesetzgebenden, den Kirchen- und Schulbehörden St. Gallens geben, an welche G. nicht durch das Vertrauen der St. Gallischen Wähler berufen wurde und die er nicht längere oder kürzere Zeit mit größter Gewandtheit und Gewissenhaftigkeit und unbegreiflicher Arbeitskraft versah. Am meisten fesselte ihn, seiner jugendlichen Neigung entsprechend, die richterliche Thätigkeit, zuerst als langjährigen Präsidenten des Bezirksgerichtes St. Gallen, dann als Mitglied des Kantonsgerichtes. Auch das Ehrenamt eines Abgeordneten an die Tagsatzung, das ihm der St. Gallische Kantonsrath mehrere Male anvertraute, hatte viel Anziehendes für ihn, weil es ihn mit vielen bedeutenden Männern zusammenführte. Hier sind besonders hervorzuheben die diplomatischen Missionen, in welchen ihn die Regierungen der Kantone St. Gallen und Appenzell im J. 1819 nach Wien, und der eidgenössische Vorort Zürich in den Jahren 1833 und 1834 nach Karlsruhe, Stuttgart und München abordneten. In Wien sollte v. G. gegen die Ausdehnung des Prohibitivsystems über die neuerdings mit Oesterreich verbundenen Lande Tirol, Venedig und Lombardei arbeiten; in Karlsruhe zuerst gegen den Anschluß von Baden an den deutschen Zollverein; dann, wie in Stuttgart und München, wenigstens für eine gewisse Berücksichtigung der schweizerischen Interessen von Seiten der großen Vereinigung. — Wenn der Erfolg seiner beiden Missionen den sie begleitenden Wünschen und Hoffnungen nicht entsprach, so lag die Ursache einzig darin, daß durch das Wenige, was G. zu bieten hatte und durch den geringen Einfluß, den er geltend machen konnte, die großen Strömungen, welchen er entgegenwirken sollte, unmöglich von ihrer Bahn abzulenken waren. Seine Umsicht und Thätigkeit in den Verhandlungen mit den genannten Höfen ist von seinen Auftraggebern in den ehrendsten Ausdrücken anerkannt worden. Der Ausbruch der Bewegung, welche zu dem Freischaarenzuge, dem Sonderbundskrieg und schließlich zu der neuen Bundesverfassung führte, rief auch im Kanton St. Gallen eine scharfe Parteistellung hervor. Sie verlangte unbedingte Unterordnung der individuellen Ansicht unter die Parteizwecke. Die zugleich kritische und milde, zugleich selbständige und rücksichtsvolle Gesinnung eines Mannes, wie v. G., war damit nicht vereinbar. Wenn es daher erklärlich ist, daß er bei der Erneuerungswahl des Kantonsraths im Mai 1845 übergangen wurde, so war dagegen seine Entfernung aus dem Kantonsgerichte im Mai 1849 ein unentschuldbarer Act blinder Parteileidenschaft. Ruhig und unter billiger Erwägung der Verhältnisse nahm der verdiente Mann diese Zurücksetzung hin und widmete sich in seinen paar letzten Lebensjahren mit um so größerer Hingebung den allein noch beibehaltenen Stellen eines Präsidenten der städtischen Handelskammer und der städtischen Hülfsgesellschaft. In ihm verlor die Stadt St. Gallen einen Mann, wie sie solche noch nicht allzu häufig hervorgebracht hat und wie sie in Handelsstädten überhaupt nicht gewöhnlich zu sein pflegen.

Vgl. Biographische Skizze über Hrn. C. A. Gonzenbach von St. Gallen (von seinem gleichnamigen Sohn) in den Verhandlungen der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft vom 19. Octbr. 1852.

Wartmann.

Goepel: Gustav Adolph G., Mathematiker, geb. am 29. September 1812 zu Rostock, gest. 7. Juni 1847 zu Berlin. Der Vater, aus Sachsen gebürtig, war Musiklehrer in Rostock, und von ihm scheint G. die von seinen Freunden an ihm gerühmte große musikalische Begabung geerbt zu haben, welche sich, wie es nicht selten der Fall ist, mit ungewöhnlichem mathematischen Talent paarte. Den wissenschaftlichen Unterricht erhielt G. von einem mütterlichen Oheim, der englischer Consul in Corsica war, und den 10jährigen Knaben zu sich nahm. In Pisa besuchte G. bereits 1825 und 1826 Universitätsvorlesungen über höhere Mathematik nach dem damaligen Zustande dieser Wissenschaft. Im folgenden Jahre kehrte er, reifer als seine Altersgenossen es zu sein pflegen, nach Rostock zurück, wo er noch zwei Jahre das Gymnasium besuchte, um 1829 zur Universität nach Berlin abzugehen. Er studirte so ziemlich Alles, was die philosophische Facultät ihm bot und doctorirte erst 1835 mit einer Dissertation „De aequationibus secundi gradus indeterminatis“, in welcher er die Kettenbruchentwicklung von $\sqrt{A}$ zur Zerfällung von A in Quadrate benutzte, auch wenn diese Zahl Primzahl von der Form $4n + 3$ oder das Doppelte einer solchen ist, während Legendre nur den Fall hatte erledigen können, in welchem A Primzahl von der Form $4n + 1$ war. G. war Lehrer am Werder'schen Gymnasium, dann an der königl. Realschule in Berlin. Darauf erhielt er eine Anstellung an der königl. Bibliothek daselbst und besorgte nebenbei die erste Correctur des Grunert'schen Archivs der Mathematik und Physik, welches seit 1841 erschien. Mit Berliner Mathematikern verkehrte er gar nicht, so daß diese sein Vorhandensein nicht ahnten und, wie C. G. J. Jacobi sich ausdrückt, „erst nach seinem Tode erfuhren, welch' ein bedeutendes Talent unter ihnen gelebt hatte“. Von 1843—1846 veröffentlichte er einige kleinere Aufsätze im III., IV., VI. Bande des genannten Archivs, unter welchen der „Ueber Wurzelausziehung aus Binomien von der Form $A + \sqrt{B}$“ zahlentheoretischen Scharfsinn, der „über die perspectivischen Lagen eines Strahlenkegels auf einer perspectivischen Geraden“ und einige andere tiefes Verständniß der neueren Geometrie verrathen, von welchem der nachgelassene Aufsatz „Ueber Projectivität der Kegelschnitte als krumme Gebilde“ (abgedruckt bei Crelle XXXVI) ein weiteres Beispiel gibt. Seine zu spät entstandene Berühmtheit verdankt aber G. hauptsächlich dem Aufsatze: „Theoriae transcendentium Abelianarum primi ordinis adumbratio levis“ (Crelle XXXV, 277—312), welchen er dem Herausgeber des Journals für reine und angewandte Mathematik noch persönlich einhändigte, dessen Abdruck er aber schon nicht mehr erlebte. In dieser Abhandlung gibt G., um hier wieder Jacobi's Worte zu benutzen „die Lösung eines der bedeutendsten Probleme, welches sich die gegenwärtige Mathematik gestellt hat, die umgekehrten Functionen der ersten Classe der Abel'schen Integrale wirklich darzustellen.“ Wie zeitgemäß jene Arbeit war, beweist der Umstand, daß die Pariser Akademie dasselbe Problem zum Gegenstand einer Preisfrage gewählt hatte, und hätte der überbescheidene G., der weder während der Ausarbeitung, noch nach der Vollendung seiner Arbeit irgend wen zu Rathe zog, dieselbe eingereicht, so kann kein Zweifel daran sein, daß er den Preis mit Joh. Georg Rosenhain getheilt hätte, dessen Concurrenzschrift 1846 von jener Akademie gekrönt wurde.

Vgl. Poggendorff, Handwörterbuch I, 921 und 1569. — C. G. J. Jacobi bei Crelle XXXV, 313—317 und Crelle ebenda 317—318.

Cantor.

Göppner: Melchior G., Buchdrucker in Zwickau. Ueber sein Leben ist nichts näheres bekannt geworden. Nachdem im J. 1523 Hans Schönberger in Zwickau eine Buchdruckerei errichtet hatte, und von seinen Nachfolgern bis zum J. 1570 diese Kunst in dieser Stadt ausgeübt wurde, besaß Zwickau keine Buchdruckerei und zwar bis zum J. 1630, wo durch Beschluß des Rathes und auf dessen Befehl Melchior G. eine neue Druckerei errichtete. Im J. 1637 jedoch wollte er die Stadt verlassen, um in Torgau sein Geschäft weiter fortzusetzen, allein der Rath der Stadt gab ihm nicht die Erlaubniß auswandern zu dürfen und so druckte er bis 1672. Ob er in jenem Jahre gestorben, oder überhaupt wann, läßt sich nicht mehr ermitteln. Sein erstes in Zwickau gedrucktes Buch ist eine Leichenpredigt von St. Andreas Laurentius vom J. 1630. Außer vielen anderen Büchern druckte er auch Tobias Schmidt's Zwickauische Chronica 1656. 4 Thle. 4°.

Vgl. Geßner, Buchdruckerkunst III, S. 394 ꝛc. Grässe, Lehrbuch der Litterärgeschichte III. 1. Abth. S. 185 ꝛc. Kelchner.

Görcke: Johann G., Dr. med., Generalstabsarzt und Chef des Medicinalwesens des königl. preuß. Heeres, Geheimer Obermedicinalrath ꝛc. ꝛc., geb. am 3. Mai 1750 im Dorfe Sorquitten in Ostpreußen als Sohn des dortigen Predigers, gest. 1822 zu Sans-Souci und beerdigt in Bornstedt bei Potsdam. G. war schon in seinem achten Lebensjahre mit seinen sechs Geschwistern vaterlose Waise; im 13. Jahre ging er mit seinem Oheim, einem Regimentschirurgen, nach Tilsit, woselbst er sprachwissenschaftlichen Unterricht genoß. Nachdem G. weiterhin in Königsberg seinen Studien obgelegen, wurde er am 1. Oct. 1767 Compagnie-Chirurgus und 1784 Pensionär-Chirurgus in Berlin. Am 5. Nov. 1787 trat G. eine wissenschaftliche Reise an, ging nach Wien, wo er mit dem Protochirurg von Brambilla bekannt wurde, dann nach Italien, darauf nach Paris, wo er beiläufig durch den Generalchirurgus Theden 1788 seine Ernennung zum Regimentschirurgus erfuhr und wo er den großen Operateur Desault zu bewundern Gelegenheit fand, endlich nach London, wo er John Hunter, William Hunter und Cooper kennen lernte. Im März 1789 wurde er, noch in England, zum Stellvertreter des Generalchirurgus Theden ernannt und trat diese Stelle, nachdem er noch in Schottland die Bekanntschaft Bell's und Hamilton's gemacht hatte, 1790 an. Am 10. Juni 1792 berief ihn königlicher Befehl zur Mitdirection des gesammten Feldlazarethwesens nach Frankreich, zu einem Posten, in welchem er vorzugsweis diejenigen Kenntnisse sich aneignete, welche ihn nachmals befähigten, der Militärsanitätsverfassung Preußens den neuen Geist einzuhauchen, der heute noch in ihr lebt. Endlich trat G. 1797, Mursinna überspringend, in das Amt des in demselben Jahre verstorbenen Generalchirurgus Theden. Erst 1799 verheirathete sich G. mit des 1790 zu Blumenberg geendeten Predigers Lehmann ältesten Tochter; doch blieb die Ehe kinderlos. Am 16. Octbr. 1817 hatte schließlich G. das Glück zu erleben, daß seine 50jährige Dienstjubelfeier vom preußischen Heere festlich begangen wurde; 5 Jahre später zog er sich in das Privatleben zurück. G. ist unstreitig der bedeutendste Militärmedicinalchef, welchen Deutschland je besessen hat. Für die preußische Heeressanitätsverfassung ist er Reorganisator im vollsten Sinne des Wortes geworden. 1793 wurde auf seinen Vorschlag ein sogenanntes Feldlazareth ambulant (d. i. ein wandelndes oder fliegendes Lazareth im Gegensatze zum stehenden — beschrieben in seiner Schrift von 1814) für 1000 Kranke errichtet. Gemäß seiner Empfehlung befanden sich seit 1795 bei den Feldlazarethen auf Federn ruhende Krankenwagen nach dem Muster eines von den Engländern auf ihrem Rückzuge in Holland zurückgelassenen. 1807 wurde durch Görcke's Vermittlung den Escadrons- und Compagniechirurgen das Monatsgehalt auf 30 Mark

(jetziger Währung) erhöht, und den oberen Militärärzten ein bestimmter Rang (vom Obersten abwärts) und ebenfalls Gehaltserhöhung bewilligt; das gesammte Heeressanitätswesen wurde einem Generalstabschirurgen und drei Divisionschirurgen unterstellt; die Bezeichnung Feldscheerer schwand für immer aus dem Heerwesen; auch war die Errichtung von Krankentransportcompagnien, den damals sogenannten Veliten-Compagnieen, 1814, unmittelbar Görcke's Werk. Unter ihm wurde ferner 1809 das älteste preußische Friedenslazarethreglement herausgegeben. Görcke's höchstes und unvergängliches Verdienst aber besteht darin, daß er 1795 die chirurgische Pepinière (von 1818 an medicinisch-chirurgisches Friedrich-Wilhelms-Institut genannt), eine militärärztliche Aus- und Fortbildungsanstalt, gründete und das 1724 durch den Generalchirurgen Holtzendorff errichtete Collegium medico-chirurgicum, welches 1809 bei Gelegenheit der zu Berlin gestifteten Universität aufgelöst worden war, 1811 als „medicinisch-chirurgische Akademie für das Militär" wieder ins Leben rief. Beide Anstalten haben den Opfern des Krieges zum unermeßlichen Segen gereicht. Die preußischen Militärärzte haben dem unsterblichen Gründer derselben ein Denkmal im Garten des Friedrich-Wilhelms-Instituts gesetzt.

Dr. Johann Görcke's funfzigjährige Dienstjubelfeier am 16. October 1817. Ausführlich beschrieben 2c. Ein Denkmal für Görcke's Freunde und Verehrer. 1818. — Das Bildniß Görcke's befindet sich in der ebengenannten Festschrift und in dem 1. Bande des Magazins für die gesammte Heilkunde von Rust. Frölich.

Gorczkowski: Karl Ritter G. von Gorczkow, österreichischer General der Cavallerie. 1778 zu Babyce in Ostgalizien geboren, trat er 1792 als Cadet in die Armee ein und machte von 1793—1809 alle Feldzüge mit, während welcher Zeit er die unteren Officierschargen bis zum Major durchlief. In eben diesem letzteren Jahre ward er Oberstlieutenant und befand sich mit seinem Regimente (Merveldt-Ulanen) bei der Brigade des F.M. Radetzky, woselbst er den thätigsten Antheil an allen jenen Avant- und Arrièregarde-Gefechten nahm, in welchen sich diese Brigade Ruhm erworben hat. Gegen Ende der Campagne von 1812, die er ebenfalls mitmachte, avancirte G. zum Obersten und stand während des darauffolgenden Krieges bei der Armee in Italien. Beim Ausbruch der Revolution in Italien 1848 befand sich G., der mittlerweile in den Friedensjahren bis zum General der Cavallerie vorgerückt war, als Festungscommandant in Mantua. Ungeachtet sehr mißlicher Zustände, in der sich diese Festung befand und trotz anderer widriger Umstände gelang es G. dennoch, dieselbe gegen alle Angriffe zu behaupten, wofür er auch das Theresienkreuz erhielt. 1849 folgte er dem F.M.L. Graf Wimpfen, als dieser in das römische Gebiet einrückte, mit einer Reserve nach und blieb in Bologna als Militär- und Civil-Gouverneur. Dieselbe Stellung bekleidete er sodann nach der Einnahme von Venedig hier, wo er auch hochbetagt 1858 starb.

Hirtenfeld, Oesterreichischer Militär-Kalender 1859. v. Janko.

Gordon: Johann G., kaiserlicher Oberst, bekannt als einer der Hauptbetheiligten bei der Wallenstein'schen Katastrophe zu Eger. Ein geborener Schotte, wurde er von dem Herzog von Friedland vom gemeinen Soldaten bis zum Obersten befördert. Er war Calvinist, wie so viele andere Officiere des damaligen kaiserlichen Heeres. Nachdem er die Kriegszüge im nördlichen Deutschland mitgemacht, und im April 1632 als Oberstlieutenant für Wallenstein's Heer Truppen geworben, spielte er eine keineswegs rühmliche Rolle in der Tragödie seines Feldherrn. Von ihm zum Obersten und Commandanten von Eger ernannt, ließ er sich anfänglich an, als ob er sich ganz auf dessen Seite stelle, was jedoch nur Schein war, indem er mit Buttler und Leslie (s. d.) den Act vom 24. Febr. 1634 einleitete und zu Ende führte. Sein hiefür entfallen-

der Lohn bestand in 120000 fl. Ueber seine späteren Thaten ist so gut als nichts bekannt.

Heß, Biographien und Autographen zu Schiller's Wallenstein. Jena 1859. v. Janko.

Görenz: Johann August G., ein Philolog und Schulmann, geb. den 10. Juli 1767 zu Fürstenwalde im sächsischen Erzgebirge, † den 3. Februar 1836 in Schwerin. Sohn eines evangelischen Pfarrers, machte er seine Studien auf der Fürstenschule in Meißen und auf der Universität Halle. Hier wurde er 1791 Magister legens, 1792 aber Adjunct der philosophischen Facultät und Universitätsbibliothekar, worauf er eine Professur erlangte. Indeß verließ er 1796 die Universität, um das Rectorat des Lyceums zu Plauen im Voigtlande zu übernehmen. Aber seiner frischen Kraft gelang es nicht, die gesunkene Anstalt wieder emporzubringen, da die altersschwachen Amtsgenossen ihn nicht unterstützten und auch die Stadtgemeinde, obwol damals Gewerbe und Handel blühten, ausreichende Geldmittel für Schulzwecke nicht aufbieten mochte. Selbst das Bemühen des jungen Rectors, diejenigen Schüler, welche für den Dienst der Volksschule sich bestimmt hatten, durch besonderen Unterricht zu fördern, — er scheint sogar an die Errichtung eines Lehrerseminars gedacht zu haben, — diente nicht zur Hebung der von ihm geleiteten Anstalt, die bei seinem Weggange in drei Classen nur 39 Schüler zählte. Auch das Lyceum in Zwickau, dessen Rector er im J. 1800 wurde, fand er durch die Nachlässigkeit des Vorgängers in traurigem Zustande. Allein die kräftige Mitwirkung des Bürgermeisters Hempel, der auch ein ansehnliches Stipendium stiftete, und des Conrectors Friedemann, der neben der schon lange bestehenden Rathsbibliothek eine deutsche Schülerbibliothek begründete, machte ein sicheres Gedeihen möglich. Der Unterricht wurde verbessert, der Sängerchor gewann neue Geltung, der häusliche Fleiß der Schüler wurde geregelt und die Disciplin erhielt feste Normen. Auch bewährte sich G. als Schriftsteller. Er schrieb wissenschaftliche Abhandlungen in Schulprogrammen und gab Cicero's Bücher „De legibus" (Lips. 1809), die „Academica" (1810) und die Bücher „De finibus" (1813) mit gelehrten Commentaren heraus. Aber er war nicht im Stande, das große Ungemach abzuwehren, welches 1809 der Einfall der Braunschweiger und 1813 die Unterbringung der von den Leipziger Schlachtfeldern gekommenen Verwundeten auch über seine Schule brachten; dann traten wieder manche seiner Schüler in das Banner der freiwilligen Sachsen. Erst im October 1815 kehrte die Ordnung zurück; doch schon zwei Jahre später verschaffte ihm der gewonnene Ruf die Auszeichnung, daß ihm das Rectorat des Gymnasiums in Schwerin übertragen wurde. Er hatte freilich auch hier manche Schwierigkeiten zu überwinden; aber er rechtfertigte die Erwartungen, mit denen man ihn empfangen hatte, und wurde bereits 1819 zum Oberschulrath ernannt. Als dann die Gebrechen des Alters mehr und mehr ihn drückten, wurde er (1833) auf sehr ehrenvolle Weise in den Ruhestand versetzt. Leider fand er die ersehnte Ruhe nicht, vielmehr trübte Krankheit auch die Klarheit seines Geistes, so daß sein Tod endlich als Erlösung erscheinen mußte.

S. Fiedler, Geschichte der lateinischen Schule in Plauen (1855), 87 f., Herzog, Geschichte des Zwickauer Gymnasiums (1869), 44 ff., 82 f. und Wex, Zur Geschichte der Schweriner Gelehrtenschule (1853), 59.

Kämmel.

Görges: Christoph Friedrich G., geb. zu Peine am 12. November 1776, † am 16. December 1852, kam schon früh nach Braunschweig, wo er sich in der Musik ausbildete und längere Zeit Präfectus des Singchors des Catharinen-Gymnasiums war. Dann begründete er 1803 in Gemeinschaft mit

dem bekannten Componisten Bornhardt eine Musikalienhandlung, welche aber bald wieder einging und wurde 1810 Präcentor, später Cantor an der Dom- und Stiftskirche St. Blasius in Braunschweig. Als solcher ist er gestorben. Außer einigen historischen Schriften, unter denen besonders die „Beschreibung des von Heinrich dem Löwen erbaueten St. Blasius-Doms zu Braunschweig und seiner Merkwürdigkeiten“, 1815, welche 5 Auflagen erlebte, und „Braunschweig und Umgebung“, 1821, bekannt geworden sind, gab G. unter dem Namen Bernhard Mann einige Romane heraus. Schon 1796 erschien „Wallor's rascher Entschluß“, 2 Bde., später 1824 „Der Schuldschein“. Auch schrieb er mehrere Operntexte, „Die schwarze Burg“, „Das Vaterhaus“ und viele Aufsätze in der Leipziger musikalischen Zeitung, dem Europäischen Aufseher und der Zeitung für die elegante Welt. Unmittelbar nach dem Sturze des Königreichs Westfalen erschienen von ihm anonym in Braunschweig zwei Gedichte in plattdeutscher Sprache, „Use Lüde“ und „Use Drucker und Bumester“, welche bekannte braunschweigische Persönlichkeiten geißelten und außerordentliches Aufsehen hervorriefen. Glücklich wußte G. die Autorschaft derselben bis kurz vor seinem Tode zu verheimlichen. — Unter dem Namen Vinc. Sesti sind von ihm mehrere Kirchenmusiken, sowie Balladen, Gesänge und Lieder componirt.

Meusel, G. T.; Neuer Nekrolog der Deutschen. F. Spehr.

Goering: Adolf Hugo G., Schriftsteller, wurde am 4. December 1827 in Waltershausen (Herzogthum Sachsen-Gotha) geboren, wo sein Vater Advokat und Bürgermeister war. Als derselbe später als Justizamtmann nach Gräfentonna versetzt wurde, besuchte G. von hier aus seit dem elften Lebensjahre das Gymnasium zu Gotha und bezog dann zu Michaelis 1848 die Universität Leipzig. Nach dem Wunsche seines inzwischen gestorbenen Vaters wählte er das Studium der Rechte, beschäftigte sich aber daneben in regster Weise mit schönwissenschaftlichen Arbeiten, wie ihn denn der Verkehr mit Leipziger Schriftstellern gerade für diese Hochschule eingenommen hatte. Schon damals lieferte er viele Beiträge — Gedichte, Erzählungen, Märchen, geographisch-geschichtliche Aufsätze &c. — in den Leipziger Morgenstern, die Hamburger Jahreszeiten, das Frankfurter Conversationsblatt, die Münchener Leuchtkugeln und andere Zeitschriften. Noch als Student veröffentlichte er auch eine Sammlung seiner von wirklicher Begabung zeugenden Gedichte unter dem Titel „Heimgebrachtes“ (1851). Im October 1851 verließ er die Universität und bereitete sich in Gotha zum Staatsexamen vor, ohne jedoch daneben seine litterarischen Arbeiten auszusetzen, und wurde 1853 zuerst beim Stadtgericht und dann beim Kriminalamt angestellt. Als er 1855 von einem heftigen Husten befallen wurde, suchte er Genesung in der stärkenden Bergluft Ruhla's. Er fand sie nicht; vielmehr artete das Uebel in eine unheilbare Lungenkrankheit aus, welcher er am 12. Jan. 1857 in Gotha erlag. — Goering's innige Liebe zu seiner thüringischen Heimath ließ ihn seine Stoffe hauptsächlich in deren Sagen, Geschichte und Volksleben finden. Seine Erzählungen aus dem Volke, wie „Der Kräutersonntag“, „'s steht in der Chronik“, „Der Moorbauer“, sind mit poetischer Gestaltungskraft und feiner Beobachtungsgabe geschrieben und hätten ihrem Verfasser bei längerem Leben ohne Zweifel den dauernden Ruhm eines thüringischen Dorfgeschichtenschreibers eingebracht. Neben der genannten Gedichtsammlung erschienen von G. noch in Buchform: „Elisabeth's Handschuh“ (1848) und „Das Leben des Columbus“ (1856), zwei Erzählungen für die Jugend, sowie als „Führer für Fremde und Einheimische“ das wie von Waldesfrische durchhauchte Bändchen „Reinhardsbrunn und seine Umgebungen“ (1848).

Frz. Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon, 1. Bd., S. 256. — (Mittheilungen der Familie.) Schumann.

Goritz: Joh. G., Goritius, auch Coricius, Corycius senex genannt, geboren in Luxemburg, † 1527. Er lebte größtentheils in Rom, war Jurist und Beamter der päpstlichen Canzlei in Rom, ein humanistisch gebildeter reicher Mann, der in seinen schön gelegenen Gärten einen angenehmen Vereinigungspunkt für römische und auswärtige Gelehrte, Dichter und Künstler schuf, von den Italienern, z. B. dem Cardinal Hadrian von Corneto (Venatio, Straßburg 1512, Aa 5b) gepriesen und von den Deutschen, z. B. Erasmus (Opp. ed. 1703. III, p. 754, 808, 1392) und Reuchlin (m. Reuchlin S. 449) geschätzt wurde. Besonderen Ruhm erlangte er dadurch, daß er etwa 1514 von dem Bildhauer Jacopo Sansovino in der Kirche des hl. Augustin eine der hl. Anna, Maria und Jesus geweihte Kapelle mit den Bildsäulen der Genannten errichten ließ. Wegen dieser Handlung erhielt er eine große Masse lateinischer und italienischer Gedichte, von denen die ersteren von Blosius Palladius in der seltenen und überaus merkwürdigen Sammlung: „Coryciana“ (Rom 1524), vereinigt worden sind. Unter den Gedichten, die theils dem Lobe des Stifters, des Bildhauers, der göttlichen Personen gewidmet, theils ziemlich mannigfachen Inhaltes sind, befinden sich die mancher deutschen Humanisten, P. Aperbach (s. Bd. I. S. 504), Hutten, Phil. Hadelius, C. Silvanus, Chr. Suchthenius, Seb. Sperantius, Ursinus Velius. — Goritz' Ende war kummervoll. Bei der Eroberung Rom's wurde sein Haus zerstört und geplündert, selbst ein kleiner vergrabener Schatz durch den Verrath eines Handwerkers geraubt, G. floh, um nach seiner Heimath zurückzukehren, starb aber gebeugt und gebrochen schon in Verona (Pier. Valerianus, De infelicitate literatorum p. 379 sq.).

Vgl. außer den Coryciana (in Berlin und München) Burckhardt, Cultur der Renaissance I. S. 309. Strauß, Hutten, 2. Aufl. S. 122.

Ludwig Geiger.

Göriz: Karl Wilhelm Friedrich G., Professor der Land- und Forstwirthschaft in Tübingen, geboren am 3. November 1802 zu Stuttgart, † am 5. Februar 1853 in Tübingen. Er besuchte bis zu seinem 17. Jahre das Gymnasium zu Stuttgart und trat dann in das landwirthschaftliche Institut Hohenheim ein, wo ihn Schwerz in das Gebiet der Landwirthschaft einführte. Hierauf besuchte er die Universität Tübingen, wo er Botanik, Agrikulturchemie und Forstwissenschaft studirte. Mit der Praxis der Landwirthschaft machte er sich durch mehrjährigen Aufenthalt auf Privatgütern in Würtemberg, Weimar und Altenburg bekannt. Hierauf begab er sich mit Staatsunterstützung auf Reisen; er besuchte einen großen Theil Deutschlands, der Schweiz und des nördlichen Frankreichs, wo er namentlich den Weinbau und die Weinbereitung in Burgund und der Normandie, sowie die Rübenzuckerbereitung in der Nähe von Paris studirte. 1826 verweilte er einige Zeit in dem landwirthschaftlichen Institut zu Roville und genoß daselbst bei Dombasle Unterricht. In den Sitzungen der Landwirthschaftsgesellschaft, denen er während eines Winteraufenthaltes in Paris beiwohnen durfte, lernte er die Veteranen der französischen Landwirthschaft, Tessier, Huzard, Bosc, Dailly, Perault de Jotems, Girod de l'Aisne kennen, nicht minder den Director des landwirthschaftlichen Instituts in Grignon, Bella, sowie den berühmten Seidenzüchter Beauvais. 1826 kehrte G. nach Stuttgart zurück; er arbeitete daselbst theils seine Reisenotizen aus, theils bekleidete er das Secretariat bei der Weinverbesserungs-Gesellschaft, theils beschäftigte er sich mit Studien und Einrichtung von Gütern. 1828 nahm er eine Verwalterstelle im Hohenlohe'schen an; aus dieser untergeordneten Stellung wurde er 1830 erlöst, indem er die Oberaufsicht über die Güter des Fürsten von Leiningen und das Referat über die landwirthschaftlichen Angelegenheiten als Assessor in der Domänencanzlei zu Amorbach erhielt. Hier galt es, ein neues großes Gut aus

einer bisherigen Oede zu schaffen, die Verwaltung der in Selbstbewirthschaftung befindlichen Güter zu inspiciren, die verpachteten Güter zu beaufsichtigen, Pachtverträge zu erneuern, Güter zu kaufen, ja, ganze Dörfer, die in Güter umgewandelt werden sollten, auszukaufen. Aber schon 1832 erhielt er den Ruf als Professor der Landwirthschaft nach Hohenheim. Neben seiner Lehrthätigkeit daselbst machte er es sich zur Aufgabe, Würtemberg in landwirthschaftlicher Beziehung genau kennen zu lernen und verwendete die Ferien zur Bereisung des Landes. 1845 wurde er zum Professor der Land- und Forstwirthschaft an der Universität Tübingen ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Was das litterarische Wirken Göriz's betrifft, so war er seit 1846 Mitherausgeber der „Tübinger Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften" und Mitherausgeber von Schwerz's „Westfälische Landwirthschaft", 1836; der 3. Auflage von Memminger's „Beschreibung von Würtemberg", 1841; der „Beschreibung von Hohenheim", 1842. An selbständigen Schriften verfaßte er „Der kleine Riesling", 1828; „Beiträge zur Kenntniß der würtembergischen Landwirthschaft", 1841; „Andenken an Karl Christian Knaus", 1845; „Beschreibung der Modellsammlung des Instituts Hohenheim", 1845; „Die im Königreich Würtemberg üblichen Feldsysteme und Fruchtfolgen", 1848; „Cours d'Economie rurale, professé à l'institut de Hohenheim", 1850; „Landwirthschaftliche Betriebslehre", 3 Bde., 1852—54.

Vgl. Wochenblatt für Land- und Forstwirthschaft, Stuttgart 1853, Nr. 8. Löbe.

Gorlaeus: Abraham G. (van Goorle), namhafter Numismatiker und Sammler von Alterthümern. Geboren zu Antwerpen im J. 1549, schlug er seinen Wohnsitz in Delft auf, wo er als Privatmann bis zu seinem am 15. April 1609 erfolgten Tode verblieb, ganz seinen Studien und Sammlungen lebend. Sein berühmtes Cabinet kam nach seinem Tode an Prinz Henry von Wales, Sohn König Jakobs I. von England. G. hinterließ zwei größere gelehrte Werke: „Dactyliotheca", Norimbergae 1600 und Lugd. Bat. 1625, 2 Bde. 4°. „Thesaurus numismatum Romanorum aureorum, argenteorum et aereorum ad familias aeternae urbis spectantium usque ad Augusti obitum". Lugd. Bat. 1608, Fol.

A. J. van der Aa, Biographisch Woordenboek vol. VII. H.

Gorlaeus: David G., latinisirt aus van Goorle, Philosoph, blühte zu Utrecht im Anfang des 17. Jahrhunderts. Nach Burmannus (s. u.) sind seine „Exercitationes" erst nach seinem Tode gedruckt: danach wäre er also vor 1620 gestorben. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt geworden. Seiner philosophischen Richtung nach gehört er zu den Erneuerern der Philosophie, welche sich von der scholastisch-aristotelischen Philosophie frei machten und einer mehr naturalistischen Strömung folgten; auch hat man ihn um einzelner Lehren willen als Vorläufer des Cartesius bezeichnet. Er schrieb: „Exercitationes philosophicae, quibus universa discutitur philosophia theoretica et plurima peripateticorum dogmata evertuntur", Leidae 1620, 8°, und „Idea physices", Amstelod. 1651. Seine mannigfachen originellen metaphysischen und physischen Ansichten, wie die Lehre, der Mensch sei nur ein ens per accidens, es sei keine Trennung zwischen Form und Stoff statthaft, der Himmel sei nur ausgedehnte Luft, das Feuer kein Element u. dgl., verfehlten in jener Zeit nicht, ihm Verfolgungen von Seiten der Anhänger des alten Systems, den Namen eines Ketzers und die Ausschließung vom öffentlichen Lehramt zuzuziehen.

Casp. Burmannus, Trajectum eruditum (1738), p. 106. Valer. Andreas, Bibl. Belgica, p. 173. Sweertius, Athen. Belg. p. 205. Morhof, Polyhistor. t. II. l. I. cap. XII. § 5. Richter.

Görne: Friedrich v. G., geb. am 24. Juli 1670 in der Mark Brandenburg, ist der erste seines Namens, der im brandenburg-preußischen Staatsdienste eine hervorragende Rolle gespielt hat. Frühzeitig durch seine administrativen Talente ausgezeichnet, wurde er bereits im 34. Lebensjahre zum Domdechanten von Brandenburg erwählt, einer Stellung, mit der seit einem Jahrhundert die Leitung des „Creditwerks“ der kurmärkischen Landschaft verknüpft war. Bald darauf, bei der 1704 erfolgenden Reorganisation des Creditwerks wurde er von der Ritterschaft zu dem eben kreirten Amte eines Deputatus perpetuus berufen, d. h. eines ständig zu Berlin anwesenden Controleurs der ständischen Finanzen und ihrer Verwaltung. König Friedrich I., der dem feinen, thätigen und gewandten Dechanten bereits 1703 durch die Ertheilung der Charge eines Hof- und Legationsraths Anwartschaft auf den Staatsdienst gegeben, beförderte ihn 1705 bei der ersten Vacanz zum Mitgliede der geheimen Hofkammer, d. i. der Centralverwaltung für die Domänenrevenuen des Staats. Hier gehörte G. zur Partei der entschiedenen Gegner Lubens von Wulffen, der eben damals mit Erfolg die Einführung des Erbpachtsystems für die Domänenverwaltung betrieb. Mit Marq. Ludwig v. Printzen und E. Boguslav v. Kameke verbunden, gelang es ihm, 1710 nicht nur Luben selbst, sondern auch den ihn stützenden Oberhofmarschall Grafen Wittgenstein zu stürzen, was betreffs der Domänenverwaltung die Rückkehr zum alten bewährten Zeitpachtsysteme bedeutete. 1707 erhielt G. als einen Beweis königlichen Vertrauens die Controle über die Chatullverwaltung, eine ebenso dornenvolle wie ehrende Stellung, da diese damals sehr ausgedehnte Verwaltung eines vorzüglichen Leiters bedurfte, um den an sie herantretenden maßlosen Forderungen einigermaßen gerecht zu werden. Die Verwaltung der kurmärkischen Kammer, der er über ein Jahrzehnt (1708 — Jan. 1719) vorstand, verdankt ihm ihre Genauigkeit, insbesondere die Herausbildung der Etatisirung, so daß Friedrich Wilhelm I. die hier durch G. eingeführten Einrichtungen sich geradezu zum Muster genommen zu haben scheint. Dieser König entband ihn anfangs 1719 von der Direction der Kammer, um ihn auf einen noch höheren Posten zu stellen. Am 18. Januar d. J., dem Jahrestage der Krönung, übertrug er ihm die Leitung der Oeconomica und des Postwesens beim General-Finanz-Directorium unter gleichzeitiger Ernennung zum wirklichen geheimen Staatsrath. Anfang 1723 endlich, bei der Begründung des geheimen Oberfinanz-, Kriegs- und Domänen-Directoriums zum Staatsminister und Chef des vierten Departements — umfassend Cleve-Mark-Ravensberg, Post-, Salz- und Münzwesen — erhoben, gehörte G. dieser obersten Landesbehörde bis 1739 als Chef des vierten, von da bis zu seinem am 24. Juni 1746 erfolgenden Tod als der des ersten Departements an. In die 27 Jahre seiner Thätigkeit als Mitglied des Directoriums, fällt jene großartige Organisation, die auf den vom Großen Kurfürsten gelegten Fundamenten den Beamtenstaat des 18. Jahrhunderts errichtete. Wie groß Görne's Verdienst an dieser Schöpfung gewesen sei, läßt sich bei dem bedauerlichen Verlust der Generaldirectorial-Acten heute nicht mehr entscheiden. Die Nachlebenden müssen sich begnügen, Görne's Namen neben denen von Grumbkow, Kraut, Creutz, Katsch und Happe zu nennen als der Männer, die unter Leitung des königlichen Staatswirths in kurzem Unglaubliches leisteten. Soviel indeß mag als gewiß gelten, daß man es bei G. mit einem für die wirthschaftlichen Dinge hochbeanlagten Manne zu thun hat, der sich an dem überaus verschwenderischen Hofe Friedrichs I. aus sich selbst heraus zu jenem Wirthe heranbildete, der allen Ansprüchen Friedrich Wilhelms I. gerecht wurde, und seine Aufgabe nicht eher für beendet hielt, als bis ihm der Tod ein Ziel setzte.

Neben den Acten des geh. Staatsarchivs zu Berlin ist benutzt Cosmar und Klaproth, Gesch. des preußischen geh. Staatsraths, S. 404—5.

Isaacsohn.

Görres: Guido G., Dr. philos., geb. am 28. Mai 1805 zu Coblenz, der einzige Sohn des „alten“ G. Studirte an den Gymnasien zu Coblenz, Aarau und Straßburg, dann an der Universität Bonn, wo er gründliche Kenntnisse im Gebiete der Geschichte und Philosophie, im classischen Alterthum, insbesondere in der vergleichenden Sprachenkunde erwarb und 1830 die von der Pariser Akademie ausgesetzte Volney'sche Preisaufgabe löste. Eine Zeit lang wendete er sich der Poesie zu, dann der Geschichte und Politik; gründete 1838 mit George Phillips die (seit 1852 von Edmund Jörg redigirten) „Historisch-politischen Blätter“, heirathete 1844 die als Sängerin und Tonsetzerin bekannte Frl. Maria Vespermann, welche er im Kaulbach'schen Hause kennen gelernt hatte, starb aber schon am 14. Juli 1852. Von seinen zahlreichen Schriften seien hier erwähnt: „Nikolaus von der Flüe“, 1831 (mit einem Stiche nach E. Steinle), „Leben der Jungfrau von Orleans“ 1834 (mit 2 Titelbildern von E. Fellner), „Der Festkalender“, München 1834 u. 35 in 3 Bänden (die erste illustrirte Jugendzeitschrift mit reichem Bilderschmuck von dem auf dem Titel auch als Herausgeber genannten Franz Pocci, außerdem mit artistischen Beiträgen von Luise Wolf, Alexander Strähuber, Th. Guggenberger, Fr. Hoffstadt, Settegast, Leopold Schulz, Ludwig Grimm, Wilhelm Kaulbach, Schwanthaler, Kaspar Braun, Führich, A. Halbreiter, Feodor Dietz, Franz Kadlik, Ballenberger, Caecilia Endlicher, E. Steinle ꝛc.). „Das Narrenhaus von Wilhelm Kaulbach, gestochen von H. März, erläutert von G. G., nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn“, 1836 (zuerst im Stuttgarter Morgenblatt, 1835, Nr. 215 ff.), mit Titelbild von W. Kaulbach (?). „Schön Röslein. Ein Märchen, erzählt von G. G. (mit vielen kleinen Vignetten), gezeichnet von Franz Graf Pocci, in Holz geschnitten von H. Neuer“ (1838, ganz im Geiste des Clemens Brentano, wie der spätere „Prinz Schreimund“). „Der hürne Sigfrid“, 1842 (mit acht Bildern in kl. 4°. von W. Kaulbach auf Stein gezeichnet). „Marienlieder“, 1842 (in Musik gesetzt für eine oder mehrere Stimmen mit Clavier- oder Orgelbegleitung von Kaspar Aiblinger, 1842 in 2 Heften), 2. Aufl. 1844, 3. Aufl. 1845, und jedes Blatt mit Titelbordüren und Vignetten in Holzschnitt nach Kaspar Braun, F. Rehle, F. Pocci u. a. „Das Leben der hl. Caecilie“ in 3 Gesängen, 1843. „Das Weihnachtskrippelein oder Prinz Schreimund und Prinzessin Schweigstilla“, 1843. „Gedichte“, 1844. „Deutsches Hausbuch“, 1846 und 47, 2 Bde. 4°. mit vielen Holzschnitten nach W. v. Kaulbach, Pocci, Overbeck, Steinle, Kasp. Braun u. A. „Die Märchen des Clemens Brentano“, herausgegeben mit einer biographischen Einleitung, 1847 (Cotta) in 2 Bänden. Außer vielen kleinen Flugschriften und Broschüren, zahlreichen Artikeln in den „Historisch-politischen Blättern“ ꝛc., sei hier noch erwähnt einer Uebersetzung des Thomas von Kempis (mit prachtvollen Illustrationen von A. Strähuber, in zweiter Aufl., 1875, von J. v. Führich ausgestattet), einzelner Abhandlungen von Lacordaire ꝛc. Die Schriften von G. sind insgesammt im Buchhandel vergriffen, da eine Gesammtausgabe oder Auswahl fehlt, ebenso eine Biographie desselben. Seine Wittwe heirathete später den (am 1. März 1878 zu Wien verstorbenen) Pandectisten Dr. Ludwig Arndts von Arnesberg. (Von ihr erschien eine meisterhafte Uebersetzung der „Sonette der Vittoria Colonna“, 1857, und eine Novelle aus dem altbaierischen Volksleben: „Der Juhschrei auf der Halseralm“, 1874 und 76.)

Hyac. Holland.

Görres: Joseph v. G., eine Persönlichkeit, deren mächtiger Einfluß auf seine Zeit nicht geleugnet werden kann, die aber eine so verschiedenartige, bald

verurtheilende, bald in den Himmel erhebende Beurtheilung erfuhr, daß es schwer wird eine ihn richtig würdigende Charakteristik zu geben. Dieser Versuch gründet sich auf die reiflichste Erwägung aller Phasen seines Lebens und seiner Schriften, sowie des Ganges der gleichzeitigen deutschen Geschichte und ist von dem Entschluß geleitet, sein Bild ohne jede Voreingenommenheit für oder gegen ihn zu zeichnen. G. zeigt sich in seinen Schriften als einen reich begabten Geist, aber zu mystischem Tiefsinne angelegt. Ein unersättlicher Drang nach der Wahrheit und ein ganz besonders tiefes Rechtlichkeitsgefühl, verbunden mit einer von einem greisen Freunde desselben noch jetzt gerühmten, seltenen Uneigennützigkeit, zeichnen ihn aus. Er lebt und wirkt nicht für sich, sondern für das Wohl des Ganzen, sowie er es erkannt hat und es ihm als Ideal vorschwebt. Ohne eine höhere Schule durchlaufen und einer bestimmten Wissenschaft ausschließlich sich gewidmet zu haben, ist er Autodidakt in Allem, was er angreift, und hat er vielleicht gerade deshalb seine geistige Vielseitigkeit und Empfänglichkeit für alle ihm begegnenden geistigen Eindrücke bewahrt. Dazu kommt eine unerschöpfliche Phantasie. Auch sie litt nicht unter einer strengen Schulung zu einem bestimmten Wissenszweig, und wenn es wahr ist, daß sie ihn auch bei den schwierigsten Materien des Denkens mit sich fortreißt und oft über alle Schwierigkeiten hinwegzuführen weiß, so hat doch sie ihm auch wieder jene Sprache und jenen Ton einzugeben vermocht, welche ihn stets, wenn er sich an das deutsche Volk wandte, eines mächtigen Eindrucks sicher machten. Ein anderer Zug seines Wesens ist, daß er eben so sehr, als er auf seine Umgebung einwirkte, auch wieder von derselben abhängig war. So sehen wir und deutet es auch seine Tochter Maria an, daß er sich, wie in Coblenz und Heidelberg, so in Straßburg und München nicht weniger gebend als empfangend verhält; was er aber empfangen, verarbeitet er alsbald selbständig in seinem Gedankenkreis. G. war am 25. Januar 1776 zu Coblenz geboren und der Sohn eines Floßhändlers, seine Mutter aber stammte aus dem italienischen Geschlechte Mazza, so daß deutsches und italienisches Blut ihm eigen wurden, und wenn wir ihn in seiner Schrift „Glauben und Wissen“ S. 117 ff. mit so plastischer Anschaulichkeit den Unterschied zwischen süd- und nordländischer Natur entwerfen sehen, so mag er wol aus eigener Empfindung geschildert haben: er ist in der That eine solche Mischung deutschen und italienischen Charakters, nur überwiegt der letztere den ersteren. Sogar äußerlich gibt sich das kund: wie nach ihm die „inbrünstige Andacht vor dem Bilde der Madonna“ für die Südländer charakteristisch ist, so schwebt auch ihm sein ganzes Leben die Madonna vor, so daß er als enttäuschter Republikaner sich „die Freiheit der Teutschen“ nur als eine Madonna denken kann, die „mit liebevoller Güte ihren Segen und nichts als Segen spenden soll; nicht Glanz und Tand und Flitter soll sie umstrahlen, nur Liebe aus ihr sprechen, an ihrem Busen sollen ihre Kinder Wohlseyn saugen und in ihrer Gabenfülle sich sättigen“. Pol. Schrift. I, 95. Vielleicht ohne es zu ahnen, hat er daher das Geheimniß seiner Entwickelung im „Glauben und Wissen“ geschildert: „Glaube und Religion gehört insbesondere dem Süden an. Diese volle, reiche, entzündliche Einbildungskraft, die das Erbtheil der südlichen Nationen ist —, sie ist es auch, die den Südländer zu den Füßen der Altäre zieht, die ihn mit inbrünstiger Andacht vor dem Bilde der Madonna niederwirft, daß er glühend, überfließend vor innerer Heiligung der Erde entrückt, sich in der Nähe des Ewigen fühlt und vertrauten Umgang mit den höheren Naturen pflegt“. So wenigstens geschah es auch ihm. Görres' Jugend fällt gerade in die Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution und wie viele Andere von ihren Ideen begeistert und fortgerissen wurden, so auch er. Eben war er vom Gymnasium (1793) entlassen, als die französischen Truppen in die Rheinlande einzogen und sich auch in Coblenz ein republikanischer

Club bildete. G. wurde dessen Sprecher und Leiter, später gab er ihm auch ein öffentliches Organ im „Rothen Blatte“ (1797), das freilich, da es auch den französischen Machthabern nichts nachsah, vielmehr ihnen zurief: „Ewiger Krieg allen Spitzbuben, die Hand den tugendhaften Männern“, rasch unterdrückt, aber von G. durch den „Rübezahl“ (1798) ersetzt wurde. Mit einer Deputation auf der Reise nach Mainz, um dort gegen die Willkür des commandirenden Generals Leval zu protestiren, ließ dieser ihn mit seinen drei Freunden aufheben und 20 Tage in Haft behalten. Trotzdem dauerte der republikanische Taumel fort. 1799 steht G. an der Spitze einer Deputation nach Paris, um statt der Occupation Einverleibung des linken Rheinufers in Frankreich zu verlangen. Diese Sendung machte den Jüngling nüchtern. Er durchschaute rasch das republikanische Treiben und erkannte in einer Audienz bei dem ersten Consul sofort den künftigen Kaiser. Alsbald klärte er seine Mitbürger auf, aber kaum heimgekehrt legte er seine Erlebnisse und Erfahrungen in der Schrift nieder: „Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire VIII“ (1800). Man hat später G. diese Jugendhaltung zum Vorwurfe gemacht, Gutzkow richtete gegen ihn die Schrift „Die rothe Mütze und die Capuze“, und noch heute kann man die Hindeutung auf diese erste Lebensperiode Görres’ hören. Allein es ist schwer sich dem anzuschließen. Was ein unreifer, gerade den Schulbänken entwachsener Jüngling im allgemeinen Sturme der Zeit that, ist nicht so hoch anzuschlagen; das ist vielmehr ein Beweis der ganz furchtbar verrotteten Zustände, daß ein solcher Jüngling überhaupt eine solche Rolle spielen konnte. Seine hervorragenderen Zeitgenossen beurtheilten ihn offenbar auch nicht anders. — So in seiner politischen Thätigkeit plötzlich ernüchtert, wandte er sich um so eifriger der Wissenschaft zu. Anfangs unseres Jahrhunderts Professor der Naturwissenschaften an der Secundärschule in Coblenz geworden, erschienen von ihm „Aphorismen über Organonomie“, 1803, „Aphorismen über Organologie“, 1805, und „Exposition der Physiologie“, 1805, aber es war auch hier die Richtung der deutschen Philosophie, welche sich geltend machte. Schelling’s Naturphilosophie hatte auch ihn ergriffen, und so suchte er für seinen Theil ebenfalls an dem Werke, dem die Zukunft zu gehören schien, mitzuwirken. Aber G. konnte sich nicht lange in der Abstraction halten, er fiel immer wieder ins Praktische und Politische zurück. So wird ihm in seiner „Exposition der Physiologie“ der Sternenhimmel zum Bilde eines Staatslebens mit conservativem und radikalem Pole, eine Anschauung, die ihn auch nie mehr verließ. Noch vor Veröffentlichung dieser „Exposition“ fällt „Glauben und Wissen“, 1805 in München wol deshalb erschienen, weil eben v. Aretin wegen seiner Berufung entweder an die Universität Landshut oder an die Akademie in München mit ihm verhandelte. Diese Schrift ist eine merkwürdige Erscheinung. G. war noch weit entfernt vom positiv christlichen, geschweige katholischen Glauben; seine 1801 mit Kath. v. Lasaulx geschlossene Ehe war nur bürgerlich eingegangen, und gleich Anderen, welche neues kirchliches Leben am Rheine wachriefen, blieb er diesem persönlich doch fremd. Es war ihm ein Abgelebtes, das ein Neues ersetzen müsse. So findet sich auch in seiner Schrift neben dem persönlichen Gott die „Weltseele“, spricht er aber gleichwol überall in der Sprache des Kirchenglaubens von „lebendigem Glauben“, „Gnade“ ꝛc. Sein Hauptzweck ist aber „den Gott Jacobi’s“, „die Gottheit in dem Identitätssystem“ und „den Gott Fichte’s“ zu vereinigen; im Grunde jedoch ist die Schrift eine „verklärte Mythologie“ oder phantasiereiche Vereinigung des Heidenthums mit dem Christenthum. G. selbst glaubt Schelling fast ganz auf seiner Seite; aber in katholischen Kreisen, wie es Windischmann d. Ae. ausspricht, erblickte man in der Schrift das Höchste, was zu leisten war. Seine Uebersiedelung nach Heidelberg (1806), um an der Universität Vorlesungen zu halten, führte ihn auf neue

Bahnen, welche eben in der Entwicklung des deutschen Geistes betreten zu werden anfingen. Clemens Brentano, Achim von Arnim zogen ihn an und er betheiligte sich nicht nur an ihrer „Einsiedler-Zeitung“ und Brentano's „Tröst-Einsamkeit“, sondern fing selbst an auf das deutsche Alterthum seine Studien auszudehnen, woraus seine „Deutschen Volksbücher“ entstanden. Auch begann er nun seine „Altteutschen Volks- und Meisterlieder“ zu sammeln, sowie die mittelalterliche Kunst seine Aufmerksamkeit erregte. Durch innere Begabung wie durch die Freunde, zu denen er sich am meisten hingezogen fühlte, wurde er mehr und mehr Romantiker, die, wenn sie auch nach und nach meistens aus persönlichem Bedürfnisse allmählich dahinkamen, das (katholische) Mittelalter wieder in die Gegenwart versetzen zu wollen, doch für die Erweckung des deutschen Geistes und des Sinnes für die Vergangenheit des Volkes unerkennbare Verdienste sich erwarben. Die Mythologie spielt schon in den Schriften des G., welche vor dem Heidelberger Aufenthalt liegen, eine große Rolle. Ihrer Erforschung und damit, wie er meinte, der des Geheimnisses der Religion widmete er sich auch in Heidelberg um so mehr, als die Freundschaft mit dem Symboliker Creuzer ihn überdies dazu aneiferte. Kaum nach Coblenz in seine alte Stellung zurückgekehrt (1808), ließ er auch seine „Mythengeschichte der asiatischen Welt“, 2 Bände, erscheinen (1810), ein begreiflich jetzt veraltetes Werk, das aber damals nicht geringes Aufsehen machte und den forschenden Blick auf Gebiete lenkte, welche bis dahin mehr oder weniger unberücksichtigt geblieben waren. In diesem Buche sind ihm die Religionsstifter der Vorzeit, wie Hermes Trismegistos, Orpheus &c., Propheten der Völker nach dem Plane Gottes, um eine successive Erziehung und Steigerung der Menschheit unter ihrer Leitung herbeizuführen. Die Seher aller Zeiten sind ihm Lehrer der Weltreligion. Diesen Standpunkt behielt er noch lange bei und er ist namentlich auch festgehalten in der für das Perthes'sche Vaterländische Museum 1810 geschriebenen, aber wegen Eingehens desselben nicht mehr erschienenen Abhandlung „Fall der Religion und ihre Wiedergeburt“ (Pol. Schr. I, 132—88). Wie in „Glauben und Wissen“ ihm Katholicismus und Protestantismus gleichberechtigt nebeneinander stehen und nur Folgen der verschiedenen Volkscharaktere sind, so auch hier: Jung Stilling wird von ihm so gut als Lehrer und Kirchenvater für das protestantische Europa gepriesen, als Graf Stolberg es ihm für das katholische Deutschland ist. Noch ruft er der Nation zu: „Versündige darum sich Niemand durch frevelhaftes Urtheil, auch nicht an der Reformation; sie erfüllt ihre Zeit in der Religionsgeschichte mit gleicher Nothwendigkeit wie eine andere Naturerscheinung. Nicht umsonst hat Teutschland 30 Jahre hindurch geblutet; was sündhaft gewesen bei dem Unternehmen, hat es mit seiner Verheerung und zuletzt noch mit dem Verluste seiner Selbständigkeit abgebüßt; was aber als reine Absicht, als brave redliche Gesinnung sich bewährt, ist der Nation gut geschrieben als Capitalwerth, womit sie die neue Zeit beginnt.“ „Von der anderen Seite ist die neue teutsche Philosophie eine in ihrer Art ebenso historische Erscheinung wie die Reformation, und durch sie begründet und herbeigeführt. Ihre Aufgabe ist, alle die abgefallenen, in eigener Eitelkeit befangenen, wie ein Polypenleben in 1000 Gliedern zerstreuten Wissenschaften zu einer höheren geistigen Mitte und durch sie zur Religion zurückzuführen, ein neues Feuer der Begeisterung in allen Gemüthern anzuzünden, sie zu lehren, in Allem Gott zu finden und durch alle Anschauung die unveränderte Wesenheit des Ewigen zu erkennen.“ Die gleiche Aufgabe habe „die neuere Poesie“, welche übrigens ihre Bestimmung bereits gelöst habe. Es gelte eine neue Kirche, nicht Religion, zu gründen; denn diese, „die auch jetzt noch besteht, hat zu allen Zeiten bestanden, und alle religiösen Formen und alle Mythen sind aus dieser Grundreligion hervorgegangen, alle eines Stammvaters Kinder in verschiedenen

Erscheinungsformen." Schon bilde sich eine solche neue Kirche, „die die alte nicht vernichtet, nur erweitert"; auch „alle die einfältigen Sinns, dem alten Glauben treu geblieben, gehören, insofern sie von ihm durchdrungen sind, dem neuen Vereine an, denn nicht der Glaube, nur der Unglaube und wissentliches Widerstreben schließen aus", und natürlich, da Görres' überschwengliche Phantasie selbst nur in den katholischen Formen und Lehren und Geheimnissen sich heimisch fühlte und darum in dieser Abhandlung alle katholischen Glaubenslehren und Geheimnisse, sogar die Verwandlungslehre, für die neue Kirche zu deuten weiß. Das Wesen der neuen Kirche und alten Religion ist aber: „der Mensch soll nichts thun ohne Gott, seine Liebe soll ihn erfüllen, seine Begeisterung ihn zu allem Guten treiben. Er muß ihm sein wie sein innerster schlagender Punkt im Herzen; wie ein tiefster Nerv unter den Nerven; wie ein Keimpunkt aller Lebenswärme." Nichts anderes ist auch das Christenthum: „Christus hat davon geredet und die Apostel haben es verkündigt, alle Weisen haben eine solche Gemeinschaft der Heiligen gewollt." Mitten in seinen gelehrten Arbeiten vergaß G. doch der Noth des Vaterlandes nicht, wenn er auch nicht öffentlich seine Stimme erhob. Doch ist ein Artikel in dem nämlichen Museum „Ueber den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt" (1810) sehr bezeichnend. Die alte Offenheit läßt ihn auch die Wunden aufdecken, aus denen die Nation blutete, und, soweit seine Einsicht reichte, die Heilmittel bezeichnen, namentlich findet er aber die Schaffung einer „bestimmten öffentlichen Meinung" gegenüber der Charakterlosigkeit der Tagespresse nothwendig. (Pol. Schr. I, 115—32.) Vorläufig, meint er, sei dem deutschen Volke nicht zu helfen: „Einem Volke, das so unklar, in sich selbst so getheilt, in so Vielem kläglicher Seichtigkeit hingegeben, so übel berathen von denen, die seine Repräsentanten sind, mochte man nicht die Schicksale der Zukunft anvertrauen, so lange bis es die Einheit seiner Kräfte erst gewonnen, muß es dienen dem, der zu befehlen weiß. Ein solcher hat sich gefunden in dieser Zeit, der von sich sagen konnte: Gott hat mir die Macht gegeben, Alles zu vollbringen, was ich unternommen; jeder Tag bekräftiget, daß er wahr gesprochen." Daran, daß das deutsche Volk „die Einheit jener Kräfte" erst und so rasch wie möglich wieder gewinne, glaubte er darum vor Allem und nicht besser arbeiten zu können, als wenn er fortfahre, dasselbe durch seine eigene Litteratur mit der Vorzeit und ihrer Größe bekannt zu machen. In gleicher Richtung arbeiteten damals schon die beiden Grimm und die gleichen Bestrebungen verknüpften alle drei in inniger Freundschaft: ein reger wissenschaftlicher Verkehr, gegenseitiges Aufmuntern, Unterstützen und Aufklären begann zwischen Coblenz und Cassel. So erschien denn 1813 seine Ausgabe des „Lohengrin", während er zugleich das Persische erlernte, um das „Heldenbuch von Iran" aus dem Schah-nameh des Firdusi zu übersetzen.

Plötzlich wurde er aber aus gelehrter Thätigkeit gerissen, nicht sowol dadurch, daß ihn Just. Gruner, der Generalgouverneur des Mittelrheins, nach der Besitznahme des Landes durch die Verbündeten, zum Generaldirector des öffentlichen Unterrichts bestellte (1814—16), als durch sein neues politisches Auftreten. Kaum hatte Blücher mit Neujahr 1814 den Rhein bei Coblenz überschritten, als G. glaubte, daß die Zeit vorüber, wo das deutsche Volk dem dienen muß, der zu befehlen weiß, und daß es gelte, dessen Kräfte zu einer Einheit zu sammeln, um es nicht blos zu einem energischen Widerstand zu ermuthigen, sondern auch in die neue Zeit einzuführen. Es entstand sein „Rheinischer Merkur", mächtig, wie kein anderes Blatt jener Zeit, verdienstvoll um das Vaterland in so seltenem Maße, daß es alsbald überall, auch von den Fürsten beachtet und gelesen, von Napoleon selbst als „die fünfte Großmacht" bezeichnet wurde. Von allen Seiten kam ihm der Ausdruck der Bewunderung zu, Rückert feierte G. und Gentz sogar erstaunte

über ihn; Goethe besuchte in Stein's Begleitung später G. ebenfalls in Coblenz. Dagegen traf sein Wort die Rheinbundsstaaten so hart, daß Baden, Würtemberg und Baiern schon im Sommer 1814 den Merkur verboten. Von allwärts kamen Beiträge, so auch von Stein, J. Grimm ꝛc., von denen jener insbesondere seine Gedanken über Deutschlands künftige Verfassung darin niederlegte. Gneisenau war G. besonders gewogen. Wie aber Napoleons Verbannung nach Elba G. zu einer „Proklamation an die Völker Europa's vor seinem Abzuge“ (Merk. Nr. 51) mit einer beißenden Ironie und seltenen Kraft der Sprache veranlaßte, so steigerten sich seine Kräfte, als Napoleon plötzlich in Frankreich aufs neue erschien: „Ruft alle auf zur Wehr, was Waffen tragen kann; es ist nicht gemeine Noth, die andringt, auch ist sie nicht mit gemeinen Mitteln zu bezwingen!“ „Ihr Fürsten, laßt durch die Stimmen eurer Völker euch beschwören, zerreißt endlich die Netze, die euch verstricken. . . Wie ein neues Heer geschaffen worden und ein frischer Geist im Felde jene Wunder hervorgebracht, so muß auch im Cabinet in den Camaschendienst der Diplomatie endlich ein neues Leben kommen, die Politik muß sich verjüngen und der Quell frischer Jugendkraft nicht länger in die Wüste abgeleitet werden, daß er die Höfe tränke. — Wahrlich, das Herz blutet jedem in tiefer Brust, dem sein Vaterland werth ist. . . Seht den Drachen, wie er mit seinem Schweif ein ganzes verblendetes Volk umschlingt und euch entgegenwirft — seht, wie sie Feuerbrände nach allen Seiten schleudern und eine Hölle in lichtem Brand entzünden. Schon dröhnt und kracht das alte europäische Gebäude in allen Fugen, unterirdische Stürme heulen . . . aber diese Verblendung ist das einzig Furchtbare.“ Das war Hardenberg zu stark und G. erhielt eine erste Warnung vom 16. Mai 1815. Es gelang, Napoleon ein zweites Mal niederzuwerfen; aber immer dachte man noch an keine Aenderung der alten Zustände. Wiederum erhob sich G. im „Merkur“, um die deutschen Forderungen hinsichtlich des zweiten Friedensschlusses geltend zu machen, und Stein fuhr fort sich des Merkur zu bedienen, um seine Verfassungspläne in die Oeffentlichkeit zu bringen. Als G. sich aber auch gegen Preußen wendete und über die „Reaction in Preußen“ schrieb, da war die Zeit des Merkur um; eine Cabinetsordre vom 3. Januar 1816 verbot ihn und am 10. Januar erschien die letzte Nummer. Dagegen wollte nunmehr der baierische Kronprinz Ludwig G. nach Baiern ziehen und versprach ihm für die Fortsetzung des Merkur uneingeschränkte Preßfreiheit. Montgelas widersetzte sich und es kam nichts zu Stande. Zugleich wurde G. als Generaldirector des Unterrichts entlassen und es bedurfte der Vermittlung Gneisenau's und anderer Freunde, daß G. nicht einen Ruf ins Ausland, nach Stuttgart oder Lüttich, annahm. Doch wollte er nicht vom politischen Kampfplatz weichen, ohne vorher noch seine Stimme in „Teutschlands künftige Verfassung“, 1816, welches Buch in fast alle Sprachen Europa's übersetzt wurde, erhoben zu haben. Im Ganzen sind es die im Merkur schon besprochenen Gedanken: Einheit, nicht Föderativsystem, eine allgemeine deutsche Staatsverfassung, gemeinsame Landesbewaffnung und allgemeiner deutscher Kriegsbund, gemeinsames Steuersystem und Recht, unbeschränkter Handelsverkehr in Deutschland, Bundesgericht und deutscher Kaiser. Nach diesen Jahren wirft sich G. mit neuer Kraft auf seine alten Studien, der alte Verkehr mit den Brüdern Grimm wird wieder aufgenommen und 1817 erschienen seine „Altteutschen Volks- und Meisterlieder“. Aber nun nahm auch die herrschende Hungersnoth einen Theil seiner Zeit in Anspruch: er gründete einen Hilfsverein und erließ einen öffentlichen Aufruf, auf den von überall, auch aus Paris und Nordamerika, Gaben bis zu einer halben Million zusammenströmten. G. war, wie das Bruchstück eines Memorandums für Staatskanzler Hardenberg zeigt (P. Schr. III, 447 ff.), nicht nur kein principieller Gegner Preußens, sondern mehr ein Bewunderer

desselben, dem er 1815 sogar die Aufgabe zuschrieb, die deutsche Schirm- und Vormacht in gewissem Sinne und „Vorfechter der Meinung und des teutschen Geistes“ zu sein. Aber die Hoffnungen, welche er und so viele Vaterlandsfreunde auf dasselbe setzten, wurden nicht nur nicht alsbald erfüllt, sondern durch reactionäre Schritte mehr und mehr enttäuscht. 1817 plante er darum eine Adresse, welche überall am 18. October unterzeichnet werden sollte, um den Bundestag um Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände zu bitten. Der Plan wurde indeß nicht so ausgeführt, sondern nur als Adresse der Stadt Coblenz vom 18. October 1817 an den König von Preußen abgefaßt und im Frühjahr 1818 Hardenberg durch eine Deputation, an deren Spitze G. stand, in Coblenz überreicht. Spätere Darstellungen des Vorgangs entstellen denselben. G. als Sprecher forderte ständische Verfassung, Dotation der katholischen und protestantischen Geistlichkeit, Preßfreiheit für den gelehrten Stand, Besserung des Volksschulwesens, ständische Vertretung des anspruchsloser gewordenen Adels, soweit es die neue Verfassung erlaube, mildere Durchführung des preußischen Aushebungsgesetzes für den Beginn seiner Wirksamkeit, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren mit Geschworenen- und Friedensgerichten, Städteordnung mit freier Wahl der Beamten, Schutz der Industrie und des Handels gegen Frankreich und England, indem die unbedingte Handelsfreiheit ohne wechselseitige Leistung eine „thörichte Theorie“ sei und Deutschland zum „allgemeinen Trödelmarkt“ für alle Völker mache; eine feste Gewerbe-Ordnung für innere Disciplin und das Verhältniß der Meister zu den Gesellen, um der bisherigen Liederlichkeit und dem Leichtsinn zu steuern, aber auch den Consumenten für die Güte der Arbeiten Gewähr zu leisten, endlich Entreißung der Eifelbewohner aus den Händen der Wucherer durch Beseitigung jener Uebel, welche ihn beförderten 2c. Hardenberg war gnädig und zeigte sich entgegenkommend, aber das „Stockpreußenthum“ war noch nicht ausgestorben und wollte die neue Zeit nicht begreifen, noch weniger Wurzel fassen lassen. Man wollte insbesondere nichts von einer constitutionellen Verfassung wissen; auch auswärtige Emissäre waren zu diesem Zwecke thätig; die deutschen Hochschulen und Professoren wurden namentlich des Demagogenthums beschuldigt. Da fiel einer dieser Emissäre, Kotzebue, durch die Hand des Studenten Sand (1819) und auf den nassauischen Präsidenten wurde ein Mordversuch gemacht. Dadurch hatte das Gespenst der Revolution in den Augen der Verehrer der alten Zeit Gestalt erhalten, sogar Stein, Gneisenau wurden überwacht, der Gesandte Gruner in Bern 2c. verdächtig. G. aber benutzte die Gelegenheit zur Abfassung einer Abhandlung „Kotzebue und was ihn gemordet“ für die Börne’sche Wage. Er sah darin der „Himmel Zeichen als warnende Boten“ vor den Zeiten großer Verhängnisse und Folgen der „Abweisung der billigsten und gerechtesten Forderungen der Zeit“ und der grausamsten Enttäuschung der heranwachsenden Jugend in allen ihren Hoffnungen auf „ein einiges, freies, starkes, unabhängiges, wohl geordnetes und sicher gewährtes Teutschland“. Das Blut aber, das geflossen, wird über das Haupt derjenigen kommen, die dem Volke „den Preis seiner Anstrengungen“ geraubt und sogar den Frieden der Gemüther stören und „beinahe allen Glauben an Wahrheit und Ehre der Menschheit rauben“. Viele der hervorragendsten Männer stimmten G. bei, aber die Reaction schritt bekanntlich unverdrossen ihren Weg weiter. Da regen G. auch die Karlsbader Beschlüsse auf und denkt er an eine neue Schrift. Als dann das Reformationsfest mit dem Wartburgfest der Studenten einfiel, flammte die Verfolgungswuth noch mehr auf. Alles was in der Franzosennoth deutschen Sinn und vaterländische Begeisterung hervorrief, war nun verdächtig. Endlich erschien Görres’ Buch: „Teutschland und die Revolution“, 1819, das ungeheures Aufsehen erregte. 3 Auflagen waren rasch vergriffen, in England erschienen zwei Uebersetzungen, ebenso eine französische und schwedische.

Er verkennt die allgemeine Gährung der Gemüther in Deutschland nicht, aber sie ist die Folge der Wirksamkeit von Oben, wo man sich nur zu „einigen liberalen Gaukeleien“ verstehen konnte. G. hat seine Kraft der Sprache wiedergewonnen und schonungslos geißelt er das wilde Treiben. Er spricht sich sogar gegen die Klassen der Phantasten und Pedanten aus, von denen erstere „vom Mittelalter träumten, wie früher die Ritterbücher“, letztere sich an das Starre, Todte, den öden Buchstaben hingen, deren beider Evangelium das Buch Haller's über die Restauration der Staatswissenschaften sei. Gleichwol sieht man aber hier schon, daß G. mehr und mehr auf Seite der katholischen Kirche gedrängt wurde. Gegenüber der Befeindung derselben bei Gelegenheit und in Folge des Reformationsfestes nimmt er sich der Angefeindeten an und wird ihr eifrigster Vertheidiger, wenn er auch noch immer „Protestantismus und Katholicismus nur wie Integral- und Indifferentialrechnung“ sich verhalten läßt. Im Verhältnisse der Kirche zum Staate verlangt er aber nicht Unterordnung jener unter diesen, sondern Beiordnung beider. Am Tische eines Freundes in Frankfurt sollte er durch einen anderen Freund verhaftet werden; aber er erkannte rechtzeitig die Gefahr und flüchtete nach Straßburg, also nach Frankreich, das er einst so sehr bekämpft, und findet dort, während seine Familie in Coblenz bleibt und ihm seine Pension entzogen wird, freundliche Aufnahme. Dieses allgemeines Aufsehen erregende Ereigniß wurde zugleich der Anstoß, daß seine ohnehin durch und durch katholisch angelegte Natur sich der katholischen Kirche ganz und gar zuwandte. In Straßburg erregte er nach seinen eigenen Worten (1819) „Bewunderung über einen Liberalismus, der wie der meinige mit dem Adel und Papste sich verträgt. Ich sehe dem ruhig zu und werde sicher nichts Erhebliches an meinen Grundsätzen ändern“. Es kam jedoch anders.

Da sich seine Verbannung trotz aller Bemühungen, ihn vor ein ordentliches Gericht zu stellen, verlängerte, zog auch seine Familie zu ihm nach Straßburg und dauerte sein Aufenthalt dort bis zu seiner Berufung nach München, einen kurzen Aufenthalt in der Schweiz (1820) abgerechnet. Anfänglich gab er sich seinen alten Studien wieder hin, 1820 erschien das „Heldenbuch von Iran“, und für die altdeutsche Litteratur wurden neue Forschungen und Sammlungen in Straßburg und in der Schweiz gemacht; die Bekanntschaft mit Laßberg ist ihm dabei nicht werthlos. Auch der Verkehr mit den alten Freunden in Deutschland dauerte noch fort und Stein hörte bei der Gründung der Monumenta Germaniae auch seinen Rath. Allein das Gefühl erlittenen Unrechts und gar der Verbannung stimmt schon weicher und macht empfänglicher für die Anschauungen der neuen Freunde, welche dem Verfolgten Mitleid entgegenbringen. Dies schon trug zu einer Wendung bei, aber wol noch mehr das italienische Element in seinem Charakter lebte in ihm mehr und mehr auf, je südlicher er kam. Dies merkt man schon in seiner vorletzten politischen Schrift „Europa und die Revolution“, welche er 1820 in Aarau schrieb und die 1821 erschien. Sie ist in politischer und religiöser Hinsicht eine Art Ueberschau der ganzen Menschheitsgeschichte, um daraus die Forderungen der Zukunft abzuleiten, aber zugleich auch viel positiv gläubiger und kirchlicher; eine neue Würdigung des Christenthums tritt hervor; die Reformation ist „der zweite Sündenfall“, jedoch immer noch mit einer gerechteren Würdigung der Reformatoren und einer Vertheilung der größeren Schuld auf die mittelalterliche Kirche und den „italienischen Uebermuth“ gegenüber den Reformatoren, welche „mit Mäßigung im Beginne nur das Gerechteste, ja weniger als das, begehrt“, und wenn er auch „das in der Kirche verjüngte Rom (künftig) aufs Neue sein altes Recht behaupten“ sieht und der protestantische Norden sich ihm keineswegs zu entziehen im Stande sein wird, so wird dieser doch, „gehalten von dem Bande des gemeinsamen

Christenthums, in ihm die heilsame Opposition fortführen, und also, wie Umkreis und Mittelpunkt sich wechselseitig voraussetzen, sich bedingt finden von dem Centrum, wie selbst bedingend. Die dritte, die griechische Kirche, aber wird als eine untere und äußerliche Vermittlung durch den Uebergang zwischen beide treten". Da aber G. auch seine alten Anschauungen über die Neuordnung des Staatswesens wiederholte, so wurde auch dieses Buch in Preußen verboten. Ebenso erging es, nachdem er erfolglos „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit", 1822, geschrieben hatte, seiner Schrift „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona", 1822, worin er sowol den Absolutismus der Fürsten als die unveräußerliche Souveränetät der Völker bekämpfte und auf die christlichen Grundsätze hinwies. In Straßburg, wo eben neues kirchliches Leben sich zu entfalten begann, blieb G. bald nicht mehr blos äußerlicher Bewunderer des Doms und faßte er in philosophischer Erhabenheit die Geheimnisse, welche darin gefeiert wurden, blos symbolisch auf, sondern wurde er als halber Südländer unwillkürlich und unwiderstehlich zu den Füßen der Altäre gezogen und mit inbrünstiger Andacht vor dem Bilde der Madonna niedergeworfen. Nunmehr läßt er, obwol seine Frau nie eine gläubige Katholikin war, die kirchliche Einsegnung seiner Ehe nachholen, und bald sehen wir ihn in eifrigem Verkehr mit Geistlichen; die Rührigkeit des Bischofs und seiner Gehülfen findet sein Lob, ja seine Bewunderung wegen der von ihnen eingeführten Volksmissionen, zumal seitdem „der unermüdliche Demarest nun auch eingetreten und den Strom seiner Reden durch das immer gefüllte Münster hinkreisen läßt". G. ist Rathgeber des „Katholik" und eifriger Mitarbeiter an demselben. Nicht ohne Einfluß blieb auf ihn aber das damals durch de Maistre und Lamennais aufgestellte neue System zur Rettung der Gesellschaft durch die Theocratie, an deren Spitze der unfehlbare Papst stehen sollte. Görres' Freunde, Fr. Schlegel und Windischmann, waren darüber voll Entzücken und letzterer lieferte zu der Uebersetzung der de Maistre'schen Werke durch seinen Schwiegersohn Moritz Lieber philosophische Beilagen, welche er nicht versäumte G. zu schicken und zu empfehlen. Bald zeigt er auch seine Bekanntschaft mit Lamennais, den er „ein Schlachtschwert im Munde tragen" läßt; noch in späterer Zeit aber beruft er sich auf de Maistre, ohne jedoch je die äußersten Consequenzen ihres Systems anzunehmen. Doch war es ihm auch im „Katholik" noch eine „große und edle Bewegung im teutschen Volke, die die Reformation herbeigeführt. Mögen die lateinischen Völker sie unbedingt verwerfen; wir Teutsche können es nicht und dürfen es nicht, weil sie aus dem innersten Geiste unseres Stammes hervorgegangen und sich auch nahe so weit wie er verbreitet hat. Dieser Geist ist jener edle ethische Unwille über den Frevel am Heiligen; jener Abscheu vor jeder moralischen Fäulniß, die sich irgendwo offenbart; jene Entrüstung, die sich gegen jeden Mißbrauch schnell erhebt; jene unzerstörbare Freiheitsliebe, die jedes Joch, das treulose Gewalt ihr aufzulegen sucht, früh oder spät immer abzuschütteln weiß" rc. (Pol. Schr. V, 216.) Noch von Straßburg aus ergeht sein Mahnruf des „Kurfürsten Maximilian I. an den König Ludwig von Baiern bei dessen Thronbesteigung" 1825, in dem er diesem zuruft: „Sei ein christlicher Fürst, Säule zugleich dem Glauben und Schützer der Geistesfreiheit, und Dein Beispiel möge die Zeloten von zweierlei Art verstummen machen... Dulde nicht, daß aufrührerische Gesinnung die Grundveste des Thrones untergrabe... Wolle auch Du die Erfahrung der Zeiten ehren; denn das Volk hat sich dem Fürsten nicht zur Dienstbarkeit, sondern zum Schutze übergeben, daß er nicht mit Gewalt über Sclaven, sondern mit Milde, nicht blos *über* Bürger, sondern *für* sie herrscht. Sei Du ein rechter Fürst von Gottes Gnaden... Achte jedes Talent und jedes Verdienst in Deinem Reiche, aber laß Dir jene frechen Glückspilze nicht nahe

kommen, die im Verderben der letzten Zeit aufgeschossen und im Schlamme der Sündfluth, die über Deutschland hergestiegen, festgehaftet. Sei fortan ein Schirmvogt und Hort des Glaubens, damit Baiern wieder werde ein Schild und Eckstein der deutschen Kirche... In Mitte Deines Volkes herrsche sein Gesetz, und Du sei nur seiner Diener erster!... Wem viel anvertraut ist, von dem wird auch viel gefordert." König Ludwig I., der ihn schon 1816 nach Baiern hatte ziehen wollen, rief den Mahner selbst (1826) als Professor der Geschichte an die Universität München. Diese neue Wendung in Görres' Leben sollte auch sonst von Bedeutung werden. In Straßburg hatte er eine vergleichende „Sagengeschichte" begonnen und wollte auf 1823 daraus vorläufig „Altteutschland" drucken lassen; es unterblieb und wurde auch in Baiern nicht mehr vollendet; andere Arbeiten drängten sich ihm auf. Außerdem wurde er in einen neuen, fast ausschließlich katholischen Wirkungskreis versetzt und umgab ihn, den von seiner Umgebung stets beeinflußten Mann, bald eine ganze Reihe der hervorragendsten katholischen Gelehrten und auswärtige fanden sich ebenfalls gern bei ihm ein. Getragen und gestärkt durch den katholisch gesinnten König Ludwig I. und seine Minister Schenk und Abel, welch' letzterer aber so wenig ein Werkzeug des Görres'schen Kreises war, daß er diesen vielmehr zu seinen Zwecken und seiner absolutistischen Politik ausnutzen wollte, wurde München bald der Mittelpunkt katholischen Lebens in Deutschland. Von Frankreich, der Schweiz und anderwärts richtete man die Augen dahin, sogar Lamennais' Agentschaft hatte ihre Verbindung bis nach Baiern. Allerdings war G. ein gefeierter Lehrer, aber als Mittelpunkt des neuen katholischen Lebens warf sich der allgemeine Haß auf ihn; die alten Freunde ziehen sich von ihm zurück und sein Verkehr ist in anderen Kreisen, meist nur noch in Süddeutschland und Tirol, auch bei den ekstatischen Jungfrauen. Es wird jedoch von seinen wenigen noch überlebenden Freunden versichert, daß er seine Stellung beim König oder der Regierung niemals zur Erlangung ungesetzlicher Dinge mißbrauchte. Die Romantik hatte zuletzt in Clemens Brentano und seiner Nonne Katharina Emmerich den Höhepunkt der geistigen Verrücktheit erstiegen. G. verschloß sich anfänglich gegen diese Art Mystik und höhnte auch gelegentlich über dieselbe, und doch sollte er bald selbst derselben gänzlich verfallen. An sich war bei ihm der Schritt dazu nicht schwer und in seiner Natur begründet, denn von Anfang an bewegte er sich in einem Mysticismus eigenthümlicher Art; der Teufel 2c. spielte stets eine Rolle in seinen Schriften; je mehr er sich der Kirche auch innerlich zuwandte, desto mehr mußte ihm auch die von ihr stets anerkannte heilige und unheilige Mystik ein Element seines Glaubens werden. Er bedurfte nur noch einer Art Vertiefung des künftigen Systems, wie sie seinem Geiste entsprach, und diese fand er in der nunmehr aufkommenden Günther'schen Philosophie. Sie wurde, wie sich in seiner Einleitung zu Sepp's Leben Jesu zeigt, die Ergänzung seiner ohnehin immer festgehaltenen naturphilosophischen und mythologischen Anschauung von der Religion. Die Günther'sche Theorie vom Sündenfall und der Erbsünde wurde für G. ein Cardinalpunkt, um den sich sein Denken bewegte und durch sie wußte er die heilige und unheilige Mystik begründet. Dies theoretisch und historisch auszuführen und nachzuweisen war sein umfassendes Buch „Die christliche Mystik", 4 Bde., 1836—42, bestimmt. Damit war jede freundlichere Verbindung mit den früheren Freunden abgeschnitten; er erschien ihnen als ein „Dunkelmann", während er zugleich auch bei vielen Katholiken ein Kopfschütteln verursachte. In Rom sollte die Mystik sogar auf den Index verbotener Bücher gesetzt werden und konnte nur auf Anrufen Görres' durch die Dazwischenkunft König Ludwig I. vor diesem Schicksale bewahrt werden; doch wurde sie insofern später indirect censurirt, als Günther's Theorie von dem Menschen, die auch G. acceptirt hatte,

verdammt wurde. Eine förmliche Teufelsmanie brach unter den Professoren der Münchener Universität und im Volke aus: Ringseis gründete bekanntlich auf die nämliche Erbsünden- und Teufelstheorie sein medicinisches System: die Krankheit ist Folge der Sünde, also besteht die wahre Heilkunde darin, die Sünde erst zu beseitigen, die andere Thätigkeit der Heilkunde aber ist nur secundär. Sofort sieht G. darin eine Umwälzung in der Medicin und das allein wahre System derselben; dieses darzustellen war zur Wendung noch nothwendig, nachdem in Kirche, Staat und Schule schon eine gleiche vorangegangen (Hist.-pol. Bl. VIII, 87 ff.). Zu Gunsten Görres' kann jedoch außer seiner persönlichen Veranlagung noch das gesagt werden, daß er in der wissenschaftlichen Kritik schwach und in seinen späteren Jahren überhaupt äußerst leichtgläubig geworden war. Behauptete er doch allen Ernstes, daß der Teufel ihm zum Verdrusse ein verlegtes Manuscript beseitigt habe! Es wäre an Anderen gewesen, ihn von diesem Wege zurückzuhalten. Uebrigens bewahrten ihm dieser mystische Zug und seine Beschäftigung mit den Mystikern des Mittelalters, Franz v. Assisi (Der heilige Franz v. Assisi, ein Troubadour, 1826), Tauler und Suso, auch gegenüber der Kirche und den Päpsten die jenen Mystikern eigene Freimüthigkeit und Unabhängigkeit, welche ohnehin zu Görres' Natur gehörte. In der langen Vorrede zu Diepenbrock's Ausgabe des Suso (1829) spricht er mit einer solchen Offenheit und Herbe über die Gebrechen der Kirche und die Fehler der Päpste, daß sie jetzt um so mehr überraschen muß, als nunmehr eine solche Sprache in der römischen Kirche geradezu verpönt ist. Dieser Zug findet sich aber auch in jenen Schriften, welche durch die sogenannte Kölner Irrung veranlaßt wurden. Die damalige Kirchenpolitik Preußens und das Verhalten gegen Droste-Vischering wird heute von Niemandem mehr in Allem gebilligt: jene war ein Mißgriff und dieses als Polizeimaßregelung gehässig. Nochmals erhob G. mit jugendlicher Kraft seine Stimme und sie fand wiederum einen mächtigen Wiederhall: vier Auflagen erschienen in weniger als einem Jahre von seinem „Athanasius", 1837. Seinen Gegnern antwortete er in „Die Triarier, H. Leo, P. Marheinecke und K. Bruno", 1838; endlich erschien noch „Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung", 1842. Gerade in dieser ist er freimüthig wie je und seine alten Gedanken kehren immer wieder; ja, er adoptirt sogar (S. 109) den Gedanken Möhler's: „Wenn der Papst seine Schuldigkeit nicht thut, so derivirt seine Obliegenheit an die Bischöfe; versäumen diese ihre Pflicht, dann geht die Aufgabe an den unteren Clerus über, und wenn der Clerus seine Mission nicht erfüllt, ist die Sache an den Laien." Gegenüber dem Protestantismus ist G. freilich schonungslos: er wirft ihm nicht blos „Anarchie" vor, sondern auch sein feindseliges Verfahren gegen den Katholicismus, der endlich, seit langem als todt betrachtet, wieder erwacht sei und eine Macht dastehe; aber er mahnt doch nur zur gegenseitigen Verträglichkeit, denn in der bisherigen Befeindung könne es nicht fortgehen. Es ist gewissermaßen sein letztes Wort in dieser Beziehung: „Wir Alle, Katholische und Protestantische, haben in unseren Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlicher Irrsal, so oder anders; Keiner hat das Recht sich in Hoffart über den Anderen hinauszusetzen, und Gott duldet es an Keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen." Das Weitere wird die künftige Geschichte offenbaren; „die Gegenwart aber gebietet peremtorisch: daß wir miteinander uns vertragen. Das kann aber schlechterdings auf dem alten Wege, auf dem ihr seither die Dinge getrieben, nicht mit Erfolg geschehen." Die Stellung ist klar gezeichnet; sie sollte in den von ihm gegründeten „Historisch-politischen Blättern" ein dauerndes Organ erhalten. G. war ein viel und gern gehörter Lehrer (Augsb. Allg. Ztg. 1876, Beil. 41), aber sein Vortrag war eigenartig wie seine Persönlichkeit, wenn man so sagen darf, theosophisch. Ueber

die Art seiner Geschichtsbehandlung geben noch die Schriften Aufschluß: „Ueber die Grundlagen, Gliederung und Zeitfolge der Weltgeschichte“, 1830; „Die Japhetiden und ihre gemeinsame Heimath Armenien“, 1844; „Die drei Grundwurzeln des celtischen Stammes und ihre Einwanderung“, 1845. Nachdem er noch „Die Wallfahrt nach Trier“ 1845 geschrieben und darin, ohne Rücksicht auf die Aechtheit oder Unächtheit des „heiligen Rocks“, das Recht der Katholiken vertheidigt hatte als „ein großes vor dem Angesicht aller Völker von mehr als einer Million freier Menschen abgelegtes Zeugniß für ihren lebendigen Glauben an Christus, den Sohn Gottes“, schloß er mit dem „Spiegel der Zeit, Gesicht des Sehers“, 1848, seine Thätigkeit und sein Leben (29. Januar). Jedenfalls war G. ein merkwürdiger Mann. Zweimal war er mächtig: das erste Mal ein Sprecher der Nation gegen das Franzosenthum und die darauffolgende Reaction, und diese Thätigkeit wird von der Nation unvergessen bleiben; das zweite Mal trat er nur als Sprecher der katholischen Deutschen auf, aber sein Wort hatte eine gleiche Erhebung zur Folge wie das erste Mal; die Katholiken fingen an sich als eine Macht zu fühlen. Die schon längst vor und neben G. bestehende römische Partei pflückte die Früchte, obwol G. keine Faser von ihrem Wesen an sich hatte. Jetzt nennt sich seit der Säcularfeier seiner Geburt (1876) ein römisch-katholischer Verein „Görres-Verein“ oder „Akademie“. Al. Denk wollte ihn für die Altkatholiken vindiciren und sein Schüler Sepp ebenfalls die Figur seines Lehrers jener Partei entreißen. Lassen wir den Todten ruhen: er war nicht, was jene aus ihm machen wollen; was er wäre, wenn er noch lebte, wissen wir nicht. Seine Schriften sind bis auf einige kleinere und unbedeutendere schon genannt und bedürfen keiner wiederholten Aufzählung.

Biographien über ihn existiren eine ganze Reihe, von Haneberg, Sepp, G. Görres, Heinrich, Lasaulx, Brühl, Galland, Denk und nochmals Sepp ꝛc.

Friedrich.

Görres: Marie G., die jüngste Tochter des „alten“ G., geboren am 28. Juni 1828 zu Heidelberg; erbte einen fast männlichen Geist, nahm den treuesten Antheil an den Schicksalen und Wanderungen des Vaters, hütete und wahrte nach seinem Tode und dem Ableben ihres Bruders (1852) und ihrer Mutter (1855) die Traditionen des Hauses und der Familie, leitete den geschäftlichen Theil der Histor.-Pol. Blätter, besorgte eine Auswahl aus den „Politischen Schriften ihres Vaters“ (1854—59 in 6 Bänden) und begann die Herausgabe seiner Briefe: I. Bd. „Familienbriefe“, 1858 (II. und III. Bd. „Freundesbriefe“, herausgegeben von Franz Binder, 1874). Festhaltend an den alten, durch den Tod freilich immer mehr gelichteten Freunden ihres Hauses, correspondirte sie mit denselben, insbesondere mit Böhmer. Ihr streitkräftiger Sinn wagte sogar einen Proceß gegen den k. preußischen Fiscus anzustrengen, um Nachbezahlung der ihrem Vater vom J. 1817—27 noch rückständigen Pensionsansprüche, weshalb sie eine eigene Denkschrift (Augsburg 1863) in Druck gehen ließ. Auch sammelte sie den Stoff zu einem aus mustergiltigen Beispielen bestehenden „Lese-Buch für die deutsche Jugend“, welches 1854 und 1859 in zwei Auflagen (aber ohne ihren Namen) erschien. Marie G. starb am 20. Mai 1871.

Vgl. die schöne Broschüre: Erinnerung an Marie Görres von Franz Binder, München 1872 (Sep.-Abdruck aus dem 70. Bd. S. 397—419 und 497—524 der Hist.-Pol. Blätt.). Hyac. Holland.

Goertz: Georg Heinrich Freiherr von Schlitz, genannt von G., holstein-gottorpischer und schwedischer Staatsmann, aus einem fränkischen reichsritterschaftlichen Geschlechte, geboren 1668 als der Sohn Philipp Friedrichs v. G., Hauptmanns im fränkischen Kreise, und einer Minnigerode. Nach Beendigung

seiner Studien zu Jena, wo er im Zweikampf ein Auge verlor, verschaffte ihm 1698 die Empfehlung seines Oheims, kurbraunschweigischen Kammerpräsidenten v. G., der zuvor Hofmeister des Herzogs Friedrichs IV. von Gottorp gewesen war, eine Bestallung als Kammerherr im gottorpischen Dienste. Beim Ausbruche des nordischen Krieges folgte er dem Herzog in das Feldlager Karls XII.; nach der Schlacht bei Klissow (1702) überbrachte er die Nachricht von dem Tode seines Gebieters der Wittwe des Gefallenen, der Herzogin Hedwig Sophie, nach Stockholm, die ihn als Regentin für ihren unmündigen Sohn Karl Friedrich (geb. 1700) zum Geheimen Rathe ernannte. 1706 führte ihn eine diplomatische Mission von neuem in Karls XII. Hauptquartier, nach Alt-Ranstädt. Goertz's Einfluß auf die Verwaltung der Herzogthümer stieg, als nach dem Tode der Herzogin-Mutter (1708) sein Gönner, der Administrator Christian August von Lübeck, Bruder des verstorbenen Herzogs, die vormundschaftliche Regierung übernahm. Das Jahr darauf gelang es G., seinen Nebenbuhler, den Geheimrathspräsidenten Magnus v. Wedderkop, zu verdrängen und seine Abführung auf die Festung Tönning zu veranlassen. Hatte sich Gottorp während der Siegeszüge Karls XII. zu Schweden gehalten, so gebot die Wendung des schwedischen Glückes im J. 1709 dem kleinen Staatswesen eine einlenkende Haltung gegen Dänemark. Schon vor der Schlacht bei Pultawa, am 21. März 1709, war der Altonaer Receß vollzogen worden, in welchem Gottorp und Dänemark sich über einige ihrer Streitigkeiten verständigten; weitere Zugeständnisse machte Gottorp im Hamburger Vergleich von 1710. Im Herbst 1712 landete ein schwedisches Heer unter Marschall Stenbock in Pommern; nach seinem Siege über die Dänen bei Gadebusch (20. December) wandte sich der Marschall, im Widerspruch mit seinen Instructionen, die ihn nach Polen wiesen, nach Holstein. Die später laut gewordene Anklage, daß G. die Schweden ins Land gerufen habe, hat alle Wahrscheinlichkeit gegen sich, obgleich dem Staatsmanne, der sich zum Friedensvermittler zwischen den kämpfenden Parteien berufen glaubte, der Offensivvorstoß Stenbock's gegen Dänemark nicht unwillkommen gewesen sein kann. Die Lage der Gottorper wurde indeß eine sehr schwierige, als Stenbock, von den Russen und Sachsen, auf deren Abzug in die Heimath er gerechnet hatte, verfolgt und gedrängt, die Aufnahme in die Festung Tönning forderte, ein Ansinnen, dem der herzogliche Hof durch den geheimen Vertrag von Gottorp (21. Januar 1713) willfahrte. Eine auf den Namen des unmündigen, in Schweden weilenden Herzogs Karl Friedrich gefälschte Ordre an den Commandanten der Festung sollte dem Regenten und seinem Minister den Rücken decken; aber trotz aller Bemühungen des officiellen Gottorps, an dem am 14. Februar erfolgten Einmarsch der Schweden in Tönning unbetheiligt zu erscheinen, nahm der König von Dänemark Veranlassung, von dem gottorpischen Antheil an Schleswig und Holstein Besitz zu ergreifen. Die Restitution dieser Lande für das gottorpische Haus zu erwirken, — bekannt ist, daß 1720 im Frieden von Friedrichsburg wenigstens die schleswig'schen Gebiete der herzoglichen Linie definitiv bei der königlichen, bei Dänemark blieben, — war jetzt die vornehmste Aufgabe der Goertzischen Politik. G. versuchte und vermochte es, die gottorpische Frage zu einer europäischen zu machen. Auf schwedischen Schutz durfte er nicht mehr rechnen, seit König Karl, nach seinem „Kalabalik“ mit den Janitscharen, aus Bender nach Demotika geführt war; er mußte nach anderen Stützen umschauen. Durch russische Fürsprache erwirkte er sich Ende März 1713 eine Declaration des Königs von Dänemark, welche die Zurückgabe der gottorpischen Lande verhieß, sobald Tönning durch Goertzens Bemühungen von den Schweden befreit sein werde. Aber, wie es im dänischen Interesse lag, zugleich mit der Capitulation des schwedischen Heeres die der gottorpischen Festung herbeizuführen, so wußten sie im Laufe der Verhandlungen den Vermittler der Doppel-

züngigkeit zu zeihen und gaben ihm einen Zwangspaß. Stenbock ergab sich mit seinem Heere in Folge directer Verhandlung, ohne daß nun die Dänen die Belagerung der Festung, die der gottorpischen Besatzung noch verblieb, aufhoben. Wie den Dänen, so auch dem Czaren verdächtig geworden, setzte jetzt G. seine Hoffnung auf Preußen. Auf der Basis eines mit dem schwedischen Statthalter Graf Vellingk getroffenen Abkommens schloß er einen Vertrag mit Preußen (20. Juni), durch den dieser Staat und Gottorp sich zur Sequestration der deutschen Provinzen Schwedens vereinigten; zugleich versprach Preußen seine Verwendung für die Wiedereinsetzung der Gottorper und für die Herbeiführung eines für Schweden annehmbaren Friedens; in geheimen Artikeln wurde die gottorpische Succession in Schweden und die Abtretung von Schwedisch-Pommern bis zur Peene an Preußen in Aussicht genommen. Der schwedische Commandant von Stettin weigerte sich, das ohne unmittelbare Mitwirkung seines Königs getroffene Abkommen anzuerkennen und seine Festung den Sequestertruppen zu übergeben; Friedrich Wilhelm I. hielt damit das Abkommen mit Gottorp für erloschen. Aber G. wußte jetzt neue Fühlung mit Rußland und mit Kursachsen zu gewinnen, und als Stettin Ende September nach einem Bombardement an die Russen capitulirte, mußte sich Preußen im Schwedter Recesse, der die eroberte Festung preußischen Bataillonen einräumte, immerhin eine gottorpische Mitbesetzung gefallen lassen. So wenig dies im Sinne des Königs geschah, so ließ er doch diesen Erfolg der gottorpischen Politik ihrem Leiter nicht persönlich entgelten; G. erhielt damals den schwarzen Adlerorden. Im Februar 1714 mußte sich Tönning, von Hunger gezwungen, den Dänen ergeben. Als die Nachricht von dem Fall der Festung nach Petersburg kam, befand sich dort als Unterhändler von G. der Freiherr v. Bassewitz. Er sollte für den Herzog von Gottorp um die Hand einer Tochter des Czaren werben; der weitere Plan war, daß der Herzog nach seiner ihm von dem Czaren zu garantirenden Besteigung des schwedischen Throns Ingermanland und Carelien oder Esthland und Livland an Rußland abtreten, Rußland aber ihm zur Wiedererlangung seiner Erblande verhelfen sollte. Nun ließen eine Anzahl in Tönning vorgefundene Documente keinen Zweifel mehr darüber, daß die Schweden das Jahr zuvor in vollem Einverständniß mit den Gottorpern in die Festung gezogen waren. Der Czar brach deshalb die Verhandlung mit Bassewitz in brüsker Weise ab: „Wat will sik de kleene Keerl in de grote Sak meleeren? Ik war den Keerl na Sibirien schicken“, so soll er, nach Bassewitz, von G. gesagt haben. G. hätte jetzt gern den Unterhändler desavouirt; er befahl dem Legationssecretär Christ, sich der Papiere seines Chefs zu bemächtigen. Aber Bassewitz ließ sich nicht überraschen, um alsdann mit Enthüllungen gegen G. aufzutreten und auf dessen Vertheidigung mit rücksichtslosester Grobheit zu repliciren. Ein Nachspiel zu dem argen häuslichen Zwiste, den die beiden gottorpischen Staatsmänner vor aller Welt zum Austrag brachten, waren die beißenden Pamphlete, die G. gegen die Minister des Königs von Preußen schleuderte, als dieser dem intriguanten Diplomaten nunmehr seinen Hof verbot. So waren Goertz' Bemühungen, die Intervention einer größeren Macht für das Fürstenhaus, dem er diente, zu erzielen gescheitert. Gemeinsam ist seinen Anläufen in Berlin und in Petersburg, daß er die Herstellung des gottorpischen Besitzes auf Unkosten Schwedens anstrebte; nicht zu übersehen aber ist, daß er dabei fortdauernd im Einverständnisse mit dem schwedischen Generalgouverneur Vellingk handelte. Ob hinter Vellingk und G. die schwedische Adelspartei stand, die Partei der „Freiheitsmänner“, läßt sich mit genügender Sicherheit noch nicht nachweisen. Wiederholt ist bei den Verhandlungen mit Rußland die Rede davon gewesen, den „hochfahrenden Karl“ zu entthronen und durch den Herzog von Gottorp zu ersetzen, und derselbe Plan wird in den

diplomatischen Berichten aus Stockholm jenen Freiheitsmännern untergeschoben. Marschall Stenbock war der festen Ansicht, daß man ihn und seine Armee, als den letzten Hort der königlichen Gewalt, dieser Parteiintrigue zu Liebe in dänischer Gefangenschaft verschmachten lasse. Als Karl XII. im Herbst 1714 aus der Türkei zurückkehrte, galt der Staatsmann, der so schamlos, so urtheilte man, gegen ihn intriguirt hatte, in Aller Augen als verloren. G. eilte dem Kommenden bis nach Siebenbürgen entgegen; eine Krankheit verhinderte ihn, den König unterwegs zu sprechen. Karl beschied ihn nach Stralsund; was beide bei ihrer ersten Begegnung mit einander gesprochen, hat kein Zeuge gehört; aber G. genoß seitdem des Königs uneingeschränktes Vertrauen. Sein Verhältniß zu Karl war ein rein persönliches; nie in den schwedischen Unterthanenverband tretend, blieb G. gottorpischer Staatsbeamter. Aus einer Untersuchung, die gegen ihn als solchen im J. 1715 in Folge einer lebhaften Agitation in den Herzogthümern eingeleitet wurde und die sich theils gegen seine auswärtige Politik, vor Allem aber gegen seine Finanzverwaltung richtete, ging der allmächtige Günstling des schwedischen Königs unbehelligt hervor. Den verschlungenen Irrwegen der Politik von G. während jener letzten Zeit seines Lebens, die der schwedischen Geschichte angehört, kann hier nicht nachgegangen werden. Die Eigenschaften, die schon seine holsteinische Politik gekennzeichnet hatten, seine Geschmeidigkeit und Findsamkeit, seine Keckheit und Kaltblütigkeit — G. rühmte sich seines „Ministerialphlegmas“ — sie wuchsen mit den größeren Verhältnissen, in die er sich hineingestellt sah. Vor allen Thüren mit seinen Anträgen abgewiesen, überall auch persönlich so stark wie möglich discreditirt, wußte er doch durch die geschickteste Ausnützung der gegenseitigen Eifersüchteleien der Feinde Schwedens sich stets von neuem wieder Gehör zu verschaffen, so in Petersburg, so in Berlin, so in London — denn auch dem englischen Hofe war er in dem Grade verdächtig, daß derselbe im Februar 1717 im Haag, wo G. damals Ränke spann, seine Verhaftung veranlaßt hatte. Der König von Schweden, sagte man in Berlin, „wird mit Keinem Frieden machen; er wird die Conjuncturen abwarten, die so wunderlich laufen, daß er leicht seinen verlorenen Credit wieder bekommen kann; verlieren kann er nicht mehr, als er verloren hat, er kann nur noch gewinnen“. Eine Flugschrift von 1717 ruft der staunenerregenden Dreistheit der Goertzischen Politik die Worte zu: „Noch sei es nicht Mode, daß der Besiegte Gesetze vorschreibe.“ Berühmt und berüchtigt sind Goertz' Finanzoperationen, seine Einführung der kupfernen Werthzeichen, die den Gesammtwerth des schwedischen Nationalvermögens repräsentiren sollten; G. wurde das Vorbild für einen Law in Frankreich, dessen anfängliche Erfolge mit den Mississippiactien dann wieder in England die Südseecompagnie und die Bubbles anregten. Eine hohe staatsmännische Begabung und eine bewunderswürdige Hingebung für die Sache, der er sich jedesmal weihte, ist G. nicht abzusprechen, aber er bleibt der Typus für die anrüchige Cabinetspolitik des achtzehnten Jahrhunderts, er zählt zu den Virtuosen unter jenen „Roulettespielern der hohen Politik“, die mit kleinen Mitteln großes erreichen wollten. G. sei „impertinent und ein Betrüger“, so urtheilte Friedrich Wilhelm I. in seiner drastischen Art. Lange Zeit galt die Annahme, daß G. auf der Reise nach Friedrichshall, die in Folge des Todes seines Herrn und Beschützers durch seine Verhaftung unterbrochen wurde, den fertigen Friedensvertrag mit Rußland in der Tasche gehabt, daß demselben nur noch die Unterschrift Karls gefehlt habe. Neuere Forschungen haben erwiesen, daß die Verhandlungen mit dem Czaren bei aller Geneigtheit desselben und trotz aller Bemühungen Goertz' an dem unbeugsamen Eigensinne Karls gescheitert waren. Und das darf bei der Beurtheilung von G. nie vergessen werden, daß er eben nur das blinde, obgleich überaus geschickte Werkzeug

in der Hand eines keinen Widerspruch duldenden Selbstherrschers war. Gerade auf dem willenlosen Gehorsam, mit dem er sich dem starren Sinne seines Gebieters unterordnete, beruht wol das Geheimniß seines Verhältnisses zu Karl. Das blutige Ende, das G. am 13. März 1719 mit würdiger Fassung auf dem Schaffot zu Stockholm fand, hat vielfach Sympathieen für ihn wach gerufen; sein Schwiegersohn K. v. Moser hat zuerst in der „Rettung der Ehre und Unschuld des Freiherrn v. Schlitz genannt v. G." (1776) das unregelmäßige Verfahren seiner schwedischen Richter einer verdienten Kritik unterworfen. In Schleswig-Holstein blieb dem Namen G. der schlechteste Klang, immer aber sind die von seinen zahlreichen Feinden, den Amthor, Bassewitz, Ducros, Stenbock, Wedderkop, gegen ihn erhobenen Anklagen mit großer Vorsicht aufzunehmen.

P. v. Kobbe, Schleswig-Holstein'sche Gesch., 1694—1808, Altona 1834; R. Koser, Die Katastrophe der Schweden in Schleswig-Holstein i. J. 1713 (Zeitschrift für preuß. Gesch. XII, mit Nachtrag ebend. XIII); C. Paludan-Müller, Omrids af Kong Frederik den Fjerdes Kamp med Grev Magnus Stenbock og Baron Gortz i Aarene 1712, 13 og 14 (Historisk Tidsskrift, Kjobenhavn 1877); J. G. Droysen, Gesch. d. preuß. Pol., Abth. IV, Bd. 2; F. Carlson, Om Fredsunderhandlingarne åren 1709--1718, Stockholm 1857; A. Fryxell, Lebensgesch. Karls XII., a. d. Schwed. von G. F. v. Jenssen-Tusch und L. Rohrdantz, Braunschweig 1862; A. Brückner, Kupfergeldkrisen (Finanzgesch. Studien), Petersburg 1867. Koser.

Goertz: Johann Eustach, Graf von Schlitz, genannt G., wurde am 5. April 1737 auf der Familienherrschaft Schlitz als der jüngste Sohn seiner Eltern geboren. Im väterlichen Hause und durch einen zweijährigen Aufenthalt im Carolinum in Braunschweig vorgebildet, besuchte er von 1752 an die Universitäten Leyden und Straßburg, wo ihn besonders das Studium des deutschen Staatsrechts beschäftigte. 1755 trat er als Regierungsassessor mit dem Titel eines Regierungsrathes in den weimarischen Staatsdienst. Wiewol er sich der Gunst des Ministers Grafen Bünau, der ihn in sein Haus aufnahm und ihm die Führung seiner Correspondenz überließ, zu erfreuen hatte, so ging er doch schon im folgenden Jahre nach Gotha, wo er in dem Kreise ausgezeichneter Männer und Frauen, welche die Herzogin Louise Dorothee um sich versammelt hatte, seine weltmännische Bildung vollendete. 1759 nach Weimar zurückgerufen, wurde er 1762 mit der Erziehung des Erbprinzen Karl August und später auch mit der seines jüngeren Bruders (Ernst Constantin) beauftragt. Dieses Amt, dem er mit dem edlen Pflichtgefühl und dem hingebenden Eifer oblag, die er sein Leben lang in allen Stellungen bewährte, brachte ihn zuerst in Berührung mit Friedrich dem Großen, der für den Erzieher eines so hoffnungsvollen Prinzen, wie Karl August, die vortheilhafteste Meinung faßte. 1775, nach dem Regierungsantritt Karl Augusts, wurde G. in der ehrenvollsten Weise seiner Stellung enthoben und bald darauf zum Oberhofmeister der jungen Herzogin ernannt, eine Würde, die er jedoch schon im nächsten Jahre niederlegte. Seinen schwankenden Entschlüssen über die Wahl eines neuen Berufes, wobei sich seine Blicke auch auf Preußen richteten, machte endlich ein Ruf Friedrichs des Großen ein Ende. Auf die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten von Baiern, im Januar 1778, beauftragte er ihn mit einer geheimen Sendung an die Höfe von Mannheim und Zweibrücken, hauptsächlich um Klarheit darüber zu gewinnen, ob zwischen Oesterreich und dem neuen Kurfürsten Karl Theodor bereits ein Abkommen über die Theilung Baierns getroffen sei und ob sich von dem Herzoge Karl von Zweibrücken Widerspruch dagegen erwarten lasse. G. hat immer das sichtbare Walten der Vorsehung darin wahrzunehmen geglaubt, daß sie ihn in den Staat führte, dem er 30 Jahre hindurch

mit der glühendsten und reinsten Hingebung dienen konnte; an Hertzberg schreibt er bald darauf: er, ein Deutscher und frei geboren, würde niemals dem Rufe des Königs gefolgt sein, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß er, indem er dem König Friedrich diene, Deutschland und der deutschen Freiheit diene. Seiner diplomatischen Aufgabe wußte er sich übrigens in der geschicktesten Weise zu entledigen. Nachdem er sich schnell genug versichert, daß Karl Theodor von der Verbindung mit Oesterreich nicht mehr loszureißen sei, richtete er alle seine Bemühungen auf den Herzog Karl, und es gelang ihm, denselben zum öffentlichen Einspruch gegen die Theilung Baierns zu bestimmen und damit dem König Friedrich die Grundlage für sein Auftreten gegen Oesterreich zu verschaffen. Wie sehr Friedrich II. die Gewandtheit des jungen Diplomaten würdigte, der seinen Aufträgen meist zuvorgekommen war, bewies er, indem er ihn zum grand-maître de la garderobe und Staatsminister ernannte und ihm im J. 1779 seine Vertretung in St. Petersburg anvertraute, den wichtigsten und schwierigsten Gesandtschaftsposten, den es für Preußen gab. Sechs Jahre lang hat Graf G. diese Stellung in der würdigsten Weise ausgefüllt. Er zeigte sich, so schildert ihn sein College Segur, ernst und doch voll Feuer; seine hohe litterarische Bildung, sein Freimuth und seine Lebhaftigkeit erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe. Er ist die Rechtschaffenheit selbst, sagt ein anderer Franzose (Caillard). Dagegen entsprach der Erfolg seiner diplomatischen Thätigkeit keineswegs seinem persönlichen Ansehen. Da seine Ankunft in St. Petersburg mit jener Wendung Katharinas von der preußischen zur österreichischen Allianz zusammenfiel, so sah er von vornherein alle seine Bemühungen für die Politik Friedrichs an dem entschiedenen Widerwillen Katharinas gegen Preußen scheitern. Bei seinem leicht erregbaren Gemüthe, das sich bald in den Höhen überschwänglicher Hoffnungsseligkeit, bald in den Tiefen bitterer Verzweiflung bewegte, fand er sich durch die Aussichtslosigkeit aller seiner Anstrengungen gleich anfangs so sehr niedergedrückt, daß er wiederholt den Wunsch nach seiner Abberufung aussprach. Dazu kam, daß er auch von seinem Könige, dem es, wie man weiß, in den letzten Jahren fast niemand recht zu machen wußte, nicht selten Befehle empfing, deren Ton ihn empfindlich verletzen mußte. Dagegen stand er fortdauernd in vertrauter Verbindung mit dem Prinzen von Preußen und dem Baron Hertzberg. Mit dem letzteren namentlich begegnete er sich in dem Widerspruch gegen die Politik der letzten Jahre Friedrichs: auch er hätte statt der Hinneigung zu Frankreich eine Annäherung an England und mit England an Rußland vorgezogen; nur hielt er es für unmöglich schon mit der Kaiserin selbst, wie Hertzberg sich schmeichelte, eine Aussöhnung herbeizuführen; er erklärte sie für eine persönliche Feindin Preußens. Den Fürstenbund begrüßte er mit der lebhaftesten Genugthuung; er lebe wieder auf, schrieb er damals an Hertzberg; er sah darin die Frucht jener deutschpatriotischen Ideen, wie sie besonders in dem Kreise der mitteldeutschen Fürsten, in dem er ja selbst emporgewachsen war, gehegt und gepflegt wurden. Im Herbst 1785 erhielt G. endlich einen längeren Urlaub, den auch die Schwäche seiner durch den Schnee leidenden Augen nothwendig machte; seine wirkliche Abberufung erfolgte erst nach dem Tode Friedrichs des Großen. Friedrich Wilhelm II., der seit seinem Besuche in Petersburg das größte Vertrauen in ihn setzte, übertrug dem Grafen G. unmittelbar nach seinem Regierungsantritt eine außerordentliche Sendung nach dem Haag, um eine Ausgleichung zwischen seinem Schwager, dem Prinzen-Statthalter, und der patriotischen Partei zu versuchen. Aber Graf G. erlebte hier wieder, was ihm in Rußland begegnet war: wie er auf der einen Seite voll Verzweiflung die Unmöglichkeit erkannte, den Gegensatz zwischen dem Prinzen und den Patrioten, der durch den Gegensatz zwischen England und Frankreich

Stärke und Nachhaltigkeit empfing, durch diplomatische Bemühungen auszugleichen, so zog er sich auf der anderen Seite die Ungnade seines Königs zu, der ihn einer zu lebhaften Parteinahme für das englisch-oranische Interesse anklagte. Dies war auch der Grund, weshalb ihm König Friedrich Wilhelm nicht, wie die Prinzessin von Oranien und Hertzberg gewünscht hätten, die ständige Gesandtschaft im Haag übertrug, sondern ihn im December 1787 zum brandenburg-preußischen Comitialgesandten in Regensburg ernannte. Auch an diesem Orte, wo er 1778 seine diplomatische Laufbahn begonnen hatte und sie 1806 enden sollte, wußte er durch staatsmännische Eigenschaften und Liebenswürdigkeit des Charakters seine Collegen und die Einwohner gleichmäßig für sich einzunehmen; die Gegner nannten ihn spottend „das Orakel von Regensburg“. Wichtiger als seine diplomatische Thätigkeit in Regensburg selbst, waren die außerordentlichen Missionen, die ihm nach wie vor häufig anvertraut wurden. Im August 1789 ist er wieder bei dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken, um ihn bei dem preußischen Systeme festzuhalten und einen Vertrag zwischen ihm und Braunschweig zu vermitteln; im September bei dem Kurfürsten Karl Friedrich in Mainz. Vom Juli bis October 1790 treffen wir ihn in Frankfurt als Mitglied der preußischen Wahlbotschaft; seine Verdienste hiebei ehrte der König, indem er ihm auf Hertzberg's Antrag den schwarzen Adlerorden verlieh (11. November). Auch 1792 vertrat er Preußen bei der Wahl Franz II. Vom December 1797 bis Ende April 1799 nahm er als erster preußischer Bevollmächtigter an den Verhandlungen des Congresses zu Rastatt Antheil. Im November 1801 wurde er auf seinen Vorschlag nach Berlin berufen, um genaue Weisungen für die Verhandlungen über die Entschädigungsangelegenheiten zu erhalten; was er in Berlin sah und hörte, erfüllte ihn, wie seine Briefe an Hardenberg zeigen, mit trüben Vorahnungen. Im August 1802 nach Regensburg zurückgekehrt, vertrat er das preußische Interesse bei dem Zustandekommen des Reichsdeputations-Hauptschlusses. Nachdem der Ausbruch des Krieges von 1806 seiner diplomatischen Stellung ein Ende gemacht hatte, bat G., mit Verzicht auf eine Pension, am 17. August 1807 um seine Entlassung, die ihm König Friedrich Wilhelm III. unter schmeichelhaften Ausdrücken der Erkenntlichkeit für seine langen und treuen Dienste gewährte. Er lebte fortan still und zurückgezogen in Regensburg, beschäftigt vorzüglich mit litterarischen Arbeiten. Er veröffentlichte 1810 „Mémoires et actes authentiques relatifs aux négociations qui ont précédé le partage de la Pologne. Tirés du portefeuille d'un ancien ministre du XVIIIe siècle“, und 1812 „Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le Roi de Prusse Frédéric le Grand au comte Eustache de Goertz.“ G. starb in Regensburg am 7. August 1821. Wie er dort gelebt hat, zeigen am besten die Worte des Vorstandes der Regensburger Harmonie-Gesellschaft, der sich mit der Bitte um Beihülfe zu einem Denkmal für G. an König Friedrich Wilhelm III. wandte: „Er war ein wahrer Vater der Armen, der eifrigste Beförderer jedes schönen Beginnens, der thätigste Beschützer jedes edlen Unternehmens. Sein Leben wird ein Muster bleiben für die Nachwelt.“ Aus seinem Nachlaß, dessen reiche Materialien zur Zeitgeschichte für die historische Forschung zugänglich gemacht zu werden verdienten, sind 1827 veröffentlicht die unvollendeten „Historischen und politischen Denkwürdigkeiten des königlich preußischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz“; sie sind sehr unterrichtend und zuverläßig.

Acten des Geh. Staats-Archivs zu Berlin. Bailleu.

Goertz: Karl Friedrich Adam Graf und Herr von Schlitz genannt von Goertz, Bruder des Vorigen, geboren am 21. Dec. 1733 zu Schlitz in Franken, † am 24. Aug. 1797 zu Ohlau, als „preußischer General der Cavallerie“ ꝛc. Unter-

richtet im Carolinum zu Braunschweig, trat er 1750 in hessischen Militärdienst und 1762 als Oberst in den dänischen, welchen er nach dem Tode König Friedrichs V. verließ. G. reiste nach Potsdam und wurde hier, in Berücksichtigung seiner Leistungen bei der „alliirten“ Armee, angestellt als Oberst, mittelst Patent vom 15. November 1771. Er verblieb in der königlichen Suite; 1777 wird er Generalmajor, am 3. März 1786 Generallieutenant. Für das besondere Vertrauen seitens seines neuen Gebieters spricht namentlich Görtz' Entsendung nach Kassel 1785 (Fürstenbund. Vgl. Dohm, Denkwürdigkeiten, III. 93). Am 25. Januar 1786 stellte G. den Grafen Mirabeau dem Könige vor (vgl. Oeuvres XXV. 324). Bei Friedrichs Ableben gehörte G. zu den Wenigen, die in Sanssouci anwesend (vgl. Preuß IV. 268). Der Thronerbe zeichnete G. aus durch einen Platz in seinem Wagen während der Huldigungsreisen nach Königsberg und Breslau. Im September 1787 zum Chef eines Reiterregiments und 1795 zum General der Cavallerie ernannt, starb G. in seiner, durch Seydlitz allbekannten Kürassiergarnison.

Biogr. Daten u. Abbild sind aufbehalten im Berliner milit.-geneal. Calender 1788. Graf Lippe.

Gortzius, Maler, siehe Geldorp.

Görzke: Joachim Ernst v. G., kurbrandenburgischer Generallieutenant von der Cavallerie. Geboren am 11. April 1611 zu Bollersdorf in der Mittelmark ward G. in seinem neunten Jahre Edelknabe bei der Prinzessin Maria Eleonore, Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund. Als diese im J. 1620 den König Gustav Adolf von Schweden heirathete, nahm sie G. mit sich und empfahl ihn dem Könige so, daß dieser ihn 1623 unter seine eigenen Edelknaben aufnahm und 1628 wehrhaft machte. G. ward Reiter in des Königs Leibgarde und machte als solcher den Krieg in Deutschland mit, bei Leipzig wurde er Cornet. Nach Genesung von einer schweren, in der Schlacht bei Lützen erhaltenen Verwundung zog er bis zur Beendigung des Krieges mit der schwedischen Armee, 1634 als Chef einer Compagnie Reiter, 1642 als Oberstlieutenant, 1645 als Oberst über ein Regiment Cavallerie. Nach dem Frieden ging er auf seine Güter, verheirathete sich 1654 mit Lucie v. Schlieben, trat jedoch 1656 zur Campagne gegen Polen wieder in das Heer, und zwar in kurbrandenburgische Dienste, in denen er am 9. December desselben Jahres Generalmajor wurde und bei dem Großen Kurfürsten schnell zu großem Ansehen gelangte. Seine hervorragenden Eigenschaften als Truppenführer bewirkten, daß er demnächst je ein Regiment zu Pferde und eins zu Fuß erhielt und Oberst der Artillerie wurde. Am 10. December 1663 ward er Gouverneur von Memel und Chef der in Preußen stehenden Truppen; 1672 und 1674 begleitete er den Kurfürsten nach Westfalen und dem Elsaß, erhielt das Kannenbergische Regiment zu Pferde und avancirte am 1. Januar 1675 zum Generallieutenant. Am 15. und 18. Juni desselben Jahres nahm er ruhmreichen Antheil an den Kämpfen bei Rathenow und Fehrbellin, verfolgte die Schweden nach Pommern und wohnte in den folgenden Jahren den Belagerungen von Wolgast, Anklam, Demmin und Stettin bei. 1678 schloß er Greifswald ein und commandirte dann das Corps, welches im schnellen Siegeslauf die Schweden aus Preußen drängte und nach Livland verfolgte. Bis zum Frieden von St. Germain blieb er sodann Oberbefehlshaber in Preußen und bekleidete in seinen letzten Lebensjahren die Stelle eines Gouverneurs von Küstrin. G. schloß sein ruhmreiches Leben am 27. März 1682 zu Küstrin.

Pauli, Leben großer Helden, IX. S. 29 ff. — Biograph. Lexikon aller Helden u. Militärpersonen, welche sich in Preuß. Diensten berühmt gemacht, II. S. 26. Ernst Friedlaender.

Göschel: Karl Friedrich G., ward am 7. October 1784 zu Langensalza in Thüringen geboren, erhielt seine Gymnasialbildung in Gotha, bezog seit 1803 die Universität Leipzig, um Rechtswissenschaft zu studiren und ließ sich nach vollendeten akademischen Studien 1807 als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. Hier erwählte man ihn 1811 zum Mitglied des Stadtrathes. In dieser Stellung wurde er 1815 von Preußen mit übernommen und nahm 1818 die Berufung als Oberlandesgerichtsrath nach Naumburg an. Dies Amt verwaltete er bis 1834, wo man ihn als Hülfsarbeiter in das Justizministerium nach Berlin zog. 1837 wurde er zum geheimen Justizrath, 1839 zum Mitglied des Obercensur-Collegiums, 1843 zum Mitglied des Obercensur-Gerichts ernannt. Im J. 1845 zum Mitglied des Staatsraths berufen, wurde ihm noch in demselben Jahre das Präsidium im Consistorium für die Provinz Sachsen mit dem Range eines Oberpräsidenten übertragen. Bei den Berathungen über die Lösung der bekannten Gnesener und Kölner Verwicklungen und über das geeignetste Verfahren, welches gegen die lutherischen Separatisten einzuschlagen sein möchte, war schon früher Göschel's Stimme von bedeutendem Einfluß gewesen und dieser Einfluß gewann noch mehr an Bedeutung und Tragweite, als 1840 die strengen kirchlichen Grundsätze, deren Anhänger G. war und in welche er sich immer tiefer hineinlebte, mit dem Thronwechsel in Preußen auch in den höchsten Regierungskreisen zur Geltung und Herrschaft gelangten. Man hielt gerade die Provinz Sachsen, welche von jeher die eigentliche Heimath des Rationalismus gewesen war, wo die vom freisinnigsten Geiste durchwehten „Hallischen Jahrbücher“ ihre Geburtsstätte gehabt hatten, wo neben Wislicenus und Uhlich so viele andere Freunde der Aufklärung erstanden waren, für das geeignetste Gebiet, innerhalb dessen die Thätigkeit eines Mannes, wie G. sich mit besonderem Erfolg entfalten könnte. Indeß machte die März-Revolution 1848 der Wirksamkeit Göschel's ein Ende, seine allzu starre Anhänglichkeit an das Lutherthum nöthigte ihn bereits unterm 10. Juni um seine Entlassung einzukommen. Er erhielt sie, lebte darauf fast ein Jahr in Halle, wählte aber bereits 1849 Berlin als Aufenthaltsort. Um Ostern 1861 kehrte er nach Naumburg zurück, woselbst er schon im folgenden Jahre 1862 am 22. September, in einem Alter von 77 Jahren, nach einer Krankheit von nur einigen Tagen sein Leben beschloß. Im Leben Göschel's, welcher sich durch eine große Reihe von Schriften, die in das Gebiet der Geschichte, Philosophie, Theologie und Jurisprudenz einschlagen, rühmlichst bekannt gemacht hat, sind zwei Perioden, die frühere des theoretischen Gelehrten und die spätere des praktischen Politikers und kirchlichen Kämpfers auseinander zu halten. Die erstere fällt zum größten Theil in die Zeit seines ersten Aufenthalts in Naumburg. Göschel's schriftstellerische Erstlingsarbeit war eine „Chronik der Stadt Langensalza“, Bd. I—II (Langensalza 1818, 8°), Fortsetzung Bd. I—II (ebendas. 1842—43, 8°). Nach Veröffentlichung seiner Schrift „Caecilius und Octavius oder Gespräche über die vornehmsten Einwendungen gegen die christliche Wahrheit“ (Berlin 1828, 8°), einer Arbeit, bei der er seinen Namen unterdrückte, bekannte er sich in einer neuen Schrift „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen, im Verhältniß zum christlichen Glaubensbekenntniß“ (Berlin 1829, 8°), als treuen Anhänger und Verfechter der Hegel'schen Philosophie, deren Uebereinstimmung mit dem christlichen Glauben darzuthun er sich angelegentlichst bemühte. Noch bei Lebzeiten seines Ideals und Meisters Hegel galt er für den gründlichsten Kenner von dessen Philosophie und er hat als solcher in den gelehrten Kreisen Aufsehen gemacht. In jener angegebenen Absicht schrieb er ferner: „Der Monismus des Gedankens“ (Naumburg 1832, 8°) und „Hegel und seine Zeit, mit Rücksicht auf Goethe“ (Berlin 1832, 8°). Das letztere Buch stellte sich die Aufgabe, den Nachweis

des so oft bestrittenen und angezweifelten Vorhandenseins christlicher Gesinnung auch bei Goethe zu führen. Als nach Hegel's Tode dessen Schule sich in mehrere Parteien spaltete, wurde G. insbesondere durch seine Bemühungen, das Hegel'sche Philosophem mit dem Glauben zu versöhnen, mit in diese Gegensätze verwickelt und man betrachtete ihn als den Hauptvertreter der sogenannten rechten Seite der Hegel'schen Schule. Seine Theilnahme an der Controverse über die persönliche Unsterblichkeit des Individuums bekundete er durch Veröffentlichung der Schriften „Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der speculativen Philosophie" (Berlin 1835, 8⁰) und „Die siebenfältige Osterfrage" (Berlin 1836, 8⁰). Die hier zum Ausdruck gelangten religiösen Ideen und die vertretene theologische Richtung, spiegelt sich getreu wieder in denjenigen Schriften, deren überwiegender Inhalt der Jurisprudenz angehört, ich meine die „Zerstreuten Blätter aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen", Bd. I. II. III. 1. 2 (Erfurt und Schleusingen 1832—42. 8⁰), welche nach der Absicht des Verfassers keineswegs für Juristen allein geschrieben sind, ferner „Der Eid nach seinem Principe, Begriffe und Gebrauche" (Berlin 1837, 8⁰), „Das Particularrecht im Verhältniß zum gemeinen Rechte und der juristische Pantheismus" (Berlin 1837, 8⁰). Seiner Beziehung zu den Bewegungen, welche David Strauß' Leben Jesu hervorrief, verdanken die „Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott, dem Menschen und dem Gottmenschen" (Berlin 1838, 8⁰) ihre Entstehung. In den „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise", Bd. I—III (Schleusingen 1834—38, 8⁰), hat er wiederholt seine Ansichten über Goethe's Verhältniß zum christlichen Glauben auseinandergesetzt. Neben den eben besprochenen Arbeiten, welche ein ehrenvolles Zeugniß gründlicher Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit liefern, hat G. sich in mehreren Arbeiten als tiefen Kenner und warmen Verehrer Dante's gezeigt. In dieser Richtung hat er sich durch die Schrift „Aus Dante's göttlicher Komödie. Von den göttlichen Dingen in menschlicher Sprache zu einem fröhlichen Ausgange" (Naumburg 1834, 8⁰) und „Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung" (Berlin 1842, 8⁰), bekannt gemacht. In den letzten Jahren seines Lebens hat er, außer mehreren kleineren litterarischen Arbeiten, ursprünglich meistens Vorträgen, die er in einem Verein für kirchliche Zwecke gehalten hatte, das größere Werk „Die Concordienformel nach ihrer Geschichte, Lehre und kirchlichen Bedeutung" (Leipzig 1858, 8⁰) publicirt.

Heinrich Ed. Schmieder, Karl Friedrich G., Dr. juris, weiland Präsident des Consistoriums der Provinz Sachsen (Abdruck aus der Evangelischen Kirchenzeitung). Berlin 1863, 8⁰. (XII und 135 S.). Herrmann Müller.

Göschen: Georg Joachim G., berühmter Buchdrucker und Buchhändler in Leipzig. Er wurde am 22. December 1752 zu Bremen geboren. Sein Vater, Johann Reinhard G., war der Sohn eines Arztes, welcher sich in Bremen niedergelassen hatte. Er war Kaufmann, hatte aber durch die Unredlichkeit eines Schiffscapitäns, durch das grausame Strandrecht und durch die Härte seiner Gläubiger und Verwandten sein nicht unbedeutendes Vermögen eingebüßt. Durch diese harten Schläge des Schicksals genöthigt, verließ er seine Vaterstadt Bremen und wandte sich nach Vlotho an der Weser in Westfalen, wo er sich zum dritten Male mit einer Wittwe Stallforth verheirathete und daselbst neu etablirte. Aber auch an dem neuen Orte konnte er sein Geschäft nicht in Schwung bringen. Es traten neue Verluste hinzu, wodurch er sich genöthigt sah, von dort zu flüchten und seine Familie zu verlassen. Wohin er sich gewandt, ist nicht bekannt geworden. Die Verwandten seiner dritten Frau nahmen sich der verlassenen Familie an, nahmen zwei seiner Kinder zu sich, den Stiefsohn aber, Georg Joachim G., versah man mit Reisegeld und sandte ihn nach Bremen zu seinen

Verwandten. In seiner Vaterstadt glücklich angekommen, richtete er eine Bittschrift an seine Verwandten und angesehene Kaufleute, in welcher er seine hülflose Lage darstellte. Er erreichte dadurch, daß er bis zu seiner Mündigkeit ein Jahresgehalt von 80 Thalern, als jährliche Unterstützung ausgezahlt bekam. Man brachte ihn nun in Pension bei einem Schulmeister, Namens Fischer in Arbergen, einem Dorfe bei Bremen, unter, was ihm zum großen Glücke gereichte, da der dortige Pfarrer Heinrich Erhard Heeren, sich des lernbegierigen Knaben annahm; er ließ ihn mit seinem Sohne, dem späteren Professor und Geschichtsforscher zu Göttingen, Arnold Hermann Ludwig Heeren, geb. am 25. Oct. 1760, an dem Unterricht Theil nehmen, welchen er jenem Sohne gab. In diesen schönen Verhältnissen blieb er beinahe drei Jahre zu Arbergen. In seinem 15. Jahre zeigte G. Neigung zur Erlernung des Buchhandels, wurde deshalb in die Lehre des Buchhändlers Kramer in Bremen gethan. Er bestand seine Lehre zur Zufriedenheit seines Lehrherrn und erwarb sich durch seine geistige Befähigung, durch seine schönen Kenntnisse und sittliches Leben dessen volle Anerkennung. Er fand dadurch bald in einer der bedeutendsten und geachtetsten Buchhandlungen Leipzigs, bei Siegfried Leberecht Crusius eine Stellung. In dieser erwarb er sich, in seiner 13jährigen Anwesenheit, nicht nur das Vertrauen seines Principals, sondern empfahl sich auch den vielen mit der Handlung in Verbindung stehenden Gelehrten durch seine Geschäftstüchtigkeit und Gewandtheit. Durch seine gesellschaftliche Bildung fand er auch Zutritt zu den angesehensten Familien in Leipzig, wodurch sich Freundschaften und Bekanntschaften für das ganze Leben bildeten. Um das J. 1783 änderte er seine Stellung, indem er zu einer Anstellung in Dessau gewonnen wurde. Eine Anzahl von Gelehrten hatten nämlich in dem J. 1781 eine „Buchhandlung der Gelehrten“ in Dessau errichtet. Die Gründer hatten die Absicht, „jedem Gelehrten, der die Früchte seines Fleißes völliger als bisher genießen wolle“, dazu förderlich zu sein. Die Buchhandlung sollte aber nicht die Werke der Gelehrten in Verlag nehmen oder ein Eigenthumsrecht darauf erlangen, sondern nur, wenn Gelehrte die Auflage eines Werkes, das sie auf ihre Kosten hatten drucken lassen, ganz oder zum Theil an dieselbe einschickten, gegen mäßige Entschädigung auf Rechnung vertreiben, auch den Druck eingesandter Manuscripte, wenn der Betrag für Druck und Papier beigefügt wurde, ohne Anrechnung von Kosten für ihre Bemühung besorgen. Uebrigens hatten die Unternehmer einige Capitalisten gewonnen, die einen Fond begründeten, aus welchem die Verlagskosten für unbemittelte Autoren vorgeschossen und diesen ein baarer Vorschuß auf ihre Werke geleistet wurde. Diese Buchhandlung wurde unter die Oberaufsicht von zwei hochfürstlichen Räthen, Hofrath Leopold Hermann und Amtsrath L. de Marées in Dessau, gestellt, und hatte außerdem einen Inspector in der Person des Lehrers von dem Dessau'schen Erziehungsinstitute, Karl Siegmund Ouvrier. Den Geschäftsbetrieb besorgten zwei Factoren, der eine derselben war ein ehemaliger Pfarrer, Mag. J. G. Reiche, welcher den Plan zu der ganzen Unternehmung entworfen hatte, der andere der in Dessau etablirte Buchhändler Steinacker. Um das J. 1783 trat nun G. in diese „Buchhandlung der Gelehrten“ als Factor ein, ob an Steinacker's Stelle oder wegen des Wachsens des Geschäftes, als dritter Factor, muß dahin gestellt bleiben. Er blieb drei Jahre in dieser Stellung, dann überwarf er sich im Frühjahre 1785 mit seinem Collegen Reiche, in Folge dessen er den Entschluß faßte, aus jenem Geschäfte auszutreten und eine Buchhandlung in Leipzig auf eigene Rechnung zu begründen. Schon während G. noch in seiner Stellung in Dessau war, hatte er angefangen, einzelne Sachen auf eigene Kosten zu verlegen, indem sein Freund, Christian Gottfried Körner, ihm die Mittel dazu geboten hatte. Als nun der Entschluß bei ihm feststand, sich selbst zu etabliren, wandte

er sich an seinen Freund Körner, welcher durch den Tod seines Vaters in die Lage gekommen war, über Geldmittel zu gebieten, und bat denselben, „die Compagnieschaft vollständig zu machen“ und sich zur Gründung einer Buchhandlung in Leipzig mit ihm zu associiren. Körner ging auf diesen Vorschlag ein und G. machte sich auf, nach Gotha und Weimar zu reisen, um sich Verlagsartikel von Wieland, Bode und Musäus zu verschaffen. Er kam Ende Mai mit großen Hoffnungen beseelt in Leipzig an. Unterm 17. April 1785 war Friedrich Schiller von Mannheim dort angekommen und G. machte die Bekanntschaft desselben, wodurch eine Freundschaft auf das ganze Leben beider entstand. Jetzt entfaltete G. eine außerordentliche Thätigkeit, schon zu Ostern 1785 kündigte er sechs Verlagsartikel an, aber schon diese und noch drei von den 15 angekündigten zeigen den Verlagsort „Dessau und Leipzig“, während die übrigen „Leipzig“ nennen. Durch seine Rührigkeit hatte es G. schon bis Mitte 1787 dahin gebracht, daß seine Verhältnisse sich so günstig gestalteten, daß er „die drückende Societät“ mit Körner aufheben und ganz selbständig sein Geschäft betreiben konnte. Er war sogar in den Stand gesetzt, von dem Capital, welches er von Körner zur Etablirung erhalten hatte, Rückzahlungen machen zu können. Unter den vielen Verlagsunternehmungen ragt besonders die erste Gesammtausgabe der Goethe'schen Schriften (1787—91) hervor, mit demselben Jahre begann auch die Herausgabe verschiedener Werke von Wieland im Göschen'schen Verlage. Wieland hatte G. das Wort gegeben, bei ihm nach dem Tode seines Verlegers, Philipp Erasmus Reich, seine künftigen Werke zu verlegen und da nun Reich am 3. December 1787 gestorben war, so überschickte Wieland, ganz unaufgefordert, an G. seine „Gedanken über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren“ und im J. 1791 den „Peregrinus Proteus“ und „Neue Göttergespräche“, damit er sie in seinen Verlag nehme. Durch diese Wieland'schen Verlagswerke kam G. auf den Gedanken, eine Gesammtausgabe von Wieland zu veranstalten, dieselbe mit möglichster Pracht und mit großen Didot'schen lateinischen Lettern zu drucken; welchen Gedanken er auch ausführte. Allein man konnte in Leipzig ein Buch mit Lettern nach Didot'schen Mustern nicht gedruckt erhalten. Er entschloß sich daher, um „die Concession zur Anlegung einer Buchdruckerei mit lateinischen Schriften nach Didot“ bei dem Kurfürsten von Sachsen nachzusuchen. Er reichte unterm 11. Februar 1793 auch das Gesuch ein, und führte zur Unterstützung desselben an, „daß dies nicht blos zu seinem Vortheile, sondern auch zur Vervollkommnung der typographischen Kunst in Leipzig gereichen werde, ohne den Rechten Anderer den geringsten Eintrag zu thun. Da nämlich der Buchdrucker Unger in Berlin bis jetzt der einzige in Deutschland sei, der sich im Besitze Didot'scher Lettern befinde, so werde durch Gewährung seiner Bitte dieser Vortheil auch einer Druckerei in Sachsen zu Theil, und zwar mit beträchtlichen Vorzügen vor jenem Berliner Buchdrucker, da seine Didot'schen Lettern, wie er dieselben von einem deutschen Schriftgießer habe verbessern lassen, und wie eine beigelegte Probe beweisen werde, die Unger'schen Lettern um Vieles überträfen“. Nachdem er hierauf noch gründlich nachgewiesen, daß den Leipziger Buchdruckern ein Verbietungsrecht hierbei nicht zustehe, sowie andererseits, daß dieselben zur Herstellung eines solchen Druckes, wie er ihn beabsichtigte, und zu der dabei erforderlichen besonderen Behandlung des Papiers nicht eingerichtet seien, fügt er endlich noch hinzu, daß er diese Concession nur zum Drucke seines eigenen Verlages, und zwar nur zu dem Theile desselben, den er mit dergleichen lateinischen Lettern drucken lassen werde, ganz vorzüglich aber zu der jetzt bei ihm erscheinenden Sammlung von Wieland's Werken nachsuche, daß er nicht für andere Verleger drucken, sondern von seinen eigenen Verlagsartikeln auch fernerhin Vieles in anderen Druckereien drucken

lassen werde. Es erfolgte auch unterm 4. März 1793 die Genehmigung des Gesuches, wenn auch die ganze Leipziger Buchdrucker-Innung sehr starken Widerspruch erhob. Jedoch wurde die Beschränkung des Gebrauches seiner Druckerei die er sich bei seinem Gesuche selbst auferlegt hatte, nämlich nur eine gewisse Anzahl von Verlagswerken darin drucken zu lassen, doch für ihn mit der Zeit sehr lästig. Die Verlagsunternehmungen hatten sich sehr gemehrt und dadurch gewann seine Verlagsbuchhandlung in den nächstfolgenden Jahren immer mehr an Umfang, deshalb beschloß er, sich eine unbeschränkte Concession zum Drucken zu suchen und verlegte aus diesem Grunde seine Druckerei von Leipzig nach Grimma. Er suchte die Concession zur Errichtung einer Buchdruckerei für jene Stadt nach, erhielt dieselbe unterm 14. Juli 1797, „daß er den in dem Regulativ vom 11. Januar 1780 wegen der Büchercensur enthaltenen Vorschriften sowohl, als insonderheit dem nach Anleitung gedachten Regulativs und dem beigefügten Formular zu leistenden Angelöbnisse nachkomme“ ꝛc. Die Buchdruckerei wurde im Juli 1797 von Leipzig nach Grimma übergesiedelt, dagegen blieb die Göschen'sche Verlagshandlung noch längere Zeit in Leipzig und ließ er unterdessen die Druckerei in Grimma durch einen tüchtigen Factor leiten. Als Correctoren stellte er bedeutende Privatgelehrte an, so unter anderen Christian Gottlob Lorenz und den bekannten Dichter und Schriftsteller Johann Gottfried Seume, welch' letzterer jedoch die Stelle nicht lange bekleidete und sie schon 1801 wieder aufgab. Göschen's Vermögenszustände hatten sich schon nach einigen Jahren, seit der Gründung seines Geschäftes, so bedeutend gehoben, daß er, als Naturfreund, daran denken konnte, sich einen Landsitz zu kaufen und da sich ein solcher in Hohenstädt bei Grimma fand, so ließ er diese Gelegenheit nicht unbeachtet vorübergehen und erwarb denselben zum festen und bleibenden Besitz für sich und seine Familie. Er wurde im Sommer 1797 zum ersten Mal von ihm bezogen und dieses Ereigniß ist wol jedenfalls die Hauptursache davon gewesen, daß er gerade nach Grimma seine Buchdruckerei verlegte. Bis zum J. 1812 wurde dieser Landsitz nur für den Sommer als Wohnort der Familie benutzt, aber seit genanntem Jahre zog G. auch für den Winter nicht mehr nach Leipzig, sondern blieb das ganze Jahr hindurch in Hohenstädt. Zu Ostern 1823 verlegte er auch die Buchhandlung nach Grimma und übergab auch um diese Zeit seinem ältesten Sohne, Karl Friedrich, die Leitung der Druckerei. Derselbe war bis dahin schon in dem väterlichen Geschäfte thätig gewesen. G. heirathete am 12. Mai 1788 zu Dobrilugk die Tochter des dortigen Amtmanns, Johanne Henriette Heun, und es entsprossen aus dieser glücklichen Ehe acht Söhne und zwei Töchter. Von seinen Kindern kommen hier besonders in Betracht der schon erwähnte Karl Friedrich, geb. am 28. Juni 1790, welcher die Druckerei leitete, und Hermann Julius, geb. am 4. September 1803. Dieser letztere erlernte den Buchhandel in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und war im Geschäfte seines Vaters thätig; er führte nach dem Tode desselben das Geschäft bis zum J. 1838 weiter und starb unverheirathet am 29. Juni 1846 zu Hohenstädt. G. selbst erreichte das Alter von 75 Jahren und starb am 5. April 1828 zu Grimma. Seine Gattin überlebte ihn um 22 Jahre, auch sie starb in Grimma am 25. October 1850 nach zurückgelegtem 86. Lebensjahre. Ueber G., als Mensch und Buchhändler, läßt sich nur Gutes berichten, denn bei der Wahl seiner Verlagsunternehmungen ließ er sich zunächst nicht von der Aussicht auf Gewinn, sondern von seiner Neigung und dem Wunsche, leiten, die deutsche Litteratur zu fördern. Gegen die Verfasser der Werke, die er in Verlag nahm, bewies er sich sehr liberal und zahlte für damalige Zeit sehr ansehnliche Honorare. So zahlte er unter anderem an Wieland für die zweite Auflage seiner sämmtlichen Werke 7000 Thaler Honorar und für neue Schriften für jeden Bogen

15 Thaler. Schiller erhielt von G. für den Bogen 3 Louisd'or, für die erste Auflage des 30jährigen Krieges im historischen Kalender hatte er ihm 400 Thlr. bezahlt, worauf jener an G. unterm 27. October 1790 schreibt: „Sie haben mich nicht bezahlt, sondern belohnt, und die Wünsche auch des ungenügsamsten Autors übertroffen“. Und selbst der Hofrath Müllner in Weißenfels, der manchem Buchhändler durch seine Honorarforderungen das Leben sauer machte und sie in Processe verwickelte, hat in seiner letzten Schrift, in welcher er seine Verleger mustert, in dem historischen Drama: „Meine Lämmer und ihre Hirten“, welches im J. 1828 erschien und den achten Theil seiner dramatischen Werke bildet, nur mit Liebe und Achtung von dem „wackern“ G. gesprochen und uns ein Bild von dem geschäftlichen Verkehr mit ihm gegeben, das G. im günstigsten Lichte erscheinen läßt. Außer den Werken von Klopstock, Wieland, deren Prachtausgaben heute noch mustergültig sind, gingen die Schriften von Böttiger, Förster, v. Houwald, Iffland, Kind, Küttner, Müllner, Neubeck, v. Racknitz, Schiller, Seume, Thümmel ꝛc. in vorzüglicher Ausstattung, wenigstens zum größeren Theil, aus seiner Presse hervor und zierten seinen Verlag. Bei allen seinen Verlagsunternehmungen aber zeigte sich sein Verständniß, seine Sachkenntniß, sowie sein richtiger Takt. Das Gedeihen und die Förderung seines Berufes und Standes lag ihm sehr am Herzen und er war auch im Interesse des Gedeihens des Buchhandels selbst schriftstellerisch thätig. Am merkwürdigsten und noch bis auf die Gegenwart beherzigungswerth sind die Worte in der Schrift: „Meine Gedanken über den Buchhandel und über dessen Mängel, meine wenigen Erfahrungen und meine unmaßgeblichen Vorschläge, dieselben zu verbessern“ (Leipzig 1802, 8), wo er unter Anderem sagt: „Der Handel muß seiner Natur nach frei sein, rechtlich, sittlich, also redlich, billig, nicht durch Schleudern, nicht durch Chicane, nicht durch Verbreiten schädlicher Producte ꝛc. — Der Beruf des Buchhändlers erfordert Kenntnisse, Bildung und edle Gesinnungen. Er muß von dem Eifer belebt sein, die Wissenschaften zu befördern, insofern dadurch das Wohl der Menschen befördert wird; ein Buchhändler, wenn er nicht allgemein verachtet sein will, muß vor allen Dingen durchaus ein rechtschaffener Mann sein“. — Wie streng er an seinem einmal als Recht anerkannten Grundsatze festhielt, dafür mag folgendes zum Beweise dienen: als ihn der Rath der Stadt Grimma von der Verordnung des Consistoriums zu Leipzig vom 22. Februar 1828 schriftlich in Kenntniß setzte, wodurch der Vertrieb der Memoiren Casanova's bei 5 Thaler Strafe für jedes Exemplar verboten wurde, erwiderte G. am 18. März 1828: „Ich zeige hiermit an, daß ich Casanova's Memoiren niemals bezogen und verkauft habe, und dieses Buch auch ohne Verbot nicht verkauft haben würde.“ Er hatte den Grundsatz, daß moralisch gefährliche Litteratur durch seine Buchhandlung nicht verbreitet werden durfte. Außerdem war G. noch litterarisch thätig, so gab er anonym heraus: „Reise von Johann“ (1793), dann das Lustspiel: „Zweimal sterben macht Unfug“ (1800) und noch verschiedene kleine Abhandlungen und Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften ꝛc. Bis zum J. 1838 wurde die Buchhandlung auf Rechnung der Erben fortgeführt, dann aber in demselben Jahre an Cotta in Stuttgart verkauft, welcher die alte Firma zum Theil auch bei neuen Verlagsunternehmungen fortbestehen ließ. Im J. 1868 wurde das Geschäft an Ferdinand Weibert verkauft, welcher dasselbe bis zum heutigen Tage unter der alten Firma fortsetzt.

Vgl. Hasse, Buchdruckergeschichte, S. 29 u. ff. Lorenz, Zur Erinnerung an Georg Joachim G., Grimma 1861, 4°. Buchner, Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels, III. Heft: Wieland und G. Schiller's Briefwechsel mit Körner, I. S. 66—91. Gruber, Leben Wieland's, IV. S. 11 ff., 23 ff. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang VI., 2. Thl., S. 933 ff. Laun, Memoiren II. 184 ff. Meusel, Gelehrtes Teutschland. Böttiger, Litte-

rarische Zustände und Zeitgenossen I. 149, 181 ff. Boas, Schiller u. Goethe im Xenienkampfe I. S. 155 ꝛc. Kelchner.

Göschen: Johann Friedrich Ludwig G., Rechtsgelehrter, geb. am 16. Februar 1778 zu Königsberg in Preußen, † am 24. September 1837 in Göttingen. Auf der Domschule in Magdeburg vorgebildet, bezog er 1794 die Universität seiner Vaterstadt, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, welches er 1796—98 in Göttingen fortsetzte. Dort gewann er jedoch für die Naturwissenschaften, mit denen er das Studium der Oekonomie verbinden wollte, ein höheres Interesse, hielt sich dann auf den Gütern des Grafen von Veltheim bei Helmstädt auf und kaufte 1800 in der Nähe von Königsberg ein Landgut, das er 1804 wieder zu verkaufen genöthigt ward. Er ging nun nach Magdeburg, um in den praktischen Justizdienst einzutreten, da er aber keine Anstellung fand, 1806 nach Berlin, wo er, durch Savigny und Niebuhr angeregt, die juristischen Studien von neuem aufnahm. Nachdem er hier 1811 den Doctorgrad erlangt, wurde er noch in demselben Jahre zum außerordentlichen, 1813 zum ordentlichen Professor der Rechte ernannt. 1815 vereinigte er sich mit Savigny und Eichhorn zur Herausgabe der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“. Auf Savigny's Vorschlag entsandte ihn die Berliner Akademie 1817 mit dem Philologen Immanuel Bekker nach Verona zur Entzifferung der von Niebuhr entdeckten Handschrift des Gaius und beauftragte ihn mit der Veröffentlichung derselben. Eine Frucht seiner Thätigkeit war die erste vollständige Edition des Gaius: „Gaii Institutionum commentarii IV“, 1820; 2. Ausg. mit Benutzung von F. Bluhme's Revision 1824; 3. Ausg. von K. Lachmann 1842, welcher letzteren die ebenfalls von Lachmann vollendete Bearbeitung für das Bonner „Corpus iuris Anteiustiniani“ (1841) voranging. 1822 als ordentlicher Professor der Rechte und außerordentlicher Beisitzer des Spruchcollegiums nach Göttingen berufen, ward er 1828 Hofrath, 1829 ordentliches Mitglied des Spruchcollegiums, 1833 Mitglied der Honoren-Facultät. Aus seinen hinterlassenen Papieren veröffentlichte A. Erxleben die „Vorlesungen über das gemeine Civilrecht“ (1838—40, 3 Bde. in 5 Abtheilungen; 2. Aufl. 1843).

Ersch u. Gruber, 1. Sect. 72, 216 f. Pütter, Gelehrtengesch. d. Univ. Göttingen 4, 276 f. Steffenhagen.

Göschen: Otto G., Rechtsgelehrter, wurde geboren zu Berlin den 10. Juli 1808 als Sohn von Joh. Friedr. Ludwig G. Er studirte in Göttingen, war kurze Zeit Advocat, dann Accessist der Bibliothek in Göttingen, promovirte daselbst 1832 („De adquisitione per eum qui serviat“), habilitirte sich 1833 in Berlin, wo er 1839 außerordentlicher Professor wurde, nachdem er einen Ruf nach Basel ausgeschlagen hatte. Frühjahr 1841 in das Spruchcollegium aufgenommen, ging er als ordentlicher Professor für canonisches Recht und deutsches Privatrecht 1844 nach Halle, war 1860—61 Rector und starb am 30. Sept. 1865 daselbst. In erster Ehe war er mit Anna v. Eichhorn (Tochter des preußischen Cultusministers) vermählt gewesen. Bekannt gemacht hat er sich durch: „Die goslarischen Statuten“, 1840 — „Das sächsische Landrecht nach der Quedlinburger Pergamenthandschrift“, 1853 — „Doctrina de matrimonio ex ordinationibus saec. XVI. adumbrata“, 1847 — „Doctrina de disciplina eccles. ex ordinationibus saec. XVI. adumbrata“, 1859 — Art. „Ehe“ in Herzog's Realencyklopädie III. 666 ff.

Stobbe, Gesch. d. deutschen Rechtsquellen I. 293, 316, 518. — Friedberg, Recht der Eheschließung, S. 268, Note 1. Teichmann.

Gosen: Justquinus v. G., Rathsherr von Stralsund, durch Theilnahme an den dortigen Verfassungsstreitigkeiten und diplomatischen Verhandlungen während des 30jährigen Krieges von Bedeutung, wirkte am Anfang des 17. Jahr-

hunderts als Rechtsanwalt in Stralsund und war als solcher auch dem Herzoge Philipp Julius von Pommern-Wolgast (1592—1625) bekannt geworden. Als letzterer daher bei seiner Anwesenheit in Stralsund im J. 1612 eine Aenderung der städtischen Verfassung erstrebte, welche unter Verminderung der Rathsgewalt die Macht des Landesherrn vergrößern und den Einfluß der Bürgerschaft vermehren sollte, ernannte er G., welcher nicht zu den einheimischen Patricierfamilien gehörte, zum Bürgerworthalter, weil er in ihm, als einem Fremden, ein gefügiges Werkzeug seiner Absichten zu erkennen glaubte. Als G. jedoch wider Erwarten in selbständiger Weise Gerechtigkeit nach allen Seiten ausübte, entsetzte er ihn seines Amtes und ging in seinem Zorn so weit, daß er ihn 1614 und 1616 in Wolgast gefangen hielt. In Folge dessen geschah es, daß der Stralsunder Erb- und Bürgervertrag von 1615 und 1616, durch welche die Verhältnisse zwischen dem Herzog und dem Rath und des letzteren mit der Bürgerschaft geordnet wurden, nicht von G., sondern von Heinrich Stamke (Stammichius), einem Braunschweiger Juristen, und bisherigen Erzieher des Freiherrn von Putbus, und dem Dr. jur. Matthäus Gerdes ausgearbeitet wurde. Der Stralsunder Rath, welcher Gosen's Werth wohl erkannte, bot ihm in dankbarer Gesinnung das Syndicat an, er lehnte dieses Amt aber ab und trat erst, nachdem der Streit beigelegt war, im J. 1629, jedoch nicht als Syndicus, in den Rath, jene Thätigkeit zuerst an Dr. M. Gerdes und dann, nach dessen Tode 1625, an Dr. J. Hasert (s. d. B.) überlassend. Noch vor seiner neuen Stellung wirkte er für kräftige Gegenwehr bei der Belagerung Stralsunds durch Wallenstein und war vom 16. August bis 21. September 1628 mit dem Bürgermeister Dr. Steinwig bei der Gesandtschaft an König Gustav Adolf nach Graudenz, durch welche die nähere Verbindung der Stadt mit Schweden angeknüpft wurde. Nachdem er in der Folge, zur Deckung der dem König geliehenen Gelder, die Domänen Kakernehl, Witten-Bocken- und Crummen-hagen erworben hatte, die später auf seine Neffen übergingen, starb er im November 1636.

Brandenburg, Gesch. des Stralsunder Magistrats, 1837. Dinnies, Stemmata Sundensia. Fock, Rüg.-pomm. Gesch. VI. 60, 155, 302, 321. Pyl.

Gossart: Jan G., Maler, genannt Mabuse (in lateinischen Inschriften Malbodius) nach seinem Geburtsorte Maubeuge im Hennegau, gest. zu Antwerpen am 1. October 1532. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, die gewöhnliche Annahme: um 1470, ist eine auf irrthümlicher Voraussetzung beruhende Berechnung. Ein Bild von ihm in Hampton Court galt als das der Kinder Heinrichs VII. und hätte, nach dem Alter der Dargestellten, ungefähr um 1495 in England gemalt sein müssen. Aber das Bild ist allerdings von Gossart's Hand, doch, wie schon das Costüm zeigt, nicht vor 1525 entstanden, und es stellt die Kinder Christians II. von Dänemark dar (G. Scharf, Archaeologia, vol. XXXIX). Dagegen ist wahrscheinlich Pinchart's Vermuthung begründet, daß ein 1503 in die Malergilde zu Antwerpen eingeschriebener Jennyn van Hennegouwe mit unserem Künstler identisch sei, den auch van Mander „Jennyn de Mabuse“ nennt. „Er hat Italien und andere Länder besucht“, sagt Mander, „und war einer der ersten, welche die rechte Weise der Composition und der Darstellung profaner Gegenstände, nackter Figuren und allerlei Poetereien aus Italien nach Flandern brachten“. Zeit und Dauer von Gossart's Aufenthalt in Italien stehen nicht fest; möglich, daß seine Reise ganz oder theilweise mit derjenigen des Grafen Philipp von Burgund, der etwa im J. 1508 als kaiserlicher Gesandter zu Julius II. ging, zusammenfiel. Wenigstens war nach dessen Rückkehr (um 1513) G. im Dienste dieses Fürsten, eines Bastards von Philipp dem Guten, und zwar gemeinschaftlich mit dem Venetianer Jacopo de' Barbari, jenem interessanten Vermittler zwischen italienischem und deutschem Geschmack. Bei der

Ausschmückung des Schlosses Zuytborch waren beide beschäftigt, wie Gerard von Nymwegen, Philipp's Biograph, berichtet. Auch als der Graf im J. 1517 Bischof von Utrecht wurde, folgte ihm G. dorthin und arbeitete für das Schloß Duerstede. Schon vor dem Tode dieses Herrn (1524) war er gelegentlich für andere Fürsten und Vornehme beschäftigt. König Karl, der spätere Kaiser, hatte ihm Ostern 1516 für ein Porträt seiner Schwester Eleonore und Anderes Zahlungen zu leisten. Die Erzherzogin Margaretha verwendete ihn 1523 zu Mecheln für Herstellung einiger älterer Bilder. In Mecheln scheint G. einige Zeit gelebt zu haben, da er, wie wir sehen werden, auch den Altar der dortigen Lucasgilde gemalt hat. Längere Zeit war Middelburg sein Wohnsitz, wo auch sein Schwiegersohn, der Maler Hendrik van der Heyden aus Löwen, lebte. Die Beziehung zu Christian II. von Dänemark, der nach seiner Vertreibung im J. 1523 in den Niederlanden residirte, wird nicht nur durch das Bild in Hampton Court, sondern auch durch einen vom 20. August 1528 datirten Brief des Königs bewiesen, der für das Grabmal seiner verstorbenen Gemahlin Isabella von Oesterreich „Jennyn's“ Rath einholen will (Messager des sciences historiques, Gand 1855, S. 415). Wir kennen nur eine kleine Zahl echter und gesicherter Werke des Künstlers, von denen blos wenige datirt sind. Gossart's Hauptwerk war ein großer Altar mit der Kreuzabnahme zu Middelburg, der 1568 durch Blitzschlag zerstört wurde. Dürer, der denselben Ende 1520 gesehen, bewunderte ihn im Colorit. Unter allem Erhaltenen steht der heilige Lucas, der die Madonna malt, im Dom zu Prag (zur Zeit in der Sammlung patriotischer Kunstfreunde daselbst) obenan. Er hatte mit zwei später dazu gemalten Flügeln von Michael Cocxie den Altar der Capelle der Malergilde in der Kathedrale zu Mecheln geschmückt und war von Kaiser Rudolf II. entführt worden; vergebens verlangte der Rath von Mecheln im J. 1614 das Werk von Kaiser Matthias zurück (vgl. das in der Revue d'histoire et d'archéologie, T. I, publicirte Document). Bei einer Reinigung im J. 1836 kam der vergessene Name des Meisters, Gossart, zum Vorschein. G. zeigt sich hier im Vollbesitz der flandrischen Technik und ihres trefflichen Colorits, in den Figuren sucht er den älteren Stil festzuhalten, und zwar in Haltung und Bewegungen wie in der etwas zu schweren Gewandung; nur hat er nicht mehr ganz die Tiefe und Innigkeit der alten Meister. Die Detailbehandlung in Schmucksachen und Beiwerk ist von höchster Feinheit. Die Renaissanceformen der Architektur sind offenbar in Italien an der Quelle studirt, wenn auch dem flandrischen Geschmack angepaßt; unter den Bildwerken, welche zur Decoration dienen, sind ein Knabe mit der Gans, ein bronzener Hercules vom Alterthum inspirirt. Der Hintergrund mit seinem effectvollen Durchblick ist ebenso vorzüglich in der charakteristischen Wiedergabe des Materials, Bronze und Marmor, wie in der vollkommen beherrschten Linien- und Luftperspective. In großen Kirchenbildern pflegt M. den traditionellen Stil möglichst festzuhalten, so in der mit seinem vollen Namen bezeichneten Anbetung der Könige in der Sammlung des Earl of Carlisle zu Castle Howard, einer großartigen Composition von 30 Figuren, bei welcher die Architektur ebenfalls eine von Italien beeinflußte Renaissance ist. In manchen kleineren Madonnenbildern strebt Mabuse nach größerer Freiheit vom älteren Stil in den Typen und den Motiven der Bewegung und geht auf eine Linienführung, eine Grazie, aus, für die Leonardo da Vinci und seine Schule die Vorbilder gewähren, während er zugleich die Kinderkörperchen auf das Feinste zu modelliren versteht. Vorzugsweise anmuthig ist die Madonna mit dem Kinde an der offenen Brust im Kunstverein zu Münster (bezeichnet), während bei der Madonna mit dem Knaben im Hemdchen, der einen Apfel hält, im Berliner Museum, die Motive schon an das Gezierte streifen. Ein Brustbild der Maria mit dem Kinde in der Dresdener Gallerie ist in den Zügen besonders individuell. Nach Adel der

Form und Bewegung strebte G. namentlich in einer kleinen Madonna in ganzer Figur auf einem Renaissancethron, 1527 datirt, in der Münchener Pinakothek und öfter wiederholt. Eben so häufig ist schon in alter Zeit das kleine Eccehomo-Bild im Museum zu Antwerpen (bezeichnet) copirt worden. Das 1517 datirte Diptychon im Louvre, das auf einer Tafel die Madonna, auf der anderen Jean Carandolet, den Kanzler von Flandern, im Brustbild zeigt, ist für G. als Bildnißmaler charakteristisch. Hier wie in dem erwähnten Bilde der drei Kinder Christians II. zu Hampton Court ist zwar die Neigung zu etwas übertriebener Plastik in der Modellirung, zugleich aber auch ein vollendetes Naturgefühl wahrzunehmen; eine zu große Blässe im Fleisch ist nur einem Schwinden der rothen Töne zuzuschreiben. Die Goldwägerin im Museum zu Berlin ist eine individuelle und anziehende Genrefigur. Am wenigsten werden wir den von G. gemalten mythologischen Gegenständen, den „Poetereien", die seine Zeitgenossen vor allem interessirten, Geschmack abgewinnen. Seiner 1527 datirten Danae, die in einem säulengetragenen Rundbau sitzt und den Goldregen im Schooße auffängt (München, Pinakothek) fehlt idealer Schwung und die Poesie des Sinnlichen. Bei nackten Figuren in großem Maßstabe, wie dem Neptun mit der Amphitrite, von 1516, im Berliner Museum, den zwei Adam- und Eva-Bildern ebenda und in Hampton Court, sucht er sich die imposanten Motive, die virtuose Behandlung der Muskeln, wie er sie bei Michelangelo kennen gelernt, anzueignen, wird aber schwülstig, gesucht und kalt in der Farbe. Fraglich ist, ob die Bezeichnung Cosart auf einem der letzten Bilder in dem berühmten Breviario Grimani der Marcusbibliothek zu Venedig, der Disputation der heiligen Katharina mit den Philosophen, auf M. geht. Die Renaissance des Hintergrundes entspricht seinem Geschmack, während sonst spätgothische Architektur in diesen Miniaturen vorwiegt. Keinesfalls hat aber Mabuse an diesem wol schon Ende des 15. Jahrhunderts vollendeten Brevier einen weiteren Antheil, als daß er auf einem noch leer gebliebenen Blatte einen gelegentlichen Versuch in der Miniaturmalerei machte. — Neben Quintin Messys ist Mabuse damals der größte niederländische Maler. Jener bleibt der heimathlichen Tradition treuer und ist somit in sich einiger, während G. es zwar oft zu einer größeren Freiheit, einem moderneren Gepräge des Stiles bringt, dabei aber in einen Zwiespalt zwischen flandrischem Charakter und italienischen Einflüssen geräth. Woltmann.

Gössel: Joachim G., druckte von 1618—43 zu Hildesheim. Aus seiner Druckerei ging im Anfange des 30jährigen Krieges die erste Zeitung des Landes Hannover hervor, doch konnte man sie eigentlich nicht als eine selbständige Zeitung bezeichnen, da sie nur ein Wiederdruck einer Nürnberger Zeitung war, wie der Titel der zweiten Nummer selbst angibt. Die erste Nummer von 1619 trägt den Titel: „Die erste Zeitung, die sich im ganzen römischen Reiche, sowohl auch in den benachbarten Ländern als Welschland, Frankreich, Hispanien, Engeland, Dänemark, Schweden, Pohlen, Moscau, Liefland, Türkei u. s. w. und dann in den weit abgelegenen Inseln, als Cypern, Madera, Candia u. s. w. begeben und zugetragen, so durchs ganze Jahr wöchentlich anher gelanget und avisiret worden". Die zweite Nummer hat dagegen den Zusatz: „von Nürnberg wöchentlich anhero gelangt". Aus diesem Anfang einer Zeitung entstand später die „privilegirte Hildesheimische Zeitung". Im J. 1621 muß die Zeitung noch bestanden haben, da der Magistrat von Hildesheim einen eigenen Censor für diese Zeitung angestellt hatte. Nach dem Tode des Joachim G. setzten seine Wittwe und Erben die Druckerei fort und 1649 druckten sie unter anderem eine Hildesheimische Gerichtsordnung. Etwa um 1650 ging die Druckerei von Gössel's Erben auf Julius Geißmar über.

Vgl. Grotefend, Geschichte der Buchdruckereien in den hannoverschen und braunschweigischen Landen. Schwarzkopf, Ueber politische Zeitungen 2c. in

Sachsen, Thüringen 2c., S. 100 u. ff. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, I. Bd. S. 220. Kelchner.

Goßler: Friedrich Franz Theodor G., als Franciscaner Pater Henricus, geb. zu Magdeburg am 1. Novbr. 1800, gest. zu Wiedenbrück in Westfalen am 2. Decbr. 1856. Sein Vater war Präsident des Harzdepartements im Königreich Westfalen, später Regierungspräsident in Köln. G. studirte mit seinem jüngeren Bruder Hermann Joseph (später Oberlandesgerichtsrath zu Ratibor, gest. 1853 zu Schweidnitz) Jura in Berlin und Bonn. Am letzteren Orte traten beide Brüder nach dem Vorgange des Professor Freudenfeld (gest. als Jesuit zu Stonyhurst in England am 19. Juli 1850) zur katholischen Kirche über. Nachdem G. einige Zeit Assessor am Kammergericht zu Berlin und in Hamm gewesen, trat er 1826 zu Rietberg in Westfalen in den Franciscanerorden, der eben damals von Friedrich Wilhelm IV. die Erlaubniß erhalten, wieder Novizen aufzunehmen. Im J. 1843 gerieth er in Folge seines Projectes ein Clarissinnenkloster zu gründen, mit seinen Oberen in Conflict, erregte durch eine mit seinen Clarissinnen unternommene abenteuerliche Reise nach Berlin Aufsehen (vgl. Hist.-pol. Blätter XI [1843], 205), wurde nach Rom citirt und machte von dort aus auch eine Reise nach Jerusalem („Pilgerreise nach Jerusalem 1843—44", Paderborn 1848). In Rom wohlwollend behandelt, kehrte er nach Westfalen zurück und lebte fortan zurückgezogen, in den letzten Jahren rückenmarksleidend, in verschiedenen Klöstern der westfälischen Ordensprovinz. G. schrieb einige Broschüren über die Angelegenheit des Erzbischofs Clemens August von Köln (1837 und 1838) und eine sehr große Zahl von Gebet- und Erbauungsbüchern. Von einem wunderlichen theosophisch-kabbalistischen Bibelcommentar („Die heil. Schrift in ihrer Ur-Sprache") sind nur zwei Hefte (1850) erschienen.

Rosenthal, Convertitenbilder, 2. Aufl. 1. Bd. 1. Abth. S. 402. — Raßmann, Münsterländ. Schriftsteller S. 128 (Verzeichniß der Schriften Goßler's). Reusch.

Goßner: Johannes Evangelist G., der bedeutendste Vertreter der evangelischen Bewegung, welche gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Baiern entstand, wurde geboren am 12. (oder 14.) Decbr. 1773 in dem baierischen Weiler Hausen (bei Günzburg, damals zum Bisthum Augsburg gehörig). Schon frühe erwachte in dem frommen, talentvollen und lernbegierigen Knaben der Wunsch, Geistlicher zu werden; den Widerstand seiner wohlhabenden Eltern, deren 10. Kind er war, überwindend, trat er mit 12 Jahren in das Salvatorgymnasium in Augsburg ein, welches von Jesuiten trotz der Aufhebung ihres Ordens geleitet wurde; Frühjahr 1792 bezog G. die Universität Dillingen, September 1793 vertauschte er sie mit Ingolstadt, dessen Georgianum ihm einen erwünschten Freiplatz gewährte. Trübe sind dem nach Wahrheit strebenden Jüngling dort die Tage verflossen; die Anstalt wurde in jesuitischem Geiste geleitet, die Lehrer beschäftigten sich wenig mit ihren Zöglingen, strenge Vorschriften schlossen diese vom Umgang mit andern Leuten fast völlig ab; ihm selbst konnten seine Studiengenossen, meist Bauernsöhne ohne ernstes wissenschaftliches Streben, die an materiellen Ergötzlichkeiten ihre höchste Freude fanden, wenig Sympathie abgewinnen. Mit trefflichen Zeugnissen ausgerüstet, ein ernster frommer Jüngling, verließ G. am 21. Juli 1797 Ingolstadt, um den Rest des Jahres in dem Priesterhause zu Pfaffenhausen zuzubringen. Es schien ihm ein Gefängniß zu sein und von ganzem Herzen freute er sich, als er die Priesterweihe erhalten hatte und am 28. Jan. 1798 dem Hause Valet sagen konnte; für seine besondere Begabung war die anregende praktische Thätigkeit eines Geistlichen die passendste; und in richtiger Erkenntniß seiner selbst hatte er die Aufforderung eine

wissenschaftliche Laufbahn als Universitätslehrer einzuschlagen früher schon abgewiesen. In den drei Stellen, die er der Reihe nach bekleidete, Stoffenried, Neuburg und Steeg widmete er sich mit allem Eifer, dessen seine fromme Seele fähig war, seinen geistlichen Amtspflichten, besonders der Seelsorge; das Bild des Seelsorgers, wie es Sailer in seiner Pastoraltheologie gezeichnet hatte, suchte er lebendig darzustellen. Zugleich ging in jener Zeit eine bedeutsame innerliche Wendung bei ihm vor. Eine eigenthümliche reformatorische Bewegung war gegen Ende des 18. Jahrhunderts in der katholischen Kirche jener Gegend entstanden (zwischen Lech und Iller); sie fiel zeitlich zusammen mit der Aufhebung des Jesuitenordens und den Bestrebungen, eine deutsche katholische Nationalkirche zu bilden; sie war hervorgerufen durch die geistige Dürre, welche Rationalismus und jesuitischer Schematismus auf dem Felde katholischer Lehre und Lebens hervorgebracht hatte; ein Dringen auf religiöse Innerlichkeit war das charakteristische Zeichen dieser Bewegung, im Anschluß an Fenélon, Thomas a Kempis u. A. suchten die Vertreter dieser Richtung auf die evangelischen Grundprinzipien zurückzugehen, welche sich noch in der katholischen Glaubenslehre fanden. Wissenschaftlich war diese Richtung angeregt worden durch Joh. Mich. Sailer, welcher neben einer großartigen schriftstellerischen Thätigkeit einen weitgreifenden Einfluß als Lehrer auf die baierische theologische Jugend ausübte. Aber während Sailer den Boden der katholischen Kirche und Lehre nie verließ, waren Boos (s. d. Art.) und nach ihm und durch ihn G. von ihren praktischen religiösen Bedürfnissen getrieben bald weiter geführt zu specifisch evangelischen Grundsätzen, zur Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Noch meinten sie mit ihren Anschauungen Raum in ihrer katholischen Landeskirche zu haben, aber der lebhafte Trieb zu gemeinschaftlicher Erbauung, der sich in diesen Kreisen kund gab, erregte das Mißtrauen der bischöflichen Regierung. G., welcher Frühjahr 1801 als Domcaplan nach Augsburg berufen worden, wurde März 1802 in Untersuchung gezogen und zu mehrwöchigem Aufenthalt im Priestercorrectionshaus Göppingen verurtheilt. Längere Zeit lebte er dann ohne Stelle bei Freunden, da änderte der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 — wie soviele Verhältnisse auch seine Stellung. Das Bisthum Augsburg fiel an Bayern, und Montgelas, der ehemalige Illuminat, bevorzugte besonders die Männer, welche die pfäffische Regierung verfolgt hatte. G. erhielt die gutdotirte Pfarrei Dirlewang bei Mindelheim (September 1803). Emsig und segensreich wirkte er bis Januar 1811 in dieser Gemeinde, ein anregender Kreis edler gleichgesinnter Freunde, darunter Schmid, Fenneberg, Siller, Bayr umgab ihn, bald aber wurde er auch mit den glaubenstreuen Protestanten Süddeutschlands, Kießling, Schöner, Buchrucker, Spittler, Blumhard u. A. bekannt, er nahm Theil an den Bestrebungen der Bibelgesellschaft für Süddeutschland und die Schweiz und verbreitete eifrig das Wort Gottes und erbauliche Schriften. Damit wurde aber die Kluft, welche ihn innerlich vom Katholicismus trennte, größer, eine Reise nach Basel, Zürich, St. Gallen, wo ihm die evangelische Kirche zum erstenmal in ihrer äußeren Erscheinung entgegen trat, vermehrte die Entfremdung, aber den entscheidenden Schritt des Uebertrittes that er noch nicht. Wegen geschwächter Gesundheit legte er seine Pfarrstelle nieder und nahm eine Beneficiatenstelle in München an, aber sobald er wieder predigen konnte, widmete er sich eifrig pfarramtlicher Thätigkeit und seine ausgezeichnete Rednergabe getragen von wahrer Frömmigkeit, sammelte rasch aus allen Schichten der Bevölkerung eine zahlreiche „Goßnergemeinde“ um ihn. Weithin verbreitete sich sein Ruf, norddeutsche Theologen versäumten selten, wenn ihr Weg sie durch München führte, ihn zu besuchen, die beiden Sack, Snethlage, Schleiermacher (Herbst 1818) sprachen nacheinander bei dem „tüchtigen, festen, frommen Mann“ ein, auch Bethmann-Hollweg besuchte

ihn (Juli 1817), auch mit der Brüdergemeinde trat er zunächst brieflich in Verbindung. Aber die katholische Kirche wandte ihrem halbabtrünnigen Sohne jetzt ihre volle Aufmerksamkeit zu; der Jesuitenorden war wieder hergestellt worden, die Curie unablässig bemüht, die frühere Macht aufs neue zu gewinnen, Montgelas wurde entlassen (2. Febr. 1817). Bei einer solchen Richtung der Geister konnte ein Mann wie G. nicht lange unangefochten in evangelischem Sinne wirken. Müde der Verdächtigungen, fürchtend, mundtodt gemacht zu werden reichte er am 23. Aug. 1819 seine Entlassung ein und nahm die Stelle eines katholischen Religionslehrers am Gymnasium von Düsseldorf an, dieselbe welche vor ihm Boos inne gehabt hatte. Aber lange war seines Bleibens nicht daselbst, ränkevolle Denunciationen von Baiern ausgehend, erschwerten seine Thätigkeit. Da entriß ihn ein Ruf nach St. Petersburg (März 1820) dieser unangenehmen Lage. Kaiser Alexander I. hatte unter dem Einfluß der Frau v. Krüdener sein Reich den religiösen Flüchtlingen geöffnet. Würtemberger und Baiern waren zahlreich in die südlichen Provinzen eingewandert, Lindl, Goßner's Freund, war Probst bei Odessa, G. selbst wurde Prediger an der katholischen Maltheserkirche in St. Petersburg (10./22. Juli 1820). Wie überall so gewann G. während der vier Jahre seines dortigen Aufenthaltes durch seine eifrige pfarramtliche Thätigkeit großen Einfluß; aber als nach dem Congreß in Verona der Kaiser durch die altrussische Opposition in seinen Reformplänen wankend gemacht wurde und Galitzin, Goßner's Beschützer, gestürzt war, wurde G. selbst als Illuminat verdächtigt, die eifrige Förderung der Bibelverbreitung ihm vorgeworfen und unverfängliche Stellen aus seinem Buche: „Der Geist des Lebens und der Lehre Jesu" als Schmähungen der heil. Jungfrau ausgelegt. Das Predigen wurde ihm verboten und er am 11. Mai (29. April) 1824 des Landes verwiesen. Die Hoffnung, welche er jahrelang hegte, seine Unschuld werde erkannt und er wieder nach Petersburg zurückberufen werden, ging nicht in Erfüllung. Den Sommer 1824 hielt er sich in Berlin und Altona auf, 15. October zog er nach Leipzig. Ziemlich abgeschlossen, nur mit wenigen Familien verkehrend, brachte er dort beinahe zwei Jahre zu; ein umfangreicher Briefwechsel entschädigte ihn für die selbstgewählte Einsamkeit und fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit bewies, daß er sein Pfund nicht vergraben wolle. Versammlungen, von wenigen Leuten besucht, gaben der Polizei den Anlaß, ihn aus Leipzig auszuweisen. Den Heimatlosen nahm Graf Reuß XXXVIII. in Jänkendorf auf; mit ihm und andern adeligen Familien, Stollberg, Reden, Dohna, war G. schon früher bekannt geworden. Am 23. Juli 1826 trat er öffentlich in Königshayn zum Protestantismus über; innerlich hatte er schon lange keine Gemeinschaft mehr mit seiner Mutterkirche; er wollte auch nach außen hin Klarheit über seine Herzensstellung geben, die Sehnsucht nach einer festen geregelten Wirksamkeit wirkte ebenfalls zu diesem Schritt mit. In Berlin sollte ihm diese zu Theil werden; seine Bekannten brachten ihn dorthin als an einen für seine Thätigkeit geeigneten Ort; aber Jahre lang zog sich seine definitive Anstellung hinaus, auch nachdem der mehr als 50jährige Mann die Pein einer förmlichen Prüfung mit Probepredigt hatte über sich ergehen lassen; mit mancherlei Widerwärtigkeiten hatte er zu kämpfen. Die Berliner Geistlichen, mit Ausnahme Schleiermacher's, versagten ihm ihre Kanzeln; Februar 1829 erfolgte endlich seine Berufung an die Bethlehemskirche, rasch sammelte sich auch hier wieder eine zahlreiche Gemeinde aus allen Ständen um ihn und seine bedeutende Anlage zu praktischer Thätigkeit kam zu voller Entfaltung, er gründete einen Männerkrankenverein, das Elisabethenkrankenhaus, mehrere Kinderbewahranstalten. Eben so weitgreifend war seine Thätigkeit in der Förderung der äußeren Mission; er gründete 1834 eine Zeitschrift: „Die Biene auf dem Missionsfelde" für Missionsfreunde

und Missionsvereine; seiner anregenden Persönlichkeit gelang es, stets neue Sendboten für das Evangelium zu gewinnen, im Capland, in Nordamerika unter die kirchlicher Pflege entbehrenden Deutschen, auf die Chathamsinseln in Polynesien, besonders in Indien unter den Khols waren ihre Stationen, von welchen die letztere die bedeutendste, noch blühende ist. Zunehmende Kränklichkeit und ämtliche Verdrießlichkeiten bewogen ihn am 21. April 1846 seine Stelle aufzugeben, ungestört konnte er sich nun diesen Werken der christlichen Barmherzigkeit und Bruderliebe widmen, bis der Tod am 20. März 1858 dem reichgesegneten Leben und Wirken ein Ende machte. — Von seinen Schriften, welche alle, auch die historischen, einen erbaulichen Charakter an sich tragen, sind die bekanntesten und bedeutendsten: „Das Erbauungsbuch des Christen oder die hl. Schriften des N. Testamentes“, Th. 1—8. 1827—31; „Geist des Lebens und der Lehre Jesu“, Bd. 1. 2., 1823, und besonders sein „Schatzkästchen“, enthaltend biblische Betrachtungen auf alle Tage im Jahre, Bd. 1. 2., 1825, oft aufgelegt; mehrere Sammlungen seiner Predigten und „Martin Boos, der Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“, herausgegeben von J. Goßner, 1831, ein schönes Denkmal pietätsvoller Treue, das er dem frühverstorbenen Freunde setzte.

Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des neunzehnten Jahrhunderts von Hermann Dalton. Berlin, Verlag des Goßnerischen Missions-Vereins. 1874, eine vortreffliche Biographie mit Benutzung vielen handschriftlichen Materials und umfangreicher Litteraturkenntniß klar und anziehend geschrieben. Prochnow, Johannes Goßner. Biographie aus Tagebüchern und Briefen, Berlin 1864. Bethmann-Hollweg, Johannes Goßner in Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben, 1858. S. 177 ff. Evangelische Kirchenzeitung, 1858. S. 837 ff. Aichinger, Johann Michael Sailer, Freiburg 1865. Schmid, Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands, München 1874. Theodor Schott.

Goswin von Amstel. Als der Bischofsstuhl von Utrecht, durch den Tod Otto's III., welcher dem holländischen Grafenhause nahe anverwandt war, 1249 erledigt war, machten sich die Domherren der fünf Kapitelkirchen die Abwesenheit des römischen Königs, Wilhelm II. von Holland, welcher vom Kriege um die deutsche Krone ganz in Anspruch genommen war, zu Nutze, um frei von fremder besonders holländischer Einmischung, die Bischofswahl zu vollziehen. Sie wählten einstimmig G. v. A., seit 1225 Propst von St. Johann zu Utrecht, welcher zwar einem holländischen, aber um seiner heranwachsenden Macht bei dem Grafen Wilhelm wenig in Gunst stehenden Geschlechte angehörte. Die Wahl war indeß keine glückliche. Wie Heda und andere Chronisten berichten, machte man dem neuen Bischof bald den Vorwurf großen Ungeschickes in Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten, und als er kaum einige Monate sein Amt bekleidet hatte, erschien der römische König, vom päpstlichen Legaten Petrus de Caputio und vom kölnischen Erzbischof Konrad begleitet, zu Utrecht, worauf sich G. genöthigt sah, auf einer allgemeinen Kapitelsynode seine Würde niederzulegen. König und Legat empfahlen auf den Vorschlag des Erzbischofs dem Kapitel den Heinrich von Vianden. Daß in Wahrheit das Kapitel sich über die Fähigkeiten eines Mannes, den es seit 25 Jahren kannte, so getäuscht haben sollte, ist doch kaum glaublich. Der wirkliche Grund, um dessen Willen G. zum Rücktritt gewungen ward, war doch wol der, daß Graf Wilhelm seinen Einfluß im Stift behaupten und darum den Bischofsstuhl nicht in die Hände eines der mächtigsten Geschlechter des Landes kommen lassen wollte. Als vom Papste Innocentius IV. gekröntem römischen Könige konnte es Wilhelm nicht schwer fallen, die Gutheißung des Papstes zu erlangen. Ob G. nach seiner Entsetzung

zu seiner Propstei zurückkehrte, wie er es sich bei der Wahl vorbehielt, ist streitig. Mehr Wahrscheinlichkeit hat eine andere Nachricht, nach der er Decan der Kathedralkirche zu Köln geworden und dort gestorben sei. Weiteres über ihn bei Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II. 1. St. Bl. 116 ss. Arend, Gesch. d. Vaderl. II. Bl. 283 und van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Goswin von Marienberg ist der erste tirolische Chronist. Ueber sein Leben erfahren wir nur wenig und zwar fast nur aus seinem Werke. Vom Mutterschoße an, wie er sagt, von der Habe des Klosters Marienberg ernährt, bereitete er sich dort zur Zeit der furchtbaren Pest von 1348, welche alle Brüder des Stiftes bis auf ihn, den Abt Wyso, einen Priester und einen Laienbruder hinwegraffte, auf die Priesterweihe vor, die er im folgenden Jahre erhielt. Da nun Mönche aus verschiedenen Gegenden ins Kloster berufen wurden und in Folge dessen der Chorgesang gar nicht mehr harmonirte, setzte G. die Melodien in Noten, zu welchem Zwecke ihm der Abt selbst einen großen Theil des Antiphonars vorsang. Im J. 1374 erscheint er als Prior des Stifts. Am 1. April dieses Jahres ernannte ihn Leopold III. von Oesterreich, bei dem er in hohem Ansehen stand, zu seinem Caplan. Am 30. Juli dieses Jahres wurde er von einer ansteckenden Krankheit, die im Lande wüthete, ergriffen, doch genas er. Sein Todesjahr ist unbekannt, ebenso die Zeit der Abfassung seiner Chronik, die er selbst „Registrum monasterii Montis sancte Marie“ nannte. Sie sollte nach seiner eigenen Angabe die denkwürdigeren Thaten der Aebte vom ersten, Albrecht (c. 1130) bis auf Wyso († 9. Mai 1362) erzählen. G. handelt darin ohne Ordnung und Rücksicht auf Zeitfolge von den Schicksalen des Klosters, dessen Gründern, Wohlthätern und Bedrängern, wobei er auch für die Geschichte Tirols besonders in der Zeit Ludwig des Brandenburgers und in dem ersten Jahre der habsburgischen Herrschaft manche werthvolle und, von den Jahrzahlen abgesehen, auch zuverlässige Nachrichten bringt; das dritte und letzte Buch enthält Abschriften von verschiedenen für das Kloster wichtigen Urkunden. — Das Original dieser Chronik befindet sich im Stifte Marienberg im Vintschgau. Eine genaue Abschrift, aber ohne Ausscheidung der späteren Zusätze und Fortsetzungen besitzt das Ferdinandeum in Innsbruck (Bibl. Dipauliana Nr. 1319). Bruchstücke daraus sind gedruckt bei Eichhorn, Episcop. Curiensis Cod. prob. p. 124 ff. und bei A. Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich S. 121 ff. und 272—276. Eine unvollständige und sehr freie Uebersetzung lieferte J. Röggel in den Beitr. z. Gesch., Statistik ꝛc. von Tirol und Vorarlberg 1, 69—165 (Innsbruck 1825). Eine Ausgabe nach dem Orig. von P. Basilius Schwitzer (als 2. Theil der tirol. Geschichtsq. Innsbruck, Wagner) ist im Druck.

Vgl. auch J. Egger, Die ältesten Geschichtschreiber, Geographen und Alterthumsforscher Tirols. Innsbruck 1867. S. 3—5. A. Huber.

Goßwin: Anton G. (Goßvinus). Ueber den Lebensgang dieses niederländischen Componisten ist sehr wenig bekannt geworden. 1569 wird er von Massimo Trojano in seinen Dialoghi (Venetia 1569) als guter Componist und Contraaltist der herzoglichen Capelle zu München erwähnt, dem Orlando Lasso mit Genehmigung des Herzogs Albert von Baiern für eine Pension den Unterricht der Knaben übergeben hatte. Auf dem Titelblatte seiner in der Universitätsbibliothek zu Königsberg vorhandenen „Newen teutschen Lieder“, die 1581 zu Nürnberg erschienen, nennt er sich Anton Goßwin, „des Fürsten Ernesti, Bischofs zu Lüttich, Pfalzgrauen bei Rhein — Capellmeister“. Diese 16 geistlichen und weltlichen Lieder sind übrigens, trotzdem auf dem Titel „componirt“ steht, nur die fünfstimmigen Lieder von Orl. Lasso aus dem ersten Theil seiner neuen teutschen Liedlein von 1570, die G. dreistimmig gesetzt hat. Von des Meisters Compositionen werden außer den schon erwähnten deutschen

Liedern noch genannt: „Cantiones sacrae 5 et 6 vocum" (Nürnberg 1583) und „Madrigali à 5 voci" (Nürnberg 1615). Ueber einige Gesänge von ihm, die in Sammelwerken des 16. Jahrhunderts stehen, giebt Eitner's Bibliographie der Musiksammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts (Berlin 1877) Auskunft. Eine sechsstimmige Motette Goßwin's hat S. W. Dehn herausgegeben in Sammlung älterer Musik aus dem 16. und 17. Jahrhundert. 4. Lieferung. Berlin bei G. Crantz. Fürstenau.

Gothan: Bartholomäus G., war von 1480—1492 Buchdrucker in Lübeck. Sein Name wird auch Gotan, Ghotan ꝛc. geschrieben, doch scheint die erstere Form die richtigere zu sein. Er erscheint zuerst in Gemeinschaft des Lübecker Druckers Lucas Brandis als Drucker des im Auftrag der Magdeburger Stiftskirche in Lübeck gedruckten „ersten Magdeburger Missale" im Jahre 1480 (nach Andern 1486). Er muß sich jedoch bald von Brandis getrennt haben, denn es finden sich Druckwerke vor, welche seinen Namen allein tragen und zwar bis zum J. 1492, wo er als Drucker verschwindet. Es gingen viele Werke aus seiner Officin hervor, besonders niederdeutsche, wie z. B. „Ortloff's Boek der Arstedie in Deudsch ghesellet." Lübeck gedruckt von Bartholom. Ghotan. 1484. 4°. Am Ende dieses merkwürdigen Buches befindet sich der nachstehende Vers: „Hyr endighet sik dat bok von der nature der kruder—Mille quadringentis simul octuaginta retentis | In quarto cristi pro laude dei decus isti: | Hoc opus arte mei impressum Bartholomei | Ghotan, degentis et in urbe lubeck residentis".

Vgl. Seelen, Nachricht von der Buchdruckerei in Lübeck, S. 12 ff. Deecke, Nachricht von zu Lübeck gedruckten niedersächsischen Büchern S. 9 ff. Seelen, Selecta Litteraria S. 598 ff. Götze, Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg I. Abth. S. 7. Bruns, Beiträge zur Bearbeitung von Handschriften, Drucken ꝛc. I. 92. Scheller, Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache S. 85 ꝛc. Kelchner.

Göthe: Johann Friedrich v. Eosander gen. G., geboren in Schweden, † in Dresden 1729, taucht zuerst nachweislich 1692 am brandenburgischen Hofe auf, geht später auf kurfürstliche Kosten nach Italien und Frankreich und wird, zurückgekehrt, zu Anfang des J. 1699 zum Hauptmann und Hofarchitekten ernannt. Anfänglich drehte sich seine Thätigkeit zumeist um die Anordnung der Hoffestlichkeiten, es standen die Decorationen der Oper und 1701 der künstlerische Theil der Krönungsfestlichkeiten unter seiner Leitung, 1702 wurde er General-quartiermeister-Lieutenant und Baudirector, 1705 Oberster. 1704 ging er mit Friedensvorschlägen zu Karl XII. in das Lager bei Warschau und als er dort nichts ausrichtete, zu gleichem Zweck nach Stockholm. In demselben Jahre noch begann der Bau des Schlößchens Schönhausen, 1705 die Erweiterungen von Charlottenburg (1696 von Schlüter errichtet), welche bis 1712 währten. Zu Ende des J. 1706 trat er an Schlüter's Stelle als Leiter des Berliner Schloßbaues, welchen Posten er bis 1713 behielt. Nebenher entstanden Bauten in Oranienburg, das Schlößchen Monbijou (ursprünglich für die Gräfin Wartenberg) u. A. 1712 war er von neuem in diplomatischer Sendung bei Karl XII. in Bender. In Folge der Beschränkung des Hofhaushaltes beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelms I. ging er 1713 als Generalmajor in schwedische Dienste und fiel 1715 als solcher bei der Einnahme von Stralsund kriegsgefangen in preußische Hände. Nun siedelte er nach Frankfurt a. M. über, woher seine Gattin, die Erbin der Merian'schen Verlagshandlung, stammte. Hier erschien der erste Theil seiner „Kriegsschule oder der deutsche Soldat", Fol. Als er aber allmälich durch eigene Schuld in Geldverlegenheiten gerieth, trat er 1723 als Generallieutenant in kursächsische Dienste, in denen er bis zu seinem Tode verblieb. In einem vielbewegten Leben gleichzeitig als Militär, Politiker,

Schriftsteller und Künstler thätig, vertritt G. in letzterer Beziehung in Berlin neben der mehr italienischen Sinnesweise Schlüter's die französisch-holländische Richtung. Wenn er auch keinen Vergleich mit seinem großen Genossen verträgt, so zeigen seine hinterlassenen Werke ihn doch als tüchtige Kraft, welche es versteht, anerkannte Vorbilder mit Geschick sich zu eigen zu machen, und als trefflichen Decorateur. Wenn auch sein Auftreten in der Münzthurmangelegenheit (s. Schlüter) nicht den Tadel verdient, mit welchem Nicolai ihn überhäuft, so bleiben Zeugnisse genug übrig, welche die Lauterkeit seines Charakters in Zweifel stellen. G. ist eine jener Abenteurernaturen, die, ohne sittlichen Ernst, mit Talent und praktischer Umsicht eine große Versatilität des Auftretens verbinden, wie sie das vorige Jahrhundert zahlreich emporkommen sah. Dohme.

Goethe: Johann Wolfgang G., 1749—1832. — Beim ersten Blick auf Goethe's Leben gewahrt man, wie ein außerordentliches Dasein durch die Gunst der Verhältnisse mächtig gefördert worden; bei tieferer Betrachtung dagegen wird offenbar, wie eng sich hier Verdienst und Glück verketten. Das Beste, was dem Menschen und Dichter durch das Geschick verliehen zu sein scheint, hat er in Wahrheit sich selbst errungen und durch beharrliche Thatkraft erst zu seinem wirklichen Eigenthum gemacht. In autobiographischen Schriften, deren einige zu den Mustern geschichtlicher Darstellung zählen, hat er mit großartiger Offenheit sein innerstes Sinnen und Wollen zum Ausdruck gebracht; wir wissen, wie er sein Leben und Thun im Zusammenhange mit den Bestrebungen und Ereignissen seiner Zeit aufgefaßt sehen wollte; um zur Erkenntniß dieses Lebens zu gelangen, werden wir zunächst seiner eigenen Auffassung desselben folgen müssen.

Goethe's Voreltern auf väterlicher Seite waren in den unteren und mittleren Kreisen des Bürgerthums heimisch; die Familie der Mutter behauptete einen hohen Rang im städtischen Leben Frankfurts, ohne dem eigentlichen Patriciat anzugehören. Friedrich Georg G., der aus Artern in der Grafschaft Mansfeld nach Frankfurt a./M. übersiedelte, war hier seit dem J. 1687 als Bürger und Schneidermeister ansässig; er hatte sich 1705 in zweiter Ehe mit der gleichfalls verwittweten Besitzerin des Gasthauses zum Weidenhofe, Cornelia Schellhorn, geb. Walther (1668—1754), vermählt, die ihm ein stattliches Vermögen zubrachte. Von den drei Kindern, die sie ihm gebar, sollte nur das jüngste zu hohen Jahren kommen; es war Johann Caspar (1710—82). Dieser strebte mit Erfolg nach einer ansehnlicheren Lebensstellung. Das Coburger Gymnasium hatte ihn (seit 1725) für die Universität gründlich vorbereitet. Mit dem seiner Natur eigenen Ernst gab er sich in Leipzig dem juristischen Studium hin; ein Aufenthalt in Wetzlar machte ihn mit der Praxis des Reichskammergerichts bekannt; als er 1738 in Gießen die Würde des juristischen Doctors erwarb, konnte er mit einer, dem Frankfurter Senat gewidmeten, umfassenden Abhandlung hervortreten, die sein reiches Wissen im Gebiete des römischen und deutschen Rechtes auf das rühmlichste bezeugt. („Electa de aditione Hereditatis ex jure Romano et Patrio illustrata". Giessae, Octobr. 1738. 178 S. 4⁰.) Auf einer Reise nach Italien (1740), deren sorgfältige, in der Sprache jenes Landes verfaßte Beschreibung sich handschriftlich erhalten hat, sammelte er Anschauungen und Eindrücke, die er sein Leben hindurch liebevoll festhielt. Sein Vermögen gewährte ihm Unabhängigkeit. Nur unter ungewöhnlichen Bedingungen wollte er in den amtlichen Dienst seiner Vaterstadt treten. Da diese nicht zugestanden wurden, verschloß er sich selbst die amtliche Laufbahn. Von Karl VII. ließ er sich (16. Mai 1742) den Titel eines „würklichen Raths Ihrer Röm. Kayserl. Majestät" verleihen. Sechs Jahre hernach ward er Schwiegersohn des Mannes, der an der Spitze des städtischen Gemeindewesens stand.

Johann Wolfgang Textor (1693—1771), der am 16. December 1727 in den Frankfurter Rath gewählt worden, hatte sich als Schöff und Bürgermeister schon vielfach hervorgethan, ehe er am 10. August 1747 mit dem Amte des Stadtschultheißen betraut ward. Als solcher gewann er einen immer steigenden Einfluß auf die Führung der städtischen Angelegenheiten. Er hatte gerade ein Jahr diese höchste Würde bekleidet, als er (20. August 1748) seine älteste Tochter Katharina Elisabeth (getauft 19. Februar 1731 — † 13. September 1808) dem kaiserlichen Rath G. zur Frau gab. Dieser führte die um mehr als zwanzig Jahre jüngere Gattin in das Haus am großen Hirschgraben (jetzt Nr. 23), das seit 1733 Eigenthum der Mutter war.

In diesem Hause ward dem ungleichen Paare am Donnerstag den 28. Aug. 1749 „mit dem Schlag 12 Mittag", bei glückverheißendem Stande der Gestirne, der erste Sohn geboren, dem in der Taufe am folgenden Tage die Namen des Großvaters Johann Wolfgang beigelegt wurden. Nicht ohne Schwierigkeit war er zum Leben gekommen; es verging einige Zeit, ehe man seines Daseins völlig sicher war. Bis zum Juni 1760 folgten dann noch fünf Geschwister, von denen vier jedoch früh hinweggenommen wurden; seit dem Februar 1761 hatte der älteste Sohn nur noch die Schwester zur Seite, die im Alter ihm am nächsten stand, Cornelia Friederica Christiana (7. December 1750—8. Juni 1777). In glücklicher Gemeinschaft wuchsen die beiden nebeneinander auf; die kindlichen Gemüther stimmten zusammen, wenn auch das Wesen der Schwester wohl schon frühe eine trübere Färbung zeigte. Auf dies Geschwisterpaar richtete sich der ganze pädagogische Eifer des ernst gesinnten Vaters; zugleich aber erfuhr es auch die volle, thätige Liebe der Mutter.

Nur für kurze Zeit (im Sommer 1755) ward der Knabe einer öffentlichen Schule übergeben. Der Vater lenkte die Erziehung. Unter dessen Oberleitung erhielt er, zum Theil in Gesellschaft einiger Altersgenossen, eine Ausbildung, die vielseitig genug war und mehr ins Breite zu gehen als in die Tiefe zu streben schien. Doch war es gerade diejenige, deren er bedurfte. Was sie vermissen ließ, konnte gerade er aus der Fülle des angeborenen Naturells ersetzen. Seinem lebhaften Geiste ward die mannigfaltigste Nahrung geboten; die bewegliche Anschauungskraft ward geübt, die verschiedensten Bilder zu erfassen und auszugestalten. Was uns von Studienheften aus den Knabenjahren erhalten ist, läßt neben strenger Sauberkeit der Arbeit zugleich die frische Zuversicht erkennen, mit welcher der kindliche Sinn die ihm dargereichten Stoffe zu ergreifen und gewandt zu formen weiß. Mit dem Lateinischen ward er behaglich vertraut; vom Griechischen eignete er sich so viel an, daß es ihm nie ganz fremd werden konnte und er in späteren Jahren wenigstens den Klang der hellenischen Dichtersprache unmittelbar zu vernehmen und in die Kunstformen jener Poesie, die ihn zu selbständiger Nachbildung lockte, einzudringen vermochte. Früh versenkte er sich mit Phantasie und Gemüth in die Bibel; die erregte wissenschaftliche Neugier trieb sogar zu einem Versuche, sich des Hebräischen zu bemeistern. Die neueren Sprachen, besonders die französische, wurden sorgfältig gepflegt. Das Gedächtniß nahm große Massen geschichtlichen Stoffes auf; eine nach allen Richtungen schweifende Lectüre gewährte bald flüchtigere, bald tiefere Einblicke in die verschiedenen Litteraturen und in die verschiedensten Wissensgebiete. Neben der Poesie, der sich die früh erwachte Neigung leidenschaftlich zuwandte, blieb der Musik, die doch nicht ganz versäumt werden durfte, nur ein bescheidenes Plätzchen; dagegen befestigte sich früh, durch die Liebhaberei des Vaters unterstützt, eine Neigung zur bildenden Kunst: er zeichnete eifrig; im Verkehr mit den Malern, denen der Vater Beschäftigung gab, schärfte er seinen Blick für Form und Farbe und für das Bezeichnende der Erscheinungen; wenn er den Arbeiten dieser

mäßigen Künstler zusah, konnte er ihnen wenigstens die Handwerksgriffe ablernen. Während so vielfache Anregungen dem Geiste zu gute kamen, wurden die körperlichen Uebungen nicht hintangesetzt. Mit heiterem Stolze konnte die Mutter auf die zu harmonischer Schönheit heranreifende Gestalt des Sohnes blicken, der in Gang und Haltung das Bewußtsein persönlicher Würde nicht verleugnete.

Schon früh, während der Vater den Umbau des Wohnhauses leitete (1755), hatte der Knabe häufig Anlaß und Muße gefunden, die häusliche Beschränkung mit dem Aufenthalt im Freien zu vertauschen. Und trat er nun aus dem Haus- und Familienbezirk in die Straßen der Vaterstadt, die sich allmählich aus der mittelalterlichen Enge herausgearbeitet hatte, beschaute er das festliche und werktägliche Treiben, das sich dort entfaltete, so mußte er neben den eigenartigen Zuständen der Gegenwart überall die Spuren einer noch nicht gänzlich abgeschlossenen Vergangenheit gewahr werden. Das reichsstädtische Frankfurt durfte sich als Wahl- und Krönungsstadt eines besonders ehrenvollen Verhältnisses zum Reiche und dessen Oberhaupte rühmen. Für G., den Enkel des ersten städtischen Beamten, ward dies Verhältniß in unmittelbarer Nähe lebendig. Auf die natürlichste Weise ward der Sinn in frühere Jahrhunderte zurückgeführt, deren greifbare Zeugen den künftigen Dichter des Götz umgaben. Gebäude, Denkmäler und Gebräuche mahnten an entscheidende Momente der deutschen Geschichte, an des Reiches Herrlichkeit und Verfall; so ward ihm der Begriff von der Würde des Gewesenen und zugleich von dem unaufhaltsamen Hinschwinden aller irdischen Zustände eingeprägt. Was er sah, wuchs zusammen mit dem, was er lernte. Verlangte er nach genauester Belehrung über einzelne Punkte, so konnten die historisch und juristisch gebildeten Männer Frankfurts — unter ihnen sei hier nur Obenschlagen genannt —, deren Schriften er studirte oder deren Umgang er genoß, seine Wißbegier vollauf befriedigen.

Wenn der Anblick der Vaterstadt den geschichtlichen Sinn nähren mußte, so ward Blick und Gemüth doch auch früh zur Natur hingezogen. Anhaltend konnte er sich in die Betrachtung ihrer Erscheinungen versenken, sie gab ihm heitere und wehmüthige Stimmungen; er lernte sie früh liebgewinnen, welches Antlitz sie ihm auch zeigen mochte; noch gegen den Schluß seines Lebens gedachte er des sehnsüchtigen Gefühls, mit dem er oft bei niedersinkender Dämmerung dem langsam abglimmenden Sonnenlichte nachgeblickt.

Große Weltereignisse berührten ihn früh und tief. Die ersten Knabenjahre fielen in eine beglückende Friedenszeit, aus deren Genuß man durch die Kunde vom Erdbeben zu Lissabon (1. November 1755) aufgeschreckt ward. Ein Schauer des Entsetzens breitete sich über das gebildete Europa. Philosophie und Religion suchten sich, jede auf ihre Weise, der verheerenden Naturbegebenheit zu bemächtigen, die bald zur Befestigung, bald zur Bekämpfung des Glaubens an einen allweisen und allgütigen Gott dienen sollte. Was der Knabe, zum Theil in übertreibenden Schilderungen, von den Einzelheiten der Verwüstung erfuhr, drang mit erschütternder Kraft in seine Phantasie und stürzte ihn in quälende Zweifel. Diesen Ausbruch der zerstörenden Naturkräfte wollten manche hernach als ein Vorzeichen des siebenjährigen Krieges deuten, der auch alsbald die Goethe'sche Familie in zwei Parteien spaltete. Der Stadtschultheiß bewahrte dem Kaiserhause seine Anhänglichkeit und begünstigte die Franzosen; die Wünsche seines Schwiegersohnes wandten sich nach der entgegengesetzten Seite, und der Enkel Wolfgang widmete seinen ganzen kindlichen Enthusiasmus dem Helden des Jahrhunderts, dessen Einwirkung auf das deutsche Geistesleben und die vaterländische Litteratur er in späteren Jahren richtiger als die meisten Zeitgenossen begreifen und darstellen sollte. Diese preußische oder vielmehr fritzische Gesinnung hinderte ihn jedoch nicht, sich mit den Feinden des Königs, den Franzosen,

freundlich einzulassen', nachdem diese (Januar 1759) Frankfurt besetzt hatten. Zum lebhaften Mißvergnügen des Vaters erhielt der Königslieutenant, Graf Thorane, sein Quartier im Goethe'schen Hause, das eben durch einen solchen Insassen zugleich geehrt und beschützt ward. Der südfranzösische ernst gestimmte Herr, der hier und da einen Zug von Schwermuth durchblicken ließ, benahm sich im Hause meist wohlwollend und wich in seinem Amte nur selten vom Pfade der strengsten Gerechtigkeit. Gleich dem Rath G. war er Liebhaber der Malerei und gab den Künstlern in und um Frankfurt umfassende und lohnende Aufträge. Das Wesen Wolfgangs scheint sein Wohlgefallen erregt zu haben. Der Vater jedoch wollte nun einmal sich zu keiner freundlichen Annäherung an den, wenn auch persönlich achtungswerthen, Vertreter der gehaßten Feinde bequemen; und manchmal ward ein heftiger Zusammenstoß unvermeidlich, dessen Folgen für den Hausherrn bedrohlich werden konnten, aber glücklich, wenn auch nicht ohne Mühe, abgewandt wurden. Den Tag, an dem der widerwillig gehegte Gast endlich nach mehr als zweijährigem Aufenthalte das Haus am Hirschgraben verließ, begrüßte der Vater als einen Tag der Befreiung. Der Sohn würde die feindliche Nähe wohl gern noch länger geduldet haben.

Denn ihm hatte sich in dieser Zeit ein neues, heiter bewegtes Leben aufgethan. Er war nicht unzufrieden darüber, daß der regelrechte Gang der häuslichen Ordnung vielfach unterbrochen ward; er genoß der ihm gegönnten freieren Bewegung; er hielt sich gern in der Nähe des Grafen, wo ihm manche neue Dinge zu Gesichte kamen; ihn ergötzte das Treiben, das durch die Gegenwart der lebendigen und belebenden fremdländischen Gäste hervorgerufen ward. Ihr liebenswürdiger Leichtsinn, die gefällige Sicherheit ihres gesellschaftlichen Betragens mußten ihn anziehen; aber er durfte auch ihre gefährlichen Schwächen nicht übersehen, die sie gerade im Kampfe gegen den großen König so deutlich zu ihrer eigenen Schmach offenbarten. Unerschüttert blieb seine Bewunderung für Friedrich, dessen Thaten als Sinnbild und Anzeichen der wieder erwachenden deutschen Kraft gelten konnten. So darf man wol sagen, daß auch G. sich unter den mittelbaren Einwirkungen des siebenjährigen Krieges heranbildete.

In mannigfachem Sinne folgenreich für seine geistige Entwicklung und sein künstlerisches Thun ward die jetzt gestiftete Bekanntschaft mit dem französischen Theater. Durch die Anwesenheit der Fremden war es ihm gleichsam vor's Auge gerückt. Schauend und lesend studirte er sich in die Meisterwerke der Bühne hinein, die damals noch als gesetzgebendes Vorbild für die Bühnen Europa's, und insbesondere für die deutsche, fast unbestritten anerkannt war. Durch die Theorien der Kunstlehrer, durch die Ansichten der theoretisirenden Künstler arbeitete er sich mit löblichem Eifer hindurch; die Formen, die im Drama der Franzosen zu despotischer Geltung gelangt waren, erschienen ihm bald so geläufig, daß er sich zu ihrer Nachahmung geschickt und aufgelegt fühlte. Trat er so in geistigen Verkehr mit den Dramatikern, so blieb der persönliche mit den Schauspielern und ihrem Anhange nicht aus. Was er hinter den Coulissen sah, war für ein so jugendliches Auge kaum geeignet. Aber er, dem das vielgestaltige Leben nach allen Seiten hin sich erschließen sollte, mochte auch in diesen bedenklichen Versionen seine früh gesammelten Erfahrungen bereichern. War er ja doch berufen, alles, was er jetzt und später mit flüchtigem Blick streifte oder im innersten Wesen erfaßte, in irgend einer Form einmal künstlerisch zu verwerthen!

In das „Allerlei des Lebens und Lernens" brachte der strenge Ordnungssinn des Vaters, wenn auch nicht inneren Zusammenhang — denn dieser ergab sich von selbst im Geiste des werdenden Dichters — so doch wenigstens den Schein einer methodischen Verknüpfung. Wenn die Neigungen des Sohnes frei umherzuschweifen schienen und er demgemäß auch einen allzu raschen Wechsel in

seinen Studien und Beschäftigungen liebte, so drang der Vater auf Stetigkeit und folgerechte Behandlung eines jeden Gegenstandes. Alles zwecklose und willkürliche Ergreifen und Fahrenlassen war ihm verhaßt: nichts sollte aus dem Stegreif unternommen, alles vielmehr mit Bedacht bis zu einem gewissen Ziele fortgeführt werden. Er sorgte dafür, daß die genialischen Fassungskräfte des Sohnes zusammengehalten wurden und dann leichter in eine bestimmte Richtung einlenken konnten; er übte ihn früh in der Tugend der Beharrlichkeit, die G. dereinst im Leben, Schaffen und Forschen so großartig bewähren sollte. Das leicht verdüsterte, der unbefangenen Lebensfreude fast verschlossene Gemüth der Tochter Cornelia scheint unter dem pädagogischen Verfahren des Vaters, das sich ihr gegenüber manchmal bis zu anscheinender Härte steigern konnte, allerdings peinlich gelitten zu haben. Auf den Sohn jedoch hat er nur regelnd und bestimmend, niemals eigentlich hemmend gewirkt.

Und mochte der Vater auch einmal das Erziehungswerk, das er so ernst nahm, gar zu hart angreifen, der Sohn aber die auferlegte Beschränkung als allzu lästig empfinden, so war die Mutter mit ihrer stets kräftigen Liebe zum Mildern und Ausgleichen, wol auch zum Vertuschen, bereit. Sie, die Jugendliche, stand zwischen Vater und Sohn als naturgemäße Vermittlerin. Dem ersteren war sie in Treue zugethan; sie fügte sich in seine Sinnesart, ohne sich die ihrige verkümmern zu lassen. Mit dem letzteren aber, den sie lebenslang in ihres Herzens Herzen trug, war und blieb sie unverbrüchlich eins. Hatte G. dem Vater die Ausbildung werthvoller Eigenschaften zu verdanken, so war er der Mutter verpflichtet für die köstliche Frische und Gesundheit, die von ihrem Wesen auf das seinige übergegangen waren. Als später „ein großer Theil seines Ruhmes und Rufes auf sie zurückfiel“, ließ sie sich von „Professoren“ und anderen Menschenkindern wol gern als Goethe's Mutter anstaunen; es schmeichelte ihr, wenn ihr fürstliche und bürgerliche Freunde zu verstehen gaben, man sähe ihr an, daß G. ihr Sohn sei; und gewiß lächelte sie befriedigt, als der Bruder der Königin Luise sie als die Frau bezeichnete, von der es ihn nie gewundert habe, daß sie uns G. gebar. Aber zu keiner Zeit ließ sie sich zu dem Wahn verleiten, sie habe „auch nur das Allermindeste beigetragen zu dem, was ihn zum großen Manne und Dichter gemacht“. Ward eine solche Andeutung ihr gegenüber gewagt, so versicherte sie in unverfälschter Demuth und mit dem ganzen Nachdruck ihrer kernhaften, aus dem Bibelworte genährten Beredtsamkeit, sie wisse wol, wem das Lob und der Dank gebühre; denn schon bei der Bildung des Sohnes im Mutterleibe sei alles im Keim in ihn gelegt worden; dazu habe sie wahrlich nichts gethan; sie gebe Gott die Ehre, wie das recht und billig sei. Ihr glücklich auffassender Humor blieb sich immer gleich, und unter allen Umständen bewahrte sie ihre gesunde Einfachheit, ihre kraftvolle Naivetät; in derselben schicklichen und herzlichen Weise verkehrte sie mit fremden Fürstlichkeiten und mit den längst bekannten Stadtgenossen. Nur dann etwa konnte sie die sonst unveräußerliche heitere Fassung einbüßen, wenn hochberühmte litterarische Damen ihr nachstellten. Wie befreit athmete sie auf, als Frau v. Stael, die bei ihrer Durchmusterung Deutschlands auch in Frankfurt verweilte (1803), wieder aus ihrem Gesichtskreis gewichen war; sie fühlte sich von ihr gedrückt, klagte sie dem Sohne, als wenn sie einen Mühlstein am Hals hangen hätte. „Was will die Frau mit mir??“ fügte sie hinzu, „ich habe in meinem Leben kein ABC-Buch geschrieben und auch in Zukunft wird mich mein Genius davor bewahren.“ —

Auf ihrer vielseitigen Empfänglichkeit beruhte ihre Bildung, die es ihr möglich machte, mit ihrem Sohne in lebendigem Einverständniß zu bleiben. Sie erfaßte ihn, auch wenn sie nicht eigentlich ihn verstehen konnte. Wie hätte sie,

gleich anderen, an seinem Thun je irre werden oder seine Absichten anzweifeln sollen? Sie richtete den liebevollen Blick stets auf das Ganze seiner Persönlichkeit; dort fand sie die Berechtigung für das Einzelne seines Thuns und Verfahrens. Es ward ihr leicht, jeder ursprünglichen Kraft ihr Recht zu geben; denn in ihrem eigenen Wesen war Einfachheit mit Originalität innig gepaart. Diese leuchtet aus allem hervor, was wir unmittelbar oder mittelbar von ihr vernehmen. In jedem ihrer Worte stellt sie sich leibhaftig vor uns hin. Ob sie an Mitglieder des weimarischen Hofes schreibt oder an ihre lieben Enkelein, an Goethe's Zögling, Fritz v. Stein, oder an den Schauspieler Unzelmann, — ob sie dem Sohne für den Genuß einer neuen Dichtung dankt, oder ihn warnt, in seinen Schriften sich der „menschenfeindlichen" lateinischen Lettern zu bedienen, weil durch diese die Niedern und Geringen, die an dem Gute der Bildung doch auch ihren Antheil haben sollen, nothwendig abgeschreckt werden — in jedem Briefe muß sich ihre Eigenart, die mit keiner anderen zu verwechseln ist, unwillkürlich und unverkennbar abdrücken. Von ihrer Correspondenz mit G. kennen wir bis jetzt nur spärliche, aber kostbare Bruchstücke. Vollständig mitgetheilt, würde sie die vieljährigen mannigfaltigen Beziehungen zwischen Mutter und Sohn bis ins Einzelste beleuchten, aber wol schwerlich das Charakterbild der ersteren um wesentliche Züge bereichern.

Während eines langen Lebens — das Glück einer ungewöhnlichen Lebensdauer erbte G. von seinen Voreltern — bewahrte die Mutter mit zäher Kraft unverändert jene Grundzüge ihres Wesens. Noch die Sechsundsiebenzigjährige rühmt von sich: „ich suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden, sind die Thüren niedrig, so bücke ich mich, kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ich's — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum, und so finde ich alle Tage etwas, das mich freuet". Für jeden Abschnitt ihres Lebens gilt diese Selbstschilderung. Aber die Frische der jugendlichen Lebensfreude, die Energie dieser Heiterkeit entsprang aus der Energie ihres religiösen Gefühls; „der Schlußstein", — ruft sie aus, „der Glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich". Die Fröhlichkeit, die sie in sich hegte und um sich verbreitete, vertrug sich daher gar wohl mit den zarteren und zartesten Regungen eines religiös gestimmten Seelenlebens; sie fühlte sich nicht fremd im Kreise der Stillen und Frommen, und eine Klettenberg war ihre Freundin. Ihre Briefe an Lavater beweisen, daß sie auch dem schwärmerischen Gefühlsleben einer Zeit, welcher Werther entstammte, nicht ganz unzugänglich blieb. Aber jeder krankhaften Ueberspannung war sie feind; ihr heller Verstandesblick ließ sich nicht trüben; der Einklang zwischen Kopf und Herz blieb ungestört. So steht sie vor uns, das Musterbild einer deutschen Frau, zugleich das Musterbild einer Dichtermutter.

Denn zu ihren übrigen Geistes- und Gemüthsanlagen war ihr eine Darstellungsgabe verliehen, deren Ausbildung durch eine rege, lebendig vergegenwärtigende Phantasie gefördert ward. Bis ins hohe Alter blieb ihr auch diese Fähigkeit ungeschmälert; sie erfreute sich derselben, im Bewußtsein, andere damit zu erfreuen. Noch ein Jahr vor ihrem Tode bekennt sie mit fröhlichem Selbstbehagen: „diese Gabe, die ihr Gott gegeben, sei eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in ihr Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Mährchen"; und man glaubt ihr gern, wenn sie hinzusetzt: „Sowie ich in einen Cirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle". Niemals aber mögen ihre Erzählungen so belebend und eindrucksvoll geklungen haben, wie in jenen Zeiten, da der Sohn, als heranwachsender Knabe, ihnen lauschte. Indem sie ihn in das Märchenreich einführte, ward sie selbst mit ihm wieder jung; er aber konnte ihr nicht lange müßig zuhören. Aus seiner erregten Einbildungskraft stieg

eine selbstgeschaffene Märchenwelt hervor. Wie er seine Person und seine eigenen Zustände mit derselben verknüpfte, das lehrt uns das Musterstück dieser jugendlichen Märchenpoesie, welches, freilich von späterer Künstlerhand geformt, im zweiten Buche von Dichtung und Wahrheit uns aufbehalten ist.

Was er von einheimischer und fremdländischer Poesie kennen lernte, reizte seinen Nachahmungstrieb. Er eignete sich die Formen an, wie sie ihm vorlagen; im Ergreifen des Stoffes aber bewährte er schon ein gewisses Maß von Selbständigkeit. Er suchte ihn nicht in der Weite; er fand ihn in seinem eigenen Leben, in den Verhältnissen, die ihn berührten. Mit wachsender Leichtigkeit übte er die Gelegenheitsdichtung; mußte diese auch, nach der Weise der Zeit, manchmal ins Platte sinken, so richtete sie doch seine Beobachtung auf das Wirkliche und lehrte ihn die Nothwendigkeit, diesem eine poetische Gestalt zu geben. Durch die Hand eines gewandten Schreibers, dem er dictirte, konnte er alles, was sich im Geiste regte, auf dem Papiere festhalten, und so ging die frühe Autorschaft sehr ins Breite. Alles, was er trieb, diente dazu, ihren Umfang zu erweitern. Er konnte fremde Sprachen nicht erlernen, ohne sich auch schriftstellerisch in ihnen zu versuchen; und aus solchen Uebungen erwuchs sogar ein siebensprachiger Roman in Briefen.

Der Vater gönnte diesen dichterischen Bestrebungen seinen gemessen aufmunternden Beifall. Doch sah er es nicht gern, wenn der jugendliche Poet den Kreis der längst anerkannten Formen verließ; und eine Poesie, die sich des Reims entschlug, hatte er mit seinem Banne belegt. Seine Bibliothek zeigte in erlesenen Exemplaren die Werke von Canitz, Besser, Neukirch und allen Denen, welche durch schwächliche oder widerliche Nachahmung der großen französischen Vorbilder aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. die deutsche Dichtung hatten reinigen wollen; ihnen mochten sich Männer wie Brockes, Hagedorn, Drollinger und Haller zugesellen. An diesen Mustern sollte der Sohn sich schulen; und einige derselben konnten ihn zu äußerer Formenstrenge und Säuberlichkeit, andere zu gedrängter Energie des Ausdrucks anleiten. In den meisten dieser Dichtungen jedoch lernte er mehr lesen als daß er sie las; ahmte er sie nach, so mußte er sich an der Oberfläche halten. Besonders die gewandten und gehaltleeren Hofdichter konnten ihm nichts außer ihrer glatten Technik bieten. Bis in die späteste Zeit blieb ihm die peinliche Erinnerung an den Druck, mit welchem einst jene Autoritäten einer schon im Abscheiden begriffenen Periode auf ihm gelastet. Auch hier erschien Klopstock als Förderer eines neuen Lebens, als Offenbarer einer neuen Welt. Sein Gedicht, dessen ungewohnte Versart dem Vater Anstoß geben mußte, fand nur verstohlen Eingang in den Goethe'schen Familienkreis und brachte auf die Geschwister bald um so unwiderstehlichere Wirkungen hervor, die auch nicht lange im Verborgenen blieben. In der wundersam gehobenen Darstellung war der längst bekannte biblische Stoff wie frisch verklärt, und wenn die heiligen Personen wie mit einer neuen Glorie bekleidet wurden, so schienen sie sich doch der menschlichen Empfindung vertraulicher anzunähern. Eine Art von Nachbildung ward versucht; die Geschichte Josephs ward zu einer umständlichen biblischen Epopöe verarbeitet, welcher der Dichter allerdings das bequeme prosaische Gewand umwarf. Mit gleicher Bequemlichkeit wurde das reimlose anakreontische Getändel nachgeahmt, das Gleim seit der Mitte der vierziger Jahre angestimmt hatte. Aber auch der Ton der kirchlichen Ode blieb ihm geläufig und er wußte die starre protestantische Dogmatik poetisch zu verwerthen; in dem frühesten der uns erhaltenen Gedichte schildert er (1765) die Höllenfahrt Christi in volltönig gereimten Strophen, die, mit dem herkömmlichen Bildervorrath ausgestattet, unter den ähnlichen Leistungen Cramer's und J. A. Schlegel's einen Ehrenplatz verdient hätten.

Die Lust am Theater war schon früh durch ein von der Großmutter geschenktes Puppenspiel geweckt worden; später hatte er die französischen Muster und die ihnen folgenden deutschen Stücke nicht nur durch anhaltendes Studium, sondern auch durch seine Mitwirkung bei gelegentlichen Privataufführungen von allen Seiten kennen gelernt. Er fühlte sich selbst zu mannichfachen dramatischen Versuchen gedrängt, denen die französische Form als die gesetzmäßige zum Grunde lag. Doch ward die Alleinherrschaft des gereimten Alexandriners allmählich gebrochen, indem der reimlose Fünffüßler, der von den Engländern herüberkam und den auch Klopstock begünstigte, sich nach und nach Geltung verschaffte.

Während er so, von Kritik unberührt, sich in der Handhabung der verschiedensten künstlerischen Formen übte und seinen Bildungsgang fortsetzte, drängten sich ihm peinliche Lebenserfahrungen auf, die den jugendlichen Sinn trüben oder zu bedenklicher Frühreife führen mußten. Er gewahrte manches im Inneren der Familien, sowie im amtlichen und bürgerlichen Treiben, was ihm besser damals noch verhüllt geblieben wäre. Da ihm mit den Jahren eine größere Freiheit der Bewegung verstattet ward, so gerieth er, und zwar auf Anlaß seines poetischen Talents, in allzu nahe Berührung mit einigen leichtlebigen Gesellen, die vor allerlei ungesetzlichem Beginnen nicht zurückscheuten, an dem er selbst freilich keinen Theil hatte. Festgehalten ward er eine Zeit lang in diesem Kreise durch die reine, unverdorbene Neigung zu einem Mädchen, das in solcher Umgebung wie ein Wunder an Schönheit und Sitte dastand und, wenn wir der späteren Erzählung trauen dürfen, ihn sogar mit schwesterlicher Freundlichkeit vor dem lockeren Umgang warnte. Ihr widmete der Jüngling mit voller Hingebung Alles, was sich von aufkeimender Empfindung in ihm regte, und er wußte sich vor leidenschaftlicher Pein nicht zu fassen, als er sich von Gretchen für immer geschieden sah.

Die schmerzliche Katastrophe, welche diese erste Liebesneigung abschloß, traf mit einer wichtigen Staatsbegebenheit zusammen, die das Interesse jedes Deutschen mächtig an sich zog und auch G. nicht gleichgültig ließ: Joseph II. ward gewählt und gekrönt. Auch bei dieser Gelegenheit blickte der Jüngling in das verworrene Getriebe des deutschen Reichswesens. Die Verhandlungen, welche der Wahl voraufgingen, wurden, nicht ohne patriotisches Mißbehagen, genau studirt, die halb symbolischen Feierlichkeiten, die sich an jeden Abschnitt der prunkvollen Staatshandlung knüpften, mit gründlicher Aufmerksamkeit verfolgt. Der dritte April 1764 war der Krönungstag, und „das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verschüttete deutsche Reich" trat ihm auf dem Boden seiner Vaterstadt noch einmal in leibhaftiger Majestät entgegen.

Nicht lange mehr sollte die Vaterstadt ihn fesseln. Der Rath G. hatte den Studiengang, den er selbst durchlaufen, für den Sohn festgesetzt; er hatte ihm schon mancherlei juristisches Wissen beigebracht und hoffte ihn einst, mit schönen Kenntnissen und Fertigkeiten aller Art ausgerüstet, in ansehnlichen Aemtern zum Wohl der Mitbürger und zu eigener Ehre thätig zu sehen. Anderen Gedanken und Wünschen war der Sohn hingegeben. Blickte er in die Zukunft, so sah er sich wol am liebsten im Schmucke des Lorbeerkranzes, „der den Dichter zu zieren geflochten ist". Aber keineswegs wollte er darum auf die Mittel zu strenger wissenschaftlicher Bildung Verzicht thun. Er meinte, Göttingen würde ihm dieselben am reichlichsten bieten. Vornehmlich trieb es ihn zu jenen Studien, die ihn bei der dichterischen Praxis wesentlich zu fördern versprachen. Ernstlich wollte er in die alten Sprachen eindringen, sich mit der Geschichte und den daran grenzenden Disciplinen vertraut machen und sich die schönen Wissenschaften, wie man sie nannte, in ihrem ganzen Umfange aneignen. Lockend erschien ihm die Wirksamkeit eines akademischen Lehrers.

Von solchen Absichten, die nur der Schwester anvertraut wurden, durfte der Vater nichts ahnen. Dieser hatte ein für allemal sich für Leipzig entschieden; da galt kein Widerspruch. Dorthin also begab sich der Sechzehnjährige im Spätherbst 1765. Am 19. October ward er von dem Rector Ludovici unter die akademischen Bürger aufgenommen und der bairischen Nation zugetheilt. Zwei Tage hernach betrat er die Hörsäle. Ernesti und J. G. Böhme (1717—80), ein Schüler Mascou's, waren die ersten, deren lehrendes Wort er vernahm. Dann folgten die juristischen Fachcollegien.

Durch Böhme's verständige Einrede ließ er sich abbringen von dem im Stillen gehegten Plane, der Jurisprudenz zu entsagen und sich offen zu seinen Lieblingsstudien zu bekennen. Er blieb äußerlich Jurist; er versuchte sogar ein fleißiger zu sein. Aber weder Rechtsgelehrsamkeit, noch die Wolffische Philosophie, die ihm hier entgegengebracht ward, konnte ihm behagen. Auch im Uebrigen bot ihm die Universität wenig zur Befriedigung seines Bildungstriebes. Gottsched, von dessen Verdiensten das jüngere Geschlecht nichts wußte, war nur noch da, um verhöhnt zu werden. Aus Gellert's sanftmüthiger Moral ließ sich keine sittliche Stärkung, aus seinen Lehren über Poesie und Stil keine künstlerische Erleuchtung gewinnen. Was G. bedurfte und ersehnte, konnte ihm damals von keinem Katheder herab gereicht werden. Er blieb den Hörsälen fern.

Um so näher trat er den mannichfaltigen Erscheinungen des Leipziger Lebens. Unter den Elementen, die sich hier lockend und abstoßend durcheinander bewegten, waren es nicht blos die edleren, die ihn anzogen. Im Kreise älterer und gleichaltriger Genossen überließ er sich einer Lebenslust, die nicht immer der heilsamen Schranken achtete. Er fühlte sich zum ersten Male frei. Wie übermüthig äußert sich das Gefühl in den Versen und der Prosa der ersten Leipziger Episteln! Man vergleiche die beiden ältesten Briefe aus dem Jahre 1764, in welchen er um Aufnahme in einen Tugendbund nachsucht, und man wird in Ton und Haltung einen entschiedenen Gegensatz gewahren.

Begierig griff er aber auch nach allen Bildungselementen, welche das Leipziger Leben in sich schloß. Hier, wo man sich wie im Mittelpunkte der deutschen Litteratur fühlte, mußte sein eigenes dichterisches Streben, indem es bestimmtere Bahnen einschlagen wollte, bald Störung erleiden, bald fördernden Anstoß erhalten. Gestört ward es durch die Kritik, die ihm hier zuerst verneinend entgegentrat. Sie erschütterte ihm das Ansehen gerühmter Vorbilder und lehrte ihn an seinem eigenen dichterischen Vermögen zweifeln; er verlor die harmlose Lust am Hervorbringen und an dem Hervorgebrachten; die Nachahmung des Vorhandenen konnte ihm nicht mehr genügen. Er versuchte sich wol noch manchmal in den herkömmlichen Weisen; er lieferte, nach Ramler'schem Recept, schwerlastende Oden, reich an großen Worten; er häufte auf ein inhaltsleeres Gelegenheitsgedicht die ganze abgebrauchte Herrlichkeit des antiken Olymp. Ein Freund, wie Behrisch, der ihm seine Gedichte auf das Säuberlichste abschrieb und sie vor der Druckerpresse schützte, konnte ihm dann leicht in Scherz und Ernst darthun, wie übel sich diese hohle Pracht zu dem gegebenen Anlasse schicke; und er selbst verspottete mit glücklichem Humor den großsprecherischen Prunk einer Clodius'schen Phraseologie. Aber damit war seiner eigenen Unsicherheit nicht abgeholfen. Er suchte nach einem Muster, dem er sich vertrauensvoll anschließen, nach einer Lehre, die ihn über sich selbst und sein Wollen, sowie über das Wesen der Kunst aufklären konnte. Die deutsche Litteratur, deren Charakter damals durch die entscheidenden Thaten Klopstock's, Lessing's und Winckelmann's herausgebildet ward, hatte keine durchaus zuverlässige Leitung dem Werdenden anzubieten; sie fühlte sich selbst in einem raschen Werden begriffen. Fruchtbar in mancher Beziehung ward für ihn der Verkehr mit reiferen Männern, wie Pfeil, Hermann,

Krebel, mit denen er sich seit dem Sommer 1766 an der Tafel des Schönkopf'schen Hauses zusammenfand, nachdem er den Mittagstisch bei dem Mediciner Hofrath Ludwig aufgegeben. Ein eigentlicher Führer und Leiter fand sich jedoch unter diesen so wenig wie unter den anderen, die, wie Langer, erst später herantraten, oder, wie Eschenburg und Zachariae, nur vorübergehend seinen Kreis berührten.

In diesem rathlosen Zustande mochte er sich damals oft genug beängstigt fühlen. Aber es war ein Glück, daß er sich so gründlich durch ihn hindurchkämpfen mußte. Denn gerade dadurch ward die später erfolgende, eben so gründliche Befreiung von irreführender Theorie und äußerem Regelzwange vorbereitet.

Die Ahnung großer Kunstgesetze dämmerte ihm schon damals auf. Ein zweijähriger Unterricht bei Oeser, der seit 1763 an der Spitze der Zeichenakademie wirkte, konnte zwar seine künstlerische Fertigkeit nicht bedeutend steigern; er leitete ihn aber zu empfindungsvoller Betrachtung des Kunstschönen. Oeser hatte Winckelmann's Kunstevangelium mit gläubiger Ueberzeugung angenommen; von ihm empfingen es seine Schüler. G. ergriff mit Begier die Haupt- und Kernpunkte dieser Lehre; er gewann schon jetzt die Grundlagen der Kunstanschauungen, in deren allseitiger Ausbildung er später einen der reinsten Genüsse finden und deren Verkündigung ihm ein ernstes Geschäft seines Lebens werden sollte. Er übte sich praktisch in verschiedenen Fächern der bildenden Kunst. In den Leipziger Sammlungen, vor manchen köstlichen Werken der Dresdener Gemäldegalerie, im Verkehr mit eifrigen Liebhabern und einsichtigen Kennern lernte er sehen, vergleichen und urtheilen. Wahrhaft aufgehellt ward sein Geist durch Lessing's Laokoon. Er sah hier die sicher erkennbare Grenzlinie gezogen zwischen der redenden und bildenden Kunst, die zu wechselseitigem Unheil sich so oft in einander verloren hatten. Er sah eine jede in ihrem eigenen Bereiche zu ihrer wahren Würde zurückgeführt und auf die ihr eigenthümlichen Wirkungen angewiesen. Die Grundbegriffe, die ihm der vortrefflichste Denker überlieferte, ermuthigten ihn schon in jener Zeit des Suchens und Strebens, da er ihren ganzen Werth und Gehalt wol noch kaum ermaß; sie blieben seine sicheren Leitsterne in der Zeit künstlerischer Reife.

Diese Hingebung an die bildende Kunst durfte ihn der Poesie nicht entfremden. Er erfuhr an sich selbst, „daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Dichter entwickelt als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers". Noch zu Anfang des Jahres 1770 mochte er Oeser neben Shakespeare und Wieland als seinen echten Lehrer bezeichnen. Indem er sich der herkömmlichen Theorien zu entledigen strebte, ward er um so entschiedener gedrängt, Anlaß und Stoff seiner Dichtung aus den Tiefen des eigenen Inneren zu schöpfen; er mußte seine Erlebnisse und Erfahrungen, nachdem er sie geistig verarbeitet, in dichterischer Form aus sich herausstellen. So bildete sich aus der unbehaglichen Wahrnehmung der sittlichen Schäden, an denen Familie und Gesellschaft krankten, die nach Moliere'schem Muster mit großer technischer Gewandtheit ausgeführte Komödie „Die Mitschuldigen", die damals noch in einem Akt zusammengefaßt war. Seine Lyrik aber näherte sich an den schmerzlich-freudigen Jugendempfindungen, die ihn wechselnd bewegten. Zwar in dem Verkehr mit Oeser's Tochter, Friederike (geb. 1748, † unvermählt 1829), ward keine tiefere Empfindung rege. G. scheint sich erst gegen Ende seines Leipziger Aufenthalts dem Mädchen mehr genähert zu haben, das ihn nicht durch Schönheit, wol aber durch die lebendige Frische ihres Wesens anziehen konnte; doch der Ton einer geistreich neckischen Munterkeit blieb auch da vorherrschend. Leidenschaftlicher gefärbt erscheint das Verhältniß zu Anna Katharina Schönkopf. Nicht lange hatte er den Mittagstisch in ihrem elterlichen Hause besucht, als er sie zum Gegenstande seiner zärt-

lichen Aufmerksamkeit erkor. Bald gehörte er zur Familie; er nahm Theil an den einfachen häuslichen Spielen, an den musikalischen Unterhaltungen; eifrig war seine Mitwirkung bei den theatralischen Lustbarkeiten, die bis zur Aufführung der Lessing'schen Minna gesteigert wurden. Man sah sich täglich, man lebte in den vielfachsten gesellschaftlichen Berührungen, und so fand seine Neigung freien Spielraum. Käthchen nahm die Huldigungen des um drei Jahre jüngeren Verehrers dankbar hin; er glaubte während der ganzen Zeit, da er sie kannte, nur als ein Theil von ihr gelebt zu haben; sie jedoch bezeigte sich mehr freundschaftlich als zärtlich; auf den leidenschaftlichen Ton, den er anschlug, mochte sie wol nur selten eingehen: Witz, harmloser Spott und Schalkheit standen ihr natürlicher an. So quälte sie ihn mit ihren „liebenswürdigen Grausamkeiten" und hatte dafür von seinen Grillen und Launen manches zu erdulden. Den Nachklang solcher, zwischen Freud und Leid schwankenden Stimmungen vernehmen wir noch jetzt in dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten", das fast vierzig Jahre nach seiner Entstehung (1806) erst im Druck erschien. Die konventionell abgezirkelte Form birgt ächten Empfindungsgehalt; ein warmer lyrischer Hauch schwebt über den Figuren der altmodischen Schäferwelt. Was uns von der eigentlichen Lyrik dieser Periode übrig geblieben, müssen wir größtentheils der ersten Hälfte des Jahres 1768 zuweisen. Den Grundton jener Stimmungen hören wir auch hier; aber er wird nicht immer ganz rein angegeben. Noch kann oder will der Dichter sein Empfindungsleben nicht voll und unmittelbar in das Lied überströmen lassen; er spricht oft als Betrachter und Zergliederer seiner Gefühle; ja, er kann sie altklug belächeln; bald lehrend, bald heiter oder wehmüthlich spottend mag er uns seine allzu frühen Erfahrungen über Wechsel und Unbestand der Neigung mittheilen; er meidet nicht den Ausdruck einer leichtfertigen Sinnlichkeit; indem eine altkluge Betrachtung dem Gefühl zur Seite geht und es oft verdrängt, muß das Lied eine Wendung ins Epigrammatische nehmen. Sprache und Form halten sich noch meist in den Geleisen, in denen die Gattung des leichteren Liedes sich damals bewegte. Aber in manchen dieser zierlich ausgebildeten Verse verbirgt und verräth sich die Innigkeit eines tieferen Naturgefühls; aus manchen andern scheint die Ahnung eines reich bewegten Gemüthslebens verheißungsvoll hervorzuklingen. Diese Lyrik zeichnet die äußeren und inneren Lebenszustände des Dichters; gleich allem, was er künftig hervorbringen wird, erscheint auch sie uns schon als eine vollgiltige Lebensurkunde. In diesen Liedern, wie in den beiden genannten Dramen hat er mit voller Sicherheit die Formen angewandt, die ihm von der damaligen Poesie fertig überliefert wurden. Stellt man diese dichterischen Anfänge vergleichend neben die Schöpfungen des reifenden und gereiften Künstlers, so möchte man glauben, er habe der Zeit, die ihn heranwachsen sah, den schuldigen Tribut abtragen müssen, ehe er mit kraftvoll errungener Selbständigkeit seine, ihm ganz eigene Dichtung begann und damit zugleich ein neues Zeitalter der Poesie einleitete.

Bevor er jedoch zu dieser freien Geistesentfaltung gelangen sollte, hatte er eine ernste Prüfung zu überstehen. Das Leipziger Leben fand einen jähen Abschluß. Indem sich der Jüngling dem Genuß wie der Arbeit gleichmäßig hingab, hatte er seinen körperlichen Kräften mehr als billig zugemuthet. Die Natur, allzu rücksichtslos behandelt, übte eine heftige Gegenwirkung. Er ward im Sommer 1768 von einem starken Blutsturz überfallen; sein Leben schien ihm gefährdet; er glaubte der Lungensucht nicht entfliehen zu können. In dieser trüben Zeit erquickten ihn die freundlichen Gesinnungen, die ihm auch von Solchen bethätigt wurden, deren Nachsicht er durch launenhaftes Betragen wol zuweilen auf die Probe gestellt hatte; von allen Seiten kamen ihm Beweise

des Wohlwollens und überzeugten ihn, daß er die Werthschätzung achtungswürdiger Personen in reichem Maße gewonnen. Tröstlich vor allem war die Treue der näheren Freunde. Hermann, der spätere Bürgermeister von Leipzig (1743—1813), Gröning, der in Bremen hernach zu demselben Amte aufstieg (1745—1825) hielten wacker bei ihm aus; Horn, der Freund von Frankfurt her, wußte ihn mit allezeit bereiten Scherzen aufzumuntern; Johann Christian Limprecht (1741—1812), ein fast erblindeter, fremder Unterstützung bedürftiger Candidat der Theologie, war als Stubennachbar mit seinen Liebesdiensten immer zur Hand. Auch Langer, der später nach Wolfenbüttel auf Lessing's Stelle berufen ward, gesellte sich häufig zu dem Leidenden und hob ihn in ernstem Gespräche über manchen bänglich düsteren Augenblick hinaus; gern lenkte er die Rede auf Fragen des religiösen und sittlichen Lebens, und G. war in hinreichend empfänglicher Stimmung, um auf dieselben einzugehen. So sammelten sich schon um den Neunzehnjährigen treffliche Menschen des verschiedensten Charakters.

Langsam stellte sich eine halbe Genesung ein. Noch waren die Spuren des Leidens in seinem Aeußeren sichtbar, als er an seinem Geburtstage, dem 28. August 1768, Leipzig verließ. Die Heimkehr ins elterliche Haus war keine fröhliche. Der Vater vermochte beim Anblick des kümmerlich Wiederhergestellten sein Mißbehagen kaum zu verbergen; er fürchtete, den Lebensplan, den er so vorsorglich für den Sohn festgesetzt, durchkreuzt zu sehen. Nur allzuhäufig fühlte die Mutter sich gedrungen, ihre ausharrende und ausgleichende Liebe zu Gunsten ihres Wolfgang wirken zu lassen, der sich nun ihr und der Schwester Cornelie mit ganzem Gemüthe immer inniger anschloß. Es ward ihm nicht leicht, sich in die vaterstädtischen und häuslichen Verhältnisse wieder einzufügen. Sehnsüchtig pries er Leipzig; er vermißte den Umgang der witzreichen Landsmänninnen der Lessing'schen Minna, nach deren geistigen Ebenbildern er in Frankfurt vergeblich suchte. Er stieß auf Widerstand, wenn er die Grundsätze eines geläuterten Kunstgeschmacks, die er als Schüler Oeser's sich angeeignet, in seiner Umgebung verbreiten wollte. Unterließ er es dennoch nicht, den guten Geschmack zu predigen, so mußte er „der Kunst wegen viel leiden". Was ihm Leipzig gegeben, schien er jetzt erst nach seinem vollen Werthe zu schätzen; was ihm Frankfurt etwa geben konnte, vermochte der Leidende nicht zu genießen. Denn die Gefahr erneuerte sich. Der siebente December, Corneliens Geburtstag, ward zum Schreckenstage. Eine heftig hervorbrechende Kolik, von peinigenden Schmerzen begleitet, schien die bereits geschwächten Kräfte vollends erschöpfen zu wollen. Zwei Tage lang dauerte der hoffnungslose Zustand; dann erfolgte, unter dem entschlossenen Eingreifen des Arztes Joh. Fr. Metz, eine Wendung zum Besseren. Die Mutter aber richtete sich an einem Worte der Bibel auf. In ihrer schweren Herzensbedrängniß hatte sie zum Buch der Bücher ihre Zuflucht genommen, das nun in doppeltem Sinne zum Buche des Lebens ward: als sie an der Rettung des Sohnes fast verzweifelte, leuchteten ihr die Worte Jerem. 31, 5 tröstlich entgegen; sie behielt den Spruch wie eine göttliche Verheißung dauernden Heils bis auf ihre letzten Tage in treuem Gedächtniß. Vier Wochen hindurch blieb der Kranke aufs Lager gebannt. Als im Beginne des J. 1769 ihm eine freiere Bewegung gestattet ward, meldete sich das Uebel nochmals, aber mit verminderter Heftigkeit; er mußte sich das Zimmergefängniß noch vier Wochen lang gefallen lassen. Noch im April hatten die treu sorgenden Freunde über sein kränkliches Aussehen zu klagen. Nur allmählich wichen die Nachwehen des Leidens. Der Sommer führte ihn ins Freie; kleine Reisen wurden unternommen. Er sah in Worms Charitas Meixner wieder, die seine Empfindungen ehemals lebhaft beschäftigt hatte; er wanderte nach Marienborn im Darmstädtischen, um dort einer Versammlung der frommen Brüdergemeinde

beizuwohnen. Erst im Winter von 1769 auf 1770 kam ihm das volle Gefühl der Gesundheit wieder. Die nun überstandene Krankheit erwies sich als eine für den ganzen Organismus heilsame Krisis. Mit erneutem Jugendmuthe blickte er vorwärts ins Leben. Fürs erste mußte den juristischen Studien ein äußerlicher Abschluß gegeben und dadurch die oft verletzend hervorbrechende Ungeduld des Vaters beschwichtigt werden. Aber kein Gedanke an eine Rückkehr nach Leipzig! Im Januar 1770 hatte sich G. im Einverständniß mit dem Vater für Straßburg entschieden.

Mit den Freunden und Freundinnen in Leipzig war inzwischen der briefliche Verkehr unterhalten worden. Aber nicht alles, was er von dort vernahm, konnte ihn heiter stimmen. Gegen Ende des Mai 1769 empfing er eine Nachricht, die ihn nicht unbewegt ließ: Käthchen hatte sich verlobt. G. mußte zugestehen, daß sie einen Würdigen gewählt. Der siebente März 1770 war der Tag ihrer Vermählung mit Dr. Christ. Karl Kanne; er leitete eine lange und beglückte Verbindung ein: erst 1806 ward sie gelöst durch den Tod des Mannes, der sich als Leipziger Vicebürgermeister Ansehen und Verdienst erworben hatte; die Frau überlebte ihn um vier Jahre. — G. schloß die Correspondenz mit Käthchen noch vor ihrer Verheirathung; das letzte Schreiben trägt das Datum des 23. Januar 1770. Aus seinen Briefen an die Braut spricht eine schmerzliche Empfindung, der es aber nicht allzu schwer wird, sich in der milderen Temperatur der Freundschaft zu beruhigen.

Während dieser Periode der Krankheit und langsamen Wiederherstellung konnte die dichterische Thätigkeit nicht ergiebig sein. An den „Mitschuldigen“ ward gründlich gearbeitet. Die ursprüngliche Anlage in einem Act genügte nicht mehr; das Stück ward in drei Acten breiter und reicher ausgeführt. Hirzel's Sammlung „Der junge Goethe“ gibt es uns jetzt in der Gestalt, die es damals erhielt; und zwar erscheint es hier genau so, wie es in dem glücklich geretteten Manuscripte vorliegt, welches der Dichter im J. 1769 zierlich und sauber anfertigte. Gleichzeitig, im Sommer dieses Jahres, ward die Herausgabe von zwanzig Liedern vorbereitet, die in Leipzig entstanden waren und die ein Leipziger Freund mit Melodien begleitete. Am dritten October zeigten sich in den Buchläden zuerst die „Neuen Lieder“, in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. G. blieb ungenannt. In den Almanachen der folgenden Jahre finden sich manche dieser Gedichte wieder. Niemand ahnte, daß der namenlose Autor derselben einst als der größte aller Lyriker dastehen sollte.

Der Zeitraum von anderthalb Jahren, den der Jüngling gezwungen im elterlichen Hause verbrachte, erscheint arm an äußeren Zeugnissen seines geistigen Thuns und Schaffens. Um so mehr bereicherte und vertiefte sich sein inneres Leben. Nachdem ihn die Leipziger Verhältnisse nach vielfachen Richtungen hin und wieder gezogen, ihn zu mancherlei Zerstreuung und Leichtfertigkeit verlockt und eine innere Sammlung auf die Dauer fast unmöglich gemacht hatten, fühlte er sich jetzt zur Einkehr in sich selbst getrieben. Blickte er auf seinen sittlichen Zustand, so brauchte er keineswegs zu erschrecken; er gewahrte kaum etwas, das ihn zu einem ärgerlichen Mißmuth über sich selbst hätte stimmen müssen. War er sich doch eines unendlich guten Willens bewußt! Auch fand er in sich das redliche Bestreben, diesem Willen zur Herrschaft über widerstreitende Neigungen zu verhelfen. Dennoch machte sich ihm die Nothwendigkeit fühlbar, jenem Bestreben Halt und Stütze zu verleihen. Wohin aber sich wenden, um diese Stütze zu gewinnen? Männer der verschiedensten Sinnesart, seit seinen Knabenjahren theilnehmend bemüht, ihn zu bilden und zu leiten, hatten ihn hinlänglich mit den verschiedenen, oft schnurstracks einander widersprechenden Grundsätzen bekannt gemacht, denen man, wie jeder zuversichtlich von den seinigen behauptete, nur

zu folgen brauchte, um auf dem Lebenspfade ohne Anstoß sicher, ja siegreich fortzuschreiten; so hatte er, wie er es selbst ausspricht, vor seinem zwanzigsten Jahre die Schulen fast sämmtlicher Moralphilosophen durchlaufen. Was er in einer jeden gelernt, wußte er zu bewahren und zu nutzen; aber keine hatte ihn mit demjenigen versehen, was ihm vor allem Noth that, wenn er die drangvolle Unruhe in seinem Inneren besänftigen, wenn er der Qual des Schwankens entrinnen und seinem ungeduldigen Suchen, Sinnen und Forschen Befriedigung bieten wollte. Wie natürlich, daß sich jetzt, da ihn noch der Druck körperlicher Mißstände befing, sein Gemüth den Einwirkungen einer zarten und innigen Religiosität eröffnete, die eben aus ihrer Innigkeit die Kühnheit schöpft, über die starren Schranken des Dogmas hinweg nach einem Liebesbündniß mit Gott und dem Heiland zu streben. Seine nie erloschene Neigung zur Bibel erleichterte ihm jederzeit die Annäherung an das Gebiet religiöser Empfindung, wenn er es auch noch so lange gemieden hatte. Und jetzt bot sich ihm eine Hand, von der er sich gern an jene Regionen heranführen ließ. Die frommen Gesinnungen, wie sie von den in herrnhutischem Geiste gestifteten Brüdergemeinden ausgingen, hatten seit der Mitte des Jahrhunderts auch in Frankfurt, besonders unter den höheren Ständen, Verbreitung gefunden. Die Gemüther, durch den Ernst der Kriegszeit verdüstert und in sich zurückgescheucht, mochten um so williger auf jene Lehren horchen, die ihnen den Weg zur unmittelbaren Gemeinschaft mit dem geopferten und ewig lebendigen Gottmenschen zu eröffnen und zu ebnen schienen. Die empfindungsseligen Bekenner dieses Evangeliums bildeten, wenn auch nicht eine Gemeinde, so doch einen enger geschlossenen Kreis, mit dessen weiblichen Mitgliedern die Mutter Goethe's vielfach verkehrte. Keine von diesen Gottesfreundinnen war ihr näher vertraut, als Susanna Katharina v. Klettenberg, eine Verwandte der Textor'schen Familie. Sie war die edelste Zierde der frommen Genossenschaft. An ihr ward der Segen offenbar, der von einem das ganze Gemüthsleben erneuernden Glauben ausfließen kann. Im J. 1723 geboren (19. December), war sie schon längst der Fülle dieses Segens theilhaftig geworden. Sich selbst und den Schatz ihrer Seelenerfahrungen hatte sie aus dem Strudel der Lebenswogen an das Ufer geflüchtet, wo sie, leidend und doch beglückt, „unter ihres Gottes Flügel ruhte". Die gewissenhafte, ja peinliche Strenge, mit der sie über sich selbst wachte, mit der sie jedem Anzeichen einer ungöttlichen Regung in ihrem Innern nachspürte, verleitete sie nie zu schroffem Verhalten gegen Andere. Dem Sectenstreite blieb sie fern. Ihr war die Liebe wirklich das eine, das allumfassende Gebot. Von den sinnlich gröberen Elementen, die sich dem Pietismus und den ihm verwandten Erscheinungen angehängt hatten, ließ sie sich kaum berühren; sie blieb der Empfindung hingegeben, „die alle Empfindungen übertrifft". Stellt das Christenthum die Menschwerdung des Heiligen und die Heiligung des Menschen dar, so hatte es in dieser himmlischen Seele — als eine solche bezeichnete sie G. selbst in einem Briefe an Lavater — gewiß die liebenswürdigste Gestalt angenommen. Den Frieden, der vom Himmel ist und dessen sie selbst genossen, wollte sie auch über das Dasein ihres jungen Freundes verbreitet wissen; und dieser verschloß sein Ohr nicht, wenn sie von der Seligkeit sprach, die nur in der Vereinigung mit dem zu finden ist, „dessen Blut der Golgatha getrunken". Sein Inneres schien sich der Heilsbotschaft zu öffnen. Er wandte sich wieder zu Kirche und Altar, die er in seinen reiferen Knabenjahren gleichgültig beiseit gelassen; er verschmähte sogar die fromme Terminologie nicht ganz; er mochte sich und andern bekennen, daß er mit unserm Herre Gott etwas besser stehe, und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Doch war die Begier nach Erweckung und Erleuchtung nicht so stark in ihm, daß er auf seine sonstigen Ueberzeugungen und Wünsche, Hoff-

nungen und Ansprüche hätte verzichten mögen. Das Weltkind machte der Frommen gegenüber in Scherz und Ernst seine Rechte geltend; diese aber war viel zu einsichtig, um, selbst wenn sie es vermocht hätte, sein Wesen gewaltsam in fremde Bahnen zu zwingen. So blieb er, wie Gott und Natur ihn gewollt und geschaffen. Unzweifelhaft jedoch gewann er in dieser Zeit das Verständniß für alles, was dem religiösen Empfindungsleben eigenthümlich angehört. Dies Verständniß konnte ihm nicht wieder verloren gehen; es leitete ihn sicher überall, wo er, sei es als Historiker, sei es als Dichter, die Beziehungen des Irdischen zum Göttlichen und vor allem das Verhältniß des Christenthums zur Menschheit und zum menschlichen Herzen auffassen oder darstellen wollte. Aber auch das Bild der Freundin ging ihm nicht verloren. Aufgefrischt stand es vor ihm, als er in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" zu schildern hatte, wie eine vornehm zarte Frauennatur, vom Strahl der Gnade getroffen, sich den Einwirkungen des unsichtbaren Wesens bedingungslos überläßt, und so stufenweise sich läutert, bis sie würdig wird, den Gott, den sie in der Außenwelt erkennt, auch im Herzen zu tragen. Er rief sich alles zurück, was er mit und an Fräulein v. Klettenberg erfahren, und auf Grund ihrer eigenen Aufzeichnungen entwarf er die Selbstdarstellung der „schönen Seele".

Im Gefolge der religiösen Stimmung, die ihn so wohlthuend ergriff, trat auch die Neigung zu theologischen und theosophischen Studien hervor; er ließ sich durch die fromme Freundin sogar bereden, zu kabbalistischen und alchymistischen Schriften zu greifen; er vertiefte sich in die Abstrusitäten dieser Litteratur, in welcher ein verdüsternder, oft gefährlicher Aberglaube sich mit den halbdichterischen Ahnungen einer kindisch umhertastenden Naturwissenschaft wunderlich genug berührt. Auch konnte er der Lust nicht widerstehen, nach den Winken der Alchymisten selbst praktische Versuche zu wagen; aus der Mischung seltsamer Substanzen sollten die heilsamsten Kräfte ans Licht gezogen werden. Zwar den geheimnißvollen Salzen und Säften, die er zu erzeugen strebte, kam er nicht auf die Spur. Aber alles, was sein Geist einmal ernstlich erfaßt hatte, mußte ihm früher oder später, mittelbar oder unmittelbar, förderlich werden. Im Verlaufe dieser, mit einer gewissen Hartnäckigkeit fortgesetzten Operationen that er manche Blicke ins chemische und medicinische Gebiet; und indem er über jenen Wunderbüchern brütete, machte er, ohne es zu ahnen, Vorstudien zum „Faust": er verschaffte sich gleichsam den Apparat, mit dem er die Zauberwelt dieser Dichtung ausrüsten sollte. So eröffnet sich aus der etwas drückenden Atmosphäre, die den Kranken und Genesenden im elterlichen Hause umgab, der Ausblick auf zwei seiner mächtigsten Schöpfungen.

Indessen war es für Geist und Körper wünschenswerth, ja nothwendig geworden, in freierer Umgebung sich zu erholen. Der Plan, auf den er schon im Sommer 1769 gedeutet, ward ausgeführt. Der zweite Abschnitt seines akademischen Lebens begann. Ihn hob das Gefühl wiedererlangter Gesundheit, und er hatte „Munterkeit im Ueberfluß", als er in den ersten Tagen des April 1770 in Straßburg anlangte. Gleich ward das Münster, als das vollkommenste Werk deutscher Baukunst, mit Staunen begrüßt. Noch vermochte er Sinn und Absicht des Künstlers nicht zu fassen, der hier das unendlich Mannigfaltige zur Einheit geordnet. Von der Höhe des Wunderbaues blickte er auf das Land hernieder, das damals vom großen Vaterlande losgerissen war, in dem jedoch unter fremder Hülle deutsches Wesen und deutsche Sitte noch kräftig fortbestanden. Er ließ es an dem neuen Orte eine seiner ersten Handlungen sein, den armen Leipziger Stubennachbar Limprecht mit einer Geldsendung zu bedenken. Lange schon, bevor er selbst es ausgesprochen, handelte er nach dem echt christlichen Worte: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!" — Wohl-

thätigkeit in großem Sinne zu üben, blieb ihm durchs Leben Bedürfniß und Genuß.

Wohnung nahm er am alten Fischmarkt bei Herrn Schlag; am 19. April trug er seinen Namen in die Liste der akademischen Bürger ein. Im ersten Halbjahr gab ihm die Jurisprudenz genug zu thun; er widmete sich ihr nicht ohne Neigung; und im September konnte er mit Ehren eine Prüfung bestehen, die als nothwendige Vorstufe zur Promotion galt. Mit den „frommen Leuten“ suchte er sich eng zu verbinden. Sie waren dem Hallischen Pietismus zugethan; mit großem Mißvergnügen hörte er sie auf „seinen Grafen“ (Zinzendorf) bitter schelten. Die Langeweile verscheuchte ihn bald aus einer Gesellschaft, in welcher einengende Religionsempfindungen, die oft zu Härte und Unduldsamkeit verleiteten, für jede höhere Bildung des Geistes und Herzens Ersatz bieten sollten. Doch deshalb entfremdete er sich noch nicht dem kirchlichen Leben. Briefliche Aeußerungen gegen jüngere Freunde lassen die Fortdauer einer religiösen Grundstimmung erkennen; und kurz vor seinem Geburtstage (am 26. August 1770) berichtete er der Klettenberg, er sei „mit der christlichen Gemeine hingegangen, sich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern“. Mochte er, da neue Anschauungen in ihm zur Herrschaft gelangten, der Kirche auch wieder fern und ferner treten, so blieb der Kern des Christenthums ihm doch werther und heiliger als manchem Buchstabengläubigen. Er zweifelte, daß mit dem neuen Lebensjahre eine „neue Epoche“ für ihn anheben würde. Der Zweifel war unbegründet: gerade dies Jahr, sein zweiundzwanzigstes, sollte eine Epoche einleiten, in der sein Leben und Schaffen die entscheidende Richtung nahm.

Wie kühn seine Gedanken und Studien damals nach allen Seiten ausgriffen, das beweisen die Aufzeichnungen, die er in einer Art von wissenschaftlichem Tagebuch unter dem Namen „Ephemerides“ zusammenfaßte. Nachdem für die Jurisprudenz das Nöthige geschehen war, ließ er die Neigung zur Medicin und Naturwissenschaft um so mehr vorwalten, als seine Tischgenossen, unter denen Mediciner die Mehrzahl bildeten, ihn durch ihre Gespräche beständig an jene Lieblingsfächer mahnten. So nahm er im Winterhalbjahr (1770—71) an Ehrmann's Klinikum Theil und besuchte Lobstein's Vorlesungen über Anatomie. Auch für die Chemie, die Spielmann las, fehlte es ihm nicht an Zeit. Zugleich erweiterte und stärkte sich sein Natursinn. Hatte er sich in Leipzig mit dem Rosenthal begnügen müssen, so lag hier lockend vor ihm ausgebreitet ein herrliches Land: es bald als Fußwanderer, bald als Reiter zu durchstreifen, ward ihm zur Lust. Noch im Sommer 1770 unternahm er mit zwei Elsässer Freunden, Engelbach und Weyland, eine Reise ins Lothringische; lange begleitete ihn die Erinnerung an die Eindrücke und Anschauungen, die sich dort auf Schritt und Tritt ihm dargeboten.

Um diese Zeit, da die gesammten Fähigkeiten seiner Natur wetteifernd nach Ausbildung strebten, begann er auch unter seinen Gefährten das natürliche Herrscherrecht zu üben, dessen Anerkennung man ihm gewährte, ohne daß er sie forderte. Auch hier, wie in Leipzig, fand er eine Tischgesellschaft, unter deren Mitgliedern, deren Zahl im Winterhalbjahr bis auf zwanzig stieg, manche seine Freundschaft verdienten und erhielten. Bei den Jungfern Lauth in der Krämergasse Nr. 13 trafen sich die jungen Männer, die einem älteren Mentor, dem Actuar beim Vormundsschaftsgericht, Johann Daniel Salzmann (1722—1812), gern die Würde des Vorsitzes überließen. Von den Franzosen hatte Salzmann die Sicherheit und Eleganz der Umgangsformen angenommen. Durch die freundlich gemessene Art seines Auftretens und Benehmens zog er die Jüngeren zu sich heran und legte ihnen doch eine gewisse Zurückhaltung auf. Seinem still wirkenden persönlichen Ansehen fügte man sich um so lieber, da man seiner Welterfahrung eben

so sehr wie der Lauterkeit seines Wohlwollens vertrauen durfte. Von Herz und Geist war er ein Deutscher; das Beste seiner Bildung verdankte er der deutschen Popularphilosophie; am Christenthum schätzte er vornehmlich die moralische Seite. Die Richtung auf das praktische Leben, die ihm durch die klare Verständigkeit seines Wesens geboten war, hinderte ihn nicht, die Litteratur nach seiner Weise zu pflegen. Und er pflegte sie in deutschem Sinne. Er war thätig besorgt, das vaterländische Element gegen den übermächtigen französischen Andrang zu schützen, und auch seine jüngeren Freunde durften in diesem Bestreben nicht lässig werden. Einer Gesellschaft, die er gestiftet, war die Aufgabe zugetheilt, deutsche Rede und Schrift zu fördern. Einem solchen Manne konnte G. sich anschließen; er konnte den Aelteren, der das Drängen der Jugend gar wol begriff, zum Vertrauten seiner Studien wie seiner Leidenschaften machen. Unter den übrigen Genossen scheint ihn niemand wohlthuender berührt zu haben, als der gleichaltrige Lerse, der uns heute noch im Götz lebendig ist. Ueber Jung (Stilling), dessen Erscheinung am Lauth'schen Mittagstisch etwas fremdartig auffiel, hielt G. die schützende Hand; mit brüderlicher Herzlichkeit suchte er den Bedrängten aufzurichten; er nahm Theil an dessen Freuden und Kümmernissen und gab dem eingeengten Geiste weitere Aussichten; er hatte Verständniß für des gläubigen Mannes zuversichtlichen Frommsinn, den andere schalten oder verhöhnten.

Wenn auch die Freunde sich ohne Widerspruch dem wohlerwogenen Worte, dem milden Gebote Salzmann's unterordneten, so gewahrte doch alsbald jeder Ankömmling, der sich diesem Kreise zugesellen wollte, daß in Wirklichkeit G. hier das Regiment führte. Sein Wort entfesselte die gesellschaftliche Lust und dämpfte die Ungebühr. Sein Blick war bezwingend; wen der Strahl aus diesen leuchtenden Augen traf, der fühlte, daß ein Herrscher vor ihm stand. Gewiß hat der junge Herrscher seine Macht nicht mißbraucht. Zwar konnte sein rücksichtsloser Freimuth hie und da verletzen; auch er entging dem Vorwurfe nicht, unter dem so mancher bedeutende Mensch in seiner Jugend leiden muß: kurzsichtige Beobachter sprachen wol von seinem Hochmuth, seiner unerträglichen Ueberhebung. Aber an ihm war nichts von Schein, nichts von Anmaßung. Er folgte dem Gesetze seiner Natur; nie hätte er sich anders darstellen können, als er war. Die Ahnung neuer großer Ziele trieb ihn vorwärts auf Bahnen, die kein Anderer beschreiten durfte; das Bewußtsein unerschöpflicher innerer Kräfte trug ihn empor. So ließ er aus den Tiefen seiner Natur sein Selbstgefühl frei hervorbrechen, ohne zu beachten, wie heftig er damit bei denen anstieß, die nur den Werth des Herkömmlichen zu schätzen wußten und an dem Werdenden die Abzeichen künftiger Größe nicht entdeckten.

Hätte vor den Blicken derjenigen, welche die kühnen Aeußerungen seines Wesens aus Hoffart und Mißachtung Anderer herleiteten, sein Inneres sich aufschließen können, sie würden hier nichts dergleichen wahrgenommen haben. Vielmehr war sein Gemüth auf das liebevollste gestimmt. Im Herbste 1770 betrat er zuerst das Haus des Sessenheimer Pfarrers Joh. Jak. Brion. Die Eindrücke, die ihm in jener ländlichen Umgebung geworden, gab er gleich hernach in den Worten wieder: „Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe." Am 15. October richtete er die ersten Zeilen an die jüngere Tochter, die achtzehnjährige Friederika Elisabetha. Sie war die „liebe neue Freundin", um die seine Gedanken schwebten, zu der es ihn aber- und abermals unwiderstehlich hinzog. Die Gewalt einer reinen jugendlichen Neigung führte die Gemüther zusammen. Es blieb keine Muße, das Künftige zu überdenken; der leidenschaft-

liche Austausch unschuldsvoller Gefühle bot den Liebenden in jedem Augenblicke der Gegenwart ein seliges Genügen. Erst allmählich tauchten, beim Ausblick in die Ferne, bänglichere Empfindungen auf.

G. hat in Dichtung und Wahrheit alles erschöpft, was über Friederike, was über ihre Liebe und ihr Geschick zu sagen ist. Wir vermögen das wirklich Erlebte, das ihm später aus aufgefrischter Erinnerung wieder entgegentrat, nicht mehr von den dichterischen Bestandtheilen der Erzählung zu sondern. Beide Elemente sind unauflöslich in einander verwoben. Die Dichtung setzt sich der Wirklichkeit nicht entgegen, wenn sie auch, um ihres eigenen Zweckes willen, darauf verzichtet, den Verlauf der wirklichen Vorgänge genau zu beobachten. Jener Zweck besteht einzig darin, die innere Wahrheit der Erlebnisse zum Ausdruck zu bringen. Dem Gesetze dieser Wahrheit muß das zufällig Wirkliche sich unterwerfen; dasselbe wird, wenn nicht ausgelöscht, so doch dergestalt behandelt, daß an und in ihm das Wesentliche und Nothwendige sich offenbart. Erst jüngst hat ein mit echtem Künstlerblick ausgerüsteter Freund Goethe's uns zur Würdigung der feinen Kunst angeleitet, welche in der Schilderung Friederikens alle Einzelheiten im Hinblick auf eine bestimmte Gesammtwirkung bildet und ordnet. An dieser Friederike, wie der Dichter sie geschaffen oder nachgeschaffen, müssen wir uns genügen lassen. Was wir in Wahrheit über sie wissen, wissen wir durch ihn. Das zehnte und elfte Buch von „Dichtung und Wahrheit", der Brief an Frau v. Stein vom 28. September 1779 — das sind die vertrauenswürdigen Urkunden über Sein und Geschick dieser Friederike, der wir ein Fortleben in der liebevollen Erinnerung der kommenden Geschlechter vergönnen. Man hat nach ihren späteren Lebenszuständen mit peinlicher Ausdauer geforscht; der Eifer solcher Forschenden verlor sich manchmal in eine böswillig spähende Neugier. Dieser blieb freilich die erhoffte schnöde Befriedigung versagt. Es ließ sich kein Flecken an dem Bilde des Mädchens anbringen, welches das Herz, das sich der Liebe zu G. freudig erschlossen, vor jeder anderen Berührung verwahrte. Wie geringfügig ist nun aber auch alles, was als Ergebniß redlicher Forschungsmühen gewonnen worden! Die paar Worte ihrer Hand, die sich gerettet haben, verrathen uns nichts von ihrem Wesen; was sie an G. schrieb, bleibt uns vorenthalten. Und wie wenig sagen uns die halb getrübten Ueberlieferungen, die spärlichen nackten Daten! Selbst was wir über die mehrfachen Veränderungen, die ihre äußere Lage betrafen, zuverlässig erfahren, reicht kaum hin, einen dürftigen Umriß ihres Lebens zu zeichnen. An dem, was man Glück nennt, ward ihr nur ein kärglicher Antheil. Wollte sie, als das Alter herannahte, nicht ganz vereinsamt dastehen, so mußte sie den Familienkreisen ihrer verheiratheten Geschwister sich anschließen. Dort, in enge, wenn nicht kümmerliche Zustände gebannt, verbrachte sie die Tage in der Erfüllung bescheidener Pflichten, zum Frommen ihrer Nächsten. Die letzten acht Jahre verflossen ihr in Meissenheim bei Lahr, wohin sie ihrem Schwager, dem Pfarrer Marx, gefolgt war. Am 3. April 1813 ging sie still aus der Welt; wie sie bis ans Ende sich hülf- und liebreich bewährt hatte, so erfreute sie sich auch bis ans Ende der dankbaren Liebe der Ihrigen. Ihr Erdendasein schloß gerade zu der Zeit, da G. sie in einer höheren Welt wieder auferstehen ließ.

Und als eine Angehörige jener Welt, dem irdischen Wechsel und Wandel entzogen, mag sie uns vor Augen bleiben, verklärt in dem Jugendglanze, der sie einst vor Goethe's Blicken umleuchtete. Wir mögen sie sehen, wie sie, in leichtem, sommerlichem Anzuge, leichtschwebenden Fußes sich über Felder und Wiesen dahinbewegt, bald dem Geliebten entgegeneilend, bald ihn an ihrem Arm zu ihren Lieblingsplätzen geleitend. In freier Himmelsluft, in der Umgebung von Strauch und Blume scheint sie in der Heiterkeit ihres Daseins

am frischesten aufzublühen; so fühlt sich denn auch alles erheitert unter dem Einfluß ihrer Nähe. Das wohlthuende Gleichgewicht ihres Wesens wird nicht leicht unterbrochen; der Frohsinn, den sie der Reinheit ihres Gemüths verdankt, bleibt ungestört. Dabei hat sie einen klaren Blick für Menschen und Dinge ihres Bereichs; ihre thätige Liebenswürdigkeit, ihre voraussehende Klugheit ist darauf gerichtet, die kleinen Störungen und Widerlichkeiten, die das tägliche Leben, das gesellschaftliche Beisammensein bedrohen, möglichst fernzuhalten; gern fügt man sich ihren Anordnungen; geschickt weiß sie es einzurichten, daß ländliche Festlichkeiten zur Befriedigung aller Theilnehmenden verlaufen. Aber auch in der winterlichen Stube verliert sie nichts von ihrer Anmuth; eben so herzlich fließt auch hier das Wort von ihrer Lippe; ihr Betragen bleibt gleich ungezwungen, und nicht minder hell klingen ihre einfachen volksmäßigen Weisen, die tief in des Dichters Empfindung dringen und ihn auf das Gebiet des Volksliedes hinlocken. Am liebsten möchten wir sie uns vergegenwärtigen, wie sie dem Freunde ihr unschuldvolles Gemüth offen darlegt, wie sie in unbefangener Hingebung zu ihm aufblickt, dem Zauberfluß seiner Rede lauscht und sein neues Lied vernimmt, das Lied, das sie selbst hervorgerufen.

Denn mit Recht erscheint sie uns als die Muse seiner nun zu frischem Jugendleben erwachenden Lyrik. Das Goethe'sche Lied, wie es jetzt aus der Fülle seines inneren Lebens hervorzuklingen beginnt, ist alles künstlichen Wesens wie aller Reflexion ledig geworden; es verzichtet auf epigrammatische Wendungen, auf Spiele des Witzes und auf den Schmuck wohl angebrachter Sinnsprüche; es stellt sich nicht betrachtend neben oder gar über das Gefühl; es wird vielmehr zum unwillkürlichen Ausdruck desselben. Ohne weitere Vermittlung tritt die Empfindung ins Wort hinüber; das Wort darf sie nicht mit dem herkömmlichen dichterischen Apparat verhüllen: es muß sie in leuchtender Wahrheit offenbaren. In dem beseelten Laut des Liedes gewinnt das Gefühl Stimme und herzbezwingende Sprache. Nur bei ungebrochener Einheit von Leben und Dichtung konnte eine solche Lyrik entstehen. Andere tragen die Poesie mit Bewußtsein ins Leben; sie wollen ihm eine poetische Außenseite verleihen und es mit einem würdigeren Inhalte ausstatten. Selbst einer der edelsten Dichter, wie Klopstock, aus dem gewiß die lautere Wahrheit der Empfindung sprach, verräth häufig das Bemühen, seinem Leben erst durch seine Kunst die höhere und höchste Weihe zuzuführen. Die Goethe'sche Lyrik hingegen ist die nothwendige Blüthe des Lebens selbst. Sie entspringt aus dem Leben und ergänzt es zugleich. Sein menschliches Dasein würde unvollkommen bleiben, wenn er nicht dichtete, und seine Dichtung würde der inneren belebenden und überzeugenden Kraft ermangeln, wenn sie nicht auf dem sicheren Grunde seines persönlichen Daseins ruhte. Andere errichten sich ihr poetisches Reich in bedenklicher Entfernung von dem Umkreis ihres gewohnten Lebens: G. weiß nichts von einem solchen abgesonderten Bezirk der Dichtung. Wohin er seinen Fuß setzt, da ist poetischer Boden. Er lebt, was er dichtet.

So wird Wahrheit oberstes Gesetz seiner Lyrik, wie seiner gesammten Dichtung. Der Poet gibt uns ein fortwährendes Selbstbekenntniß; jedes Gedicht ist eine helle Lebensspur.

Will er die Fülle des wirklichen Daseins in die Dichtung aufnehmen, so muß er wiederum die volle Poesie befruchtend in die Wirklichkeit einströmen lassen. Schöpft der Dichter aus seinem eigenen Selbst, dann muß er, der zum Sprecher der Menschheit berufen ist, das persönliche Sein dergestalt erweitern und veredeln, daß die Menschheit sich in ihm wiedererkennt und wiederfindet. Hätte G. nur von Selbstempfundenem und Selbsterlebtem gesungen, so bliebe ihm immerhin das Verdienst, daß er die Lyrik aus der Verkünstelung zu Wahrheit

und Natur zurückgeführt. Aus anerschaffener Kunst aber vermag er den Stoff, den er dem eigensten Leben und Fühlen entnommen, so zu formen und zu verklären, daß uns aus seinem Liede die ewigen Gefühle der Menschheit, rein und allverständlich, entgegen tönen. Was er in seinem innern Selbst genossen und geduldet, hat er uns allen zugetheilt. So wird er der große, ja der größte Künstler unter den Lyrikern.

Die Lieder, welche des Dichters Neigung zu Friederike hervortrieb, zeigen uns sein Gemüth in vollem Einklang mit der Natur. Kein Gegensatz der innern Empfindung und der äußern Lebensmächte läßt sich wahrnehmen. Wenn er aus vollem Herzen der herrlich leuchtenden Natur entgegenjauchzt, so gibt ihm die Natur mit ihren tausend Stimmen eine Antwort, wie sein Herz sie ersehnt. Alle leidenschaftliche Tragik bleibt dieser Poesie fern. Diese Lieder können als die freie und zugleich als die heiterste Offenbarung des menschlichen Gemüthes gelten.

Aber es bedurfte noch einer anderen mächtig entscheidenden Einwirkung, um den Geist des Dichters aller bis dahin getragenen Fesseln völlig zu entledigen: Herder trat ihm entgegen. Vielleicht zum ersten Mal erfuhr G. den Einfluß einer Persönlichkeit, welcher er in jedem Sinne eine Ueberlegenheit über sich selbst zugestand. Herder, 1744 geboren, zählte nicht nur fünf Jahre mehr als der Straßburger Student; seine Leistungen, seine Schicksale, der männliche Ernst seines Strebens, die Erfahrungen, die er schon an sich selbst und am äußern Leben gemacht, ließen ihn dem Werdenden gegenüber als einen Gereiften erscheinen. Im Mai 1769 war Herder auf sein Gesuch der „bishero mit Ruhm und bestem Beyfall bekleideten Aemter“ enthoben worden; er verließ Riga; von leidenschaftlichem Drange vorwärts getrieben, riß er sich aus Verhältnissen los, in denen ein Geist, welcher minder lebhaft ins Große und Weite strebte, dauernde Befriedigung gefunden hätte. Durch die „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur“ und die „Kritischen Wälder“ hatte er das Ansehen eines Führers der jüngeren Generation gewonnen und zugleich laute, bitter verletzende Feindseligkeit gegen sich erweckt. Welch eine Welt von Ahnungen und Anschauungen, von Wünschen und Vorsätzen sich in seinem Innern drängte, bezeugt das denkwürdige Journal seiner Reise vom J. 1769. Nach Straßburg kam er im Beginne des September 1770 als geistlicher Begleiter des jungen Prinzen von Holstein-Gottorp, von dem er sich aber nach wenigen Wochen trennte, da er gewillt war, dem Rufe zu folgen, der aus Bückeburg an ihn erging. Die Hoffnung, durch die Kunst der Straßburger Aerzte von seinem Augenleiden befreit zu werden, bestimmte ihn zu längerem Verweilen in der Universitätsstadt. Er blieb den Winter über bis in den April 1771. G. ward sein treuer Gesellschafter, und hielt standhaft bei ihm aus in erfreulichen, wie auch in bösen Stunden, in denen durch das Mißlingen der schmerzhaften Cur die Stimmung des Leidenden sich verdüsterte. Wol kehrte Herder das Gefühl seiner Superiorität gegen den Jüngeren hervor; er traf ihn mit herben Scherzen und verschonte ihn nicht mit seinen Launen. Aber G. ließ sich nicht abstoßen; er schien sich liebevoll willig unterzuordnen; was er von Herder empfing, war auch um den höchsten Preis nicht zu theuer erkauft. Herder zog ihn mit Geistesgewalt in die großartige litterarische Bewegung hinein, die er, selbständig auf Hamann's und Lessing's Pfaden schreitend, kühn befördert hatte und aus eigener Kraft weiter zu leiten entschlossen war. Indem er G. an seinen Einsichten theilnehmen ließ und ihm Aussichten ins Weite, ja ins Unbegrenzte eröffnete, trieb er unwiderstehlich ihn aus den engeren Anschauungen heraus, in denen die Bildung der Zeit ihn bis dahin noch immer befangen gehalten. —

Die Schranken des Herkommens, die auch G. in Auffassung und Ausübung

der Kunst noch nicht siegreich durchbrochen hatte, jetzt fielen sie nieder. Der Blick ward frei: die Welt- und Völkerpoesie that sich in unermeßlicher Ausdehnung vor ihm auf. Derjenigen Satzungen ward nicht mehr geachtet, die nur auf Meinungen, welche nach Zeit und Ort wechseln, oder auf Ueberlieferung sich stützen. Die hohle Regel zerbrach. Geltung und Achtung gebührte nur den ewigen Kunstgesetzen, welche die Meister aller Zeiten in sich getragen, denen sie bewußt oder unbewußt gehorchten. Durch Herder lernte G. den Unterschied erkennen zwischen dem Zeitlichen und Ewigen in der Poesie; er ward durch die Schärfe, mit welcher jener das Falsche vom Echten sonderte, unweigerlich gezwungen, die Götter und Götzen des Jahrhunderts in ihrer wahren Gestalt oder Mißgestalt zu sehen. Es ward eine heftige, nicht durchaus schmerzlose, aber durchaus heilsame Erschütterung in seinem geistigen Dasein bewirkt. Herder zerstörte ihm den Wahnglauben an unrechtmäßige oder zwangsweise aufrecht erhaltene Autoritäten; aber er gab ihm den rechten Glauben an die Schöpferkraft des menschlichen Geistes; er weihte ihn ein zur Erkenntniß des wahrhaft Großen, was dieser Geist in den verschiedenen Epochen der Geschichte der Menschheit aus sich erzeugt hatte. Wenn er auch den jüngeren Freund durch Scherz und herben Ernst oft niederschlug und ihn zuweilen vielleicht mit unbilliger Härte an seine Unzulänglichkeit mahnte, so mußte dem suchenden und ringenden Dichtergeiste doch durch alle diese ihm zuströmenden Anregungen die köstliche Zuversicht auf sein eigenes schöpferisches Vermögen bestärkt werden. Nun erschien ihm die Bibel als poetische Uroffenbarung wie von einem neuen Lichte bestrahlt. Der Gesang Homer's tönte aus dem Innern des wundersamsten Volkslebens als veredelter Naturlaut einer jugendlich kräftigen Menschheit hervor. Shakespeare's Gestalt erschien in ihren wirklichen Umrissen; die Beschäftigung mit dem Volksliede, dessen im Elsaß erhaltenen Resten G. mit Erfolg nachspürte, leitete zu der Einsicht, daß die poetische Fähigkeit als eine der gesammten Menschheit verliehene Gabe aufzufassen sei, die in einzelnen Erkorenen sich zum höchsten Grade der Ausbildung steigere.

Nachdem Herder aus Straßburg geschieden, hegte und befestigte G. die neu gewonnenen Ueberzeugungen in seinem Innern; er predigte sie mit hinreißendem Eifer und verbreitete sie in seinem Freundeskreise, der sich rückhaltlos zu ihnen bekannte.

Von ihnen ward auch Lenz ergriffen, der sie hernach mit einer ins Tumultuarische gehenden, halb kindischen Heftigkeit vortragen und vertheidigen sollte. Um das Ende des April 1771 hatte er sich in Straßburg eingefunden; seine Beziehung zu G. konnte damals noch keine innige werden. Was die um G. versammelten Freunde zu geistiger Gemeinschaft verband, war vornehmlich die Bewunderung Shakespeare's oder vielmehr die leidenschaftlich unbedingte Liebe zu seinen Werken. In ihnen erblickte man die Natur selbst; das Schicksal der Menschheit, das Geschick des Einzelnen ward durch sie offenbart; aus ihnen vernahm man mächtige Naturworte, die man ausdeuten, aber nicht abschwächen, deren Gehalt man sich aneignen, aber nicht kritisch wägen sollte. Die scheinbare Freiheit, in welcher sich die Form des Shakespeare'schen Dramas bewegt, die Vernichtung jedes sichtbaren Regelzwanges schmeichelte dem unbändigen Freiheitsgefühl, das in dieser litterarischen Jugend auf- und abstürmte. Sie verehrte in dem Briten den Führer zur Selbständigkeit.

Während sie an der Riesengestalt des Dichters hinaufstaunte, verhöhnte sie „die Herren der Regeln in ihrem Loch“, welche den herkömmlichen Maßstab, der nicht mehr giltig war, an die Größe einer solchen Erscheinung anlegen und sie als ungeheuerlich verschreien wollten. Und jene Selbständigkeit sollte nicht nur von dem Einzelnen errungen, sie sollte dem Geiste der gesammten Nation zurück-

gegeben werden. Deutsch zu sein in Leben und Kunst, das Vaterländische in Wissenschaft und Sitte zu pflegen, das Fremde, das sich gebieterisch aufdrängen wollte, abzuwehren, das erschien als Pflichtgebot, dem man aus innerster Neigung folgte. In der Nähe Frankreichs, auf einem Boden, der nicht mehr für deutsch gelten konnte, warfen sich die Genossen, denen G. voranging, zu Gegnern und Verächtern alles französischen Wesens auf. Hier ward der entscheidende äußere Anstoß zu der Umwälzung gegeben, deren Wirkungen sich alsbald über die ganze Breite der deutschen Litteratur ausdehnten und diese in ihren Tiefen umgestalteten. Die Litteratur Frankreichs, die sich noch immer mit ihrer vermeintlichen Herrschaft über Europa brüstete, erschien altersmatt; sie war verneinend und glaubenslos. Von ihr wandte G. sich ab, um Blick und Sinn in die deutsche Vergangenheit zu richten, deren Kunstherrlichkeit im Straßburger Münster ihm verkörpert vor Augen stand. Er erbaute sich an den schriftlichen Zeugnissen, die unsere Vorfahren von ihrem Sein und Treiben hinterlassen haben. Mochte die Darstellung in diesen Schriften auch noch so ungelenk sein, so trat doch aus ihnen die Gestalt der Vorzeit seiner bildenden Phantasie entgegen. Und so konnte wol im Anblick des Münsters ihm der Gedanke aufsteigen an eine Dichtung, die, ähnlich wie sein Götz, der frischen Gegenwart angehörte und doch den Hauch verschwundener Jahrhunderte spüren ließe.

Während so unter der gemeinsamen Einwirkung Homer's und Shakespeare's, der biblischen Poesie, des classischen und des heimischen Alterthums der deutsche Dichter sich in ihm ausbildete, rückte die Zeit des Abgangs von Straßburg immer näher. Dem Verlangen des Vaters gemäß sollte er bei seiner Promotion den Erfolg seiner juristischen Studien durch eine gedruckte Abhandlung öffentlich documentiren. Er hatte denn auch der Facultät eine gewandt und lebhaft geschriebene Abhandlung überreicht, in welcher er den Grundsatz verfocht, daß dem Gesetzgeber nicht nur das Recht zustehe, sondern die Pflicht obliege, für Geistlichkeit und Laien einen gewissen Cultus zu bestimmen. Ohne das Verdienstliche der Arbeit zu verkennen, hegte die Facultät doch ernste Bedenken gegen den Stoff derselben. Sie wünschte nicht, eine Dissertation solches Inhalts unter ihren Auspicien gedruckt zu sehen, erbot sich aber, den Verfasser nach seinem Wunsche zum Licentiaten der Rechte zu befördern, wenn er, wie es in Straßburg damals nicht selten geschah, über Thesen disputiren wollte. So setzte denn G. 56 Positiones juris auf, unter denen sich auch eine These gegen die Abschaffung der Todesstrafe befand; sie wurden gedruckt; am 6. August 1771 ward die heitere Feierlichkeit der Disputation vollzogen, und der Dichter konnte als graduirter Rechtsgelehrter den Heimweg antreten.

Er verließ den Straßburger Boden im sichern Gefühl erlangter Freiheit; die Fesseln französischer Bildung waren von ihm abgefallen. Er verließ diesen Boden voll kühner Gedanken, voll aufstrebender Hoffnungen, aber auch mit einem Schmerzgefühl, das der Trennung von Friederiken folgen mußte. Eine unruhig wogende Stimmung bemächtigte sich seiner; unter den wechselnden Eindrücken der Reise, vor allem beim Anblick der Abgüsse, die im Mannheimer Antikensaal versammelt waren, schien sie sich zu beschwichtigen; aber sie brach mehr als ein Mal wieder hervor, nachdem er schon längst die Schwelle des Vaterhauses wieder überschritten hatte.

Dennoch wurden die Aufgaben des praktischen Lebens ohne Verzug rüstig ergriffen. Schon am 28. August, also im Beginne seines 23. Jahres, wandte sich der Licentiat an das höchste Gericht Frankfurts mit dem Ersuchen, ihm die Ausübung der Advocatur zu gestatten; drei Tage hernach ward er der Gewährung seiner Bitte versichert. Die von G. L. Kriegk 1874 bekannt gemachten Actenstücke zeigen, daß er die Geschäfte, die sein juristischer Beruf ihm zuführte,

mit ernsterem Sinne betrieb, als seine eigenen Aeußerungen vermuthen lassen. Unstreitig benahm er sich auch hier mit der pflichtmäßigen Gewissenhaftigkeit, die er hernach als weimarischer Staats- und Geschäftsmann niemals verleugnet hat. Die juristische Thätigkeit seiner Frankfurter Jahre, die freilich, bei seiner Art zu leben und zu schaffen, manche Unterbrechung erleiden mußte, kann immerhin als eine förderliche Vorbereitung zu seinem späteren amtlichen Wirken gelten. Erleichtert ward ihm die Praxis durch die Gewandtheit eines Schreibers, Liebholdt, dem alle Formalien geläufig waren, vor allem aber durch die Theilnahme des Raths Goethe, der nun in Angelegenheiten des Sohnes seine tüchtige Rechtskenntniß freudig zur Geltung brachte. So blieb dem jungen Advocaten Raum genug, die poetischen Geister walten zu lassen. Und sie zogen mit Macht heran.

Am 14. October hatte er in enthusiastischer Rede Shakespeare als seinen Freund gefeiert, dem er seine geistige Erleuchtung verdanke, dem er in der Nebenrolle eines Pylades zur Seite bleiben möchte; und im folgenden Monate war er ganz hingenommen von der Arbeit an einem Werke, das wenigstens unter dem Anhauch des Shakespeare'schen Geistes entstand. Er brachte die Lebensgeschichte Götzens von Berlichingen in dramatische Form; das ungefüge Büchlein, in welchem der Ritter selbst über sein Thun und Treiben berichtet, hatte die Anregung und den Stoff gegeben. Vor dem Auge des Dichters stand das Bild der Zeit, die er darstellen wollte, in großen Zügen fest; Begebenheiten und Charaktere waren sorgfältig, wenn auch nicht nach dem Gesetze innerer und äußerer Einheit, geordnet. Nachdem die Ausführung einmal begonnen war, wuchs das Werk rasch unter dem herzlichen Beifalle der Schwester, die nach wie vor die Vertraute seines Geistes blieb. Er arbeitete mit einer Leidenschaft, daß er „darüber Sonne, Mond und die lieben Sterne vergaß". Indem er die lockenden Einzelheiten seines Stoffes liebevoll ergriff und sie mit besonderer Neigung ausbildete, ließ er die Gesammtwirkung aus der Acht. Wie die Scenen sich aneinander reihten, wurden sie Cornelien mitgetheilt; nach etwa sechs Wochen, noch vor dem Ende des Jahres, gelangte das Werk zum Abschluß. Die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt", ward nun dem Urtheil der Freunde, Salzmann und Herder, vorgelegt. Auch ein neu gewonnener Freund konnte bald sein Urtheil sprechen: J. H. Merck in Darmstadt (1741—91). Durch die Brüder Schlosser ward G. diesem eigenartigen Manne zugeführt, der damals auch mit Herder in Verbindung stand. Wie entschieden auch in der Natur Merck's das kritische und verneinende Element vorwalten mochte, so hat er doch offenbar in G. den mächtig sich entfaltenden Dichtergeist gleich im Beginne erkannt. Wenn er auch so wenig, wie irgend einer der übrigen Zeitgenossen, den ganzen Umfang des Goethe'schen Wesens zu überblicken vermochte, so war er doch vielleicht einer von den ersten, die deutlich einsahen, in welcher Richtung sich dieser Dichtergeist vorwärts bewegen müßte. So lange er selbst gesund blieb an Geist und Gemüth, kam er niemals in Gefahr, G. mißzuverstehen. Schärfe der Beobachtung und nicht mindere Schärfe des witzigen Wortes war ihm eigen; er war ein tiefdringender, wenn auch nicht ganz unbefangener Menschenkenner: denn mancherlei Erfahrungen hatten ihn verbittert. Obgleich Productivität im höheren Sinne ihm versagt blieb, so mußte er sich doch auf litterarischem und wissenschaftlichem Gebiete unablässig regen und bewegen. Daß er seine Naturstudien nicht als Liebhaber, sondern als ernster Forscher betrieb, kam hernach dem Dichter, als auch dieser zum Forscher wurde, vielfach zu gute. Sowie er sich darstellte, mit allen Mängeln, mit allen Ecken und Zacken seiner Natur, war Merck damals für G. ein hochwichtiger Genoß, in manchen Fällen ein Führer.

Bald sah sich G. in den Darmstädter Kreis hineingezogen. Neben Männern, wie Petersen und Wenck, fand er dort auch Caroline Flachsland, Herder's Braut. Aus manchen noch vorhandenen Zeugnissen und Berichten wissen wir, welch ein geistig bewegtes Treiben in dieser „Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen" herrschte; selbst wenn es bis zur Ausgelassenheit stieg, blieb es noch poetisch veredelt. G., angeregt und anregend, griff heiter und kräftig ein; hier traf er auf Gemüther, denen er mit seinen eben entstandenen Werken und Werkchen eine echte Lust bereitete und die ihm mit dankbarer Empfänglichkeit lohnten.

Durch Merck ließ er sich zur Mitarbeit an den Frankfurter gelehrten Anzeigen bestimmen. Dies kritische Blatt, das mit dem Beginne des J. 1772 erschien, war der Verkündigung der neuen Ansichten und Tendenzen gewidmet, welche damals, unter dem Widerstande der älteren Generation, sich in Leben, Kunst und Wissenschaft herrschend verbreiteten. Kaum zwei Jahre lang konnten die „Anzeigen" diesem ihrem ursprünglichen Zwecke treu bleiben. Im ersten Jahre gab G. eine reichliche Beisteuer: seit dem 11. Februar mag er etwa 27 Recensionen geliefert haben; im folgenden kamen wol nicht viel mehr als acht hinzu. Diese Aufsätze, die oft von lauterem Jugendfeuer durchglüht sind, deuten sammt und sonders in die Zukunft. Der Kritiker, der hier mit dichterischem Schwunge, zuweilen ungestüm, aber nie ohne Klarheit, redet, er will Raum machen für eine neue Poesie und Kunst; nur auf die Natur, auf das ewig Wahre, soll der Künstler blicken. Der Bruch mit dem Herkömmlichen wird unwiderruflich ausgesprochen.

Wie Goethe's Leben sich jetzt von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, nach allen Richtungen hin unaufhaltsam ausbreitet und in die mannigfachsten Beziehungen zur Welt und Menschheit tritt, mahnt es an das eigene Wort des Dichters: „Mit jedem Schritt wird weiter die rasche Lebensbahn". Von der Fülle dieses immer mehr sich ausbreitenden Lebens durch flüchtige Andeutungen einen Begriff zu geben, wird unmöglich. Wir müssen uns bescheiden, auf die wichtigsten Lebenspunkte, auf die folgenreichsten Wendungen im Lebensgange nur hinzuweisen. Eben so unmöglich wird eine Betrachtung alles dessen, worin dies Dasein nothwendig seinen höchsten Ausdruck findet, der dichterischen Schöpfungen, der wissenschaftlichen Leistungen. Es muß genügen, wenn nur die Erinnerung an einige derselben geweckt wird.

Im Frühling 1772 finden wir den jungen Rechtsbeflissenen in Wetzlar, am Sitze des Reichskammergerichts. An dieser Stätte sollte das deutsche Recht in voller Majestät thronen und von dort seine heilbringende Wirksamkeit über die deutschen Lande ausdehnen; dort sollte G. die abschließenden juristischen Weihen empfangen. Am 25. Mai als „Praktikant" immatriculirt, verweilte er dort bis zum 11. September. Der Einblick in die völlig entarteten Rechtsverhältnisse konnte ihm weder tröstlich noch belehrend sein. Er sah in eine rettungslose Verworrenheit hinein, in eine Welt von Mißständen und Mißbräuchen, die sich durch eine Reihe von Menschenaltern unter dem Scheine der Gesetzmäßigkeit schmählich behauptet hatten. Er mochte sich auch hier wol fragen, wie es doch möglich sei, daß das heilige römische Reich noch zusammenhalte. Doch lasteten derartige Betrachtungen sicherlich nicht allzu schwer auf seinem Gemüthe. Er fand Erholung bei den Alten, denen er sich, wie schützenden Genien, mit wachsender Innigkeit anschloß. Er las seinen Homer, seinen Pindar; man wußte in Wetzlar, wie eifrig er sich dieser edlen Neigung hingab. Von den schönen Geistern des Orts ward er als eine aufstrebende, ja fast schon wie eine anerkannte Größe empfangen, obwol sein Name über den Kreis der persönlichen Freunde noch nicht hinausgedrungen war. Männer, wie Gotter, Goué, Kielmannsegge lockten ihn in eine lustig-phantastische Ordensbrüderschaft; er konnte

sich in ein erneutes akademisches Leben versetzt wähnen. Was aber jenem Wetzlarer Sommer Reiz und Bedeutung verlieh, das war das trauliche Verhältniß zu der Familie des Deutschordens-Amtmanns Buff. Im Mittelpunkte derselben stand die Tochter Charlotte (11. Januar 1753 bis 16. Januar 1828), ein reines deutsches Mädchenbild, in einfacher Lieblichkeit anziehend, umgeben von einer Geschwisterschaar, über der sie mit der Sorgfalt einer Mutter wachte. Schon seit einigen Jahren hatte sie dem Legationssecretär J. Chr. Kestner (28. August 1741 bis 24. Mai 1800), der damals bei der hannöverschen Kammergerichtsvisitation thätig war, ihre Hand zugesagt. Am 9. Juni sah G. zuerst auf einem ländlichen Ball das 19jährige Mädchen. Wir dürfen dem Bräutigam trauen, wenn dieser, der seine Worte bedächtig abwägt, von ihr rühmt, ihr Blick sei wie ein heiterer Frühlingsmorgen. Weil sie den Tanz liebte, blickte sie an jenem Tage noch heiterer als sonst. Ohne daß sie es wollte oder merkte, war G. für sie gewonnen. Es zog ihn von nun an immer wieder in ihre Nähe. Hatte sie ihm zuerst gefallen, wie sie voll harmloser Laune sich dem Vergnügen hingab, so lernte er nun auch ihr häusliches Thun und Walten schätzen. Das deutsche Haus ward für ihn ein Heimathsort. Er spielte mit den Kindern und war ernst und gemüthvoll, heiter und melancholisch mit den Erwachsenen. Er gab sich in der ganzen Unbefangenheit seines Wesens, und eben dadurch machte er sich den Großen, wie den Kleinen unentbehrlich. Könnte man aus dem ersten Theile des Werther alles entfernen, was der Darstellung den düster drohenden Hintergrund gibt und die unausweichliche Katastrophe vorbereitet, so gewänne man ein treues Bild des Zustandes, der den Dichter damals in Lottens Nähe beglückt hat. Aber während ihn dies Glück noch ganz umfing, fühlte er sich schon gedrungen, Lottens Erscheinung, wie sie ihm unmittelbar vorschwebte, mit festen und hellen Strichen zu zeichnen. In der Recension der „Gedichte von einem polnischen Juden“, welche die Frankfurter Anzeigen am 1. September brachten, finden wir freilich die Tochter des Amtmanns Buff nirgends genannt; wir wissen aber, von welchem Urbild G. die Züge borgte, mit denen er das Mädchen schildert, das er einem unter dem Segen des vaterländischen Genius aufblühenden Dichterjünglinge zur Gefährtin wünscht. Kestner sah in dem Freunde seiner Braut auch den eigenen Freund. Er hatte, auf seine Weise, das Außerordentliche in Goethe's Natur wohl erkannt; er war zugleich von dessen Edelsinn und der Treue Lottens so innig überzeugt, daß er von dem Verkehr der Beiden keinerlei Gefahr für sein eigenes Glück besorgte. Dennoch war es heilsam, daß G. mit kühnem Entschluß durch eine tapfere Flucht sich und die Freunde vor den Conflikten sicher stellte, denen bei längerer Dauer eines so hoch gespannten Verhältnisses selbst die edelsten Charaktere nicht hätten entgehen können. Er wanderte nach Ehrenbreitstein bei Koblenz zur Familie La Roche; in dem litterarisch-geselligen Cirkel, der sich ihm hier aufthat, mangelte es nicht an neuen Eindrücken, nicht an Gelegenheit zu neuen Wahrnehmungen, an denen der Poet sich bereichern konnte. Ein etwa fünftägiger Aufenthalt genügte, ihn auch in dieser Familie völlig heimisch zu machen, welche dann durch verschiedene Generationen hindurch ihm verbunden bleiben sollte.

G. wandte sich zurück nach Frankfurt; dort, in der Vaterstadt, im Elternhause, auf seiner hochgelegenen Stube, welche bald die Abbilder antiker Gottheiten zu einer wahren Künstlerwerkstätte weihten, dort schuf oder entwarf der Dichter in ununterbrochener Reihenfolge während der nächsten drei Jahre die Werke, die das neue Zeitalter der deutschen Litteratur eröffneten.

Aus Wetzlar hatte er den Keim der Dichtung mitgenommen, die zwei Jahre hernach die Gemüther in Deutschland, dann in der ganzen gebildeten Welt so übermächtig erschüttern sollte. Die Wetzlarer Freunde aber vernahmen seine

frischen Geistes- und Herzensworte in zahlreichen Briefen, aus denen die Reinheit seines Gemüths vielleicht am ungetrübtesten widerscheint. Jeder dieser Briefe, von denen mancher ein köstliches Gedicht zu nennen ist, bezeugt sein unaufhörliches Wachsen an Geist und Kunst. Auch nachdem der Palmsonntag 1773 Lotte und Kestner für immer vereint hatte, blieb G. unverändert der Freund des Ehepaares, bis mit dem Erscheinen Werther's eine erklärliche Störung eintrat, der aber im Verlaufe der Zeit die erwünschte Ausgleichung folgte.

Noch vor dem Ende des J. 1772 ward der Bogen „Von deutscher Baukunst“ ausgefertigt, den dann Herder zu verdienten Ehren brachte, indem er ihn aufnahm in die Sammlung „Von deutscher Art und Kunst“, so daß nun Erwin v. Steinbach neben Ossian und Shakespeare erschien. Die ersten Monate des J. 1773 waren der Umgestaltung des „Götz“ gewidmet, bei der sich G. durch strengere Grundsätze des Stils und der künstlerischen Behandlung leiten ließ. Als das so geläuterte Werk im Juni ans Licht kam, erregte es ganz Deutschland. Es war die Erstgeburt des Genius; er offenbarte sich gleich in ganzer Größe, mit überraschender Gewalt. G. ward das Haupt der jungen Dichterschule, der anerkannte Führer der Bewegung, der Befreier, der vom starren Regelzwange zu Wahrheit und Natur zurückführte.

Kaum übersehbar sind die Productionen und Entwürfe, die sich jetzt aus dem Geiste des Dichters hervordrängten. Und von wie manchen ist uns nur unsichere Kunde erhalten! Kurz vor und nach dem Götz ließ er zwei Schriftchen theologischen Inhalts ausgehen; mit ihnen muß man den im Februar 1774 gedruckten Prolog zu Bahrdt's Offenbarungen verbinden, um zu erkennen, daß G. dem leeren und anmaßlichen Rationalismus eben so fremd und feind ist, wie dem gemüthlosen Buchstabenglauben. Den Volkston des 16. Jahrhunderts erneuerte er in derben Fastnachtsspielen und Farcen. Wenn auch hinter den Masken, die hier auftreten, meist Personen aus der ihn umgebenden Gesellschaft versteckt sind, so greifen diese Scherze doch weit über seinen gesellschaftlichen Kreis hinaus. Mit dem unbegrenzten Muthwillen der echten Komik, die sich dem echten Ernst keineswegs widersetzt, bekriegt und negirt er alles Halbe, Schiefe, Unwahre und Schwächliche, das sich unter dem Schutze des Zeitgeistes, im Gefolge falscher Tendenzen, Geltung und Ansehen erschleichen will. Die alte volksmäßige Weise, die G. hier wieder einführt und die er auch im ersten Faust so vielfach anklingen ließ, behandelt er nicht als ein Nachahmer. Er fühlt sich den alten Meistern, einem Hans Sachs und dessen Zeitgenossen, wirklich congenial; die alte Form muß in seinem Künstlersinne natürlich wieder auferstehen; er handhabt sie mit so sicherer Freiheit, als ob er sie selbst sich erfunden und zugerichtet hätte. Erschien er hier der älteren deutschen Zeit verwandt, so mußte er zugleich seine Verwandtschaft mit dem classischen Alterthum erweisen. Nicht ungestraft durfte der ganz modern geartete Wieland den Euripides herabziehen, um sich selbst gegen ihn in Vortheil zu setzen. In der Farce „Götter, Helden und Wieland“, die im October 1773 wie durch einen glücklichen Wurf entstand, ward das Griechenthum gegen die entstellende und verkleinernde Auffassung der Neueren mit keckem Spott, mit Entrüstung und Begeisterung vertheidigt; der angeborenen, wenn auch zuweilen ungezogenen Kraft einer unverkünstelten Menschheit ward zum Rechte verholfen gegen moderne Schwächlichkeit und Verzärtelung. Der Dichter des Prometheus war zu einer so nachdrücklichen Apologie des Alterthums wohl berufen. Jenes gewaltige Drama, das sich neben den vollendeten Faust wie ein ragender Torso stellt, war bestimmt, dem menschlichen Selbstbewußtsein den schärfsten Ausdruck zu verleihen oder vielmehr das Selbstgenügen des schöpferisch bildenden Menschen zu verkündigen, so wie das rücksichtslose Widerstreben gegen die „stolzen Bewohner des Olympus“, die sich unendlich und

allmächtig wähnen. Die zwei Acte des Fragments, die dem J. 1773 angehören, wurden dem Freundeskreise bald bekannt; in den Besitz der Nation gelangten sie fast sechs Jahrzehnte später durch die Ausgabe letzter Hand. Um dieselbe Zeit, wie den Prometheus, wahrscheinlich schon früher, muß G. auch den großartigen Plan des „Mahomet“ ergriffen haben; die Ausführung einzelner hervorstechender Momente der Handlung ward begonnen. Ein „Julius Cäsar“ tauchte auf, der sich schon in der Straßburger Zeit hatte blicken lassen; „Faust“ kam immer näher und wuchs immer mächtiger empor.

In den beiden folgenden Jahren blieb der erregte Schaffensdrang unvermindert und ungehemmt. Nach langer, stiller Vorarbeit war endlich der Werther im Goethe'schen Geiste gereift. Der Dichter befreite sich durch dies Werk für immer von den krankhaften Elementen der Zeitstimmung, die auch an ihn herangedrungen waren; er verfuhr als ein darstellender Künstler höchster Art, der kein anderes Gesetz kennt, als das der inneren Wahrheit. Die Heilung sollte vorbereitet werden durch Aufdeckung der Krankheit. Wer darf es ihm nun zur Schuld anrechnen, wenn die Zeitgenossen, von dem realen Inhalt des Werkes ergriffen, gerade durch die Treue und die beispiellose Gewalt der Darstellung sich verleiten ließen, aus einer Dichtung, die, richtig erfaßt, dem Uebel hätte wehren müssen, neuen Krankheitsstoff zu saugen? Er mußte es ruhig geschehen lassen, daß man die im Werke selbst enthaltene Warnung überhörte; er konnte nicht hindern, daß andere jenen quälenden Wahnbildern nachjagten, die er selbst von sich weggescheucht hatte. Die künstlerische Weisheit, die hier ein so fest geschlossenes Ganzes formte, konnte erst gewürdigt werden, als die unmittelbare Wirkung des Stoffes gebrochen war. Dieser Stoff selbst, wie geringhaltig kann er auf den ersten Blick erscheinen! Aber G. wußte ihn dadurch zur höchsten Bedeutung zu erheben, daß er den ganzen geistigen Gehalt der Zeit hier zusammendrängte, daß er allem, was die Gemüther erfüllte und bewegte, hier einen Eingang verstattete. So wird das Büchlein Werther zum Spiegelbild einer bestimmten Epoche des deutschen Lebens.

Der 1. Februar 1774 war der Tag, an dem G. die abschließende Ausarbeitung begann; in den nächsten vier bis sechs Wochen erhielt der Roman die Gestalt, in welcher er dann im Herbst vor dem deutschen Publicum erschien. Aber noch vor den „Leiden des jungen Werther's“ war das Trauerspiel „Clavigo“ der Oeffentlichkeit übergeben worden, das wirkungsvollste unter den unmittelbar für die Bühne berechneten Stücken Goethe's. Die Memoires des Beaumarchais weckten in ihm „romantische Jugendkraft“; was dieser aventurier français mit so gewandter Beredsamkeit erzählte, verschmolz mit Dem, was er an sich selbst erfahren und in sich selbst erlebt hatte; so folgte dem Abschlusse des Romans unmittelbar dies Drama, für welches er weislich eine strengere oder, wenn man will, beschränktere Form gewählt hatte. Klopstock hatte sein Wohlgefallen an dem Stück; die jungen Verehrer des Götz wollten jedoch in diesem regelmäßigen, der herkömmlichen Weise mehr angenäherten Drama ihren vergötterten Dichter kaum wieder erkennen.

Was damals sonst noch in dramatischer Form erschien, reichte nicht an die Bedeutung des bisher Geleisteten. Doch auch diese minder gehaltvollen Arbeiten wurzeln ganz in des Dichters Leben; auch sie bezeugen, was sich in seinem Inneren zugetragen. Wir nennen die Schauspiele mit Gesang „Erwin und Elmire“ (gedruckt 1775) und „Claudine von Villa Bella“ (gedruckt 1776), in welchen beiden neben naturkräftiger, oft absichtlich ins Derbe getriebener Prosa die lieblichsten Liedestöne vernommen werden; ferner das mit gährender, glühender Leidenschaft so überreich ausgestattete „Schauspiel für Liebende“, Stella. Den Commentar zu diesem uns so seltsam anmuthenden Erzeugnisse des J. 1775

haben wir wol nicht in des Dichters eigenen Lebensverhältnissen allein zu suchen. G. ist auch hier ein treuerer Dolmetscher der durch jene Zeit verbreiteten Gesinnungen, als der ungläubig sich verwundernde Leser unserer Tage ahnen mag.

Das Bedeutendste, das damals unternommen ward, mußte dem Publicum vorenthalten bleiben. Zum Genusse der köstlichen Fragmente des „Ewigen Juden“ wurden sicherlich nur wenige Freunde zugelassen. Vom Faust drang eine Kunde in weitere Kreise; aber der Einblick in die damals schon ausgeführten Theile ward auch nur den Mitstrebenden und Vertrauten, oder einem älteren verehrten Meister, wie Klopstock, verstattet. Wenn G. seit dem Herbste 1774 den litterarischen Genossen die fertigen Scenen vorlas, so glaubten jene, das Stück nähere sich bereits der Vollendung. Im folgenden Jahre war dann die Arbeit daran noch überaus ergiebig. Schon damals muß der Faust den Charakter eines allumfassenden Gedichts getragen haben, eines Gedichts, von dem, wie Schelling später rühmte, eine Kraft ausgeht, welche das Innerste der Welt bewegt. Schon damals müssen auch in der Sprache und Versification alle die Eigenschaften hervorgeleuchtet haben, die, mehr als 50 Jahre hernach, A. W. Schlegel preist, indem er bekennt, daß die hier bewährte Meisterschaft ihn in immer neues Erstaunen versetze, und dann hinzufügt: „alles ist unmittelbar und augenblicklich, alles ist Leben, Charakter, Seele, Geist und Zauberei“. Wenn wir nun diesen Werken, die neben einander in des Dichters Geiste Raum hatten, noch den „Egmont“ beigesellen, der im Herbste 1775 schon sehr weit gediehen sein muß, und zugleich an „Hanswursts Hochzeit“ erinnern, so scheint sich die in jenen Jahren thätige Schöpferkraft ins Unermeßliche auszudehnen.

Zwischen diesen umfassenden Dichtungen schlingen sich die kleineren Lieder hindurch, aus denen die wechselnden Herzensstimmungen und Seelenregungen — und sie wechselten in jenen Jahren sehr lebhaft, — rein und entzückend hervorklingen. Zu einer besonders anziehenden lyrischen Gruppe vereinigen sich die Gedichte, die sich auf Goethe's Beschäftigung mit der bildenden Kunst beziehen und sein damaliges Kunstevangelium enthalten.

Unser Staunen über Zahl und Bedeutung dieser Productionen muß sich noch steigern, wenn wir uns die äußeren Lebenszustände Goethe's anschaulich machen. Mochte sein Geist auch unaufhörlich arbeiten, so war es ihm doch selten möglich, sich, wie es etwa bei Abfassung des Werther geschah, zu völlig gesammelter Thätigkeit ganz in sich selbst abzuschließen. Der Verkehr mit der freien Natur, der Verkehr mit den Menschen durfte nie lange unterbrochen werden; ja das Wogen und Treiben dieses gesellschaftlichen Verkehrs begünstigte die freie Entfaltung des dichterischen Vermögens. In Frankfurt drängten sich die Jugendfreunde um ihn, denen andere beitraten, die mit Recht oder Unrecht als seine Genossen gelten wollten. Seitdem sein Name durch ganz Deutschland erklang, kamen sie von allen Enden herbei, die Welt- und Geschäftsleute, die Männer der Litteratur und Wissenschaft, die Meister und Gesellen, Anhänger der älteren Zeit und Kunst und gläubige Jünger der neuen Schule; sie alle näherten sich dem Genius, um ihn anzustaunen, sich mit Begeisterung seiner zu erfreuen oder ihn wenigstens wie eine Erscheinung ohne gleichen zu beobachten. Er aber bezwang die Herzen, indem er die Geister unterjochte. Das Dämonische seines Wesens brach oft mit ungezähmter Gewalt hervor; aber unter dem Eindrucke seiner Herzensgüte fühlte man die Furcht vor seiner Größe schwinden. Die meisten von Denen, die tiefer in seine Natur hinein sahen, hätten seinen eigenen Satz bekräftigen können, daß es gegen große Vorzüge eines Andern kein Rettungsmittel gibt als die Liebe. Nach dem ersten längeren Beisammensein mit ihm schreibt Lavater an Zimmermann: „Du würdest ihn vergöttern, er ist der furchtbarste und liebenswürdigste Mensch“.

Die Schwester war damals nicht mehr an seiner Seite. Als Gattin J. G. Schlosser's, dem sie am 1. November 1773 angetraut worden, hatte sie das elterliche Haus verlassen. Durch frühen Tod (1777) sollte sie bald dem Manne wieder entrissen werden, der sie als die „schönste Weiberseele" erkannte. Ihre Entfernung machte sich dem Bruder fühlbar genug. Die entstandene Lücke konnte nicht ausgefüllt werden durch die Beziehungen zu Maximiliane Brentano, der Tochter der Frau von La Roche, noch weniger durch das freundliche, aber leidenschaftslose Verhältniß zu Anna Sibylla Münch, aus dem die Eltern gern ein dauerndes Bündniß hätten hervorgehen sehen. Für alles, was er entbehren mochte, ward ihm in anderer Weise reichlicher Ersatz. Im J. 1774 knüpften sich Verbindungen mit den bedeutendsten Persönlichkeiten. Im Juni und Juli war er mit Lavater und Basedow zusammen; mit den beiden Propheten, von denen der letztere sich oft so wunderlich geberdete, ward jene Rheinreise unternommen, deren G. in Vers und Prosa gedenkt, und deren einzelne Momente uns jetzt aus Lavater's Tagebuche so anschaulich entgegentreten. In dieselbe Zeit fällt die Stiftung des Freundschaftsbundes mit Fr. Heinr. Jacobi. Das Gefühl des Widerwillens, das G. bisher gegen diesen und gegen dessen ganzes Sein und Thun gehegt und sogar in einer verwegenen Farce kundgegeben hatte, es war bei dem ersten persönlichen Zusammentreffen wie ausgelöscht. Der Geist Spinoza's schien über den Beiden zu schweben und sie einander entgegenzuführen. Jacobi, in der Philosophie bewanderter als G., hatte durch eindringendes Studium sich mit der Ethik Spinoza's vertraut gemacht; der Dichter hatte aus ihr Beruhigung geschöpft und Aufklärung über sein eigenes Streben gewonnen. Die neuen Freunde konnten sich nicht genug thun in wechselseitiger Mittheilung alles dessen, was ihr Inneres ausfüllte. Für immer, so schien es, hatten sie sich aneinander geschlossen; Jacobi glaubte den Mann gefunden zu haben, dessen sein Herz bedurfte, den Mann, der das ganze Liebesfeuer seiner Seele aushalten konnte. Wirklich vermochten sie sich niemals wieder ganz von einander loszureißen; aber Zerwürfnisse traten ein, die auf den Gegensatz der Naturen deuteten; Entfernung und Entfremdung ward unvermeidlich. Die alte Liebe oder vielmehr das Andenken derselben versöhnte und einigte sie dann wieder; dennoch mangelte das gegenseitige Verständniß, das allein den Bund innerlich hätte festigen können.

Im October jenes Jahres und im März des folgenden erschien Klopstock, dem G. sich schon brieflich genähert (28. Mai 1774), dem er eben noch im Werther seine Huldigung dargebracht hatte. Der Erneuerer der deutschen Poesie stand damals noch dem Jüngeren mit einer Art von väterlichem Ansehen gegenüber; er vernahm mit Beifall, was dieser ihm von seinen neuesten Arbeiten vortragen mochte. Die wichtigste Begegnung aber fand in eben den Tagen statt, da die Freundin Klettenberg (13. Decbr. 1774) die Erde verließ.

Der 17jährige Erbprinz von Weimar, Carl August, und sein jüngerer Bruder, Constantin, waren, von dem Grafen Görtz und dem Hauptmann K. L. v. Knebel begleitet, auf der Reise nach Paris begriffen. Sie berührten Frankfurt. Es war eine für Goethe's ganze Zukunft entscheidende Stunde, in der Knebel ihn den Prinzen vorstellte (11. December). Eine rasche Annäherung ergab sich im Verlaufe eines Gespräches, in welchem der Dichter ungezwungen darthun konnte, daß auch die Angelegenheiten des praktischen Lebens, die Fragen nach Wohl und Wehe der bürgerlichen Gesellschaft ihn vielfach beschäftigt hatten. Der künftige Herzog scheint gleich damals einen mächtigen und richtigen Eindruck von Goethe's Persönlichkeit empfangen zu haben. Nicht so bald wollte man sich trennen. Der Dichter mußte den Prinzen auf einige Tage nach Mainz folgen.

Aber während sich hier die Aussicht auf neue Lebensverhältnisse eröffnete, ward G. von einer alles verschlingenden Leidenschaft ergriffen, welche ihn „alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen“, welche die Götter ihren Lieblingen geben, ganz durchkosten ließ. Man lese die Briefe, welche er seit dem 26. Januar 1775 an die nie mit Augen gesehene Gräfin Auguste Stolberg (1753—1835) richtete, und zugleich die kurzen Billets, welche Johanna Fahlmer (1744—1821) um jene Zeit erhielt; man höre auf die Lieder und Gedichte des Jahres 1775, die vom Kampfe der Empfindungen, vom Widerstreit der Leidenschaften gegen die äußere Welt erfüllt sind; und endlich blicke man auf die verklärende Darstellung im Schlußbande von Dichtung und Wahrheit: man wird dann nicht verwundert sein, aus Goethe's spätesten Tagen sein Bekenntniß zu vernehmen, in der That sei Lili die erste und auch die letzte gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt. „Lili“, schreibt Lavater, „ist eine reiche, herrlich schöne, reformirte Kaufmannstochter, in die G. bis zu Heurathsgedanken verliebt ist“. Sicherlich war Anna Elisabeth Schönemann (23. Juni 1758 bis 6. Mai 1817) wie kaum eine andere würdig, sein Leben zu theilen; zum edeln Liebreiz ihres Wesens gesellte sich der Adel eines festen Charakters; der Liebende glaubte, „dem Hafen häuslicher Glückseligkeit“ nahe zu sein. Die Neigung, die zwischen Beiden waltete, war nicht minder zart als tief. Aber die äußeren Familien- und Gesellschaftsverhältnisse standen ihr entgegen. Die mit den Grafen Stolberg und Haugwitz im Mai unternommene Schweizer Reise, in deren Beginne ein abermaliges Zusammentreffen mit Carl August erfolgte, erscheint uns wie ein Versuch, den G. mit sich selbst anstellte, um zu erfahren, ob er Lili entbehren könne. Als er gegen Ende des Juli von seiner „Wallfahrt durch die liebe heilige Schweiz deutscher Nation“ wieder heimgekehrt war, erneuerte sich der Wechsel von Pein und Seligkeit, den uns jeder Satz seiner Briefe noch jetzt mit so erschütternder Unmittelbarkeit vergegenwärtigt. Trotz den leidenschaftlich dringenden Abmahnungen der Schwester Cornelie konnte er sich noch immer nicht zwingen, einem ersehnten Glück fürs Leben zu entsagen. Und doch entschwand es ihm. Andere Lebenspfade waren ihm gewiesen.

Am 3. September 1775 übergab die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar ihrem nunmehr mündig gewordenen Sohne Carl August die Regierung, welche sie seit dem Tode ihres Gemahls (1758) als Obervormünderin thatkräftig verwaltet hatte. Noch in demselben Monate reiste der junge Herzog nach Karlsruhe; dort feierte er am 3. October seine Vermählung mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt. Auf der Hin- und Rückreise verweilte er in Frankfurt (22. September und 12. October). Jede erneute Begegnung zwischen Fürst und Dichter war ein weiterer Schritt zur Verbindung der Gemüther; auf beiden Seiten wuchs das Zutrauen, die Achtung. Unbefangene Zeugen ihres Beisammenseins konnten schon damals wahrnehmen, daß Carl August sich mit warmer Herzlichkeit dem Manne zuneigte, den er sich zum Lebensfreunde erwählen sollte. G. mußte dem fürstlichen Paare auf dessen Wunsch versprechen, ihm in kürzester Frist nach Weimar zu folgen. Fast wäre durch Tücke des Zufalls jener Wunsch vereitelt worden. In gezwungener Einsamkeit, die aber durch künstlerischen Fleiß belebt ward, harrte er etwa 14 Tage vergebens auf den Cavalier, der den Auftrag erhalten, ihn nach Weimar zu geleiten. Da verließ er ungeduldig am 30. October die Vaterstadt; er war zu einer italienischen Reise gerüstet; er gelangte bis nach Heidelberg, wo man ihn sogar durch verheißungsvolle Anerbietungen festzuhalten suchte: hier aber kam ihm die Aufklärung des Irrthums, der ihn von Hause weggetrieben. Jener Cavalier hatte seine Reise verzögern müssen, und wartete nun in Frankfurt auf den voreilig Entflohenen. Unverzüglich wandte G. sich zur Umkehr; am Morgen des 7. November betrat

er die Residenz des Sachsen-Weimar'schen Fürstenhauses. Sie blieb fortan der feste Mittelpunkt seines immer weitere Kreise beschreibenden Lebens.

Wir wissen nicht, wie rasch Lili den Schmerz ewiger Trennung überwinden lernte. Am 25. August 1778 verband sie sich mit B. F. v. Türckheim; ihr ganzes segensvolles Leben, oft reich an Sorgen und Mühen, war eine Erfüllung dessen, was ihre Jugend versprochen hatte. In G. verehrte sie den „Schöpfer ihrer moralischen Existenz"; nicht anders als mit einer Art von religiöser Erhebung mochte sie seiner gedenken. —

Mit dem 7. November 1775 scheint G. sich auf mehr als zehn Jahre dem Auge der Nation zu entziehen. Wenigstens kann die Nation glauben, er habe, wenn auch seinem Dichterberufe nicht gänzlich entsagt, so doch seine dichterische Thätigkeit weit zurücktreten lassen vor den ungestümen Anforderungen, die das Leben, und zwar das höfische Leben, Tag für Tag an ihn richte. Was man in der Ferne über ihn vernahm, lautete so, als ob er dem Genuß, und oft dem rohen Genuß des Augenblicks sich in Gemeinschaft mit dem Herzoge schrankenlos hingäbe und daneben mit leichter Mühe auch den Ehrgeiz befriedigte, als Beamter und Staatsmann zu glänzen. Vom Dichter des Götz und Werther erwartete man, er solle ähnliche große Schöpfungen Schlag auf Schlag einander folgen lassen; da diese ausblieben, so setzte sich die lächerliche Vorstellung fest, er werde nur noch durch kleinliche Anlässe, wie sie sich aus dem oberflächlichen Hoftreiben zu ergeben pflegen, zur Uebung seines Talentes gereizt. Man wußte, daß er für das herzogliche Liebhabertheater dichtete, daß er selbst mancherlei Rollen übernahm, und treuherzig oder hämisch beklagte man die traurige Verkümmerung einer solchen Dichterkraft, die Herabwürdigung einer solchen Größe. Die abgeschmacktesten Verleumdungen pflanzten sich durch ganz Deutschland fort. Die Besten ließen sich täuschen. Hat doch sogar Klopstock, sicherlich in guter Meinung, seinen väterlichen Mahn- und Weheruf unmittelbar an G. selbst gerichtet! Dieser aber ließ Lüge und Mißrede durch's Vaterland schwirren und summen; ihn konnte nichts anfechten; war er sich doch seiner selbst, war er sich doch seiner Zwecke unerschütterlich bewußt!

Und während so vor der gebildeten Masse der Nation seine wahre Gestalt eine Zeit lang verhüllt blieb, lernten die Seinen ihn immer deutlicher erkennen und anerkennen. Aber freilich mußte er diese Anerkennung mit den zusammengenommenen Kräften seines ganzen Wesens erringen. Wie viel Hemmnisse hatte er wegzuräumen! Gleich beim ersten Eingreifen in die Geschäfte begegnete er dem Mißtrauen und dem Argwohn auf Seiten der älteren würdigen Staatsdiener, welche, redlich gesinnt, von dem Emporkommen des Günstlings Unheil für das Land besorgten. Wie oft stellten sich auch noch später seinen kühnsten Schritten, welche zugleich die nothwendigsten waren, bald Beschränktheit, bald Böswilligkeit, und nicht selten beide im Verein entgegen! Wol konnte er sagen: „Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen". Er ermunterte sich zu „eherner Geduld, zu steinernem Aushalten". Wenn er endlich siegreich durchdrang, so war es eben die Reinheit seines Wollens, die Uneigennützigkeit seines Thuns, was ihm zur Herrschaft verhalf und ihm dieselbe sicherte. Den Freund Merck bezeichnet er im J. 1779 als den einzigen Menschen, der ganz erkenne, was er thue und wie er's thue. Warum wollten wir diesem Freunde, der so scharf blickte und meist so einschneidend urtheilte, warum wollten wir ihm den Glauben versagen, wenn er schlicht die Bemerkung ausspricht: „Das ganze Geheimniß, warum G., wie er ist, unentbehrlich ist, das ist seine wahre Liebe gegen die Menschen, mit denen er lebt, und darin wird's ihm Niemand gleich thun". G. selbst aber ruft sich zu: „Niemand als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen und kann

herrschen". Indem er diese Bedingung des Herrscherthums erfüllte, brauchte er sich nur dem unablenkbaren Zuge seiner Natur zu überlassen. Uneigennützigkeit war ihm zugleich Bedürfniß und Maxime.

Die geheimen Gedanken und Vorsätze, die er in Form von Selbstgesprächen seinem Tagebuche anvertraut, sowie die Briefe an Frau v. Stein, die in ihrer regelmäßigen Folge für uns fast den Werth eines Tagebuches haben, ferner die kräftigen Aeußerungen in den allerdings spärlicheren Briefen an Lavater und Merck, sie lassen uns den Entwicklungsgang verfolgen, den er seinem moralischen Selbst anwies und auf dem er strenge beharrte. Wir sehen, wie er vor Allem darnach trachtete, die verschiedenen, einander widerstreitenden Elemente seiner Natur in Einklang zu bringen und doch keines derselben zu schwächen, oder gar zu unterdrücken. Er weiß wohl, daß er nicht nur gegen Andere, daß er auch gegen sich selbst zu kämpfen, an sich selbst zu arbeiten hat. Indem er alle Hüllen und Schalen abstreifen will, welche die Entfaltung, das freie Aufstreben seines Wesens hindern könnten, unterwirft er sich einer Selbsterziehung, in deren Verlaufe wir einmal die Worte hören: „Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!" Er erzieht sich am Leben und durch das Leben, dessen Mächte ihn bald schmeichelnd, bald feindselig umlagern, ihn zwingen, sich stets gewaffnet zu halten und ihm keine Muße gönnen, thatlos in sich selbst zu versinken oder entkräftendem Genusse zu fröhnen. Wie ganz anders sollte Schiller einst durch das Studium der Geschichte und Philosophie seinem Geiste die männliche Reife geben!

Das erste Jahrzehnt seines weimarischen Lebens bildet in Goethe's Dasein eine als Ganzes in sich abgeschlossene Epoche, in deren zweiter Hälfte er sich einem ethischen Idealismus mit Bewußtsein zuneigt. Dienend und arbeitend erwirbt er das Recht und die Kraft, über das Leben zu herrschen und die Herrschaft in festen Händen zu halten. Nicht mühelos ersteigt er stufenweise die olympische Höhe, auf welcher ihn hernach die Welt zu erblicken gewohnt war. Am Schlusse dieser Epoche steht der Künstler da, im ungeschmälerten Vollbesitze seiner angeborenen, nun allseitig ausgebildeten Kräfte.

Als persönlicher Freund des Herzogs war G. nach Weimar gekommen. Als solcher stand er an der Spitze des höfischen Treibens, das er mit poetischem Schimmer umgab. Sicherlich hat es, besonders in den ersten Zeiten, nicht an mancherlei Ausschreitungen gefehlt, durch welche die tollen Gerüchte, die man in Umlauf setzte, eine Art von Bestätigung zu erhalten schienen. Aber wie bald verflog der Rausch vor dem Ernste des Lebens und den Anforderungen der Pflicht! Wie bald kamen die Jahre, in denen G. sich und den Freund zur Besinnung, zur Einkehr in sich selbst berief! Mußte er auch häufiger als er wünschen mochte seine Poesie höfischen Zwecken widmen und die Feste der Thorheit und Eitelkeit mit seinen Erfindungen und seinen goldenen Worten schmücken, so war es doch nicht blos der Hofdienst, der ihn dazu trieb. Wie oft regte sich in ihm bei solchem Anlaß die freie poetische Lust! Wie oft mußte er sich innerlich gedrungen fühlen, als Dichter die Familienfeste des hohen Hauses zu verherrlichen, an dessen Glück er in freundschaftlicher Hingebung sein eigenes Wohl geknüpft hatte! Indem er die edlen Glieder eines solchen Hauses feiert, wird sein Blick in bewegten Momenten auf die großen Welt- und Völkerverhältnisse gelenkt. Auch hier ist G. meist der wahre Gelegenheitsdichter, der den Augenblick ergreift, um das Ewige auszusprechen. Welch ein Reichthum breitet sich aus in diesen sogenannten „höfischen" Poesien, die sich bis ins letzte Jahrzehnt fortsetzen und die uns neuerdings G. v. Loeper so schön geordnet und commentirt hat! Besonders in den späteren Productionen dieser Art waltet oft die volle Dichterkraft, wie in dem Vorspiel von 1807, in den Stanzen auf die romantische Poesie

(1810), und vor Allem in dem großartigen Maskenzuge von 1818. Will man eine köstliche Probe dieser Festdichtungen aus früherer Zeit, so höre man auf die Verse, die Amor am 30. Januar 1782 an die Herzogin Louise richtete!

Der Freund des Fürsten war bald dessen Führer und Rathgeber. In dieser Doppelstellung ward es ihm eine gern übernommene Pflicht, sich an den Geschäften des Landes auf das Ernstlichste zu betheiligen und in die Verwaltung überall da einzugreifen, wo Mißbräuche zu beseitigen, stockende Verhältnisse in lebendigen Fluß zu bringen und heilsamere Zustände zu begründen waren. Die verschiedensten und fremdartigsten Aufgaben fielen ihm zu; oft mußte er erst durch die That erfahren, ob er ihnen gewachsen wäre. Wenn er schon im November 1777 zum Mitglied der Bergwerkscommission berufen ward, so begünstigte dies Amt seinen Verkehr mit der „großen, leise sprechenden Natur"; indem er für Eröffnung und Fortgang des Ilmenauer Bergbaues thätig war, bereicherte er zugleich seine Anschauungen und Kenntnisse von der Erde, ihrer Oberfläche und ihren Tiefen. Aber er durfte sich auch der Uebernahme der Kriegscommission nicht entziehen; er mußte sogar den Wegebau unter seine Obhut nehmen. Bald hatte er an den befreundeten Höfen als Diplomat in gemessener Würde zu erscheinen; bald waren leidige Wirrnisse in den höheren Beamtenkreisen des eigenen Landes zu schlichten. Natürlich wandte er jetzt und später seine besondere Neigung den werdenden und wachsenden Anstalten zu, die der Pflege der Wissenschaft und den Interessen der Kunst gewidmet waren und die einst seiner Fürsorge ihren höchsten Flor verdanken sollten. Während dieses ersten Jahrzehnts jedoch wurde ihm Theilnahme an fast alle den Geschäften zugemuthet, die der Herzog energisch gefördert zu sehen wünschte. Und indem er so für die Gesammtheit und oft im Stillen liebevoll für den Einzelnen wirkt, erinnert er uns an das Wort, das sein Schwager Schlosser schon im October 1773 über ihn gesprochen: „Sein Herz ist so edel als eins. Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, so wird er Tausende glücklich machen; und wird er's nie, so wird er immer ein Meteor bleiben, an dem sich unsere Zeitgenossen müde gaffen und unsere Kinder wärmen werden."

Das Glück, gleichsam herbeigerufen durch das Verdienst, blieb hier denn auch nicht aus. Die Gunst des Fürsten ebnete dem Freunde den Weg. Rasch ging er auf der Laufbahn des Beamten vorwärts. Nachdem er am 11. Juni 1776 den Titel eines geheimen Legationsrathes mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil erhalten hatte, ward er schon im September 1779 zum geheimen Rathe ernannt, und betrat so, wie er selbst bemerkte, mit dem 30. Jahre die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen konnte. Jenes Jahr sollte einen Abschnitt bilden im Leben der Freunde. G. wünschte den Herzog auf einige Zeit dem Treiben des Hofes zu entfremden; der damals 22jährige Fürst sollte in Anschauung erhabener Naturscenen seinen Sinn zu männlicherem Ernste sammeln. So führte ihn der ältere Genoß auf jene fast abenteuerlich zu nennende Schweizer Winterreise (12. September 1779 bis 13. Januar 1780), deren Denkmal uns in den Briefen erhalten ist, welche das höchste Muster großartig klarer Naturdarstellung geben. Als er den Gedanken an diese Reise gefaßt, schildert er in einem Schreiben an die Mutter sein Leben als ein solches, in dem er sich täglich übe und täglich wachse; er bezeichnet sich als einen von Gott geliebten, der die Hälfte seines Lebens hingebracht und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewehrt hat.

Das Jahr 1782 brachte neue Ehren und Lasten. Er ward in den Adelsstand erhoben und nach dem unvermeidlich gewordenen Abgange des Kammerpräsidenten v. Kalb mußte er an dessen Stelle treten. Am 4. Juni übersendete

er der Freundin Frau v. Stein das eben empfangene Adelsdiplom mit den Worten: „Ich bin so wunderbar gestimmt, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. Wie viel wohler wäre mir, wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in Deiner Nähe den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte.“ Aehnliche Klagen und Wünsche läßt er auch sonst verlauten, wenn er fürchtet, das Getriebe der Welt, der Andrang der Geschäfte könne ihn aus seiner Bahn hinausschleudern.

Sobald er aber seine Zustände als ein Ganzes prüfend überblickt, muß er sich bekennen, daß er bei der „Weite und Geschwindigkeit seines Wesens“ eines solchen Kreises der Thätigkeit bedarf, in welchem alle seine Kräfte auf vielfach verschiedene Weise unaufhörlich in Bewegung gesetzt werden; er dankt Gott dafür, sich in einer so „engweiten Situation“ zu befinden, „wo die mannigfaltigen Fasern seiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen“. Sicherlich hätte er auf keine der Mühen, unter denen er manchmal seufzte, verzichten mögen. Oft dachte und sann er so angestrengt, daß „Abends sein ganzes Wesen sich zwischen den Augenknochen zusammenzudrängen schien“. Aber beschwichtigend sagt er zu sich selbst: „der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel.“ Und von der Fülle der ihm verliehenen Gaben braucht er nichts einzubüßen. Er vermag recht wohl von dem Geheimrathe „sein anderes Selbst zu trennen, ohne das ein Geheimrath sehr gut bestehen kann.“ Indem er sich die nothwendigen Einschränkungen gefallen läßt, welche die Umgebungen und das Amt ihm auferlegen, macht er sich im Inneren nur um so unabhängiger. Die poetischen Geister begleiten ihn auf seinen Dienstreisen. Hat es der „Iphigenie“ geschadet, daß der Dichter an ihr bildete und arbeitete, während er (im März 1779) zum Behufe der Rekrutenaushebung die weimarischen Ortschaften besuchte und die jungen Burschen nach der „Physiognomik des rheinischen Streichmaßes classificirte“? Oder hat das Gedicht auf Mieding's Tod dadurch etwas von der Reinheit seiner Form oder der Innigkeit seines Tones verloren, daß es (im März 1782) auf einer zu gleichem Zwecke unternommenen Reise ausgeführt ward?

Für alles Peinliche, mit dem ihn denn doch zuweilen die Ueberlast der Geschäfte bedrückte, gewährte ihm das Verhältniß zum Herzog reichlichen Ersatz. Nicht dem Fürsten, dem Freunde zu Liebe hatte er sich unter das amtliche Joch gefügt; dem Freunde zu Liebe trug er die Bürden so lange, als er seine Dienste für ersprießlich, ja nothwendig halten mußte, so lange als er überzeugt war, durch Ausübung seiner amtlichen Pflichten den Rechten seiner Künstlernatur keinen Eintrag zu thun. Zur Wahrheit ward jetzt Lavater's Prophezeihung aus dem Jahre 1774: „G. wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein. Er hat nicht nur Weisheit und Bonhomie, sondern auch Kraft.“ — Auf eigener Kraft ruhend, konnte er seinen Platz behaupten neben einem edlen und großgesinnten Fürsten, der selbst als eine der kraftvollsten Naturen seiner Zeit dastand und der keineswegs bereit war, sich das Selbstbewußtsein des geborenen Herrschers, das ihn erfüllte, irgendwie schmälern zu lassen. Diese Freundschaft, in ihrer Art ebenso einzig wie das Bündniß mit Schiller, sollte länger als ein halbes Jahrhundert dauern und alle Prüfungen überstehen, die bei dem Wechsel irdischer Zustände sie treffen konnten. Wurden in späterer Zeit durch das Eingreifen anderer Persönlichkeiten die innigen Beziehungen zwischen den Freunden einmal leise getrübt, so brauchten sie nur einander Auge in Auge zu sehen, und „wie leichte Wolken vor der Sonne“ schwanden alle störenden Elemente. Brach der Eigenwille Carl August's allzu herrisch hervor, so verharrte G. in würdiger Ruhe und wich nicht von dem,

was er als das Rechte erkannt hatte. Vielleicht die ernsteste Störung war gegen Ende des Jahres 1808 eingetreten, und am 3. September 1809, an seinem Geburtstage, schrieb der Fürst: „Wenn Du thätig, froh und wohl bist, so lange ich noch mit Dir gute Tage erleben kann, so wird mir mein Dasein höchst schätzbar bleiben.“ — In den früheren Jahren, da der Herzog noch im Werden war, blickte er mit verehrender Dankbarkeit auf den Freund und Leiter. Und dieser ließ sich niemals herbei, ihm durch Nachgiebigkeit zu schmeicheln, ihn auch nur durch Schweigen zu schonen. Sobald die fürstliche Willkür Schaden zu bringen drohte, trat er ihr hemmend mit unerschrockenem Wort entgegen und wies mahnend auf die Pflicht der Entbehrung, die dem Herrscher vor Allem auferlegt ist. Nie gab es eine hochsinnigere Freundschaft zwischen Fürst und Unterthan. Auf welchem Grunde sie errichtet war, das mag, unter so vielen Zeugnissen, vornehmlich das Gedicht „Ilmenau“ lehren, das den Herzog zu seinem 27. Geburtstag begrüßte. In welchem Tone der Freund zum Freunde sprechen durfte, das kann uns der Brief vom 26. December 1784 beweisen, der den Zweck hat, den geplagten Landmann gegen die Uebergriffe des jagdlustigen Fürsten zu schützen.

Erhielt das Leben Goethe's während der weimarischen Lehrjahre durch die Verbindung mit dem Herzog die feste Grundlage, so empfing es eine wundersame Verklärung durch das Geistes- und Seelenbündniß mit Charlotte v. Stein (geb. v. Schardt, 25. December 1742 bis 6. Januar 1827). Der Verkehr mit der um sieben Jahre älteren Freundin bildete um ihn eine Atmosphäre, in der sich die zarteste Blüthe des Dichtergeistes entfaltete. An der Reinheit dieses Verhältnisses zweifeln nur diejenigen, die unfähig sind, sich in das Wesen Goethe's und in die ihn umgebenden Zustände vermittelst lebendiger Anschauung hineinzuversetzen, oder auch solche, die niemals gelernt haben, aus klaren Zeugnissen klare Schlüsse zu ziehen.

In den Jahren, da sich, nach mancherlei Schwankungen, zwischen ihm und der Freundin das innigste Einverständniß begründet hatte, waren auch die Beziehungen zu Herder besonders innig und fruchtbar. Herder, welcher ja seit dem October 1776 auf Goethe's Betrieb gleichfalls ein Weimaraner geworden, arbeitete in der ersten Hälfte der achtziger Jahre an seinen köstlichen Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie und an den „Ideen“. In manchen philosophischen und naturwissenschaftlichen Ueberzeugungen und Grundansichten waren die Freunde einig. Noch immer wirkte das Wort des älteren fördernd und oft aufklärend; er und Frau v. Stein bildeten das Publikum, an das G. damals bei seinen Arbeiten am liebsten dachte, während das wirkliche große Publikum seinen Augen wie entrückt war. Aber Herder konnte jetzt im Geistesverkehr nicht mehr das Uebergewicht behaupten, das ihm der Jüngere einst in Straßburg so willig zugestanden hatte. Er verehrte jetzt in G., wie er es selbst im Sommer 1787 gegen Schiller aussprach, einen „allumfassenden Geist“; er wollte ihn als Geschäftsmann vielleicht noch mehr denn als Dichter bewundert wissen.

In der That hat G. eben in jenen Jahren, da ihn die Nation fast aus den Augen verlor, das Fundament gelegt zu der Universalität seines Wesens, die ihm unter den großen Erscheinungen der Geistesgeschichte der Menschheit den Charakter der Einzigkeit verleiht. Der bildenden Kunst blieb er durch Studium und Ausübung beständig nahe. Philosophische Erbauung fand er nach wie vor beim Spinoza. Dem Studium der Natur ward er durch seine Amtsgeschäfte gleichsam in die Arme geführt. Durchstreifte er das seiner Fürsorge anvertraute Land, stieg er auf die Höhen des Harzes oder fuhr er in die irdischen Tiefen nieder, überall sammelte er die Fülle der Anschauungen, so daß alsdann für immer seinem Seherblick ein Bild des Naturganzen vorschwebte, ein Bild „der

nach dem Regellosen strebenden, sich selbst immer regelnden und so im Kleinsten wie im Größten durchaus Gott- und menschenähnlichen Natur." Noch spät preist er es dankbar, daß ihm gleich bei seinem Eintritt in den weimarischen Lebenskreis der unschätzbare Gewinn zu Theil geworden, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Garten-Atmosphäre zu vertauschen. Im Studium der Botanik ward ihm eine neue Welt aufgeschlossen; ja er that im Alter das Bekenntniß, daß nach Shakespeare und Spinoza auf ihn die größte Wirkung von Linné ausgegangen sei. Mit leidenschaftlichem Ernst versenkte er sich in die Betrachtung der Pflanzenorganisation. Unter der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen strebte er die gesetzmäßige Einheit der Urform zu ergründen. Mit nicht minderer Leidenschaft suchte er in den Wunderbau des menschlichen Körpers einzudringen. Seine frühere Theilnahme an Lavater's Physiognomik hatte ihn nicht übel vorbereitet zu den anatomischen Studien, die er im Beginne der achtziger Jahre unter der Leitung Loder's mit dem gewissenhaftesten Fleiße betrieb. Auch hier schritt er vom Lernen nicht nur zum Lehren, sondern zum selbständigen Schauen und Entdecken vorwärts. Ihn leitete die Ueberzeugung „von der Consequenz des Typus durch alle Gestalten hindurch"; mit dem Ausdrucke einer wahrhaft beglückenden Freude konnte er am Abend des 27. März 1784 seinem Publikum, der Frau v. Stein und Herder, Kunde geben von dem am Menschen wahrgenommenen Zwischenknochen (os intermaxillare). „Ich habe eine solche Freude", ruft er aus, „daß sich mir alle Eingeweide bewegen." Als er in einer sorgfältig verfaßten Abhandlung seinen kostbaren Fund, ihm werther als Gold und Silber, den Meistern der Zunft vorlegte, wollten diese für's erste seine Freude keineswegs theilen. Sie beharrten darauf, dem Menschen jenen Knochen abzuleugnen und so die Einheit und Folgerichtigkeit in der Bildung und Umbildung organischer Naturen zu verkennen. Erst allmählich ließ sich die Wissenschaft herbei, dasjenige zu bestätigen, was der schauende Dichter, der freilich vor keiner Mühe der Forschung zurückwich, mit Zuversicht verkündet hatte.

Durch all dies vielfältige Forschen und Bemühen ward aber das Recht der Poesie wahrlich nicht verkürzt. Aeußerte er einmal, seine Schriftstellerei subordinire sich dem Leben, so könnte man im entgegengesetzten Sinne sagen, sein Leben werde zu einer immer breiter und tiefer strömenden Quelle seiner Poesie. Bis zu welchem Maße sein Geistes- und Seelenleben sich in jenen Jahren erweiterte und vertiefte, dessen wird man erst inne, wenn man den Reichthum der dichterischen Pläne und Gestalten überblickt, die damals entworfen oder schon ausgebildet wurden. Dann erkennt man zugleich, daß, wie später so auch jetzt, der Poesie die rechtmäßige Abgabe zufloß von allem, was G. in Leben und Wissenschaft eingeerntet.

Die poetischen Erzeugnisse, die dem ersten weimarischen Jahrzehnt angehören, treten in drei Gruppen auseinander, unter denen jedoch mancherlei innere Bezüge stattfinden. Wir gewahren zuerst eine größere Reihe von Arbeiten, für den Hof oder das Liebhabertheater bestimmt. Neben den eigentlichen Maskengedichten erscheinen hier Dramen größeren und geringeren Umfangs, wie „Die Geschwister" (Ende October 1776), „Lila" (gegen Ende des Jahres 1776), das Monodram „Proserpina", das zu den herrlichsten Produktionen Goethe's zählt und einen durchaus ungeziemenden Platz erhielt in der dramatischen Grille „Der Triumph der Empfindsamkeit". Dies genialische Possenspiel „so toll und grob als möglich", das zuerst den Namen „Die Empfindsamen" tragen sollte, ward am Geburtstage der Herzogin Louise (30. Januar) 1778 unter dem Titel „Die geflickte Braut" aufgeführt. Es verspottete die schwachmüthige Schwärmerei und das empfindelnde Wesen, das in den siebziger Jahren, genährt durch die gleichzeitige Litteratur, sich der zarten Seelen bemächtigt hatte. Der Spott traf hier

neben dem Siegwart auch den Werther selbst, zum deutlichen Anzeichen, daß der Dichter sich jener Stimmungen völlig entäußert habe. Die zahmere Gestalt, in welcher die „Grille“ uns seit dem Jahre 1787 vorliegt, gibt uns wahrscheinlich kaum eine matte Ahnung von der ursprünglichen tollkühnen Verwegenheit dieses halb parodistischen Scherzes. Zu Ende des Jahres 1779, während der Rückkehr aus der Schweiz, entstand das von Schweizer Luft durchzogene Singspiel „Jery und Bätely“. Am 18. August 1780 ward die freie Nachdichtung eines Theils der aristophanischen Vögel, am 22. Juli 1782 die liebliche „Fischerin“, und zwar auf dem natürlichen Schauplatz an der Ilm, zur Darstellung gebracht. Das letztgenannte „Wald- und Wasser-Drama“ war mit Volksliedern durchwebt, die aus Herder's Sammlung stammten. Zu Anfang vernahm man den „Erlkönig“. Diesen verschiedenartigen Dramen mag auch das im J. 1784 umständlich ausgeführte Singspiel „Scherz, List und Rache“ beigezählt werden, an welches G. Hoffnungen für die deutsche Opernbühne knüpfte, die sich nicht erfüllen konnten.

Die zweite großartigere Gruppe setzt sich aus Schöpfungen ersten Ranges zusammen, aus Werken, die bis auf den heutigen Tag und für immer zu den festesten Stützen des Goethe'schen Dichterruhms gehören; wir nennen Wilhelm Meister, Iphigenie, Tasso, Elpenor, Egmont. In diesen Dichtungen wird der neue Kunststil vorbereitet, den G. während der italienischen Reise zur Vollkommenheit ausbildete und dann bis zu seinen späteren Jahren festhielt. Eben weil diese Werke, ihrem inneren Wesen nach, einen neuen Stil forderten, eben deshalb konnten sie erst dann zur Vollendung gelangen, als dieser Stil selbst im nothwendigen Zusammenhang mit des Dichters veränderter Welt- und Kunst-Ansicht die Vollendung erreicht hatte. In diesem ersten weimarischen Jahrzehnt suchen sie noch ihre Form; sie können nur bis zu einem gewissen Punkte ausgeführt oder nur zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht werden. Der von ächt tragischer Gewalt durchdrungene, mit den mächtigsten Klängen der Dichterrede ausgestattete Elpenor blieb leider zu einem fragmentarischen Dasein verurtheilt. An den beiden Acten, die G. nach vorheriger Mittheilung an Schiller erst 1806 im Druck erscheinen ließ, hat er am 11. August 1781 zu arbeiten begonnen; nach dem Frühlinge 1783 ist er zu dem Werke nicht mehr zurückgekehrt. Daß er dies Drama von wahrhaft tragischer Anlage aufgeben konnte oder mußte, dient vielleicht zur Bestätigung des Ausspruchs, den er am 9. December 1797 gegen Schiller that, er sei überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch, eine wahre Tragödie zu schreiben, vernichten könnte. Der „Egmont“, für den schon in Frankfurt so viel geschehen war, erhielt zwischen den Jahren 1778 und 1782 mancherlei wichtige Zusätze, ohne daß sich das Stück zur Befriedigung des Dichters zum Ganzen runden wollte; das „Studentenhafte der Manier“, das noch aus der Zeit des ersten Entwurfs herrührte, war so leicht nicht zu tilgen; um es dem verehrten Möser vorzulegen, der ihn soeben gegen Friedrich den Großen wirksam vertheidigt hatte, beendigte er das Schauspiel im Frühling 1782; er wußte jedoch wohl, daß es noch nicht vollendet war. Den „Tasso“, der seit dem März 1780 hervorzutreten beginnt, hatte gleich zuerst Frau v. Stein unter ihren besonderen Schutz genommen; sie wollte sich alles zueignen, was der italienische Dichter im Drama sprach; und so konnte G. durch den Mund seines dichterischen Helden, den freilich kein Heroismus auszeichnen durfte, oft und lang zu der Verehrten reden. Trotzdem wollte die Dichtung keinen rechten Fortgang nehmen. Zwei Acte, in Prosa verfaßt, lagen im Sommer 1781 fertig da; in den folgenden Jahren aber stockte das Werk; erst nach des Dichters Rückkehr aus Italien konnte es, und auch dann nur „wie ein Orangenbaum sehr langsam“ wachsen; mit einer Sorgfalt, die ihm fast unerlaubt vorkommen wollte, pflegte er bis zum

Juli 1789 dies Drama, in welchem, nach Tieck's Worten, „der deutsche Laut am zierlichsten und lieblichsten sich vernehmen läßt, in welchem eben so viel Tiefe als Zartheit des Gemüthes sich offenbart und Wahrheit und Poesie gleichsam Hand in Hand gehen". Der „Iphigenie" hingegen war ein schnelleres Wachsthum beschieden. Sie könnte in gewissem Sinne zur Gruppe der dem Hofe gewidmeten Dichtungen gerechnet werden. Denn als G. sie zwischen dem 14. Februar und dem 28. März 1779 ausführte, bestimmte er sie ganz eigentlich für das Liebhabertheater, auf dem sie auch gleich am 6. April erschien. Corona Schröter zeigte sich als Priesterin Dianen's, G. selbst als Orest; man erblickte in ihnen Gestalten von halbgöttlicher Schönheit. Auch dies Werk, das aus den Tiefen des deutschen Seelenlebens emporstieg und des Dichters Versöhnung mit den über der Menschheit waltenden Mächten feiert, auch dies Werk, auf dem von Anfang an die Verklärung hellenischer Schönheit ruhte und das wir uns jetzt ohne die getragene Melodie des Verses nicht denken können, es ward gleichfalls zuerst in Prosa niedergeschrieben; in den beiden folgenden Jahren wurden vergebliche Versuche einer strengeren Ausarbeitung gemacht. Aber das Gedicht trug seine Form in sich; ja, oft genug war diese schon deutlich erkennbar herausgetreten; der Vers hatte sich ungerufen eingefunden. Es war daher das erste der Werke, die unter dem Himmel Italiens reiften; die eingeborene Form ward hervorgelockt. G. ließ das Stück „Zeile vor Zeile, Period vor Period regelmäßig erklingen", und am 6. Januar 1787 war die Ausstattung des zärtlich gehegten Schmerzenskindes vollendet. Der „Egmont", der nie bis zur reinen Versform durchdringen konnte, ward dann erst im Beginne des September endgiltig abgeschlossen. Noch vor den in Weimar begonnenen großen Dramen hatte sich der Wilhelm Meister zu regen angefangen. Wir erfahren, daß G. schon am 16. Februar 1777 an dem Roman dictirte, dessen erstes Buch er am zweiten Tage des nächsten Jahres endigte. Neben allen übrigen Arbeiten schritt nun auch diese voran; nicht beschleunigten, aber doch stetigen Ganges kam der Autor im November 1785 zum Schlusse des sechsten Buches; zu den sechs übrigen ward der Plan im folgenden Monate aufgezeichnet. In diesem vielgliederigen Werke war es zuerst vornehmlich auf das Theaterwesen abgesehen; allmählich, wie der Weltblick des Dichters immer umfassender ward, erweiterte es sich zu dem lehrreichsten Welt- und Gesellschaftsgemälde; es führt uns die ernstesten Probleme vor; es führt von der Kunst zur Lebenskunst. Wird uns einmal die ursprüngliche Bearbeitung der ersten Hälfte mitgetheilt, so muß dadurch nicht nur die Entstehungsgeschichte des Romans erhellt werden: auch mancher Moment in der künstlerischen und menschlichen Entwicklung Goethe's muß dadurch ein neues Licht empfangen.

Neben den beiden Dichtungsgruppen, und zum Theil in Verbindung mit ihnen, zeigen sich die lyrischen Poesien, deren Quell auch in jenem Jahrzehnt „sich ununterbrochen neu gebar". Wir brauchen nur „jener Genien Gesänge", die Lieder Mignon's und des Harfner's, und die Hymnen, wie „Meine Göttin" (15. September 1780) oder „Das Göttliche" zu nennen, um an das Tiefste und Höchste einer eben so klaren wie unergründlichen, alle Tonarten mit gleicher Meisterschaft beherrschenden Lyrik zu erinnern. Daß den Gedichten an Lida (Frau v. Stein) größere Zartheit als allen übrigen eigen sei, hat G. selbst zugegeben. Seit dem Frühjahr 1782 näherte er sich der antiken Form in Epigrammen, die, gleich dem Liede und oft mit dem Reize des Liedes, die individuellste Seelenstimmung aussprachen. Gedacht sei hier noch der im August 1784 begonnenen „Geheimnisse", von denen wir nur das schwer zu enträthselnde und eben dadurch so anlockende Fragment besitzen. Vielleicht hat G. niemals seinen Versen eine so einschmeichelnd weiche Klangfarbe wie hier gegeben. Das Gedicht

schien zu einem idealen Gegenstück des Ewigen Juden bestimmt; es sollte das Edelste aller Religionen in symbolischer Darstellung vor das geistige Auge bringen und zur reinen Humanität hinleiten. Herder und Frau v. Stein sollten als Schutzgeister auch über diesem Gedichte walten. Der Prolog dieses „wunderbaren Liedes" ward hernach erwählt, die erste Sammlung der Schriften zu eröffnen. Auf einsamer Höhe stellt der Dichter sich hier der Wahrheit gegenüber, durch die allein er jedes Glück haben will. Die Genossen, mit denen er einst stürmend in Leben und Kunst vorangedrungen, sie sind längst von seiner Seite gewichen; er kennt nun die Wahrheit und ist allein; aber den Weg, den er gesucht, er will ihn den Brüdern zeigen. Schon damals konnte er, der Ewigjunge, von sich sagen, was er später aus Italien schreibt: er sei für alles zu alt, nur für's Wahre nicht.

Die weimarische Lehrzeit war abgeschlossen. Am 3. September 1786 früh aus Karlsbad entweichend, trat er die Fahrt an ins Land der Kunst. Am Abend des 29. October hielt er durch die Porta del Popolo seinen Einzug in die ewige Stadt. In Neapel war er am 25. Februar 1787; dort erinnerte er sich mit Rührung seines Vaters, der ihm so oft die Herrlichkeiten dieses Paradieses gerühmt hatte. Jetzt konnte der Dichter, der sich selbst den Todfeind von Wortschällen nennt, mit lebendigem Auge schauen und geistig sich aneignen, was bisher für ihn nur eine wesenlose Existenz im Worte gehabt. Im April und Mai wurden Siciliens Wunder und Wonnen geschaut und genossen; aus dem Weltbilde der Odyssee, das sich hier in jedem einzelnen Zuge belebte, hob sich die Gestalt der Nausikaa heraus, um die Phantasie des Dichters zu begleiten. Das homerische Gedicht „schien die Natur selbst". Am 6. Juni betrat er zum zweiten Male Rom, das ihn nun wie eine frisch gewonnene Heimath fesselte. Als er endlich am 22. April scheiden mußte, durchdrang ihn ein Schmerzgefühl, als ob er der Heimath den Rücken wendete. Eine heroisch-elegische Stimmung überkam ihn, als er an dem Abende, welcher der letzte sein sollte, das im Mondenlichte erglänzende Rom durchwanderte. Und wieder verbreitete der Mond seinen vollen Glanz, als am Abend des 22. Juni der Heimgekehrte den Boden Weimars betrat.

Wie sich während dieser zwei Jahre des italienischen Lebens seine geistige Wiedergeburt vollzog, das lehren uns auf jeder Seite mit unvergleichlicher Anschaulichkeit das Tagebuch und die Briefe, die er damals nach der Heimath, meist an die Vertrautesten, Frau v. Stein und Herder, sandte. Aus ihnen ward 30, zum Theil 40 Jahre später die „Italienische Reise" zusammengestellt. Sie geben uns ein Bild Italiens, wie es kein Sterblicher vorher oder nachher je in Worten zu geben vermocht hat. Aber darauf beruht nicht ihr einziger, ja nicht einmal ihr vorzüglichster Werth. Wer diesen erkennen und diese Briefsammlung im Sinne Goethe's lesen will, der lese sie als einen Theil seiner Autobiographie. Denn diese Berichte, die uns als freie Aeußerungen des Moments entgegentreten, schildern die Rückkehr des Dichters und Menschen zu seinem eigensten Selbst; sie erzählen, wie G. mit der Kunst, seiner Lebensgefährtin, das neue, und jetzt für alle Zeit unlösbare, Bündniß schließt. Auch die übrigen Aeußerungen, die uns aus diesen beiden Jahren erhalten sind, die Briefe an Carl August, an Knebel, Voigt, ja selbst an den Diener Philipp Seidel, sie alle bezeugen mehr oder minder deutlich, daß in dieser Zeit, da, wie er der Mutter sagt, sich so viele Träume und Wünsche seines Lebens auflösten, er sich als Künstler wiedergefunden hat. Aber wenn er sich auch als einen neuen Menschen bezeichnet, so darf man nicht glauben, er sei in dem Lande, wo ihm „die Kunst wie eine zweite Natur ward", von Grund aus ein anderer geworden. Sein Wesen ward ausgebildet, aber nicht umgewandelt, indem er seiner Künstlernatur ihre volle Freiheit

wiedergab. Italien zeigte nur, was in Weimar langsam der Reife sich genähert hatte; ja, um es noch wahrheitsgemäßer auszudrücken, in Italien offenbarte sich, was er in Weimar geworden war. Er kam als Künstler nach Deutschland zurück; aber es war ja auch Sehnsucht des Künstlers gewesen, was ihn nach Italien getrieben.

Um dieselbe Zeit, da ihm diese Sehnsucht befriedigt ward, trat er auch wieder vor der Nation in voller Dichterherrlichkeit hervor. Freilich mußte die Nation sich an den neuen Werken seiner Kunst erst allmählich heraufbilden; für's erste fuhren die meisten noch fort, in dem Dichter der Iphigenie und des Tasso den Urheber des Götz und des Werther zu suchen und zu vermissen.

Noch vor dem Beginne der italienischen Reise hatte sich G., um dem stets wiederholten schamlosen Nachdruck zu steuern, zur Sammlung seiner Werke entschlossen. Er einigte sich mit dem Leipziger Verleger Göschen; in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe, den der Buchhändler seit dem Juli 1786 in den angesehensten Zeitschriften mittheilte, gab er ein Verzeichniß der Werke, welche die acht Bände füllen sollten. Damals glaubte er nur einen „unvollendeten" Egmont und vom Tasso nur zwei Acte verheißen zu dürfen. Aber die ihm vergönnte glückliche Muße gestattete ihm, mehr als das Versprochene zu leisten. Bei den vorbereitenden Arbeiten, die das Unternehmen erforderte, lieh Herder ihm seine Hülfe und kargte nicht mit seinem aufmunternden Worte. Und so konnte der Autor, der sich so lange im Verborgenen gehalten, in der ersten Gesammtausgabe seiner „Schriften", die zwischen 1787 und 1790 zu Leipzig bei Georg Joachim Göschen ans Licht trat, die erste Epoche seiner künstlerischen Thätigkeit befriedigend abschließen und eine neue großartig einleiten. Am 22. September 1787 kamen ihm in Rom die ersten „vier zarten Bändchen" vor's Auge; wol nicht ohne eine Anwandlung von Wehmuth sah er in ihnen „die Resultate eines halben Lebens"; und doch erfreute er sich daran; denn er durfte sich sagen, daß hier jeder Buchstabe „gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht sei". Zusammengeordnet waren hier Werther und Götz, die Mitschuldigen, Iphigenie, Clavigo, die Geschwister, Stella, der Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel. Dem Ganzen vorauf ging die „Zueignung", die ursprünglich im Titel den Beisatz „an das deutsche Publikum" führen sollte. Von den älteren Productionen war der Werther in einzelnen Abschnitten vermehrt und beträchtlich umgestaltet worden; in Götz und Clavigo zeigten sich nur leise Umbildungen des Ausdrucks; aus letzterem Drama mußte eine ausschweifende Wuthrede des rachedürstenden Beaumarchais entfernt werden; die Mitschuldigen hatten seit dem J. 1770 manche Läuterung durchgemacht; auch in der Stella war manches Mißfällige beseitigt; der versöhnliche Schluß jedoch war geblieben: als „Trauerspiel" erschien das Stück erst 1816 in den Werken, nachdem es sich schon 1806 als solches auf die Bretter gewagt hatte. — Die letzten vier Bände der Schriften folgten langsamer. Der fünfte brachte (1788) den Egmont und die Singspiele Claudine und Erwin; aus diesen hatte der Dichter „die alte Spreu seiner Existenz herausgeschwungen"; melodisch dahinfließende Jamben ersetzten den prosaischen Dialog, der ihm nun als „äußerst platt" zuwider war; Handlung und Personen waren in eine idealische Sphäre hinaufgehoben. Dann kam 1789 der achte Band mit dem Puppenspiel, den zwei Sammlungen vermischter Gedichte, die für die meisten damals noch ein unerkannter Schatz blieben, den beiden kleinen Dramen Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose, von denen das letztere im September 1788 ausgeführt worden, und dem Bruchstück der Geheimnisse. Den Beschluß machten 1790 der sechste und siebente Band mit Tasso, Lila, Jery und Bätely, Scherz, List und Rache und dem Fragment des Faust, das mit dem Monolog begann und mit Gretchen's Worten: „Nachbarinn! Euer

Fläschchen!" abbrach; zwischen dem Gespräch mit Wagner und der zweiten Unterredung mit Mephistopheles klaffte die große Lücke; dagegen fand sich von späteren Zusätzen schon die Hexenküche und die Scene in Wald und Höhle. Das waren die Gaben, mit denen G. in seinem 40. Jahre vor seinem Volke wieder erschien.

Nach der Rückkehr aus Italien mußte in der Gesammtheit seiner Lebensverhältnisse eine wesentliche Veränderung eintreten. Die frühere Geschäftsthätigkeit ward nicht wieder aufgenommen; sie hatte ihm geleistet, was sie leisten konnte; sie hatte den Menschen gereift und dem Dichter Blicke in Regionen eröffnet, die sonst dem Künstlerauge meist verschlossen bleiben. Der großsinnige Fürst bewährte sich als der einsichtigste Freund: er entlastete den Dichter aller ungehörigen Bürden; diesem blieb nur die oberste Aufsicht über alle die Anstalten, „welche für Wissenschaften und Künste in Thätigkeit gesetzt worden"; im Mai 1791 übernahm er auch die Leitung des Hoftheaters, von welcher er sich erst im April 1817 zurückzog. Er hörte nicht auf, der erste Staatsdiener zu sein, der auch ferner berechtigt war, „in beständiger Connexion mit den Kammer-Angelegenheiten zu bleiben, den Sessionen des Collegii beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Fürsten selbst bestimmten Stuhle zu nehmen." Nachdem er 1804 zugleich mit seinem Amtsgenossen Voigt das Prädicat Excellenz empfangen, ward ihm 1816, als dem Staatsminister des Großherzogs, sein Gehalt, der früher von 1200 auf 1800 Thaler gestiegen war, auf 3000 Thaler erhöht. Am 7. November 1825 ward die fünfzigste Wiederkehr des Tages gefeiert, an welchem er, der Einladung Carl Augusts folgend, in Weimar eingetroffen. Stadt und Land nahm Antheil an dem Feste. Mit Worten, die aus dem Herzen flossen, begrüßte der Fürst in seinem ersten Staatsdiener „den Jugendfreund, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit in allen Wechselfällen des Lebens ihn begleitet, und den für immer gewonnen zu haben er als eine der höchsten Zierden seiner Regierung achte."

In jener Zeit aber, da G. sich aus dem formreichen Italien in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen sah, fühlte er sich gedrängt, auch sein Hauswesen umzuwandeln. Der Seelenbund mit Frau v. Stein mußte sich lösen. Wer mag sie scheltenswerth finden, wenn das leidenschaftliche Schmerzensgefühl über einen solchen Verlust sie zur herben Verkennung des Freundes fortriß?

G. fand für's erste Behagen und Genügen in einem Verhältnisse, das ihm und uns die Römischen Elegien und das Gedicht „Die Metamorphose der Pflanzen" als poetischen Gewinn eintrug, und das wir weder beschönigen, noch verdammen wollen. Im Juli 1788 hatte er die 24jährige Johanna Christiane Sophia Vulpius (6. Juni 1764 bis 6. Juni 1816) in sein Haus genommen; am 25. December 1789 ward ihm der Sohn August geboren (Julius August Walther, † zu Rom Ende October 1830). Die kleine Freundin, die in späteren Zeiten von dem naiven Reiz ihrer Jugend wenig ahnen ließ, blieb an Goethe's Seite dieselbe, die sie gewesen. Der Gedanke, sich geistig an ihm emporzubilden, ist ihr wol niemals gekommen. Aber sie leistete ihm, was er von ihr erwartete: sie bereitete ihm angenehme, häuslich-gesellige Verhältnisse. Durch treue Anhänglichkeit und hausmütterliches Walten bethätigte sie die dankbare Verehrung, mit der sie zu ihm aufblickte. Ihr einfach gerader Verstand leitete sie bei dem Bestreben, zur Ruhe und Heiterkeit seines häuslichen Daseins beizutragen. In den drangvollen Tagen, die der Schlacht bei Jena folgten und in denen sich ihre standhafte Energie zum Heile Goethe's bewährt hatte, ließ er der Verbindung mit ihr die kirchliche Weihe geben (19. October 1806). Als sie 52jährig starb, ließ er seinen Schmerz in Worten aufrichtiger Trauer ausklingen. Hoffentlich wird man es Christianen endlich verzeihen, daß der größte der Dichter sie zu seiner Hausgenossin wählte und ihr einen bescheidenen, wohlverdienten

Antheil an seinem Leben gönnte; ihr einfaches Bild wird nicht immer durch Lüge und Verleumdung getrübt bleiben. —

Reich an mannichfacher äußerer Bewegung waren die ersten Jahre, in denen G. die Eindrücke des italienischen Kunstlebens in sich zu verarbeiten hatte und die dort gewonnenen Ueberzeugungen in nothwendigen Zusammenhang mit seinem ganzen Sein und Wirken zu bringen trachtete. Im Frühling 1790 reiste er nach Venedig, um dort der aus Italien heimkehrenden Herzogin Amalia zu begegnen; seinem Aufenthalte in der neptunischen Stadt verdankte er die venetianischen Epigramme. Gegen Ende des Juli machte er sich auf, dem Herzoge auf dessen Wunsch nach Schlesien zu folgen; inmitten der kriegerischen und diplomatischen Bewegungen schuf er sich, dem Studium der vergleichenden Anatomie hingegeben, seine eigene Geisteswelt. Das „lärmende, schmutzige, stinkende" Breslau wollte ihm kein Behagen einflößen; er war froh, sich am 6. October wieder in den Schutz seiner Hausgötter begeben zu können. Nun erfreute er sich eines ruhigen, im häuslichen Bereiche fruchtbar und thätig verbrachten Jahres. Aber bald darauf drang der Strom der Begebenheiten, die im Gefolge der französischen Staatsumwälzung die europäische Welt erschütterten, unmittelbar an ihn heran. In dem unseligen Jahre 1792 ward er Augenzeuge des von den Verbündeten gegen das revolutionäre Frankreich gerichteten Unternehmens; er erlebte Schmach und Jammer des Rückzugs; er erprobte an sich die Wirkungen des Kanonendonners, er theilte mit den Soldaten die Langeweile, die Gefahren und Mühsale des Feldlebens. Auch hier boten ihm seine Naturstudien, und zwar die optischen, Trost und erhebende Belehrung. In der ruhig grandiosen Darstellung der „Campagne in Frankreich" (gedruckt 1822) erscheint er als der eindringende Beobachter, der die weltgeschichtliche Bedeutung der Ereignisse in dem Augenblicke, da sie sich vollziehen, erkennt. Seltsam fügte es sich, daß gerade damals ihm ein ehrenvoller Platz im Rathe seiner Vaterstadt angeboten ward. Aber dies Erbieten konnte ihn den weimarischen Zuständen, mit denen sein Leben so eng verflochten war, nicht abwendig machen; der Bund mit dem fürstlichen Freunde war unauflöslich; und keineswegs durfte er hoffen, daß die reichsstädtischen Verhältnisse, denen er sich einst mit Willen und Absicht entzogen hatte, ihm jetzt einen angemesseneren Spielraum für seine Kräfte eröffnen würden. Auch der Sommer 1793 sah ihn an der Seite seines Herrn auf kriegerischem Schauplatze vor dem belagerten Mainz; auch hier ward er unmittelbarer Zeuge und Chronist. Wie er sich als Dichter zuerst der erschütterten Welt gegenüber zu stellen versuchte, das zeigen die Dramen „Der Groß-Cophta" (1791), „Der Bürgergeneral" (1793), sowie das erst 1817 gedruckte Fragment „Die Aufgeregten". Ferner sollten in der „Reise der Söhne Megaprazon's", die, im Hinblick auf Rabelais entworfen, nicht weit über den Anfang gedieh, und in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" die Gesinnungen des Dichters dargelegt werden, welcher dem alles bedrohenden Geiste des Umsturzes, der durch Europa ging, sich als Freund und thätiger Förderer des Bestehenden entgegensetzte. Auch die hexametrische, „zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung" des Reinecke Fuchs (gedruckt 1794) gehört zu den Werken, die in unmittelbarem Bezug auf die Zeitstimmung ausgeführt wurden. Hierbei kam Gottsched's hochdeutsche Uebersetzung (1752) zu Ehren; denn ihr verdankte G. manche Hülfe, wenn er auch zuweilen im Einzelnen das Original mit richtigerem Verständniß erfaßte. Die unheilige Weltbibel, die er seinen erregten Zeitgenossen erneut in die Hände gab, war zugleich ein Hof- und Regentenspiegel, in den mancher, der auf der Weltbühne damals sich spreizte, zur Ergötzung und Belehrung hineinschauen und sein eigenes Bild, wenn auch unter Verzerrungen, wiedererkennen mochte. Des ungeheuren Stoffes, den die Zeitgeschichte bot, sollte

er erst in „Hermann und Dorothea" (1796—97) mit poetischer Allgewalt vollkommen Herr werden. Eine durch hohe Symbolik verklärte Darstellung der Revolutionsepoche sollte Deutschland in der Trilogie erhalten, vor der wir in der „Natürlichen Tochter" (1801—3) nur das einleitende Stück besitzen.

Die Einsicht, daß er nicht zur bildenden Kunst berufen sei, war einer der Vortheile, die ihm Italien gebracht hatte. Mußte er nun auf die ernste strenge Ausübung verzichten, so wollte er doch um so entschiedener, forschend und anschauend, von Seiten der Theorie wie der Geschichte, in das Wesen der Kunst eindringen, ihre Tiefen ergründen, sich zu ihrem Gipfel aufschwingen. Und dazu konnte ihm denn die Ausübung, wie er sie anspruchslos fortsetzte, auch fernerhin behülflich sein. Aus diesem edlen, auf Betrachtung und Forschung gegründeten Verhältnisse zur Kunst erwuchs ihm eine der reinsten Glückseligkeiten seines Lebens. Durch Verbreitung seiner Anschauungen und Grundsätze aber ist er ein Lehrer der Kunst für Deutschland geworden, den freilich bis auf den heutigen Tag nur die Besten hören mochten. Um so unerschütterlicher bestand er, im Gegensatze zur Zeitrichtung, auf seinen Principien, weil er täglich erfuhr, in wie hohem Maße sie ihm bei Ausübung der poetischen Kunst förderlich wurden.

Ohne ein Vorbild in seiner unmittelbaren Zeitumgebung zu finden, hatte G. aus seiner Vorstellung heraus den neuen Kunststil geschaffen, und eben deshalb stand er auch mit der Anerkennung desselben zuerst allein; nur die Ersten der Nation konnten sich allmählich verständnißvoll zu ihm gesellen. Auf dem festen Grunde derselben ewigen Formengesetze, nach welchen die Natur schaffend bildet, war dieser Stil errichtet worden. Dem Poeten genügte nicht die liebevoll getreue Nachahmung des Wirklichen; auch die M a n i e r konnte ihn nicht befriedigen, mit welcher der Künstler die Dinge, oft nach einseitigen Vorstellungen, ergreift und sie dann in beschränkter, wenn auch scharfer, Charakteristik wiedergibt. Er strebte nach dem Stil, der aus der tiefsten Erkenntniß der Dinge hervorgeht, oder, wie er selbst es ausdrückt, auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß ruht, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen. Ueber diesem Stile walten dieselben „wahren und natürlichen" Gesetze, nach welchen die bildenden Künstler des Alterthums ihre hohen Werke hervorgebracht, die Werke, vor denen G. ausruft: „alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott."

Wie er sich aber längst gewöhnt hatte, Kunst und Natur als verschwistert anzusehen, so konnten auch Kunstbetrachtung und Naturstudium, sich wechselseitig fördernd, gleichen Schritt halten. Indem er über alle einzelnen Zweige der bildenden Kunst nachdachte, ward er zuletzt immer wieder an „das A und O aller uns bekannten Dinge, an die menschliche Figur" herangeführt. Mit Recht erblickt er im Menschen den höchsten, ja den eigentlichen Gegenstand bildender Kunst; um ihn jedoch zu verstehen, erschien eine Kenntniß der organischen Natur unerläßlich. Die Wissenschaft nun weiß zu rühmen, wie er den Bildungsgesetzen des thierisch-menschlichen Organismus selbständig forschend nachging und wie er den Faden spann, der ihn durch das Labyrinth des menschlichen Baues führte. So konnte er auch, bei seiner einfachen, naturgemäßen Methode, nicht irren, als er den „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" (1790) ausarbeitete; denn die Vegetation selbst „hatte ihm Schritt für Schritt ihr Verfahren vorgebildet." Von seinen Bemühungen um die Farbenlehre gab er öffentlich Rechenschaft in den zwei Stücken der „Beyträge zur Optik" (1791 und 92), deren erstes durch ein entzückendes Bild des farbenreichen Italiens eröffnet wird.

Einen Menschen, der von der Mühe lebt, durfte er sich in diesen Jahren vielleicht mit größerem Rechte als je zuvor nennen. Mühe und Genuß waren

ihm eins, und doch konnte er sich beider nicht im Innersten erfreuen. Durch einen gewissen trockenen Ernst, der sich wol in Form einer mißmuthigen Resignation aussprach, schien die geistige Heiterkeit des poetischen Schaffens unterbrochen zu sein. Er wunderte sich, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über seinem Scheitel schweben blieb. Er konnte sich glücklich preisen im Besitze der neuen Anschauungen, mit denen er das Gesammtgebiet der Natur und Kunst umfaßte; aber es schien, als hätte er dieselben nur für sich allein gewonnen. Was er als das einzig Rechte erkannt hatte, blieb den meisten unfaßbar; was er mißachtete, stand in Geltung. „Ein rastloses Streben, sich nach allen Seiten auszubilden“ hatte ihn gerade in dem Moment überfallen, da die ungeheuren Weltbewegungen und ihre unmittelbaren Folgen ihn in sich selbst zurückdrängten. Er vermißte eine thätige Theilnahme an seinem Streben, das, dem Höchsten zugewandt, selbst von den näheren Freunden kaum begriffen ward. Da kam Schiller ihm entgegen.

Es war ein Gespräch über naturwissenschaftliche Dinge, das die beiden Männer einander nahe brachte. Die Möglichkeit eines gemeinsamen Wirkens zeigte sich; die Mißverhältnisse schwanden, welche aus dem Gegensatze der beiden Naturen, aus der Verschiedenheit der Lebensstellungen natürlich entsprungen waren; nichts konnte mehr das Bündniß hindern, welches G. und Schiller im Sommer 1794 schlossen, und aus welchem für sie ein neues Leben voll künstlerischer Thaten hervorging. Während des zehnjährigen Bestandes dieser Freundschaft, für die es kein anderes Ende geben konnte als den Tod des jüngeren Genossen, ward die deutsche Litteratur auf den Gipfelpunkt ihrer Vollendung gehoben. G. aber fand sich durch diese Freundschaft überschwänglich entschädigt für alles, was er auf der Höhe seines Daseins bisher hatte entbehren müssen.

Denn er fand in Schiller den hohen Mitstrebenden, nach dem er so lange vergeblich ausgeblickt. Verschieden nach Anlage und Ausbildung ihres Geistes wie ihrer künstlerischen Persönlichkeit, strebten sie in jener Periode ihres Schaffens einem und demselben Ziele in herrlicher Gemeinschaft entgegen. Indem die beiden großen Gestalten sich fest aneinander schließen, umspannen und erfüllen sie mit der Weite und dem Reichthum ihrer vereinigten Geisteskräfte den ganzen Kreis der Litteratur. Für dies Verhältniß findet G. den treffendsten bildlichen Ausdruck in den Worten an Schiller (26. December 1795): „Wir können eine schöne Breite einnehmen, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der anderen so weit ausreichen, als uns die Natur erlaubt hat.“

Ist im Kunst- und Geistesleben einer Nation der von allen strebenden Kräften lange vorbereitete Moment gekommen, in welchem das Höchste zur Erscheinung gelangen soll, so geschieht es nicht selten, daß dieses Höchste in zwei Gegensätzen gespalten auseinander tritt. Diese verharren dann in feindseliger Trennung. Hier, zum ersten und einzigen Male, zeigt sich uns das erhebende Schauspiel, daß die Gegensätze sich suchen, um sich zu versöhnen. Schiller's und Goethe's Bund darf als die innigste Vereinigung der schärfsten Gegensätze bezeichnet werden; er ist zugleich die unerwartete höchste Blüthe, zu der das Zeitalter der Humanität sich entfalten konnte.

Die volle Bedeutung des Gegensatzes, der wie durch ein Naturgebot zwischen ihnen befestigt war, haben sie auch während ihrer Vereinigung lebhaft empfunden und nachdrücklich ausgesprochen. Anschauung und Gedanke, der intuitive und speculative Geist standen sich hier verkörpert gegenüber. Aber die Kluft zwischen ihnen scheint sich auszufüllen, wenn man bedenkt, daß jeder die Beschränkung seiner Eigenart zu überwinden und sein Individuum durch Aufnahme dessen, was ihm die Natur nicht freiwillig gegeben, zu ergänzen strebte. Mußte der größere Dichter auch von dem Mannigfaltigen, von der unbegrenzten Fülle der sinnlichen

Anschauung ausgehen, so suchte er doch mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, das in und über allen Erscheinungen waltet, sie regelt und sie umfaßt; in dem Erfahrungsgemäßen forscht er nach dem Nothwendigen, und das All gibt ihm Aufschluß über das Einzelne. Wirkt die Kunst in ihm gleich einer dunkeln Naturkraft, so beruhigt er sich doch nicht eher, als bis er durch deutlich erkannte Kunstprincipien diese Kraft zu bändigen und zu leiten gelernt hat.

Goethe's und Schiller's Bund blieb unzerstörbar, so lange beide strebend vorwärts gingen; denn nicht auf wandelbare Empfindungen, sondern auf die edelsten Bedürfnisse ihrer beiderseitigen Naturen war er begründet. Dies Bündniß konnte sich nur durch die That kund geben und bewähren. Es bestätigt Goethe's Wort: „Freundschaft kann sich blos praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen.“ Wenn G. dem jüngeren Freunde Objecte für dessen Ideen gab, so brachte dieser durch seine vordringende Ideenkraft die hin und wieder stockende Masse der Goethe'schen Anschauungen in fruchtbare Bewegung. Aber keiner wollte dem andern seine Natur aufdrängen; jeder sollte unter den anspornenden Einwirkungen des andern die seinige nur um so großartiger entwickeln. Der hohe ethische Werth dieser Freundschaft offenbart sich eben darin, daß die Gemeinschaft des Strebens den Gegensatz der Naturen überwindet. Der Briefwechsel, in welchem dies Streben von Tag zu Tag sich darlegt, war daher eine „große Gabe“, die der überlebende Freund in seinen letzten Jahren (1828 und 1829) „den Deutschen, ja den Menschen bot“. An Gehalt unerschöpflich, Denkmal und Vermächtniß einer beispiellosen Freundschaft, gehört diese Correspondenz zu den kostbarsten geistigen Besitzthümern der Menschheit.

Was G. in dem Jahrzehnt von 1794—1805 leistete, ist kaum mit flüchtigem Worte hier anzudeuten. „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ wurden (1794—96) durchgearbeitet und unter Schiller's Beirath fortgeführt und geendigt. Nach dem „tollen Wagestück mit den Xenien“ erhob er sich zu „Hermann und Dorothea, dem Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst“; die durch F. A. Wolf's Prolegomena lebendig angeregten homerischen Studien hielten ihn auf epischem Gebiete fest; als nachgeborener Bruder der homerischen Sänger faßte er den riesenhaften Plan einer Fortsetzung der Ilias: was er hier vermocht hätte, zeigt das Fragment der Achilleis, das uns die tragische Erhabenheit des Ganzen, wie der Geist des Dichters es ausgebildet, sowie die kraftvoll gezogenen Grundlinien der Composition erkennen läßt. Den Schiller'schen „Horen“ (1795—97) und besonders den Musenalmanachen gönnte er seine reichliche Beisteuer. In den letzteren erschienen die vollendeten Erzeugnisse deutsch-hellenischer Lyrik in elegischer Form: „Alexis und Dora“ (1797), „Der neue Pausias“ (1798), „Euphrosyne“ (1799); ferner die Balladen und Romanzen: Zauberlehrling, Schatzgräber, Braut von Korinth, Gott und Bajadere (1798), Blümlein Wunderschön und die Gedichte, die von den Reizen, dem Verrath und der Reue der schönen Müllerin erzählen (1799). Daneben sproßte ein neuer Liederfrühling auf. Wol durfte Schiller, als diese Wunder der Poesie einander folgten, ihm zurufen: „Jetzt, däucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Diese zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese.“

Die innige Theilnahme an Schiller's dramatischer Production bestimmte ihn zu einer, womöglich noch gesteigerten Sorgfalt in Behandlung der theatralischen Angelegenheiten. Wie in die Poesie, so auch in die Bühnendarstellung die ganze Höhe und Würde des idealen Kunststils einzuführen, das war eine für ihn und den Freund gleich wichtige Aufgabe. Um zu diesem Zwecke mit allen Mitteln und von allen Seiten her zu wirken, ward sogar die Uebersetzung Voltaire'scher Tragödien, des Mahomet und des Tancred (1799 und 1800) nicht verschmäht.

Den Interessen der bildenden Kunst, die er in seinem Sinne durch Preisaufgaben und Ausstellungen (1799—1805) auch praktisch zu fördern suchte, wurden umfangreiche Arbeiten gewidmet, wie die genialische Uebertragung der Autobiographie Cellini's (erst in den Horen 1796 und 97, dann selbständig und mit werthvollen Zugaben bereichert 1803), die drei Bände der Propyläen (1798—1803), in denen das Reifste der Goethe'schen Kunstweisheit niedergelegt ist, und das Werk: „Winkelmann und sein Jahrhundert" (1805), zu dessen Ausstattung ihm Heinrich Meyer und F. A. Wolf behülflich waren; er selbst stellte hier das Bild des Verkündigers der alten Kunst in wahrhaft majestätischen Zügen hin.

Inzwischen war seit dem Sommer 1797 der Faust mächtig vorgerückt; wichtige Einzelheiten des zweiten Theils wurden sogar schon 1800 behandelt. Dabei durften die naturwissenschaftlichen Arbeiten, und insbesondere die Vorbereitungen zum großen Werke über die Farbenlehre, keine Unterbrechung leiden. Schiller begleitete sie aufmerksam und liebevoll, munterte zu einer streng methodischen Behandlung auf und ließ auch hier, wie bei den Schriften über die Kunst, seinen philosophischen Ordnungsgeist heilsam einwirken. Mit dem Beginne des J. 1804 konnte nach unsäglichen Mühen, die G. tapfer getragen hatte, die neue Jenaische allgemeine Litteratur-Zeitung begründet werden; er bedachte sie mit köstlichen kritischen Aufsätzen, unter denen die Charakteristik der Voßischen Gedichte hervorstrahlt. Der trübe Winter von 1804 auf 1805 war vorüber; eben hatte der Dichter, selbst von manchem Leiden befangen, die auf Schiller's Anregung begonnene Uebersetzung des Diderot'schen Dialogs le neveu de Rameau abgeschlossen und die geistsprühenden Noten über die französische Litteratur des 18. Jahrhunderts beigefügt, — da ward ihm der Freund entrissen.

So erschütternd hatte ihn seit dem Tode seiner Schwester der Schmerz wol nie wieder getroffen, wie am Morgen des 10. Mai, als er aus dem Munde Christianen's die Bestätigung der gefürchteten Kunde vom Hinscheiden Schiller's empfing. Er schien zu fühlen, daß mit diesem jähen Schlage die zweite Epoche seiner Dichterjugend abschloß. Nicht nur damals, unter dem gewaltsamen Andrange des ersten Schmerzes, klagte er, die Hälfte seines Daseins habe er verloren; auch lange hernach, als die Nähe von Freunden wie Jacobi und F. A. Wolf ihn erfrischt und gestärkt hatte, und mancherlei erheiternde Erscheinungen in buntem Wechsel an ihm vorübergezogen waren, auch da noch konnte er den immer wachen Schmerz nicht zur Ruhe bringen. „Den letzten Tag 1805" traf er in einem vertraulichen Briefe an Eichstädt, den Redacteur der Litteratur-Zeitung, eine testamentarische Verfügung, und zwar aus dem Grunde, weil er „nach dem Tode eines so werthen Freundes nur halb fortlebte und sich vielleicht hinfälliger glaubte als er war".

Von Schiller verlassen, sah er, der Dichter, der Künstler, der Kunst- und Naturforscher, einer großen Einsamkeit entgegen. Freilich wurden seine Beziehungen zur Welt, zum Vaterlande und Auslande immer zahlreicher und vielseitiger. Eine junge Generation wuchs auf in der Bewunderung seines Genius. Alle Strahlen des deutschen Geisteslebens schienen in ihm sich sammeln zu wollen. Zu den alten erprobten Freunden traten im Laufe der Jahre neue tüchtige und vertrauenswerthe, wie Reinhard, Boisserée und so manche andere; Wilhelm v. Humboldt bewährte fortdauernd seine Treue; die Freundschaft mit Zelter erwärmte sich zu brüderlicher Herzlichkeit; jüngere Gelehrte, Philologen und besonders Naturforscher drängten sich zum persönlichen oder brieflichen Verkehr mit dem Meister heran; jeder fühlte sich beglückt, der sich zu den Seinen zählen durfte. Aber der Mann kam nicht mehr, der ihm, wie der heimgegangene Freund, in jedem Sinne ein Geistes- und Wirkensgenosse sein konnte. Hatten

er und Schiller sich doch selbst da verstanden, wo sie nicht einig waren. Vermochte einer von den Führern der romantischen Schule sich ihm als ein solcher Genoß zur Seite zu stellen? Unmöglich! Sie hatten den litterarischen Gesichtskreis bedeutend erweitert; sie führten fort, was Herder glorreich begonnen, indem sie unsere Litteratur mit den Litteraturen aller Zeiten und Völker in lebendige Berührung brachten. Unstreitig hatten sie dazu beigetragen, die Besseren der Nation empfänglich zu stimmen für die hohen Kunstwerke, die den männlichen Jahren Goethe's entstammten; sie hatten ihn ausgerufen zum wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden; sie verehrten ihn als Haupt und Stifter einer neuen Poesie, in welcher der Einklang zwischen dem Romantischen und dem Classischen hergestellt worden. Er ließ sich ihre Auffassung seiner Dichternatur gefallen; er nutzte für seine Zwecke den Ertrag ihrer wissenschaftlich-künstlerischen Bemühungen; er wehrte den Geist, den sie zu verbreiten suchten, nicht von sich ab; ja, soweit es ohne Widerspruch gegen seine Grundsätze geschehen konnte, begünstigte er sie thätig, um zu zeigen, daß er sie schätzte. Aber niemals hätte er im Einverständniß mit ihnen wandeln und wirken können; sein Weg führte nicht nach den dunkel-hellen Regionen, in denen sie hausten oder denen sie zustrebten. Auf manchen Gebieten mußte er sie sogar als seine entschiedenen Widersacher, als gefährliche Gegner des Rechten und Wahren bekämpfen und verfolgen. Was er über bildende Kunst lehrend und mahnend vortrug, richtete sich meist gegen die neuen Glaubenssätze der Romantiker, welche dem Dünkel und dem Unvermögen schmeichelten. In allem, was ihm das Höchste und Wichtigste war, blieb er auf sich allein angewiesen. Die Einsamkeit, in die er sich versetzt fühlte, belebte er durch unablässige That; denn „nur wer immer wirkt, vermag zu wirken“; und er steigerte und vermannichfaltigte die Forderungen an seine Wirksamkeit, bis die Nacht eintrat, „wo Niemand wirken kann“.

Zuvörderst ordnete er die neue zwölfbändige Sammlung seiner Werke; im Cotta'schen Verlage erschien sie; 1806 begonnen, lag sie 1808 abgeschlossen vor. Im ersten Bande war der seit 1790 so mächtig angewachsene lyrische Reichthum vereinigt; der achte bot die höchste Gabe, die der Dichter zu bieten hatte: den vollendeten ersten Theil des Faust. Schon von dem Fragment hatte man gesagt, es gehöre zum Größten, was die Kraft des Menschen je gedichtet. Jetzt gab sich das Werk als ein Ganzes, das auf eine Fortsetzung deutete; es erschien ausgerüstet mit allem übermächtig dämonischen Zauber einer weltdurchdringenden und neue Welten erzeugenden Poesie. Seitdem Dante seinen Prophetenmund geschlossen, war der Menschheit keine ähnliche Offenbarung geworden.

Aber nicht mit ungetrübtem Genuß konnte Deutschland sich damals seines Dichters erfreuen. Die Jahre des Unheils, der Schmach und Erniedrigung waren gekommen. G. jedoch stand unerschüttert im Sturme der Zeit. Mit einer Beharrlichkeit, in der man den Heroismus nicht verkennen sollte, lehnte er alles von sich ab, was in den bestimmt gezogenen Kreis seiner Pflichten verwirrend einzubrechen drohte; keine fremdartige Anforderung durfte ihn stören in der Vollbringung des Tagewerks, das Gott und die Natur ihm aufgetragen. Er war Patriot, in einer Weise, wie nur er es sein konnte, sein durfte. Vernichtet erschien ihm die politische Macht Deutschlands; um so ruhmvoller sollte die deutsche Hoheit im geistigen Leben wieder auferstehen; und was der deutsche Geist vollführte und errang, sollte der Menschheit zum Gewinne gereichen. Vous êtes un homme, sagte ihm Napoleon am 2. October 1808, nachdem er ihn aufmerksam angeblickt. Das Wort birgt einen Sinn, tiefer und wahrer als der Gewaltherrscher ahnen konnte, der es sprach.

Vor allem war G. beflissen, „seine Geister ins Freie zu wenden“, die Betrachtung organischer Naturen treulich fortzusetzen und den in vieljährigen chro=

matischen Studien aufgehäuften Stoff abschließend zu bearbeiten. So konnten denn 1810 die beiden imponirenden Bände „Zur Farbenlehre“ ausgegeben werden; den zweiten füllte die Geschichte der Farbenlehre; sie gilt uns noch jetzt als das nicht wieder erreichte Muster für die historische Behandlung einer Wissenschaft; in keinem seiner späteren prosaischen Werke hat G. das All seines Geistes so klar abgespiegelt. Aber er zeigte sich auch verjüngt in neuen Dichtungswelten. „Pandora“ ward 1807 begonnen, der rasch entsprungene Roman: Die Wahlverwandtschaften“ 1809 zu Ende geführt. In jener begegnen wir den bekannten Gestalten aus des Dichters Jugendjahren; aber ihre geistige Physiognomie ist durchaus umgewandelt; sie haben sich mit dem Dichter fortgebildet und aus seinen Ideen ein neues Dasein erhalten. Ein schmerzlicher Grundton klingt aus den Tiefen dieser Dichtung; ein eigenartig schimmernder Glanz wunderreicher Poesie durchdringt das Einzelne und legt sich blendend über das Ganze; der Poet scheint zu schwelgen im Wechsel der kunstreichsten Formen. Der Roman ist in Rücksicht auf Strenge der Darstellung, auf ungebrochene Einheit der Anlage und Ausführung nur mit dem Werther und mit Hermann und Dorothea zu vergleichen. Er war ursprünglich als Novelle gedacht, denjenigen ähnlich, die in den Wanderjahren, welche seit 1807 den Dichter beschäftigten, später zusammengereiht wurden. In den Wahlverwandtschaften hatte sich G. bemüht, „die innige wahre Katharsis so rein und vollkommen als möglich abzuschließen“. Noch immer blieben seine Dichtungen Bekenntnisse, durch die er vom Drange der Leidenschaft sich zu befreien suchte; sie waren Lebenszeugnisse und Lebensspuren, die er den kommenden Geschlechtern zurückließ. Wie einst Lotte, so hatte auch Ottilie ihr wirkliches Urbild, das der Poet mit freigestaltender Kraft umschuf: in der edel lieblichen, ethisch verklärten Heldin will man die Züge jener Minna Herzlieb wiedererkennen, die in Jena dem Frommann'schen Kreise angehörte und deren Name uns auch aus den Sonetten entgegentönt.

Nun wählte G., der 60jährige, sein eigenes Leben zum Stoff des biographischen Meisterwerks, das zugleich den geschichtlichen Commentar zu seinen Poesien und eine allseitige Ergänzung derselben enthalten sollte. Drei Bände von „Dichtung und Wahrheit“ erschienen in den J. 1811—14. Aber schon war, als Deutschland sich der Schmach und des Drucks mit endlich vereinten Kräften ruhmvoll entledigt hatte, Blick und Sinn des Poeten anderen Welten zugekehrt. Das neueröffnete Studium des Orients, und zwar besonders der arabischen und persischen Litteratur, hatte ihn mächtig lockend an sich gezogen. In Hafis, den Hammer 1812 in einer, freilich unzulänglichen, Uebersetzung den Deutschen nahe zu bringen gesucht, fand G. den ihm verwandt scheinenden Dichtergeist, den er sich als Führer durch des Morgenlands Gefilde wählte, dem er sich in seiner jetzigen Lebensperiode anähnlichen konnte, ohne sein eigenes Selbst preiszugeben. Die größte Masse der Gedichte, welche den „West-östlichen Divan“ bilden, entstand 1814 und 1815, und zwar gewann er eine bedeutende Anzahl gerade der köstlichsten auf den beiden Reisen, die ihn in den Sommer- und Herbstmonaten jener Jahre in die vom Feinde frei gewordenen Heimathsgegenden an den Rhein und Main führten. Mit Naturgewalt, wie in den Tagen seiner jungen Kraft, brach die Dichtung hervor und ergoß sich unaufhaltsam mit wahrhaft jugendlicher Ueppigkeit. Und auch hier schmolz die Poesie mit dem Wirklichen, wundersam aber ungezwungen, in einander. Hatems Suleika, deren Reize und Vollkommenheiten kaum durch das Namenhundert Allah's genügend zu bezeichnen sind, sie schwebte nicht nur als Geistesgebild in den Räumen der vom Dichter auferbauten west-östlichen Welt, um sie mit den Wundern ihrer Lieblichkeit zu erfüllen. In Marianne von Willemer, der geist- und kunstbegabten Gattin eines Frankfurter Freundes (Maria Anna Katharina Therese Jung,

20. November 1784 bis 6. December 1860) trat ihm Suleika wirklich und leibhaftig entgegen; sie empfing seine poetischen Huldigungen, um sie dichtend zu erwidern. Angehaucht von seinem Geiste, eingeweiht in seine Kunst, schuf sie Lieder, die neben den herrlichsten ihres Freundes im Buche Suleika unvergänglich glänzen; sein Wesen hatte schöpferisch das ihrige so durchdrungen, daß in jeder ihrer Strophen das vollgültige Gepräge der Goethe'schen Lyrik zu erkennen ist.

Der Dichter bezeichnete seinen Divan als „Versammlung deutscher Gedichte in stetem Bezug auf den Orient" — wir können hinzusetzen: und auf den Zeitpunkt ihrer Entstehung. Denn alle Glieder dieser Versammlung mahnen uns bald mit deutlichem, bald mit verhülltem Wort an die Jahre, da der Poet im befreiten Vaterlande, das er durchwanderte, selbst aus befreiter Brust wieder lebensfreudig aufathmete. Auch hier gibt er uns Gelegenheits- und Zeitgedichte. Er erschließt den Orient für die deutsche Poesie, ohne sich den Formen des Orients sclavisch anzubequemen; er blieb auch unter dem Anschein fremder Hülle der Dichter seines Volkes und seiner Zeit; unter der Maske, welche niemals seine wahren Züge ganz verbergen darf, kann er sich mit um so größerer Freiheit bewegen. Eine selige Heiterkeit, gleich der Sonne des Ostens, scheint von diesen Gedichten aus ihre Strahlen nach allen Enden hin zu verbreiten; zu der Leidenschaft, die das Geliebte an sich ziehen will, gesellt sich die weltüberwindende Weisheit und die gläubige Ergebung in den göttlichen Rathschluß. Der Dichter weidet Geist und Sinn an unerschöpflichem Genusse; aber stets hält er den Bezug auf das Uebersinnliche fest. Die Leidenschaft schlägt in mächtiger Flamme auf; aber mit ihrer Spitze rührt die Flamme an das Himmlische; ja, während alle Wonnen der Erde ihn, den nie alternden, umfangen, strebt er in seliger Sehnsucht, gleich dem Schmetterling, dem Flammentod entgegen, um dann in einem neuen Werden sich auf ewig zu verjüngen. In seinem 70. Jahr (1819) gab G. den Divan mit den begleitenden Erläuterungen ans Licht; dem poetischen Theil ward später noch manches erlesene Stück beigefügt. Von der Prosa der Erläuterungen darf man mit einem Goethe'schen Worte sagen, daß sie durchreiht ist mit juwelenem Goldschmuck.

Das letzte ihm gegönnte Jahrzehnt verwandte er zu dem einen großen Zwecke, sein Dasein der Nation so vollständig wie möglich in dauernden Zeugnissen vorzulegen. Neigte er sich doch immer entschiedener der Ansicht zu, daß, wollte man der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlassen, es Confessionen sein müßten! Im Verein mit den weimarischen Kunstfreunden setzte er die Zeitschrift „Kunst und Alterthum" fort (seit 1816); in den Heften „Zur Naturwissenschaft" (seit 1817) sammelte er, was er für Naturkunde geleistet, und erging sich zugleich in den großartigsten Bekenntnissen über den Verlauf seiner geistigen Entwickelung, über sein einheitliches Wollen und vielseitiges Streben. So zog er, indem er seine Kräfte wohlbedächtig zusammenfaßte, den Kreis seines Wirkens immer weiter. Je williger und entschiedener auch das Ausland den Blick auf ihn lenkte, um so bestimmender griff er ein in das Gesammtgetriebe des europäischen Geistes- und Bildungslebens. Den ersten Theil der Wanderjahre gab er 1821. Auch hier, wie schon in den Lehrjahren, fand sich „eben so viel Hinweisung als Darstellung". In diesem collectiven Werke mußte aber selbst den unbefangenen Lesern manches Wunderliche mißfällig aufstoßen, bei dem sich der Zweck und die tiefere Absicht des Dichters nicht alsobald errathen ließen. Er selbst erachtete es für geboten, „das Werklein von Grund aus aufzulösen und wieder neu aufzubauen". Freilich war auch dann noch aus den verschiedenartigen Elementen, die hier verarbeitet sein wollten, ein künstlerisch übereinstimmendes Ganzes nicht wohl zu bilden; aber ein nach seinem Werthe noch lange nicht gewürdigter Schatz von Ideen, von Anschauungen und Ahnungen jetziger und künftiger Zustände

und Bestrebungen ist hier zusammengetragen. Die tiefsten Bedürfnisse der modernen Zeit scheinen hier erkannt zu sein. In den novellistischen Bestandtheilen offenbart und verhüllt sich eine Kunst der Erzählung, wie sie seit dem Cervantes keinem Neueren eigen gewesen. Was G. in den dichterischen Schöpfungen seiner letzten Jahre bot, war ein den später kommenden Geschlechtern hinterlassenes Gut. Unter den Zeitgenossen, ja selbst in der nächstfolgenden Generation vermochten es nur wenige zu genießen oder zu erfassen. Und allerdings ist das Verständniß dieser Dichtungen nicht leicht zu erobern. Denn, indem sie sich aufs Ewige beziehen, stellen sie uns „im Erdenleben das Bild und Gleichniß des Unvergänglichen" vor Augen. G. selbst verhehlt nicht, daß hier eine scharf eindringende Aufmerksamkeit erfordert werde. Er glaubte einzusehen, „daß sich manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen, nicht direct mittheilen läßt"; er hatte daher, seinem eigenen Bekenntnisse zufolge, das Mittel gewählt, durch einander gegenübergestellte und sich gleichsam in einander abspiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren. Es darf wol nicht Wunder nehmen, daß die meisten, statt aufzumerken, sich nach oberflächlicher Betrachtung mißvergnügt oder gar spöttelnd von diesen Gebilden abwandten. Erst jetzt beginnt man, sich des endlich erkannten Gehalts dieser Schöpfungen zu bemächtigen.

In jenen letzten Jahren war seine Hauptsorge auf Ordnung und Sicherung seines litterarischen Nachlasses gerichtet. Mit steigendem Ernst widmete er sich dieser Pflicht, seitdem eine Krankheit, die seinem Leben bedrohlich schien (1823), glücklich überwunden worden. Der ersten Cotta'schen Ausgabe seiner Werke war 1815—19 eine 20bändige gefolgt. Am 1. März 1826 erließ er die Anzeige einer vollständigen Ausgabe letzter Hand. Dieser war der Schutz der deutschen Bundesstaaten zugesagt. Sie ward, einem Schatzhause gleich, bestimmt, den unausmeßbaren Ertrag des Goethe'schen Lebens aufzunehmen. Vierzig Bände erschienen im Laufe dreier Jahre (1828—30). In 15 Bänden ward (1832—33) ein Theil des Nachlasses vorgelegt. In späteren Ausgaben (1836, 1840) vermehrte sich die Masse noch beträchtlich; aber, wie viel auch seitdem nachgesammelt worden, noch immer scheint der Vorrath nicht erschöpft. Der Wunsch nach einer, auch im wissenschaftlichen Sinne, vollständigen Ausgabe wird der Nation erst dann erfüllt werden, wenn das Goethe'sche Archiv sich endlich dem Licht und der Wissenschaft erschließt; dann wird man auch hoffentlich nicht zögern, den Werken die Briefe als einen integrirenden Bestandtheil beizufügen und so das Bild des umfassendsten Menschenlebens, von dem die Geschichte Kunde gibt, vollkommen abzurunden.

Aber nicht blos dem Ordnen und Sammeln, auch dem Hervorbringen und Vollenden war das letzte Jahrzehnt gewidmet. Die Dichterkraft äußerte sich in Formen, die seiner jetzigen Lebenshöhe angemessen waren und die weder dem Jüngling noch dem Manne geziemt hätten; aber sie war nicht gebrochen. Wie gewaltig die Leidenschaft den Dichter noch begeistern und „begeisten" konnte, das bezeugte die Marienbader „Elegie", im Herbste 1823, fast ein halbes Jahrhundert nach dem Werther, durch die Trennung von Ulrike v. Lewezow hervorgerufen, das erregteste, schmerz- und weihevollste seiner Liebesgedichte. Er wußte sich noch im Besitze unberechenbarer Kräfte: er fühlte sich der Aufgabe gewachsen, die Faustdichtung zum Schluß zu führen. Er begab sich daran (1825), das Werk zu bezwingen. „Ohne Hast, aber ohne Rast" schritt er vorwärts. Der vierte Band der letzten Ausgabe (1828) brachte die „Helena", als klassisch-romantische Phantasmagorie, in welcher der Poet, durch keine Zeit gebunden, über alter und neuer Welt schwebt, um beide in sich und im Gedichte vereinigend zusammenzufassen. Als der letzte Geburtstag kam, war der zweite Faust vollendet, das staunenswürdigste Gebild der Weltlitteratur, zu dessen Verständnisse

jetzt ein neues Geschlecht heranwächst. Das thatenreiche Dichterleben schloß ab mit der Verherrlichung der That, welcher die Erlösung folgt. Der Schluß dieser Dichtung, zu deren Aussteuer die Jahrtausende ihre Bildungsschätze dargeliehen, verklingt in einem vieltönigen Hymnus auf die ewige Liebe. Diese selbst erscheint verklärt in der Strahlengestalt der Mater gloriosa, von welcher Gretchen die Gunst erfleht, den früh Geliebten, nun vom Lichte des neuen Tages Geblendeten zu belehren. Der Dichter, der am Ende seines Daseins diese „vom Worte Gottes durchdrungenen Kreise" unserer Anschauung eröffnet, scheint seinen eigenen Ausspruch bewähren zu wollen: „am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen."

Prüfungen hatte er bis zuletzt zu erwarten und zu überstehen. Der fürstliche Freund, die Herzogin, ja der eigene Sohn gingen vor ihm aus der Welt; er mußte über Gräber vorwärts. Auch manche Bewegungen im Vaterlande, manche Weltereignisse berührten ihn tief und schmerzlich genug. Niemals erstarrte er zu dem ruhigen Götterbilde, das eine falsche oder böswillige Tradition aufgerichtet hat; niemals verleugnete er das Mitgefühl mit den Geschicken der Menschheit, mit den Geschicken seines Volkes, dem er freilich nie mit tönender Phrase geschmeichelt, dessen angestammte Tugenden er aber liebevoll, wie kein anderer, erkannte und pries, und dessen Einheit auch er herbeisehnte; noch in seinen spätesten Jahren durfte er sagen, daß, wie er draußen die Universalhistorie aufgesucht, sie ihn dagegen wieder in Haus und Garten heimgesucht habe. Mochte daher auch die Heiterkeit manches Tages getrübt werden, im Ganzen bietet doch sein Alter das Bild eines erhabenen Glücks. Wol niemals hat ein Mann, bis an die äußerste Lebensgrenze vorschreitend, seine Lebenszwecke so vollständig erreicht. Er stand in Wahrheit auf der Höhe der Welt. Die Majestät des deutschen Geistes war in ihm verkörpert. Der Widerstand, der gegen ihn laut ward, konnte nicht in die höheren Regionen hinaufreichen. Gerade die Größten unter den Großen Deutschlands bekannten am freudigsten, er sei der Erste, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler. Die Führer der fremden Litteraturen aber näherten sich ihm mit den Empfindungen, mit welchen der Vasall seinem obersten Lehnsherrn huldigt. Es war ein französischer Künstler, der ihm 1831 zurief: „Sie sind die große Dichtergestalt unserer Zeit".

Das Bild, das uns G. in seinem hohen Alter darbietet, stellt sich in eigenartiger Herrlichkeit dem Bilde seiner Jugend gegenüber. Die zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sind in ihrer Weise nicht minder wunderwürdig als die siebziger des achtzehnten. Sein Dasein hatte nun das Ansehen eines Kosmos gewonnen, in welchem nach unverbrüchlichen Naturgesetzen alles zur schönen Uebereinstimmung sich fügte. Nicht blos den Dichter sah man in ihm; die Besten des eigenen Volkes und der fremden Nationen ehrten in ihm den Lehrer, oder, wie es in der Huldigung der englischen Freunde zum 28. August 1831 ausgedrückt ward, „den Wohlthäter, der durch Wort und That Weisheit lehrte". Der Lehrer, der als darstellender Dichter wie als Forscher die Geheimnisse des Seelen- und Naturlebens offenbart hatte, stand aber zugleich wie ein König vor seiner Mitwelt. Und mußte sich in ihm nicht ein königliches Selbstbewußtsein regen, wenn er das Ganze seiner Persönlichkeit historisch überblickte? „Man hätte mir eine Krone aufsetzen können", sagt er, „und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst." Nun trug er eine Krone, wie sie niemals auf eines Sterblichen Haupte geruht. Aber er, der selbst ein wahrhaft Freier war, konnte seine Herrschaft nicht zur Unterdrückung der Geister mißbrauchen; er herrschte um zu befreien. Er wies den Ehrennamen eines Meisters ab: die heranwachsende Dichterjugend sollte ihn ihren „Befreier" nennen. Wo sich in den Litteraturen Europa's damals ein freieres Bestreben im Gegensatz zum despoti=

schen Herkommen Bahn brechen wollte, da war er es, dessen Name, wie der eines Schutzheiligen, angerufen ward, oder der auch unaufgefordert als Schirmherr geistiger Freiheit mit seinem mächtigen Worte hervortrat.

Seiner geistigen Kraft ward bis zuletzt kein Stillstand geboten. Auch die körperliche Erscheinung des Heros ward von der Hand des Alters kaum leise berührt. Nach dem Abschlusse des Faust verweilte er im Beginne des J. 1832 mit frischer Lust wieder im Naturreiche; der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire regte ihn an, in erneuten Bekenntnissen seine Ueberzeugungen noch einmal endgiltig darzulegen; ihm ward das Glück zu Theil, noch kurz vor seinem Scheiden des künftigen Triumphs dieser lebenslänglich behaupteten Ueberzeugungen gleichsam durch ein gewichtiges Pfand versichert zu werden. Auch Werke der alten Kunst, die damals frisch vor sein Auge gelangten, erregten den Zweiundachtzigjährigen zu jugendfrischer Begeisterung. Da kam leise die Stunde des Abschieds. Seit dem 16. März sank die Kraft. Nach kurzem Schmerze ward er hinweggenommen. Um Frühlingsanfang, am Donnerstag, dem 22. März gegen die Mittagsstunde, brach das Auge, dem kein irdisches Licht mehr genügen sollte. In den letzten Aeußerungen trat noch der Name Schiller's auf die nun ewig verstummenden Lippen. —

Seitdem Deutschland sich seiner selbst voll bewußt geworden ist und dies Bewußtsein in Thaten, welche die Welt erschütterten, zum Ausdruck gebracht hat, wächst fortwährend seine stolze Freude an dem Dichter, der dem Vaterlande und der Welt gleichmäßig angehört. Hat Dante die Elemente des mittelalterlichen Daseins in einem ewigen Gedichte zur Einheit versammelt, so wird in Goethe's Sein und Schaffen der ganze Reichthum des neueren Geisteslebens offenbar. Er hat das Bündniß zwischen Wissenschaft und Poesie neu begründet und bekräftigt; er hat einer nach allen Richtungen auseinander strebenden Menschheit in seinem eigenen Wesen das Beispiel der reinsten Harmonie aller Geisteskräfte gegeben. Wie machtvoll bildend und umbildend er auch auf seine Zeit gewirkt, so möchte man doch fast glauben, erst jetzt trete sein Geist die Weltherrschaft an, und die Prophezeiung Carlyle's, der in ihm den Herrscher der Zukunft begrüßte, müsse sich nun erfüllen. Ausblickend von der Höhe, auf welcher er ruhte, sah er die Weltlitteratur herankommen. Bildet sie sich einst, wie er sie vorgeahnt, so muß sein Geist schaffend sie durchwehen.

Litterarische Notiz.

Nachdem der Goethe'sche Text, nicht ohne Schuld des Dichters selbst und seiner Gehülfen, vielfachen Verderbnissen preisgegeben worden, hat er in den letzten anderthalb Jahrzehnten von Seiten der Herausgeber und Kritiker die gebührende, liebevoll ernste Behandlung erfahren. In den Cotta'schen Ausgaben ist die Reinheit des Textes durch Vollmer's musterhafte Sorgfalt gesichert. Die Hempel'sche Ausgabe leistet Vorzügliches in Rücksicht auf Kritik und Erklärung; aber sie leistet es freilich nur in den Theilen, deren Bearbeitung den Herren v. Loeper, v. Biedermann und Kalischer zugefallen ist. Dankbar und rühmend sei hier besonders des Loeper'schen Commentars zu Dichtung und Wahrheit gedacht. — Aus der Masse der biographischen Darstellungen mögen die unter sich wieder so verschiedenen Werke von Schäfer, Goedeke und Herman Grimm herausgehoben werden. Jedes derselben ist in seiner Weise trefflich geeignet, in die Goethe'sche Welt einzuführen. Ueber das erste weimarische Jahrzehnt erhalten wir die ausgiebigste Belehrung in Ad. Schöll's Einleitungen und Noten zu seiner Ausgabe der Briefe an Frau v. Stein. Das Buch des Engländers Lewes, das vor mehr als 20 Jahren für dessen Landsleute von Nutzen sein konnte, ist hoffentlich in Deutschland für immer beseitigt. Die wahre Biographie Goethe's kann natürlich nur im Gefolge einer wahrhaften Gesammtausgabe seiner Schriften erscheinen. — Wer die Quellen des Goethe'schen Textes kennen lernen und mit den Hülfsmitteln zu einem historisch-kritischen Studium der Goethe'schen Werke sich vertraut machen will, der ist noch immer zu verweisen auf des unvergeßlichen Salomon Hirzel Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek (1767—1874).

Michael Bernays.

Gothland: Ludolf v. G., der Aeltere (Luder, Ludekinus de Ghodlande), saß im Rath zu Rostock von 1330—75, † vor 21. October 1380. 1339 spielte er und Engelbert Ermgarde als burgimagister von Rostock eine thätige Rolle bei dem Ausgleich Herzogs Albrecht mit der Stadt Wismar zu Sternberg, den Kurfürst Rudolf von Sachsen eingeleitet hatte. Mit dem Rostocker Rath im Einvernehmen hatte nämlich Herzog Albrecht die landfriedensbrecherischen Junker 1337 niedergeworfen, welche sich auf seine früheren, in Wismar ihre Residenz haltenden ritterschaftlichen Vormünder stützten und war dadurch mit Wismar selbst zerfallen. 1364—67 nahm G. an vier Hansetagen zu Rostock und einem zu Stralsund Antheil, wo über die dänischen Verhältnisse beschlossen, der Waffenstillstand von Wordingborg städtischerseits ratificirt, Borgholm (1365) in Rostocks Verwahrung gegeben, dann über dessen Preisgebung an Hakon von Norwegen Ansprüche erhoben, endlich die Vorverhandlungen wegen des neuen Kriegs gegen Waldemar, besonders auch die Verhandlungen mit den preußischen Städten und dem Deutschordensmeister Winrich von Kniprode gepflogen wurden. Nach dem glücklichen Verlauf des Waldemarischen Krieges ist er am 13. Juli 1369 als erster Sendbote Rostocks in Lübeck bei dem Beschlusse betheiligt, die Maurer und Steinhauer der fünf wendischen Städte zum Brechen des am 2. Mai 1368 genommenen Schlosses von Kopenhagen bereit zu halten. Ein Priester Michael Hildenson hatte gegen ihn und vier andere Rathsherren wol vom dänischen Kriege her wegen Gewalt beim Papst in Avignon Klage erhoben, obwol der Rostocker Rath dem Kläger 5000 fl. rhen. Schadenersatz und 200 fl. Kosten zuerkannt hatte. Der in Wismar am 21. October 1380 versammelte Hansatag schrieb nach Gothland's Tode eine Niederschlagung dieses Processes nach Avignon.

Vgl. Lisch, Jahrb. (Hauptregister). Hanserecesse I—III.

Krause.

Gothofredus: Dionysius G. (Denys Godefroy), berühmter Rechtsgelehrter, wurde geboren am 17. October 1549 zu Paris, studirte daselbst unter Baudouin († 1573), in Löwen, Köln und Heidelberg, dann vielleicht kurze Zeit Advocat an der Pariser Cour de Parlament, wandte sich, trotz seiner verwandtschaftlichen Beziehungen namentlich mit den de Thou und stets Frankreich und seinen Königen ergeben, dem Calvinismus zu. Er ging 1579 mit seiner Gattin Denyse de Sainct-Yon nach Genf, wo er, bei 500 Florins (nach Heyer = 235 Francs) und freier Wohnung, neben Pacius über römisches Recht las und an seinem „Corpus jur. civilis“ zu arbeiten begann. 1580 durch Verleihung des Bürgerrechts geehrt, trat er 1587 in den Rath der Zweihundert ein. 1589 durch Heinrich IV. zum grand bailli de Gex, Ternier et Gaillard ernannt, mußte er schon nach fünf Monaten, da sein Haus durch die savoischen Truppen zerstört, seine Bibliothek verbrannt war, für einige Zeit nach Basel flüchten, bis er 1591 Anstellung in Straßburg erhielt, wo seine Vorlesungen großen Beifall fanden. Ehrenvolle Rufe nach Altorf, Franeker und Montpellier lehnte er ab und trat eine durch die Bemühungen de Thou's für ihn erlangte Rathsstelle am Pariser Parlament gegen 1000 Thaler an einen Protestanten d'Allicoust ab, indem er vorzog, einem Rufe des Pfalzgrafen nach Heidelberg zu folgen. Allein er fand hier nicht alles, wie er gehofft, nahm deshalb schon nach einem Jahre (1601) eine Stelle in Straßburg an mit 450 Florins (= 1000 Francs) Gehalt, freier Wohnung und 50 Viertel-Malter Getreide. Nachdem er neue Anerbieten eines Lehrstuhls in Bourges (wo Cujas 1590 gestorben) und Genf schließlich abgelehnt, zog es ihn wieder nach Heidelberg, wo er denn auch trotz weiterer Rufe nach Franeker, Angers, Valence blieb, wahrscheinlich aus Besorgniß, mit den Jesuiten in Frankreich in Conflict zu gerathen. Da die Erziehung seiner fünf Kinder viel gekostet, er wol auch sonst bei seinen Arbeiten

den ökonomischen Fragen nicht besondere Aufmerksamkeit hatte schenken können, er auch schwer von Heidelberg aus die Nachdrucker seiner Werke in Frankreich im Auge behielt, wäre ihm eine Anstellung in Frankreich recht erwünscht gewesen und trug er sich mit manchen Plänen finanzieller Reformen in der Hauptstadt. Wie er 1594 von Straßburg und dem Markgrafen von Brandenburg an Heinrich IV., so wurde er 1618 vom Pfalzgrafen, der ihn in seinen Rath berufen, an Louis XIII. abgesandt, bei dem er eine glänzende Aufnahme fand. Der ausbrechende Krieg, in welchem Heidelberg 1621 zerstört wurde, zwang ihn nach Straßburg zu flüchten, wo er langsam hinsiechte. Er starb in dem Hause seines Freundes Bernegger am 7. September 1622 und hielt dieser auch die glänzende Leichenrede (in Ant. Loisel, Opuscules, 1652, p. 584). Ein schönes Zeugniß seines edlen Sinnes und seiner treuen Liebe zu Frau und Kindern ist sein Testament vom 7. Januar 1622 (S. 35—37 der unten citirten Schrift des letzten männlichen Nachkommens der Godefroy, Marquis de Godefroy-Ménilglaise). Von seinen zahlreichen Schriften (deren Liste bei Jugler, Beiträge, 6, 246—263, Senebier, Hist. littér. de Genève, 1786, II. 3—6, und Haag, La France protestante, tome V. [1855] 285—288, einzusehen) sind hauptsächlich zu nennen seine heute noch berühmte und benutzte Ausgabe des „Corpus juris civilis cum notis“, Lugd. 1583 u. öfter (die besten Genf 1624 von Jacobus Gothofredus besorgt und die von Simon van Leeuwen, Amst. 1663; dazu G. A. Struve „D. Gothofredi Immo“, Francof. 1696 — ohne Noten die Elzevir'schen Ausgaben von 1664 („pars secundus“), 1681, 1687 und 1700, vgl. Spangenberg, Einleitung, S. 839 ff. — „Paratitla, variae lectiones et nomenclator graecus ad Constantini Harmenopuli Promptuarium juris, interprete Jo. Mercero“, Genev. 1587. — „Antiquae hist. ex XXVII authoribus contextae libri VI“, Basil. 1590, Lugd. 1591, Argent. 1604. — „Praxis jur. civilis“, Francof. 1591. — „Authores latinae linguae S. Gerv.“ (Genev.) 1595, 1602, 1622. — „Consuetudines civitatum et provinciarum Galliae“, Francof. 1597. — „Institutiones Theophilo antecessore graeco interprete“, Genev. 1620. — Briefe von ihm im British Museum, auf den Bibliotheken von Basel und Paris; sein Porträt auf der Genfer Bibliothek, auf der École de droit in Paris, im historischen Museum von Versailles, in Freher, Theatrum.

Les savants Godefroy. Mémoires d'une famille pendant les XVI., XVII. et XVIII. siècles, Paris 1873, p. 21—63. — Dictionnaire biographique des Genevois et Vaudois par Montet, Lausanne 1877, t. I. — Stobbe, Gesch. d. deutschen Rechtsquellen, I. 606, II. 15. — Rivier in der Jenaer Litt. Ztg., 1874, S. 211. 212. Teichmann.

Gotschovius: Nicolaus G., geboren um 1575 zu Rostock, war Organist an der Marienkirche daselbst und gab folgende Werke heraus: „Decas musicalis prima sacrarum Odarum quatuor, quinque et decem vocum“, Rostockii 1603; „Sacrarum Cantionum et Motectarum quatuor-nono vocum in gratiam ecclesiarum recens editarum Centuriae“, Rostock und Hamburg 1608.

Fürstenau.

Gotskowsky: Johann Ernst G., geboren am 21. November 1710 zu Conitz im jetzigen Westpreußen, † am 9. August 1775, ein hochherziger Kaufmann. Schon im fünften Lebensjahre beider Eltern beraubt, welche, von polnischem Adel, nachdem sie ihr Vermögen im nordischen Kriege verloren hatten, an einer Pest dahingerafft wurden, unter Verwandten in Dresden in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, wurde er im 14. Jahre von seinem älteren Bruder, der in Berlin die Handlung erlernte, in einem Krämerladen als Lehrling untergebracht, in welcher Stellung er sechs Jahre, 1724—30, verblieb und in den Mußestunden seiner geistigen Ausbildung mit Eifer oblag. Darauf als Gehülfe

in die von seinem Bruder gegründete Galanteriehandlung tretend, wußte er diese durch seine umsichtige Geschäftsthätigkeit in Aufnahme zu bringen, so daß ihr namentlich zahlreiche Lieferungen für die Königin und den kronprinzlichen Hof übertragen wurden. Hiedurch veranlaßt bisweilen auf der Rückkehr von der Leipziger Messe seinen Weg über Rheinsberg, wo der Kronprinz verweilte, zu nehmen, wurde er diesem persönlich bekannt und gewann sein Vertrauen, indem er auf den Gedanken, den der Prinz öfters mit ihm besprach, daß der Gewerbefleiß Preußens durch Herbeirufung geschickter Künstler und Arbeiter des Auslandes gehoben werden müsse, mit Lebhaftigkeit einging. Bald nach seiner Thronbesteigung 1740 berief ihn der König zu sich und verhieß ihm seine kräftigste Unterstützung, wenn er für die Verwirklichung jenes Gedankens thätig sein wollte. G., diesem Wunsche nachkommend, rief nicht nur selbst und mit dem besten Erfolge in diesem Sinne eine Fabrik für Bijouteriewaaren ins Leben, sondern bestimmte zugleich den reichen Hoflieferanten Blume, mit dessen Tochter er sich vermählte, 1743 eine Sammetmanufactur nach Genuesischem Muster zu gründen, übernahm aber selbst die Leitung derselben, als der Tod Blume's das eben gegründete Institut in Stockung zu bringen drohete. Trotz der vielen Hindernisse, die ihm in den Weg traten, insbesondere der Vorurtheile, welche das Publicum gegen einheimische Fabrikate hegte und der Schwierigkeit mit theuer eingekauftem Material und höheren Löhnen der aus der Fremde hergerufenen Arbeiter die Concurrenz mit dem Auslande zu bestehen, gelang es ihm doch, zumal da der König ihm mit einem Verbote der Einfuhr fremder Sammete zu Hülfe kam, seine Institute in Flor zu bringen; ja, er fühlte sich ermuthigt, 1753 auch eine Seidenstoffmanufactur, welche aus Staatsmitteln auf der Friedrichstadt gegründet bis dahin nur kümmerlich vegetirte, zu übernehmen. Noch später (1760), als ihm der König in Meißen nach der Torgauer Schlacht auf das sächsische Porcellan in seinem Zimmer hinweisend, den Wunsch zu erkennen gab, ein ähnliches Fabrikat auch in Preußen zu gewinnen, hat G. schon nach wenigen Monaten einen in das Geheimniß der Meißnischen Fabrik eingeweihten Künstler gefunden, mit dessen Hülfe er noch während des Krieges die Berliner Porcellanmanufactur gründete, an der schon im Januar 1762 150 Personen, unter ihnen der geachtete Miniaturmaler Clause beschäftigt waren. Schon 1754 hatte er in den beiden älteren Fabriken 250 Stühle im Gange, durch welche 1500 Arbeiter, zu großen Theil fremde, deren Kunstfertigkeiten er aber auf einheimische zu übertragen sich bemühte, ihren Unterhalt fanden, und versandte Waaren im Betrage von 100000 Thalern ins Ausland. Der König benutzte seine Tüchtigkeit auch für andere Interessen, wie er ihn z. B. 1755 aussandte, um in Italien, Frankreich und Holland Gemälde für die neue Gallerie in Sanssouci einzukaufen; nicht minder ausgedehntes Vertrauen genoß er in der kaufmännischen Welt, welches ihm den Betrieb eines ausgebreiteten Wechselgeschäftes möglich machte. Durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges erfuhr diese Thätigkeit die empfindlichsten Störungen. Der Geschäftsverkehr, zumal der Absatz von Luxuswaaren, stockte, die Münzverschlechterung und andere Kriegsübel verursachten starke Verluste, und doch konnte G. es nicht über sich gewinnen, durch Einstellung der Fabrikarbeiten 1500 Menschen brodlos zu machen. Trotz dieser privaten Sorgen erwarb er sich durch den Gemeinsinn und die Opferwilligkeit, die er bei den Gefahren bethätigte, welche sich im Verlaufe jenes Krieges über Berlin zusammenzogen, die allgemeinste Achtung seiner Mitbürger. Nach der Schlacht bei Kunersdorf bahnte er sich mitten durch die von russischem Raubgesindel gefährdeten Gegenden Zugang zum Könige und bestimmte ihn zur Zurücknahme eines unter dem ersten Eindruck der Niederlage erlassenen Befehls, der in der Hauptstadt schwere Beunruhigung erzeugt hatte. Als darauf im

Herbste 1760 russische und österreichische Heeresabtheilungen sich zu einem Ueberfalle Berlins vereinigten, brachte G. durch freiwillige Beiträge die Mittel zum Unterhalt des zur Vertheidigung herbeigekommenen Corps des Herzogs von Würtemberg zusammen und bestimmte, als dieses Corps vor der wachsenden Uebermacht der Feinde in der Nacht zum 8. October nach Spandau abzuziehen gezwungen war, den Magistrat, die Stadt nicht an die Oesterreicher, sondern an die Russen zu übergeben und wurde, nachdem dieser Rath befolgt war, zu der Deputation gewählt, welche den am folgenden Morgen einziehenden russischen General Tottleben am Kottbuser Thore bewillkommnen und zur Milde gegen die Stadt bewegen sollte. Unerwartet sah sich G. hier von dem zum Commandanten von Berlin bestimmten russichen General Bachmann aufgesucht. Die Gastfreundschaft, welche G. den bei Zorndorf gefangenen höheren russischen Officieren während ihres Aufenthalts in Berlin erwiesen, hatte diese veranlaßt, G. der freundlichsten Berücksichtigung jenes Commandanten zu empfehlen. Der günstige Einfluß, den G. in Folge dessen auf Bachmann und bald auch auf General v. Tottleben gewann, unterstützt durch rechtzeitige Bestechungen, setzte G. in den Stand, während dieser Unglückszeit sich um die Stadt in hohem Maße verdient zu machen. Er setzte es durch, daß die ihr auferlegte Brandschatzung von 4 Millionen Thalern auf $1\frac{1}{2}$ Million Thaler und 200000 Thaler Douceurgelder vermindert wurde, deren größeren Theil G., da für den Augenblick nur eine halbe Million aufzutreiben war, durch ausgestellte Wechsel auf Hamburger Kaufleute binnen zwei Monaten herbeizuschaffen sich persönlich verpflichtete. Nicht minder glückte es ihm die Tottleben höheren Ortes anbefohlene Zerstörung des königlichen Lagerhauses, der Gold- und Silbermanufactur in Berlin, der Eisen- und Messingwerke zu Neustadt-Eberswalde und des Finowkanals, die Auslieferung der in Berlin befindlichen Waffen, die über einige Berliner Zeitungsschreiber verhängte Strafe des Spießruthenlaufens, sowie die Abführung dreier zu Geißeln ausersehener Berliner Kaufleute abzuwenden. Während der ganzen Zeit der Russenherrschaft war sein Haus das Asyl, in welchem die von dem Feinde Verfolgten für ihre Person oder ihre Habe Schutz suchten und fanden, während er selbst durch seine Fürsprache und wo diese nicht ausreichte, durch Geldopfer den Ausschreitungen der russischen Beamten und Soldaten vorbeugte. Aber auch nach dem Abzuge der Russen gerieth er, da die angewiesenen Gelder den Russen zur festgesetzten Zeit nicht gezahlt wurden, die Russen neue Forderungen hinzufügten, G. aber den Ruf eines reellen Mannes auch bei den Feinden sich zu wahren beflissen war und die russischen Heerführer in ihren pommer'schen und preußischen Quartieren aufsuchte, in gefährliche Verhältnisse, bis er endlich im November durch eine Reise zu seinem Könige, der nach der Schlacht bei Torgau nach Leipzig gekommen war, diesen dazu geneigt fand, die für die Beseitigung jener Schuld nöthigen Gelder herzugeben. Während er in Leipzig verweilte, war diese Stadt in gleiche Bedrängniß, wie sie in Berlin stattgefunden hatte, versetzt worden und zwar durch König Friedrich, der ihrer Weigerung, die auferlegten zwei Millionen Contributionsgelder zu zahlen, die Drohung, 17 ihrer angesehensten Kaufleute nach Magdeburg abführen zu lassen, entgegenstellte. G. vom Leipziger Magistrat um seine Vermittelung angegangen, nahm sich mit allem Eifer der Bedrängten an und setzte es, indem er sich selbst für die Aufbringung des Geldes zum Bürgen stellte, durch, daß die Contribution auf 800000 Thaler herabgesetzt wurde; gleiche Dienste leistete er derselben Stadt und anderen sächsischen Gebieten in den J. 1762 und 1763. Der Aufforderung des Königs, auch seinen eigenen Vortheil bei diesen Geschäften wahrzunehmen, kam er nur soweit nach, daß er für die letzte Leipziger Anleihe sich 2 Procent Provision berechnete. Gotkowsky's verdienstvolle Thätigkeit und die dabei bewiesene Uneigennützigkeit und Menschenliebe wurde

in diesen Jahren in allen betheiligten Kreisen in der ehrenvollsten Weise anerkannt, von seinem Könige, der Stadt Berlin, von den Leipzigern und dem Kurfürsten von Sachsen, welcher letztere ihn zum geheimen Commerzrathe ernannte. „Ihr G.", schreibt der Marquis d'Argens am 28. November 1760 an König Friedrich, „ist ein trefflicher Mann und ein würdiger Bürger; ich wünsche Ihnen solcher eine große Zahl." Aber unter den Bemühungen für das Wohl Anderer war Gotkowsky's Vermögen in starkem Maße geschädigt worden; die beträchtlichen Geldopfer, welche er bei den Verhandlungen mit den Russen gebracht hatte, und auf deren Ersatz er keinen Anspruch erhob, und in noch stärkerem Maße der mangelhafte Absatz seiner Fabricate brachte ihm auch nach hergestelltem Frieden schwere Verlegenheiten; Speculationen, die er unternahm, sich wieder emporzuarbeiten, mißglückten; schließlich führten Bankbrüche anderer Handlungshäuser, in die er mit verwickelt war, noch im Verlauf des J. 1763 seinen Fall herbei. Dadurch, daß der König ihm die Porcellanmanufactur für 250000 Thaler abkaufte, wurde es ihm möglich, alle seine Gläubiger durch Baarzahlung von 50 Procent zu befriedigen. Mit energischem Eifer widmete er sich aufs neue seinen Geschäften, zunächst mit der Absicht, seinen Gläubigern auch das, was sie ihm an ihrer Schuld erlassen hatten, zurückzuzahlen. In der That gelang es ihm während der nächsten drei Jahre an die Bedürftigsten unter ihnen noch 400000 Thaler nachzuzahlen. Da trat im Sommer 1767 für ihn eine neue schwere Krise ein, indem die Concurrenz der französischen Sammet- und Seidemanufacturen sein Geschäft gänzlich zum Stillstand brachte. In der Schwermuth, die ihn hierüber befiel, faßte er den Entschluß, sein ganzes Vermögen an seine Gläubiger abzutreten, mußte aber dabei die traurige Erfahrung machen, daß viele derselben ihn des Leichtsinns beschuldigten, ja ein Berliner sich gegen ihn einen Verhaftsbefehl auswirkte, dessen Vollstreckung durch die Bürgschaft, welche ein Unbekannter für ihn stellte, verhindert wurde. In der trüben Stimmung, in der er sich damals befand, verfaßte er in der Form eines Briefes an einen hochgestellten Freund einen Lebensabriß, dessen Beilagen urkundliche Beweise der Redlichkeit seiner Absichten darlegen sollten. Der Brief ist dann ohne jene Beilagen anonym anscheinend von einem Freunde Gotkowksy's 1768 unter dem Titel: „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns" durch den Druck veröffentlicht, aber noch in demselben Jahre wahrscheinlich wegen der darin enthaltenen starken Ausfälle gegen die dem Könige damals unentbehrlichen Münzpächter Ephraim und Itzig, confiscirt worden; doch hatte sich damals die Schrift bereits durch einen mit der falschen Jahreszahl veröffentlichten Nachdruck verbreitet. Zurückgezogen und arm ist G. am 9. August 1775 gestorben.

Außer der erwähnten Selbstbiographie, Gotkowsky's Biographie von Franz Otto. Preuß, Geschichte Friedrich des Gr., Th. II. Th. Hirsch.

Goetten: Gabriel Wilhelm G. ward zu Magdeburg, wo sein Vater Prediger war, am 4. December 1708 geboren. Nachdem er die Schulen zu Magdeburg und Wolfenbüttel besucht hatte, wählte er die Theologie zu seinem künftigen Berufe und bezog in dem Jahre 1724, 16 Jahre alt, die Universität Halle und später Helmstedt. Seine vorzüglichsten Lehrer waren Rambach, Mosheim, Michaelis und Treuer. Nach Beendigung seiner Studien übernahm er Hauslehrerstellen und trat während dieser Zeit zum ersten Male als Schriftsteller auf durch die Herausgabe und Uebersetzung des Werkes von H. Ditton: „Wahrheit der christlichen Religion, aus der Auferstehung Jesu Christi &c. bewiesen. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen", 1732 (5. Aufl. 1764). Auch veröffentlichte er in dieser Zeit verschiedene Poesien und ward 1730 von der Deutschen Gesellschaft in Leipzig zu ihrem Mitgliede aufgenommen.

Im J. 1732 ward G. Pastor an der St. Michaeliskirche in Hildesheim. Hier bearbeitete er sein bekanntestes Werk, welches — das erste in seiner Art — allgemeinen Beifall fand: „Das jetzt lebende gelehrte Europa oder Nachrichten von den vornehmsten Lebens-Umständen und Schriften der jetzt lebenden europäischen Gelehrten“, Thl. I—III, Braunschweig und Celle 1735—40. Im J. 1736 ward er Pastor zu Celle, 1741 Superintendent zu Lüneburg und 1746 Hofprediger und Consistorialrath in Hannover, wo er am 28. August 1781 starb. G. behauptete mit Recht ein großes Ansehen in der gelehrten Welt seiner Zeit, und vereinigte mit vielseitigen und gründlichen Kenntnissen einen gediegenen Charakter und unermüdete Wirksamkeit. Außer den hauptsächlichsten, bereits genannten Schriften veröffentlichte er noch Predigten und verschiedene kleine Aufsätze theologischen und philosophischen Inhalts in der Auserlesenen theologischen Bibliothek, Verm. Hamburger Bibliothek, in den Freien Urtheilen, Hamburg. Berichten und Beiträgen und in den Hannoverschen gelehrten Anzeigen. Als Consistorialrath hat G. sich ganz besondere Verdienste um die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in dem Hannoverschen erworben; auf seinen Betrieb wurden auch die noch jetzt beim Gottesdienst dort üblichen biblischen Vorlesungen eingeführt. Als das dauerndste Denkmal seines Namens und Ruhms steht aber das Schullehrer-Seminar da, welches der Kaufmann E. Chr. Böttcher durch unermüdliche Aufopferung zu Hannover gründete und welches sein Freund, Rathgeber und Mithelfer G. auf das zweckmäßigste, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, einrichtete, leitete und zu einem für sein Zeitalter in jeder Rücksicht sehr nützlichen Institute zur Bildung tüchtiger Jugendlehrer förderte.

Vgl. Baring, Hannov. Schulgeschichte S. 131; Lauenstein, Hildesheim. Kirchengesch. III. S. 89; Salfeld, Beiträge zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den kgl. braunschw.-lüneb. Kurlanden IV. S. 301 ff.; Rotermund, Das gelehrte Hannover II. S. 144 f.

Bodemann.

Gotter: Friedrich Wilhelm G., ein um das Aufblühen der neueren Litteratur Deutschlands sehr verdienter Dichter, wurde am 3. Septbr. 1746 zu Gotha geboren und erhielt daselbst, ohne das Gymnasium zu besuchen, eine dem Geiste damaliger Zeit, dem französische Sprache und Litteratur als erstes Erforderniß und Bildungsmittel galt, angemessene Erziehung. Um die Rechte zu studieren, ging er 1763 nach Göttingen, wurde 1766 zweiter geheimer Archivar zu Gotha, begleitete 1767 den Freiherrn v. Flemmingen als Legationssecretär nach Wetzlar und 1768 zwei junge Edelleute als Führer nach Göttingen zurück, wo die mit Boie begründete Herausgabe des Musenalmanachs ihm zuerst einen litterarischen Namen erwarb. Viel Einfluß auf ihn hatte damals die Ackermann'sche Schauspielergesellschaft in Göttingen und später in Wetzlar und hier seine Verbindung mit Goethe und dem jüngeren Jerusalem, als er 1769 dahin zurückgekehrt war. Eine Reise nach Lyon und durch die Schweiz machte ihn mit dem französischen Theater, sowie mit Geßner und Lavater genau bekannt. Er starb als Geheimsecretär zu Gotha, wo er bis zu seinem Tode dem neu errichteten Hoftheater (unter Ekhof, Iffland, Beil u. a.) seine Theilnahme zugewendet hatte, den 18. März 1797, 51 Jahre alt. Gotter's poetische Leistungen sind gleich denen Wieland's und J. Nik. Götz' der getreueste Abdruck seiner französischen Bildung und des eleganten Geschmacks in der damaligen deutschen Litteratur. In seinen lyrischen Gedichten (Gotha 1787—1802) spricht eine zarte Innigkeit sanfter Gefühle, erhöht durch große Correctheit der Sprache und des Versbaus und eine glückliche Wahl der Bilder den Leser wohlthuend an, namentlich zeichnete er sich durch diese Eigenschaften im Liede und der Epistel vortheilhaft aus. In seinen Lustspielen, welche er mehr oder weniger aus-

ländischen Mustern nachgebildet hatte, herrscht gewandte Charakterzeichnung und ein lebhafter und witziger Dialog und mehrere derselben, wie „Die Erbschleicher" und „Der schwarze Mann", waren lange Zeit Lieblinge des Publicums und haben sich auf der Bühne erhalten, dagegen fehlt es seinen Trauerspielen, die sich an Voltaire'sche Muster anlehnen (Elektra, Merope, Alzire) an Tiefe und Kraft, obwol die Diction stets angemeßen ist. Großen Beifall fanden zu ihrer Zeit seine Medea mit der Benda'schen Musik (vgl. Bd. II. S. 316) und die von Zumsteeg componirte „Geisterinsel" nach Shakespeare's Sturm. Erstere, ein Drama mit Musik, nach dem Muster der Brandes'schen Ariadne, ward 1775 für Mad. Seyler geschrieben. Von der „Geisterinsel" urtheilte Goethe, sie sei ein Meisterstück von Poesie und Sprache (vgl. Caroline, Briefe ꝛc. her. von Waitz, Bd. I. S. 180). Am Text hat übrigens Einsiedel Antheil (l. c. S. 189 Anm.). Schon 1795 schrieb Fleischmann (s. Bd. VII. S. 114) eine Musik dazu; auch Himmel und Reichard. Gedruckt ward die Dichtung zuerst 1797 in den Horen, nach Gotter's Tode. Vielfaches Interesse gewährt der Briefwechsel Caroline Schelling's (in der Ausgabe von Waitz) mit G., seiner Frau, geborne Stieler, und ihren drei Töchtern. Ein bleibendes Verdienst hat sich G. durch die Herausgabe des ersten deutschen Musenalmanachs erworben, eine Idee, die für Deutschland von ihm ausging, wozu jedoch der seit 1765 in Paris erschienene „Almanac des Muses" den Anstoß gegeben hatte und mit welcher auch sein Freund Boie sich alsbald befreundete, weil sie auch den deutschen Dichtern ein neues und eben darum lockendes Feld, ihre Talente zum Wettstreite aufzubieten, eröffnete. G. nahm den thätigsten Antheil an dieser Unternehmung und die in Erfindung und Ausdruck classischen lyrischen Stücke, mit denen er sogleich im Almanache auftrat („Musenalmanach MDCCLXX. Göttingen bey J. C. Dieterich. Poetische Blumenlese . . . 16") erwarben ihm nicht nur einen allgemeinen und verdienten Ruhm, sondern auch, weil zu seinem hübschen leichten Talente auch eine überaus angenehme Persönlichkeit sich gesellte, die persönliche Bekanntschaft und Freundschaft mehrerer der vorzüglichsten Gelehrten in Göttingen, wie Heyne's, Kästner's u. a., welcher letztere dann auch der erste war, der den Almanach mit seinen Beiträgen unterstützte. Weitere Beiträge lieferten Boie selbst, dann Gleim, Thümmel, Ramler, Gerstenberg u. a. Indessen überwog in dem ersten Jahrgange die Zahl der bereits gedruckten, hier nur wiederholten Gedichte und G. trat schon mit Schluß des ersten Jahrgangs von der Redaction zurück, worauf Boie die Herausgabe allein bis 1775 besorgte; vgl. den Art. Göckingk, L. F. G.

Almanach f. Dichter u. schöne Geister für 1785, S. 38—39. Küttner, Charaktere, S. 498—500. Schlichtegroll's Nekrolog II. S. 248—316. Wachler, Handb. d. Litteratur III. S. 293. Goedeke, Gr. II. S. 645—46, woselbst seine sämmtlichen Werke verzeichnet sind. J. Franck.

Gotter: Graf Gustav Adolf v. G., geb. am 26. März 1692 zu Altenburg, † am 28. Mai 1762 zu Berlin, stammte aus einer angesehenen bürgerlichen Familie der Stadt Gotha. Sein Großvater war der Generalsuperintendent Johann Christian G. († 1677, siehe diesen); sein Vater Johann Michael G. († 1729) war zuletzt Kammerdirector zu Gotha und zeichnete sich als Finanzmann aus. Den ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer, und im Jahre 1709 bezog er die Universität Jena, um die Rechte zu studieren. Später setzte er seine Studien in Halle fort, wo er mit dem nachmaligen Staatsminister Gerlach Adolf v. Münchhausen (geb. 1688, † 1770) eine dauernde Freundschaft schloß. Zu seiner weiteren Ausbildung bereiste dann G. Holland, England und Frankreich. Als sein Vater im J. 1715 zur Abwicklung verschiedener Geschäfte nach Wien gesendet wurde, ging der lebenslustige Sohn mit Zustimmung des

Herzogs Friedrich II., als Gehülfe seines Vaters auch dorthin. Der reich begabte, kenntnißreiche und gewandte junge Mann fand bald in den angesehensten Familien Wiens Eingang. Selbst Prinz Eugen wendete ihm seine beneidenswerthe Gunst zu. Der Einfluß, welchen G. dadurch erlangte, förderte schnell die Angelegenheiten des herzoglich gothaischen Hofes; die anhängigen Processe wurden zu Ende geführt und die rückständigen Geldforderungen gingen ein. Auch von anderen fürstlichen Höfen wurde nun der einflußreiche Günstling gesucht. Herzog Friedrich II. ernannte ihn 1716 zum Legationssecretär und 1717 wurden ihm allein alle gothaischen Angelegenheiten am kaiserlichen Hofe übertragen. 1720 wurde er herzoglicher Rath und außerordentlicher Gesandter zu Wien. Der ungewöhnliche Günstling des Glücks und der Damen stieg nun schnell von Stufe zu Stufe bis zum Grafen empor. Mit dem Steigen seines Einflusses glaubte G. auch durch äußeren Glanz und Pracht die Rechte des gothaischen Hofes zu vergrößern, und Herzog Friedrich II. bestärkte ihn darin. Gotter's Haus war eines der glänzendsten in Wien; mit üppiger Verschwendung waren seine Zimmer ausgestattet. Wagen und Pferde waren prächtig, und reich galonirte Lakaien und Läufer in Menge harrten seines Winkes. Die raffinirtesten Lebensgenüsse wußte er sich und seinen Tischgästen zu verschaffen. Was es kostete, galt ihm gleichviel. So hatte er bei einer großen Gasterei sein Lieblingsessen, grüne Erbsen, bestellt und für jede einzelne einen Groschen bezahlt. Seine Weine erlangten solche Berühmtheit, daß die Gotter'schen Weine auf keiner vornehmen Tafel fehlen durften. G. vermehrte seine Einkünfte durch einen ansehnlichen Handel mit seinen Weinen. Der monatliche Gehalt von 200 Thlrn., welchen G. von Gotha bezog, genügte natürlich nicht für eine so üppige und wüste Lebensweise. Die natürliche Folge waren Schulden. Während eines kurzen Aufenthaltes in Gotha (Juni 1721) übergab er dem Herzoge ein Memoriale und verlangte zur Bestreitung seiner Ausgaben wöchentlich 100 Gulden österreichisch. Sie wurden ihm bewilligt. 1723 wurde er zum Hofrathe befördert und Kaiser Karl VI. erhob ihn (am 6. August 1724) in den Reichsfreiherrnstand, Herzog Friedrich II. aber (1725) zum Legationsrathe mit Erhöhung seines Gehaltes. Alle diese Beförderungen hatte G. seiner großen Geschicklichkeit, auch die verwickeltsten Angelegenheiten zu entwirren, zu verdanken. Seine Beredsamkeit war anerkannt und wegen seiner mächtigen Stentorstimme bekam er den Namen „le Jupiter foudroyant“. Indeß wurde die sonst gesunde Natur Gotter's durch die vielen üppigen, öfters frivolen und in Orgien ausartenden Feste untergraben. Schon im J. 1721 mußte er in Folge davon zur Ader lassen und 1726 eine Brunnen- und Badecur in Karlsbad gebrauchen. Eine der größten Auszeichnungen wurde Gotter'n im J. 1727 von dem zwölfjährigen Czar Peter II. von Rußland zu Theil, der ihm durch eine besondere Staffette den Alexander-Newsky-Orden überschickte, begleitet von einem Schreiben des Fürsten Menzikoff. Im Mai 1728 ging er auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen nach Berlin, und auch hier wußte er sich so in Gunst zu setzen, daß ihn der König zum wirklichen Geheimen Staatsrathe mit Sitz und Stimme und einem jährlichen Gehalte von 1000 Thlrn. ernannte, ohne daß G. dagegen eine bestimmte Verpflichtung zu übernehmen gehabt hätte. Noch mehr; im October 1729 erhielt er die erledigte reich fundirte Majorspräbende beim Stifte zu Halberstadt, und bald darauf auch noch die Insignien des schwarzen Adlerordens, eine Auszeichnung, die vorher niemals einem bürgerlich Geborenen zu Theil geworden war. Dabei war G. immer noch in gothaischen Diensten geblieben, und nach dem Tode des Barons v. Hagen (9. Decbr. 1728), erhielt er auch noch dessen Stelle als Gesandter zu Regensburg mit 1240 Thlrn. Gehalt. Abwechselnd hielt sich nun G. in Wien und in Regens-

burg auf, sowie die Umstände es nöthig machten. Die wiederholten glänzenden Anerbietungen, welche Gotter'n vom Könige von Preußen gemacht wurden, nahm er endlich an, und auf sein Nachsuchen erhielt er vom Herzoge Friedrich III. seine Entlassung (6. August 1732), bei welcher ihm eine jährliche Pension von 1000 Thlrn. bewilligt wurde. Der König von Preußen ernannte Gotter'n zum preußischen bevollmächtigten Minister am Wiener Hofe mit einem jährlichen Gehalte von 15,000 Gulden. Außerdem besorgte er die Angelegenheiten des Herzogs von Würtemberg, welche ihm reichlich vergütet wurden. Jetzt nahte die Zeit, wo der der Vergnügungen überdrüssige G. sich nach Ruhe sehnte. Den sinnlichen Genüssen und Lüsten der Welt hatte er in übervollem Maße gefröhnt, und nun wollte er sein höheres Alter in Ungebundenheit und Behaglichkeit verbringen. Zu diesem Zwecke kaufte er das Rittergut Molsdorf bei Gotha von dem Prinzen Wilhelm von Sachsen-Gotha für die Summe von 36,250 Thlrn. (1734). Dazu kaufte G. noch das daneben liegende Ritter- und Lehngut zu Dietendorf, der Altenhof genannt, für 16,000 Thlr. Nach der Besitznahme des Gutes ließ G. eine Reihe Häuser der Apfelstadt entlang bauen und zog fleißige Arbeiter aus dem Auslande herbei, um Wollenzeugfabriken zu gründen. Das neue Dörfchen wurde Neugottern genannt, die später eingewanderten mährischen Brüder nannten es Gnadenthal, aber die gothaische Regierung gab ihm den Namen Neu-Dietendorf, wie es noch jetzt heißt. Sein Abschied aus dem Staatsdienste wurde ihm nur ungern vom Könige bewilligt, dennoch gab er ihm auch da noch einen Beweis seiner königlichen Huld, indem er ihn (1736) zum Gesandten und bevollmächtigten Minister beim obersächsischen Kreise mit ansehnlichem Gehalte ernannte, eine Stellung, die ihm keinerlei Mühe verursachte. — In Molsdorf entwickelte G. seinen ausgezeichneten Geschmack. Er baute ein Schloß im damaligen Rococogeschmacke, legte einen großartigen Garten im Versailler Geschmacke an und brachte seine reichen und prachtvollen Ideen zur Ausführung. An dem Schlosse waren verschiedene von G. selbst gewählte Sprüche angebracht. So: Sit mea sedes sine cura — Sit modus lasso viarum — Hicce terrarum praeter omnes angulus ridet — Placida quies — Fugaces labuntur anni — Hora rapit diem. — Am südlichen Eingang in den Garten stehen die beiden Sprüche: Hic summum bonum libertas und Hospes hic bene manet. Auch das Innere des Schlosses zeugt von des Grafen Kunst und Wissenschaft liebendem Geschmacke; doch hat er auch das Frivole nicht fern gehalten. Gleich beim Eintritte in das Schloß von der Gartenseite her befindet sich ein Weinhahn, welcher beim Oeffnen einen köstlichen Wein ausströmen ließ, was durch ein Druckwerk bewerkstelligt wurde und mit welchem sich die ankommenden Gäste erfrischen konnten. Die Zimmer waren mit Luxusgegenständen aller Art ausgeschmückt, die Wände mit Oelgemälden behangen, welche ausgezeichnete Personen seiner Zeit darstellten; in einem besonderen „Damenzimmer" waren lauter Damen, in einem „Tänzerinnenzimmer" lauter Schauspielerinnen an den Wänden zu erblicken. Sie befinden sich noch jetzt in dem Schlosse. In dem Schloßgarten waren regelmäßige Baumgänge angelegt, die schnurgerade, glatt geschoren und oben zugewölbt waren, die Hecken behauen, die Taxuswände künstlich beschnitten. Kunstreiche Fontänen und fischreiche Teiche unterbrachen die Einförmigkeit und Stille. Fast alle Götter des Olymps waren im Garten auf hohen Piedestalen aufgestellt. In der Mitte des Gartens befand sich ein großes Wasserbecken, in dessen Mitte ein colossaler Herkules mit geschwungener Keule stand; aus seinem Haupte stieg ein starker Wasserstrahl empor. Durch ein künstliches Wasserwerk stiegen aus Muscheln von Wassergöttern, aus Schnäbeln von Adlern und Schwänen, aus den Hälsen von Schildkröten, Eidechsen und Fröschen Wasserstrahlen in die Höhe. Alles das deutet darauf hin, daß G. sein

Leben in Molsdorf nicht so einfach hinbrachte, wie er es wol beabsichtigt hatte, vielmehr huldigte er der Genußsucht nach wie vor. Ein ungebundenes und üppiges Leben führte er wie früher fort; schwelgerische Gastmähler und galante Frauen versüßten ihm die Einsamkeit. Von Zeit zu Zeit gab er auch den Bewohnern des Ortes ein Fest. Auf ein durch einen Trompeter gegebenes Zeichen fanden sie sich im Schloßhofe ein, ohne erst den Sonntagsstaat anzulegen, so wie sie eben waren. Sie erhielten Trank und Speise, und der Graf ordnete Spiele und Tanz an und nahm natürlich selbst daran Theil, wobei er die schönsten Mädchen zu Tänzerinnen wählte. Durch Freigebigkeit und Geschenke wußte er die Dorfbewohner für sich zu gewinnen. Nur seine Unkirchlichkeit erweckte Anstoß. Der Pfarrsubstitut Friedrich Wilhelm Stölzel hielt es für seine Pflicht, den Herrn Grafen zu besserer Kirchlichkeit und namentlich zur Theilnahme am heiligen Abendmahle zu ermahnen, um seiner Gemeinde ein gutes Beispiel zu geben. Der Graf versprach sich zu bessern. Nach einigen Tagen ertönte um Mitternacht heftig die Pfarrhausglocke. Stölzel, erschreckt, springt aus dem Bette an das Fenster und erblickt einen gräflichen Bedienten, welcher ihm zuruft, der Graf wolle jetzt das Abendmahl empfangen. Schnell sich fassend, läßt Stölzel sich beim Grafen entschuldigen, er sei ein junger Geistlicher, der Herr Graf aber ein alter Sünder, sie beide bedürften erst einer längeren Vorbereitung. Diese Antwort gefiel dem Grafen, er bewies ihm fortwährend sein Wohlwollen und verschaffte ihm (1753) die Stelle als Hofdiaconus zu Gotha. Als nämlich der Herzog Friedrich III. äußerte, daß er wegen eines Hofpredigers in Verlegenheit sei, meinte G., er kenne Einen, der zur Stelle geeignet wäre, er hätte aber einen Fehler, den er nicht ablegen könne. Als der Herzog diesen Fehler zu wissen begehrte, sagte G., er sei ein Inländer. Stölzel wurde hierauf Hofdiaconus. — Als König Friedrich II. von Preußen den Thron bestieg (31. Mai 1740), wurde G. wieder in den activen Staatsdienst nach Berlin berufen und zum Oberhofmarschall und geheimen Staats- und Kriegsrath ernannt. Kaiser Karl VI. ertheilte ihm die Reichsgrafenwürde, die er mit Genehmigung seines Königs annahm. Die geistreiche und witzige Unterhaltung, welche der Graf führte und sein liebenswürdiges Benehmen machten ihn dem Könige angenehm und fast unentbehrlich. Dazu kam noch, daß er dem Könige seine Weine, namentlich ungarische, verschaffte, wobei der Graf natürlich seinen Vortheil nicht vergaß. Auch lange Recruten wußte er anzuwerben, sogar einen Zuckerbäcker schaffte er. Dem ungeachtet gewährte der König nicht immer Gotter's Wünsche. So als derselbe seidene Stoffe von Lyon hatte kommen lassen und um Erlassung der Zollabgabe bat, wurde ihm gesagt, daß der König keine Ausnahme vom Gesetze machen könne, und daß der Graf besser gethan hätte, sie im Inlande zu kaufen. Ebenso, als G. die zu einer Gesandtschaft vom König bestimmten Gelder nicht genügend fand, schrieb ihm der König, daß er ihn davon entbinde, da ihm andere Persönlichkeiten zur Genüge zu Gebote ständen (1741). Nach dem Tode Kaiser Karls VI. wurde G. nach Wien gesendet, um die preußischen Ansprüche an die Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend zu machen. Sein früherer mehrjähriger Aufenthalt in der Kaiserstadt hatte ihn mit allen dortigen Verhältnissen vertraut gemacht, und seine diplomatische Gewandtheit und seine große Beredsamkeit ließen den besten Erfolg hoffen. Aber ungeachtet seiner geistigen Befähigung bewies er in dieser Angelegenheit ein ungestümes und anmaßendes Wesen. Durch sein großsprecherisches und herausforderndes Wesen suchte er den Wiener Hof einzuschüchtern. Aber von österreichischer Seite wurde ihm eine stolze und abweisende Antwort. G. suchte die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, um seinem Könige Zeit zu seinen kriegerischen Operationen zu lassen; aber Maria Theresia

ließ dem Grafen plötzlich die Weisung zugehen, binnen zwei Mal 24 Stunden Wien zu verlassen. Im Februar 1741 kehrte G. nach Berlin zurück, und der erste schlesische Krieg begann. — Die Geldnoth, in welcher G. sich fortwährend befand, nöthigte ihn (1742), sein Rittergut zu Neu-Dietendorf für 20,000 Thlr. an den kaiserlichen Geheimrath und Grafen Balthasar Friedrich v. Promnitz, einen Herrnhuter, zu verkaufen. Dagegen verbesserte er sein Gut zu Molsdorf, kaufte 20 Acker Wiesen vom Kammergute zu Ichtershausen (1741), vertauschte Zinsen, ließ durch eine Abgabe die Frohnen aufheben (1744), und anderes mehr. Im J. 1743 ward er zum Generaldirector der Oper, dann 1744 zu einem der vier Curatoren der neu eingerichteten königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannt. Aber alle diese königlichen Gunstbezeigungen konnten seinen siechen Körper nicht gesund machen. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte sich von dem Staatsdienste zurückziehen. Vergebens ertheilte ihm der König noch das vacant gewordene Canonicat an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt (1743), welches seine Einkünfte um ein Beträchtliches vermehrte. Immer erneuerte Bitten bewogen endlich den König, Gotter'n den erbetenen Abschied mit einer Pension von 1000 Thlrn. zu ertheilen (1745). „Ich beklage einen liebenswürdigen Mann“ — schrieb der König (16. Febr. 1745) — „dessen Verlust ein Bankerott für Berlin ist“. G. kehrte nach Molsdorf zurück, aber seine Gesundheit besserte sich nicht, doch blieb sein Geist dabei immer munter, und die witzigen Einfälle verließen ihn nicht. Der stete Mangel an Geld in des Grafen Casse brachte ihn endlich zu dem Entschlusse, sein Gut in Molsdorf zu veräußern. In dem würtembergischen Geheimrathe und Erboberstallmeister Heinrich Reinhard v. Schwencke fand er einen Käufer (1748). Röder zahlte dem Grafen, so lange er lebte, jährlich 2400 Thlr. und nach dessen Tode 25,000 Thlr. an die Allodialerben Gotter's. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit reiste G. im J. 1752 nach Montpellier und dort wurde er von seinen Leiden befreit. In der heitersten Laune und in geistiger Frische kehrte er nach Molsdorf zurück. Er trat wieder in preußische Dienste und wurde einer der fünf dirigirenden Minister bei dem General-Oberfinanz-Kriegs- und Domänen-Directorium (1753). Im J. 1757 besuchte G. Molsdorf zum letzten Male. Beim Weggange von seinem Lieblingssitze rief er: „Leb' wohl, du liebes Molsdorf, du hast mir vieles Geld gekostet.“ In den letzten Jahren seines Lebens litt er sehr an der Gicht und Wassersucht, blieb aber dessenungeachtet stets heiter. — Am gothaischen Hofe war es besonders die feingebildete, geistreiche und sittlich reine Herzogin Louise Dorothea (s. diese) und ihre Freundin, die Oberhofmeisterin Juliane Francisca v. Buchwald (s. diese), welche der Graf G. oft aufsuchte und denen zu Ehren er im Schlosse zu Molsdorf glänzende und kostbare Feste gab. Vor seiner Rückkehr aus Montpellier schrieb ihm die Herzogin ja bald zu kommen, er werde erwartet, „wie der Messias der Juden“ (3. Januar 1753). Zwischen der Herzogin und dem König machte G. den Vermittler. Es konnte nicht fehlen, daß G. in den von der Herzogin gegründeten Ordre des hermites de bonne humeur, dessen Wahlspruch war: Vive la joie, aufgenommen wurde. Er erhielt den Namen Tourbillon (Sausewind). Auch in den Freimaurerorden trat G. (1740), und im J. 1741 hielt er Loge zu Molsdorf und nahm den Herzog Karl Friedrich in dieselbe auf. Auch Prinz Ludwig Ernst von Sachsen-Gotha wurde von ihm in den Orden aufgenommen. — G. war ein Kind seiner leichtsinnigen und frivolen Zeit, ein schöner, kräftiger Mann, empfänglich für Freundschaft und Liebe, deren Becher er bis zur Hefe ausleerte. Seine Ausschweifungen in der Liebe waren ganz maßlos und untergruben seine Gesundheit. Seine Verschwendung kannte keine Grenzen und obschon er zwei Mal das große Loos in London und im Haag gewann, hatte er doch niemals Geld. Nach dem Gewinne in

London gab er ein großartiges üppiges Gastmahl, bei welchem der Champagner in hohen Gläsern, die keine Füße hatten, herum gereicht wurde, so daß die Gäste gezwungen waren, dieselben in Einem Zuge auszutrinken. Friedrich der Große äußerte ein Mal „es sei Alles eher möglich, als den Grafen G. reich zu machen.“ Uebrigens war G. ein großer Freund der Wissenschaften und war ästhetisch gebildet. Seine Bibliothek umfaßte einige Tausend Bände, meist Geschichte und Philosophie betreffend.

Aug. Beck, Graf v. G., ein Lebensbild, Gotha 1867. Beck.

Gotter: Ludwig Andreas G., ein ziemlich fruchtbarer Liederdichter aus dem Kreise des älteren Pietismus, war am 26. Mai 1661 als Sohn des Generalsuperintendenten und Hofprediger Johann Christian G. zu Gotha geboren. Ueber seinen Lebensgang scheint nichts genaueres veröffentlicht zu sein. Im J. 1719 war er geheimer Secretär bei der Regierung in Gotha; hernach ward er Hof- und Assistenz-Rath daselbst; Wetzel (s. unten) nennt ihn später dann auch einen gothaischen Minister. Im Juni 1733 war er als fürstlicher Deputirter auf der römhildischen Conferenz und lernte dort den schon genannten Johann Caspar Wetzel, der damals Hofprediger in Römhild war, kennen. Er war verheirathet und starb am 19. Septbr. 1735. Aus seinen geistlichen Liedern, die zu den besten ihrer Zeit gehören, lernen wir ihn als einen innigen und frommen Mann kennen, dem es an poetischer Gabe nicht fehlte. In einem Briefe an Wetzel beklagt er sich darüber, daß eine Anzahl seiner Passionslieder wider seinen Willen so veröffentlicht seien, daß man ihn als Verfasser erkenne, weil die Nennung seines Namens die Erbauung hindern könne. Lieder von ihm finden sich ohne seinen Namen schon gedruckt in dem Gesangbuch, das Halle 1697 bei Schütze herauskam; hernach dann im Freylinghausen'schen Gesangbuch, doch hier schon theilweise geändert. Das Manuscript seiner Psalmenlieder ist zu Wernigerode. Mehrere seiner Lieder sind noch in den Gemeindegesangbüchern, z. B. „Womit soll ich dich wohl loben“, „Schaffet, schaffet, Menschenkinder, schaffet eure Seligkeit“. Nicht ganz selten werden ihm übrigens Lieder zugeschrieben, die nicht von ihm sind.

Vgl. Joh. Casp. Wetzel, Hymnopoeographia, Herrnstadt 1719, I, S. 370. Desselben Analecta hymnica II, 1. Gotha 1756 (das erste Stück dieses Bandes erschien schon 1753), S. 22—30. Aug. Jak. Rambach, Anthologie IV, S. 76 ff. E. E. Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl. IV, S. 400 ff. — Ueber seinen Vater: Jöcher II, Sp. 1084. l. u.

Gottesfreund: „Der G. im Oberland“, allerdings nicht eigentlich Name, sondern nur eine allgemeine Benennung, unter der in der Geschichte der deutschen Mystik eine geheimnißvolle Persönlichkeit erscheint, die man früher mit dem Namen Nicolaus von Basel bezeichnete, die aber — wie die neueste Forschung darthut — keineswegs mit diesem verwechselt werden darf. Gottesfreunde nannte sich im 14. und 15. Jahrhundert namentlich mit Bezug auf die Schriftstelle Johannis 15, 15 eine geheime Verbrüderung von Laien und Geistlichen, die zurückgezogen von der Welt nach der größten Verborgenheit strebte und sich einem beschauenden und übenden Leben hingab. Um die Person des „großen Gottesfreundes im Oberland“, der das Haupt des Geheimbundes war, zu enträthseln, ging Karl Schmidt (1866) von der durch Niders Formicarius verbürgten Nachricht aus, daß zwischen 1393 und 1408 zu Wien ein Laie, Nicolaus von Basel, verbrannt worden sei wegen Verbreitung ketzerischer Lehren der Begharden. Einem 1393 ebenfalls wegen Häresie in Köln verbrannten Benedictiner, Martin von Mainz, wurde hauptsächlich zur Last gelegt, daß er sich einem Laien Nicolaus von Basel unterworfen habe. Obwol Schmid sich später überzeugte, daß in den zahlreichen uns erhaltenen Schriften

des Gottesfreundes keine ketzerischen, zumal waldensischen Lehren nachgewiesen werden können, hielt er dennoch in seiner neuesten Schrift (1875) an der Identität zwischen Nicolaus und dem G. fest. Seitdem haben Preger und Denifle zur unzweifelhaften Thatsache erhoben, daß der Name Nicolaus von Basel aus der Litteraturgeschichte zu streichen ist. Lütolf aber kommt das Verdienst zu, die ersten sicheren Resultate über den Aufenthalt des Gottesfreundes an den Tag gefördert zu haben. Die Frage nach der Abkunft des räthselhaften Mannes wird sich kaum beantworten lassen, denn nur zwei treue Freunde, Tauler und Rulmann Merswin wußten darum. Seine Jugendgeschichte erzählt der G. in dem „Buch von den zweien jungen fünfzehnjährigen Knaben“ auf die anmuthigste Weise. Seit frühester Kindheit war er, der Sprößling eines reichen Kaufmanns, mit dem Sohn eines Ritters innig befreundet und während sich dieser im Waffenspiel übte, zog der andere mit seinem Vater in fremde Länder nach Kaufmannsschätzen. Vater und Mutter starben frühzeitig und der neunzehnjährige Jüngling kam in Besitz eines so großen Erbes, daß er erschrak und nicht wußte, was damit thun. Der junge Ritter bewog ihn, der Kaufmannschaft zu entsagen und mit ihm zu Schimpf und Ernst auf Turniere und zu andern Lustbarkeiten zu reiten. Und die beiden Gesellen wurden insonderheit lieb den edlen Frauen, denn sie machten diesen große Kurzeweile, führten sie zu Brunnen und in Gärten und achteten der Kosten wenig und hatten gar einen hübschen, züchtigen Wandel. Also geschah es, daß zwei schöne und edle Jungfrauen mit ihrem Gemüth an die beiden fielen und sie verloren alle zusammen ihre Herzen. Nach langem Harren erhielt der Kaufmann von der edlen Familie seiner Margarita die Einwilligung zur Ehe. Die Ehesteuer war festgesetzt und der Tag der Verlobung herangekommen. Aber als der Jüngling nach seiner Gewohnheit Nachts in der Kammer vor dem Crucifix betete, da neigte sich das hölzerne Marterbild gegen ihn und sprach mit süßer Stimme: „Stehe auf, lass' die Welt und nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach!“ Und über dieser Rede vergaß er von Stund an des Weibes und der ganzen Welt. Als nun der Brautlauf abgestellt wurde und die Jungfrau ihn mit weinenden Augen fragte: „Ach Geliebter, sage, habe ich dir je etwas gethan, daß du mich verlassen willst?“ da gingen ihm die Augen auch über und er antwortete: „Nein, Geliebte, aber ich habe mich einer andern vertraut, die noch schöner, edler und reicher denn du ist, und das ist die liebe Mutter Gottes!“ Da sprach sie: „Und ist das wahr, so will ich mich darum doch nicht von dir scheiden; hast du die Mutter Gottes erwählet, so will ich ihren Sohn nehmen!“ Und sie übergab ihm ihre Kleinodien und entsagte von nun an der Welt auch. Von den Leuten und selbst von dem Jugendfreund, dem Ritter verspottet, zog er in einen abgelegenen Theil der Stadt, hatte wunderbare Erscheinungen und kam in kurzer Zeit durch die göttliche Gnade dahin, daß er die heilige Schrift verstund wie ein Gelehrter. Von seinem Reichthum theilte er als Schaffner des himmlischen Herrn den Armen mit. Diese Wendung geschah ums J. 1343. Preger hat als Geburtsjahr des Gottesfreundes 1317 nachgewiesen. Als Geburtsort darf man ohne Bedenken Basel annehmen, denn die Straßburger, welche sich durch Merswin's Vermittelung brieflich an ihn wandten (hinwiederum haben sich zwanzig Briefe von ihm aus der Zeit von 1363—80 erhalten), nannten ihn stets den großen lieben Gottesfreund im Oberland. Demnach lag seine Heimath südlich von Straßburg. Er kannte den Elsässer Dialect, aber dieser war nicht seine Muttersprache. Straßburg besuchte er öfters, er brauchte dazu mehr als zwei Tagreisen. Als seine Heimath bezeichnet er eine größere Stadt, in der man viel Handelschaft betrieb, wo es Ritter und ein Dominicanerkloster gab. Bald nach der eigenen Bekehrung suchte G. andere für seine Richtung zu ge-

winnen, so den genannten Rulmann Merswin, den Ritter, hauptsächlich aber Tauler. Diese Bekehrung ist das merkwürdigste Beispiel von der Macht seiner Persönlichkeit. Gewaltige Naturereignisse, so die große Pest von 1346—50, das Erdbeben von Basel 1356 und die allgemeine Noth der Zeit mögen dem G. die Bekehrungsversuche erleichtert haben. 1350 unternahm er eine Missionsreise nach Ungarn, erließ bei Anlaß der großen Seuche eine Ermahnung an das Volk und nach dem Basler Erdbeben ein Sendschreiben an die Christenheit. Allmählich aber reifte in ihm der Gedanke, einen geheimen Bund der Gottesfreunde zu stiften. Ueber den Bestrebungen dieser Gesellschaft liegt tiefes Dunkel, nach außen hin suchte sie durch ihr Beispiel, ein gottgeweihtes Leben, Buße und Entsagung zu wirken. Der G. sammelte um sich vier Männer, den Ritter, einen Domherrn, einen zweiten Ritter und einen bekehrten Juden, der in der Taufe den Namen Johannes erhielt; ihr Koch hieß Kunrad, ihr Bote Ruprecht. Im „Fünfmannenbuch" hat der G. den Straßburger Johannitern seine Gesellschaft geschildert. Erst wollte man sich an einen geistlichen Orden anschließen, allein müde vom Gewühl der Welt begaben sich die fünf Männer in die Einsamkeit ums J. 1374. Ein Hündlein wies sie des Weges so lange, bis es zuletzt auf einem Berg im Gebiet des Herzogs von Oesterreich anhielt. Dort gründeten die Brüder Kapelle und Wohnstätte. Schon zu Lebzeiten des Gottesfreundes wurden einige vergebliche Versuche gemacht, den Aufenthalt desselben zu ergründen, und zwar ist es bezeichnend, daß diesen auch die Straßburger stets in der Schweiz suchten. Schmidt glaubte den Ort im Hergiswald am Abhange des Pilatus gefunden zu haben, Preger entschied sich für die Vogesen. Die knappen Andeutungen in den Schriften des Gottesfreundes, sowie die Aufzeichnungen von Merswins Schreiber, Nicolaus von Laufen, würden nicht genügen diese Niederlassung zu ermitteln; so viel geht aber aus jenen hervor, daß die Stelle im Bisthum Constanz sich befand, zwei Meilen von einer Stadt, die an einem See liegt, entfernt war, und daß zu jener Zeit im Lande, von welchem aus man, um nach Straßburg zu gelangen, herabfahren mußte, Krieg war (der Guglerkrieg war eben ausgebrochen). Nach Lütolf's überzeugenden Untersuchungen ist diese Niederlassung die Brüdern-Alp am Schimberg im Entlebuch, an einer anmuthigen Berghalde der Pilatuskette gelegen. Noch jetzt steht daselbst eine Capelle, der Mutter Gottes geweiht — ein Umstand, der ganz zu dem Mariencultus der Gottesfreunde stimmt. Nicht nur berichtet die Tradition, daß hier einst sechs Brüder gelebt haben, sondern der älteste Eintrag in das Jahrzeitenbuch von Entlebuch nennt geradezu sechs Brüder am Schimberg, die — man weiß nicht wann — aber lange vor 1470 gestorben sein müssen. Diesem Anniversarium zufolge heißen zwei Brüder Peter, zwei Johannes, einer Kunrad, und der letzte Lütold. Aus dem „Fünfmannenbuch" kennt man die Namen Kunrad und Johannes. Auch in Luzerner Rathsprotocollen und sonstigen Actenstücken des 15. und 16. Jahrh. werden die Brüder vom Schimberg einige Male aufgeführt als längst aus der Welt Geschiedene. In einem Rechnungsbuch des Luzerner Staatsarchivs wird eine Ausgabe verzeichnet, die 1420 anläßlich eines Besuchs des Cardinals (Branda Castiglione) bei den Brüdern am Schimberg gemacht wurde. Das Räthsel, wie die Gottesfreunde gerade die Brüdernalp zu ihrem Zufluchtsort wählten, löst sich natürlich und ohne das weisende Thier, wenn man folgende Thatsache kennt: in der Nähe der Alp liegt der Wallfahrtsort Heiligkreuz. Die Brüder daselbst standen in Verbindung mit Straßburg. Durch diese Vermittlung mögen die Gottesfreunde Kunde von der einsamen Alp erhalten haben. Hier lebten sie nun als freie Gesellschaft; die Priester unter ihnen lasen die Messen, je nach dem geistigen Bedürfniß wurden Fasten geboten; Spaziergänge in den Wald, Unterredungen über ihre Anfech-

tungen, Ekstasen und über die Zeitverhältnisse, von denen sie genau Kunde hatten, füllten ihre Tage aus. Geheime Boten gingen ab und zu nach Straßburg und verriethen dort in der Kirche zum grünen Wörth durch Räuspern und andere verabredete Zeichen ihre Anwesenheit. Die Erlebnisse eines jeden seiner Genossen werden uns von dem G. in dem „Buch von den fünf Mannen" auf trauliche Weise erzählt. — Unterdessen hatten sich in der Christenheit wichtige Ereignisse begeben. Gregor XI. war aus Avignon nach Rom zurückgekehrt. Da machte sich 1377 der G., begleitet vom Domherrn, auf zum Papst, redete ihm mit großer Kühnheit ins Gewissen und verhandelte mit ihm über die Gebrechen der Kirche. Gregor wünschte den merkwürdigen Mann in seiner Nähe behalten zu können, entließ ihn aber auf inständige Bitten desselben und versah ihn mit guten Empfehlungsschreiben. Heimgekehrt erhielt der G. vom Rathe des nahegelegenen Städtchens Sursee Privilegien und Schutz für die unruhigen Zeiten. Unmittelbar hierauf begab er sich aus unbekannten Gründen mit dem Priester Johannes auf eine Reise nach Metz. 1378 starb Gregor und Urban VI. wurde auf den päpstlichen Stuhl erhoben, ihm gegenüber aber ein Gegenpapst Clemens VII. aufgestellt. Das Schisma brach wieder aus. In dieser wirrevollen Lage wurde der G. öfter von kirchlichen Großen, selbst vom Deutschordensmeister Konrad von Brunsberg um Rath gefragt, welchem Papst man anhangen solle. Wiederholt trafen in diesen trüben Zeiten mehrere Gottesfreunde zu Berathungen zusammen, so am Gertrudentag 1379 auf einem hohen Gebirg, wo eine kleine Kapelle in einen Fels gehauen war. Den Zweck und Verlauf dieser Zusammenkunft erzählt der G. in einem Brief vom 16. April 1379 an den Comthur des Johanniterhauses zu Straßburg, Heinrich von Wolfach. Er erhielt die Aufforderung, abermals zum Papste zu fahren. Aus unbekannten Ursachen unterblieb die Reise. Am grünen Donnerstag 1380 kamen dreizehn Gottesfreunde — wahrscheinlich der ganze Bund der Wissenden — am nämlichen Orte wieder zusammen. Ein Brief vom Himmel fiel unter sie, der die Weisung enthielt: Gott habe das angedrohte Strafgericht um drei Jahre verschoben unter der Bedingung, daß sich die Gottesfreunde auf so lange Zeit einschlössen und mit Niemandem verkehrten. Nachdem der G. im Oberland auch seinen Vertrauten Merswin ermahnt hatte, Gottes Gefangener zu werden, schickte er sich an, auf die Ascetenstufe der Inclusen zu treten und ließ sich auf Pfingsten 1380 mit seinen Brüdern einschließen und zwar fürs ganze Leben. Nach Schmidt's Darstellung wäre er nach Verfluß der drei Jahre als Bußprediger in die Welt hinausgetreten und zu Wien als Häretiker 1409 mit zwei Gefährten dem Flammentod überliefert worden. Diese Ansicht ist nach den genannten Untersuchungen als völlig zurückgewiesen zu betrachten. Der G. sehnte sich vielmehr nach Ruhe und bereitete sich zum Sterben. Allein auch der Tod schien den geheimnißvollen Pfad zur abgelegenen Clause nicht zu finden; vorher noch drang in die stille Einsamkeit wüster Weltlärm und das Geklirr der Waffen von Sempach; doch war es dem G. vergönnt, das Ende des Schisma's zu erleben. Noch einmal nach langen Jahren taucht die ehrwürdige Gestalt aus der Vergessenheit heraus. Einer frommen Frau verdanken wir die letzte Nachricht. Schwester Margarita von Kenzingen fand den Weg zur verborgenen Zelle aus Gottes besonderen Gnaden und erhielt dort den geistlichen Rath, in das Kloster der Dominicanerinnen zu Unterlinden bei Kolmar einzutreten. Diese Begegnung fällt in die Jahre 1419 oder 1420: Der große G. hatte bereits das hundertste Lebensjahr überschritten, wie der Bericht bewundernd hervorhebt.

Karl Schmidt, Nicolaus von Basel. Leben und ausgewählte Schriften, 1866; Derselbe, Nicolaus von Basel, Bericht von der Bekehrung Taulers, 1875; Preger in der Zeitschrift für histor. Theologie 1869; Denifle in

den Historisch-politischen Blättern, Bd. 75, 1875 und in Haupt's Zeitschrift XIX, 478 u. ff.; Lütolf im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte I, 3 u. ff. Lütolf bereitet eine Ausgabe der noch ungedruckten Tractate des Gottesfreundes vor für die „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz."

J. Baechtold.

Gottfried I., einer der ausgezeichnetsten Aebte des Benedictinerstiftes Admont in Steiermark, 1138—1165. Bucelin läßt ihn aus dem edlen Hause Vemmingen entsprossen; das Todtenbuch von Seckau nennt seine Mutter Hazila; der gelehrte Bibelforscher und nachmalige Abt von Admont, Irimbert, war sein Bruder. Um 1130 wurde G. Abt zu Weingarten, resignirte aber und kehrte in sein Mutterstift St. Georgen im Schwarzwald zurück, wo er die Würde eines Priors bekleidete, als ihn die einstimmige Wahl des Stiftscapitels zum Abt von Admont (1138) berief. Obwol in der Nacht vom 10. auf den 11. März 1152 eine furchtbare Feuersbrunst den größten Theil des Klosters verzehrte, gelangte doch gerade unter seiner Leitung Admont zu besonderer Blüthe. Nicht nur daß das Stiftsgebäude sich rasch wieder aus dem Schutte erhob; Admont wurde zum Musterkloster, aus welchem während seiner Zeit 13 Mönche zur Leitung fremder Klöster, wie Weihen-Stephan, St. Emmeram, Göttweih, St. Lambrecht, Michaelsberg, Kremsmünster u. s. f. berufen wurden. Unter ihm nahm Sophia, die Tochter des ungarischen Königs Bela II. des Blinden, da ihr Bräutigam, des deutschen Königs Konrad III. Sohn Heinrich, vor der Vermählung starb, in dem mit dem Stifte Admont verbundenen Nonnenkloster, das auch noch manch' andere edle Frauen, wie die Gräfin Agnes von Wolfrathshausen, Kunigunde, eine Tochter Graf Bertholds von Andechs beherbergte, den Schleier. G. selbst war mit dem Abte Berthold von Garsten und mit Erzbischof Eberhard I. von Salzburg befreundet. Bei der Wahl des letzteren gab er den Ausschlag (1147). G. befand sich unter denen, welche Eberhard die Anzeige der Wahl und Bitte um Annahme derselben nach Biburg überbrachten. Er holte auch für den neuen Erzbischof das Pallium in Rom. Gerhoch von Reichenberg widmete unserem Abte sein Buch: Contra duas haereses. 1157 wurde G. in einem Streite zwischen den Bischöfen Otto I. von Freisingen und Hartwig von Regensburg zum Schiedsrichter erwählt. Auch hatte G. für litterarische Bildung Sinn. Die Klosterbibliothek suchte er durch gute Abschriften zu bereichern. Unter andern will er sich aus Tegernsee die Abschrift von Josephus Flavius' Werk über Jerusalems Fall und den Triumph der Caesaren verschaffen. Von G. selbst besitzen wir noch: „Sonn- und festtägliche Homelien" (herausgegeben von B. Pez, Augsburg 1725), eine Abhandlung über die Segnungen des Patriarchen Jakob in 12 Capiteln (ebenda im Anhang), eine „Erklärung des Jesaias in homiletischer Form" (Thes. anecdot. II). Andere handschriftlich erhaltene Werke Gottfrieds citirt Wichner 155.

Fuchs, Abt Gottfried in den Mittheil. d. histor. Vereins f. Steiermark IX. J. Wichner, Gesch. des Benedictinerstiftes Admont I. 1874. S. 81 ff.

Zeißberg.

Gottfried: I—IV., Grafen von Arnsberg. — Nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren (Bd. VII. S. 456) ging die Grafschaft Arnsberg auf den Gemahl von dessen ältester Tochter Sophie, den Grafen Gottfried von Cuich (Cuyk) über. Dieser, als Graf von Arnsberg G. I., besaß mit seinem Bruder Hermann die ansehnlichen Stammgüter des Geschlechts in den Niederlanden; beide befanden sich wiederholt am Hoflager des Kaisers Lothar, wurden aber, als sie 1133 aus einer uns unbekannten Ursache den Grafen Florenz von Holland in Utrecht erschlugen, durch kaiserlichen Urtheilsspruch verbannt. Kaiser Konrad III. hob diese Strafe auf, und seitdem erschienen beide Brüder wieder

unausgesetzt am kaiserlichen Hofe, wo G. in einer Urkunde von 1141 zum erstenmal sich Godefridus de Arnesberch nennt. Auch bei Friedrich Barbarossa finden wir sie in gleicher Gunst stehen; G. kommt zuletzt 1153—54 vor und ist wol um diese Zeit gestorben. Von einer Anwesenheit desselben in seinen westfälischen Besitzungen haben wir keine Spur. Hier finden wir seit 1152 seinen ältesten Sohn Heinrich I. als Grafen von Arnsberg. Dieser überließ 1185 die Grafschaft seinen Söhnen Heinrich II. und G. II., und soll noch 1198 als Laienbruder in das von ihm gestiftete Kloster Weddinghausen eingetreten und dort 1200 fast 90 Jahre alt gestorben sein. Die beiden Brüder scheinen keine förmliche Erbtheilung der Grafschaft vorgenommen zu haben, wenn sie diese auch hinsichtlich der Verwaltung so schieden, daß Heinrich II. die später sog. Grafschaft Rietberg, G. II. das eigentlich arnsbergische Gebiet übernahm.

Gottfried II. vereinigte mit der Tapferkeit, worin er seinem Vater gleichstand, große Vorsicht, und obwol er darauf ausging, sein Geschlecht aus der gedrückten Lage emporzuheben (auf einem Siegel ließ er das Familienwappen, den aufsteigenden Adler, mit der Devise: aquila moras nescit versehen), so trug er doch den Zeitumständen Rechnung. Bei der streitigen Königswahl 1198 suchte er zum Nachtheil des Erzbischofs zu wirken, in welcher Weise, wissen wir nicht. Vielleicht schloß er sich enger an König Otto IV. an, in der Hoffnung, daß dieser die Uebermacht des Kölner Kirchenfürsten brechen werde. Allein der letztere wußte auch den rechten Augenblick abzupassen, wo sein entschiedener Uebertritt zu Otto ihm Nutzen schaffen mußte: auf dem Reichstage zu Regensburg 1200 bestätigte der König dem Erzbischof Adolf das Herzogthum in Westfalen und verzichtete sogar auf den Besitz der welfischen Lehen und Allode daselbst, welche sich Philipp bei seinem Kampfe gegen Heinrich den Löwen angeeignet hatte. Diese Urkunde, bei deren Ausstellung G. II. als Zeuge anwesend war, befestigte die Machtstellung des Erzbischofs in Westfalen. Es erfolgte nun auch die Aussöhnung des Grafen von Arnsberg. Er versprach eidlich (Urk. vom 29. Septbr. 1200 bei Seibertz 113) sich künftig in allen Fällen als Getreuer des h. Petrus zum Erzstift zu halten und zum Unterpfand dieses seines Gelöbnisses 12 Dienstmannen als Geißeln zu stellen. Seitdem blieb G. II. in gutem Einvernehmen mit den Erzbischöfen. Er nahm an einem Kreuzzuge Theil (es ist nicht bekannt an welchem) und bewies sich gegen eine Reihe klösterlicher Stiftungen sehr freigebig. Sein Tod erfolgte 1235 oder 1236. Es folgte ihm sein Sohn

Gottfried III. im Alter von etwa 24 Jahren. Dieser nahm bereits 1237 eine Erbtheilung mit seinem Vetter, dem Grafen Konrad von Rietberg, vor. Konrad erhielt die Stammgüter in den Niederlanden (in Kuc et Malsnen) und die Theile der westfälischen Grafschaft, welche nördlich von der Lippe lagen, verzichtete dagegen auf den ganzen übrigen Besitz des Hauses in Westfalen. Durch diesen Vertrag fiel G. III. die eigentliche Grafschaft Arnsberg als ausschließlicher Besitz zu, aber damit hatte er und sein Geschlecht auch den Kampf gegen den gefährlichsten Gegner, den Erzbischof von Köln, allein zu bestehen, und es war keine Möglichkeit vorhanden, das zwischen den Bisthümern Münster und Paderborn, den durch eine Reihe von festen Punkten gedeckten Besitzungen des Kölner Erzstifts und dem Gebiete des kühn aufstrebenden Grafenhauses von der Mark eingeengte Territorium der Grafschaft Arnsberg nach irgend einer Seite hin auszudehnen. Gleich zu Anfang seiner Regierung versuchte G. III. sich der drückenden Abhängigkeit von dem Erzstifte Köln zu entziehen: er benutzte seine Stellung als Vogt von Soest die westfälischen Besitzungen des Erzstifts anzugreifen. Aber er war dem thatkräftigen Erzbischof Konrad nicht gewachsen: mittels Urkunde vom 9. Novbr. 1238 mußte er versprechen, seine streitigen Ansprüche an den Erzbischof geschworenen Schiedsrichtern zu überlassen und bei Verwaltung seiner

Vogteien sich innerhalb der herkömmlichen Schranken zu halten, ferner dem Erzbischof auf Verlangen mit 200 geharnischten Rittern gegen Jeden Hülfe zu leisten, gegen den er es unbeschadet seiner Ehre könne, schließlich mit 300 Rittern vor dem Pallast zu Köln fußfällig die Verzeihung des Erzbischofs zu erbitten. Seitdem blieben die Beziehungen zwischen dem Arnsberger und Erzbischof Konrad, sowie dessen Nachfolger Engelbert II., friedliche; ja es stand G. III. dem ersteren in dessen Kampf mit dem Bischof Simon von Paderborn bei und half bei der Gefangennahme Simons (1254). Als aber nach Engelberts II. Tode Siegfried von Westerburg zum Erzbischof gewählt wurde und sich gegen dessen gewaltthätiges Gebaren 1277 ein Bündniß der meisten geistlichen und weltlichen Territorialherren am Niederrhein und in Westfalen bildete, trat auch G. III. bei. Siegfried warf sich zunächst auf diesen, überfiel im tiefen Winter dessen befestigte Stadt Neheim und zwang ihn zur Unterwerfung. G. starb zwischen 1284 und 1287. Er war bemüht, durch Anlage befestigter Punkte und Städte, durch Austausch abgelegener Besitzungen und friedliche Erwerbungen von Gütern sein Land abzurunden und in sich zu stärken. Dasselbe Bestreben hatten, bei noch größerer Friedensliebe sein Sohn Ludwig († 1313) und dessen Sohn Wilhelm († 1338). Des Grafen Wilhelm Sohn Gottfried IV. war im Gegensatz zu seinem Vater und Großvater weniger geneigt, Vergewaltigungen ruhig hinzunehmen oder entstehende Zwistigkeiten durch friedliche Verhandlungen zu schlichten. Anfangs noch mit Erzbischof Walram befreundet, verbindet er sich 1344 mit Graf Adolf von der Mark, beide überfallen und zerstören die erzstiftische Stadt Menden, welche besonders dem Märker ein Dorn im Auge war, da sie, ein befestigter Punkt, unmittelbar an seinen Grenzen lag. Die Fehde wurde 1345 im November beigelegt. Schon 1354 lag G. IV. wieder in Fehde mit dem Erzstift und mußte sich durch Urkunde vom 5. Septbr. d. J. zu Schadenersatz verpflichten und die Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit in seiner Grafschaft dem Erzbischof zugestehen; noch heftiger war die Fehde, welche G. IV. 1356—58 gegen diesen führte, er zerstörte dessen Stadt Winterberg, aber auch diesmal erwiesen sich seine Kräfte in ihrer Vereinzelung als unzulänglich gegenüber dem mächtigen Fürsten: er übernahm nach vollzogenem Frieden sogar das Marschallamt in Westfalen und laut Urkunde vom 6. Decbr. 1358 die Verpflichtung, auf Grund dieser Stellung den vom Erzbischof mit den Bischöfen von Münster und Paderborn, den Herren von der Lippe und den Städten Soest und Münster geschlossenen Landfrieden auf eigene Kosten aufrecht zu halten. Allen diesen Fehden mit dem Erzstift gehen zur Seite erbitterte Kämpfe zwischen G. IV. und dem Grafen von der Mark, welche den letzteren zeitweilig als Parteigänger des Erzbischofs erscheinen lassen. Eine begann 1352 und wurde 1354 durch Vermittelung des Erzbischofs beigelegt: G. IV. verlor das Schloß Schwarzenberg, welches zerstört wurde, und mußte Land Fredeburg (ohne das Schloß) abtreten. Eine zweite Fehde wurde beendigt mittelst Vergleich vom 12. August 1360, wodurch die Entscheidung der gegenseitigen Forderungen dem Schiedsspruch des Erzbischofs von Köln und des Bischofs von Münster überlassen wurde. Noch nachtheiliger für G. IV. war die Fehde, welche der Anspruch des Grafen Engelbert von der Mark auf Schloß Fredeburg veranlaßte: Engelbert eroberte und verbrannte 1366 die Stadt Arnsberg und gewann bei dem 1367 durch Vermittelung des Coadjutors von Köln, Kuno von Falkenstein, abgeschlossenen Frieden das genannte Schloß. Die feindselige Stimmung des Arnsberger Grafen gegen den von der Mark benutzte Kuno aufs klügste: er bewog G. IV. und seine Gemahlin Anna von Cleve, deren Ehe kinderlos war, durch Urkunde vom 25. August 1368 ihre Grafschaft dem Erzstift Köln für 130000 Goldgulden zu verkaufen (die Kaufsumme wurde zum Theil in eine Leibrente umgewandelt).

In einer nachträglichen Urkunde vom 10. Mai 1369 knüpften sie noch die Bedingung daran, daß das Erzstift weder die Grafschaft Arnsberg, noch eine dazu gehörige Stadt, Burg oder Gericht je an die Grafen von der Mark oder an irgend einen märkischen Mann vergeben dürfe. Mit dem 23. Septbr. 1369 erfolgte die endgültige Abtretung. G. IV. starb als der letzte seines Stammes, am 21. Febr. 1371, wahrscheinlich in Brühl, welches ihm und seiner Gemahlin der Erzbischof auf Lebenszeit überlassen hatte. Er wurde im Dom zu Köln begraben. Die Grafschaft Arnsberg bildete seitdem den festen Mittelpunkt für die Territorialmacht der Kölnischen Erzbischöfe in Westfalen, sie verblieb dem Erzstift bis zur Auflösung desselben bei dem Ende des deutschen Reiches.

Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen I. Erste Abtheilung: Geschichte der Grafen (Arnsberg 1845) S. 102—235. — Dasselbe Werk, Dritte Abtheilung: Geschichte des Landes und seiner Zustände (Arnsberg 1860). S. 310—323. — von Haeften in Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins III. S. 236 ff. 284. 289 f. — Tobien, Denkwürdigkeiten aus der Vergangenheit Westfalens II, 1. S. 34—83.

Crecelius.

Gottfried II., Herzog von Niederlothringen, † 1023, aus dem Hause der sog. Ardennergrafen, war ein Sohn jenes Grafen Gottfried des Gefangenen, der sich in Otto's III. Zeit bei der Vertheidigung Verduns hervorthat und bei dieser Gelegenheit in die Gefangenschaft des französischen Königs Lothar gerieth, die er lange erdulden mußte; seine Mutter war Mathilde, die Tochter des Sachsenherzogs Hermann Billung, welche in erster Ehe mit Balduin dem Jüngeren von Flandern vermählt war. Das Haus vereinigte mit der Grafschaft Verdun bedeutende allodiale Besitzungen in Brabant und Flandern, deren Mittelpunkt die Burg Eenham gewesen zu sein scheint, und welche unter die fünf Söhne Gottfrieds des Gefangenen getheilt sein werden. Unser G. begegnet zuerst bei der Leichenfeier Otto's III. zu Aachen (April 1002), bei der sich die meisten anwesenden Großen für die Nachfolge Hermanns von Schwaben erklärten, muß sich aber bald an Heinrich II. angeschlossen haben, den er in seinen lothringischen Kämpfen kräftig unterstützte. Wahrscheinlich im J. 1012 wurde er nach dem Tode des Herzogs Otto von Niederlothringen, wie es heißt, auf den Rath des Bischofs Gerard von Cambrai (s. d.) zu dessen Nachfolger ernannt, hatte aber mit der Eifersucht und dem Neide der mächtigsten Dynastengeschlechter des Landes, der Grafen von Löwen-Hennegau und Namur, dann mit den Verwandten der Kaiserin Kunigunde, den Luxemburgern, und den Grafen Gerhard von Elsaß und Dietrich von Holland lange zu kämpfen, ehe er seiner Stellung allseitige Anerkennung erwarb. Nachdem eine 1012 oder 1013 unter seiner Leitung unternommene Belagerung von Löwen erfolglos geblieben war, errang er am 12. Septbr. 1015 bei Fleurus oder Florennes einen Sieg über die Grafen Reginar von Hennegau und dessen Oheim Lantbert von Löwen, der in der Schlacht fiel. Lantberts Sohn, Heinrich und Reginar setzten indeß den Kampf fort, und auch der Graf Gerhard von Elsaß beharrte im Widerstande gegen Herzog und Kaiser. Aber in einer Schlacht vom 27. August 1017 (der Ort ist unbekannt), die nach dem Bericht Thietmars wie eine Art von Gottesurtheil über die lange Fehde entscheiden sollte, behauptete G. die Oberhand; seine Feinde, auf deren Seite auch der nachmalige Kaiser Konrad II. kämpfte, mußten unter großen Verlusten das Feld räumen. Darauf erschien der Kaiser im Frühjahr 1018 in Niederlothringen und versöhnte auf einem großen Friedenstage zu Nimwegen die Gegner, von denen Reginar von Hennegau eine Nichte Herzog Gottfrieds heirathete. Den so wiederhergestellten Landfrieden störte aber schon im nächsten Jahre Graf Dietrich von Holland, der sich utrechtischen Gebietes bemächtigte

und das Bisthum in jeder Weise schädigte. Gegen ihn zog unter Gottfrieds Führung ein großes lothringisches Heer, zu dem die Bischöfe von Köln, Lüttich, Cambrai, Utrecht und nun auch der Graf von Hennegau ihre Mannen gestellt hatten, das aber — eher in dem Winkel zwischen Merwe und alter Maas, als bei dem heutigen Vlaerdingen — am 29. Juli 1018 von den friesischen Bauern eine furchtbare Niederlage erlitt. G. selbst wurde schwer verwundet und gefangen, aber schon nach einigen Tagen von Dietrich wieder freigelassen, nachdem er dem Gegner volle Straflosigkeit versprochen hatte. Im August 1023 war G. bei der Zusammenkunft zu Ivois zwischen Heinrich II. und König Robert von Frankreich zugegen; noch in demselben Jahre aber starb er — der Todestag steht nicht fest — in hohem Alter, kinderlos, aber mit Hinterlassung eines ansehnlichen Schatzes. In dem Kloster des heil. Vitonus zu Verdun, das seinem Hause sehr nahe stand, und dem er selbst reiche Schenkungen zugewendet hatte, wurde er bestattet. Sein Nachfolger im Herzogthum wurde sein jüngerer Bruder Gozelo, bis dahin Markgraf von Antwerpen.

Hirsch, Jahrb. des deutschen Reichs unter Heinrich II, I—III. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit II. Breßlau.

Gottfried, zubenannt der Bärtige, Herzog von Lothringen, anfangs (1044—47) des oberen, später (1065—69) des niederen, seit 1057 auch Herzog von Spoleto und Markgraf in der Pentapolis, ältester Sohn des Herzogs Gozelo von Lothringen und dessen Mitkämpfer in der Schlacht bei Bar, die am 15. November 1037 geschlagen, hauptsächlich durch die Tapferkeit des jungen G. zu Gunsten der Deutschen entschieden wurde; wahrscheinlich schon damals Mitherzog seines Vaters in Ober-Lothringen, welches nach dem Tode Gozelos (gest. 1044 wahrscheinlich am 19. April) ganz auf ihn überging. Im Herzogthum von Niederlothringen folgte auf Gozelo sein gleichnamiger Sohn Gozelo der Jüngere, auch zubenannt der Feige; er succedirte auf Grund einer letztwilligen Verfügung des Vaters, welche König Heinrich III. im Voraus gebilligt hatte und unverzüglich ausführte, aber unter heftigem Widerspruch Gottfrieds, der Niederlothringen für sich in Anspruch nahm, die ganz Lothringen umfassende Herzogsgewalt seines Vaters ungetheilt fortsetzen wollte. Dieser Widerstreit dynastischer Ansprüche und Interessen, an sich nichts Ungewöhnliches in der damaligen Zeit, in der Geschichte des deutschen Reichs unter den ersten Kaisern des fränkischen Hauses, erhielt jedoch eine besondere Schärfe und ungemeine Bedeutung dadurch, daß er von vornherein weniger zwischen den beiden fürstlichen Brüdern, G. und Gozelo dem Jüngeren, als zwischen jenem und dem Reichsoberhaupte, dem gleichfalls jugendlichen, energischen und eben damals siegesstolzen König Heinrich III. geführt wurde. So persönlich und bis zu einem gewissen Grade auch principiell zugespitzt, weil je nach dem Ausgange das Königthum oder das Fürstenthum als solches verstärkt werden mußte, war dieser Nachfolgestreit es denn auch, der Gottfrieds weiteres Leben Jahre lang ausfüllte, ihm wie kein anderes Ereigniß Inhalt und Richtung gab. Um zum Ziele zu kommen und von Heinrich III. zu erzwingen, was dieser ihm beharrlich verweigerte, griff G. zu jedem Mittel, auch zu dem der Empörung und der Verschwörung wie mit einheimischen, so auch mit auswärtigen Fürsten. Einen ersten Versuch der Art machte er schon im J. 1044. Verbündet mit König Heinrich I. von Frankreich empörte er sich, nachdem Heinrich III. sogleich auf die erste Kunde von Gottfrieds Umtrieben eingeschritten war, ihn reichsgerichtlich aller Reichslehen, auch des Herzogthums, entsetzt hatte, und es entbrannte nun ein innerer Krieg, wie man ihn seit den ersten unruhigen Jahren Konrads II. nicht mehr erlebt hatte. Das ganze linksrheinische Deutschland wurde in Aufruhr versetzt; bis nach Burgund hinein verzweigte sich der Kampf; erst einige glückliche Waffenthaten des Königs

selbst beendeten ihn zum Nachtheile Gottfrieds. Mitte des J. 1045 unterwarf er sich und wurde von den Fürsten des Reichs zu einer Haft verurtheilt, die er auf dem festen Giebichenstein bei Halle verbüßte. Sie dauerte nicht ganz ein Jahr, zu einer Reichsversammlung, welche Heinrich III. im Mai 1046 zu Aachen hielt, wurde G. wieder in Freiheit gesetzt. Auch das Herzogthum von Oberlothringen gab der König ihm, nachdem er sich öffentlich gedemüthigt hatte, als Lehen zurück, während Niederlothringen, wahrscheinlich weil Gozelo der Jüngere inzwischen gestorben war, eben damals auf einen anderen lothringischen Großen, auf Friedrich von Luxemburg, überging. Indessen weder die erlittenen Unfälle, die Niederlagen im Felde und die Gefangenschaft, noch der Gnadenact des Königs vermochten Gottfrieds Ehrgeiz zu bändigen, sein Machtstreben zu dämpfen: trotzalledem hielt er fest an der Absicht sich zum Herzog von ganz Lothringen zu machen und schon im Herbste des J. 1047, als König Heinrich III. von seinem Römerzuge und der Kaiserkrönung heimgekehrt einen Krieg gegen das abtrünnige Ungarn beginnen wollte, empörte G. sich aufs Neue. An Bundesgenossen fehlte es ihm auch diesmal nicht: mehrere bedeutende Laienfürsten aus der Nachbarschaft, Markgraf Balduin V. von Flandern, die Grafen Hermann von Mons und Dietrich von Holland, schlossen sich ihm willig an und ließen sich von G. zu Gewaltthätigkeiten fortreißen, welche, wie die Zerstörung der alten Reichspfalz zu Nimwegen, die Einäscherung von Verdun, die Verwüstung und Plünderung bischöflicher Gebiete, namentlich der Kirchen von Utrecht und Lüttich, die Welt mit Schrecken und Abscheu erfüllten. Aber solcher Herausforderung entsprachen dann auch die Anstrengungen des Kaisers und der ihm treu gebliebenen Fürsten, um die Rebellion zu unterdrücken, insbesondere G. zu überwältigen. Das Erste war, daß der Kaiser ihm das oberlothringische Herzogthum wieder entzog und es einem elsässischen Großen, Adalbert, übertrug. Es folgten die Bündnißverhandlungen des Kaisers mit König Heinrich I. von Frankreich, der früher auf Gottfrieds Seite gestanden hatte, während er jetzt mit dem Kaiser Frieden und Freundschaft schloß; ferner die Kämpfe der lothringischen Getreuen des Kaisers mit G., welcher zwar in einem Treffen bei Thuin an der Sambre Ende 1048 seinen Nebenbuhler, den Herzog Adalbert, besiegte und erschlug, aber bald darauf im Januar 1049 durch die vereinigten geistlichen Herren, die Bischöfe von Metz, Lüttich, Utrecht eine empfindliche Niederlage erlitt; endlich eine große Coalition, welche der Kaiser im J. 1049 gegen die lothringischen Rebellen zu Stande brachte und sogleich in Bewegung setzte: das Aufgebot der dänischen Seemacht, die Hülfeleistung des englischen Königs, das Einschreiten des römischen Papstes Leo IX., der G. und Balduin excommunicirte, kurz bevor der Kaiser gegen sie ins Feld zog. Einer so überlegenen Macht fühlte sich nun aber G. nicht gewachsen, er trennte sich von Balduin, der nur der Gewalt weichen wollte, stellte sich dem Kaiser freiwillig in Aachen und wurde von ihm in Haft genommen, indessen nicht so strenge bestraft, wie er es ohne Zweifel verdient hatte. Auf die Fürsprache des Papstes schenkte der Kaiser ihm das Leben, er begnügte sich damit G. als Gefangenen dem Erzbischof von Trier zu übergeben und auch diese Haft dauerte nicht lange. Schon im J. 1051 wurde G. wieder auf freien Fuß gesetzt; eine Besitzung, welche er früher von dem kölnischen Erzstift zu Lehen getragen hatte, wurde ihm auf Befehl des Kaisers zurückgegeben; auch die politische Laufbahn erschloß sich G. von Neuem, da der Kaiser ihn eben damals mit dem Amte betraute, die Reichsgrenze gegen den wiederum abtrünnigen Balduin von Flandern, also Gottfrieds Hauptverbündeten von 1047, zu schützen. Aber herzogliche Gewalt und Stellung räumte der Kaiser G. damit nicht ein: die beiden lothringischen Herzogthümer waren damals und blieben noch lange in anderen Händen, Niederlothringen im Besitz Friedrichs von Luxemburg, während

in Oberlothringen auf den von G. erschlagenen Adalbert ein naher Verwandter, Graf Gerhard von Elsaß, gefolgt war: er ist der Stammvater aller folgenden Herzoge von Oberlothringen oder von Lothringen schlechthin, im späteren Sinne des Wortes. Einer Wiederherstellung Gottfrieds als Herzog war der Kaiser durchaus entgegen, aber jener selbst scheint sie nichts destoweniger erstrebt zu haben; jedenfalls war er nicht gewillt in der untergeordneten Stellung, welche der Kaiser ihm zuletzt angewiesen hatte, ruhig zu verharren, sondern rasch entschlossen griff er zu, als sich ihm eine Gelegenheit darbot für die schweren Einbußen, die er in Deutschland erlitten hatte, in Italien entschädigt zu werden. Dieses geschah im J. 1054 durch seine Vermählung mit Beatrix, der Wittwe und Nachfolgerin des überaus reichen und weitgebietenden Markgrafen Bonifacius von Tuscien, den außer seiner Gemahlin drei Kinder überlebten, ein Sohn Friedrich und zwei Töchter Beatrix und Mathilde, sämmtlich successionsfähig, aber auch sämmtlich unmündig und schon deshalb des Schutzes bedürftig, den G., waffenkundig und staatsmännisch gewandt, wie wenig andere Fürsten des Reichs, in Aussicht stellte. Für ihn war die Vermählung mit Beatrix nicht blos im Allgemeinen vortheilhaft, sondern speciell und recht eigentlich für seine Interessen in Lothringen förderlich. Denn die Heimath der Beatrix war Oberlothringen, der im J. 1033 verstorbene Herzog Friedrich war ihr Vater und sie als Allodialerbin Friedrichs war mit ihrem Vaterlande auch nach ihrer Vermählung mit Bonifacius in Zusammenhang geblieben. Dazu kam noch ein Anderes. Gottfrieds Bruder Friedrich hatte mittlerweile in Italien eine glänzende Laufbahn gemacht: durch die Gunst des Papstes Leo IX. von Lothringen nach Rom versetzt, war er Cardinal der römischen Kirche und unter den vertrauten Rathgebern dieses großen Regenerators der römischen Hierarchie einer der einflußreichsten geworden. Auch diese Beziehungen wurden für das gemeinsame Interesse der beiden Brüder erst recht nutzbar, wenn Friedrichs kirchliche Würden einen entsprechenden weltlichen Zuwachs durch G. erhielten, mit anderen Worten: wenn Beatrix, die lothringische Herzogstochter, welche als Nachfolgerin des Bonifacius, als Erbin des Hauses von Canossa in Ober- und Mittelitalien weitaus die erste fürstliche Macht repräsentirte, Gottfrieds Gemahlin wurde. Ein Umstand hätte allerdings an diesem Plane irre machen, von ihm abschrecken können: es war nicht anzunehmen, daß der Kaiser, zu dessen nächsten Verwandten Beatrix als Schwestertochter seiner Mutter Gisela gehörte, ihre Verbindung mit einem so durchaus unzuverlässigen Vasallen, wie es G. war, zugeben würde. So war es denn auch in der That: nachdem sich G. und Beatrix Ende des J. 1054 nicht blos ohne Zustimmung, sondern auch ohne Vorwissen des Kaisers vermählt hatten, mußte jener sogleich wieder zu den Waffen greifen, um die neu gewonnene Stellung gegen den Kaiser zu behaupten und ob ihm das gelingen würde, war wenigstens momentan zweifelhaft. Schon im Frühjahr 1055 erschien Heinrich III. selbst in Ober-Italien an der Spitze eines bedeutenden Heeres und von vorneherein zu großer Strenge entschlossen, so daß er z. B. Beatrix, die sich aus freien Stücken zu ihm begab, als Gefangene behandelte. G. wich ihm deshalb in Italien aus, er begab sich in seine deutsche Heimath, in die Niederlande, verbündete sich aufs Neue mit dem stets abtrünnigen Balduin von Flandern und unterstützte ihn bei einem Angriff auf Antwerpen, bei einer Belagerung dieser wichtigen Grenzfeste. Indessen als Herzog Friedrich mit seinen Getreuen zum Entsatz heranzog, wichen sie vor ihm zurück. Ueberhaupt verzweifelte G. bald mit Waffengewalt etwas auszurichten; nachdem der Kaiser aus Italien zurückgekehrt und anderer Rebellen ohne Mühe Herr geworden war, stellte G. die Feindseligkeiten ein; auch persönlich näherte er sich dem Kaiser wieder und ergab sich ihm, wie es scheint, auf Gnade und Ungnade. Heinrich III., trotz der letzten

Erfolge von schweren Regierungssorgen bedrängt und der Hingebung aller Fürsten bedürftig wie er war, ließ Gnade walten. G. blieb straflos, die Markgräfin Beatrix, seine Gemahlin, von deren drei Kindern nur noch ein einziges, die später so berühmte Mathilde, am Leben war, erhielt die Freiheit und damit den Gatten wieder. Bald darauf am 5. October 1056 starb Kaiser Heinrich III., nachdem er, wie vereinzelt, aber nicht unglaubwürdig berichtet wird, G. wiederholt gebeten hatte, seinem unmündigen Sohne und Nachfolger Heinrich IV. die Treue zu bewahren. Gewiß ist: die Kaiserin Wittwe Agnes als Vormünderin Kaiser Heinrichs IV. sowie der römische Papst Victor II., der nach dem Wunsche des sterbenden Kaisers der vornehmste Rathgeber der Regentin wurde, beide boten Alles auf, um sich G. zum Freunde zu machen. Verhandlungen, die im December 1056 in Köln stattfanden und zugleich auf Balduin Bezug hatten, führten zu einem förmlichen Friedensschluß zwischen G. und Kaiser Heinrich IV. Gottfrieds Ehe mit Beatrix und der daraus folgende Antheil an dem markgräflichen Regiment über die sämmtlichen Herrschaften des verstorbenen Bonifacius wurden nicht weiter bestritten; auch die lothringischen Allodien und Erblehen Gottfrieds gingen mit Ausnahme des oberen Herzogthums wieder vollständig in seinen Besitz über und von dieser sicheren Grundlage aus gestaltete sich dann Gottfrieds weiteres Schicksal, die letzte größere Epoche seines Lebens entsprechend den dynastischen Interessen, auf die er es von jeher abgesehen hatte, es entwickelte sich in demselben Maße günstig wie das Gedeihen dcs Reichs während dessen zurückging, wie namentlich das Königthum in Verfall gerieth und die aristokratischen Factoren der Verfassung, geistliches und weltliches Fürstenthum überhaupt die Oberhand gewannen. In den ersten Jahren Kaiser Heinrichs IV. und so lange er unter der Vormundschaft erst seiner Mutter, der Kaiserin, dann einzelner Fürsten stand, war G. vorzugsweise in Italien thätig: belehnt mit dem Herzogthum Spoleto und den dazu gehörigen markgräflichen Rechten, welche unmittelbar vor ihm Papst Victor II. bis zu seinem Tode am 28. Juli 1057 vom Kaiser zu Lehen gehabt hatte, war G. in dieser Zeit vor allem als italienischer Reichsfürst bedeutend. Insbesondere nahm er lebhaften und vielfach maßgebenden Antheil an den römischen Vorgängen, an der hierarchisch-dynastischen Politik seines Bruders, des Cardinals Friedrich, der am 2. August 1057 an Stelle Victors zum Papst gewählt und als solcher Stephan X. genannt, seinerseits in Bezug auf G. die weitgehendsten Pläne verfolgt, unter anderem ihm die Kaiserkrone zugedacht haben soll. Ferner nachdem Stephan schon am 29. März 1058 gestorben war, betheiligte sich G. an der Neubesetzung des Papstthums, an der Verdrängung Benedicts X., der lediglich ein Parteihaupt, nur die alten Faktionen der Crescentier und Tuskulaner für sich hatte, und an der Erhebung des Bischofs Gerhard von Florenz. Nächst dem Einfluß des damals schon mächtigen Cardinals Hildebrand, des späteren Gregors VII., hatte Gerhard als Papst Nikolaus II. sein Emporkommen wie seine Erfolge hauptsächlich dem Beistande Gottfrieds zu verdanken, wofür diesem in einem Kampfe, den er mit der widerspänstigen Stadt Ancona zu bestehen hatte, die Unterstützung des Papstes zu Theil wurde. Auch während des Schisma, welches nach dem Tode von Papst Nicolaus II. (gest. am 27. Juli 1061) zwischen den beiden Parteihäuptern Alexander II. (Anselm von Lucca) und Honorius II. (Cadalus von Parma) ausbrach, behauptete sich Gottfried zunächst als vorwaltender Machthaber in den römisch-italienischen Verhältnissen. Geradezu epochemachend wurde sein Eingreifen im J. 1062, als beide Prätendenten mit den Waffen in der Hand sich unmittelbar gegenüberstanden, in und um Rom mit einander Krieg führten. Da zog auch Herzog G. mit Heeresmacht vor Rom und nöthigte beide Parteien nicht bloß die Feindseligkeiten einzustellen, sondern überhaupt ihren Streit nicht mehr eigenmächtig weiterzuführen, sich der

Entscheidung des Reichsoberhauptes, des Königs Heinrichs IV. zu unterwerfen. Erst seitdem suchte auch Alexander II. seine Ansprüche nur in Verbindung mit dem deutschen Hofe und mit Unterstützung des deutschen Episcopats durchzusetzen. Dies geschah auf einem Concil, welches Ende Mai 1064 zu Mantua, einer der Hauptstädte des markgräflichen Hauses von Canossa stattfand und in Gegenwart Gottfrieds, höchst wahrscheinlich auch in Uebereinstimmung mit dessen Absichten seine für Alexander II. so günstigen Beschlüsse faßte. Damit kamen Gottfrieds Einwirkungen auf Italien vorläufig zum Abschluß. Ende des Jahres 1064 begab er sich über die Alpen, um längere Zeit in Deutschland zu verweilen, dem jungen Könige, dem bei seiner Wehrhaftmachung Ende 1065 G. als Schildträger zugewiesen wurde, nahe zu sein und als Laienfürst neben so hohen Prälaten, wie es die Erzbischöfe Anno von Köln und Adalbert von Hamburg-Bremen waren, an der Reichsregierung persönlich Antheil zu nehmen. Auch sein dynastisches Interesse wurde noch einmal in einer Weise befriedigt, die wie eine Genugthuung für die früher erlittenen Unfälle und Niederlagen erscheint. Als Herzog Friedrich von Niederlothringen am 28. August 1065 starb, wurde G. der Nachfolger seines ehemaligen Nebenbuhlers und so im Besitze eben desjenigen Reichslehens, welches ursprünglich und so lange der vornehmste Gegenstand seines Ehrgeizes gewesen war, nahm er jetzt auch in Deutschland wieder eine höchst bedeutende Stellung ein. Unter den weltlichen Fürsten des gesammten Reiches war damals Niemand, der es mit ihm an Würden, Reichthum und Unabhängigkeit aufnehmen konnte; unter den geistlichen Großen hatte G. nur wenige ebenbürtige Rivalen und was den jungen König Heinrich IV. betrifft, so machte dieser allerdings Versuche, sich dem Uebergewicht des mächtigen Lothringers zu entziehen, aber vergeblich: nicht einmal eine Reichsheerfahrt, welche König Heinrich IV. vollständig gerüstet im Februar 1067 nach Italien antreten wollte, vermochte er auszuführen, weil Gottfried ihm zuvorgekommen war und es unternahm, die wichtigste Angelegenheit, um die es sich damals handelte, die Vertheidigung von Rom und ganz Mittel-Italien gegen einen Angriff der unteritalienischen Normannen auf eigene Hand zu ordnen. An der Spitze eines Heeres, bei dem sich u. a. Papst Alexander II. befand, trat G. im Mai 1067 den Normannen am Garigliano entgegen, er erntete jedoch wenig Ruhm, da er nach einem kleinen, in jeder Hinsicht unbedeutenden Treffen bei Aquino die Feindseligkeiten einstellte und mit dem Normannenfürsten Richard Frieden schloß. Es war ein Abkommen, welches im Grunde Niemand befriedigte, wol aber dem gegen G. überall bestehenden Mißtrauen neue Nahrung gab. Besonders stark regte es sich diesmal in Rom bei Papst Alexander und den Cardinälen, welche überdies noch dadurch gereizt wurden, daß G. bald nach seiner normannischen Expedition eine Zusammenkunft mit dem Gegenpapst Cadalus hatte. Wenig fehlte, so wäre er wie mit dem deutschen Königshofe, so auch mit der römischen Curie zerfallen. Den Bruch verhinderte jedoch ein Act der Unterwürfigkeit, wie sie Herzog Gottfried gegen die Kirche und die obersten Träger der Kirchengewalt auch schon früher gezeigt hatte. So hatte er z. B. für das Unheil, welches er im Jahre 1047 den Kirchen und Klöstern von Verdun zufügte, öffentlich Buße gethan, er hatte sich zu bedeutenden Opfern und Kasteiungen verstanden und diese hatten mehr als Waffenthaten und weltliche Politik dazu beigetragen ihm die Zuneigung und Unterstützung der hohen Geistlichkeit zu erwerben, ihn zu einem Freunde der Kirche im weitesten Sinne zu stempeln. Jetzt, wo diese Freundschaft zu zerreißen drohte, befestigte sie G. wieder in ähnlicher Weise. Dem Papste, der in seinem Unwillen und wahrscheinlich unter Berufung auf zu nahe Verwandtschaft die Ehe zwischen G. und Beatrix getrennt hatte, leistete er die verlangte Genugthuung: er verpflichtete sich aus den ihm und Beatrix gemein-

schaftlichen Besitzungen ein Mönchskloster zu stiften, wie man annehmen darf, gegen Wiederaufhebung des Eheverbotes. Der Ort, den G. für die Stiftung wählte, lag in seiner lothringischen Heimath, es war seine Burg Bouillon in den Ardennen, unweit des St. Hubertusklosters, später berühmt als Hauptburg Gottfrieds, des ersten Kreuzfahrers. Die Stiftung des Klosters von St. Peter in Bouillon war Herzog Gottfrieds letzte That. Schon krank, als er nach Bouillon kam um die vorbereitenden Acte in Person vorzunehmen, genas er von dieser Krankheit nicht mehr, und erkannte selbst, daß es mit ihm zu Ende ging. Daher die Uebergabe seines Schwertes an Theoderich, den Abt von St. Hubertus, zum Zeichen vollständiger Weltentsagung und die Uebersiedelung von Bouillon nach Verdun, der Stadt seiner Väter. Hier starb G. am 21. Decbr. 1069, mit Hinterlassung von zwei Kindern, welche ihm Doda, seine erste Gemahlin geboren hatte, eines Sohnes, Gottfried (des Buckligen), der dem Vater im Herzogthum von Niederlothringen folgte, und einer Tochter Ida, welche vermählt mit einem französischen Kronvasallen, mit dem Grafen Eustachius von Boulogne, die Mutter Gottfrieds von Bouillon, des Eroberers von Jerusalem, wurde. Die Ehe Gottfrieds mit Beatrix von Tuscien war kinderlos, indessen die fürstliche Macht, welche sich in dieser Verbindung verkörperte, auf ihr beruhte, blieb zunächst ungetheilt. G. hatte rechtzeitig dafür gesorgt, daß Mathilde, die alleinige Erbtochter der Beatrix, die Gemahlin seines gleichnamigen Sohnes Gottfried wurde. Ihre Vermählung fiel ungefähr zusammen mit dem Tode des alten Herzogs. So endete in klösterlicher Zurückgezogenheit ein Fürst, der die längste Zeit seines Lebens hindurch nur seinen weltlichen Interessen nachgegangen war und indem er sie schließlich fast nach jeder Richtung hin befriedigte, nicht nur seiner Person und seiner Dynastie eine ungewöhnliche Bedeutung gab, sondern auch das deutsche Fürstenthum als solches wesentlich förderte, seiner Erhebung über das Königthum mächtig Vorschub leistete. Auch die hierarchische Richtung, in der sich das deutsche Fürstenthum unter Heinrich IV. zunächst und vorwiegend bewegte, ist ihm von G. vorgezeichnet worden: er zuerst suchte und fand den Rückhalt, dessen er gegen die oberste Reichsgewalt, gegen das Kaiserthum bedurfte, nicht mehr ausschließlich bei seinen Mitfürsten oder in Frankreich, sondern zugleich in dem kirchlichen Mittelpunkte des gesammten Abendlandes, in Rom bei der päpstlichen Curie, und wenn andererseits das Papstthum später, als der große Principienkampf mit Heinrich IV. entbrannte, die Mehrzahl der deutschen Fürsten verhältnißmäßig leicht auf seine Seite brachte, so wurde dieser Erfolg nur dadurch möglich, daß G. ihm vorgearbeitet, daß schon er das Papstthum als die höchste Autorität über sich in geistlichen und in weltlichen Dingen anerkannt hatte. Kein Wunder daher, wenn die Beurtheilung Gottfrieds in den zeitgenössischen Geschichtswerken vielfach schwankt und je nach dem Parteistandpunkte des betreffenden Autors günstig oder ungünstig ausfällt, wenn ihn hierarchisch, speciell päpstlich gesinnte Geschichtschreiber, z. B. Lambert von Hersfeld, Bernold von Constanz, Bonitho von Sutri hochstellen und bewundern, während ihn der extremste Parteigänger des Kaisers, Benzo von Alba mit Schmähungen überhäuft. Ein zusammenhängendes Lebensbild des Fürsten hat in der Zeit Niemand, weder Freund noch Feind, entworfen. Selbst in der nur wenig jüngeren Chronik des St. Hubertusklosters, in der man wegen des Zusammenhanges mit St. Peter von Bouillon am ehesten eine reiche Quelle erwarten durfte, ist nur das Ende Gottfrieds mit einiger Ausführlichkeit behandelt; sonst findet man auch hier nicht mehr als beiläufige Erwähnungen und abgerissene Daten, wie sie ebenfalls in anderen Quellen, z. B. in der Bisthumsgeschichte von Verdun, welche der Lütticher Laurentius im 12. Jahrhundert schrieb, mehr oder minder häufig vorkommen. Von Interesse ist eine kurze Charakteristik Gottfrieds

in dem sog. Triumph des heiligen Remaklus, Cap. 11: eingekleidet in sallustische Phrasen, entbehrt sie doch nicht, wie Giesebrecht dargethan hat, der historischen Treue. Als Gottfrieds Wesen erscheint darin ein eigenthümliches Gemisch von Ritterlichkeit und Verschlagenheit, wie es auch von anderen Zeitgenossen an ihm wahrgenommen wurde. Geradheit und Uneigennützigkeit werden ihm ausdrücklich abgesprochen. Das einschlägige urkundliche Material, dem auch einige Zuschriften des Cardinals Petrus Damiani an G., beziehungsweise an G. und Beatrix beizuzählen sind, ist zerstreut: planmäßige Sammlung und regestenmäßige Bearbeitung wäre bei der großen, eminent reichsgeschichtlichen Bedeutung Gottfrieds wünschenswerth. Beiträge liefern u. a. Calmet, Histoire de Lorraine Tome II (Nancy 1748), Preuves. Cosimo della Rena (e Camici), Serie degli antichi duchi e marchesi di Toscana, Firenze 1775 (Goffredo I. Duca e marchese di Toscana, di Lorena, di Spoleto); im registro dei documenti zahlreiche Urkunden.

Vgl. F. Jaerschkerski, Godfried der Bärtige, 1. Theil (Gött. Dissertation 1867). A. Pannenborg, Studien zur Geschichte der Herzogin Matilde von Canossa, Göttingen 1872. S. 24 ff. Clouët, Histoire de Verdun T. II. p. 33 ff. p. 60—80. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, Bd. II. (Buch V, Cap. 9—14) und Bd. III (Buch VI, Cap. 1—7). E. Steindorff, Jahrb. des deutschen Reichs unter Heinrich III. Bd. I. S. 201 f.

Steindorff.

Gottfried III. Gibbosus, der Höckerige oder Bucklige genannt, Herzog von Niederlothringen und Graf von Verdun, Markgraf von Tuscien und Herzog von Spoleto, † 1076, folgte in den letzten Tagen des J. 1069 seinem Vater, Herzog Gottfried dem Bärtigen, in der Herrschaft. Schon seit längerer Zeit war er mit der bekannten Mathilde von Tuscien verlobt, die Hochzeit, zu welcher die Braut selbst nach Lothringen kam, erfolgte wahrscheinlich erst 1071. Aber wenn diese Ehe auch nicht, wie mehrfach behauptet worden ist, nur zum Schein geschlossen war, so wurde sie doch keineswegs eine glückliche. Mathilde verließ bald ihren Gatten, und zwar wahrscheinlich seiner kirchlichen Haltung wegen. G. war der Geistlichkeit wenig ergeben, und gleich im Anfang seines Regimentes gerieth er mit ihr in Zwist, indem er das Testament seines Vaters, welches der Kirche überreiche Spenden gewährte, voll auszuführen verweigerte. Jene Heirath sollte vermuthlich dazu dienen, den Herzog enger an die Interessen der gregorianischen Partei zu knüpfen, aber der beabsichtigte Zweck wurde ebenso wenig erreicht, als spätere Bemühungen Gregors VII., der G. sogar die Belehnung mit Sardinien verhieß, wenn er ihm Hülfstruppen gegen die Normannen stellte, Erfolg hatten. Daher kam es, obgleich der Herzog Ende 1072 selbst nach Italien ging, zu keiner Aussöhnung und Wiedervereinigung mit der Gattin. Ueberhaupt hat sich G. wenig um Italien gekümmert, das Feld seiner Thätigkeit fast ausschließlich in Deutschland gefunden. In den Jahren 1071 und 1073 führte er einen glücklichen Krieg gegen Graf Robert von Flandern, in dem er dem Gegner nicht nur eine Niederlage beibrachte, sondern auch friesische Gebiete eroberte. Bald trat er in die engsten Beziehungen zu Heinrich IV. und wurde einer der einflußreichsten Männer im Reiche, die beste Stütze des Königs namentlich im Kampfe gegen die Sachsen. Zweifelhaft erscheint allerdings sein Verhalten bei dem Gerstunger Vertrage vom October 1073, in welchem die Gesandten Heinrichs — unter ihnen eben G. — den Sachsen insgeheim die Wahl eines anderen Königs zugesagt haben sollen. Aber der Bericht Lamberts, der allein diese Dinge ausführlich erzählt, ist kaum als zuverlässig zu betrachten, da wir den Herzog sonst in unwandelbarer Treue bei seinem Könige sehen. Seine Schaaren waren es, welche die letzte Entscheidung in der Schlacht an der Unstrut herbei-

führten, seine weiteren starken Rüstungen trugen viel dazu bei, die Aufständischen zur endlichen Unterwerfung zu zwingen, welche er selbst vereinbaren half. Indessen war es zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. zu ernsten Zerwürfnissen gekommen. G. stand auch hier auf Seite des Königs und scheint von Anfang an auf eine entschiedene Haltung gedrungen zu haben. Demgemäß nahm er hervorragenden Antheil an dem Concil von Worms, welches Gregor absetzte, und erklärte sich bereit, den neu zu erwählenden Papst nach Rom zu geleiten. Aber ihm war ein früher Tod beschieden. Als er bald nach diesen Vorgängen sich in die früher eroberten friesischen Gebiete begeben hatte, wurde er bei Vlaardingen von einem Meuchelmörder, einem Dienstmann des feindlichen Grafen Dietrich von Holland, in scheußlicher Weise tödtlich verwundet und starb am 26. Febr. 1076 in Utrecht. Seine Gebeine wurden in Verdun beigesetzt; da er keine Kinder hinterließ, folgte ihm sein Neffe, der berühmte Gottfried von Bouillon. Die zeitgenössischen Schriftsteller, selbst die auf gegnerischer Seite Stehenden, sind voll des Lobes über ihn. Trotz seiner körperlichen Mißgestalt war G. ein tapferer Kriegsmann und zugleich ein thatkräftiger und weiser Fürst. Lambert bezeichnet ihn als die Kraft und Stütze des deutschen Reiches, dem kein anderer Fürst gleichgekommen sei, und lothringische Schriftsteller klagen, daß mit seinem Tode Friede und Gerechtigkeit aus dem Lande gewichen sei.

Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit III, 1. Pannenborg, Studien zur Geschichte der Herzogin Matilde von Canossa, Göttingen 1872.

Theodor Lindner.

Gottfried IV., Herzog von Niederlothringen, der frühzeitig zum Gegenstand von Sage und Dichtung gewordene Führer der deutschen und lothringischen Theilnehmer an dem ersten Kreuzzuge, dann durch das Zusammenwirken eigenthümlicher Verhältnisse Oberfeldherr des Kreuzfahrerheers überhaupt und nach der Eroberung Jerusalems der erste Herrscher des neu gegründeten Reiches, war in einem nicht näher bestimmbaren Jahre geboren als Sohn des Grafen Eustach von Boulogne und Ida's, einer Schwester Gottfrieds des Buckligen, des Heinrich IV. befreundeten Herzogs von Lothringen, der der erste Gemahl Mathildens von Tuscien gewesen war. Von diesem, seinem Oheim, adoptirt, erbte G. nach der Ermordung desselben durch Robert von Flandern das Allod desselben und erhielt die Mark Antwerpen zu Lehen. Bis auf den Kreuzzug wissen wir von Gottfrieds Schicksalen nur wenig: denn was später von ihm erzählt wurde, ist meistens phantastisch ausgeschmückt in der Absicht, G. schon in seinen Anfängen als ein auserwähltes Rüstzeug Gottes erscheinen zu lassen; auch die großen Parteigegensätze jener Zeit wirkten dabei mit: die kaiserliche Partei sowol wie die päpstliche suchte den späteren ersten König von Jerusalem als den ihrigen darzustellen, die eine ließ ihn daher Rudolf von Schwaben den tödtlichen Streich beibringen, die andere macht ihn ganz irrthümlich zu einem Bruder der Praxedis, der russischen Gemahlin Heinrichs IV., und stellt seine Kreuzfahrt dar als eine Buße, die er sich für das als Anhänger des Kaisers von ihm der Kirche gethane Unrecht auferlegt habe. Sicher ist, daß G. auf der Seite des Kaisers gestanden, mit demselben in Italien gefochten, sich aber nicht besonders ausgezeichnet hat; der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit war naturgemäß seine lothringisch-niederländische Heimath, in deren örtlichen Händeln er sein Gut zu mehren bestrebt war. Mit seinen Brüdern Eustach und Balduin schloß sich G. als der einzige bedeutendere Theilnehmer aus der Reihe der deutschen Fürsten dem ersten Kreuzzuge an. Mit angeblich 70000 Mann brach er Mitte August 1096 auf, zog die Donau hinab, erhielt nach langen Verhandlungen freien Durchzug durch Ungarn, überschritt die Save, ging durch Bulgarien, erreichte die griechische Grenze bei Nissa und langte unter manchen Fährlichkeiten

gegen Weihnachten in der Nähe Constantinopels an. Ein Streit mit den Griechen der nach Monate langen Verhandlungen zu offenem Kampfe führte, endete Anfang April 1097 nach anfänglichem Siege Gottfrieds zum Nachtheil desselben: G. mußte schwören, alle einst dem griechischen Reiche gehörigen Städte und Länder, die er in Asien erobern würde, dem Kaiser Alexius zu übergeben und demselben Vasallentreue zu wahren. Mit seinen Lothringern, unterstützt von den italienischen Normannen, ging G. nach der Ueberschiffung nach Asien (8. bis 10. April 1097) über Nicomedien gegen Nicaea, an dessen Belagerung er theilnahm. Nach der Uebergabe der Festung an die Griechen focht G. zwar am 1. Juli 1097 mit in der siegreichen Schlacht gegen Kilidsch Arslan bei Doryläum: den Oberbefehl aber führte und Urheber des Sieges der Christen war nicht, wie die spätere Sage will, G., sondern Boëmund von Tarent. Auch in dem weitern Verlaufe der Kreuzzüge tritt G., wenn wir nicht der legendenartigen Darstellung der späteren Zeit, sondern der geschichtlich beglaubigten Ueberlieferung folgen, in keiner Richtung bedeutend oder gar als tonangebende und leitende Persönlichkeit hervor: als solche erscheint vielmehr namentlich auch während der Kämpfe vor und in Antiochien durchaus Boëmund von Tarent. Während der langen Unterbrechung, welche nach der Zurückschlagung des vor Antiochien erschienenen muhammedanischen Heeres in der Kreuzfahrt eintrat und die Fortsetzung derselben fast zweifelhaft erscheinen ließ, besuchte G. seinen inzwischen in den Besitz des Fürstenthums Edessa gelangten Bruder Balduin in seiner Hauptstadt, und scheint sich erst kurz vor dem endlichen Aufbruche nach Jerusalem (Januar 1099) bei Maara mit dem Hauptheere wieder vereinigt zu haben. Im Februar 1099 finden wir G. mit Raimund von Toulouse, Robert von Flandern u. A. vor der vergeblich belagerten Burg Arkas (im Norden von Tripolis): in dieser Zeit schloß sich ihm der Normanne Tancred an und trat zu ihm in ein besonderes Treue- und Dienstverhältniß, welches der Stellung Gottfrieds wesentlich zu gute kam. Dem Murren des nach Jerusalem drängenden Heeres nachgebend, veranlaßte G. den 15. Mai 1099 die Aufhebung der Belagerung von Arkas. Erst bei dem Angriff auf Jerusalem selbst, angesichts dessen die Kreuzfahrer den 7. Juni angekommen waren, fand G. Gelegenheit, sich hervorzuthun: seit dem 9. Juli hatte er sein Lager auf der östlichen Seite der Stadt aufgeschlagen, dort begann er den 14. Juli den eigentlichen Angriff und drang am Nachmittag des 15. mit den Seinen in die Stadt ein, die gleichzeitig von Norden her durch eine in ihre Mauern gelegte Bresche genommen wurde. Als nach Herstellung der Ordnung in der Stadt die Fürsten des Kreuzfahrerheeres den 23. Juli zu Rathe gingen, wurde die Krone des Reiches, das man zu errichten beschlossen, zunächst dem mächtigsten der Theilnehmer an dem Zuge, dem Grafen Raimund von Toulouse, angeboten, und erst als dieser abgelehnt hatte, trug man sie G. von B. an. Die Tradition ist auch hier ganz legendenhaft gestaltet: die Wahl Gottfrieds soll einstimmig, durch göttliche Eingebung, unter Visionen und Wundererscheinungen vor sich gegangen sein, man stellte sie eben dar als die herrliche Vollendung der großen Verheißungen, die nach anderen legendarischen Traditionen G. schon in seiner Jugend als zu dem Größten und Herrlichsten bestimmt hatten erscheinen lassen. Richtig dagegen ist, daß G. sich nicht „König“, sondern nur „Herzog“ nannte: ob auf den Wunsch der Fürsten, deren Empfindlichkeit allerdings an dem Königstitel leicht Anstoß nehmen konnte, oder aus eigenem Antriebe, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls war die Stellung Gottfrieds in seiner neuen Würde eine sehr unsichere: zu dem Ungehorsam der weltlichen Fürsten kamen die hochgespannten, jede feste staatliche Ordnung in dem neuen Reiche unmöglich machenden Ansprüche des Clerus, der der eigentliche Herr des heiligen Landes zu sein glaubte, endlich die gleich hereinbrechende Gefährdung

durch einen übermächtigen aegyptischen Angriff. Den letzteren gelang es G., durch den mit geringer Macht gewonnenen glänzenden Sieg bei Ascalon (den 14. August 1099) glücklich abzuweisen; der anderen Schwierigkeiten dagegen konnte er nicht Herr werden. Durchaus unrichtig ist daher, was die Tradition von dem angeblichen schnellen Aufblühen des Königreichs Jerusalem unter G., von der durch denselben getroffenen Ordnung der Verfassung ꝛc. berichtet; insbesondere haben die auf G. zurückgeführten „Assisen von Jerusalem" gar nichts mit demselben zu thun, sondern sind etwa 150 Jahre nach seiner Zeit entstanden. Vielmehr stellen sich die Anfänge des christlichen Reiches unter G. sehr kläglich und elend dar, während die sagenbildende Tradition es liebt, die Erfolge und Einrichtungen späterer Zeiten, ja der besten Zeiten auf den nun einmal im Widerspruch mit den historischen Thatsachen zum Helden des ersten Kreuzzugs gestempelten G. zurückzuführen. Namentlich drohten die sich schnell steigernden hierarchischen Ansprüche des Clerus dem Königreiche Gefahr, und gerade gegen diese hat sich G. ganz schwach und haltlos gezeigt: schon am 2. Februar 1100 hatte G. auf Andringen des Patriarchen Dagobert, der behauptete, Jerusalem dürfe keinen weltlichen Herrn haben, der Kirche den vierten Theil des wichtigen Jaffa geschenkt, Ostern desselben Jahres gab er vor dem Clerus und Volk dem Patriarchen Jerusalem selbst mit dem Davidsthurm und sonstigen Zubehör und behielt sich nur die Nutzung vor, bis das Reich durch die Eroberung einiger anderer Städte vergrößert sein würde; für den Fall, daß G. eher stürbe, sollte die Stadt sofort an den Patriarchen kommen. G. wurde damit Vasall des heiligen Grabes und des Patriarchen. Diese Schwäche Gottfrieds ließ das Schlimmste für die Zukunft befürchten und für die Entwicklung des christlichen Reiches im heiligen Lande war danach der am 18. Juli 1100 eintretende Tod Gottfrieds beinahe als ein Glück zu bezeichnen. Beigesetzt wurde G. in der hl. Grabeskirche, an der Außenseite des heutigen „Refectoriums der Griechen", welche dasselbe (eine von vier kleinen Säulen getragene Steinplatte mit einfacher Inschrift) 1808 bei einem Neubau entfernt haben. Daß G., der im Vergleich mit den bedeutenderen Theilnehmern des ersten Kreuzzugs, besonders Raimund von Toulouse, Boëmund, Tancred u. A., nichts Nennenswerthes geleistet hat, dennoch in der Tradition zu dem alle überstrahlenden Helden desselben geworden ist, erklärt sich einfach daraus, daß G., ohne persönlichen Ehrgeiz und ohne Nebenabsichten, beschränkt festhielt an dem ascetisch-hierarchischen Ursprung des Zugs: dieser beherrscht die Tradition und deshalb erschien G. im Widerspruch mit den Thatsachen der Menge als der geeignetste Repräsentant des Geistes jener Zeit.

Vgl. die Quellen zur Geschichte des ersten Kreuzzugs, insbes. Wilhelm. Tyr. l. I—IX; Godefridi Bullonii Lotharingiae ducis diplomata et epistolae (ganz unkritisch!) in Bd. 155 von Migne's Patrologiae cursus complet.; Wilken, Gesch. der Kreuzzüge 1. 2; v. Sybel, Gesch. des ersten Kreuzzugs; de Hody, Godefroid de B. et les rois latins de Jérusalem. Paris 1859.

Prutz.

Gottfried mit dem Barte, auch der Große zubenannt, aus dem alten von Otto I. niedergeworfenen Geschlecht der Herzöge von Lothringen stammend, folgte nach dem Tode seines Bruders Heinrich 1095 diesem als Graf von Löwen und Herr der Besitzungen des Hauses, die in Brabant, im Haspengau, in Toxandrien lagen. Der Bürgerkrieg zwischen Heinrich IV. und dessen Sohn brachte dem Grafen die hohe Würde seiner Ahnen wieder; denn Heinrich V. entsetzte im J. 1106 den bisherigen Herzog von Niederlothringen, Heinrich von Limburg, als Anhänger des alten Kaisers und übertrug dem ihm ergebenen Grafen G. das Herzogthum nebst der damit verbundenen Mark Antwerpen. Den Widerstand des abgesetzten Herzogs brach G. durch die siegreiche Erstürmung der Haupt-

stadt Aachen und zwang denselben zur Unterwerfung, zur Beschränkung auf seine Stammlande. Allerdings blieb der Graf von Limburg zunächst ein unruhiger Nachbar. Indeß das rücksichtslose Auftreten des jungen Königs Heinrich V. gegen die Kirche und die Fürsten, das so manche alte Widersacher zu gemeinsamer Opposition verband, führte auch hier die Gegner zusammen: beide, Heinrich von Limburg und G., betheiligten sich lebhaft an dem großen niederrheinisch-westfälischen Aufstande im J. 1114, dessen Mittelpunkt Köln war, und den der König vergeblich in zwei Feldzügen zu bewältigen suchte. Namentlich Niederlothringen verharrte in seinem Widerstande gegen das Königthum. Es war das nur der negative Ausdruck desselben Zeitgeistes, der sich hier, wie überall damals positiv in dem Streben der Fürsten nach Autonomie und Territorialhoheit äußerte und der unseren Herzog nicht minder als seine Standesgenossen erfüllte. Von seinem Herzogthum aus erstrebte er die Macht und den Einfluß eines unabhängigen Herrschers in jenen Gebieten und versäumte keine Gelegenheit, sich als solchen zu bethätigen. Im J. 1117, bei dem Erbfolgestreit um Flandern zwischen Karl dem Dänen und Wilhelm von Ypern, trat G. energisch zu Gunsten des letzteren auf, freilich vergeblich, da die Städte und der größere Theil des Adels auf Karls Seite standen. Mit besserem Erfolge warf der Herzog sich aber in den großen, ganz Lothringen 1119—21 bewegenden Lütticher Wahlstreit zwischen den Bischöfen Alexander und Friedrich, indem er ersteren gegen den Erzbischof von Köln und gegen den Papst selbst trotz wiederholter Excommunication vertheidigte. Es war dies ein Widerspiel des größeren Kampfes zwischen Kaiser und Papst, der um die Zeit ja nochmals aufs heftigste um die Bischofswahl und -Investitur entbrannt war, und G. näherte sich dadurch natürlich dem Kaiser, dessen Hülfe er in Anspruch nahm, von neuem, während die Feindschaft gegen den Grafen von Limburg — seit Heinrichs Tode 1119 dessen Sohn Walram —, der Friedrichs Partei ergriffen hatte, sich wieder verstärkte. Nach dem großen Friedensschluß des J. 1122 wurde auch die Lütticher Fehde beigelegt: im Einvernehmen mit dem Kaiser setzte G. 1123 die Wahl seines Bruders Albero zum Bischof von Lüttich durch — ein bedeutender Erfolg für die Befestigung und Erweiterung seiner Macht. Der Herzog stand damals auf der Höhe seines Lebens: befreundet mit dem Kaiser, nahe verwandt mit dem Papst Calixt durch dessen Schwester Clementia, seine zweite Gemahlin, durch seine Tochter Adele der Schwiegervater König Heinrichs I. von England, gebietend in seinem Herzogthum und darüber hinaus, stand er glänzend da. Seitdem, nach Heinrichs V. Tode, begann sein Stern zu sinken. Er hielt sich von Anfang an dem neuen Könige Lothar III. fern. Seine energische Parteinahme in dem nach Karls des Dänen Ermordung 1127 abermals ausbrechenden Streit um Flandern, für Wilhelm Clito gegen Dietrich, den Grafen von Elsaß, scheint dem Könige im J. 1128 den Anlaß gegeben zu haben, G. des Herzogthums zu entsetzen und dasselbe dem Erben des früheren Herzogs, dem Grafen Walram von Limburg zu übergeben. Auch im Bisthum Lüttich schwand der Einfluß Gottfrieds: sein Bruder Albero starb anfangs 1128, und mit dem Nachfolger Alexander, seinem früheren Parteigenossen, den Lothar nun auf den Bischofssitz beförderte, gerieth er sofort in Streit. Jedoch er gedachte, seine Stellung nicht ohne Kampf aufzugeben. Nach dem glänzenden Siege bei Axpoele, den er und sein Schützling, Wilhelm Clito, am 21. Juni 1128 über den Gegenprätendenten Dietrich erfochten, war Wilhelm am 27. Juli bei der Belagerung von Aalst gefallen; nun verständigte sich unser Herzog mit Dietrich zu gemeinsamem Kampf gegen Walram und Alexander. Auf dem Felde von Wilre beim Schlosse Duras, halbwegs zwischen Utrecht und Löwen, fiel am 7. August 1129 die Entscheidung: G. wurde schwer geschlagen. Damit war Walram's Herzogthum be-

festigt, Gottfrieds Einfluß jenseits der Geete vernichtet. Unter diesen Umständen schloß derselbe, auch mit Lothar, Frieden; er behielt den Herzogstitel und scheint seitdem in gutem Einvernehmen mit dem Könige, in leidlichem mit seinen Nachbarn gestanden zu haben. Auch unter Konrad III. blieb das so. Hochbetagt, begann der Herzog zu kranken. Für das Heil seiner Seele hatte er wohl gesorgt. Denn wenn er sich auch nicht scheute, wo es Krieg oder Politik mit sich brachte, Abteien und Stifter hart zu bedrängen — namentlich in St. Trond wußte man darüber zu klagen — so sühnte er das doch durch reichliche fromme Schenkungen und Stiftungen in seinem Lande. Die Klöster Vlierbach und Park bei Löwen, Bigard bei Brüssel, verdanken ihm ihre Gründung, und das Kloster Afflighem und der neu erblühende Prämonstratenserorden erfreuten sich seiner besonderen Gunst. Dort in Afflighem ward er auf seinen Wunsch, da er am 15. Januar 1139 gestorben war, bestattet. Er durfte bei seinem Tode der frohen Aussicht entgegensehen, daß die von ihm errungene, zum Theil wieder verlorene Stellung seines Hauses zurückgewonnen werden würde: denn sein Sohn Gottfried war mit Luitgarde, der Schwägerin König Konrads vermählt, und da Walram von Limburg 1138 gestorben war, übertrug der König nicht dessen Sohne, sondern dem Sohn und Erben unseres G. von neuem das Herzogthum Niederlothringen.

Vgl. F. Chr. Butkens, Trophées sacrés et profanes du duché de Brabant, à la Haye 1724, Vol. I. p. 95 ss.; W. v. Giesebrecht, Geschichte d. deutschen Kaiserzeit, Bd. III. u. IV. Bernheim.

Gottfried, Graf von Calw, rheinischer Pfalzgraf, † am 6. Febr. 1131 oder 1132. Das Geschlecht der Grafen, die man nach dem Städtchen Calw an der Nagold im würtembergischen Schwarzwaldkreis benennt, wo ihre Hauptburg stand, läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit bis gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts zurückverfolgen; bestimmt genannt wird aber ein Graf Adalbert von Calw erst 1037 in dem Stiftungsbrief des Klosters Oehringen. Sein gleichnamiger Sohn Adalbert II. († 1099) war vermählt mit Wiltrud, einer Tochter des vielberufenen Herzogs Gottfried von Lothringen, und nach diesem, seinem Schwiegervater, benannte er seinen zweiten Sohn G., welcher nach dem Tode seines älteren Bruders Adalbert III. der alleinige Erbe der Güter des Hauses wurde, und dadurch, sowie durch die Vogtei über die Klöster Hirschau, Sindelfingen und Lorsch, von welchem letzteren er sieben Vollehen besaß, einer der reichsten Herren Schwabens und Frankens wurde. Während sein Vater zu den Anhängern des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden gehört hatte, begegnet G. schon 1089 in der Umgebung Heinrichs IV. und schloß sich später aufs engste an Heinrich V. an, zu dessen intimsten Vertrauten er bald gehörte. Die große Zahl von Urkunden, welche seit 1106 auf die Intervention oder „auf den Rath und die Bitte“ Gottfrieds erlassen wurden, zeugt ebensosehr für das innige Verhältniß, welches zwischen dem Grafen und dem Kaiser bestand, wie die wichtigen und schwierigen Aufträge, deren er von Heinrich gewürdigt, und die hohen Gnadenbezeugungen, mit denen er von ihm beehrt wurde. G. begleitete 1110 Heinrich auf einem Römerzuge, gehörte 1111 zu den Bevollmächtigten, welche den Vertrag über das Investiturrecht mit Paschalis II. verhandelten, abschlossen und beschworen, kehrte dann mit dem Kaiser zurück und wohnte im August der Leichenfeier Heinrichs IV. zu Speier bei. Im J. 1113 wurde er, nachdem der Pfalzgraf Siegfried von Ballenstädt am 9. März gestorben war, mit der rheinischen Pfalzgrafschaft belehnt; als 1116 Heinrich abermals nach Italien zog, übertrug er G. neben dem Herzog Friedrich von Schwaben seine Stellvertretung in den deutschen Ländern; beide hielten namentlich in den rheinfränkischen Gegenden, den Bisthümern Worms und Mainz, mit Aufbietung aller Kräfte

das kaiserliche Aufsehen aufrecht, ohne indeß in den vielfachen und wilden Kämpfen, die sie mit Heinrichs Gegnern zu bestehen hatten, immer die Oberhand zu behalten. Im Mai 1118 sprach der Kardinallegat Kuno von Präneste über beide den Bann aus. Auch bei den Verhandlungen, die 1119 zwischen Papst und Kaiser geführt wurden, spielte G. eine hervorragende Rolle, mußte es aber auch über sich ergehen lassen, daß nach dem Scheitern derselben Calixt II. auf dem Reimser Concil den Bannfluch gegen ihn erneuerte. Nichts destoweniger blieb er dem Kaiser getreu, und hatte die Genugthuung, trotzdem bei den Verhandlungen über das Concordat von Worms 1122 an der Wiederherstellung des kirchlichen Friedens in Deutschland mitwirken zu dürfen. Nach dem Hinscheiden eines kaiserlichen Freundes gehörte G. zu den Fürsten, welche nach der Leichenfeier zu Speier (Juni 1125) die nöthigen Anordnungen für die Wahrung des Landfriedens während des Interregnums trafen und den Wahltag bei Mainz auf den 24. August 1125 anberaumten. Trotz der engen Verbindung, in welcher er bei Lebzeiten Heinrichs mit Friedrich von Schwaben gestanden hatte, erkannte G. die Wahl Lothars an, fand sich im November zu Regensburg an dem Hofe desselben ein und wohnte auch der Straßburger Versammlung im December bei, auf welcher Herzog Friedrich des Hochverraths schuldig erklärt wurde. Ungeachtet dieser Fügsamkeit, blieb er nicht ganz in ungehindertem Besitz der Stellung, welche er Heinrichs V. Gunst verdankte; auch abgesehen davon, daß er im Rathe des neuen Königs entfernt nicht den Einfluß ausübte, wie während der Regierung des letzten Saliers, mußte er sich eine erhebliche Schmälerung seines Ansehens gefallen lassen. Denn seit dem J. 1126 erscheint neben G. Wilhelm, der Sohn des 1113 gestorbenen Siegfried von Ballenstädt in den Urkunden als rheinischer Pfalzgraf, der also nicht sowol zu seinem Nachfolger designirt war, sondern mit dem noch der lebende G. Rechte und Ehren des Amtes theilen mußte. Nach Gottfrieds Tode (am 6. Februar 1131 oder 1132) ging ein Antheil an demselben auf Otto von Rineck, den Stiefvater Wilhelms, über; erst unter Konrad III. kam der letztere in den alleinigen Besitz des Amtes. G. war vermählt mit Luitgard, einer Tochter Bertholds II. von Zähringen, sein gleichnamiger Sohn war vor dem Vater gestorben: seine reichen Besitzungen gingen auf seine Tochter Uta, die Gemahlin Welfs VI., über. Den Mannesstamm der Grafen von Calw pflanzte ein Neffe Gottfrieds, Graf Adalbert von Löwenstein, fort, der sich bald nach seines Oheims Tode der Burg Calw bemächtigte und diese auch gegen Welf behauptete.

Giesebrecht, Kaiserzeit III. IV. Stälin, Wirtemb. Geschichte I. 567 ff.; II. 367 ff. Breßlau.

Gottfried, Bischof von Utrecht, war Herr von Rhenen, einem Ort des Stiftes und 1156 Dompropst zu Utrecht, als er zum Bischof gewählt ward. Er machte sich um die Sicherheit des Stiftes besonders verdient, weil er mehrere feste Schlösser an den Grenzen gegen Holland und Geldern baute, und kämpfte lange um den Besitz der Stadt Gröningen, welche ihre Unabhängigkeit nach dem Tode ihres Burggrafen nicht aufgeben wollte. Er starb 1177, nachdem er seine Herrschaft Rhenen der Domkirche geschenkt. P. L. Müller.

Gottfried der Alte oder der Gefangene, Graf von Verdun, erscheint zum ersten Male im J. 952 als Zeuge der Gründung der Abtei St. Vanne. Im J. 975 ward er von Kaiser Otto II. zum Grafen von Hennegau ernannt, doch ward er schon im J. 977 durch Karl von Frankreich, der in diesem Jahre das Herzogthum Niederlothringen erhalten, seiner Grafschaft beraubt. Obgleich das deutsche Reich ihn bei dieser Gelegenheit nicht unterstützte, blieb er dennoch, wie alle Fürsten des mächtigen Ardenner-Hauses, seinem Kaiser mit unverbrüchlicher Treue treu. Schon im folgenden Jahre nahm er Theil an einem Zug gegen

Frankreich, in welchem ihm, Dank seiner genauen Ortskenntniß, die deutsche Armee ihre Rettung zu verdanken hatte. Auch an einem Kriege des Bischofs von Cambray gegen den Grafen von Vermandois betheiligte er sich kräftigst. Im J. 984, während Gottfrieds Abwesenheit, nahmen die Franzosen nach einer Belagerung von 8 Tagen die Stadt Verdun; bald aber erschien G. vor den Thoren der Stadt; seine Söhne, sein Onkel Siegfried, Graf von Luxemburg, der Herzog Thierri von Oberlothringen und mehrere andere deutsche Fürsten führten ihm ihre Truppen zu, mit deren Hülfe er die französische Besatzung überraschte und, sammt ihrer Königin Emma, zum Abzuge zwang. Die Verbündeten wurden indessen bald selbst in Verdun belagert: König Lothar legte sich vor die Stadt mit 10000 Mann. Lothar wurde während der tapferen Vertheidigung verwundet; G. aber, sein Sohn Friedrich und der Graf von Luxemburg, Siegfried, fielen bei einem Ausfall in die Hände der Franzosen, welche sie als Gefangene auf ein Schloß an den Ufern der Marne führten. Verdun wurde genommen, jedoch nicht geplündert, weil Lothar die Einwohner nicht wollte entgelten lassen, was ihr Graf gegen ihn gefehlt. Siegfried wurde schon im J. 985, zwischen März und Mai, in Freiheit gesetzt. Lothar starb indessen am 2. März 986; Verdun kam wieder an das Reich zurück, G. aber wurde erst den 17. Mai 987, nach einer Gefangenschaft von 3 Jahren, seiner Haft entlassen: Sein Sohn Adalbero, Bischof von Verdun, mußte dafür einige Theile seines Bisthums abtreten. G. lebte noch im J. 995, wo er zu Mouson seinen Freund Gerbert, den nachmaligen Papst Silvester II., unterstützte, welcher in jener Zeit eine wichtige Rolle spielte und ihm namentlich während seiner Gefangenschaft treu beigestanden und für ihn gewirkt hatte. G. soll erst im J. 1005 gestorben sein, auf einem Wittwensitze seiner zwei Jahre nach ihm verstorbenen Gattin Mathilde, Wittwe aus erster Ehe Balduins III. von Flandern. Aus seiner Ehe mit Mathilde hatte G. 5 Söhne: Gottfried den Kinderlosen (sans-lignée), welcher Herzog von Niederlothringen ward und dieses Herzogthum seinem Bruder Gothelo hinterließ; Adalbero, Bischof von Verdun; Friedrich und Hermann, Grafen von Verdun, starben beide als Mönche im Kloster St. Vanne.

Clouet, Histoire de Verdun. — Dr. J. Schötter, Kritische Erörterungen über die frühere Geschichte der Grafschaft Luxemburg, Programm-Abhandlung, Luxemburg 1859. Dr. N. van Werveke.

Gottfried I., Bischof von Wirzburg (1186—90). Er stammte aus dem Hause der Grafen von Helfenstein-Spitzenberg (welch' letzterer Name in fränkischen Geschichtswerken bis in die neuere Zeit in der verderbten Form „Pisenberg" erscheint). 14 Jahre lang (1172—86) hat er das Amt eines kaiserlichen Kanzlers bei Friedrich I. und schließlich bei dessen Sohn Heinrich VI. und in den Jahren 1184 und 85 auch das eines kaiserlichen Legaten in Italien bekleidet. Unter jenen Angehörigen schwäbischer Adelsgeschlechter, deren sich Friedrich I. mit Vorliebe bei den Regierungsgeschäften bediente, nimmt G. einen hervorragenden Platz ein. Die zeitgenössischen Geschichtschreiber sind voll des Lobes über seine Kenntnisse, seine Beredsamkeit und sein gewandtes, achtunggebietendes Wesen. In seiner Stellung als Kanzler hatte er an den wichtigsten Vorgängen jener Epoche erheblichen Antheil, so besonders an den Friedensschlüssen von Venedig und Constanz. Als dann am 11. Juni 1185 durch den Tod Bischof Conrads II. der Regensburger Stuhl erledigt wurde, wählte man am 18. Juni G. zum Nachfolger; allein er leistete am Anfang des folgenden Jahres auf diese Würde Verzicht, angeblich weil er bei den schwierig gewordenen Regensburger Verhältnissen sich keine ruhige Wirksamkeit versprach. Sehr bald schon sollte er aber für diesen Verzicht mehr als entschädigt werden. Am 15. Juni 1186

starb der Bischof von Wirzburg, Reinhard von Abenberg, und man hat es ohne Frage dem bestimmenden Einfluß und der besonderen Gunst des Kaisers zuzuschreiben, daß auf diesen Stuhl, der damals für den ersten im Reiche galt, G. erhoben wurde. Nach wie vor lag indessen der Schwerpunkt seiner Thätigkeit in der Theilnahme an den Reichsangelegenheiten. Wir begegnen ihm sehr häufig am Hoflager seines kaiserlichen Gönners, und besonders in jenem letzten Streit, den Friedrich I. mit der päpstlichen Curie zu bestehen hatte, fiel ihm eine ebenso wichtige als schwierige Rolle zu. Auf einem zu Anfang 1187 abgehaltenen Hoftage zu Regensburg schickte man ihn in Gesellschaft des Bischofs von Bamberg und des Abts von Hersfeld an Papst Urban III. nach Verona, um den drohenden Conflict durch Unterhandlungen zu beschwören. Er wußte sich dieser Sendung mit solchem Erfolg zu entledigen, daß ihn der Kaiser zum Zweck eines definitiven Friedensschlusses mit einer zweiten Gesandtschaft betraute; jedoch Urban III., der ohnedem wieder anderen Sinnes geworden, starb vor dem Eintreffen Gottfrieds. Einen noch ausgedehnteren Wirkungskreis verschaffte ihm dann die durch den Fall Jerusalems hervorgerufene neue Kreuzzugsbewegung. Seine zündende Redegabe brachte am 27. März 1188 auf dem sogenannten Hoftage Christi zu Mainz den Entschluß des Kaisers zur Kreuzfahrt zu völliger Reife; es war ihm vergönnt, hier dem Kaiser und dessen jungen Sohn Friedrich, sowie zahlreichen anderen Anwesenden das Kreuz anzuheften. Aber auch in dem weiteren Verlauf erscheint G. geradezu als die leitende Seele dieses Kreuzzugs, wenngleich der Kaiser seinem weisen Rathe, den Seeweg statt des mühseligen Landwegs zu wählen, keine Folge gab. Im Frühjahr 1189 brach er mit dem Heere Friedrichs auf, gefolgt von einer stattlichen Kriegerschaar aus seinem Hochstift unter dem Grafen Poppo von Henneberg als Bannerträger. Alle Mühen und Gefahren dieses Zuges hat er redlich getheilt, um dann nach des Kaisers jähem Tode mit den Resten des Heeres in Antiochien anzulangen; aber die dort ausbrechenden Epidemieen setzten seinem Leben, wie dem vieler anderer gerade der vornehmen Kreuzfahrer ein vorzeitiges Ende, am 8. Juli 1190. Seine Leiche ruht in Antiochien. Von seiner Thätigkeit für sein Bisthum mag erwähnt werden, daß er mit der Wirzburger Domkirche umfassende Umbauten vornahm. Ein dortselbst befindlicher Grabstein Gottfrieds entstammt einer späteren Zeit.

Ussermann, Episc. Wirceb. p. 72 s. Stälin, Wirtemberg. Geschichte II. S. 390. Scheffer-Boichorst, K. Friedrich I. letzter Streit mit der Kurie.

Henner.

Gottfried III., Bischof von Wirzburg 1314—22, gehört dem Hause Hohenlohe an, welches nach einer allerdings nicht ganz sicher beglaubigten Tradition schon zu Ende des 12. Jahrhunderts Wirzburg einen Bischof gegeben hatte, Gottfried II., der im Sommer 1197 gewählt wurde, aber schon 2 Monate nachher starb. Ende 1313 oder anfangs 1314 wurde der Wirzburger Stuhl durch den Tod des Bischofs Andreas von Gundelfingen erledigt. Darf man der Erzählung des Chronisten Lorenz Fries Glauben schenken, so wäre schon sehr bald darauf die Wahl Gottfrieds erfolgt, der vorher Propst des Collegiatstiftes Haug in Würzburg gewesen war. Er soll sich als Erwählter zum Zweck der Bestätigung an den päpstlichen Hof nach Avignon begeben haben, wo er aber durch die nach dem Tode Clemens V. eintretende Sedisvacanz 2 Jahre lang hingehalten worden sei. Jedenfalls trug dieser letztere Umstand dazu bei, daß auch die Wirzburger Sache mehrere Jahre lang in der Schwebe blieb; denn erst seit Ende 1317 tritt G. urkundlich als Bischof auf, während bis dahin das Stiftsregiment in den Händen einer aus 7 Domherren gebildeten Pflegschaft gelegen war. Gottfrieds Regierung fällt in die Zeit des Streites der Gegen-

könige Ludwig und Friedrich. Er stellte sich auf die Seite Friedrichs, vielleicht schon mit Rücksicht auf die gleiche Haltung der andern Glieder seines Hauses, sowie des fränkischen Adels überhaupt, und er ist dieser Partei auch wohl bis zu seinem mit dem Entscheidungskampfe bei Mühldorf so ziemlich zusammentreffenden Ende treu geblieben. Mit dem päpstlichen Stuhle kam es zu zeitweiligem Conflict, da man in Wirzburg mit gewissen Leistungen an einen durchreisenden Legaten zögerte, was sogar zu vorübergehender Verhängung des Interdicts und der Suspension gegen G. führte. Auch mit dem mächtigsten Gliede des wirzburgischen Stiftsadels, mit dem Hause der Grafen von Henneberg, gerieth er in Fehde wegen verschiedener Stiftslehen, die zu der sogenannten neuen Herrschaft (hauptsächlich aus dem koburgischen bestehend) gehörten; doch wurde am 3. April 1319 der Streit durch Schiedsrichter gütlich beigelegt. G. hat von da dauernd gute Beziehungen zu den Hennebergern unterhalten, was u. a. auch in der Bestätigung der von Graf Berthold errichteten Collegiatstifter zu Hildburghausen und Schmalkalden zum Ausdruck kam. In sehr glücklicher Weise wußte G. ferner das unter seinen Vorgängern schwierig gewordene Verhältniß zu der Bürgerschaft von Wirzburg zu gestalten: am 9. Juli 1319 verband sich letztere mit dem Bischof auf Lebenszeit zur Hülfeleistung. Hervorzuheben ist endlich, daß G. im Sommer 1318 mit dem Erzbischof von Mainz in eine Einigung zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit in den beiderseitigen Territorien trat, nachdem schon vor seinem Regierungsantritt im Jahre 1316 das Wirzburger Capitel mit dem Stift Bamberg und den Grafen von Henneberg ein Landfriedensbündniß aufgerichtet hatte. G. starb am 4. September 1322.

Ussermann, Episc. Wirceb. p. 101 s. Ueber seine Abstammung vergl. Stälin, Wirtemberg. Geschichte III. 675. Henner.

Gottfried IV., Bischof von Wirzburg (1443—55). Er entstammte dem im würtembergischen Franken angesessenen Geschlechte der Reichsschenken von Limpurg. Frühzeitig, im J. 1419, gelang ihm die Erwerbung eines Canonicats im Domcapitel zu Wirzburg, auch bekleidete er im Bamberger Domstift die Würde eines Decans, bis dann im J. 1442 eine ebenso wichtige als schwierige Aufgabe an ihn herantrat. Das Hochstift Wirzburg, unter der langen unseligen Regierung des Bischofs Johann v. Brunn an den Rand des Verderbens gebracht, sah sich auch unter dem folgenden Bischof Sigismund von Sachsen nur in neue Wirren und Gefahren verwickelt, so daß die streitenden Parteien, der Bischof, wie das Capitel, sich endlich an Kaiser Friedrich III. wandten. Die Entscheidung fiel am 14. August 1442 dahin aus, daß Bischof Sigismund von der Regierung entfernt und dafür G. zum Pfleger des Stifts ernannt wurde nnd sogleich die Regalien empfing. Als bald darauf die Beseitigung des großen Schismas gelang und Papst Felix V. sich zur Abdankung bequemte, wurde auch dem von letzterem eingesetzten Bischof Sigismund durch Papst Eugen IV. das Bisthum Wirzburg förmlich aberkannt und G. zum Nachfolger ernannt am 19. November 1443, trotzdem sich Markgraf Albrecht Achilles bemüht hatte, die Wahl seines Schwestersohnes, eines Herzogs von Braunschweig, durchzusetzen und damit seinen Einfluß im Wirzburgischen zu befestigen. Die Wahl war eine glückliche, denn mit fester Hand und mit klarem, sicherem Blick hat G. in Verhältnisse eingegriffen, wo allenthalben nur Verarmung und Verwilderung herrschte. Bis auf eine unglaublich geringe Summe waren die jährlichen Einkünfte des Stifts herabgesunken und fast alle Besitzungen lagen verpfändet in fremden Händen; in schreckenerregender Weise hatten die Gewaltthätigkeiten einzelner Adelicher überhand genommen. Rasch und entschlossen machte sich nun G. an die Heilung dieser Schäden. Eine Reihe von Raubburgen wurde gebrochen;

durch Einführung neuer Steuern und sparsamen Haushalt konnten allmählich zahlreiche verpfändete Ländereien wieder eingelöst werden. In arge Zerrüttung war auch das Gerichtswesen gerathen. Da zeigte sich G. zunächst bedacht, die Autorität der geistlichen Gerichte wieder herzustellen, was ihn in Conflict mit dem benachbarten markgräflichen Territorium brachte; dagegen konnte eine von ihm 1447 verfaßte Centordnung nicht ins Leben treten. Mit Eifer und Erfolg hat er endlich der eingerissenen Verschlechterung des Münzwesens zu steuern gesucht. Er bethätigte das durch wiederholte Münzvereinigungen mit den fränkischen Nachbarterritorien, sowie durch Prägung besseren Geldes. Daß er über dieser landesherrlichen Thätigkeit auch seine bischöfliche Stellung nicht vergaß, zeigen die auf drei Diöcesansynoden 1446, 1452 und 1453 von ihm erlassenen Bestimmungen. Aber auch in der äußeren Politik zeigte sich G. seiner gerade damals sehr schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen. Begünstigt durch die Schwäche der Centralgewalt, brach gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts der alte Kampf zwischen Fürsten und Städten von neuem heftig los. Die Stellung Wirzburgs dabei war eine um so schwierigere, als das Haupt der Fürstenpartei der gewaltige Markgraf Albrecht Achilles (s. d. Art.) war, dessen Politik zugleich auf Ausbreitung der zollernschen Macht in Franken, vor allem auf Ausdehnung der Competenz des Nürnberger Landgerichts den benachbarten Territorien gegenüber hinzielte. G. hatte nun anfangs als Pfleger des tief zerrütteten Stifts an Kurmainz und dem Markgrafen Albrecht seinen nächsten Rückhalt gesucht. Das zwischen diesen drei Fürsten am 13. Novbr. 1443 zu Mergentheim abgeschlossene Bündniß kehrte seine Spitze gegen die Städte. Allein bald schlug G. seine eigenen Wege ein, wol im Gefühle, daß die Interessen des Stifts mit denen des Markgrafen sich nicht wahrhaft vereinigen ließen. So schloß er denn bereits am 10. August 1445 mit dem Haupte der Städtepartei, mit Nürnberg einen Specialvertrag und am 22. Juni 1446 ein erweitertes Bündniß mit den Städten auf drei Jahre. Daß der hierüber mißvergnügte Stiftsadel sich nun auf die Seite des Markgrafen schlug, beirrte ihn nicht. Noch mehr trieben ihn auf Seite der Städte die Angriffe, denen sich die Stiftslande durch thüringische Bundesgenossen des Markgrafen ausgesetzt sahen. Apel Vitzthum, der damals Coburg pfandweise innehatte, machte 1448 einen Anschlag auf die wirzburgische Stadt Haßfurt, und durch Parteinahme des Herzogs Wilhelm von Sachsen gegen Wirzburg entspann sich zu Anfang des J. 1449 in den wirzburgisch-thüringischen Grenzgebieten ein Kampf, in welchem G. sich bereits des Beistands der Städte zu erfreuen hatte. Ihren Höhepunkt erreichte aber diese ganze Bewegung in dem großen Städtekrieg zwischen Nürnberg und dem Markgrafen. G. stand auch jetzt im Gegensatze zu den beiden Nachbarstiftern Bamberg und Eichstädt auf Seite der Städte, allein er beobachtete dabei eine kluge Zurückhaltung; seine den Verbündeten gewährte Unterstützung war weniger eine militärische, als vielmehr eine diplomatische, und mit einigen Angehörigen der Fürstenpartei, wie mit Kurmainz bewahrte er überhaupt ununterbrochen gute Beziehungen. Seiner diplomatischen Gewandtheit, die auch Kaiser Friedrich III. wiederholt in Anspruch nahm, gelang es zum Theil, die vorher ganz ergebnißlosen Friedensverhandlungen hoffnungsvoller zu gestalten, und ein unter seiner Mitwirkung zu Bamberg am 22. Juni 1450 erzielter Vergleich machte wenigstens dem Krieg selbst ein Ende. Jedenfalls war es ein nicht geringer Erfolg, daß G. durch seine Begünstigung der Städte dem Umsichgreifen der markgräflichen Gewalt Einhalt zu thun, zugleich aber durch seine gemäßigte Haltung sein Hochstift von den Wirren des Kampfes freizuhalten verstand. Schon 1450 hatte auch die Stiftsritterschaft sich wieder auf besseren Fuß mit ihm gestellt. Jene mehrjährige durch Zwistigkeiten mehr localer Natur noch verschärfte Verfeindung mit Mark-

graf Albrecht hinderte ihn dann aber doch nicht, unter veränderten Verhältnissen am 17. Juni 1454 einen Bündniß- und Friedensvertrag auf Lebenszeit mit demselben einzugehen, nachdem sie schon 1451 eine Art Waffenstillstand geschlossen hatten. Der Markgraf hatte sogar im Sinne, dieses Bündniß zu einer größeren Vereinigung oberdeutscher Fürsten zu erweitern. Mißtrauen gegen Albrecht machte den Plan scheitern. G. hat das aber nicht mehr erlebt; er starb am 1. April 1455. Sein energisches Walten im Hochstift trug ihm bei den Feinden geordneter Zustände den Schmähnamen „der üble Götz“ ein; anders und richtiger urtheilte das Volk, indem es ihn „den Friedenmacher“ nannte. Durch seine 12jährige Regierung hat er sein Stift vor gänzlichem Untergang gerettet und von neuem lebensfähig gemacht. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß mit ihm der regelmäßige Gebrauch des ostfränkischen Herzogstitels von Seite der Bischöfe von Wirzburg beginnt; die Rivalität Wirzburgs gegen die Bestrebungen des Markgrafen Albrecht in Franken mag hierzu theilweise den Anstoß gegeben haben.

Schätzbares Material über G. findet sich in den Nürnberger Städtechroniken, besonders Bd. II. Vgl. außerdem Fries, Wirzb. Chronik (alte Ausgabe), S. 797—813. Ussermann, Episcopatus Wirceb., p. 128—131.

Henner.

Gottfried von Ensmingen, ist als deutscher Geschichtschreiber zu Straßburg aus dem Ende des 13. Jahrhunderts durch die sehr werthvolle Sammlung von Historien und Denkwürdigkeiten der Stadt bekannt, welche ein ehrenwerther Bürger von Straßburg, Ellenhard, veranstaltet und der Nachwelt hinterlassen hat. Auf seinen Antrieb schrieb G. von Ensmingen, wenn auch nicht die ganze Chronik, welche einen Haupttheil der Sammlung ausmacht, aber sicher den zweiten Abschnitt derselben von 1257—91, wo er zu Anfang und am Ende als Autor, und zwar mit dem Amtstitel Notar der bischöflichen Kurie, genannt ist. Außerdem verfaßte er im J. 1290, gleichfalls auf den Wunsch Ellenhard's, wie ausdrücklich bemerkt ist, für dessen Sammlung die Schrift: „Miracula S. Mariae Argentinensis“, worin die von dem Muttergottesbild des Münsters im J. 1280 verrichteten Wunderthaten erzählt sind. In der Zeitgeschichte gibt er seiner echt deutschen Gesinnung, wie seiner unbedingten Verehrung für den bürgerfreundlichen König Rudolf von Habsburg lebhaften Ausdruck.

Die Chronik ist nach der Originalhandschrift herausgegeben von Jaffé in den Monumenta Germaniae T. XVII. 118—141. (Die französische Ausgabe: Chronique de Godefroi d'Ensmingen, Strasbourg 1868, ist unbrauchbar.)

Hegel.

Gottfried von Straßburg: s. v. **Straßburg**, Gottfried.

Gottfried von Viterbo, stammte vermuthlich aus einer sächsischen Familie, welche durch den Hofdienst nach Viterbo gekommen und dort angesiedelt war; ihn selbst brachte Kaiser Lothar der Sachse nach Bamberg, wo er seine gelehrte Bildung erhalten hat. Dann kam er an den Hof und wurde Konrads II. Kaplan; nach dessen Tod er Friedrich I. als Kaplan und Notar gedient hat. Als solcher war er bei Rechtsgeschäften thätig, hatte Urkunden abzufassen, aber auch noch sonst vielerlei bei dem rastlosen Umherziehen des Hofes zu besorgen; dazwischen ist er nach seiner eigenen Angabe an 50 Mal mit verschiedenen Botschaften in nahe und ferne Länder geschickt, auch ein Mal in Gefangenschaft gerathen. Zuletzt fand er Ruhe in Viterbo, wo er sein letztes Werk verfaßte; den Ort rühmt er wegen seiner angenehmen und gesunden Lage, doch findet er, daß für die alten Diener des Kaisers besser gesorgt werden sollte. — Daß bei einem so unruhigen Leben zu genügender litterarischer Ausbildung und

sauberer Ausarbeitung wenig Zeit war, ist begreiflich, und G. schildert uns selbst die Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte; dagegen rühmt er sich, 40 Jahre lang in allen Reichen und Kirchen, wohin er gekommen, die Bücherschätze durchgemustert zu haben; auch von fremden Gesandten des fernen Orients habe er viel erfahren, und hier mag die Quelle mancher fabelhaften Geschichten zu suchen sein, die er berichtet. Für Sagen und Märchen hat er überhaupt viel mehr Sinn, als für ernsthafte Geschichte, und den gesammelten umfangreichen Stoff hat er mit der äußersten Willkür und Kritiklosigkeit verarbeitet; dazu auch in einer sehr geschmacklosen Form, indem er immer auf zwei Hexameter einen Pentameter folgen ließ. Metrik und Grammatik stehen bei ihm auf gleich niedriger Stufe. Zuerst verfaßte G. um 1183 für den jungen König Heinrich das „Speculum regum“, eine Weltgeschichte von der Sintfluth bis zu Pippins Krönung, in welcher die Verwandtschaft der Römer mit den Franken, die beide von den Trojanern stammen, und die Vereinigung beider Elemente in Karl dem Großen den Hauptgegenstand bilden. Weitergeführt, wie er beabsichtigte, scheint er diese Arbeit nicht zu haben, und nur als Bruchstück liegen uns die „Gesta Friderici“ vor, welche die Kriege Friedrichs I. gegen Mailand, den unglücklichen Feldzug von 1167, diesen mit besonderer Lebendigkeit und Ausführlichkeit als Augenzeuge, und die Folgezeit bis 1181 behandeln. Fast nur diese Schrift hat geschichtlichen Werth; er behandelte dann noch in einer Mischung von Prosa und Versen die ganze Weltgeschichte als „Memoria saeculorum“, 1185 Heinrich VI. gewidmet, und verfaßte, nachdem ihm die Chronik des Otto v. Freising bekannt geworden, eine neue Bearbeitung unter dem Titel „Pantheon“, welche in verschiedenen Ausgaben vorliegt und bei welcher er noch 1191 beschäftigt gewesen ist. Wahrscheinlich rief ihn um diese Zeit der Tod von seiner Arbeit ab, welche wir ihm wenig danken, die aber den Zeitgenossen sehr gut gefiel. Nicht nur finden sich zahlreiche Handschriften, sondern das „Speculum regum“ ist auch mit einem weitläufigen Commentar versehen und scheint nach dem von ihm ausgesprochenen Wunsch in Schulen gelesen zu sein. Gerade was uns mißfällt, außer der verwirrten und ungenauen Darstellung die Fülle ganz grundloser Fabeln, welche er zuerst in die ernsthafte Geschichte einführte, gefiel damals, und da seine Werke von späteren Autoren viel benutzt wurden, haben sie eine sehr nachtheilige Wirkung gehabt. Für die Litteraturgeschichte aber sind sie wichtig, und um so dankenswerther die neue, wichtige Schriften auch in erster Ausgabe bringende Bearbeitung, welche G. Waitz mit unendlich mühsamer Arbeit im 22. Bande Scriptores der Mon. Germ. gegeben hat.

Vgl. Wattenbach, Deutsche Geschichtsquellen (4. Aufl.) II. 222—29.

W. Wattenbach.

Gotthard, † am 5. Mai 1038 als Bischof von Hildesheim, der erste Baier von Geburt, den die Kirche selig gesprochen, und einer jener Heiligen, deren hohes Verdienst auch ein nichtkirchlicher Standpunkt nicht verkennen läßt. Die Canonisation erfolgte 1131 durch Papst Innocenz II. und ihr verdankt es G., wenn sein Name zunächst auf das Hospiz an dem belebten Alpenpasse, dann seit den Tagen König Albrechts I. auf diesen selbst übertragen wurde, was ihn mehr als alles andere noch heute im Munde der Welt lebendig erhält. In neuerer Zeit bevorzugt man, seinem Hildesheimer Biographen Wolfhere folgend, irriger Weise die niederdeutsche Schreibweise Godehard; Gotthards landsmännische Zeitgenossen gebrauchten, wie sich nach seiner baierischen Abstammung erwarten läßt, stets die oberdeutschen Formen Gotehard, Gotahard. Um 961 ward er in der Nähe des alten Klosters Niederaltaich an der Donau als Sohn eines Dienstmannes, dann Verwalters des Klosters, Namens Ratmund, geboren. Für seinen ersten Unterricht stand im Kloster selbst in dem Priester Udalgis ein treff=

licher Lehrer zur Verfügung. Einst fiel dem Knaben das Leben des hl. Martinus von Sulpicius Severus in die Hände, worin die Verdienste und Gnaden der Anachoreten des Orients geschildert sind. Da ließ es ihm keine Ruhe, mit einem geistesverwandten Altersgenossen zog er in die Einsamkeit, unter Gebeten und Psalmengesang, kümmerlich von Beeren und Kräutern sich nährend, bis ihn nach 10 Tagen seine Angehörigen fanden und nach Altaich zurückführten. Der Salzburger Erzbischof Friedrich nahm dann den strebsamen Knaben auf einem Kriegszuge nach Italien mit sich und ließ ihm nach der Rückkehr in Salzburg von einem Lehrer Liutfried weiteren Unterricht ertheilen. Bald ward G. zum Diacon geweiht und von den Altaichern zu ihrem Propste gewählt. Dies geschah einige Jahre vor der Berufung des Abtes Erchanbert, dessen durchgreifende Neuerungen bei den Klosterbrüdern heftigem Widerstande begegneten. Die meisten wanderten lieber aus, als daß sie sich der strengen Ordensregel beugten. G. aber, wiewol durch Erchanberts Ernennung aus der ersten Stelle verdrängt, ging freudig auf das neue Leben ein, das seiner Gesinnung völlig entsprach, legte in Erchanberts Hände die Mönchsgelübde ab, empfing von ihm die Würde des Priorats und vom Bischofe Wolfgang von Regensburg die Priesterweihe. Seine geistlichen Uebungen und gelehrten Studien hatten ihn nicht gehindert, auch als Baumeister sich auszubilden; in kurzer Zeit riß er die Klostergebäude nieder und errichtete an ihrer Stelle neue, die den Bedürfnissen der Mönchsregel entsprachen. Als Herzog Heinrich IV. von Baiern von den ausgewanderten Altaichern gegen ihren strengen Abt Erchanbert aufgehetzt, G. an dessen Stelle setzen wollte, widersetzte sich dieser demüthig der Zumuthung, entwich aus dem herzoglichen Palaste und unterwarf sich dann geduldig auch einem so wunderlichen Vorstande wie dem Bischof Megingaud von Eichstädt, dem Heinrich nun das Kloster mit dem Auftrage, die klösterliche Zucht dort durchzuführen, zu Lehen übertrug. Später, von allen Seiten bestürmt, ließ sich G. doch bewegen, die Abtswürde anzunehmen. In Ranshofen, wohin ihn der Herzog als getreuen Freund zur Feier des Weihnachtsfestes mitgenommen, ward er am 27. Decbr. 996 vom Bischofe Christian von Passau zum Abte geweiht. Mehr als dreißig Mansen rings um das Kloster, besonders im Böhmerwalde, wurden nur durch seine und seiner Genossen eigene Hände aus Waldboden in fruchtbares Land verwandelt; der Marktflecken Hengersberg ist seine Gründung. Ueberhaupt waltete er in Altaich so, daß bald das Verlangen rege ward, auch in anderen Klöstern durch ihn solchen kirchlichen, geistigen und wirthschaftlichen Aufschwung geweckt zu sehen. Im J. 1001, nach dem Tode Gozberts, mußte er auf Herzog Heinrichs Wunsch auch die Leitung Tegernsees, 1005 auch die Hersfelds übernehmen. Nachdem er dort die schwierige Aufgabe gelöst, die verfallene Zucht wieder herzustellen — und wie Froumund von Tegernsee singt, lastete seine Hand schwer auf denen, die sich auflehnten — nachdem er insbesondere in Hersfeld die einschneidendsten Reformen durchgeführt, auch völlig neue Klostergebäude errichtet hatte, kehrte er 1012 nach Altaich zurück, wie er denn die baierische Heimath stets über alles liebte. Durch seine Schüler aber wirkte er von dort auf die weitesten Kreise: man begegnet Altaicher Mönchen als Aebten in Montecassino, Böhmen und Mähren. — Durch Gotthard ward jene kirchliche Richtung fortgepflanzt, welche, in Baiern vom hl. Wolfgang angebahnt, tiefe Frömmigkeit auf das glücklichste mit praktischer Klugheit und Rührigkeit, mit classischen Studien, mit künstlerischer Arbeit verband. Er ist der hervorragendste einheimische Vertreter dieser bedeutenden kirchlichen Reformbewegung, die von Baiern ausgehend, Dank besonders der Unterstützung Heinrichs II., bald das Reich umspannte. Energisch und vielseitig, streng und doch populär, hat er auf das kirchliche Leben den nachhaltigsten Einfluß geübt. Echt baierisch ist seine schlichte und anspruchslose

Art, wenn er, wiewol in der herzoglichen wie königlichen Pfalz Heinrichs II. stets als liebster Gast gefeiert, doch dem höfischen Leben so viel als möglich auszuweichen sucht; wenn er sich unter den Bauleuten herumtreibt, bei Kirchweihen und Jahrtagen gern an das Volk sich wendet; auch die unverhohlene Abneigung gehört hierher, mit der er herumziehenden geistlichen Wunderthätern und Abenteurern entgegentritt, sie spöttisch als Peripatetiker bezeichnet. 1022 erhielt er als würdiger Nachfolger Bernwards den Ruf auf den bischöflichen Stuhl von Hildesheim, dem er, wiederum auf Kaiser Heinrichs Drängen, Folge leistete, wiewol er gern bis zur Erledigung eines heimathlichen Sitzes, etwa Regensburg oder Passau, gewartet hätte. Noch immer von jugendfrischer Lebhaftigkeit, die im nordischen Hildesheim zuweilen wol allzugroß erschien, entfaltete er nun auch im weiteren Kreise die ersprießlichste Wirksamkeit. Er verschönerte und vollendete das Münster, erbaute im Süden desselben eine neue Kirche, ein Spital, zwei Festen im Osten und Westen der Stadt und auf Wunsch der Kaiserin Gisela auch eine Kirche in der Pfalz zu Goslar. Großen und wohlverdienten Ruf gewann unter seiner Leitung die Hildesheimer Domschule, wie er denn selbst, noch unberührt von dem lichtscheuen Geiste späterer Mönchsrichtung, sich gern an den Alten erquickte. Noch aus Tegernsee ist ein Brief erhalten, worin er die Altaicher bittet, ihm den Horaz und Cicero's Briefe nachzusenden. 1024 begründete er das Kloster Wrisbergholzen (Holthuson), wo er die letzten Lebensjahre mit Vorliebe verweilte, wo ihm auch die Todesstunde geschlagen hat. Auf daß die Stille des Ortes wohlthätig ihre geistliche Beschaulichkeit fördern möge, hatte er dorthin die Mönche aus dem Michaelskloster von Hildesheim verpflanzt, doch bei den stadtgewohnten stieß seine Maßregel auf so hartnäckiges Widerstreben, daß er sie rückgängig machen mußte. Einen unseligen, Jahrzehnte lang sich hinziehenden Streit mit Mainz wegen des Diöcesanrechtes über Gandersheim, den er vom Vorgänger ererbt hatte, führte er gegen Erzbischof Aribo, seinen Landsmann, in der Hauptsache zum Vortheil seiner Kirche glücklich durch. Gotthards Gebeine, im Jahre nach seiner Heiligsprechung erhoben, ruhen im Münster zu Hildesheim. Seine Verehrung breitete sich rasch über Thüringen, Sachsen, Baiern, bald ganz Deutschland aus und es fehlte nicht an Berichten über Wunder, die er lebend und todt gewirkt haben sollte. In zwei glücklich erhaltenen Biographien hat ihm sein Schüler Wolfhere, der aus Hildesheim nach Altaich übersiedelte, ein würdiges Denkmal gesetzt.

Vitae Godehardi auctore Wolfher., prior et posterior, Mon. Germ. hist., Script. XI. 167 ss., 196 ss. Briefe Gotthards bei Pez, Thes. VI. a, 133 ff. Chronic. Tegernseens. bei Pez, Thes. III. c, 505. Hirsch, Heinrich II. Für die Hildesheimer Thätigkeit Lüntzel, Gesch. der Diöcese und Stadt Hildesheim, I. 203—236. Riezler.

Gotthard: Johann Christian G., Technolog. Zeit und Ort der Geburt unbekannt, † am 8. Juni 1813 in Erfurt. Er war ordentlicher Professor der Oekonomie, Polizei- und Cameralwissenschaften an der (1816 aufgehobenen) Universität genannter Stadt, zugleich Assessor der Commerz-Deputation daselbst, und entwickelte großen litterarischen Fleiß. Sein Hauptwerk ist das „Handbuch der praktischen (chemischen) Technologie", 2 Bde., 1804—5. Außerdem schrieb er: „Deutschlands Manufaktur-, Fabrik- und Handelspflanzen", 1811, und eine Anzahl kleinerer Schriften über Gegenstände der Land- und Gartenwirthschaft, als: „Bienenzucht (1795), „Kultur des unechten Akazienbaums" (1796), „Kultur und Benutzung des türkischen Weizens oder Mais" (1797), „Erziehung und Behandlung der Obstbäume" (1798), „Federviehzucht" (1798), „Pferdezucht" (1800), u. m. a. Karmarsch.

Gotthart: Georg G., „Burger und Eisenkrämer“ in Solothurn, † am 23. März 1619, ist der Verfasser dreier in seiner Heimathstadt aufgeführten Dramen: „Historie vom Kampf zwischen den Römern und denen von Alba“ (Bern 1584), „Zerstörung der Stadt Troja“ (Freiburg 1599) und „Tobias“ (Augsburg und Luzern 1619). Namentlich die zwei letzten Stücke, deren Aufführung zwei Tage erheischte, gehören zu den umfangreichsten der Zeit. Sie sind durchwegs ohne Handlung, langweilig, fad moralisirend; insofern aber bemerkenswerth, als hier schon die Keime zum bürgerlichen Schauspiel liegen.

Franz Krutter im Wochenblatt für Freunde der Litt. u. vaterländischen Geschichte. Solothurn 1845 u. 46; Weller, Volkstheater der Schweiz, 234 u. ff. J. Baechtold.

Gotthart: Johannes Wilhelm G., kath. Theologe und Schulmann, geb. in Solothurn am 5. Septbr. 1592, gest. am 19. Mai 1649. — Sein Vater, Georg G. (s. o.) erzog den Sohn in streng bürgerlicher Zucht. Derselbe erhielt seine Bildung an den Schulen der Vaterstadt und am Collegium Borromeum in Mailand, einer vom Cardinal und Erzbischof Carl Borromeo zu Gunsten der katholischen Kantone der Schweiz gegründeten philosophisch-theologischen Anstalt, die zur Regeneration der katholischen Schweiz im 16. und 17. Jahrhundert vieles beigetragen hat. Im J. 1616 empfing G. die Priesterweihe und kaum nach Solothurn zurückgekehrt, entwickelte er rege Thätigkeit, die Stadtschule zum Gymnasium zu erheben. Er wurde Lehrer der Oberclassen und Superintendent der neuen Schule und zugleich 1619 Canonicus am Collegiatstifte St. Ursus und Victor. Sein ganzes Leben ist ein Kampf für Schule und Kirche, einerseits für streng katholische Hebung derselben, andererseits gegen den vordringenden Einfluß der Gesellschaft Jesu. — Schon 1621 als Lehrer verdrängt, gewann er später als Stiftsscholarch wieder Einfluß auf die Schule und war als Secretarius, Bibliothecarius und Custos des Stiftes thätig, 1645 mit dem Titel eines Protonotarius Apostolicus beehrt. Wie er als junger Priester die Aufführung der von seinem Vater verfaßten dramatischen Volksspiele geleitet, so ist er später als theologischer Volksschriftsteller thätig. Seine „Catholische Gebettschuel“ (Augsburg 1631), „Augspiegel wahrer Religion“ (Luzern 1639), „Laytteren Jakob“ (Freiburg 1644), „Catholisch Solothurnisches Magnificat“ (Freiburg 1644) sind theilweise Ueberarbeitungen von ihm verfaßter lateinischer Schriften (Scala Jacob, Scala rationis humanae u. A.) und verdienen durch Gedankenreichthum, durch Würde und Herzlichkeit der Darstellung und Reinheit der Sprache die Beachtung des Theologen und Literarhistorikers. Von Melchior Schuler (Die Thaten und Sitten der Eidgenossen III, 473—76) wird G. genannt „einer der rüstigsten Streittheologen, dabei ein wirklich gelehrter und geistreicher Mann, in dessen Schriften mancher fruchtbare Gedanke liegt, und der, wie wenige zu seiner Zeit, in seiner Muttersprache klar und schön sich auszudrücken verstand“. Fiala.

Gotthold: Friedrich August G., ein durch selbständiges und entschiedenes Streben bedeutender Schulmann, geb. den 2. Januar 1778 in Berlin, gest. 25. Juni 1858 in Königsberg. Früh durch den Tod des Vaters beraubt, wurde er zuerst dem Pädagogium in Züllichau übergeben und erhielt hierauf durch das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin die letzte Vorbereitung zu den akademischen Studien, die er 1798 in Halle begann. Die Theologie, für welche er sich eigentlich bestimmt hatte, gab er bald auf, als er mit Fr. Aug. Wolf in nähere Verbindung getreten war. Die von diesem ausgehenden Anregungen wirkten so mächtig auf ihn, daß er zwar nicht ein Philolog im strengsten Sinne, aber ohne Zweifel ein ganzer Pädagog wurde. Nachdem er 1801 seine Studien abgeschlossen hatte, machte er eine ausgedehntere Reise durch

Deutschland und die Schweiz bis an die Seen von Oberitalien und kehrte dann, innerlich gereift, in die Vaterstadt zurück, wo er in das Seminar für gelehrte Schulen als Lehrer eintrat. Er wurde dann 1806 Prorector in Cüstrin, 1810 aber Director des Friedrichs-Collegiums in Königsberg. In dieser Stellung hat er bis zu den Jahren des Alters mit seltener Kraft und Frische gewirkt. Wenn seine wissenschaftliche Thätigkeit nach sehr verschiedenen Seiten ausgriff, so gewann doch alles für ihn dadurch Zusammenhang und Einheit, daß er das Angeeignete durchweg auf edle Selbstbildung und pädagogisches Wirken bezog. „Geist haben und Geist wecken", das war für ihn die Summe der Pädagogik, und in solchem Sinne war auch seine Lehrthätigkeit eine ebenso anregende wie hingebende, zuweilen freilich auch durch das, was ihm „das Idealgymnasium" war, eine den Widerspruch weckende und zu Collisionen führende. Mit durchgreifender Bestimmtheit hat er den deutschen Unterricht zum Mittelpunkte der Gymnasialstudien gemacht und bei diesem Unterrichte, wie auch bei dem lateinischen und griechischen, vor Allem und unablässig die Nothwendigkeit ausgebreiteter Lectüre, aus welcher die Erkenntniß des Grammatischen zu gewinnen sei, betont. Er selbst las mit seinen Primanern am liebsten Sophokles und Euripides, Platon und Demosthenes, in einer schwer zu begreifenden Ausdehnung. Aber auch den Realien wandte er große Aufmerksamkeit zu. Für den geschichtlichen Unterricht verlangte er Zurückgehen auf die Quellen; die Naturwissenschaft erschien ihm für humane Bildung als unentbehrlich. Und selbst für die technischen Fächer (Schreiben, Zeichnen und Singen) sorgte er mit Nachdruck; in der Musik erkannte er, selbst ein Meister auf diesem Gebiete, ein Hauptmittel für Gemüthsbildung. Aus seiner freundschaftlichen Verbindung mit Herbart ergaben sich ihm für pädagogische Betrachtungen immer neue Anregungen. — In seinem letzten Willen hatte er bestimmt, daß seine vorher einzeln und bei verschiedenen Gelegenheiten erschienenen Schriften in Verbindung mit dem, was er handschriftlich hinterlassen hatte, von seinem Schüler und Freunde Prof. F. W. Schubert herausgegeben würden; diese Sammlung sollte dann an alle Gymnasien des preußischen Staates vertheilt werden. Der erste Theil enthält eine sehr anziehende Selbstbiographie, im zweiten folgen seine Arbeiten für Musik und Metrik, der dritte ist pädagogischen Inhalts, der vierte umfaßt Geschichtliches und Vermischtes.

Vgl. Langbein's Pädagog. Archiv VII, 176—194. Kämmel.

Gottland: Peter G., eigentlich Peter Rodelstet von Gotland, um 1550; deutscher Maler, Kupferstecher und vielleicht auch Formschneider. Bartsch kannte sechs Kupferstiche mit dem aus P und G gebildeten Monogramm, die er in seinem Peintre-graveur beschrieb; die Bedeutung des Monogrammes war ihm nicht klar und es war Ch. Schuchardt vorbehalten, aus Urkunden, die er in Weimar gefunden, den Künstler zu entdecken, der unter dem genannten Monogramm so lange verborgen blieb. Darnach erscheint unser Künstler, zuweilen auch Meister Peter genannt, seit 1548 als Maler in Weimar. Hier wird er 1553 zum kurfürstlichen Hofmaler des Kurfürsten Johann Friedrich, Herzogs zu Sachsen ernannt und im Ausstellungsdecret Peter G. genannt; in einem eigenhändigen Schreiben vom 8. Octbr. 1545 dagegen nennt sich der Künstler Peter Roddelstet Maler, aus Gottlandt. Schuchardt vermuthet, daß hier warscheinlich die schwedische Provinz Gothland gemeint sei. Im J. 1572 lebte der Künstler noch, das Jahr seines Todes ist unbekannt. G. ist aus Cranach's Schule hervorgegangen und manches Bild, das jetzt dem letzteren zugeschrieben wird, dürfte unserem Künstler angehören. Von seinen Bildern wird „ein gros tuch in der Schloßkirche zu Gotha" genannt, dann ein Bild mit der Beschneidung Christi. Auch Bildnisse, Renndecken, Fahnen, Wappen malte er, wie es seine Anstellung

mit sich brachte. Unter seinen Kupferstichen, die meist aus Bildnissen bestehen, ist einer bemerkenswerth, weil er ein Bild von Cranach in der Gallerie zu Gotha mit kleinen Abweichungen wiedergibt, eine symbolische Darstellung der Erlösung Christi. Ob er die vier ihm zugeschriebenen Holzschnitte mit Bildnissen sächsischer Herzoge selbst in Holz geschnitten oder nur die Zeichnung dazu geliefert habe, bleibt unentschieden.

Chr. Schuchardt in Naumann's Archiv I, S. 86.

J. E. Wessely.

Gottleber: Johann Christoph G., ein verdienter Schulmann des vorigen Jahrhunderts, geb. den 27. Novbr. 1733 in Chemnitz, gest. den 1. Mai 1785 in Meißen. — Er war der Sohn eines Zeughändlers und Kirchenvorstehers, der ihn zuerst dem Lyceum seiner Vaterstadt übergab, dann die Universität Leipzig besuchen ließ. Hier wurde Ernesti sein Lehrer. Das Unglück des siebenjährigen Krieges führte ihn später als Hofmeister in der Familie eines kursächsischen Beamten mit nach Altorf, wo er seine Studien vervollständigte und 1761 Magister wurde. In die durch den Hubertusburger Frieden befreite Heimath zurückgekehrt, erhielt er noch 1763 das Rectorat des Lyceums in Annaberg. Sein Wirken zeichnete sich hier dadurch aus, daß er bereits im J. 1764 aus Schülern der Prima eine deutsche Gesellschaft bildete, welche in Poesie und Prosa nach den von Gellert, Klopstock, Cramer, Mosheim und Jerusalem gegebenen Vorbildern sich versuchen und zu gegenseitiger Kritik vielfach Anlaß geben sollte. Aber 1769 trat eine Societas latina hinzu. Im J. 1771 wurde er zur Leitung der Fürstenschule in Meißen berufen und hatte bald nachher Veranlassung, die für das höhere Schulwesen Sachsens so wichtige Schulordnung Ernesti's auch in seiner Anstalt einzuführen. Ob er seine der deutschen Sprache zugewandten Bestrebungen auch in Meißen fortgesetzt hat, ist uns nicht bekannt; aber hier hatte bereits sein Vorgänger Hoere auf solche Dinge hingeleitet. Gottleber's Schulschriften beschäftigen sich meist mit Plato, Philo und Cicero (s. Meusel's gelehrtes Teutschland und erster Nachtrag); die von ihm vorbereitete Ausgabe des Thukydides haben Bauer und Beck (1790 bis 1804) ausgeführt.

Müller, Geschichte der Fürstenschule zu Meißen (1789), II, 141 f. Flathe, St. Afra (1879), 300 f. und Spieß im Programm der Realschule zu Annaberg (1856), 19 f.

Kaemmel.

Goettling: Karl Wilhelm G., Philolog, geb. zu Jena am 19. Jan. 1793, gest. ebendaselbst am 20. Januar 1869. Auf dem Gymnasium zu Weimar, welches er, der Sohn des tüchtigen Chemikers Prof. Joh. Friedr. Aug. G. in Jena, durch Privatunterricht wohl vorbereitet im J. 1808 bezog, wurde er besonders durch Franz Passow und Johannes Schulze zu lebhaftem Interesse und tieferem Verständniß sowol für die antike als für die deutsche classische Litteratur angeregt. Welch' tüchtigen Fond auch von speciell philologischen Kenntnissen er aus der Schule dieser Männer auf die Universität Jena, welcher er von 1811 an drei Jahre lang als Student angehörte, mitgebracht hatte, bewies er durch eine schon im J. 1811 von ihm im Namen der dortigen lateinischen Gesellschaft dem Minister Christian Gottlob von Voigt gewidmete kleine Schrift: „Animadversiones criticae in Callimachi epigrammata et Achillem Tatium“. Nachdem er 1814 als Freiwilliger mit den reitenden Jägern der sächsischen Herzogthümer in den Kampf gegen Frankreich gezogen war und bei seiner Heimkehr in Jena das Diplom als Doctor philosophiae honoris causa erhalten hatte, begab er sich nach Berlin, wo er unter F. A. Wolf's und A. Boeckh's Leitung, in engem persönlichen Verkehr mit F. Passow und L. Doederlein, seine philologischen Studien fortsetzte. Zugleich mit Passow nahm er auch Antheil an einer aus 7 Mitgliedern (neben P. und G. noch Jahn, Zeune, Friedr.

Lange, Giesebrecht und Walch) bestehenden Gesellschaft, die sich wöchentlich einmal zur Lectüre des Nibelungenliedes und zu gegenseitiger Mittheilung und Prüfung ihrer wissenschaftlichen Ansichten über dasselbe versammelte. Wie ernstlich diese germanistischen Studien G. damals beschäftigten, zeigen seine beiden kleinen Schriften „Ueber das Geschichtliche im Nibelungenliede“ (Rudolstadt 1814) und „Nibelungen und Ghibellinen“ (ebdas. 1817). Nach Vollendung seiner Studien übernahm G. im Frühjahr 1816 eine Lehrstelle als Professor am Gymnasium zu Rudolstadt, welche er Ostern 1819 mit der Directorstelle an dem neubegründeten oder richtiger neu zu begründenden — denn G. fand, als er am 17. April 1819 in Neuwied ankam, nichts als das zum Gymnasium bestimmte Haus vor — Gymnasium zu Neuwied vertauschte. Die Schwierigkeiten, mit welchen die junge Anstalt zu kämpfen hatte, bewogen ihn im Februar 1821 seine Entlassung aus dieser Stellung zu erbitten, die er im August 1821 erhielt. Er ging zunächst nach Paris, um auf der dortigen Bibliothek Materialien für spätere wissenschaftliche Arbeiten zu sammeln, und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er, nachdem er den Plan, sich als Privatdocent für Philologie an der Universität Heidelberg zu habilitiren, auf den Rath seines väterlichen Freundes Paulus aufgegeben hatte, im J. 1822 zum außerordentlichen Professor bei der philosophischen Facultät ernannt wurde. Seinem lieben Jena ist G. seitdem, trotz vielfacher verlockender Berufungen nach auswärts — 1824 und 1826 nach Berlin, 1831 als Rector nach Schulpforta, 1841 nach Göttingen als Nachfolger O. Müller's, 1848 nach Tübingen —, trotz des nur langsamen Vorrückens zu einer ehrenvolleren und besser dotirten Stellung — er wurde 1826 zum Director des philologischen Seminars und zum Universitätsbibliothekar, 1829 zum Honorarprofessor, 1831 zum ordentlichen Professor ernannt und erhielt 1842 von der weimarischen Regierung den Titel „Geheimer Hofrath“ — bis an seinen Tod treu geblieben; die dortige Universität, die, wie sie mehr und mehr den Mittelpunkt aller Interessen Goettling's bildete, allmählich in ihm ihre schönste Zierde, ja ihr geistiges Haupt zu sehen sich gewöhnte, verdankt ihm nicht nur einen neuen Aufschwung der philologischen Studien, sondern auch die Stiftung eines archäologischen Museums (1845), für dessen Begründung und Erweiterung er theils durch wissenschaftliche Vorträge, die er in Verbindung mit Collegen im Rosensaale in Jena hielt, theils durch seinen persönlichen Einfluß bei fürstlichen Gönnern verhältnißmäßig reiche Mittel beschaffte: das von ihm verfaßte Verzeichniß der Gegenstände dieser Sammlung (Abgüsse von antiken Bildwerken und kleine Originalwerke) erschien zuletzt in dritter Auflage (deren Vergleichung mit der 1846 veröffentlichten ersten Auflage ein anschauliches Bild von dem raschen Wachsthum der Sammlung gibt) im J. 1854. Seine Lehrthätigkeit, welche nur durch mehrere zu wissenschaftlichen Zwecken unternommene Reisen unterbrochen wurde — er durchreiste 1828 Italien und Sicilien, 1840 Griechenland, besuchte 1846 Paris und London, endlich 1852 nochmals Griechenland und Konstantinopel — umfaßte alle wichtigeren Zweige der classischen Alterthumswissenschaft: er las wiederholt über griechische und lateinische Grammatik, griechische und römische Alterthümer, griechische und römische Litteraturgeschichte, Mythologie, Archäologie, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, Thukydides, Aristoteles' Politik und Cicero's catilinarische Reden, vereinzelt auch über griechische und römische Geschichte, Homer, Hesiod, Livius und Cicero de natura deorum; seit dem J. 1852, wo ihm Karl Nipperdey als College zur Seite trat, beschränkte er sich in seinen Vorlesungen im Wesentlichen auf die das griechische Alterthum betreffenden Disciplinen (mit Einschluß der Archäologie und Mythologie) und die Erklärung griechischer Schriftsteller; nur im philologischen Seminar ließ er abwechselnd mit Nipperdey auch lateinische Autoren (am häu-

figsten Horatius) interpretiren. Wie er in persönlichem Verkehr durch die Einfachheit und Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens, durch sprudelnden Humor und Innigkeit der Empfindung auf alle, die ihm näher traten, einen anziehenden und fesselnden Eindruck hervorbrachte, so wirkte er auch durch seine Vorträge, in welchen sich umfassendes Wissen, klare Anschauung und lebendige Auffassung des Alterthums ausprägten, in hohem Grade anregend und unmittelbar erfrischend auf die Zuhörer. Dieselbe Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Interessen, derselbe Reichthum an Kenntnissen auf verschiedenen Gebieten wie in der akademischen ist auch in der schriftstellerischen Thätigkeit Goettling's ausgeprägt. Das anschaulichste Bild davon gewinnt man, wenn man die beiden Bände seiner „Gesammelten Abhandlungen aus dem classischen Alterthum" (Bd. I, Halle 1851, Bd. II, München 1863) nebst der noch von ihm selbst in seinen letzten Lebenstagen veranstalteten, aber erst nach seinem Tode im Druck erschienenen Sammlung seiner „Opuscula academica" (Leipzig 1869) durchmustert. Antike Geographie und Topographie, Geschichte und Staatsleben der Griechen, Grammatik, Kritik und Hermeneutik, Litteratur, Philosophie, Epigraphik und Kunst der Alten sind durch die in diesen Sammlungen vereinigten, durchgängig frisch und geistvoll geschriebenen, wenn auch selten ihren Gegenstand erschöpfenden und abschließenden Aufsätze vertreten. Von Goettling's größeren selbständig erschienenen Schriften gehören dem Gebiete der griechischen Grammatik an die zunächst für Schulen bestimmte Schrift: „Lehre vom Accent der griechischen Sprache" (Rudolstadt 1818, 3. Aufl. 1825), die er dann zu einem größeren Werke unter dem Titel: „Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache" (Jena 1835) umgestaltet hat, und die Ausgabe der Grammatik des Theodosius (Leipzig 1822); dem Gebiet der römischen Alterthümer die „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu Cäsar's Tod" (Halle 1840) nebst den „Fünfzehn römischen Urkunden auf Erz und Stein" (Halle 1845); in weiterem Sinne auch die ihrer Zeit mit dem lebhaftesten Interesse in den weitesten Kreisen begrüßte Schrift „Thusnelda Arminius' Gemahlin und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen" (Jena 1843, wieder abgedruckt in Bd. I der „Gesammelten Abhandlungen"; neue mit Zusätzen und einem Wort über den „Fechter von Ravenna" versehene Ausgabe, Jena 1856). Von classischen Schriftstellern hat G. herausgegeben die Gedichte des Hesiodus (Gotha und Erfurt 1831, 2. Ausg. 1843; 3. von Joh. Flach umgestaltete Ausgabe Leipz. 1878) und des Aristoteles Politik (Jena 1824) und Oekonomik (ebdas. 1830); zahlreiche Beiträge zur Kritik und Erklärung verschiedener Schriftsteller, besonders des Sophokles, Aristophanes, Kallimachos und Horatius, enthalten die nur zum Theil in den Opuscula academica wieder abgedruckten Programme, welche er im Auftrage der Universität Jena verfaßt hat.

C. Nipperdeii Memoria Caroli Goettlingii, Jena 1869. Kuno Fischer, Vorwort zu C. W. Goettlingii Opuscula academica. G. Lothholz, C. W. Goettling, I. Abth. im Programm des Gymnasiums zu Stargard in Pommern, 1876. Bursian.

Gottschalk, christlicher und deutschfreundlicher Wendenfürst, Enkel des Mistiwoi, Sohn Udos, der noch in den ersten Jahren Kaiser Konrads II. über Obodriten und Wagrier herrschte, wenn auch nur über einen Theil derselben, während sein Sohn zum Alleinherrscher emporsteigen sollte. Den Weg dazu bahnte sich G. durch mancherlei Kämpfe und Abenteuer, welche zu seiner späteren engen Verbindung mit dem deutschen Reiche in eigenthümlichem Contrast stehen. Fürst Udo, dem sächsischen Herzog Bernhard II. tributpflichtig und selbst Christ, ließ seinen Sohn unter den Augen des Herzogs in dem St. Michaeliskloster zu Lüneburg christlich erziehen. Da geschah es, daß Udo von einem Sachsen er=

schlagen wurde: in Folge dessen entwich G. seinen christlichen Erziehern, wandte sich dem Heidenthum wieder zu und trieb seine Landsleute zu einem Rachekrieg an, der viel Blut kostete, namentlich das nordelbische Sachsenland arg verwüstete. Das Unwesen hörte erst auf, als es Herzog Bernhard gelang des Anstifters habhaft zu werden. Er machte G. zum Gefangenen, behandelte ihn aber glimpflich: nachdem G. Friede und Freundschaft gelobt hatte, erhielt er die Freiheit wieder und verließ jetzt nicht blos Deutschland, sondern auch seine wendische Heimath, um sich dem mächtigsten Herrscher des Nordens, König Knut von Dänemark anzuschließen. Im Gefolge Knuts, der damals auch über England, Norwegen und einen beträchtlichen Theil der Ostseewenden herrschte, kam G. nach England und blieb lange, vermuthlich ein ganzes Jahrzehent in der Fremde. Er kehrte in die Heimath erst wieder zurück, als mit dem Tode von König Hardeknut († 1042) der Mannsstamm Knuts des Großen erlosch und in Dänemark König Magnus von Norwegen mächtig wurde, derselbe Magnus, durch den Gottschalks wendische Landsleute in der Schlacht bei Heidaby am 28. Sept. 1043 eine schwere Niederlage erlitten. Das zuletzt regierende Fürstenhaus, Herzog Ratibor und dessen Söhne, ging in den Kämpfen mit Magnus zu Grunde und in geschickter Benutzung dieser Sachlage unternahm es nun G., der sich wahrscheinlich schon damals mit einer Tochter Svend Estrithsons, des nachmaligen Königs der Dänen, vermählt hatte, die väterliche Herrschaft unter den Wenden wieder aufzurichten, sie zur Alleinherrschaft zu erweitern und auf die benachbarten Völkerschaften auszudehnen, aber nicht als eine heidnische und folgeweise deutschfeindliche Macht, sondern auf christlicher Grundlage, dem sächsischen Herzog tributpflichtig, in kirchlicher Beziehung dem Erzstifte Hamburg unterworfen. Erzbischof wurde ungefähr um dieselbe Zeit, wo G. unter den Obodriten von Neuem emporkam, der Wettiner Adalbert, unter allen Nachfolgern St. Ansgars weitaus der bedeutendste, und dieser von kirchlichem Eifer und politischem Ehrgeiz gleichmäßig durchdrungen, wußte die Bestrebungen Gottschalks in ihrer Bedeutung für Reich und Kirche ganz zu würdigen. Er unterstützte und förderte sie denn auch nach Kräften, bald durch Entsendung von Geistlichen, die als Missionsprediger und Priester, später auch als Bischöfe dienen sollten, bald persönlich auf Zusammenkünften, welche er mit G. häufig in Hamburg hatte, und gerne benutzte, um ihn anzutreiben, zur Ausdauer zu ermahnen und zu ermuthigen. Indessen bei einem Fürsten von der Art wie Gottschalk bedurfte es solcher Ermahnungen nicht. Von dem Heidenthum in England, wie es scheint, gründlich zurückgebracht, kannte er fortan keinen höheren Ruhm als Bekehrer seines Volks zu werden und in seinem Eifer hierfür ging er so weit, daß er ohne seiner fürstlichen Würde zu achten, selbst als Prediger auftrat. Oft — so wird glaubwürdig berichtet — ergriff G. in der Kirche das Wort, um das, was die Geistlichen lateinisch, also für das Volk unverständlich vorgetragen hatten, diesem in der Volkssprache, auf Wendisch, zu wiederholen. Kein Wunder daher, wenn das Christenthum im Wendenlande einen gewaltigen, noch nie dagewesenen Aufschwung nahm, wenn sich mit der fortschreitenden Mission auch der Regularklerus und das Klosterwesen einbürgerten und Erzbischof Adalbert bald dazu vorgehen konnte, dem ursprünglich alleinigen Bischof von Oldenburg mehrere andere Bischöfe zur Seite zu setzen, so in Ratzeburg und in Mekelenburg, der obodritischen Hauptstadt, wo außerdem drei geistliche Stifter ins Leben traten. Uebrigens ging bei G. der Fürst doch nicht in dem Heidenbekehrer auf: auch die Waffen wußte er zu führen und vergrößerte sein Reich bedeutend, so daß ihm schließlich sämmtliche, der Hamburgischen Erzdiöcese zugewiesenen Wendenvölker unterthan waren, einschließlich der wilzischen oder liutizischen Völkerschaften der Kissinen und Circipanen, welche an dem Grenzflusse Peene

wohnten. Die Unterwerfung der Circipanen hatte wegen der Kriegstüchtigkeit dieser Völkerschaft besondere Schwierigkeit gemacht; sie war auch nur gelungen durch vereinte Kräfte, durch eine Heerfahrt, an der außer G. und den wendischen Widersachern der Circipanen Dänen unter ihrem König Svend und Sachsen unter Herzog Bernhard Theil genommen hatten. Ueberhaupt mußte G. seine Erfolge stets mit anderen theilen. Jeder Fortschritt seiner Macht war zugleich ein Gewinn für die Kirche von Hamburg, beziehungsweise Erzbischof Adalbert, der sich in seinem Ehrgeiz nun schon zu der bekannten Patriarchatsidee verstieg, und nicht minder für den Herzog der Sachsen, welcher jetzt strenger als je auf Tributzahlung bestand. Dies erregte großes Mißvergnügen unter den Wenden und zwar nicht blos gegen die Sachsen und ihren Herzog, sondern auch gegen G., der außerdem noch für sich selbst Zins und Tribut in Anspruch nahm. Noch mehr aber erschwerte ihm seine Stellung der Umstand, daß es ihm nicht gelang in seinem Reiche des Heidenthums völlig Herr zu werden. Auch als Gottschalks Macht auf der Höhe stand, in den letzten Jahren Heinrichs III. und in den ersten Heinrichs IV. war ein beträchtlicher Theil seiner Unterthanen immer noch heidnisch und widerstrebte dem Christenthum ebenso hartnäckig wie die südlich benachbarten liutizischen Völkerschaften, welche von G. unabhängig in der Stadt Rethra und in dem Cultus des Radigast einen gemeinsamen Mittelpunkt hatten. Mit ihnen verband sich die heidnische Nationalpartei unter den Obodriten, um G. zu stürzen, das Christenthum und die deutsche Oberherrschaft zu vernichten und angestiftet von Blusso, der mit einer Schwester des Fürsten vermählt war, begann im J. 1066 ein Aufstand, so gewaltig, daß Gottschalks Herrschaft in der That sogleich, wie es scheint, ohne Kampf und Gegenwehr zusammenbrach. G. selbst wurde getödtet, am 14. Juni 1066 in Lenzen unweit der Elbe: eine große Anzahl von Priestern und Laien erlitt dasselbe Schicksal, zum Theil unter gräßlichen Martern; die heidnischen Machthaber ruhten überhaupt nicht eher, als bis sie das benachbarte deutsche Gebiet in Mitleidenschaft gezogen, Hamburg überfallen, die Burg zerstört und den Gau der Sturmarn fast ganz entvölkert hatten. Was deutsche Macht und kirchlicher Eifer in diesen ursprünglich so unwirthlichen, schwachbevölkerten, kulturarmen Landschaften während des Jahrhunderts von Otto dem Großen bis Heinrich III. mühsam, unter harten Kämpfen geschaffen hatte, das ging so in einem einzigen Jahre zu Grunde und an eine baldige Wiederherstellung des früheren Zustandes war um so weniger zu denken, je ungünstiger für ein derartiges Unternehmen die inneren Verhältnisse des deutschen Reiches eben damals waren. Fällt doch der Untergang Gottschalks und seiner Herrschaft zusammen mit dem Sturze Erzbischof Adalberts als Rathgebers Kaiser Heinrichs IV., mit dem Wiederausbruch der billungisch-erzstiftischen Fehden, mit dem Beginn der großen Parteiung zwischen Papstthum und Kaiserthum, welche das Reich bis auf den Grund erschütterte, die traditionelle Richtung der deutschen Nation auf Christianisirung und Germanisirung des slavischen Ostens überall lahm legte. Zunächst behauptete denn auch das nationale Heidenthum innerhalb des deutsch-wendischen Ostseegebiets die Herrschaft, welche es sich im J. 1066 erobert hatte. Gottschalks Söhne, Butue und Heinrich wurden vom Fürstenthum ausgeschlossen, Kruko, Sohn des Grin, ein eifriger Heide trat an die Spitze des Volks: ein Versuch Butues ihn mit deutscher Hülfe wenigstens aus Wagrien zu verdrängen, scheiterte vollständig. Butue selbst fand in diesem Kampfe den Tod, am 8. August 1071 vor Plön, die siegreichen Obodriten aber überflutheten und verwüsteten von Neuem ganz Nordalbingien, überschritten auch die Eider und entrissen den Dänen die alte als Bischofssitz und als Handelsplatz gleich wichtige Stadt Schleswig. Diese Eroberung mußten die Wenden freilich bald wieder herausgeben, dagegen setzten

sie sich fest in dem nordelbischen Sachsenlande und machten es sich zinspflichtig, während früher umgekehrt die Sachsen die Herren, sie, die Wenden, tributzahlende Unterthanen gewesen waren.

Mittlerweile war nun aber Heinrich, Gottschalks Sohn von der Dänin Sigrid, nach einer unstäten meistens in Dänemark verlebten Jugend zum Manne herangewachsen und als dieser etwa ein Menschenalter nach dem Sturze des Vaters seine Ansprüche auf das obodritisch-wagrische Fürstenthum geltend machte, da war er allerdings glücklicher als sein Bruder und Vorgänger Butue. Mit Waffengewalt, aber, wie die Sage geht, auch mit List und Verrath bezwang Heinrich den greisen Kruko, dann nachdem dieser von einem Dänen meuchlings ermordet war, vermählte er sich mit Slawina der Wittwe Krukos, und wurde auch von der Masse des Volks als Herrscher anerkannt. Zum großen Theil beruhte Heinrichs Emporkommen auf dänischer Unterstützung; aber nachdem er auf diese Weise seine heimischen Widersacher besiegt, das christliche Wendenreich wieder aufgerichtet hatte, wandte er sich ebenso wie es in ähnlicher Lage sein Vater G. gethan hatte, mit großer Entschiedenheit dem deutschen Reiche insbesondere den Herzogen von Sachsen zu. Um sich ihres Beistandes zu versichern, übernahm er zunächst gegen Herzog Magnus, den letzten Billunger, Lehenspflichten, leistete Huldigung und zahlte Tribut, während er sich von Dänemark immer mehr emancipirte, mit König Niels (1104 bis 1134) sogar der Art verfeindete, daß es zum Kriege kam. Der Zeitpunkt, wann dieser wendisch-dänische Krieg ausbrach, steht nicht fest; es ist nur Vermuthung, wenn er ins Jahr 1111 gesetzt wird. Aber gewiß ist: die Feindseligkeiten waren nicht mit einem Feldzuge beendet, sie zogen sich sehr in die Länge und wurden erst kurz vor dem Tode Heinrichs beigelegt durch einen Friedensschluß mit Knut (Laward), Herzog von Schleswig und Neffen des Königs Niels, ohne daß die Machtstellung der einen oder der andern Partei verändert wäre. Ueberhaupt gestaltete sich die Regierung Heinrich des „Königs“ der nordalbingischen Wenden wie er titulirt sein soll, ungemein kriegerisch, wie es auch kaum anders sein konnte, da Heinrich von dem Augenblick an, wo er sich offen zum Christenthum bekannte und Vasall eines deutschen Reichsfürsten wurde, das gesammte heidnische und deutschfeindliche Wendenthum innerhalb wie außerhalb des Obodritenlandes gegen sich hatte, es zum Kampfe gleichsam herausforderte. Bei diesen innerslavischen Kriegen des christlichen Wendenkönigs erwies sich nun dessen Lehnsabhängigkeit von den sächsischen Herzögen als sehr vortheilhaft. Zu dem großen Siege, den Heinrich wahrscheinlich im J. 1093 über die gesammten ihm feindlichen Stämme des südlichen und östlichen Wendlandes bei Smilowe im Gau der Polaber (Lauenburg) davontrug, hat Herzog Magnus in Person mitgekämpft; ja ohne die rechtzeitige Ankunft sächsischer Verstärkung wäre Heinrich allem Anscheine nach geschlagen worden. Lothar von Supplinburg, Nachfolger des Magnus im Herzogthum ist mindestens vier Mal selbst gegen heidnische und aufständische Wenden ins Feld gezogen, im Jahr 1114 gemeinsam mit Heinrich, um die Ranen, die seeräuberischen Bewohner von Rügen, welche jener schon früher für sich allein und mit Erfolg bekriegt hatte, vollends zu unterwerfen. In diesen und anderen ähnlichen Unternehmungen gipfelt die Macht Heinrichs nach der wendischen Seite hin. Sie beruht auf einer meistens erzwungenen Unterthänigkeit, welche Kriegsdienst und Abgabenpflicht, aber nicht ohne Weiteres Uebertritt zum Christenthum zur Folge hatte. In Sachen der Religion war Heinrich bei weitem nicht so eifrig wie es sein Vater G. gewesen war. Wol begünstigte er das Christenthum und christliche Missionsbestrebungen: Vicelin, der Apostel der Wagrier, begann seine Wirksamkeit mit ausdrücklicher Genehmigung des Fürsten, indessen auf zwangsweise Bekehrung seiner Unterthanen ging Heinrich nicht aus, so wenig, daß es bei dem ersten Auftreten Vicelins in

dem wendischen Hauptlande Heinrichs nur eine Kirche gab, und die befand sich an der Trave zu Alt-Lübeck, wo jener regelmäßig Hof hielt. Am 22. März wahrscheinlich 1124, vielleicht erst 1125 starb Heinrich. Eine späte niedersächsische Ueberlieferung des dreizehnten Jahrhunderts behauptet, daß er erschlagen wurde. Die ältesten Quellen wissen nichts von einem gewaltsamen Tode. Jedenfalls war Heinrichs Herrschaft bis zuletzt fest genug um unbestritten auf seine Söhne Zwentipulk und Knut überzugehen; erst als diese unter sich in Streit geriethen, verloren sie die Kraft ihre Stellung zu behaupten. Die unterworfenen Völker empörten sich und mit dem gewaltsamen Tode erst des einen dann des anderen Fürsten ging das von Gottschalk begründete, von seinem Sohne Heinrich wiederhergestellte christliche Obodritenreich für immer zu Grunde. Die wahren Erben Gottschalks und Heinrichs waren nicht wendische Herrscher, auch nicht der Däne Knut Laward, der unter Kaiser Lothar vorübergehend König der Wenden wurde, sondern es waren jene deutschen Fürsten und Herren, welche in der Zeit Kaiser Friedrichs I. die Christianisirung der Ostseewenden auf Grund einer planmäßigen und energischen Germanisirung endgiltig zu Stande brachten: die schauenburgischen Grafen von Holstein und Herzog Heinrich der Löwe, der Erbauer des neuen, des deutschen Lübeck. Das Interesse, welches G. und Heinrich für uns noch haben, beruht auf ihrer historischen Stellung in der Mitte zwischen der heidnisch-nationalen und der christlich-germanischen Epoche des heutigen Tages ganz deutschen Wendenlandes zwischen Elbe und Peene. Was ihre Persönlichkeit betrifft, als Charaktere, sind sie uns in hohem Grade fremd, schon wegen ihrer slavischen Herkunft, und auch wegen der Beschaffenheit der Ueberlieferung, die auf sie Bezug hat. Ueber G. ist der deutsche Geschichtschreiber Adam von Bremen unser Hauptgewährsmann, ihm aber dienten als Quellen vornehmlich Erzählungen des dänischen Königs Svend Estrithson, dessen Eidam ja G. war. Ein Jahrhundert später hat der holsteinische Priester Helmold von Bosau in seiner Wendenchronik Adams Bericht über G. aus volksthümlicher, auf deutschem Boden erwachsener Sage erweitert, ohne jedoch unsere Kenntniß wesentlich zu bereichern und aus derselben anziehenden, aber nicht immer reinen Quelle, verbunden mit Ueberlieferungen kirchlichen Ursprungs, namentlich mit Mittheilungen Vicelin's sind dann auch Helmolds Berichte über Heinrich entstanden. Was andere Quellen bieten, ist geringfügig, aber werthvoll als Mittel der Kritik.

Vgl. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten, 2. Bd. G. Waitz, Schleswig-Holsteinische Geschichte, 1. Bd. C. Schirren, Beiträge zur Kritik älterer Holsteinischer Geschichtsquellen, Leipzig 1876 und als Antikritik K. Höhlbaum, Vicelin und seine Biographen in den Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XVII. Heft 2. G. Dehio, Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen, Bd. 1. 2. Berlin 1877, mit Anmerkungen, in denen die übrige einschlägige Litteratur zusammengestellt und berücksichtigt ist.

Steindorff.

Gothschalk, Mönch des 9. Jahrhunderts, stammt aus Sachsen, nicht, wie Andere darthun wollten oder behaupteten, aus Gallien oder Belgien, oder gar Schottland, und war der Sohn eines Grafen Berno. Schon als Kind wurde er nach damaliger Sitte von seinen Eltern dem Mönchsstande verlobt. Wirklich kam er als sogenannter Oblate ins Kloster Fulda, keineswegs nach Reichenau. Dieses Gelübde seiner Eltern und dessen Ausführung wurden aber die Ursache seines Unglücks. G. fühlte nämlich keinen Beruf zum Mönchsleben in sich und suchte diesem in der That durch eine Klage gegen seinen Abt Rabanus Maurus auf einer Synode zu Mainz 829, daß er ihn gegen seine Neigung und nur auf Grund des Gelübdes seiner Eltern festhalte, zu entkommen. Die Synode ging

zwar auf sein Verlangen ein, allein Rabanus wandte sich unter Vorlage seiner bekannten Schrift: De oblatione puerorum secundum regulam b. Benedicti an den Kaiser und erwirkte, daß G. aus dem Kloster nicht entlassen wurde. Das Einzige, was er durch seinen Schritt erreichte, war, daß er in das Kloster Orbais in der Diöcese Soissons versetzt wurde, ohne daß ihn jedoch Rabanus auch für die Zukunft aus den Augen ließ. Damit ist die weitere Entwicklung Gothschalk's psychologisch für jeden erklärt, der die Wirkungen eines solchen Zwanges zu einem dem inneren Wesen widerstrebenden Lebensberufe mit allen Forderungen des geistlichen oder Mönchsstandes zu beobachten Gelegenheit hatte. Bei vielen Naturen tritt gänzliche Apathie, bei anderen, besonders begabteren und energischeren, innere Verstimmung und rastlose, meistens einseitige Thätigkeit auf irgend einem Gebiete wissenschaftlichen oder praktischen Lebens ein. Zu letzteren Naturen gehörte G. Er lebte in Orbais nur dem wissenschaftlichen Studium und las mit besonderer Leidenschaft die Schriften des Augustinus und Fulgentius. Wie aus einem Gedichte des mit ihm befreundeten Walafried Strabo an ihn hervorgeht, nannte man ihn wegen seiner Vorliebe für Fulgentius sogar selbst Fulgentius. Die Beschäftigung namentlich mit Augustinus, der im Abendlande als der bedeutendste und größte Kirchenlehrer betrachtet wurde und mit dessen Autorität sich Jedermann zu decken suchte, konnte an sich nichts Auffallendes sein; aber es konnte auch nicht fehlen, daß G., wie an jeden denkenden Theologen die Frage von der Prädestination mit ihren Beziehungen zu den verschiedensten theologischen Problemen herantreten wird, in diese sich verlor, da sie ihm bei Augustinus so oft begegnete, während die kirchliche Praxis ihm mit derselben in offenem Widerspruch zu stehen schien. Nur um so mehr fühlte er den Drang in sich, die Lehre dieses gefeiertsten Orakels in der Kirche überall zur vollen und unbedingten Anerkennung zu bringen. So finden wir ihn zunächst mit den Mönchen Ratramnus und Walafried Strabo, den Aebten Lupus von Ferrière und Marquard von Prüm und dem Bischof Jonas von Orleans († 842) in Verkehr über diese Lehre. Statt aber der ihm dabei gewordenen Mahnung nachzugeben und sich nicht mit so schwierigen Fragen zu befassen, reiste er nun auch nach Italien und verbreitete überall seine Anschauung. Auf dieser Reise schon begegnete er dem zum Bischof von Verona ernannten Noting, welcher im Frühjahr 840 mit Rabanus im Lahngau zusammentraf, diesen über Gothschalk's Treiben unterrichtete und zu einer Schrift gegen ihn veranlaßte, welche noch in einem an Noting gerichteten, freilich die Lehre Gothschalk's unrichtig darstellenden Schreiben vorliegt. Nach seiner Rückkehr ließ sich G. von dem Chorbischof Richbold von Rheims während der Sedisvakanz, also nicht von dem Bischof von Soissons, in dessen Diöcese Orbais lag, zum Priester ordiniren. Nicht lange nachher ist er, wie wenigstens Erzbischof Hinkmar später behauptete, ohne Erlaubniß seines Abtes, auf einer zweiten Reise nach Italien, wobei er neuerdings seine Lehre verbreitete. Aber auch dahin verfolgte ihn Rabanus, jetzt Erzbischof von Mainz, und veranlaßte den Grafen Eberhard von Friaul, bei dem sich G. auf seinem Rückwege längere Zeit aufhielt, ihn, dessen Lehre in Deutschland schon weit verbreitet sei, zu entlassen. Als ihn darauf Rabanus in Deutschland entdeckte, ließ er ihn verhaften und vor eine Synode in Mainz, deren Vorsitz er selbst führte, stellen (848). G. widerrief nicht, vertheidigte sich mit Wort und einer Schrift, von der wir nur noch Fragmente in den Streitschriften kennen, und warf sogar Rabanus vor, daß er ein Anhänger des Gennadius und Cassianus sei. Dieser vermochte auch nur die Majorität für sich zu gewinnen, die allerdings G. und seine Anhänger verurtheilte; aber gerade dieser Vorgang beweist, daß G. nicht allein stand, sondern seine Auffassung in der Kirche weit verbreitet war. Nach den Xantener Annalen sind seine Anhänger auch mit Schlägen traktirt

worden, ein Verfahren, das in Deutschland die Bewegung erstickt zu haben scheint. G. selbst aber wurde in die Diöcese seines Klosters gebracht, und ein Brief Rabanus' an Hinkmar stellte diesem das Ansinnen, dem Mönche weitere Umtriebe unmöglich zu machen. Bischof Rothad von Soissons nahm ihn nun in Verwahr und Hinkmar selbst setzte sich mit ihm in Verkehr, um ihn von seiner Lehre abzubringen. Da es vergebens war, wurde er im Frühjahre 849 vor die Synode zu Chiersey, zu deren Mitgliedern auch der Abt von Orbais gehörte, gebracht. Zunächst erklärte man ihn der durch den Chorbischof Richbold erlangten Priesterwürde für verlustig und ging dann auf die dogmatische Frage über, ohne es, wie es scheint, zu einer geordneten Behandlung derselben kommen zu lassen. G. widerrief auch hier nicht. Die Folge davon war, daß er körperlich gezüchtigt wurde und seine Schriften ins Feuer werfen mußte. Seit dieser Zeit wurde er im Kloster Hautvilliers in der Diöcese Rheims in Haft gehalten, durfte jedoch den Gottesdienst besuchen und communiciren; auch das Schreiben war ihm noch nicht verwehrt. Von allem aber, was er geschrieben, entgingen nur zwei Glaubensbekenntnisse der Vernichtung. Am Schlusse des größeren fordert er sogar zum Beweise der Wahrheit seiner Lehre ein Gottesurtheil, so überzeugt war er von ihr und so fest hing er ihr an. Aus diesen Glaubensbekenntnissen müssen wir eigentlich auch die Kenntniß seiner Lehre schöpfen, da die Fragmente seiner Schriften in den Streitschriften Anderer, wenn auch nicht gerade verfälscht, doch aus dem Zusammenhange gerissen dieselbe nicht mit Zuverlässigkeit erkennen lassen. Seine Lehre war aber in der That augustinisch und enthielt keine zwei Prädestinationen, d. h. keine Prädestination der Bösen zum Bösen, wie man ihm imputiren wollte. Nach dieser Synode wurde übrigens der Streit erst ernster und man erkennt auch daraus, daß die augustinisch prädestinatianische Anschauung weit verbreitet war. Eine ganze Reihe der hervorragendsten Männer nahm sich Gothschalk's an, wenn sie auch mit Rücksicht auf die anthropologische Seite der Frage und um die Erlösung oder, wie sie sich ausdrückten, den Werth des Blutes Christi nicht zu sehr zu vermindern, sich vorsichtiger, als jener, auszusprechen suchten. Bischof Prudentius von Troyes, Abt Servatus Lupus, der Mönch Ratramnus erhoben sich für ihn, und Hinkmar kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Zunächst dachte er an Rabanus, um sich mit dessen großer Autorität zu decken; allein dieser lehnte das Ansinnen, eine größere Gegenschrift zu verfassen, ab. Dann wandte er sich gleichzeitig mit G. selbst an die Lyoner Kirche, und hier war er glücklicher. Erzbischof Amolo suchte nämlich in einem Briefe an G., ohne ihm vollkommen Recht zu geben, beide Gegner zu versöhnen, und der Magister Florus schrieb überdies noch einen Sermo de praedestinatione. Auch den unstäten Amalarius rief Hinkmar zu Hülfe, der auch sofort eine Schrift schrieb; am meisten aber versprach sich der Rheimser Erzbischof von dem Eingreifen des hochangesehenen Skotus Erigena. Allein dessen Schrift entflammte den Streit nur noch mehr. Sofort trat Bischof Prudentius gegen sie auf und fand darin 77, eine unter dem Namen der Lyoner Kirche bekannte Schrift gar 106 Irrthümer. Nochmals sollte Erzbischof Amolo von Lyon dem Rheimser Collegen beispringen; allein er starb inzwischen und wurde durch Remigius ersetzt, der allerdings sich de tribus epistolis vernehmen ließ, aber die Sache Gothschalk's vertheidigte und das Verfahren Hinkmar's tadelte. Hinkmar setzte nunmehr die 4 Artikel der Synode von Chiersey 853 entgegen, denen, obwohl von ihm selbst unterzeichnet, Prudentius auf einer Synode der Provinz Sens in Paris mit 4 anderen Sätzen antwortete; noch viel wichtiger aber war, daß jetzt Remigius von Lyon in der Schrift De tenenda veritate scripturae sowol Hinkmar als die 4 Artikel von Chiersey heftig angriff. Eine Synode zu Valence 855 nahm den Augustinismus in Schutz und verwarf

die Sätze von Chiersey nebst 19 anderen des Skotus Erigena. Dadurch sowie durch die Aufforderung des Königs Karl, sich darüber zu äußern, stieg die Verlegenheit Hinkmar's und sah er sich endlich veranlaßt selbst ein Buch über die Prädestination zu schreiben, das wir jedoch nicht mehr besitzen. Dazu kam noch, daß ihn um diese Zeit G. wegen einer Aenderung des Wortes trina deitas in summa deitas in einem kirchlichen Hymnus des Sabellianismus beschuldigte und ihm darin sofort sein Freund Ratramnus hülfreich beisprang. Auch hiergegen wehrte sich Hinkmar in einer besonderen Schrift, worin er G. mit dem Vorwurf des Arianismus antwortete. Als auf 859 eine Synode von 12 Kirchenprovinzen zu Savonnières bei Toul gehalten werden sollte, tauchte auch die Prädestinationsfrage wieder auf. Die früher in Valence versammelten Bischöfe hielten eine Vorversammlung in Langres und wiederholten in ihren Beschlüssen auch die Artikel von Valence; ihre Verlesung auf der nun folgenden Synode von Savonnières sowie die Entgegenstellung der Artikel von Chiersey verursachte aber so große Aufregung, daß man die ganze Verhandlung der Frage auf eine nächste Synode verschob. Diese fand nun zwar nicht statt, aber auf der zu Toucy 860 übertrug man Hinkmar, der inzwischen an politischem Einflusse gewonnen, die Abfassung des Synodalschreibens, in dem er nicht nur seine eigene Auffassung der Prädestinationsfrage aussprechen, sondern auch die Sätze von Chiersey wiederholen durfte. Abgeschlossen war damit freilich der Streit noch nicht und Hinkmar mußte sich nochmals an die Ausarbeitung eines Werkes über die Prädestination machen; aber er hatte damit offenbar der fränkischen Kirche in dieser Frage die Signatur seines Geistes aufgeprägt. G. saß inzwischen in Hautvilliers, ohne daß wir zunächst Weiteres über ihn erfahren. Zwar hatte sich nach den Bertinianischen Annalen zum Jahre 859 P. Nicolaus I. zu Gunsten des Augustinismus entschieden; allein die Angabe ist nicht so bestimmt, als Weizsäcker angenommen hat und worauf schon v. Noorden aufmerksam gemacht hat. Erst aus den J. 862—63 wissen wir sicher, daß sich der Papst mit der Gothschalk'schen Sache ernster beschäftigte. Hinkmar berichtet ihm darüber und sendet auch mehrere Schriften, 864—65 folgt ein neuer Bericht des Erzbischofs. Das scheint G. erfahren zu haben und so wollte auch er seine Sache in Rom vertreten wissen. Ein aus Hautvilliers entsprungener, dem G. befreundeter Mönch Guntbert brachte nun auch die Beschwerden des Gefangenen nach Rom, wogegen Hinkmar neuerdings Aufschlüsse durch den Bischof Egilo an den Papst gelangen ließ, ohne daß dort die Sache einen Abschluß gefunden hätte. G. wurde später nicht mehr so nachsichtig behandelt: es war ihm Schreiben und Communion untersagt. Nach Hinkmar hätte er Nahrung und Kleidung verschmäht und die ausschweifendsten Visionen gehabt. In einer schweren Krankheit sann man ihm neuerdings einen Widerruf an, um dann die Communion erhalten zu können, aber er wies das Ansinnen zurück. Ebenso umsonst wartete man bei seinem Tode auf ein Zeichen des Widerrufs, um ihm nach der Weisung Hinkmar's die Communion geben und ihn daraufhin ehrenvoll beerdigen zu können. Er war zu unbeugsamer Prädestinatianer und legte in Folge dessen zu wenig Werth auf Communion und kirchliches Begräbniß, als daß er sie durch einen Widerruf hätte erkaufen sollen, eine Erscheinung, welcher man auch heutzutage bei Einzelnen begegnet. Die äußere Kirche mit dem consequenten und starren Prädestinatianismus zu vermitteln ist eben eine der schwierigsten Seiten des Problems. Das Todesjahr Gothschalk's ist nicht bekannt.

Mauguin, Veterum auctor., qui saec. IX. de praedest. scripserunt, opera et fragmenta, 650. Usserius, Gotteschalci et praedestinatianae controv. hist., 631. Cellot, Hist. Gottesc. praedestinatiani, 655. Kunstmann, Hrabanus Magnentius Maurus, 1841. Weizsäcker, Das Dogma der göttlichen

Vorherbestimmung im 9. Jahrh. in d. Jahrbüch. f. deutsche Theol., 1859. v. Noorden, Hinkmar, Erzbisch. v. Rheims, 1863 (besonders für die Chronologie wichtig), dazu Kunstmann, Die Briefe Hraban's im Prädestinationsstreite in den hist.-pol. Blättern, 52. Bd. Borrasch, Der Mönch Gottschalk von Orbais, 1868, dazu Reiser im Bonner theol. Lit.-Blatt, 1869.

Friedrich.

Gottsched: Johann Christoph G. — Fast ein Jahrhundert hindurch grausam verkannt, hat G. erst während der jüngsten Jahrzehnte späte Gerechtigkeit erfahren. Als Th. W. Danzel aus der sorgfältig durchforschten Gottsched'schen Correspondenz das Buch „Gottsched und seine Zeit" (Leipzig 1848) hervorgehen ließ, mußte er es sich zur Aufgabe machen, einer mißachteten Persönlichkeit, deren Name kaum ohne Beimischung von Spott genannt ward, ihre geschichtliche Bedeutung wiederzugeben. Erst seitdem ist G. in seiner wahren Gestalt für die Litteraturgeschichte zurückgewonnen worden. Deutlich erkennen wir die seiner Geistesart gezogenen Schranken, über welche er auch mit der angestrengtesten Thätigkeit nicht hinauszureichen vermochte; wir begreifen, daß sein Thun der jüngeren Generation seiner Zeitgenossen als werthlos oder gar verderblich erschien, daß er von ihr verächtlich bei Seite geschoben ward, und daß auch in den nächstfolgenden Geschlechtern keine Neigung sich regte, ihn wieder zu verdienten Ehren zu bringen; wir sehen ein, daß diese Verkennung aus geschichtlicher Nothwendigkeit entsprang. Aber wir sehen auch, daß er die Arbeit, zu der er berufen war, gründlich vollführte; wir sehen, wie er mit allen verwendbaren Mitteln und Kräften innerhalb der seiner Natur gebotenen Beschränkung auf seine Zeit eindringlich wirkte, wie er deren Bedürfnisse richtig erfaßte und ihnen im richtigen Augenblicke genug zu thun verstand. Vielleicht ist man noch immer nicht zu einer völlig unbefangenen Betrachtung seines Wollens und Vollbringens vorgedrungen. Wir wissen aber wenigstens jetzt zu bestimmen, inwiefern seine Leistungen dazu beigetragen, die Begründung unserer großen Litteratur vorzubereiten.

Zu Judithenkirch bei Königsberg in Preußen ist G. am 2. Februar 1700 als Sohn des dortigen Predigers geboren. Auch er also, gleich dem gewaltigsten seiner Gegner, entstammt einem protestantischen Pfarrhause. Der Vater, ein nach dem Maße jener Zeit gebildeter Geistlicher, ließ sich den Unterricht des Sohnes selbst angelegen sein. Dieser, lernbegierig, gewandt und empfänglich, kam in den ernsten Wissenschaften rasch vorwärts; im vierzehnten Jahre schien er reif zum Besuch der Universität. Aufgemuntert von seinem väterlichen Lehrer, der selbst der Dichtkunst nicht abgeneigt war, ließ er sich auch schon frühzeitig aufs Gebiet der freien Künste verlocken; er kann später von sich rühmen, daß er „von Jugend auf allezeit ein großes Vergnügen an Versen gehabt".

An der Königsberger Universität ward er am 19. März 1714 immatriculirt. Theologie und Philosophie beschäftigten ihn vornehmlich. Mit der Gottesgelahrtheit konnte jedoch sein nüchterner Geist sich nur oberflächlich befreunden, obgleich er einen Mann wie den älteren Lilienthal unter seinen Lehrern fand. Der Weltweisheit hingegen widmete er sich mit wachsendem Eifer. Rührig und rüstig, wie er war, nahm er die verschiedenen Systeme hinter einander durch. Er will die aristotelische und cartesianische Philosophie kennen gelernt haben; er studirte des Thomasius Sittenlehre und Naturrecht; Locke las er fleißig; um Leibnizen's Theodicee zu verstehen, machte er sich mit dem Französischen bekannt. Auch Experimentalphysik trieb er und konnte 1717 de mutationibus barometri in tempestatibus pluviis disputiren. Aber, so reich sein Kopf auch mit philosophischen Meinungen ausstaffirt war, die eigentliche Erleuchtung kam ihm erst, als er durch seinen Lehrer Rast — es mag um das J. 1720 gewesen sein —

zu den neuesten Wolffischen Schriften hingeführt ward. In der Leibniz-Wolffischen Philosophie fand er nun die Erkenntnißquelle, aus welcher er hinfort seine Ansichten über „Ordnung und Wahrheit in der Welt" getrosten Muthes schöpfte. Zweifel über das Unergründliche und Unentwirrbare im Weltlauf und Menschendasein, die ihn früher wol angefochten hatten, konnten ihn nun nicht länger quälen. Alles ward ihm klar und durchsichtig. An jener Philosophie hat sich sein Verstand formal geschult. In der Wolffischen Logik glaubte er die Handhabe zu besitzen, mit welcher sich jede wissenschaftliche Disciplin erfassen ließ. Auf dem Boden jener Philosophie wähnte er hinreichende Kräfte gesammelt zu haben, um nach den verschiedensten Geistes- und Kunstgebieten mit Sicherheit vorzudringen und sich auf jedem beliebig anzusiedeln.

Die Poesie ward auch während der akademischen Lehrjahre nicht mit dem Rücken angesehen. Gleich im Beginne derselben konnte er sich an einem Collegium poeticum erbauen, das der Professor Rohde veranstaltete. Der Mann stand im Rufe, seinen artigen Vers zu schreiben. Hören wir aber, daß Menantes' „allerneuste Art zur galanten Poesie zu gelangen" das Lehrbuch war, auf das er seine Anweisungen gründete, so werden wir kaum hoffen dürfen, daß seine dichterische Praxis oder Theorie der Ausbildung des Schülers in höherem Sinne förderlich gewesen. Etwas mehr ließ sich erwarten von dem Sänger Eugen's, dem späteren Hofrath und Leibmedicus Joh. Val. Pietsch, dem 1717 das ordentliche Lehramt der Dichtkunst übertragen ward. Er erhielt es gewissermaßen als Lohn für seinen von ganz Deutschland mit Begeisterung vernommenen, aus 34 achtzeiligen Strophen bestehenden und in heroischen Versen rein und eben dahinfließenden Lob- und Heldengesang auf des siegreichen Prinzen Feldzug in Ungarn 1716. Pietsch, der zuerst in Simon Dach und Neukirch seine Muster gefunden, hatte dann in der höfischen Schule der Canitz und Besser sich alles das angeeignet, was damals zum Apparate einer vornehmen Poesie gerechnet ward. Er galt als Meister des glatten Verses, dem nichts von Lohenstein's verpönten Ueberschwenglichkeiten anhaftete und in den von Hofmannswaldau's spielendem oder schlüpfrigem Witze nur so viel überging, als zur Auszierung einer ernsten Materie unumgänglich nöthig schien. Noch im Anfange der vierziger Jahre, als Haller und Hagedorn schon aufgetreten, konnte G., ohne gerade energischen Widerspruch zu befürchten, den Hofrath Pietsch als Denjenigen preisen, der „unter allen Dichtern, die dieses Jahrhundert Deutschland hervorgebracht, fast mit einhälligen Stimmen den obersten Platz verdienet habe." Und in der That, wer damals, in Gottsched's Jugendzeit, den feineren Geschmack befriedigen und der strengeren Kritik genügen wollte, dem waren die Musterstücke jenes Mannes zur unbedingten Nachahmung zu empfehlen. An diesen Gedichten, die weder des Autors noch des Lesers Einbildungskraft in Bewegung setzten, an ihnen konnte man bewundern, wie weit sich die Kunst treiben ließ, aus der Ansammlung wohlgeordneter, tönender Wörter einen gut gegliederten Vers zu bilden, der etwas zu enthalten schien; hier schimmerte der Prunk einer anspruchsvollen Schulrhetorik, welcher die Beredsamkeit der wahren Empfindung fremd blieb; nichtssagende Antithesen wechselten mit kahlen Gemeinsprüchen; gehörigen Ortes waren die altüberlieferten Gleichnisse und die längst farblos gewordenen Bilder künstlich eingefügt; über das Ganze aber breitete sich eine matte Eleganz, neben der wenigstens jene grellen Fehler nicht aufkommen durften, um derentwillen der Bann über die Häupter der zweiten schlesischen Schule verhängt worden.

Pietsch, im J. 1690 geboren, hatte noch seine volle Jugendfrische, als er in Königsberg die Professur der Poesie antrat. Er war bereit, sein künstlerisches Wissen mitzutheilen, sein poetisches Können auf andere zu übertragen; und durch einen solchen Lehrer, mit dem sich alsbald ein näherer Verkehr entspann, ward

nun G. zu allen Handgriffen jener höfischen Technik gründlich angeleitet. Pietsch unterzog die poetischen Ausarbeitungen, die ihm der Lehrling fleißig einreichte, seiner gewissenhaften Censur. Bei solchen Anlässen mochte er wol, zur Bestärkung seiner Lehren, ihm seine eigenen Uebersetzungen kostbarer Stellen aus dem Horaz vortragen oder ihm Kernsprüche aus Canitzens Satire von der Poesie zu Gemüthe führen; der Schüler erfuhr alsdann, was es heiße, solche Muster „mit Verstand zu lesen". Dem Professor der Dichtkunst lag natürlich der Gedanke nicht fern, sich in seinem Fache auch durch ein Lehrbuch nützlich zu machen; wie er gegen seinen Jünger verlauten ließ, sollte dasselbe so eingerichtet sein, „daß darinnen der innere Charakter und das wahre Wesen eines jeden Gedichtes gewiesen würde". Diese Anweisung blieb ungeschrieben; aus seinen Aeußerungen aber bildete sich G. den ersten Begriff einer „Critischen Dichtkunst". —

G. lernte in dieser Schule, was sich lernen ließ. Ihr hatte er's zu danken, wenn er sich hernach in Leipzig bald als fertigen Poeten ausweisen konnte, und er übte nur eine Pflicht der Erkenntlichkeit, wenn er (Leipzig 1725) des Meisters Werke gesammelt an's Licht treten ließ. Wie viel er auch später an Kenntnissen und kritischen Einsichten gewonnen, als Poet ist er über den Punkt, auf welchen Pietsch ihn gestellt, niemals hinausgegangen. Und wäre es ihm auch möglich gewesen denselben zu überschreiten, was hätte ein solcher Fortschritt ihm, der auf den Nutzen zu sehen gewöhnt war, was hätte er ihm genützt? Indem er auf jenem Punkte beharrte, that er den Zeitgenossen für's erste vollauf Genüge. Nicht nur die Anhänger ehrten ihn als einen Poeten, dem Phöbus selbst die Saiten gestimmt; auch diejenigen, die sich seinem kunstrichterlichen Ansehen niemals unbedingt fügen wollten, ließen ihn lange genug als Dichter gelten. Bodmer gab ihm in dem kritischen Lobgedichte, welches die deutschen Autoren in geschichtlicher Folge vorführt, nachträglich (1738) einen würdigen Platz neben Heräus und Pietsch (Charakter der deutschen Gedichte V. 581); er lobt an ihm Fleiß und Biegsamkeit; man wäre nicht befugt, hier Ironie zu wittern. Selbst Breitinger trug kein Bedenken in dem Werke, das bestimmt war die Unzulänglichkeit der kritischen Dichtkunst Gottsched's darzuthun, ihn neben König und den anderen poetischen Größen der Zeit zu nennen und seinen Gedichten erläuternde Beispiele zu entlehnen (Critische Dichtkunst I, 325. 330). So hatte man denn auch zuerst kein arges daran, daß G. die Hauptstücke im zweiten „besonderen" Theil seiner Dichtkunst mit Exempeln von seiner Arbeit ausstattete und die vorgetragenen Lehren durch die eigene Praxis bekräftigte. Er besaß einen hinlänglichen Vorrath von Oden und Cantaten, von Idyllen, Klagliedern und verliebten Gedichten, von poetischen Sendschreiben, Straf-, Sinn- und Scherzgedichten, von dogmatischen und heroischen Poesien; er durfte glauben, daß man aus seinen Versen eben so gut wie aus denen der übrigen Meister und Gesellen lernen könnte, welcher Stil einer jeden Dichtungsart angemessen sei. Den höfisch gearteten Poeten, die im ersten Viertel des Jahrhunderts in die Oeffentlichkeit traten, war er ein ebenbürtiger Genosse. Denn was verschlug es viel, daß seine Dichterrede hie und da noch etwas matter klang als die der anderen, oder daß bei ihm die Mischung des Hochtrabenden und des Platten sich manchmal noch widerwärtiger ausnahm als bei dem Troß der namhafteren Gelegenheitsdichter? Nur dann sinkt er tiefer unter das Durchschnittsmaß der damaligen Poesie, wenn er sich selbst und seine persönlichen Verhältnisse zum Gegenstande seiner Dichtung macht. Beginnt er als sehnsuchtsvoller Freier seine Kulmus zu besingen, so steigt die komische Wirkung bis zu einem unerlaubten Grade.

Wie eifrig nun auch der Königsberger Student — denn auf diesen müssen wir zurückblicken — der Poesie oblag, so konnten ihn doch die Lockungen der

Musen nicht von fruchtbringenderen Beschäftigungen abziehen. In ihm lebte nichts von dem verzehrenden Dichterdrang, nichts auch von der sorglosen Lebensfreude und Sinnenlust eines Günther. Sein Sinn war auf das Praktische und Brauchbare gerichtet; gewiß hatte sich ihm schon damals die Einsicht aufgedrängt, die er hernach als 30jähriger Mann öffentlich, und zwar seltsam genug, in der Vorrede zur Critischen Dichtkunst aussprach, die Einsicht, daß die Poesie für eine brotlose Kunst zu halten sei, daß man sie nur als ein Nebenwerk treiben und nicht mehr Zeit darauf wenden müsse, „als man von anderen ernsthafftern Verrichtungen erübern könne". Mit Wohlbedacht schickte er sich an, seinen Platz in der gelehrten Welt einzunehmen. Schon hatte er nach siebenjährigem Besuch der Hochschule 1721 unter Langhansens Präsidium eine Abhandlung über die Leibnizischen Monaden vertheidigt; im folgenden Jahre konnten seine Freunde den eben creirten Magister mit den herkömmlichen poetischen Glückwünschen angehen; endlich am 12. Mai 1723 disputirte er abermals über eine Schrift philosophischen Inhalts, die von dem Begriff der göttlichen Allgegenwart handelte (Genuinam omnipraesentiae divinae notionem distincte explicatam et observationibus illustratam defendet — J. C. G. 20 S. 4⁰); er ward zum „Lehrer der Weltweisheit" erhoben und ließ sich hierauf am 27. September reimmatriculiren. So schien sein Leben in eine ebene Bahn geleitet; da ward er gewaltsam aus derselben herausgeschleudert. Ihm drohte die Gefahr, zum Kriegshandwerk gepreßt zu werden. Seine aufragende Goliathstatur ward das Merkziel der Werber. Diese erblickten schon in ihrer begehrlichen Phantasie den mächtigen Mann, wie er im Waffenschmucke unter riesenhaften Kriegerschaaren als der höchste hervorstrahlte. Aber der Königsberger Magister der Weltweisheit war nicht lüstern nach solchen Ehren. Auf welche Art er sich ihnen entzog, lehrt uns die noch jetzt unter den Acten der Königsberger Universität erhaltene „Specificatio derjenigen Studiosorum, die aus Furcht vor der großen Werbung 1724 von der hiesigen Akademie weggezogen." Als der sechste unter diesen Entwichenen wird hier unser G. genannt; er „hat sich wegen der Werbung, da Ihm Ihre Fürstliche Durchlaucht der Prinz von Holstein nachstellen lassen, wovor er aber von andern gewarnet worden, nach Leipzig begeben müssen." Da diese kostbare Beute den Werbern entgangen war, fahndeten sie auf des Magisters Bruder Ludwig; aber auch diesem gelang es sich heimlich davon zu machen.

So hatte sich denn G. vor den rücksichtslosen Uebergriffen der Militärgewalt in Sicherheit gebracht. (Die nach seinem Tode publicirte amtliche Gedächtnißschrift wagte die Ursache der Entweichung nur schonend mit den verhüllenden Worten anzudeuten: periculo aliquo territus concessit in hanc urbem.) Das Mißgeschick, das ihn aus dem preußischen Vaterlande getrieben, sollte ihm zum Heil ausschlagen. In Leipzig, das ihm die Zufluchtsstätte bot, hatte der Buchhandel seinen Hauptsitz; dort fand die Litteratur die ausgedehnteste und vielseitigste Pflege. Schon um jene Zeit verdiente die Stadt das Lob, das ein Vierteljahrhundert später Lessing ihr zollte: man konnte dort die Welt im Kleinen sehen. Dort schien denn auch G. erst in den Vollbesitz seiner Kräfte zu kommen; er gelangte dort zur Erkenntniß seiner Bestimmung und gab nun seiner Thätigkeit die entschiedene Richtung, von der er nicht mehr abzuweichen vermochte.

Schnell und gewandt wußte er sich in die litterarische Atmosphäre Leipzigs einzuleben. Im Januar 1724 hatte er noch in einer kläglichen Elegie über seine gezwungene Flucht aus dem Vaterlande geseufzt — (er tröstete sich am Schluß: „Voritzo bin ich zwar aus Königsberg gezogen; doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt") — und schon im Frühling desselben Jahres ließ er in Leipzig unter dem Namen des deutschen Persius eine Satire ausgehen,

die sich gegen das Unwesen der wöchentlichen poetischen Zettel richtete, welche damals die Stadt überschwemmten.

Seine klüglich abgemessenen ersten Schritte auf dem Leipziger Boden wurden vom Glück begünstigt. An Joh. Burch. Mencke, der ihn als Hauslehrer zu sich nahm, fand er einen gewichtigen Patron. Drei Jahre hindurch konnte er sich die Bibliothek des hochangesehenen Polyhistors unbeschränkt zu Nutze machen. Hier lag ihm alles zur Hand, was seine litterarische Bildung fördern mochte; allen ausländischen Poeten, den Kunstlehrern und Kritikern alter und neuer Zeiten durfte er sich hier nähern. Von Aristoteles und Horaz bis zu Fontenelle und Furetiere entging ihm keiner. Neben den Franzosen wurden auch die Engländer beachtet, zumeist freilich nur solche, deren Bildung stark mit französischen Elementen versetzt war; auch Italiener, wie Castelvetro, schlossen sich an. Kurz, er sammelte hier das Material, das er später zum historischen Unterbau seiner kritischen Dichtkunst verwenden sollte. Als ihm die schweizerischen „Discourse der Mahler“ zu Händen kamen und er in ihnen so manchem freimüthigen Urtheile über anerkannte deutsche Poeten begegnete, ward seine Begier nur noch mehr geschärft, in Sachen der Poesie auf einen gewissen Grund zu kommen und von ihrem Wesen einen „regelmäßigen Begriff“ zu erlangen.

Da kam es ihm denn trefflich zu Statten, daß Leipzig eine Gesellschaft besaß, welcher die gewissenhafteste Behandlung der Fragen, über die er vornehmlich Aufschluß wünschen mußte, zur Pflicht gemacht war. Dieser litterarische Verein, der seit 1697 unter Mencke's wirksamem Schutze bestanden, hatte sich 1717 beträchtlich erweitert und den ursprünglichen bescheidenen Namen einer Görlitzischen mit dem ansehnlicheren einer deutschübenden poetischen Gesellschaft vertauscht. Schon seit dem 1. März 1724 gehörte G. zu ihren Mitgliedern, und zwar erwies er sich als eines der eifrigsten. Die Verhandlungen der dichtenden und urtheilenden Genossen eröffneten ihm die Geheimnisse der damaligen Kritik; er lernte, nach welchem Maßstab Werth und Unwerth eines Gedichtes zu bestimmen sei; der praktischen Fertigkeit, die er unter Pietschens Leitung erworben, schloß sich nun die theoretische Bildung an. Nicht lange brauchte er in der Rolle des Lernenden zu verharren. Bald war er zu Amt und Ansehen eines Führers gelangt. Indem er sich der Absicht, die deutsche Litteratur zu einem regelrecht geordneten Ganzen zu gestalten, immer entschiedener bewußt ward, wollte er sich in dieser Gesellschaft eine ergebene Bundesgenossin heranziehen, über deren Kräfte und Mittel er stets verfügen konnte. Sie erhielt daher den vielumfassenden Namen einer deutschen, der allein ihrer hohen Bestimmung noch zu entsprechen schien. G. ward durch die Gesellschaft, die Gesellschaft ward durch ihn gehoben. Bereits im J. 1727 gab er als ihr Senior öffentlichen Bericht über den erneuerten Zustand derselben. Mit Recht durfte Mosheim später behaupten, erst durch diesen ihren Senior sei sie zu der Verfassung und zu der Ehre gebracht worden, deren sie genieße.

Seine Vielthätigkeit hatte inzwischen einen tüchtigen Schwung genommen. Energisch betheiligte er sich an der Litteratur des Tages durch die moralisch-kritische Wochenschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“ (1725—26), denen „Der Biedermann“ (Mai 1727 bis April 1729) auf dem Fuße folgte. Nicht umsonst hatte er die Schweizer studirt; er geht ihrem Muster nach; spricht er ihnen auch das Vermögen ab, „sich in einer reinen Hochteutschen Schreib-Art auszudrücken“, so erkennt er doch willig an, was sie zur Begründung einer gesunderen Kritik geleistet (Tadlerinnen 2, St. 14). Gleich ihnen weist er auf Opitz als auf den „Großvater und Fürsten aller unserer Poeten“; nach ihrem Beispiel gestattet er sich reimlose Verse (Biedermann 1, St. 42). Die Schweizer jedoch waren nicht geneigt, ihm einen Platz an ihrer Seite einzuräumen; sie durchschauten die

Schwäche seines kritischen Raisonnements; er mußte sich gegen ihre Angriffe schon zur Wehre setzen (Biedermann 2, St. 56). In diesem leichten Vorspiel späterer Kämpfe, dem sich für's erste noch keine tiefere Bedeutung beimessen ließ, wurden doch schon die Gegensätze merkbar, die endlich zu feindseliger Scheidung führen mußten.

Der Senior der deutschen Gesellschaft, der allezeit fertige Gelegenheitsdichter und Schriftsteller suchte sich aber auch zugleich im akademischen Lehramte hervorzuthun. Am 18. November 1724 hatte seine Habilitation stattgefunden; die zum Behufe derselben verfaßte Abhandlung über den Ursprung des Bösen (Hamartigenia) zeigte ihn als echten Leibnizianer. Seitdem hatte er mit allen Mitteln gestrebt, an der Universität Fuß zu fassen. Es entsprach seinem praktischen Sinne, sich durch Lehrbücher größeren und geringeren Umfangs in den verschiedenen Disciplinen festzusetzen. Aus dem „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst" (1728) ging die „Ausführliche Redekunst" hervor, die es 1759 bis zur fünften Auflage gebracht hatte. Einen entscheidenden Wurf that er mit dem „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen" (Leipzig 1730; die Widmung ist vom 6. October 1729 datirt). Zu einem solchen Werke war er von Mascou schon im J. 1727 ermuntert worden; als er dann 1728 einigen Freunden auf deren Wunsch ein poetisches Collegium las, suchte er alles, was er jemals über Dichtkunst gedacht, gelesen und gesammelt, in eine systematische Verbindung zu bringen: so entstand dieser Versuch, von dem er wahrheitsgemäß rühmen konnte, „er habe ihn nicht aus seinem Gehirne angesponnen". Was er hier mit vernünftiger Wahl vorlegte, hatte der umsichtige Mann der von ihm durchmusterten theoretisch-kritischen Litteratur und nicht zum geringsten Theile den Poetiken entlehnt, die seit dem Haupt- und Grundwerke J. C. Scaliger's in allen Litteraturen Europa's schaarenweis einander gefolgt waren. Die erste Hälfte des Buches enthielt die ins Allgemeine gehenden Betrachtungen; der Lehrmeister handelte hier nach den hergebrachten Begriffen von dem Charakter und dem guten Geschmack eines Poeten, von der Nachahmung, dem Wunderbaren und der Wahrscheinlichkeit, von verblümten Redensarten, von poetischen Perioden, von den Figuren und vom Wohlklange. Im zweiten Theil ward das herkömmliche poetische Fachwerk errichtet; die einzelnen Gattungen und Formen wurden gehörigen Ortes untergebracht; es fehlte nicht an historischen Notizen und Nachweisungen; am Schluß eines jeden Capitels ward die Lehre durch umfangreiche Beispiele anschaulich gemacht. Die Anleitung zu „Tragödien oder Trauerspielen" hatte G. mit besonders liebevollem Fleiß ausgearbeitet; diese „Art großer Gedichte" empfahl er nachdrücklich. Mit Acht und Bann aber wurden „Opern oder Singspiele" belegt, weil der Grundsatz von der Nachahmung der Natur auf sie keine Anwendung finden kann. Und auf diesen Grundsatz hatte G. seine ganze Lehre gebaut. Schon das Titelblatt seiner Dichtkunst enthielt das Versprechen, er wolle zeigen, „daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe". Natürlich mußten die Griechen und Römer von ihm als Meister und Muster anerkannt werden. Da er sich aber in einem gar zu weiten Abstande von ihnen fühlte, hielt er sich an die bequemeren und näher liegenden Muster der Franzosen, die er als Vertreter der Alten gelten läßt. In den Anmerkungen zu der von ihm übersetzten Epistola ad Pisones, welche seiner Dichtkunst zur Einleitung dient, spricht er unbewunden aus, wie er sich das Verhältniß der Franzosen zu seinen Landsleuten denkt. Wenn der Römer auf der Griechen Schriften hinweist, denen man Tag und Nacht sich widmen müsse, so bemerkt dazu der Deutsche: „Was bey den Römern die Griechen waren, das sind vor uns itzo die Franzosen. Diese haben uns in allen großen Gattungen der Poesie die schönsten Muster gegeben, und sehr viel Discurse, Censuren,

Critiken und andere Anleitungen mehr geschrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Ich schäme mich nicht, unsern Nachbarn in diesen Stücken den Vorzug zu geben, ob ich gleich meine Landsleute in anderen Stücken ihnen vorziehe. Aber", fügt er bedächtig hinzu, „die alten Griechen und Römer sind uns deswegen nicht verboten, denn ohne sie hätte uns Opitz nimmermehr eine so gute Bahn zu brechen vermocht. Aus Lesung der Alten ist er ein Poet geworden, und wer ihm nicht folget, wird es nimmermehr werden." — In den drei späteren Ausgaben der Dichtkunst (1737, 42, 51), die sonst so vielfach von der ersten wie untereinander, aber allerdings nur in Einzelheiten, abweichen, sind diese Sätze unverändert beibehalten. Die fortschreitende Entfaltung des deutschen Geistes, das Werden einer neuen Litteratur konnte ihn nicht zu erneuter Prüfung seiner Grundsätze bestimmen. Was er 1729 gedacht und geschrieben, das dachte und schrieb er 1751 und bis zum Schlusse seines Lebens. Diese in Steifheit ausartende Beharrlichkeit gereichte ihm selbst zum Verderben; es ist aber die Frage, ob er bei größerer Beweglichkeit des Geistes noch eben so tauglich geblieben wäre, sein einseitiges Reformationswerk erfolgreich zu betreiben. Er ward, in gewissem Sinne, das Opfer des Berufs, der ihm von der geschichtlichen Nothwendigkeit auferlegt war.

Kein Zweifel, daß er mit seiner Dichtkunst den Zeitgenossen gab, was sie damals verlangten und bedurften. Er begründete auf dem Gebiete der Poesie die Herrschaft der vernunftgemäßen Regel, welche sich auf die Autorität der anerkannten Muster stützte. Für uns aber bleibt dies Buch ein Denkmal von historischer Bedeutung. Es schließt die Reihe der Poetiken ab, in welchen seit den Tagen der Renaissance die altüberlieferte Kunstlehre dogmatisch vorgetragen worden. Etwas mehr als ein Jahrhundert liegt zwischen Opitzen's Büchlein von der deutschen Poeterei und Gottsched's kritischer Dichtkunst. Unter allen derartigen Lehrbüchern in deutscher Sprache ist dies das letzte, welches in das Leben der Litteratur unmittelbar bestimmend eingegriffen.

Der erhoffte Lohn für diese Leistung blieb ihm nicht vorenthalten. Am 4. December 1729 empfing er durch Bünau Kunde von seiner (am 30. November erfolgten) Beförderung zur außerordentlichen Professur der Poesie. Somit war seine Stellung an der Universität gesichert. Aber leider warf ihm das Lehramt der Dichtkunst keine Besoldung ab. Aus eigener schmerzlicher Erfahrung schrieb er später an Bodmer, der gewünscht hatte, ihn der Poesie erhalten zu sehen: „ein Poet und weiter nichts zu seyn nährt bey uns seinen Mann nicht." Demgemäß griff er wieder ernstlicher zur Weltweisheit; er bereitete ein Lehrbuch vor, „in dem alle philosophischen Wissenschaften, in ihrer natürlichen Verknüpfung, in zween Theilen abgehandelt wurden." Er gedachte sich damit am Hofe in Gunst zu setzen, „wo man auf solche Proben sieht"; und er verfehlte seines Zweckes nicht: am 3. Juni 1734 konnte er mit Selbstzufriedenheit an Bodmer berichten, nicht vergeblich habe er sein philosophisches Buch herausgegeben, da es bei Hofe seine Wirkung gethan. Nachdem er nämlich am 8. Mai 1733 eine Supplik um Gehalt eingereicht und die Facultät den verlangten Bericht über ihn erstattet hatte, war er im December von den sächsischen Herzögen Christian und Heinrich zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt und am 15. Januar 1734 als solcher von dem Könige bestätigt worden. Doch ließ er den Titel eines Professor Poeseos nicht fahren, da ihm, seinen eigenen Worten nach, die freien Künste allezeit sehr nahe am Herzen lagen. Von jetzt an glänzte er weithin als eine der bekanntesten Leuchten der Universität. Fünfmal hat ihn (zwischen 1738 und 1756) der akademische Purpur geschmückt, so daß der Ehrentitel Magnificenz fast wie eine ständige Benennung an ihm haften blieb. Im Dienste der Hochschule, die er bei feierlichen Anlässen mit etwas gespreizter Würde

vertrat, schrieb er eine sehr beträchtliche Anzahl von Programmen, für welche er den Stoff nicht selten der Geschichte der älteren vaterländischen Litteratur entnahm. Wie als Schriftsteller, so auch als akademisches Schulhaupt zeigte er neben allseitiger Rührigkeit viel praktisches Geschick, und bewährte die Gabe einer schnellen, wenn auch nicht tiefen Auffassung.

Nachdem er zu der ersehnten Würde der ordentlichen Professur emporgestiegen war, schloß er am 19. April 1735 die gleichfalls ersehnte Verbindung mit Luise Adelgunde Victorie Kulmus (11. April 1713 bis 26. Juni 1762). In ihrer Vaterstadt Danzig hatte er 1729 diese „so geschickte Person“, die Tochter eines angesehenen Arztes, kennen gelernt und seitdem einen „unschuldig zärtlichen Briefwechsel“ mit ihr unterhalten. Zur Ausbildung ihrer bedeutenden Anlagen, die sie auf das Feld litterarischer Thätigkeit hinwiesen, war er ihr nach Kräften behülflich; ihre ersten Arbeiten hatte er an's Licht gestellt; sie sah dankbar auf ihn als ihren Lehrer und Führer; ja sie ward im eigentlichen Sinne seine Schülerin. Wenn der Professor seine Vorlesungen über alle Theile der Weltweisheit, über die Redekunst und Dichtkunst hielt, oder die Redeübungen seiner reiferen Lehrlinge leitete, so saß die Ehegattin, begierig horchend, an der Thür ihres dem Hörsaal benachbarten Zimmers und eignete sich alles an, was von den Lippen des Meisters und der Schüler floß. Denke man sich als Gegenbild Meta Klopstock, wie sie, etwa 20 Jahre später, ehrfurchtsvoll auf das in heiliger Begeisterung erglänzende Antlitz ihres am Messias arbeitenden Gemahles blickt! Wir gewahren hier gleichsam die beiden äußersten Endpunkte, zwischen denen sich damals das Leben der geistig angeregten Frauenwelt Deutschlands bewegte.

G. erkannte, was er an seiner Kulmus besaß. Da sie auf Mutterglück verzichten mußte, so stellte sie sich dem Gatten mit ihrem Fleiß und ihren mannigfachen Gaben selbstlos zur Verfügung. Sie übertraf ihn an Feinheit des Geistes; ihr inneres Leben war reicher und vielseitiger entwickelt als er selbst vielleicht geahnt hat; in ihren Schriften wußte sie sogar mit einiger Gewandtheit sich des Witzes und der scherzhaften Einkleidungen zu bedienen, während er sich jedesmal auf das plumpste geberdete, sobald ihm der unselige Gedanke kam, sich auf Scherz und Witz zu verlegen. Sie ließ ihn unter ihren Vorzügen nicht leiden; ja vielleicht hegte sie kaum ein ganz deutliches Bewußtsein derselben. Obgleich er oft wohl daran gethan hätte, sich ihrer Führung zu überlassen, so war sie doch zufrieden, als bescheidene Gehülfin an seiner Seite unter dem Schatten seines Ruhmes zu weilen. Seine Beschäftigungen wie seine Zwecke wurden die ihrigen; es genügte ihrem Ehrgeiz, an Vielthätigkeit mit ihm zu wetteifern. Nach seiner Vorschrift und aus eigener Neigung übersetzte sie französische und englische Werke, die bald der Poesie, bald den schönen oder strengen Wissenschaften angehörten. Sie arbeitete am Spectator, am Guardian, an Bayle's Dictionnaire; sie half ihrem Manne bei seiner deutschen Sprachkunst (1748) und bei seinem Handlexicon der schönen Wissenschaften (1760); sie übertrug die große Geschichte der Pariser Akademie, Pope's Lockenraub wie Addison's Cato und die Cenie der Frau v. Graffigny; sie war, gleich ihrem Gemahl, unter dem Schutze des Grafen v. Manteuffel für Geistesfreiheit und religiöse Aufklärung thätig; sie lieferte zahlreiche Uebersetzungen und Originalstücke für die von ihrem Manne gereinigte Bühne; ja, sie hatte eine „Geschichte der lyrischen Dichtkunst von Otfried's Zeiten an“ fertig ausgearbeitet, die sie in einem Anfalle schmerzlichen Mißmuthes dem Feuer überantwortete. In ihren letzten Jahren litt sie peinlich unter dem Jammer des Krieges und gewiß nicht minder unter dem kläglichen Mißgeschick, das ihren Mann betroffen, ein Mißgeschick, dem auch sie nicht ausweichen konnte und von dem sie in ihrer zarteren Natur schmerzlicher als er selbst verwundet ward. Damals, da Trauer und Kummer auf ihr lasteten und

sie „unzählige Thränen sonder Zeugen“ weinte, damals geschah es auch, daß sie ihm, wie er selbst bekennen muß, „etwas von ihrer alten Liebe und Vertraulichkeit entzog“. Einem so edlen Leben möchte man ein tröstlicheres Ende gewünscht haben. Gottsched's geschickte Freundin wartet noch auf das Denkmal, das ihr gebührt. Für jetzt mag man wenigstens die Umrisse ihres Wesens aus den Briefen entnehmen, die Frau v. Runckel in drei Bänden (Dresden 1771—72) gesammelt hat.

In dem Jahrzehnt von 1730—40 erscheint G. auf dem Gipfel seines Thuns und Wirkens. Hervorleuchtend unter seinen damaligen Arbeiten zeigen sich die „Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ (Leipzig 1732—44, acht Bände in 32 Stücken). Aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besitzen wir keine Zeitschrift, die sich in Bezug auf lehrreichen Gehalt, auf zweckmäßige Wahl der Stoffe mit dieser messen könnte. Sie gibt wirklich Antrieb und Anleitung zum ernsten Studium der deutschen Litteratur. Wenn irgendwo, so hat G. hier seine Umsicht, seinen auf das wahrhaft Förderliche gerichteten Fleiß bewährt. Nie verliert er hier die Bedürfnisse der Zeit aus den Augen; die Fragen, die sich als die wichtigsten damals dem Kritiker und Theoretiker aufzudrängen schienen, werden erörtert; das Neue, das er in seine Geisteswelt nicht aufnehmen kann, wie z. B. den Bodmer'schen Milton, beurtheilt er, wenn auch nach beschränkten Ansichten, so doch mit billiger Unbefangenheit. Mit unverkennbarer Vorliebe jedoch wendet er sich, von vaterländischer Gesinnung angeregt, rückwärts in die älteren Zeiten unserer Litteratur. Seltene oder seltsam auffällige Werke, von denen gewisse Perioden der Sprache und Litteratur ein überraschendes Licht empfangen, werden hervorgezogen und nach ihrem Inhalt gründlich beurtheilt; das Andenken der älteren und ältesten Bemühungen um deutsche Grammatik wird erneuert; den früheren Uebersetzungen der Bibel und der klassischen Autoren wird eingehende Aufmerksamkeit geschenkt; Luther's sprachschöpferische Thätigkeit findet überall gerechte Würdigung. Dem Herausgeber gewährt es ein besonderes Behagen, köstliche Schriften, die zu allen Zeiten die Kraft besitzen, an das Gute und Echte zu mahnen, wie Luther's Sendbrief vom Dolmetschen oder Leibniz' Unvorgreifliche Gedanken, seinen Lesern vollständig mitzutheilen. Diese Zeitschrift gehört ganz der fortschreitenden Litteratur an. Noch ist G. frei genug, vor dem Neuen nicht zurückzuschrecken, weil es neu ist. Wie er seine Dichtkunst mit ganz wohl gelungenen Proben des Hexameters schmückte, so gab er in den Beyträgen (2, 160) reimlose Uebersetzungen anakreontischer Oden, und äußerte gelegentlich (1, 99) den Wunsch, in den theatralischen Gedichten das „verdrüßliche Reimen“ abgeschafft zu sehen.

Als G. die „Beyträge“ begann, hatte er schon seit einigen Jahren auf das Theater sein Augenmerk gerichtet. Dies geschah keineswegs aus innerem Drange. Er war ohne Kenntniß der Bühne aufgewachsen; ja, die theatralische Poesie blieb ihm lange gleichgültig. Erst in Leipzig konnte er etwas tiefer in die dramatische Litteratur eindringen; und dort, wo zur Meßzeit die privilegirten dresdnischen Hofkomödianten spielten, fand er denn auch Gelegenheit, sich von der Entartung der deutschen Bühne zu überzeugen. Was ihm hier vor Augen kam, mußte ihn schmerzen und empören; zugleich aber reifte der Entschluß, hier verbessernd einzugreifen. Das Princip einer aus den Vernunftgesetzen abgeleiteten formalen Zucht, nach dem er die gesammte Litteratur regeln wollte, es mußte vor Allem in der dramatischen Dichtung, die von den Brettern herab am sichersten und eindringlichsten auf die Geister wirkt, zur unbedingten Herrschaft erhoben werden. Die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit trieb ihn, das Werk der Reinigung kräftig anzufassen und „die deutsche Schaubühne auf den Fuß der alten Griechischen

und neuen Frantzösischen zu setzen.“ Dies Unternehmen reihte sich naturgemäß seinen übrigen Bestrebungen an, die auf gleichartige Regelung der Litteratur abzielten, und gab ihnen erst die krönende Vollendung. Ein Blick auf die früheren Zustände des Theaters genügt, um Gottsched's Verfahren gegen den Vorwurf der Einseitigkeit, der kurzsichtigen Strenge zu rechtfertigen. Wer den hier angehäuften Wust und Unrath beseitigen wollte, der mußte mit eisernem Besen kehren. Es wäre eine übel angebrachte Toleranz gewesen, auf der „klugen und wohleingerichteten Schaubühne“, die G. herstellen wollte und mußte, einen Harlekin und Skaramuz länger zu dulden; ihre in der Folgezeit bald beklagte, bald bespöttelte Verbannung bezeichnete einen nothwendigen Sieg desjenigen Princips, in dessen unerbittlich strenger Durchführung er damals mit Recht allein das Heil erblickte. Sollte nun aber die gesäuberte Bühne die schickliche Einrichtung erhalten, so bot ihm die Verfassung des französischen Theaters das einzige für seine Zwecke passende Muster. Wenn er auf gewissenhafte Nachahmung dieses Musters drang, so war es nicht sein Wille, daß die Deutschen, mit Verleugnung ihres vaterländischen Sinnes, sich für immer unter die Botmäßigkeit der Franzosen begeben sollten. Niemand war eifersüchtiger als er auf die Selbständigkeit und Ehre des „deutschen Witzes“; den Hohnreden der Ausländer setzte er, wie Klopstock, ein gesteigertes patriotisches Selbstbewußtsein entgegen. Er empfahl den Deutschen die Schule der Franzosen, weil sie hier lernen konnten, was ihnen noth that. Hatten sie diese Schule fleißig durchgemacht, so mußten sie, wie er erwartete, glorreich offenbaren, was der regelrecht dichtende Geist der Deutschen zu schaffen vermöge. Und hat sich das, was er zu erhoffen wagte, im Verlaufe der Entwicklungen nicht wirklich vollzogen? Freilich vollzog es sich in einer Weise, wie er es nicht erhoffen konnte. Auch hier gilt das tiefsinnige Dichterwort, daß die Wünsche uns selbst das Gewünschte verhüllen und daß die Gaben von oben herab in ihren eigenen Gestalten kommen. Auf dem von G. gesäuberten Boden, und nur auf diesem, konnte Lessing sein positives Reformationswerk beginnen und dem inzwischen erstarkten deutschen Geiste die Selbständigkeit zurückerobern.

Um die regelmäßige Form des Dramas auf der Bühne wie in der Litteratur einzubürgern, bedurfte G. der doppelten Unterstützung von Seiten der Schauspieler wie der Schriftsteller. Bei jenen fand er sie schon gegen Ende der zwanziger Jahre. Der Theaterprincipal Johann Neuber und seine Frau, die sich das Privilegium der Dresdener Hofkomödianten verschafft hatten, erwiesen sich den Lehren und Mahnungen Gottsched's zugänglich. Sie wurden die Mittelspersonen, durch welche er auf die vor dem Schauplatz versammelte Menge wirkte. Als Sendboten, die er mit seinem Geiste belehnt und ausgerüstet, zogen sie durch die Städte Deutschlands und entledigten sich der schwierigen Aufgabe, den gereinigten theatralischen Geschmack durch ihre Leistungen den Hohen und Niederen zu empfehlen. Den Schriftstellern aber, die den erforderlichen Vorrath regelrechter Dramen beschaffen sollten, ging G. selbst mit seinem weithin wirkenden Beispiele voran. Nachdem man sich einige Zeit mit älteren, neu aufgestutzten Uebersetzungen französischer Tragödien begnügt hatte, verfertigte er 1730 seinen „Sterbenden Cato“, der im folgenden Jahre auf der Bühne, 1732 im Drucke erschien, und bis zum J. 1757 in zehn Auflagen über ganz Deutschland verbreitet ward. Aus der englischen Tragödie des Addison (1713), die, in würdevoller Declamation einherschreitend, jedes wahrhaft dramatischen Nervs entbehrt, und dem unbedeutenden Stücke des Franzosen Deschamps (1715) war der deutsche Cato peinvoll zusammengeschweißt. Der Vorzug steiffster Regelmäßigkeit ließ sich ihm nicht streitig machen. Das Muster war gegeben, nach welchem G. selbst noch einige Trauerspiele, wie die parisische Bluthochzeit und

den Agis ausarbeitete, und welches er den Schülern und Satelliten, die er zur Nacheiferung anspornte, getrost vorhalten konnte. Man zögerte denn auch nicht, das bisher verödete Fach der dramatischen Litteratur zu Ehren des Vaterlandes auszufüllen. Die französirte Tragödie stand bald in unerwarteter Blüthe; auch die Pflege des Lustspiels ward nicht verabsäumt; unter Moliere's und Holberg's Aegide konnte es sich etwas freier und frischer entfalten. Den Ertrag der gemeinsamen Bemühungen sammelte G. in der sechsbändigen „Deutschen Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet" (Leipzig 1741—45, zweite Ausgabe 1746—50). Die ersten drei Bände waren meist mit Uebersetzungen gefüllt; die letzten drei enthielten nur solche Arbeiten, die deutschen Köpfen ihren Ursprung verdankten. Hier zeigte sich auch J. El. Schlegel mit seinem Hermann, dem geschäftigen Müßiggänger und der Dido. Man wird es dem Reiniger der deutschen Bühne nicht verdenken, wenn er mit unverhohlenem Stolze auf die Fülle dieser dramatischen Production hinwies, die er selbst hervorgelockt hatte.

Als G. sich seinem 40. Jahre näherte, fand er sich im Besitze einer dictatorischen Gewalt, wie sie seitdem kein deutsches Schulhaupt wieder ausgeübt hat. In der litterarischen wie theatralischen Welt schien sein Ansehen unerschütterlich befestigt.

Er konnte nicht ahnen, wie bald „hinter den großen Höhen der tiefe, der donnernde Fall folgen sollte." Schon ließen sich einige üble Vorzeichen erspähen. Im Sommer 1738 hatte er nach einem Zerwürfnisse mit der deutschen Gesellschaft das Seniorat derselben, halb freiwillig, halb gezwungen, niedergelegt. Im Beginne der vierziger Jahre ward die Neuberin abtrünnig und lohnte ihm mit schnödem Undanke. Entscheidend aber war das selbständige Hervortreten der Schweizer, mit denen während der dreißiger Jahre ein ganz leidliches Verhältniß sich hergestellt hatte; Gottsched's letzter Brief an Bodmer ist am 30. October 1739 geschrieben. Im folgenden Jahre war jede Verbindung gelöst und der unversöhnbare Gegensatz zwischen Schweizern und Leipzigern ausgesprochen. In einer Reihe wohlvorbereiteter Werke, in deren Mitte Breitinger's „Critische Dichtkunst" drohte, hatten die beiden Schweizer sich nicht nur unabhängig neben den Alleinherrscher G. gestellt; sie hatten es gewagt, sich seinen Principien und seinen Bestrebungen zu widersetzen, indem sie über dieselben hinausgingen. G. konnte, nach der Beschaffenheit seines Geistes, nicht einsehen, daß der Zeitraum, der für sein heilsames Wirken abgesteckt war, schon hinter ihm lag. Was vor 15 Jahren der Litteratur gefrommt hatte, das mußte ihr, seinem unbeweglichen Princip zufolge, auch noch jetzt und in alle Zukunft frommen. Weil die Schweizer, ohne sich lediglich dem Ansehen überlieferter Autoritäten zu unterwerfen, nach einer tieferen Begründung der Regel suchten und das innere Wesen des Schönen zu ergründen trachteten, so argwöhnte G., sie wollten alle Autorität und Regel vernichten; weil sie, auf Milton gestützt, der Einbildungskraft zum gebührenden Rechte verhelfen wollten, so fühlte sich G. verpflichtet, in ihnen die gefährlichsten Feinde einer vernünftigen Poesie zu verfolgen. Mit erbarmungsloser Leidenschaft, mit Anwendung der verwerflichsten Waffen ward auf beiden Seiten gekämpft. G. aber ward immer entschiedener zur Rolle des starrsinnigen Pedanten verurtheilt, der nichts ahnt von der freien und dennoch gesetzmäßigen Bewegung des in der Wissenschaft und Kunst waltenden Geistes, und der die Litteratur in längst durchlaufene Bahnen zurückdrängen will. Die nachwachsende Generation überlud ihn mit Spott und Verachtung; die Aelteren wagten nicht mehr bei ihm auszuhalten; die ehemaligen Schüler verleugneten ihn. Selbst nach dem Tode des Geschmähten durfte ein Kästner nur mit schüchterner Vorsicht an dessen Verdienste mahnen.

In Gottsched's späterem Leben lassen sich drei Epochen eines immer schnelleren Verfalls unterscheiden. 1740 bricht der Krieg mit den Schweizern los, in welchem der Sieg für's erste unentschieden bleibt; 1748 erscheinen die ersten drei Gesänge des Messias und in den nächsten Jahren die ersten Proben der Lessing'schen Kritik; 1759 aber führt Lessing in den Litteraturbriefen die letzten entscheidenden und unbarmherzigsten Streiche.

Auch in dieser lang sich hinziehenden Periode des Verfalls läßt G. seine Thätigkeit, die selbst im Auslande Beachtung findet, keinen Augenblick erlahmen. Er leitet zwei große Zeitschriften, den „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften" (1745—50, 10 Bände) und das „Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (1751—62, 12 Bände); sie stehen freilich an Werth hinter den „Beyträgen" weit zurück; ihre Bedeutung für das Gesammtleben der Litteratur wird mit jedem Jahre geringer; aber als litterarisches Haus- und Schularchiv Gottsched's gewähren sie noch immer mancherlei ergötzliche Belehrung. Er schreibt eine „Deutsche Sprachkunst", die zwischen 1748 und 1762 fünf Auflagen erlebt; seine Arbeit am „Reinecke Fuchs" (1752), aus der Goethe späterhin seinen Nutzen zog, übertrifft alles, was damals außerhalb der Schweiz für die Wiederauffrischung der älteren Denkmäler unserer Litteratur geleistet ward; und endlich lieferte er in dem „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (1757 und 1765) ein mit gewissenhaftem Ernst ausgeführtes Werk des redlichsten Fleißes. Ein Jahrhundert hindurch hat dies Buch dem deutschen Literator als unentbehrliches Hilfsmittel gedient, dies Buch, dessen Werth von Lessing so grausam mißkannt ward.

Was G. auch begann, er konnte der Lächerlichkeit nicht mehr entrinnen, seitdem er Klopstock verhöhnt und Schönaich gekrönt hatte. Für jeden anderen Schriftsteller war es ein Ehrentitel, wenn Friedrich der Große ihn seiner Unterhaltung würdigte; für G. schlug diese Ehre in ihr Gegentheil um, und ein Lachen ging durch das litterarische Deutschland, als am 16. October 1757 der große König den großen Duns allen Ernstes als cygne saxon angesungen hatte. Auch sein häusliches Leben war dem herbsten Spotte ausgesetzt. Als seine Kulmus ihm geraubt worden, sang er ihr, seiner Eurydice, als ein zweiter Orpheus, nach: „Du hast mein ganzes Herz besessen; hinfort besitzt es keine mehr!" — und doch nahm er am 1. August 1765 eine zweite Frau, Ernestine Susanne Katharine Neueneß, „eine Jgfr. Obristleutnantin", wie Goethe, der Student, höhnend schreibt. Nicht viel länger als ein Jahr sollte er sich dieser ehelichen Gemeinschaft erfreuen; von der Wassersucht ergriffen, starb er sanft am 12. Decbr. 1766. Etwa sieben Monate vorher war der „Laokoon" erschienen; vier Monate hernach begann die Dramaturgie. Längst war die fortstrebende Zeit über ihn hinweggeschritten. Das Gesetz geschichtlicher Entwickelung hatte sich an ihm unerbittlich vollzogen. Gerade diejenigen, denen die Früchte seines Thuns am unmittelbarsten zugute kamen, mußten am verächtlichsten auf ihn zurückblicken. Wir aber wissen jetzt, daß sein Thun ein historisch bedingtes, ein nothwendiges war: unserer werdenden großen Litteratur hat er freie, reine Bahn geschafft.

Die Vorreden zu Gottsched's bedeutenderen Schriften. — Sein Leben der Gottschedinn, Leipzig 1763. — Ungedruckte Briefe Gottsched's an Bodmer. — Mittheilungen aus den Acten der Königsberger und Leipziger Universität, durch die Güte der Herren Professoren Friedländer, Braune und Zarncke.

Michael Bernays.

Gottschick: Albert Friedrich G., Schulmann und Philolog, geb. am 13. Dec. 1807 zu Schorstedt, Kreis Stendal, † am 2. Jan. 1871 in Berlin. Er war der Sohn eines wackeren Pastors, der, unterstützt von einer trefflichen

Gattin, auch mit geringen Mitteln eine große Kinderzahl gut zu erziehen verstand. Der Vater brachte 1822 seinen von ihm selbst vorbereiteten Sohn auf das Gymnasium zu Stendal, wo er in die Obertertia aufgenommen wurde. 1827 bezog G. wohl vorbereitet die Universität Berlin, um Theologie und Philologie zu studiren. Mit Eifer hörte er die Vorlesungen Schleiermacher's, Neander's, Böckh's, und zuletzt auch die Hegels. 1829 übernahm er den Unterricht der Kinder des Generals v. Tippelskirch, versäumte aber nicht in der Wissenschaft tüchtig weiter zu arbeiten. Nachdem G. 1831 seine Staatsprüfung bestanden hatte, trat er zu Ostern am Friedrich-Werder'schen Gymnasium sein Probejahr an, wurde 1836 zwölfter ordentlicher Lehrer und verblieb an dieser Anstalt bis 1847, wo er mit der Leitung des Gymnasiums zu Anclam betraut wurde. Hier, wo es galt die zu einer sogenannten lateinischen Schule herabgesunkene Anstalt auf den Standpunkt eines preußischen Gymnasiums emporzuheben, entfaltete G. im Vereine mit strebsamen tüchtigen Collegen eine von den königlichen und städtischen Behörden anerkannte Thätigkeit. Durch Festigkeit und Milde, durch guten pädagogischen Takt verstand er es die der Durchführung seiner Pläne entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Durch die Verwaltung seines schwierigen Amtes hatte er die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich gezogen, so daß man ihn für den geeigneten Mann hielt in dem Alumnate des Pädagogiums in Putbus auf Rügen in der rechten Weise Zucht und Disciplin zu handhaben. Durch sein bewährtes pädagogisches Geschick erzielte G. auch in seiner neuen Stellung die günstigsten Erfolge, und wußte auch auf weitere Kreise in politischen und kirchlichen Angelegenheiten durch die Geschlossenheit und Bestimmtheit seiner Persönlichkeit Einfluß zu gewinnen. 1864 wurde er nach Berlin berufen, um als Provinzial-Schulrath in maßgebender Stellung thätig zu sein. Auch in seinem neuen Amte, dem er sich ganz und voll hingegeben hatte, bewährte er seine Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, eifrig suchte er das Gedeihen der höheren Bildungsanstalten zu befördern, überall war er bemüht die Stellung der Lehrer zu heben und ihre materielle Lage zu bessern. In Berlin fand er manchen alten Freund wieder; insbesondere schloß er sich mit lebendiger Theilnahme dem Vereine der Berliner Gymnasial- und Realschullehrer an. Von seinen Schriften sind zu nennen: Schulausgabe von Plutarch's Lebensbeschreibung des Themistokles (Berlin 1845) und des Camillus (1846). „Schulgrammatik der griechischen Sprache", 3. Ausg. 1852. Griechisches Vocabularium, griechisches Lesebuch, Beispielsammlung zum Uebersetzen ins Griechische in wiederholten Auflagen. Sein Hauptwerk ist die geschätzte Schrift „Geschichte der Gründung und Blüthe des hellenischen Staates in Kyrenaika", Leipzig 1858.

E. Bonnell, Erinnerung an Gottschick in der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, 1871, S. 297 fg. und Sorof im Putbuser Programm, 1871.

Lothholz.

Gottsleben: Johann G., auch Theobius genannt, geb. zu Allendorf in Hessen, 1587 Professor der Philosophie an der hohen Schule zu Herborn (doch fehlt sein Name bei Strieder). Im J. 1598 widmete ihm der berühmte Hoenonius seine zu Jena erschienene Diss. de variis feudorum divisionibus. Später wurde er Hofprediger in Dillenburg, zuletzt in Siegen. Hier starb er 1612.

de Wal.

Götz: Friedrich G., Buchhändler in Mannheim s.: **Schwan & Götz**.

Götz: Herrmann G., geb. am 17. Decbr. 1840 in Königsberg, zeigte schon frühzeitig Neigung und Talent für Musik, ohne jedoch dazu gelangen zu können eigentlich methodischen Unterricht zu erhalten. Er war 17 Jahre alt, als er aus eigenem Entschlusse sich den Unterricht eines tüchtigen Lehrers, Louis Köhler's, in Clavierspiel und Harmonielehre verschaffte; im Uebrigen war G.

auf sich selbst angewiesen. Sobald man in den sehr lebhaft musiktreibenden Kreisen Königsbergs von seinen musikalischen Anlagen und Leistungen wußte, wurde er zum Dirigenten verschiedener Dilettantencirkel gewählt, was ihn praktisch sehr förderte. Im Herbst 1858 bezog G. auf den Wunsch seiner Eltern nach absolvirtem Gymnasium die Universität seiner Vaterstadt, um Mathematik zu studiren. Der Drang, sich der Musik ganz zu widmen, machte sich aber immer mehr geltend und 1860 zog er mit Zustimmung seiner Eltern nach Berlin, um dort seine Ausbildung zu vollenden. Er nahm Unterricht in Direction und Partiturspiel bei Stern, im Clavierspiel bei Bülow, im Contrapunkt und in der Composition bei Hugo Ulrich. 1863 erhielt er als Nachfolger Theodor Kirchner's die Organistenstelle in Winterthur im Canton Zürich. Trotz erfolgreicher Thätigkeit konnte er es aber hier zu keiner ihn sichernden Stellung bringen. Er fing deshalb an daneben in Zürich Clavierstunden zu geben. Ein Jahr später siedelte er mit seiner Familie nach Zürich über, behielt aber immer noch die Organistenstelle und einige Stunden in Winterthur bei. Als er nach 2½ Jahren diese anstrengende Lebensweise aufgab, war seine Gesundheit zerrüttet. Seit 1870 lebte G. in Hottingen, einer Nachbargemeinde Zürichs, trotz schwerer Leiden unverdrossen schaffend; die Vollendung seiner Oper „Der Widerspenstigen Zähmung“ war ihm Labsal und Trost. Aber wie sein leidender Zustand nur langsam die Vollendung des Werkes hatte fortschreiten lassen, so war der noch viel leidendere Zustand unserer Theater die Ursache, daß das fertige Werk erst an viele Thüren klopfen und der Autor manche Täuschung und Bitterkeit erfahren mußte, ehe sein Werk lebendige Gestalt erhielt. Die Oper wurde zu Mannheim am 11. October 1874 mit entschiedenem Erfolg zuerst gegeben. Durch das energische Eintreten des nun auch verstorbenen Herbeck gelangte das Werk schon am 2. Februar 1875 in Wien mit großem Beifall zur Aufführung, um dann über die meisten deutschen Bühnen zu gehen. So an's lang ersehnte Ziel gekommen, starb der verdienstvolle Künstler am 3. December 1875 in Hottingen. G. war als Componist zuerst durch ein Trio für Pianoforte, Violine und Violincell (op. 1) bekannt geworden. Außer seiner Oper, die Kistner in Leipzig herausgab und einigen kleineren Instrumental- und Gesangs-Compositionen von ihm erschienen noch: „Quartett für Pianoforte und Streichinstrumente“ (op. 6); „Zwei Sonaten für Clavier“ (op. 8); „Sinfonie“ [F-dur] (op. 9): „Nenie für Chor und Orchester“ (op. 10); „Cantate für Männerchor und Orchester“ (op. 11). Eine unvollendet hinterlassene Oper „Francesca di Rimini“ ergänzte Ernst Frank in Mannheim, wo sie auch unter dessen Leitung am 30. September 1877 mit Beifall aufgeführt wurde. Von seinen anderen hinterlassenen Werken sind noch folgende im Druck erschienenen zu erwähnen: „Quintett für Pianoforte und Streichinstrumente“ (op. 16); „Sonate für Pianoforte zu 4 Händen“ (op. 17). Obgleich ein Epigone Schumann's und Mendelssohn's, verstand es der Verstorbene doch, nach und nach selbständigere Bahnen einzuschlagen und sich so den Würdigsten seiner Kunst- und Zeitgenossen an die Seite zu stellen.

Musikalisches Wochenblatt (Leipzig 1876): Herrmann Götz (mit Porträt), S. 228 fg.

Fürstenau.

Götz: Johann Graf v. G., kurbaier., dann kaiserlicher Feldmarschall, geb. 1599 im Lüneburgischen, † 1645, gehört zu jenen Generalen des 30jährigen Krieges, welche durch ihr Auftreten an die Schattenseiten Wallenstein'scher Kriegführung erinnern, ohne doch sich der hervorragenden Eigenschaften dieses Feldherrn rühmen zu können. In der protestantischen Religion erzogen, diente G. zuerst im Heer der böhmischen Stände gegen den Kaiser und dann unter Ernst v. Mansfeld, welchen er jedoch nach der verlorenen Schlacht an der Dessauer Brücke 1626 verließ, um der Fahne Wallenstein's zu folgen. Er rückte mit des

letzteren Heer nach Pommern, erhielt 1628 das Commando auf der Insel Rügen und betheiligte sich auch an der erfolglosen Belagerung von Stralsund. Durch die leichtsinnige und etwas rasche Uebergabe von Rügen an die Schweden ließ er einen wichtigen Stützpunkt des kaiserlichen Heeres verloren gehen und erleichterte es dadurch Gustav Adolf, in Deutschland festen Fuß zu fassen. G. entschädigte sich durch Brandschatzungen in Pommern, bis er von den Schweden zum Abzug gezwungen wurde. Nach Wallenstein's Abdankung scheint auch G. die Armee verlassen zu haben, denn er wird erst wieder genannt als Theilnehmer an der Schlacht bei Lützen, nach welcher er die Führung der in Schlesien stehenden Heeresabtheilung von Schaffgotsche übernahm. In den folgenden Jahren verblieb G. unter dem Oberbefehl Wallenstein's, bei dem er etwas gegolten zu haben scheint. Nach dessen Ermordung unter Gallas gestellt, befehligte er mit besonderer Auszeichnung in der Schlacht bei Nördlingen und nahm im J. 1635 an dem unter so günstigen Aussichten begonnenen und so erfolglos beendeten Feldzug in Lothringen Antheil. Als Feldmarschall in baierische Dienste übernommen, erhielt G. Anfangs 1636 den Oberbefehl über die bisher von Gronsfeld geführte Armee. Er rückte mit derselben in Hessen ein, wo er viel Schaden anrichtete und leitete dann ohne entscheidendes Ergebniß die Einschließung von Coblenz und Ehrenbreitstein; indeß gelang es ihm ganz Westfalen zu behaupten. Nach dem unglücklichen Treffen bei Wittstock mußte G. zur Unterstützung des kaiserlichen Heeres unter Hatzfeld an die Weser rücken. Er folgte den zurückweichenden Schweden unter Baner bis an die Ostsee, wurde jedoch 1637 wieder zurückberufen, um die Südwestgrenze des Reiches zu decken. Er überschritt 1638 den Schwarzwald, rückte über Offenburg nach Breisach und verproviantirte diese von Truppen Bernhards von Weimar belagerte Festung. Bei Bernhards Anmarsch zog er sich rheinabwärts zurück und brachte seinen Heerhaufen durch Verstärkungen auf 18,000 Mann. Um Breisach zu entsetzen rückte er nach Vereinigung mit einem kaiserlichen Heerhaufen unter Savelli abermals vor. Durch Savelli's Schuld am 30. Juli bei Wittenweyer von Bernhard geschlagen, mußte er den Entsatz von Breisach endgültig aufgeben. Wegen vermutheten Einverständnisses mit Bernhard im December auf kurfürstlichen Befehl gefangen gesetzt, wurde er nach Ingolstadt verbracht. Im August 1640 als schuldlos wieder freigesetzt, trat er als Feldmarschall im kaiserlichen Heere ein, erhielt 1643 an Stelle des kranken Gallas das Commando über das Heer in Schlesien und operirte 1644 mit Vortheil gegen Rakoczy in Ungarn. Als Torstenson in Böhmen eingefallen war, wurde G. 1645 aus Ungarn zurück gerufen, um die kaiserliche Armee unter Hatzfeld zu unterstützen. Nach Vereinigung mit dem Letzteren kam es zur Schlacht bei Jankau am 6. März 1645, wo G., welcher die am rechten Flügel stehende Reiterei befehligte, durch übereilte Verfolgung der geschlagenen schwedischen Cavallerie in das Flankenfeuer feindlicher Infanterie gerieth und hierbei selbst den Tod fand. In ihm verlor der Kaiser einen General von vieler persönlicher Tapferkeit und reicher Erfahrung, doch ohne eigentliches Feldherrntalent; überdies durch das Kriegsleben verwildert und dem Trunke ergeben, konnte G. nicht vollkommen geeignet erscheinen an der Spitze eines Heeres zu stehen.

Barthold, Geschichte des gr. deutschen Krieges, Stuttgart 1842; Ersch und Gruber, 72. Theil; Heilmann, Kriegsgeschichte von Baiern rc., München 1868. Landmann.

Götz: Johann Nicolaus G., s.: Bd. X. S. 252.

Götz: Nicolaus G., s.: Bd. X. S. 253.

Götz: Paul G., war Buchdrucker zu Straßburg, wo er von 1514—30 erscheint. Für sein erstes gedrucktes Buch gilt: „Formulare vnd teutsch Rhetorica. Am Ende: hat gedruckt der fürsichtig Paulus Götz zu Straßburg vnd geendt vff

Freytag nach Sant-Bartholomaeus tag Anno MDXIIII.“ Fol. Der Verfasser dieses Formularbuches war Heinrich Geißler von Freiburg; es gibt übrigens von diesem Buche schon ältere Ausgaben (1493 u. 1511). Ueber sein Leben ist uns nichts bekannt geworden. Die Bücher, welche seinen Namen tragen, sind selten, er scheint keine sehr ausgedehnte Thätigkeit gehabt zu haben.

Vgl. Panzer, Annalen der deutschen Litteratur I, Nr. 782. Weller, Repertorium typographicum, p. 464 etc. Kelchner.

Götz: Paulus G., s.: Bd. X. S. 254.

Götze: Johann Christian G., Bibliothekar und Theolog, geb. am 13. August 1692 zu Hohburg bei Wurzen, † am 5. Juni 1749 zu Dresden. Sein Vater, M. Christian G. (geb. 1658, † 1742), war Pfarrer an dem Orte seiner Geburt. Er empfing seinen Unterricht auf der Nicolaischule zu Leipzig und hatte bereits die dortige Universität in seinem 16. Lebensjahre bezogen, als er in Dresden unter der Aufsicht des Baron v. Schenck seinen Uebertritt zum katholischen Glauben vollzog. Darauf setzte er seine Studien erst zu Wien als Convictor in dem kaiserlichen Collegium der Convictores zu St. Barbara fort, dann 1711—17 zu Rom in dem deutschen und ungarischen Collegium zu S. Apollinaris de urbe. Das römische Archigymnasium (Romana sapientia) verlieh ihm 1717 die höchste Würde in der Theologie und Philosophie. Die erste Tonsur hatte er 1711 erhalten, 1716 ward er Presbyter; 1717 nach Wien berufen ward er zum ersten Capellan des damaligen königlichen Kurprinzen August III. (Friedrich August II.) ernannt, endlich 1734 in Dresden mit der Oberaufsicht über die kurfürstliche Bibliothek betraut. Um diese Anstalt machte er sich verdient durch zahlreiche und wichtige Erwerbungen, welche er ihr zuführte. Auch gab er 1743—48 unter dem Titel „Die Merckwürdigkeiten der königlichen Bibliothek zu Dreßden“ (3 Bde. in 4°) Beschreibungen von vielen werthvollen Stücken dieser Büchersammlung heraus. Das genannte Werk läßt indessen planmäßige Einschränkung sowol hinsichtlich der Auswahl im Allgemeinen als hinsichtlich der Ausführung im Einzelnen vermissen. Seine aus dem Italienischen übersetzte „Christliche Zubereitung zu einem seligen Ende“ veranlaßte Angriffe gegen ihn und von seiner Seite eine Vertheidigungsschrift.

Unschuldige Nachrichten 1744 S. 452 f. („Hinterlistige Andacht eines Dreßdnischen Jesuiten“). Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen auf d. J. 1749, Leipzig, Nr. LXII, S. 550—53. Jöcher. F. A. Ebert, Geschichte und Beschreibung der Bibliothek zu Dresden. Leipzig 1822 S. 66 ff. 215. 232. E. Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen, Thl. 5, Hamburg 1854 S. 78. Andr. Räß, Die Convertiten seit der Reformation, Bd. 9, Freiburg 1869 S. 214. Schnorr von Carolsfeld.

Götze: Johann Nicolaus Conrad G., s.: Bd. X. S. 255.

Götze: Sigismund v. G., geb. 1576 in der Mark Brandenburg, trat frühzeitig in kurfürstlich-brandenburgische Dienste, wo die Kanzler Johann v. Löben und Friedrich Pruckmann wie seine Amtsvorgänger, so auch seine Lehrmeister in der Politik wurden. Im J. 1609 erhielt er zuerst Gelegenheit seine Fähigkeiten zu erproben. Vom Kurfürsten Johann Sigismund zum Kaiser Rudolf II. nach Prag gesandt, erreichte er, daß Kurbrandenburg in der brennend gewordenen jülichschen Frage bis auf einen gewissen Grad freie Hand gelassen wurde und inaugurirte damit die brandenburgische Politik nach dieser Richtung hin in Erfolg verheißender Weise. Im Anfang von Joh. Sigismunds Regierung wurde er Mitglied des 1604 begründeten Geheimen Raths, eine Stelle, die er mit Unterbrechung der J. 1637—40 bis zu seinem Tode (15. Decbr. 1650) einnahm. Als der Hof Georg Wilhelms im 30jährigen Krieg durch die feindlichen Einfälle der Dänen und Schweden 1624—26 in zwei Parteien, eine kaiserliche und eine schwedische, sich spaltete, galt G. neben Pruckmann und Samuel v.

Winterfeld als einer der Hauptvertreter dieser letzteren. Dieser Umstand führte zu den ernstesten Zerwürfnissen mit Graf Adam Schwarzenberg und dem Markgrafen Sigismund, Georg Wilhelms Bruder und Statthalter der Marken während des Kurfürsten Abwesenheit in Preußen (1627—30). Durch geschickt eingefädelte Intriguen wußte Schwarzenberg G. nebst den übrigen reformirten Geheimen Räthen in jenen bekannten Hochverrathsproceß gegen Sam. v. Winterfeld mit zu verwickeln, der, wenngleich aus Mangel an Beweisen schließlich niedergeschlagen, dennoch insofern den gewünschten Erfolg hatte, als er Schwarzenberg und seinen österreichisch gesinnten Freunden auf drei Jahre die Leitung der Geschäfte in die Hand gab. — Eine Sendung Götze's an Kaiser Ferdinand II., 1627, zum Zweck der Wiederversöhnung mit dem „Winterkönig" Friedrich V. von der Pfalz war erfolglos geblieben. Wirksamer erwies sich sein Auftreten auf dem Regensburger Tage von 1630, wo er nebst den Gesandten Kursachsens die Ansprüche der protestantischen Fürsten gegenüber den auf den absoluten Dominat gerichteten Tendenzen des Hauses Oesterreich zu vertreten hatte. An der Entfernung Wallensteins aus der Stellung des kaiserlichen Generalissimus soll er einen nicht unwesentlichen Antheil gehabt haben. Den Schwerpunkt seiner politischen Thätigkeit bilden die J. 1630—34, die Zeit von der Landung Gustav Adolfs an der Küste Pommerns bis zur Schlacht von Nördlingen. Hatte ihm der Tod des alten Kanzlers Pruckmann (1630) Raum verschafft für die erste Stelle im Staate, die Leitung des Geheimen Raths, so gab ihm das siegreiche Nahen des nordischen Glaubenshelden, das den Grafen Schwarzenberg auf seine Güter im Clevischen zurücktrieb, nun auch die rechte Gelegenheit, sein politisches Glaubensbekenntniß durch das Eintreten für die Action Brandenburgs zu Gunsten der Glaubensfreiheit und territorialer Unumschränktheit energisch zu bethätigen. Diese Action wurde freilich von Anbeginn an durch die geringe Willfährigkeit der märkischen Stände zur Erlegung hoher Kriegssteuern, mehr noch durch die Stimmung Georg Wilhelms beeinträchtigt, der lieber von beiden Parteien sein Land zertreten und in des Kaisers Devotion bleiben, als im Bunde mit Schweden die leitende Stellung in Norddeutschland auf die Gefahr der Reichsacht hin erkämpfen wollte. Dieser innere Widerspruch zwischen den Forderungen einer kühnen, weitausschauenden Politik und den Anschauungen des Landesherrn mußte einmal zur Lahmlegung der Götze'schen Geschäftsführung, dann aber auch zu seiner Entfernung aus der leitenden Stellung führen, sobald die äußere Pression, die zur schwedischen Allianz geführt, verschwand. Der Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen, entscheidender noch die schwedische Niederlage zu Nördlingen, der die Anknüpfung Kursachsens mit dem Kaiserhofe auf dem Fuße folgte, sind die Wendepunkte, die zum Niedergang auch der Götze'schen Actionsperiode führten. Mit den Pirnaer Verhandlungen von 1634, die im folgenden Jahre zum Frieden von Prag führten, trat Schwarzenberg wieder in den Vordergrund, diesmal gewillt, nicht halbe Arbeit zu thun. Da er es bei seiner noch energischer als früher auf ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Haus Oesterreich gegen Schweden gerichteten Politik nicht mehr wie 1626—27 mit der Opposition der Mehrheit der Geheimen Räthe zu thun hatte, da auch die friedebedürftigen märkischen Stände sich immer widerstandsloser seiner Directive unterwarfen, so brauchte er den einzigen noch übrigen Antagonisten seiner Politik, eben G., nicht mehr zu schonen. Als ihn die gegen ihn ausgestreuten Verdächtigungen nicht von selbst vom Platze trieben, wurde er 1637 seines Kanzleramtes enthoben und genöthigt sich fern von der Residenz auf seine Hauptmannschaft Gramzow in der Ukermark zurückzuziehen. Der Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm gab seiner Richtung zum zweiten Mal die Oberhand über die Politik Schwarzenbergs. Unter den ersten Bestallungen des jungen Kurfürsten findet

sich die Wiederberufung Götze's auf den Kanzlerposten (15. December 1640), während Schwarzenberg's Einfluß zum Schatten herabsank. Es war freilich, der veränderten Zeitlage entsprechend, nicht mehr eine Actionspolitik im Bund mit Schweden die jetzt inaugurirt wurde, doch aber die einer bewaffneten Neutralität mit einer entschiedenen Neigung nach Schweden hin, mit dessen junger Königin Christine, Gustav Adolfs Tochter, der Kurfürst halb und halb versprochen war. Die Verhandlungen über die schwedische Heirath, wie über den Waffenstillstand mit der Krone fielen daher von selbst G. zu, der gemeinsam mit Rumelian Leuchtmar längere Zeit zu diesem Zweck in Stockholm weilte. — Die letzten sieben Jahre seines vielbewegten und vielgeprüften Lebens verbrachte G. ständig am Hofe zu Berlin/Cöln, an dem er jetzt vermöge seiner langjährigen treuen Dienste, seiner persönlichen Stellung zum Kurfürsten, den er als Knaben mit heranbilden helfen, und seines Alters eine hervorragende Stellung einnahm. Bis in sein hohes Alter hinein lag er den Geschäften seines Kanzleramtes mit derselben Unermüdlichkeit und Gewissenhaftigkeit wie in jungen Tagen ob, und nur ein Mann von seinem Ansehen und Verdienst durfte es wagen, auch in Fragen innerer Politik, in denen er mit dem kühn vorstrebenden und den Bedürfnissen der Zeit mehr Rechnung tragenden Kurfürsten öfters nicht übereinstimmte, dennoch so unumwunden und bisweilen in herb mahnender Weise dem Herrn entgegenzutreten. Dieser aber übersah die kleinen Schwächen des Alters über den großen Verdiensten seines treuen Kanzlers, und obgleich innerlich schon längere Zeit mit Plänen zur Reform der Verwaltung beschäftigt, die auch das Kanzleramt beseitigen sollten, beließ er G. doch in demselben bis zu seinem Abscheiden. So ist G. der letzte der brandenburgischen Kanzler im alten Sinne des Worts geworden, denn seine nächsten Nachfolger in der Stellung eines leitenden Ministers erscheinen bis zum Schluß des Jahrhunderts in der Gestalt von Ober-Präsidenten aller Collegien. In dieser seiner Stellung aber reiht er sich ebenbürtig an seine beiden Vorgänger an und bildet einen würdigen Abschluß jener Reihe von Männern, die trotz der herbsten und plötzlichsten Glückswechsel ihr ganzes Sein an die Förderung ihres Vaterlands setzten, so oft ihnen die Gelegenheit geboten wurde, die Leitung der Geschäfte zu übernehmen.

Vgl. Cosmar und Klaproth, Der preuß. Geh. Staatsrath, S. 318—19. Droysen, Gesch. der preuß. Politik III. 1, 45, 192. Isaacsohn, Gesch. des preuß. Beamtenthums II. 104—7. Isaacsohn.

Götze s. auch **Goeze**.

Götzen: Friedrich Graf v. G., geb. 1767 zu Potsdam, † am 29. Febr. 1820 zu Cudowa, als preußischer Generallieutenant a. D., Ritter des Ordens pour le mérite 2c. Sein Vater, in und nach dem 7jährigen Kriege Flügeladjutant Friedrichs d. Gr., 1771 von ihm beschenkt mit der Herrschaft Scharfeneck im Glatzischen, † am 15. März 1794, 59jährig; Generallieutenant, Gouverneur von Glatz 2c. — Der Sohn, Graf infolge Cabinetsordre vom 3. Mai 1794, war 1798 Stabsrittmeister im Husaren-Bataillon v. Bila; sodann nach dreijährigem Dienst im Generalstabe zum Major ernannt, wurde er ebenfalls königl. Flügeladjutant (1804). Als solcher erhielt G. 1805 eine Specialmission an den sächsischen Hof und 1806, d. d. Osterode 21. Novbr., „in vollem Vertrauen auf Eure rühmlichen Eigenschaften" von seinem Monarchen den Befehl, dem zum Generalgouverneur von Schlesien ernannten Oberst Fürst von Anhalt-Pleß „nach allen Kräften zu assistiren". In Götzen's „offener Ordre", zur Beglaubigung seiner Vollmacht bei allen schlesischen Civil- und Militär-Behörden, heißt es: „Es ist militärische Energie nothwendig, um selbst das Unmögliche zu leisten." — Ende März 1807 erfolgte Götzen's Ernennung zum

schlesischen Generalgouverneur, an Stelle des zum Heere zurückberufenen Fürsten von Pleß. Höpfner, im 4. Band seines Buches „1806 und 1807“, läßt uns zwischen den Zeilen lesen, daß die Wahl des Fürsten Pleß für jenen schwierigen schlesischen Posten eine ganz irrige; dagegen hebt er eingehend als hochrühmlich hervor, was G. seit dem 30. Nov. 1806 in und für Schlesien geleistet und angestrebt (Februar und März persönlich in Wien), trotz französischer Spürbeflissenheit, polnischer Untreue, unhinlänglicher Streitmittel und eigener Hinfälligkeit. Einen das Napoleon'sche Heer im Rücken ernstlich bedrohenden Widerstand hätte G. nur dann vollführen können, wenn preußische oder russische Streitkräfte, mit der Oder-Operationsbasis, unterstützend mitwirkten. (Vgl. F. A. L. v. d. Marwitz, Lebensbeschreibung, Berlin 1852; S. 212.) Aber sein Standhaftigkeitssinn und seine Vaterlandsliebe bewährten sich vollauf, als über den ganzen preußischen Staat jenes furchtbare „Kriegsgericht“ abgehalten wurde. Die bekannte Armee-Reorganisations-Commission zählte 1808 auch G. zu ihren Mitgliedern. Im Juli d. J. wurde er jedoch wieder nach Schlesien entsendet, zunächst als Adlatus des Generals v. Grawert. Unermüdbar bei sehr umfangreicher Thätigkeit, wußte G. den Truppen und der Bevölkerung das Selbstvertrauen zu fördern. Der König zeichnete ihn dafür aus durch Ernennung zum Chef des neuerrichteten 6. Husarenregiments (2. schlesischen, seit 1875 „Alexis Alexandrowitsch Großfürst von Rußland“). Andauernder Krankheit halber konnte G. nicht theilnehmen am Feldzug 1813. Er trat im Laufe des Jahres aus seinem schlesischen Generalgouverneurs-Posten in den wohlverdienten Ruhestand. Zu Cudowa ruhen seine Gebeine.

Gesch. des 2. schles. Husaren-Regiments., Berlin 1860, S. 8 u. 23. — Götzen's Antheil an der Befreiung von 10,200 preuß. Kriegsgefangenen durch Lieutenant v. Hellwig mit 50 Husaren, den 17. Octbr. 1806, ibid. S. 166, und „Husarenbuch“, Potsdam 1863, S. 541. Graf Lippe.

Götzenberger: Jakob G., Historienmaler, geb. 1800 (1805?) zu Heidelberg, zählte zu den frühesten Schülern von Cornelius in Düsseldorf und malte als solcher (mit Hermann und Ernst Förster) die vier Facultäten in der Aula zu Bonn. Der Freskencyklus in der Capelle zu Nierstein (Rheinhessen) begründete seinen Ruf; 1844 schmückte er (mit Heinefetter) die von Hübsch erbaute Trinkhalle in Baden-Baden mit einer Reihe von Gemälden, wozu die schönsten Märchen des Schwarzwaldes willkommenen Stoff boten (gestochen von E. Wagner in 14 Blättern, Darmstadt 1859). Zum Inspector der Mannheimer Gallerie ernannt und 1845 mit einer Polin verheirathet, wurde ihm 1847 durch eigene Schuld der Aufenthalt in seiner Heimath verleidet. G. ging nach England, wo er außer vielen Porträts mehrere Frescomalereien ausführte, unter denen die Decorationen eines Prachtsaales im Bridgewaterhouse, der Residenz Lord Ellesmere's, bemerkenswerth sind. Die Hauptbilder beziehen sich unter Beimischung allegorischer Elemente auf die Geschichte des herzoglichen Hauses Bridgewater, während der Stoff für die kleineren Darstellungen Miltons ‚Comus‘ entnommen ist. Sodann mit der Ausschmückung eines Saales im Northumberlandpalaste am Trafalgar-Square zu London beauftragt, entwarf er vier große, figurenreiche Compositionen, denen eine altenglische, den Lord Percy, Urahn der Grafen von Northumberland, verherrlichende Ballade zu Grunde liegt. Die Cartons dazu führte G. in Luzern aus, wo er sich von 1863—65 aufhielt und vermachte selbe bei seinem am 6. Octbr. 1866 zu Darmstadt erfolgten Ableben seiner Vaterstadt Heidelberg.

Vgl. Raczynski I. 309—15. E. Förster, Gesch. der deutschen Kunst, 1860. V. 11. Füßli, Zürich und die oberrhein. Städte, 1846. I. 584—99. Beiblatt zu Lützow's Ztschrft. für bild. Kunst vom 7. Decbr. 1866. Zu seinen

in der vorgenannten Litteratur vergessenen Jugendarbeiten gehören auch die beinahe gräßlichen Illustrationen zu Calderon („Andacht zum Kreuze“) im Nürnberger Frauentaschenbuch für 1823. Hyac. Holland.

Götzinger: Max Wilhelm G., stammt aus einer Familie, die aus dem Salzburgischen nach Sachsen auswanderte und sich in mehreren Generationen durch schriftstellerisch thätige, evangelische Geistliche auszeichnete. Sein Vater, Leberecht Wilhelm G., hat durch das Buch: „Schandau und seine Umgebungen“, 1804, wesentlich zur Aufnahme der sächsischen Schweiz beigetragen. Er war Pastor zu Neustadt bei Stolpen. Hier ist G. am 4. November 1799 geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Bautzen und als Student der Theologie die Leipziger Hochschule. Schon als Hauslehrer in Buchholz bei Annaberg und als Lehrer am Blochmann'schen Institute zu Dresden widmete er sich mit Eifer dem deutschen Unterrichte. Durch Blochmann empfohlen, kam G. 1824 zu Fellenberg nach Hofwil und von da 1827 an die neuerrichtete Lehrstelle der deutschen Sprache und Litteratur am Gymnasium in Schaffhausen. Hier war er 23 Jahre thätig, gründete sich den eigenen Hausstand und erwarb das Bürgerrecht. Eine Erlahmung des rechten Armes im J. 1849 zwang ihn, sich 1850 in den Ruhestand versetzen zu lassen. Schriftstellerisch blieb er immer noch thätig, dictirend oder mit der linken Hand schreibend; doch zehrte der leidende Zustand die Kräfte allmählich auf. Er starb am 2. August 1856 im Bade Oeynhausen unweit Minden, wo er auch begraben liegt. — G. ist durch die Anregungen, welche von Pestalozzi und den deutschen Schulreformern ausgingen, für die methodische Bearbeitung der deutschen Schulgrammatik gewonnen worden. Wohlgeschult durch das Studium der Kant'schen Philosophie und von Natur ein klarer und nüchterner Denker und Schreiber, zielte schon sein erstes Buch, „Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre in Regeln und Aufgaben“, 1824, 12. Aufl. 1873, auf eine sichere, verständige Handhabung der Muttersprache und erwarb sich durch die Schärfe und Bündigkeit des grammatischen Textes, durch die gesunde Tüchtigkeit des Aufgabenstoffes und durch die Sicherheit des Unterrichtsganges schnell große Theilnahme. 1827 erschien sodann, in Hofwil ausgearbeitet, die „Deutsche Sprachlehre für Schulen“, 11. Aufl. 1875. Die Sprachlehre hielt sich streng an den Kreis der neuhochdeutschen Litteratursprache, namentlich wie sie von den Classikern des 18. Jahrhunderts geschrieben wurde, und sie steht in sofern nicht undeutlich unter dem Einflusse der systematischen Philosophie, als sie mit Strenge und Ausschließlichkeit an einem unverrückbaren System des Sprachorganismus festhält und Uebertretungen ahndet; damit hängen die zahlreichen auf Berichtigung falschen Sprachgebrauches abzielenden Uebungsaufgaben zusammen. Abgesehen jedoch von dieser Einseitigkeit, bemüht sich G. mit Erfolg, das Wesen und die Gestalt der Sprache und ihrer besonderen Formen der Sprache selber zu entnehmen, wofür die reichen Beispielsammlungen Zeugniß ablegen. Recht im Gegensatze zu Becker will die Götzinger'sche Sprachlehre eine Sprach- und keine Denklehre sein, obschon auch G. die Sprache wesentlich als Mittel und Kleid des Gedankenausdruckes betrachtet und deshalb die syntaktischen Functionen der Sprache kaum minder als Becker betont. Man hat darum die Götzinger'sche Richtung die psychologische Richtung der Sprachlehre genannt, in sofern sie bemüht ist, die inneren psychologischen Beziehungen überhaupt der Sprache zum Menschengeiste und insbesondere der deutschen Sprache zum deutschen Volksgeiste nachzuweisen, und dadurch im Stande ist, den Lernenden wie zu einem höheren Nationalbewußtsein, so zu einer freieren Handhabung der Sprache zu erheben. Dem letzteren Zwecke dienten eine Menge wohlberechneter Aufgaben. Besonderen Werth legte G. auf die Lehre von der Periode, wofür er die von Lehmann vorgeschlagenen Periodenbilder systematischer ausbildete. — Ursprünglich

durch praktische Unterrichtszwecke auf das Gebiet der deutschen Sprache gebracht, machte sich G. doch früh mit den Erscheinungen und Resultaten der historischen Sprachforschung bekannt, wie er denn auch mit W. Wackernagel, Uhland, Laßberg in persönlichen Verkehr trat; auch war er für das Grimm'sche Wörterbuch thätig. In einem größeren Werke, „Die deutsche Sprache“, 2 Bde., 1836, 39, zugleich Bd. I u. II des auf 4 Bände berechneten „Die deutsche Sprache und ihre Litteratur“, unternahm es G., sein System an der Hand der Grimm'schen Grammatik und mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Mundarten ausführlich für gebildete Freunde der deutschen Sprache überhaupt darzulegen. Das Buch wurde vielerseits sehr günstig beurtheilt, hatte aber keinen Erfolg. — Parallel mit den grammatischen Arbeiten Götzinger's gehen Arbeiten und Forschungen auf litteraturgeschichtlichem Gebiete. Auch hier sind es anfangs der Unterricht und die Theilnahme an der classischen Litteratur, die zur Forschung anregen. Mit einander erschienen „Die deutschen Dichter“, 2 Bde., 1831 u. 32, und „Der Dichtersaal“, 1832; neueste 5. Auflage der deutschen Dichter, 1877, 7. Auflage des Dichtersaales 1870. Der Dichtersaal, eine Anthologie für höhere Schulen, ist eine nach Dichtern zusammengestellte Sammlung der schönsten epischen und lyrischen Gedichte von Gellert bis Uhland und Rückert; die „Deutschen Dichter“ enthalten denselben Stoff nach derselben Ordnung ästhetisch und kritisch erläutert. Die Kritik anerkannte das letztere Werk von Anfang an als einen durchaus selbständigen, geistvollen und an neuen Resultaten reichen Commentar der bedeutendsten kleineren Dichtungen der classischen Litteratur. Für die Fabeln Gellert's, Lichtwer's und Pfeffel's und für die Balladen Bürger's, Goethe's, Schiller's, Uhland's und einiger Neuern ist das Werk, besonders was die Aufsuchung und Würdigung der Quellen belangt, bahnbrechend und maßgebend geworden; nicht minder trefflich und anregend sind die ästhetischen Erläuterungen zu den bedeutendsten lyrischen Gedichten Klopstock's, der Göttinger Dichter, Herder's und namentlich Schiller's. Da die Erläuterung der Gedichte wesentlich vom ästhetischen Gesichtspunkte ausging, weshalb auch das ganze Werk sich in epische und lyrische Gedichte gliedert und eine Einleitung beigefügt war, welche von der Kunst überhaupt, von der Dichtkunst und den verschiedenen Dichtungsarten handelte, so trat die historische Beleuchtung etwas in den Hintergrund und mußten sich sowol die einzelnen Dichter als einzelne Gedichte öfters vom ästhetischen System eine Zurechtweisung gefallen lassen. Doch ist das Werk noch unübertroffen und hat namentlich auf den deutschen Unterricht an Gymnasien großen und segensreichen Einfluß ausgeübt. Dagegen gelang es, Götzinger's „Deutscher Litteraturgeschichte“, welche als 3. Band von „Die deutsche Sprache und ihre Litteratur“ erschien, nicht Boden zu fassen, so sehr dieses Buch namentlich für das 14—16. Jahrhundert auf sorgfältigen Originalforschungen beruhte. Ein zweiter Theil des Werkes, welcher die Litteratur nach der Entwicklung der einzelnen Gattungen darzustellen vorhatte, blieb wegen Mangel an Theilnahme unausgeführt. Später erschienen noch von G. „Der Liedergarten“, Gedichtsammlung für niedere Schulen, 1842, 3. Aufl. 1878; „Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen“, 1852, 2 Bde., und „Stylschule zu Uebungen in der Muttersprache“, 2 Thle., 1854; 2. Aufl. 1861.

Vgl. E. Köhler in der Vogel'schen Monatsschrift „Die höhere Bürgerschule“, 1859. Ernst Götzinger.

Gouda: Heinrich v. G., geboren in Gouda am Ende des 14. Jahrhunderts und dem Orden der Augustiner Eremiten angehörend, lehrte an der Hochschule zu Heidelberg die scholastische Theologie zur Zeit des Baseler Concils, nachdem er sich durch eine Schrift „Super sententiarum P. Lombardi lib. I“, anfangend mit den Worten „Fons hortarum puteus“, den Doctortitel er-

worben hatte. Seine weiteren Schicksale sind völlig unbekannt geblieben. Bei seinen Zeitgenossen machte er sich besonders durch eine Schrift von praktischer Art „De expositione Missae“ einen Namen, welche Beiträge zur Liturgik enthält; nicht minder durch seine „Quaestiones disputatae“, welche von einigen dogmatischen Streitfragen seiner Zeit handeln.

Vgl. Valer. Andreas, Bibl. Belg., S. 352. Trithem. de Scriptor. eccles. p. 181 und Walvis, Beschrijv. van Gouda I. bl. 228.

van Slee.

Gouda: Jakob v. G. (fälschlich auch Ganda), nach seinem Heimathsorte in Holland genannt, mit seinem vollen Namen Magdalius J. G. Sein Geburts- und Todesjahr ist ungewiß, von seinem äußeren Leben sind nur die Thatsachen bekannt, daß er 1465 in den Dominicanerorden trat und bis zu seinem Tode 1520 in Köln gelebt und gelehrt hat. Als Lehrer der Dichtkunst und Musik wird er von Hutten gerühmt, als Dominicaner schloß er sich dem Ketzermeister Jak. v. Hogstraten an, dessen Schriften er Verse beigab, und schrieb, von ihm genöthigt, ein Gedicht gegen Reuchlin. Obwol er dies bereute, sich gern als Humanist bekennen mochte und von Einigen in diesem Versuche unterstützt wurde, blieb er gehaßt, wurde von Reuchlin angegriffen und von den epistolae obscur. vir. verspottet. Von seinen übrigens sehr seltenen Schriften, unter denen sich auch eine lateinische Uebersetzung eines Werkes des Josephus (Köln 1517) befinden soll, sind nur 2 bekannt. Die erste „Erarium aureum poetarum omnibus latinae linguae cujuscunque etiam facultatis fuerint professoribus accomodum(!) immo et omnium poetarum sine ipsis commentariis elucidativum“ (Köln 1501), handelt im ersten Buche über Quantität der Silben der Eigennamen, gibt im zweiten ein aus den römischen Classikern geschöpftes Verzeichniß von Epitheten zu einer großen Zahl alphabetisch geordneter Appellativa, in einem dritten Erklärungen schwieriger, meist poetisch gebrauchter Wörter und Aufzählung von Städte-, Fluß-, Berg- rc. Namen, lehrt im vierten die Orthographie griechischer und hebräischer Worte, in einer Weise, die doch eine gewisse Kenntniß dieser beiden Sprachen verräth und durch die kritische Rücksichtnahme auf den griechischen und hebräischen Bibeltext merkwürdig ist, und stellt im fünften einige poetische Umschreibungen aus römischen Dichtern zusammen. Am Schlusse des Werkes sind ein paar Gedichte des G. abgedruckt, meist geistlichen Inhalts, einige mit mittelalterlichen Spielereien, so daß aus einzelnen großgedruckten Buchstaben der verschiedenen Verse sich ganze Sätze zusammensetzen lassen, den Anfang macht ein empfehlendes Gedicht des Hermann Busch. Die zweite Schrift: „Stichologia gaudensis. Enchiridion poetarum. Homeomata eorumdem. Naumachia ecclesiastica cum carminibus diversis“ (Köln 1503), ist eine Sammlung von vier in diesem Gesammttitel zusammengefaßten Abhandlungen meist metrischen Inhalts. Die erste bespricht Länge und Kürze der fünf Vocale vor allen einzelnen Consonanten; die zweite stellt die verschiedenen Metren zusammen und gibt ein alphabetisches Verzeichniß poetischer Ausdrücke mit Nennung der Metren und Angabe der Quellenstellen; die dritte zählt Dichterstellen auf, poetische Umschreibungen der Unmöglichkeit, Unzähligkeit und Unersättlichkeit; die vierte theilt eine Reihe von Gedichten des G. mit, meist geistlichen Inhalts, einzelne an seine Freunde gerichtet. Auch diese Schrift ist, obwol sie keineswegs in classischem Latein abgefaßt ist, wichtig wegen ihres halb humanistischen Gepräges: sie tadelt die Geistlichen, welche absichtlich divinas sententias grammatices regulis subjicere nolunt, sie zählt die metrischen Verstöße auf, die Petrus de Riga in einem kleinen Theil seines großen Gedichtes sich hatte zu Schulden kommen lassen. Aber da G., trotz redlichen Willens, doch nur ein Halber geblieben war — er fängt z. B. seine Schriften mit dem mittelalterlichen: quoniam

quidem an, das den Modernen ein Greuel war — so wurde er von den Humanisten, die nur Ganze unter sich leiden mochten, rücksichtslos bei Seite geschoben.

Ein anderer Jakob v. G. wird von dem Zeitgenossen Joh. Butzbach (s. oben Bd. III. S. 663 ff.) erwähnt. Mit ihm ist der unserige ebensowenig zu verwechseln, wie mit dem gleichfalls dem Dominicanerorden angehörigen Guilelmus de G. (seine Schriften bei Hain, Repert. II. S. 488—90) und dem gleichfalls den Kölnern und Reuchlin's Gegnern zuzurechnenden Theodoricus de G.

Geiger, Reuchlin (Leipzig 1871), S. 285. 359—61 und die dort angeführten Schriften; Böcking, Opp. Hutteni VII., S. 374 ff. und Gouda's Schriften. Ludwig Geiger.

Gouda: Johann van G., 1571 zu Utrecht als Sohn angesehener Eltern geboren, trat 17jährig in den Orden der Jesuiten ein und lebte seit 1605 zu Brüssel und Antwerpen. Dort predigte er mit großem Beifall und erwarb sich das Lob eines großen Redners, sowie eines feurigen Vertheidigers der katholischen Kirche und kräftigen Streiters wider den Protestantismus, weshalb man ihm den Namen des Ketzerhammers beilegte. Schon um 1609 führte er einen Federkrieg mit den Predigern Friedrich und Samuel Lansbergen zu Rotterdam über die Prädestinationslehre, und als Johann Uitenbogaert, dessen „Tractaat van't ambt der overheydt in saeken van religie" er zu widerlegen versucht hatte, ihm um 1619 zu Antwerpen begegnete, handelte G. in seinen Kanzelreden hauptsächlich von jenem Lehrpunkte. Der Ruf seiner Rednergaben führte 1620 den bekannten Paschier de Fyne nach Antwerpen, welcher uns einige ergötzliche Proben dieser Beredsamkeit aufbewahrt hat. Damals predigte er „von der Papisten Thorheit und der Geusen Klugheit". „Wo ist (so hub er fragend an) der Geusen Klugheit zu finden? Weiß es Niemand? Zum ersten, zum andern, zum dritten, weiß es Niemand? Sie behaupten doch Alle klug zu sein. Lasset uns der Geusen Klugheit zu finden suchen!" Und als nun der Pater sie umsonst bei den Herren Staaten von Holland und bei den Herren Predigern gesucht hat, so findet er sie bei den Weibern, welche niemals um ihre Worte verlegen sind. Wichtiger und bündiger aber waren seine polemischen und apologetischen Schriften: „Apologia pro venerabili Eucharistiae sacramento et vera panis ac vini in corpus et sanguinem dominicum transsubstantiatione contra Fredericum et Samuelem Lansbergios, ministros Roterodamenses" 1609; „Victrix transsubstantiatio contra eosdem", 1611; „Demonstratio cl. mendaciorum H. Boxhornii", 1610; „Pro cultu et invocatione Sanctorum adversus Boxhornium Perkinjonum et Bogardum", 1611; „Pro iisdem propositionibus adversus Boxhornium apostatam et ministrum Bredanum", 1614; „Apologia pro octo propositionibus catholicis Francisci Costeri adversus Henricum Brand, ministrum Zirizaeum", 1611; „Examen Fr. Gomari, Jo. Uitenbogardi et Dan. Castellani", 1612; „Apologia pro consultatione Joannis Lessii, quaenam fides est capessenda, adversus Michaëlem Hogium", 1612; „Contra Hoji calumnias et mendacia", 1613; „Explicatio brevis mysterii s. Eucharistiae", 1612; „Examen de officio et auctoritate magistratus Christiani in rebus fidei ecclesiasticis"; „Refutatio pugnae oblatae Catholicis a quatuor ministris Calvinianis Sylvaeducensibus, qui statim a capta per hereticos urbe eo convolaverunt", 1630. Er endete sein thätiges Leben am 28. December 1630 zu Brüssel.

Burmannus, Ultraj. eruditum p. 110 und die dort genannten Quellen; Paschier de Fyne's Leben in der zweiten Ausgabe seiner Tractaten und van Heussen en van Rhijn, Oudhed. van Utrecht I. bl. 556. van Slee.

Gouda: Wilhelm v. G. Der Cultus der mittelalterlichen Kirche, mit dem Reichthum seiner Ceremonien und symbolischen Formeln machte eine Er=

klärung derselben zum Bedürfniß für Geistliche und Laien. Wie Walafridus Strabo, Dionysius der Karthäuser und Andere diesem Bedürfnisse entgegenkamen, so schrieb auch der Observanter Minnebruder Wilhelm v. G., welcher am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts lebte, einen „Tractatus de expositione missae“. Der Verfasser gibt darin eine durchlaufende Erklärung der Meßliturgie, ganz in mystischem Sinne, ohne dabei den geschichtlichen und archäologischen Ursprung der verschiedenen Theile zu berücksichtigen. Dessen ungeachtet zeigen die zahlreichen Ausgaben dieser kleinen Schrift, welchen Beifall ihr die Zeitgenossen schenkten. Holtrop's Katalog erwähnt folgende Ausgaben: zu Antwerpen bei M. Goes 1486 und bei G. Back 1498; zu Deventer bei R. Paffrach 1490 und 1496; zu Köln bei Lyskyrchen 1480 oder 1487 und bei H. Quentell 1490. Foppens erwähnt noch eine Ausgabe zu Deventer bei Jakob van Breda 1504 und zu Dillingen 1567. Wenn die von Geerik van Gouda 1543 zu Antwerpen herausgegebene Schrift „Die Beduydenisse der misse“ für eine Uebersetzung der obengenannten Expositio zu gelten hat, so ist sie ein neuer Beweis für die Brauchbarkeit dieses Büchleins.

Foppens, Bibl. Belg. I. 404; Moll, Kerkgesch. van Nederl. II. 2de St. bl. 404, und Oudemans, Werken der Maatsch. v. Letterk. Nieuwe reeks VII. I. 11 ss.

van Slee.

Goudt: Hendrik G., Kunstliebhaber und zugleich Maler und Kupferstecher, geb. zu Utrecht um 1585 aus einer adelichen Familie, ging nach Rom und studirte hier etliche Jahre fleißig, so daß er, wie Sandrart in seiner Teutschen Akademie sagt: „für einen seltsamen und raren Academicum erkannt worden.“ In der ewigen Stadt lernte er den originellen Feinmaler Adam Elzheimer von Frankfurt kennen, er kaufte nicht allein alles von Elzheimer's Hand auf, sondern ließ ihn einige Jahre lang für sich allein malen und bezahlte ihn theuer. Zugleich trieb es ihn, Elzheimer's Meisterwerke, wenigstens im Abbild, auch Anderen zugänglich zu machen, und er stach noch in Rom zwei Blätter nach ihm: „Tobias, der mit dem Engel über das Wasser geht“ (im J. 1608) und „Ceres, den Stellio in eine Eidechse verwandelnd“ (1610). Sehr möglich, daß auch das kleine Blättchen mit der „Enthauptung Johannes' des Täufers“ noch in Rom entstand; es ist der einzige Stich von G., der mit einem aus H und G zusammengesetzten Monogramme bezeichnet ist, während alle anderen den vollen Namen tragen. Danach wäre vielleicht dies das früheste Werk von ihm. Im J. 1611 war der Künstler wieder in Utrecht zurück, er ließ sich damals in die Malergilde einzeichnen. Eingeschrieben steht er als Hendrik Goud, Edelman, plaatsnyder (d. h. Kupferstecher). Auch die Aufschriften der beiden genannten Blätter tragen noch nicht die Bezeichnung Comes palatinus (das ist kaiserlicher Pfalzgraf), erst mit dem J. 1612 erscheint er als solcher. Er wird also damals den Titel bekommen haben. Durch lächerlichen Mißverstand hat man ihn zu einem wirklichen Grafen gemacht. Das Blatt aus dem J. 1612 stellt Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis vor, es ist seinem Vater (der offenbar den Titel eines Pfalzgrafen nicht führte) A. van G. „Picturae et oim (omnium) insignium artium amatori“ gewidmet. Der Künstler nennt sich darauf und auf allen späteren Blättern: Palat. Comes et Aur. Mil. Eques. Aus dem J. 1613 stammen drei Nummern: eine „Landschaft mit Sonnenaufgang“, „Tobias mit dem Engel schreitend“ (im Gegensatz zu dem früher erwähnten Blatte, der große Tobias genannt), und die „Flucht der heiligen Familie“ — alle gleichfalls nach Elzheimer. Goudt's Kupferstiche sind sehr vorzüglich, er wußte durch eine feine, ausführende Behandlung und kräftige Licht- und Schattenwirkungen die Eigenthümlichkeiten der Elzheimer'schen Kunstweise trefflich wiederzugeben. Dies ist um so mehr anzuerkennen, als der damalige

Stich noch wenig sich auf die Veranschaulichung verschiedener Lichtwirkungen, wie der künstlichen Beleuchtung und des Mondes, die Elzheimer liebte, verstand. Nach Sandrart's Bericht wurde G. schwachsinnig, angeblich in Folge eines Trankes, wodurch er mit Liebe erfüllt und seiner Sinne beraubt werden sollte. Die Person, der man diese Ruchlosigkeit zuschrieb, hielt nebst ihren Schwestern sein Haus als Erben ein, und er blieb bei ihnen als „Kostgänger“ und „an allen Gliedern zerschlagen“. Im J. 1625 und 26 sprach Sandrart oft in seiner Behausung ein. Nachrichten über Goudt's weiteres Schicksal fehlen. Von Gemälden von ihm ist nichts bekannt, Sandrart erwähnt auch nichts, daß G. Maler gewesen sei. Doch werden zwei Bilder unter seinem Namen aufgeführt: in der Versteigerung Amsterdam 12. April 1719 ein „Tobias mit dem Engel“, in der im Haag, 6. November 1725, die Geschichte von „Philemon und Baucis“. Es ist übrigens zu beachten, daß diese Bildchen nach Elzheimer oder nach Goudt's Stich von ihm oder einem Anderen copirt sein konnten. Freilich kann er sie auch nach eigener Erfindung gemalt haben. Wilhelm Schmidt.

Goué: Aug. Friedrich v. G., geb. am 2. August 1743 zu Hildesheim, war Hofgerichtsassessor in Wolfenbüttel, dann braunschweigischer Legationssecretär beim Reichskammergericht in Wetzlar, verlor bald seinen Dienst, lebte dann mehrere Jahre als Privatmann zu Salzliebenhall im Hildesheimschen, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Im J. 1779 trat er als Hofrichter, Hofcavalier und zugleich Hauptmann der gräflichen Haustruppen beim Grafen von Bentheim-Steinfurt in Dienst, und starb zu Steinfurt am 26. Februar 1789, zuletzt dem Trunke und einem abenteuerlichen Lebenswandel ergeben. G. war ein Mann von bedeutendem Genie und besaß in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern nicht ungründliche Kenntnisse, „aber erzdissolut, auf nichts als Spaß, Thorheit und windige Projecte ausgehend“. Als braunschweigischer Gesandtschaftssecretär in Wetzlar trieb er manche Thorheiten und stiftete unter seinen Collegen und Tischgenossen einen lustigen Ritterorden, dessen Commenden und Comthureien die umliegenden Dörfer waren; G. trat in demselben als Ritter Couch, Goethe als Götz von Berlichingen auf. Dieser entwirft von G. im 12. Buche von „Wahrheit und Dichtung“ folgende Charakteristik: „G., ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mann, eine derbe, hannöversche Figur, still in sich gekehrt. Es fehlte ihm nicht an Talenten mancher Art. Man hegte von ihm die Vermuthung, daß er ein natürlicher Sohn sei; auch liebte er ein gewisses geheimnißvolles Wesen und verbarg seine eigensten Wünsche und Vorsätze unter mancherlei Seltsamkeiten, wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbundes war. — Bei allem aber konnte man keinen ernsten Zweck bemerken; es war ihm bloß zu thun, die Langeweile, die er und seine Collegen bei dem verzögerten Geschäft empfinden mußten, zu erheitern, und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinnegewebe, auszufüllen.“ G. hat viel geschrieben, meistens ohne sich als Verfasser zu nennen. Er veröffentlichte: „Gedicht vom wahren Glück der Sterblichen“, 1770; „Elegien“, 1774; „Gisfred der Barde am Grabe seines Freundes“, 1775; „Vermischte Gedichte“, 1779. Besonders hat sich G. als dramatischer Dichter versucht; es erschienen von ihm: „Donna Diana, ein Trauerspiel“, 1771; „Iwanette und Stormond, ein Trauerspiel“, 1771; „Der Einsiedler und Dido, zwei Duodramata“ (welche C. F. v. Blankenburg in seinen litterarischen Zusätzen zu Sulzer's Theorie der schönen Künste III. 602, als die ältesten deutschen Stücke dieser Gattung aufführt), 1771; „Amalisunda und Gulliver, ein Trauerspiel“, 1775; „Masuren oder der junge Werther, ein Trauerspiel“, 1775, u. a. m. In den Masuren versucht G. Goethe's Werther — auf eine geschmacklose Weise — in ein Trauerspiel umzuformen; doch sind wirkliche Züge des Wetzlarer Treibens eingeflochten,

welche dem seltsamen Stücke ganz besonderes Interesse verleihen. Gleichzeitig erschien von ihm: „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers", ohne Druckort, 1775. Großes Aufsehen erregte damals eine von ihm 1782 zu Leipzig herausgegebene anonyme Schrift: „Ueber das Ganze der Maurerei. Aus den Briefen des Hr. v. Fürstenstein und v. Rosenfeld"; dieselbe erschien 1788 zu Leipzig in neuer umgearbeiteter Auflage unter dem Titel: „Notuma, nicht Exjesuit, über das Ganze der Maurerei."

Vgl. Rotermund, Das gelehrte Hannover II, Anhang S. XXV; Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutsch. Dichtung I. S. 663; Ersch und Gruber, Encyklopädie LXXVI. S. 268. Bodemann.

Govert: A. G., ein wenig bekannter Maler, um 1595, der Landschaften mit Thieren und Figuren malte. Descamps nennt ihn Gouvarts. Es scheint, daß ein Govaarts, welcher Jan Brueghel studirt und sich an ihm begeistert hat, und ein Govert, welcher, wie Bryan Stanley berichtet, sich eines großen Ruhmes erfreute, ein und derselbe mit unserem G. sind. Er war Schüler des Gerrit Pieterzen und van Mander bezeichnet ihn als von geistvollem Talent. Bekannt ist von ihm ein „Eichenwald" im Museum zu Haag, gezeichnet A. Govaerts, 1612. Siret.

Goyen: Jan Josephszoon van G. (Goien), ein bahnbrechender Meister für die echt holländische Landschaftsmalerei, ist 1596 zu Leiden geboren. Er hatte in der Jugend nach Houbraken 5 Lehrmeister, darunter Isaac Nicolai van Swanenburg und zuletzt Willem Gerritzen in Hoorn. Im 19. Jahr machte er eine Reise nach Frankreich. Dann arbeitete er in Leiden als Gehülfe, wie man anzunehmen hat, bei Jesaias van de Velde, dessen Schüler er gewöhnlich genannt wird und von dem er die Vorliebe für das Thätige und Interessirende in der Staffage mitgebracht haben mag. Er verheirathete sich 1618; seit 1631 wohnte er im Haag, angesehen und wohlhabend, hochgeschätzt als Lehrmeister; sein berühmter Schüler Jan Steen ward sein Schwiegersohn. Nach Houbraken, der gemäß einer Verlassenschaftsurkunde Recht haben wird, ist v. G. 1656 gestorben. Man nimmt sonst sein Todesjahr bis zum Jahr 1666 an. — J. v. G. führte frei und kühn, auch wohl skizzirend keck für die Landschaft die neuen holländischen Anschauungen durch: die wirkliche Natur. Er malte die seiner Heimath und fand dafür Poesie. Statt der Berge und Thäler und fernen Höhenzüge Land und Wasser und ferne Wolkengebilde. Die Wirklichkeit lebt und spiegelt sich darin mit Schiffen und Fischerkähnen, Menschen und Fuhrwerk, Dörfern und Häusern und den Städten mit ihren Häuserreihen und Kirchen. Luft und Wasser galt es dafür malerisch zu ergreifen. G. und Cuyp lernten und lehrten dies. Die neue holländische Schule verfolgte damals malerisch ein neues Princip im Colorit, indem ein Hauptfarbenton in der Mannigfaltigkeit seiner einzelnen Töne und von Licht und Schatten durchcomponirt wurde. G. excellirte darin, wodurch der Betrachter stimmungsvoll gleichsam in den Gegenstand hineingezogen, statt wie bei dem Gegensatz der (vielfarbigen) Brabanter Schule mehr auf- und, aus sich herausgehend, angeregt wird. Der Meister hat sich dabei allerdings auch nicht immer von Uebertreibung ferngehalten. Er ward später lange Zeit weniger beachtet. In den letzten Decennien gehörte er zu den sehr poussirten Meistern. Seine schönsten Bilder fallen in die Jahre 1640—55. Er malte auch Porträts. Außer einer Anzahl Zeichnungen hinterließ er Radirungen, von denen aber nur 2 als echt anerkannt werden. Van Dyck hat den Meister gezeichnet, Frans Hals (?) und Barthol. van der Helst haben sein Bild gemalt; Karel de Moor hat das letztere radirt mit der treffenden Inschrift: J. à Goyen, Natione Batavus genuinus Pictor Regionum.

Houbraken's Schauburg. Kramm's Gesch. d. bild. Künste in d. Niederlanden. Vosmaer's Rembrandt. Kunstchronik. K. Lemcke.

Gozbert: Abt von St. Gallen, † 2. April, kurz nach 837. Im gleichen Jahre 816, in welchem das Kloster St. Gallen an das Ziel seiner Bestrebungen, von der Unterordnung unter die Kirche von Constanz gelöst zu sein, gelangt war, wurde, vielleicht schon unter Anwendung der Wahlfreiheit der Mönche, um Ostern G. als Abt eingesetzt, ein Thurgauer von Geburt, wahrscheinlich aus der Gegend von Wil stammend. In erfreulichster Weise zeigte sich unter dem neuen Abte nach verschiedenen Richtungen, wie entschieden St. Gallen selbständig sich günstig entwickelte. Vorzüglich wurde nach einem in der Stiftsbibliothek noch vorhandenen Normalplan eines großartigen Benedictinerklosters (Facsimile, mit erklärendem Texte: ed. F. Keller, Zürich 1844) ein Neubau des Klosters, besonders, in den Jahren 830—835, der Kirche, begonnen, so zwar, daß aus jenem Plane nur das Durchführbare, auch schon räumlich Zulässige herausgenommen wurde. Außerdem jedoch ließ G. seine Aufmerksamkeit den wissenschaftlichen Aufgaben zu Theil werden, indem er die Zahl der Bücher des Klosters ansehnlich vermehrte. Als G. seine Kräfte im Abnehmen fühlte, erhielt er durch Kaiser Ludwig's Gnade, wie denn die Klostergeschichte dessen Gunst für G. stets hervorhebt, daß 837 im Mai der durch die Mönche frei gewählte und durch die kaiserliche Gewalt bestätigte Bernwik an seine Stelle treten konnte. Er starb wol bald nach seiner Abdankung, erlebte also Bernwik's Verdrängung durch den vom ostfränkischen König Ludwig Ende 840 oder Anfang 841 eingesetzten Abt Engilbert kaum mehr. — Unter diesem Abte war zu St. Gallen besonders ein gleichnamiger Neffe desselben, Gozbert, litterarisch thätig. Denselben nennt Ermenrich (s. d. A. Grimald) unter den St. Galler Gelehrten, und ebenso scheint der ungenannte Schöpfer des Klosterrisses seine Widmung an diesen jüngeren G. gerichtet zu haben. G. fügte zu dem ältesten Leben des h. Gallus (s. d. Art.) ein Buch über dessen Wunder, und ferner verfaßte er gleich nach der Translation der Reliquien des h. Otmar (s. d. Art.), aus der eingerissenen St. Galluskirche in die St. Peterskirche 830, ein anderes Buch über das Leben und Wunder desselben; aber er war mit seiner eigenen Arbeit nicht zufrieden und setzte so lange in Walahfrid Strabo (s. d. Art.), bis derselbe sich der Aufgabe unterzog, diese Schriften, außerdem aber auch die älteste Vita des h. Gallus zu überarbeiten (die von G. stammenden ursprünglichen Redactionen sind uns leider verloren). Allein Abt G. und die Brüder hatten von Walahfrid auch die Zusage einer metrischen Bearbeitung der Vita des h. Gallus erhalten, welche dann unerfüllt blieb, so daß der jüngere G. jetzt Ermenrich, welcher dann wenigstens das Werk begann, darum plagte. Der jüngere G. scheint 864 oder etwas später, als Iso (s. d. Art.) weitere Wunder des h. Otmar beschrieb, schon nicht mehr am Leben gewesen zu sein, so daß der Gozpert, welche nach einer Annalennotiz 889 starb, wol abermals ein jüngerer Mönch des Namens ist.

Vgl. des Verf. dieses Artikels neue Ausgaben der St. Gallen'schen Geschichtsquellen, mit ihren Einleitungen in den Mittheilungen d. histor. Vereins von St. Gallen, Heft XII und XIII (Heft XII S. 62—113 die von Walahfrid überarbeiteten Stücke des G.). Ueber den Klosterbau des Abtes G. vgl. Rahn's Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, S. 87—98; Ratpert (Heft XIII. S. 22—30) verbreitet sich fast nur über die Verhältnisse zu Constanz in der Schilderung der Abtsregierung. Meyer von Knonau.

Gozbert: Abt von Tegernsee, 982—1001, Jan. 21. (†), reiht sich an die Männer, denen Baiern nach der Zerrüttung der ungarischen und inneren Kriege neuen Aufschwung des kirchlichen und geistigen Lebens verdankte. Ab=

kömmling eines edlen Geschlechts, war er nach seiner eigenen Aeußerung im Augsburger Sprengel aufgewachsen. Aus dem Kloster St. Emmeram in Regensburg, wo der berühmte Abt Ramwold sein Vorgesetzter war, auch später sein Freund blieb, ward er dann durch die Wahl der Brüder als Abt nach Tegernsee berufen. In der Erinnerung seiner Mönche lebte er als hochgewachsener Mann mit kahlem Schädel, der sich durch litterarische Bildung und Gastfreundlichkeit auszeichnete, bei Tag über den Büchern saß und seine Gebete in der Nacht verrichtete. Unter ihm begann Tegernsee seine große Bedeutung für die Geschichte der bairischen Kunst und Litteratur zu gewinnen. Er bereicherte es mit Büchern, schmückte es mit kirchlichen Bauten, mit Glocken, Fenstern und getäfelten Decken. Ein Graf A., dessen Gemahlin Adelheid mit G. verwandt war, schenkte damals die ersten Glasgemälde an die Klosterkirche, wo man vorher, die Fensteröffnungen zu verhängen, schon um leinene Lumpen froh war, und nun spricht aus dem Dankschreiben des Abtes die helle Freude, wie schön das gedämpfte Sonnenlicht auf den Estrich fällt. Bei demselben Grafen — dessen Persönlichkeit nicht festgestellt werden kann — läßt G. Knaben in einer nicht näher bezeichneten Arbeit unterrichten und es ist wohl möglich, daß dies eben die Glasmalerei war und daß hievon die Blüthe dieser Kunst in Tegernsee datirte. Mit Abt Wipo von Feuchtwangen und dem Dichter Froumund, der bald seinem eigenen Kloster angehörte, steht G. in brieflichem Verkehr; dem ersteren sendet er eine Anzahl seiner Mönche zur Erweckung des klösterlichen Lebens in Feuchtwangen und zwei Schüler zum Unterrichte in der Grammatik, wofür er den Priscian zu Grunde zu legen bittet. Von St. Emmeram und anderen Orten erbittet er sich Bücher, zum Guß einer großen Glocke für sein Kloster läßt er sich Zinn, Blei und Kupfer — Metalle, die im Tegernseer Gebiete nicht aufzutreiben —, später aus Freising auch einen Geistlichen als Gießer senden. Einen Grafen Meginhalm in der Ostmark geht er um Donauhausen an, wofür 43 Messen und 10 Psalter seinen Dank bezeugen sollen. Sechzehn Briefe Gozbert's sind erhalten, etwas geziert und schwülstig, wie die meisten Schriftstücke der Zeit, alles Dank- oder Bittschreiben an weltliche Große oder geistliche Freunde. Sie zeigen den Eifer, womit der Abt für sein Kloster wirkte, dessen Besitzstand und Rechte vor Anfechtungen schirmend, das Verlorene beibringend, neue Gaben unermüdlich erbettelnd, nach allen Seiten noch mit den Wirkungen des Verfalls, mit den Schwierigkeiten des Anfanges kämpfend.

Gozbert's Briefe bei Pez, Thes. VI, a, 121—129; Chronicon Tegerns. bei Pez, Thes. III, c, 504. Hirsch, Heinrich II. v. Freyberg, Gesch. von Tegernsee.

Riezler.

Goeze: Johan Melchior G., lutherischer Theologe, der bekannte Gegner Lessings, wurde am 16. Octbr. 1717 in Halberstadt geboren, wo sein Vater, Johann Heinrich G., Diaconus zu St. Martini und sein Großvater, Johann Melchior G., Consistorialrath und Dr. theol., Oberprediger an derselben Kirche war. Er besuchte zuerst die Schule in Halberstadt, dann die in Aschersleben, wohin sein Vater als Pastor zu St. Stephani versetzt ward; der Großvater war am 1. April 1727 gestorben. Um Michaelis 1734 konnte er schon die Universität beziehen; sein Vater brachte ihn selbst nach Jena. Von hier ging er im J. 1736 nach Halle, wo namentlich Sig. Jac. Baumgarten sein Lehrer war; unter dem Vorsitz desselben vertheidigte er im October 1738 seine Dissertation „De patrum primitivae ecclesiae feliciori successu in profliganda gentium superstitione quam in confirmanda doctrina christiana“. Baumgarten ließ mit dieser Dissertation einen Brief an Goeze's Vater drucken, in welchem er sich über den Fleiß und die Kenntnisse Goeze's höchst anerkennend aussprach. Nach Hause zurückgekehrt, vertrat er seinen Vater mehrfach auf der Kanzel und

ward dann im J. 1741 zum Adjunctus Ministerii, im J. 1744 zum Diaconus in Aschersleben gewählt; als solcher verheirathete er sich am 8. Febr. 1746 mit Johanna Rosina, der am 2. Juli 1725 geborenen Tochter des Bürgermeisters Derling zu Aschersleben. Neun Jahre war er hier der College seines Vaters, wie dieser selbst in Halberstadt zwölf Jahre College seines Vaters gewesen war. Um diese Zeit ließ er einzelne Predigten und Betrachtungen und auch eine apologetische Arbeit zur Vertheidigung der Göttlichkeit der Sendung Mose's (in den Erlanger gelehrten Anm. und Nachr. 1746) drucken. Nachdem er im Jahre 1749 einen Ruf an die St. Catharinenkirche zu Magdeburg abgelehnt hatte, nahm er im folgenden Jahr eine Berufung als zweiter Prediger an die Kirche zum heil. Geist in Magdeburg an; im J. 1752 ward er Pastor an derselben Kirche. Hier wurde seine Wirksamkeit eine bedeutende und bald wurde er auch durch seine homiletischen und ascetischen Schriften, die sich zu einem großen Theile mit den sogenannten letzten Dingen (Tod, Auferstehung, Gericht und ewiges Leben) beschäftigen, in weiten Kreisen bekannt und berühmt. Ob persönliche Bekanntschaft, etwa durch hamburgische Kaufleute, die nach Magdeburg reisten, oder sein Ruf als Prediger und Schriftsteller die Hamburger auf ihn die Blicke richten ließen, als der Pastor (Hauptpastor) zu St. Catharinen daselbst, Johann Ludwig Schlosser, im J. 1754 gestorben war, ist wohl nicht mehr festzustellen; am wahrscheinlichsten ist beides zusammen gekommen. Damals war die Berufung in ein hamburgisches Pastorat, jetzt Hauptpastorat genannt, etwas höchst Ehrenvolles; aus den bedeutendsten Theologen der lutherischen Kirche in Deutschland bildete man den sogenannten weiten Auffatz, aus welchem dann vier auf die engere Wahlliste gebracht wurden; unter diesen vier war mit G. sein Magdeburger College, der Superintendent Friedrich Eberhard Rambach. Daß G. einstimmig gewählt sei, ist eine irrthümliche Angabe; aber von 26 Wählenden gaben ihm 17 bei der entscheidenden Wahl ihre Stimme. Er hat es sich gründlich überlegt, ob er dem Rufe folgen solle; er sagt selbst: „ich bin nicht meinen eignen Einsichten allein gefolgt, sondern ich habe berühmte und hochverdiente Gottesgelehrte unserer Kirche zu Rathe gezogen und von ihnen allen die Antwort erhalten, daß ich ohne der Führung Gottes zu widerstreben, einen solchen Ruf, welcher alle Kennzeichen der Göttlichkeit hat, vor mich nicht wegwerfen dürfte.“ Ob er vielleicht eine Ahnung von den Kämpfen hatte, die ihm dort bevorstehen würden? Unmöglich wäre es nicht; wie er denn namentlich auch von den Weitläufigkeiten, welche gerade damals die beginnende Aufklärung den an der kirchlichen Lehre festhaltenden Predigern bei der Ausarbeitung eines neuen Katechismus gemacht hatte, Kunde haben konnte. Auch ward ihm nicht leicht, sich so weit von seinem alten Vater, der am 11. Octbr. 1766 starb, zu entfernen. Außerdem spricht er von Schwierigkeiten, die erst hätten gehoben werden müssen, bei denen nach dem Zusammenhange nur an solche gedacht werden kann, die bei der Lösung seiner bisherigen Verhältnisse oder seiner Entlassung aus seinem bisherigen Amte sich zeigten. Jedenfalls wurde er von den Kirchenvorstehern und seiner Gemeinde in Hamburg mit großen Erwartungen empfangen. Am 13. Novbr. 1755 trat er sein neues Amt an, in welchem er dann bis zu seinem am 19. Mai 1786 erfolgenden Tode verblieben ist. In seiner äußern Stellung trat nur einmal noch eine Veränderung ein, als er am 23. Juli 1760 vom Senat zum Senior des geistlichen Ministeriums erwählt ward; es war Sitte, daß der dem Dienstalter nach älteste Hauptpastor dieses einflußreiche und verantwortliche Amt erhielt; der damals älteste hatte sich die Wahl wegen seiner Kränklichkeit verbeten, und G., obwohl noch nicht 43 Jahre alt, war der zweitälteste. Am 15. August 1770 legte G. jedoch das Seniorat freiwillig nieder, als er in seinem Streite mit Alberti vom Senat und vom Ministerium nicht

die erwartete Hülfe erhielt. Drei Kinder hatte er aus Magdeburg mit nach Hamburg gebracht, zwei Söhne und eine Tochter. Ein ihm in Hamburg geborener Sohn starb vierjährig im October 1763; vier Tage nach diesem starb die einzige Tochter; der älteste Sohn starb im 23. Lebensjahre im J. 1769 als Student in Leipzig. Seine Frau, die in den letzten Jahren immer kränklich gewesen war, starb drei Jahre nach der Feier der silbernen Hochzeit am 1. Juni 1774. Seitdem hatte er nur noch einen Sohn am Leben, den am 3. Juli 1754 zu Magdeburg geborenen Gottlieb Friedrich G., den er sorgsam erzogen und zu dessen Unterweisung in der Geschichte er ein Münzcabinet angelegt hatte; dieser ward ein halbes Jahr vor dem Tode des Vaters Pastor zu St. Johannis in Hamburg und starb unverheirathet schon am 11. Novbr. 1791. — Unter allen Theologen, die sich in der evangelischen Kirche Deutschlands im vorigen Jahrhundert der immer mehr um sich greifenden sog. Aufklärung und der gleichzeitig einreißenden Sittenlosigkeit widersetzten, ist keiner so bekannt geblieben, wie G.; aber keiner seiner Zeitgenossen ist auch wie er verschrieen als ein finsterer Eiferer und geistloser Vertheidiger einer abgestandenen Rechtgläubigkeit; keiner hat wie er dafür Feindschaft und Hohn erdulden müssen, daß er sich erkühnte, einem vom Glauben seiner Väter abfallenden Geschlecht gegenüber das biblische Christenthum und das lutherische Bekenntniß vertheidigen und festhalten zu wollen. Mit welchen Waffen der Verläumdung und Verspottung die Vertreter der Aufklärung aus dem gewöhnlichen Troß der Zeitungsschreiber gegen G. kämpften, was man sich gegen ihn alles erlaubte, muß man selbst lesen, um es zu glauben. Aber nicht nur ein August Friedrich Cranz (vgl. Band 4, S. 564), ein Joh. Matth. Dreyer (Band 5, S. 406), ein Johann Otto Thieß und ähnliche, sondern selbst Thomas Abbt in einem anonymen Pasquill „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht“, Hamburg [Berlin] 1766, Klamer Eberh. Karl Schmidt in den Hendekasyllaben, Amsterdam [Halberstadt] 1773, der G. den düstern Papst Hammoniens nennt, Göckingk in dem Musenalmanach für 1780 von Voß und ihm, S. 73: „Grabschrift auf den orthodoxen *“, mit dem Anfange: „Der Papst H***s liegt unter diesem Stein“, und viele andere geachtete Schriftsteller stimmten in diesen Ton ein; haben doch sogar Claudius in der bekannten Disputation unter dem Vorsitz des Herrn Lars 1772 (Werke, 9. Ausg., Gotha 1871, I. S. 55) und Friedr. Leop. Stolberg in den Jamben, Leipzig 1784, sich nicht gescheut, G. dem Gelächter Preis zu geben, wenn sie auch hernach über ihn anders urtheilten. Doch alle diese jetzt größtentheils vergessenen Angriffe auf G., die, was wol zu beachten, mit wenigen Ausnahmen sich gegen seine Person richteten und nicht nur gegen die Sache, die er vertrat, würden nicht bis auf unsere Tage ihm den bösen Ruf, in dem er steht, erhalten haben, wenn nicht Lessing in seinen Streitschriften gegen G. ihn „für alle Zeiten zum Träger und Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft erhoben“ hätte. G. aber war weder beschränkt noch wissenschaftlichen Bestrebungen unzugänglich, wie aus seinen zahlreichen Schriften unschwer zu erweisen ist; er war in der Theologie und der Litteratur seiner Zeit wohl bewandert und konnte auf den Namen eines Gelehrten größeren Anspruch als die meisten seiner Gegner machen, wovon kein Gegenbeweis ist, daß er auch einmal in einer einzelnen Sache sich geirrt hat (vgl. Lessing's Werke, Ausgabe Hempel, Band 17, S. 152, Anm. 2). Daß er z. B. in dem Streite mit Semler über die Complutensische Bibel im Wesentlichen Recht hatte, hat auch Lessing anerkannt, wenn auch Goeze's Meinung von der Vorzüglichkeit der Handschriften, die bei dieser Ausgabe gebraucht sind, sich auf dem heutigen Standpunkt der historischen Bibelkritik nicht mehr festhalten läßt. Sein Hauptfehler in den Augen aller seiner Gegner war

dieser, daß er das biblische Christenthum nach dem Lehrbegriff der lutherischen Kirche, den er für göttliche Wahrheit hielt, mannhaft und ohne Ansehen der Person gegen alle Gegner derselben vertrat; das konnte man ihm nicht verzeihen. Daß er dabei ein Heuchler gewesen, ist ein durch nichts erweisbarer Vorwurf; nicht einmal das kann man sagen, daß er an dem äußeren Bekenntniß sich habe genügen lassen; seine zum Theil vortrefflichen und in ihrer Zeit und bis in unser Jahrhundert hinein verbreiteten homiletischen und ascetischen Werke beweisen zur Genüge, daß er in diesem gehässigen Sinne nicht ein Orthodoxer gescholten zu werden verdiente. Sein Glaube war ihm völlig Herzens- und Gewissenssache. Und daß er für denselben nur mit denjenigen Mitteln eintrat, welche die theologische Wissenschaft seiner Zeit darbot, daß er nicht das schließliche Resultat des Kampfes, an dessen Anfange er stand, wie es in unserm Jahrhundert sich herausgestaltet hat, im voraus schon kannte, daraus kann man ihm doch keinen Vorwurf machen. Die heutige positive evangelische Theologie ist freilich eine andere als Goeze's; aber geistlos und plump ist seine Polemik darum noch nicht, wenn sie auch den Gegnern noch nicht oder vielmehr nicht mehr gewachsen war. Man kann mit Recht (wie Röpe thut, siehe unten) seine Stellung eine tragische nennen, da er mit unzulänglichen Mitteln den Vertretern einer neuen, aber keineswegs, wie heute doch wol allgemein zugegeben wird, in ihren Principien und in ihren Resultaten irrthumsfreien Weltanschauung entgegenzutreten genöthigt war; aber Hohn und Spott hat er darum nicht verdient. Daß er, als er einmal in den Kampf öffentlich eingetreten war, hernach des Guten zu viel that und jeden hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm, wird zuzugeben sein; von seinen späteren Streitschriften, namentlich denen, in welchen er sich gegen persönliche Verläumdungen rechtfertigte, hätten manche ungeschrieben bleiben können; er sah die Sache so an, daß er um seines Amtes willen nicht dazu schweigen dürfe, wenn sein Charakter verunglimpft werde. Auch seine Kampfesart werden wir nicht immer billigen; sie hat ihm namentlich im Streit gegen Schlosser und hernach in dem gegen die Katholiken nicht unverdiente Unannehmlichkeiten und Zurechtweisungen bereitet; aber auch betreffs ihrer haben wir nicht zu vergessen, daß damals manches unanstößig war, was wir heute nicht ertragen könnten, was insbesondere auch von der Kanzelpolemik gilt. Seine nicht abreißenden litterarischen Fehden aufzuzählen, kann hier kein Versuch gemacht werden, da im einzelnen doch nicht auf sie eingegangen werden kann; jedes Verzeichniß seiner Schriften, deren Zahl abgesehen von den Aufsätzen in Zeitschriften größer als hundert ist, gibt zugleich eine Uebersicht über sie und die langen Titel lassen oft den Gegenstand, um den es sich bei ihnen handelt, schon erkennen. Sein erster größerer Streit war der gegen Basedow, der im Jahre 1764 begann; seit diesem ist er nicht wieder zur Ruhe gekommen. Außer diesem haben eine allgemeinere Bedeutung der mit Johann Ludwig Schlosser, dem Sohne seines Vorgängers (siehe oben) über die Sittlichkeit der Schaubühne seit 1769 und der gegen Bahrdt wegen der Uebersetzung des Neuen Testamentes desselben 1773 geführte, vor allem dann sein Auftreten gegen Lessing 1778. Aber auch die Streitigkeiten von ursprünglich rein localem Anlaß, wie Goeze's Auftreten gegen Alberti seit 1769 und hernach das gegen Friederici 1776, beidemal zur Vertheidigung seines Glaubens gegen Angriffe von Seiten seichter Aufklärung, bekamen ein weit über Hamburg hinausgehendes Interesse durch die Theilnahme, die Goeze's Gegner ihnen zuwandten; hat doch selbst Stolberg in den Jamben (siehe oben) nicht unterlassen, das alberne Gerede, daß sowohl Alberti († 1772) als Friederici († 1777) über Goeze's Polemik sich zu Tode geärgert hätten, zu einem abscheulichen Vorwurf gegen G. zu verwenden. Was nun aber seinen Kampf gegen Lessing anlangt, so ist wegen des allgemeinen

Ansehens, das Lessing genießt, nicht leicht, G. gerecht zu werden, da jede Rechtfertigung oder auch nur Vertheidigung des letzteren einen Tadel gegen den ersteren einschließt. Lessing hat während seines Aufenthaltes in Hamburg vom April 1767 bis April 1770 G. persönlich kennen gelernt (seit Januar 1769) und ihn auf seine Einladung mehrfach besucht; durch das ausdrückliche Zeugniß beider steht fest, daß sie damals in gutem Vernehmen mit einander standen; Lessing sagt, er habe in G. einen „in seinem Betragen sehr natürlichen und in Betracht seiner Kenntnisse garnicht unebnen Mann“ gefunden (Werke, Ausgabe Hempel, Band 19, S. 378), und G. sagt in einem Briefe vom 23. Septbr. 1777 (siehe Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, 1878, S. 359), er habe „das Vergnügen genossen, mit Herrn Hofrath Lessing in einem angenehmen Umgange zu stehen“, womit völlig übereinstimmt, was er in seiner gleich zu nennenden Schrift Lessing's Schwächen S. 29 mittheilt. Es gab auch ungeachtet der großen Verschiedenheit beider doch der Berührungspunkte zwischen ihnen genug, wie sie denn im Urtheile über manche Zeiterscheinungen völlig übereinstimmten. Als Lessing nun seit 1774 die bekannten Fragmente zu veröffentlichen begann und namentlich im Januar 1777 im vierten Beitrag zur Geschichte und Litteratur u. s. f. die fünf weiteren Fragmente mit seinen „Gegensätzen“ hatte erscheinen lassen, ward G. noch mehr durch die Art und Weise, wie Lessing die Veröffentlichung dieser beispiellos gehässigen Angriffe auf die Wahrheit der biblischen Erzählungen und die ganze Autorität der Bibel zu rechtfertigen suchte, als durch den Inhalt der Fragmente selbst veranlaßt, das, wofür er nun schon so oft die Feder ergriffen hatte, auch einem Lessing gegenüber zu vertheidigen; er wandte sich zunächst im December 1777 in einem Aufsatz, den er in die „Freiwilligen Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ einrücken ließ, gegen die Behauptung Lessing's in den Gegensätzen, daß Angriffe auf die Bibel nicht Angriffe auf die Religion seien, indem er zeigte, daß unsere Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion doch auf der Bibel beruhe. Diesen Aufsatz gab er dann mit mehreren anderen, die sich auf den Streit Lessing's gegen Schumann und Reß wegen der Fragmente bezogen, im nächsten Frühjahr in einer besonderen Schrift heraus, die den Titel hatte: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift,“ Hamburg 1778. Schon in dieser Schrift kam G. auf die eigentliche Hauptsache in seiner ganzen Polemik gegen Lessing, indem er nämlich von Lessing verlangte, er solle bestimmt sagen, was er unter der christlichen Religion verstehe, wenn er nämlich meine, daß die christliche Religion ohne die Bibel bestehen könne. Auf die Angriffe, die Lessing nun gegen G. in seinen bekannten Streitschriften (Parabel, Axiomata, Anti-Goeze und Nöthige Antwort) richtete, antwortete G. dann in seinen drei „Stücken“, die er „Lessing's Schwächen“ nannte, zusammen 148 Seiten, Hamburg 1778. Daß Lessing sich unter den zahlreichen Gegnern, die sich wegen der Veröffentlichung der Fragmente gegen ihn erhoben, gerade G. zum heftigsten Angriff aussah, zeigt, daß er ihn für den bedeutendsten hielt. Daß er aber den Kampf so führte, wie er es gethan hat, daß er nämlich mit der schärfsten Satire und dem beißendsten Spott G. moralisch zu vernichten suchte, hat dieser nicht verdient. Es mag hier ununtersucht bleiben, was Lessing dazu veranlaßte. Schon daß er Goeze's wiederholte Frage, wie er den Ausdruck christliche Religion verstehe, so auffaßte, als habe G. verkehrter Weise nicht gefragt, was Lessing selbst von der christlichen Religion glaube, und einer Beantwortung der Frage in diesem letzteren Sinne auswich, war, wie er selbst gesteht, nichts anderes, als „Evolutiones“ machen

(Brief an Elise Reimarus vom 9. August 1778); G. sprach deutlich von der Religion, zu welcher Lessing „sich selbst bekenne“ (Schwächen S. 67) und „welche die seinige sei“ (ebenda S. 70). Und die Frage nach dieser war nicht unberechtigt, da der persönliche Standpunkt der Streitenden für diesen Kampf von der größten Bedeutung war. Daß seine Behauptungen über das Verhältniß der Bibel zur Religion wohl für die natürliche Religion, nicht aber für das historische Christenthum gelten konnten, fühlte Lessing selbst; aber er verfocht seinen Satz, daß die Religion auch ohne die Bibel bestehen könne, gegen G. so, als wenn er auch von der christlichen Religion gelte, und war doch nie dazu zu bewegen, zu sagen, was er unter dieser christlichen Religion verstehe; und hierin war er gegen G. mehr als im Unrecht. Hingegen muß, wer sich auf Goeze's Standpunkt versetzen kann und seine Schriften gegen Lessing liest, gewiß mit dem neuesten Herausgeber der Streitschriften Lessing's gegen ihn (siehe Lessing's Werke in der angeführten Ausgabe, Band 15, S. 18) sagen, daß G. in seiner Polemik gegen Lessing sittlich völlig rein dasteht. Es ist nur zu bedauern, daß er dem leidenschaftlichen und unwürdigen Ton gegenüber, den Lessing annahm, nicht seinerseits den ruhigen und würdigen beibehielt, in dem er den Kampf begonnen hatte, sondern gereizt wurde und sich auch einmal ein unfeines Wort erlaubte; denn dadurch ließ er sich zu einer Kampfesweise verleiten, in der Lessing durch seinen Geist und Witz ihm ohne Frage überlegen war; damit hat er auch dem Gewicht seiner sachlichen Gründe Abbruch gethan. Aber wenn auch die äußere Form seiner Schriften, namentlich auch was die Schönheit der Sprache anlangt, gegen diejenige der Lessing'schen zurücksteht: daß es sich ihm um die höchsten und wichtigsten Dinge handelt, während Lessing den Streit ausgesprochenermaßen wie eine ergötzliche Katzbalgerei ansieht und seine Streitschriften Schnurren nennt (s. a. a. O. S. 19), sollte hinlänglich sein, jeden zu veranlassen, sich sein Urtheil über G. nicht aus Lessing's Schriften zu bilden. G. hat sich auch in diesem Streit als ein Mann gezeigt, der genau wußte, was er wollte, und der keine Menschenfurcht kannte; seine Polemik ist im wesentlichen sachlich, und er wird nur persönlich, wo der Gegner es zuvor geworden; es fehlt ihm nicht dabei an schlagenden Gedanken und seine Bilder und Gleichnisse sind den Lessing'schen oft ebenbürtig. Die Erfindung, daß G. diesen Streit darum begonnen habe, weil Lessing als Bibliothekar in Wolfenbüttel sich gegen ihn ungefällig bewiesen hatte, darf wol jetzt als widerlegt angesehen werden. — Je mehr sich G. unter den Tonangebern seiner Zeit fremd fühlte und je einsamer es in seinem Hause wurde, desto angestrengter beschäftigte er sich mit ernsten Studien; sie waren seine Erholung. Seine Arbeiten zur Geschichte des gedruckten Bibeltextes überhaupt und besonders zur Vergleichung der verschiedenen Ausgaben der lutherischen Bibelübersetzung haben bleibende Bedeutung; in den letzteren hat er der in unserer Zeit begonnenen Revision des lutherischen Bibeltextes vorgearbeitet. Das nothwendige Material zu diesen umfassenden Untersuchungen hatte G. sich in einer ausgezeichneten Bibelsammlung erworben, die zu den bedeutendsten gehört, die je ein Privatmann besessen, und die durch das Vermächtniß seines Sohnes jetzt eine Zierde der Hamburgischen Stadtbibliothek ist.

J. C. M. St.***, Wahrhafte Nachricht von dem Leben des .... Johan Melchior Goeze, Hamburg 1786. Hans Hinrich Wendt, Dr. Philipp Nicolai, Hamburg 1859 (das Schlußcapitel handelt von Goeze). Georg Reinhard Röpe, Johann Melchior Goeze, eine Rettung, Hamburg 1860. Heinrich Döring, Artikel Goeze in Ersch und Gruber's Encyklopädie, 1861 (ein Auszug aus Röpe's Schrift). Christian Groß in den Vorbemerkungen

zum 15. Bande der Lessingausgabe von Hempel (1873). Während alle diese im wesentlichen Goeze's Charakter in Schutz nehmen, hat August Boden, Lessing und Goeze, Leipzig und Heidelberg 1862, in leidenschaftlicher Polemik gegen Röpe auch die alten Beschuldigungen wider G. noch einmal erneuern zu sollen geglaubt. — Goeze's Schriften führen Meusel und das Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller an. Bertheau.

Goeze: Johann August Ephraim G., der vierzehn Jahre jüngere Bruder des streitlustigen Theologen Johann Melchior G., wurde am 28. Mai 1731 in Aschersleben geboren. Auch er studirte Theologie, und zwar von 1747—51 in Halle, wurde nach einem vorzüglichen Examen schon mit 24 Jahren Hospitalprediger und 1762 an St. Blasii Prediger in Quedlinburg, erhielt 1786 auf seinen Wunsch (um eine ruhigere, mit weniger seelsorgerischen Pflichten verbundene Stellung zu haben) das Diaconat an der Stiftskirche in Quedlinburg und starb daselbst am 27. Juni 1793. Wenn auch eifriger Theolog, hielt er sich doch von den ihn unangenehm berührenden Streitigkeiten seines Bruders fern, lebte seinem Amte und den Kindern seines früh verstorbenen Schwagers, wegen deren er selbst erst als Vierziger heirathete. Im Anfang der siebziger Jahre wurde er durch Zufall mit einem zusammengesetzten Vergrößerungsglas des Leipziger Optikus Hofmann bekannt, dessen wunderbare Aufschlüsse ihn der Naturforschung zuführten. Die erste Frucht seiner naturhistorischen Arbeiten waren die „Entomologischen Beyträge zu des Ritters Linné 12. Ausgabe des Natursystems", welche 1777—83 in 4 Bänden erschienen. Von großer Bedeutung wurde er aber durch seine helminthologischen Untersuchungen, welche er theils in seinem „Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer" (1782; ein Nachtrag von ihm selbst wurde 1800 von Zeder herausgegeben), theils in der Schrift niederlegte „Neueste Entdeckungen, daß die Finnen im Schweinefleisch keine Drüsenkrankheit, sondern wahre Blasenwürmer sind" (1784). Mit welchem Fleiße er sich der Naturgeschichte hingab, dafür geben die von 1773 an fast jährlich erschienenen Uebersetzungen bedeutungsvoller französischer und anderer ausländischer Werke einen Beweis. So erschienen von ihm 1773 und 74 Uebersetzungen der Bonnet'schen Abhandlungen aus der Insectengeschichte, 1775 die Bonnet'schen Betrachtungen über die organisirten Körper, in demselben Jahre die Uebersetzung der Schrift von Trembley über Polypen, 1776 die der Fermin'schen Schrift über die surinamische Kröte, 1778 die der Schrift von Lister über Spinnen, und 1782 der 1. Band der kleinen Schriften aus der Naturhistorie von O. F. Müller. Von 1785—88 gab er in 6 Bänden „Nützliches Allerley aus der Natur und dem gemeinen Leben" (1788 in neuer Ausgabe in 3 Bänden) heraus, dem sich von 1789—94 6 Bände unter dem Titel „Natur, Menschenleben und Vorsehung" anschlossen. Von 1791—93 veröffentlichte er die ersten drei Bände der „Europäischen Fauna" (Säugethiere; die Fortsetzung, 4.—9. Band besorgte Donndorf). Daß er aber während dieser reichen Thätigkeit auf naturhistorischem Gebiete der Theologie nicht fremd blieb, beweist ein 1785 erschienener Band von Passionspredigten und ein 1786 veröffentlichter Aufsatz: „Vorschläge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes".

Allgemeiner Nekrolog der Deutschen. Carus.

Gozechin, Vorsteher der damals hochberühmten Lütticher Domschule, wurde von dem Erzbischof Liutpold (1051—59) nach Mainz berufen. Wir wissen von ihm nur durch einen ausführlichen Brief, „Epistola ad Walcherum", den Mabillon in seinen Analecta vetera (p. 437 ed. II, wiederholt bei Bouquet XI, 500) herausgegeben hat. Darin beklagt sich G. mit vieler Bitterkeit über den Verfall aller Zucht und Wissenschaft und die Nichtachtung der Gelehrten

nach dem Tode Heinrichs III. und des Erzbischofs Liutpold; er sehnt sich fort aus Mainz, zurück nach seinem geliebten Lüttich. Weiter ist nichts über ihn bekannt. W. Wattenbach.

Gozelo, Herzog von Lothringen unter Kaiser Konrad II., einer der mächtigsten und selbständigsten Laienfürsten im deutschen Reiche während der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts, ein Sohn Gottfrieds von Eenham, der in Niederlothringen, namentlich in Brabant, Hennegau und Ardennen reich begütert, in Oberlothringen besonders als Graf von Verdun Einfluß besaß und sich unter den beiden mittleren Kaisern des sächsischen Hauses, Otto II. und Otto III., durch Hingebung im Reichsdienst, wie durch Loyalität gegen die kaiserliche Dynastie hervorgethan hatte. Von seinen fünf Söhnen wurden Adalbero, der älteste, und Friedrich, der jüngste, geistlich: jener unter Otto III. Bischof von Verdun, dieser Mönch im Kloster von St. Vannes in Verdun und mit Richard von St. Vannes eng verbunden einer der ersten und vornehmsten Reformatoren des Klosterwesens in cluniacensischer Richtung. Gottfrieds andere Söhne kamen in weltlichen Reichsämtern empor und zwar wird G., wahrscheinlich der mittlere in der ganzen Reihe, uns zuerst im J. 1008 als Markgraf von Antwerpen genannt, während sein älterer Bruder Gottfried im J. 1012 von Kaiser Heinrich II. zum Herzog von Niederlothringen erhoben wurde und Hermann, im Besitz der Stammburg Eenham und der Grafschaft von Verdun, auf welche Friedrich bei seinem Eintritte ins Kloster verzichtet hatte, auch in Oberlothringen eine bedeutende Stellung einnahm. In Gozelos Leben begann die historisch wichtige Epoche, als er im J. 1023, da sein Bruder Gottfried kinderlos starb, dessen Nachfolger wurde, als er mit der Markgrafschaft Antwerpen fortan das niederlothringische Herzogthum verband. Sogleich nach dem Tode seines Gönners, des Kaisers Heinrich II., bei der Königswahl von 1024 und in den ersten Zeiten des neuen Kaisers, des Franken Konrad II., trat G. bedeutsam hervor. Konrad, erwählt in Rivalität mit einem jüngeren gleichnamigen Vetter, hatte bekanntlich zunächst mit einer großen Opposition zu kämpfen, die sich weit nach Italien und Frankreich hinein verzweigte, ihm aber nirgends gefährlicher war, als in Deutschland selbst, und der Mittelpunkt dieser Opposition, soweit sie sich links vom Rhein, in Lothringen, entwickelte, war eben G., der Herzog von Niederlothringen. Höchst wahrscheinlich nahm er an dem Wahlacte zu Kamba und an den energischen Bestrebungen anderer lothringischer Fürsten zu Gunsten des jüngeren Konrad in Person Theil. Gewiß ist, daß G. sich der Mehrheit nicht ohne Weiteres fügte, daß er der Thronbesteigung des älteren Konrad große Schwierigkeiten in den Weg legte. Er machte sich zum Haupte einer feindlichen Coalition, zu der viele von den Großen des Landes gehörten, an Geistlichen der Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Verdun, Lüttich, Utrecht, an Laienfürsten die oberlothringischen Herzöge Theoderich und Friedrich und der Graf von Hennegau. Jeder dieser Bundesgenossen verpflichtete sich G. gegenüber eidlich, Konrad II. niemals ohne seine Einwilligung als König anzuerkennen, weder ihm zu huldigen noch überhaupt zu ihm überzugehen. Auch als es Konrad sehr bald gelang, jene geistlichen Herren trotz alledem zu sich herüberzuziehen, beharrten G. und die oberlothringischen Herzöge noch ein volles Jahr in ihrem Widerstande. Erst nachdem die Aussicht auf französische Hülfe, auf Unterstützung seitens des Königs Robert I. von Frankreich geschwunden war, machten auch sie ihren Frieden mit Konrad um Weihnachten 1025 in Aachen. Seitdem stand G. mit dem neuen Herrscher andauernd auf gutem Fuße: Konrad II. zeigte sich frei von Mißtrauen, er förderte sogar das besondere dynastische Interesse Gozelos in dem Maße, daß er ihn im J. 1033, als der Mannsstamm der oberlothringischen Herzöge

erlosch, auch noch mit dem Herzogthum von Oberlothringen belehnte — ein Verfahren, welches um so bemerkenswerther ist, je entschiedener gerade Konrad II. sonst darauf ausging, die herzogliche Gewalt zu brechen oder doch niederzuhalten und durch nähere Verbindung einzelner Herzogthümer mit der Krone unschädlich zu machen. G. rechtfertigte das Vertrauen, welches in solcher Bevorzugung lag. In den Kämpfen, die Konrad II. auch nach der Eroberung von Burgund mit dem französischen Prätendenten auf die burgundische Krone, mit dem Grafen Odo von Champagne und Blois zu bestehen hatte, leistete ihm G. ausgiebig Hülfe. Während der Kaiser im J. 1037 nach Italien zog, um den Valvassorenaufstand zu unterdrücken und den Erzbischof Aribert von Mailand als eigentlichen Unruhestifter in Gehorsam zu halten, hielt G. Wacht an der Westgrenze des Reichs, er vertheidigte Lothringen gegen Odo, der sich mit Aribert verbündet hatte und durch einen Einfall in Lothringen nicht blos dieses deutsche Reichsland, sondern auch die Kronen von Burgund und Italien, also Lotharingien im ursprünglichen Sinne der karolingischen Zeit zu erobern gedachte. Daß dieses nicht geschah, daß Odos Anschlag völlig scheiterte, bewirkten die deutschen Lothringer unter der Führung ihres Herzogs G. Bei Bar, wo sie am 15. November 1037 mit Odo zusammenstießen, behielten sie nach hartem Kampfe die Oberhand. Odo verlor die Schlacht und das Leben, während G. in Folge dieses Sieges die Höhe seiner Macht erreichte. Aber auch sein fürstliches Selbstbewußtsein steigerte sich noch bedeutend: als die Regierung des Reichs nach dem Tode Kaiser Konrads II. am 4. Juni 1039 auf seinen Sohn Heinrich III. überging, hat G. die Absicht gehabt, diesem die vasallitische Huldigung zu verweigern, ihn überhaupt nicht als König anzuerkennen. Und doch war das Recht des neuen Herrschers, der bereits die Königsweihe empfangen, auch thatsächlich schon an der Regierung theilgenommen hatte, unanfechtbar. Gozelos Abneigung ging denn auch nicht zum Aeußersten, er ließ es bei der bloßen Absicht des Widerstandes bewenden und huldigte Heinrich III. schon bald nach dessen Thronbesteigung, er unternahm auch später nichts, was die Einheit und Sicherheit des Reiches hätte gefährden können. Ihm kam es jetzt hauptsächlich darauf an, die Nachfolge in den lothringischen Herzogthümern seinen dynastischen Interessen gemäß zu ordnen. Er hatte drei Söhne: Gottfried, Gozelo, Friedrich. Von diesen kam Friedrich nicht mehr in Betracht: er war oder wurde bald Geistlicher, Canonicus in Lüttich, später römischer Papst Stephan X. Gottfried war schon im Besitz von Oberlothringen: unter Zustimmung des Vaters hatte ihn noch Kaiser Konrad II. mit diesem Herzogthum belehnt. So war nur noch über Niederlothringen zu verfügen und dieses bestimmte G. seinem gleichnamigen Sohne, nachdem ihm König Heinrich III. zugesagt hatte, diese Verfügung anerkennen zu wollen. — Sie war die letzte Regierungshandlung des alten Herzogs, gleich darauf starb er im J. 1044, wahrscheinlich am 19. April. Die Erinnerung an ihn lebte fort in mancherlei Urkunden und anderen zeitgenössischen Geschichtsquellen, in Annalen und Bisthumsgeschichten, unter denen einige lothringische, die auf Cambray und Verdun bezüglichen, obenanstehen. Aber auch sie geben nur Daten über das äußere Leben des Fürsten, ein Charakterbild läßt sich aus ihnen nicht gewinnen.

Vgl. S. Hirsch, Jahrb. des Deutschen Reichs unter Heinrich II., Bd. I. S. 332—35. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. II. (4. Aufl.) S. 221—37, 326 u. a. Clouët, Histoire de Verdun, II. p. 25—33.

Steindorff.

Grabbe: Christian Dietrich G., geboren am 11. December 1801 zu Detmold, gestorben am 12. September 1836 daselbst. Der Vater, Aufseher des Detmolder Zuchthauses und Leihbankverwalter, und die Mutter (eine geb. Grütte-

meier), beide von ehrenwerthem Charakter und festem Willen, hingen mit großer Zärtlichkeit an G., ihrem einzigen Kinde, und ließen ihm eine Erziehung zu Theil werden, für welche ihre geringen Mittel kaum hinreichten. G. besuchte einige Klassen des Gymnasiums seiner Vaterstadt und zeigte namentlich großen Eifer für Geographie und Geschichte. Auch seine deutschen Aufsätze zeugten von origineller Auffassung und großer Phantasie, die in Folge ungezügelter Lesewuth immer neue Nahrung empfing. Schon frühe trat eine unverkennbare Neigung für das Poetische hervor, wie er denn die Tragödien Shakespeare's, um deren Anschaffung er die Eltern in einem Jugendbrief bat, „in seiner Art das erste Buch der Welt“ nennt und von sich selbst erklärt, daß er sich fähig fühle „das zu schreiben, was in Shakespeare's Fach schlägt: Dramen“. Das starke Selbstgefühl, das in diesen Worten des Jünglings durchbricht, gab sich auch sonst auf mannichfache Weise kund. Daneben machten sich Züge bizarrer Laune, ein heftiges Schwanken zwischen Milde und Anmaßung, zwischen Gesprächigkeit und Verschlossenheit sehr bemerklich. Die Gelegenheit, die sich ihm darbot, mit Altersgenossen bei gemeinsamen Ausflügen aufs Land starken geistigen Getränken zuzusprechen, mag die Ausbildung des furchtbaren Lasters befördert haben, das der böse Dämon seines Lebens wurde. Andere Eindrücke seiner Jugend hat er wohl übertrieben, wie wenn er später einmal ausrief: „Was soll aus einem Menschen werden, dessen erstes Gedächtniß das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben.“ — Ostern 1820 bezog er die Universität Leipzig, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Der Briefwechsel, den er von hier aus und später mit seinen Eltern führte, kann am besten die schweren Vorwürfe widerlegen, mit denen man ihr Andenken belastet hat. Es zeigt sich, wie innig das Verhältniß zwischen ihnen und dem Sohne war, wie sie ihm ein Geldopfer nach dem anderen brachten, wie er es an Dank und Anerkennung dafür nicht fehlen und sie hoffen ließ, daß er in kurzer Zeit „sehr berühmt“ sein werde. Diese Berühmtheit gedachte er keineswegs als Jurist zu erlangen. Seine Studien traten sehr bald hinter einem wilden, regellosen Leben zurück, unter dem seine Gesundheit litt. Aber gleichzeitig brach seine Neigung für das Theater und die dramatische Dichtung immer entschiedener durch. Er besuchte das Schauspiel häufig und hatte selbst die Absicht auf die Bühne zu gehen. Er arbeitete sein schon während der Schulzeit begonnenes erstes Drama, den „Herzog von Gothland“, aus und nahm es mit sich nach Berlin, als er Ostern 1822 die dortige Universität bezog. In Berlin als ein Original angestaunt, nicht selten mit Schmeicheleien überschüttet, die seine außerordentliche Einbildung noch steigerten, führte er im Umgang mit Gustorff, Köchy, Ludwig Robert, Heine ein tollgeniales Leben, vollendete den „Gothland“ und sandte ihn „halb mit Vertrauen, halb mit Zagen“ an Tieck, indem er ihn aufforderte, ihn „öffentlich für einen frechen, erbärmlichen Dichterling zu erklären“, wenn er „sein Trauerspiel den Producten der gewöhnlichen heutigen Dichter ähnlich finde“. Tieck's Antwort bezeugt den großen, aber gemischten Eindruck, den das Drama auf ihn, wie auf jeden Leser machen mußte. Die Leidenschaftlichkeit der Empfindung, die Kühnheit der Sprache wirken eben so gewaltig, wie die Zerrissenheit der Handlung und die gesuchte Gräßlichkeit des gesammten Stoffes und einzelner Situationen das Gefühl verletzen. Der Vergleich mit „Titus Andronicus“ oder mit den „Räubern“ lag nahe, und man mochte das dramatische Monstrum als Ausgeburt der Sturm- und Drangperiode eines noch ungebändigten Genies betrachten. Aber wie Tieck sehr richtig bemerkte: „Das Gräßliche ist nicht tragisch, wilder, roher Cynismus ist keine Ironie, Krämpfe sind keine Kraft.“ Grabbe's Schaffensdrang ließ indessen nicht nach. In rascher Folge entstanden das Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, in welchem die

Fülle witziger Einfälle und litterarischer Sarkasmen den Mangel der Handlung ersetzen muß, das „tragische Spiel": „Nannette und Marie", eine flüchtige dramatische Skizze, aus der sich einzelne Stellen von außerordentlicher Kraft und Schönheit abheben, das großartige Fragment der Tragödie „Marius und Sulla", welches zuerst die hervorragende Begabung Grabbe's für das historische Drama offenbarte. Die offenherzige Kritik Tieck's schreckte G. auch nicht ab, im Frühjahr 1823 sich persönlich an ihn zu wenden, da er keine Neigung für den juristischen Beruf fühlte, vielmehr sich schmeichelte, als Schauspieler oder Vorleser sein Glück machen zu können. Tieck nahm sich seiner ein Vierteljahr lang an. Indessen löste sich das Verhältniß und G. kehrte nach kurzem, ziemlich fruchtlosem Aufenthalt in Leipzig, Braunschweig, Hannover verwildert und unmuthig in die Heimat zurück.

Das kleinstädtische Wesen einer Umgebung, in der ihn Niemand verstand, war ihm verhaßt. Er benahm sich wie ein Sonderling, und, wie er selbst bekennt: „es wurde wild, vielleicht gemein gelebt". Im Sommer 1824 gelang es ihm zwar das juristische Examen zu bestehen, als Advocat sich einige Praxis zu erwerben und 1827 die Stelle eines Auditeurs bei dem Lippe'schen Militär zu erhalten. Aber er fühlte sich so blasirt, „nichts mehr zu glauben, zu hoffen, zu wünschen, zu lieben, zu achten und zu hassen". „Meine Jahre lange Operation" — urtheilte er über sich selbst — „den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen. Der Verstand ist ausgegossen und das Gefühl zertrümmert." In dieser Lage erhielt er von einem alten Studiengenossen, Kettembeil, der die Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt übernommen hatte, den Antrag, ihm seine poetischen Arbeiten in Verlag zu geben. Wie er diesen Antrag aufnahm, wie sehr er sich durch „diese Glückswende" zu neuer poetischer Thätigkeit angeregt fühlte, und zugleich von einer wie krankhaften Ruhmsucht er verzehrt wurde, beweist der merkwürdige Briefwechsel, den er von nun an mit Kettembeil führte. Im J. 1827 erschienen bei diesem, nicht ohne bedeutendes Aufsehen zu machen, Grabbe's „Dramatische Dichtungen" nebst einer Abhandlung über die „Shakespearo-Manie", welche erst damals geschrieben, von G. in einer ihm eigenen Art von litterarischem Versteckspiele um einige Jahre zurückdatirt wurde. Es folgten „Don Juan und Faust" (1829), der kühnste Versuch „die beiden Extreme des Männlichen nach der sinnlichen und geistigen Seite zu in tragischer Verknüpfung zu produciren", aufgeführt in Detmold am 29. März 1829, die „Hohenstaufen" („Kaiser Friedrich Barbarossa", 1829, „Kaiser Heinrich VI.", 1830), „Napoleon oder die hundert Tage", 1831. Die „Hohenstaufen", die ihm in ihrer Vollendung als ein Cyclus von „6—8 Dramen" vorschwebten, sollten nach Grabbe's eigenen Worten „das Größte seines Lebens" werden. In der That hat er mit den beiden Dramen, die allein aus jenem Cyclus ins Leben traten, den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens erreicht. Der Aufbau der Handlung, die Sicherheit der Charakteristik, die Tiefe der historischen Auffassung würden nicht nur den Leser, sondern auch den Zuschauer zur Bewunderung hinreißen, wenn man es über sich gewinnen könnte, die beiden Dramen nach unerläßlichen scenischen und sprachlichen Veränderungen in geschickter Bearbeitung auf einer deutschen Bühne zur Aufführung zu bringen. Die gleiche Fähigkeit, einen großen historischen Stoff poetisch zu durchdringen, bekundet der „Napoleon", eine gigantische Dichtung, der man nur dann gerecht wird, wenn man sie, von jeder Berechnung auf die Bühne absehend, als ein modern-geschichtliches Epos in dramatischer Form betrachtet. Die prophetischen Aussprüche, an denen diese Dichtung reich ist, erhalten ein um so größeres Interesse, wenn man bedenkt, daß die Abfassung mit der Vorbereitung und dem Ausbruch der Juli-Revolution zusammenfiel.

Für längere Zeit blieb die Muse Grabbe's verstummt. Doch arbeitete er an einem Drama „Kosciusko“ und an einem Roman „Ranuder“. Von einer Erholungsreise, die er im Sommer 1831 unternahm, krank zurückgekehrt, verlor er, im Gefühl eines verfehlten Daseins, immermehr die Fähigkeit, sich zu beherrschen und sein Leben auf eine bürgerlich-verständige Weise zu ordnen. Sein excentrisches Wesen führte 1831 zur Auflösung seiner Verlobung mit der anmuthigen Schwägerin eines Detmolder Kaufmanns. Seine Ehe mit der Tochter des Archivraths Clostermeier, die er im März 1833 heimführte, wurde eine Quelle der ärgerlichsten Zwistigkeiten, an denen keiner von beiden Theilen schuldlos war. Er vernachlässigte nicht nur seine häuslichen und finanziellen Angelegenheiten, sondern auch seine Amtsgeschäfte, die ihn, wie die ganze beengte Existenz, in die er sich mit seinen „fünf Seelen in einem Kopfe“ gebannt fühlte, aufs äußerste anwiderten, und suchte immer häufiger Trost bei der Flasche. Eine Zeit lang begeisterte er sich für die Idee, daß er zum Soldaten geboren sei und wandte sich mit einem wunderlichen Gesuch an den Fürsten, ihn seiner Stelle zu entlassen und zum Offiziere zu ernennen. Inzwischen äußerte die Regierung einen Tadel über die mangelhafte Führung der militärgerichtlichen Geschäfte. G. bat in der ersten Aufwallung um seine Entlassung. Doch ließ er sich beruhigen, als ihm ein sechsmonatlicher Urlaub gewährt wurde, der freilich zur Herstellung seiner Kräfte nicht hinreichte, ihm aber Muße zum Beginn seines „Hannibal“ gab. Statt eine Verlängerung dieses Urlaubs zu erreichen, erhielt er vielmehr die Aufforderung, sich darüber zu erklären, „ob er auf seinem früheren Entschluß, den Dienst zu quittiren, beharre oder nicht“. Er war gewillt, seinen Entschluß zurückzunehmen. Als er sich aber von dem Beamten, mit dem er persönlich verhandeln wollte, kühl empfangen sah, erwachte sein Stolz und, ohne lange zu überlegen, bat er um seinen Abschied. In Detmold, wo er sich allgemein verachtet glaubte, bei seiner Frau, welche ihr Eingebrachtes zu eigener Verwaltung zurückforderte, war seines Bleibens nicht länger. In jeder Weise vernachlässigt, langte er im Spätherbst 1834 in Frankfurt an. Er rechnete auf seinen Verleger, dem er den „Hannibal“ anvertrauen wollte, fand sich aber nach einigen Wochen enttäuscht, vereinsamt, von rührenden Sorgen wegen der Zukunft seiner Mutter gequält. In seiner Bedrängniß wandte er sich an Immermann, der eben damals in Düsseldorf dem Theater seine reformatorische Thätigkeit widmete und sah sich in seinem Vertrauen nicht betrogen. Immermann lud ihn zu sich ein, mußte sich aber bald überzeugen, daß er „eine Natur in Trümmern“ vor sich hatte, wenn diese Trümmer auch von „Granit und Porphyr“ waren. Doch ließ er sich durch die abstoßenden Außenseiten des neuen Ankömmlings in dem Bestreben, ihm zu helfen, nicht beirren. Er sorgte für seine häusliche Einrichtung und suchte ihn in die Gesellschaft einzuführen. Daß er ihn gezwungen habe, sich durch die mechanische Beschäftigung des Rollenausschreibens seinen Unterhalt zu verschaffen, ist eine Verleumdung. G. hat sich nur ein einziges Mal und zwar nach seinem eigenen Wunsch damit abgegeben. Das Hauptverdienst Immermann's war, daß er dem Dichter ermöglichte, den „Hannibal“ zu vollenden, wobei er ihn mit seinen Rathschlägen unterstützte. Ihm war das Stück gewidmet, das gleichzeitig mit dem „dramatischen Märchen Aschenbrödel“, einer ziemlich verfehlten Jugendarbeit, 1835 in Düsseldorf erschien. Nebenher benutzte G. eifrig das Freibillet, das ihn zum Besuch des Theaters berechtigte, und schrieb, um sich Immermann nützlich zu machen, eine Abhandlung „Das Theater zu Düsseldorf“ und gesonderte Kritiken einzelner Aufführungen in das Düsseldorfer Tageblatt. Aber auch auf diesem neuen Boden fand er keinen Halt. Er verfaß einen Theil seiner Tage im Wirthshause im vertrauten Verkehr mit dem talentvollen Musiker Norbert Burgmüller, für den

er einen Operntext, „Der Cid", verfaßte, eine tolle Satire auf die widersinnigen Libretti und zeitgenössische Litteraturzustände. Sein Cynismus machte ihn in der Gesellschaft unmöglich. Seine Theaterkritiken begannen Immermann zu verletzen. Im Februar 1836 brach dieser in nicht ganz zu rechtfertigender Empfindlichkeit das Verhältniß zu G. gänzlich ab. — Einige Monate später, erschüttert durch die Nachricht, daß Burgmüller plötzlich in Aachen gestorben sei, geistig und körperlich gebrochen, begab sich G. zurück nach Detmold, weil er sich „für einen wohlfeilen Sturz in den Rhein noch zu theuer hielt". Auf heimischem Boden vollendete er „Die Hermannsschlacht", das „Nationaldrama", wie er es nennt, in welchem, wie im „Hannibal" ein „Athem der Größe . . der Hauch des wahrsten poetisch-historischen Geistes weht", zugleich aber die Verachtung der bühnenmäßigen Erfordernisse, der Mangel dramatischer Ausmalung, der Lakonismus der Sprache bis zur verzerrten Manier gesteigert erscheint. Die „Hermannsschlacht" war das letzte, was G. vollendete. Zwei Tragödien „Christus" und „Alexander der Große", ein Lustspiel „Till Eulenspiegel" kamen, wie früher Erwähntes, nicht über die Idee oder Fragmente hinaus. Am 12. September 1836 starb der Dichter in den Armen seiner Mutter, die sich den Platz an seinem Krankenlager gegen ihre Schwiegertochter förmlich hatte erkämpfen müssen.

Grabbe's Gesicht wie sein Wesen war nach Immermann's Schilderung aus den größten Gegensätzen gemischt: „Eine Stirn, hoch, oval, gewölbt, darunter große, geisterhaftweite Augenhöhlen und Augen von tiefer, seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase; bis dahin — das dünne, fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet — alles schön. Und von da hinunter alles häßlich, verworren, ungereimt! Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Theil des Gesichts überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich frei und stolz hervorbaute." Grabbe's Stellung in der Geschichte der deutschen Litteratur wird man vielleicht nicht zu hoch auffassen, wenn man ihn neben H. v. Kleist das größte dramatische Genie nennt, das unser Volk nach Schiller besessen hat. Nur daß ihn der Mangel an Selbstbeherrschung ebensowenig zum fertigen Künstler ausreifen ließ, wie zum glücklichen Menschen. Seine hochfliegende Phantasie verliert sich nicht selten in maßlose Breite. Seine Gestaltungskraft gefällt sich zu oft in Fratzenhaftem und Ueberspanntem. Sein Pathos wird häufig bombastisch, sein Humor bizarr, seine im allgemeinen kräftige Sprache gewöhnlich oder geziert. Aber alles in allem bleibt seiner dichterischen Individualität etwas Titanenhaftes eigen, und nicht mit Unrecht ist er „der Buonarotti der Tragödie" genannt worden.

C. D. Grabbe's sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe (enth. auch den Briefwechsel) von Oskar Blumenthal, 4 Bde., Detmold 1874. — O. Blumenthal, Beiträge zur Kenntniß Grabbe's nach ungedruckten Quellen, Berlin, Grote, 1875 (daselbst ein Ueberblick über die Grabbe-Litteratur). — Grabbe's Leben von Hermann Duller (vorgedruckt der „Hermannsschlacht", Düsseldorf 1838). — Grabbe's Leben und Charakter von Karl Ziegler, Hamburg 1855. — Immermann's Memorabilien, 2. Theil (J. f. S. XIII. p. 1—181, 1843). Alfred Stern.

Grabe: Johann Ernst G., geboren am 10. Juli 1666 zu Königsberg, † am 13. November 1711 zu London, Sohn des Folgenden, berühmter englischer Theologe. Seine gelehrte Bildung erhielt er im elterlichen Hause theils in Königsberg, theils in Pommern, wohin sein Vater versetzt war. Besonderen Einfluß auf die Richtung seiner Studien hatte sein Onkel, der jüngere Michael Behm, seiner Mutter Bruder, der ihn schon in Pommern unterrichtet hatte und

sodann auf die Universität Königsberg 1682 begleitete, um später als Erzpriester in Pr. Holland und Beisitzer des Pomesanischen Consistoriums eine einflußreiche Stelle im Kirchenregimente einzunehmen. Der junge G., von außerordentlicher Lernbegier ergriffen und mit hinreichenden Kenntnissen ausgestattet, trieb zunächst philosophische und geschichtliche Studien mit solchem Erfolge, daß er schon nach drei Jahren (1685) den Grad eines Magisters erlangen konnte, und damit das Recht, Vorlesungen zu halten, erwarb. Diese erstreckten sich anfangs nur auf Geschichte und Rhetorik. Doch verband er damit auch theologisch-exegetische Studien, so daß er sich befähigt hielt, auch theologische Vorlesungen zu halten. Durch den 1686 erfolgten Tod seines Vaters ward er veranlaßt, nach Colberg zu reisen, und dehnte diese Reise zu einer in jener Zeit üblichen Gelehrtentour durch alle Universitäten Deutschlands aus. Nach seiner Rückkehr 1687 setzte er seine akademische Lehrthätigkeit unter Ausdehnung auf die Kirchengeschichte mit großem Beifall fort, so daß ihm gerathen wurde, sich um eine außerordentliche Professur der Theologie zu bewerben. Er lehnte es aber ab, ohne Zweifel, weil ihm damals schon Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Bestandes der ganzen lutherischen Kirche entstanden waren. Dieselben betrafen nicht den Inhalt der christlichen Glaubenslehre im Allgemeinen, sondern die Verfassung und den Cultus der lutherischen Kirche. In jener vermißte er ein gültiges, durch apostolische Succession gewährleistetes Priesterthum, in diesem die Opferhandlung im Abendmahle. Anlaß zu diesen Zweifeln haben ihm ohne Zweifel die Tendenzen der damals in Königsberg zur Herrschaft gelangten, durch Calixtus angeregten synkretistischen Theologen gegeben. Die theologischen Professoren, die fast alle mit ihm verwandt waren, huldigten mehr oder weniger dem Calixtinismus mit Hinneigung zur katholischen Kirche. Im J. 1694 trat dieses offen hervor durch die Conversion des theologischen Professors Pfeiffer, des Pfarrers Praetorius und des Magisters Hellwich. G. selbst sah sich dadurch veranlaßt, seine Zweifel in einer ausführlichen Schrift dem Consistorium vorzutragen. Dieses schickte dieselbe dem kurfürstlichen Hofe nach Berlin zu. Der Kurfürst befahl die Schrift an drei berühmte Theologen zu schicken, mit der Anweisung, daß Jeder besonders darauf antworten solle. Es waren Ph. Jac. Spener, Propst in Berlin, Joh. M. Baier, Professor in Jena, Bernhard v. Sanden, Professor, Oberhofprediger, später evangelischer Bischof in Königsberg. Nur auf die Schrift des Letzteren antwortete G. („Abgenöthigte Ehrenrettung wider Sanden“, 1696). Er entzog sich den daraus für ihn entstehenden Widerwärtigkeiten durch eine Reise nach Wien. Es war seine Absicht, dort den Uebertritt zur katholischen Kirche zu vollziehen. Davon brachte ihn indeß die Schrift Spener's zurück, die ihm bewies, daß die in der Offenbarung Johannis enthaltenen Stellen vom Falle Roms nicht vom heidnischen, sondern vom christlichen Rom verstanden werden müssen, und daher nur das Papstthum damit gemeint sein könne. Er knüpfte darauf weitere Verhandlungen mit Spener an, die zu einer gegenseitigen persönlichen Aussprache in Berlin führten. Da Spener ihm den Skrupel wegen der mangelnden apostolischen Succession in der lutherischen Kirche nicht nehmen konnte, so rieth er ihm, in die anglikanische Kirche überzutreten, wo das dort vorhandene Episcopat diesen Mangel ersetze. G. befolgte diesen Rath, und mit den besten Empfehlungen versehen begab er sich 1697 nach England. Dort nahm man ihn mit offenen Armen auf, die Königin Anna gewährte ihm eine jährliche ansehnliche Pension und mehrmals außerordentliche Gnadengeschenke. Obwol er sich zum Priester weihen ließ, nahm er doch kein geistliches Amt an, weil er an einigen Punkten in der englischen Abendmahlsliturgie, als welche nicht dem alten Brauch der Kirche entsprächen, Anstoß nahm. Er lebte nun 14 Jahre lang meistens in Oxford als gelehrter Privatmann, ganz gelehrten Studien, be-

sonders patristischen, hingegeben. Durch Benutzung der berühmten Bodlejanischen Bibliothek daselbst gelang es ihm, werthvolle Handschriften des christlichen Alterthums zum ersten Male ans Licht zu ziehen. Als Hauptfrucht dieser Studien ist das berühmte Werk anzusehen: „Spicilegium S. S. Patrum et Haereticorum, Seculorum post Christum natum,“ I—III, Oxon. 1698. Nächstdem beschäftigte er sich mit einer neuen Herausgabe des „Irenaeus“. Vor allem aber benutzte er den nach England gekommenen „Codex Alexandrinus“, um auf Grund dieser ältesten Handschrift eine neue Ausgabe der griechischen Uebersetzung des alten Testaments herauszugeben. Die Oxforder Universität ehrte die gelehrten Verdienste dieses Fremdlings durch die feierliche Verleihung des theologischen Doctorgrades. Der Lord Oxford ließ ihm 1726 in der Westminsterabtei ein kostbares Monument aus Alabaster setzen, wo er in einem Doctorhabit auf einem Sarge sich auf den rechten Arm lehnend, in der linken ein Buch haltend, gesehen wird.

Vgl. Acta Borussica, 1730, I. Die daselbst abgedruckte Lebensgeschichte ist von seinem jüngeren Bruder verfaßt. — Arnold, Historie der Königsb. Universität, II. S. 449. — Ersch u. Gruber, Encyklopädie, I. 77, S. 208. (Hier wie in dem ersten Werke ist ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften enthalten.) — Herzog, Realencyklopädie, V. S. 310. Erbkam.

Grabe: Martin Sylvester G., geboren am 28. April 1627 zu Weißensee in Thüringen, gestorben am 23. November 1686 zu Colberg in Pommern, lutherischer Theolog. G. studirte Theologie und bezog die damals besonders gegen Ende des dreißigjährigen Krieges sehr zahlreich besuchte Universität Königsberg. Nachdem er darauf zehn Jahre hindurch auf Reisen zugebracht und sich eine erweiterte Bildung verschafft hatte, ward er 1660 zum Prof. theol. extraord. in Königsberg ernannt, trat aber erst, als er seinen Licentiatengrad in Jena erlangt hatte, im J. 1662 sein Amt an. Neben der Theologie beschäftigte er sich besonders mit der Geschichte und wurde deshalb 1667 auch zum Prof. historiarum extraord. ernannt. Viele Verdienste erwarb er sich um die Ordnung der vom Herzog Albrecht gegründeten Bibliothek, weshalb er auch 1667 zum Schloßbibliothekar ernannt wurde. Als solcher verfaßte er einen werthvollen Catalog der vom Fürsten Boguslaw Radziwill der Königsberger Bibliothek geschenkten reichhaltigen Büchersammlung (1668 u. 1673). Als Theolog zeichnete er sich vortheilhaft durch Milde und Gerechtigkeitsliebe vor seinen streitsüchtigen Collegen an der Universität aus. Beweis dafür ist, daß er das in diesem Sinne geschriebene Buch des Urban Rhegius von neuem mit Anmerkungen versehen herausgab („Formulae caute et circa scandalum loquendi de praecipuis christianae doctrinae locis“). Vielleicht war seine friedfertige Gesinnung auch der Grund, daß er 1673 den Ruf eines Generalsuperintendenten in Hinterpommern erhielt, obwol er bisher nicht praktischer Geistlicher gewesen war, doch erst 1679 ging er dahin ab, weil der inzwischen ausgebrochene Krieg zwischen Brandenburg und Schweden ihn daran hinderte. In Pommern wirkte er bis zu seinem Tode in Segen.

Ersch u. Gruber, Encykl., I. 77. S. 208. Erbkam.

Grabe: Martin Sylvester G., geb. am 14. Juli 1674 zu Königsberg, † am 5. Dec. 1727 ebendaselbst, ein Arzt, jüngerer Bruder des Johann G. Er studirte in seiner Vaterstadt Medicin und erlangte in Leiden 1700 die medicinische Doctorwürde. Im J. 1703 ward er erster Bibliothekar der Schloßbibliothek in Königsberg und verfaßte als solcher ein Verzeichniß der Bücher und der Radziwill'schen Verlassenschaft 1712. Er ward auch königlicher Rath und Leibmedicus. Seine medicinischen Schriften sind unbedeutend. Erbkam.

Grabner: Johann Jacob G., geb. am 2. Juli 1760 zu Gotha, besuchte das dortige Gymnasium, studirte von 1780 an Jurisprudenz, trat, wahr-

scheinlich ohne seine Studien zu beendigen, 1784 als Privatsecretär in die Dienste eines holländischen Obersten und später in ähnlicher Stellung in die des Rheingrafen v. Salm, der ebenfalls bei den Holländern diente und ihn in die militärische Laufbahn brachte, in der er die Feldzüge der holländischen Truppen gegen Frankreich (1792—95) mitmachte, um nach der Uebergabe von Heusden in die Dienste der neuentstandenen batavischen Republik zu treten, bei deren Truppen er das Amt eines Capitän-Adjuncten bekleidete. Er starb einen rühmlichen Soldatentod am 19. September 1799 in einem Gefechte, welches General Dändel den auf dem Helder gelandeten Franzosen lieferte. — Außer kleineren Aufsätzen und unbedeutenden Gedichten hat G. ein Werk über die Niederlande veröffentlicht unter dem Titel: „Ueber die vereinigten Niederlande; Briefe“ (1792), dem er später einen holländisch geschriebenen Nachtrag „Byvoegsel op de Brieven over de Nederlanden“ (Haarlem 1793), hinzufügte. Man rühmt demselben Treue und vorurtheilslose Auffassung und mit großem Recht einen guten Stil nach und jedenfalls ist es ein interessanter Beitrag zur Volkskunde und Zeitgeschichte. Das Muster der Forster'schen Briefe vom Niederrhein ist nicht zu verkennen, wie denn die starke journalistische Anlage, das wechselvolle Leben, die Vielseitigkeit und die häufig bis zur Schwärmerei unklaren freisinnigen Neigungen dem Leben und theilweise auch dem Wirken beider Männer etwas Gemeinsames verleihen.

Ratzel.

Grabner: Leopold G., Forstmann, wurde am 21. Juli 1802 zu Breitenfurt (in Niederösterreich) geboren und starb am 4. November 1864. Er entstammte einer Familie, welche schon seit vielen Generationen dem Forst- und Waidwerk angehörte. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Wien und der Forstlehranstalt Mariabrunn, woselbst er 1823—27 als Assistent fungirte. 1827 trat er als Unterförster im Wiener Wald in den praktischen Forstdienst ein, wurde bald (provisorischer) Förster und Oberforstamtsschreiber (beim Oberforstamt Purkersdorf); 1830 wurde er zum Waldamtsingenieur und Taxator in Wien befördert, aber schon wenige Jahre darauf nahm seine Thätigkeit — in Folge einer Berufung als Docent — eine andere Richtung. 1833 wurde er nämlich zum Professor der Naturkunde in Mariabrunn ernannt, Anfangs blos provisorisch, seit 1834 definitiv. 1837 erhielt er die Professur der Forstwissenschaft und 1838 rückte er zum wirklichen Professor dieses Faches auf. Im J. 1847 trat er wieder in den Forstdienst zurück und zwar als Chef der fürstlich liechtenstein'schen Forstverwaltung. Er starb nach langen Gichtleiden, für welche er ohne Erfolg in Teplitz Linderung gesucht hatte, an einem Nervenschlag, von zahlreichen Verehrern aufrichtig betrauert. G. entfaltete als vielseitig gebildeter, theoretischer und praktischer Forstwirth nach den verschiedensten Richtungen hin eine höchst verdienstvolle Thätigkeit — als Lehrer, Schriftsteller und Praktiker. Er schrieb: „Grundzüge der Forstwirthschaftslehre“, 1. Bd.: Walderziehung, Waldschutz und Polizei, Waldbenutzung (1841, 1854 in zweiter Auflage erschienen); 2. Bd.: Wirthschaftseinrichtung, Ertragsbestimmung, Haushalt, 1856; beide Bände zusammen in dritter Auflage 1866 von J. Wessely herausgegeben (hierin ein Nekrolog Grabner's); ferner „Anfangsgründe der Naturkunde für den Forstmann“ (2 Bde. 1838) und „Tafeln zur Bestimmung des kubischen Inhalts der Hölzer“ ꝛc. (1840, 3. Aufl. 1855, 4. Aufl. 1861, 5. Aufl. 1870).

Seine vorzugsweise die österreichischen Verhältnisse berücksichtigende „Forstwirthschaftslehre“ ist seine beste Leistung. Das Werk ist klar, bündig und verständlich bearbeitet, fand daher auch in weiteren Kreisen viele Anerkennung. Die „Naturkunde“ steht auf weit schwächeren Füßen. G. redigirte von 1851—53 die drei ersten Bände der österreichischen Vierteljahrsschrift für das Forstwesen und wirkte in dieser Eigenschaft mit Erfolg für immer größere Publicität in forstlichen Angelegenheiten. Als Vicepräsident des österreichischen Reichsforst-

vereins hat er sich große Verdienste um dieses Institut erworben. Die Liechtenstein'sche Forstverwaltung erhob er binnen kurzer Zeit durch sein thätiges Eingreifen und Organisiren zu einer der besteingerichteten im ganzen Kaiserstaate; die von ihm dortselbst eingerichtete Dienstordnung wird von Wessely im zweiten Band seiner Forstdienst-Einrichtung geradezu als Muster angeführt.

v. Wedek., Jahrb., 21. Heft, Anl. F zu S. 81. G. Heyer, Allg. Forst- u. Jagdztg. 1865, S. 105. Grunert, Forstl. Blätter, 11. Heft S. 234. v. Löffelh., Chrest. II. S. 308, An. 254b; III. 1. S. 707. Nr. 798c.; V. 1. S. 32. Nr. 106. Ratzeburg, Forstw. Schriftstellerl. S. 175*.

Heß.

Gräbner: Joh. Christoph G., der Stammvater der nachfolgenden Orgel- und Instrumentenmacherfamilie, war gegen Ende des 17. Jahrhunderts Orgelbauer zu Dresden und verfertigte 1692 das Werk in der dasigen Johanneskirche. Sein Sohn

Johann Heinrich wird 1718 als kurfürstlich sächsischer Hoforgelbauer und Klavierstimmer erwähnt. Seiner Zeit schätzte man die von ihm verfertigten Clavecin's, die man selbst in Polen und Livland kannte. Dessen Sohn

Johann Gottfried, geb. 1736 in Dresden, lernte beim Vater und verfertigte mit seinem Bruder Wilhelm, der um ein Jahr jünger war, Fortepiano's, Doppelflügel mit und ohne Pfeifen und Claviere, deren gute Arbeit und Ton gerühmt ward. Er fing 1786 an mit seinem Bruder gemeinschaftlich Fortepiano's in Flügelgestalt zu bauen, wovon 1796 schon 171 Stück in alle Welt, selbst bis nach Cherson in der Krim, gegangen waren. Johann Gottfried G. wurde 1759 (jedenfalls nach dem Tode seines Vaters) zum kurfürstlichen Hof-Orgel- und Instrumentenmacher ernannt. Ein Stiefbruder von ihm, Carl August G., geb. 1749, war ebenfalls Schüler seines Vaters, trennte sich aber nach dem Tode desselben von seinen Brüdern und arbeitete allein. Auch er fertigte seit 1787 flügelartige Fortepiano's mit drei Veränderungen, die im Preise von 100 bis 150 Thaler standen. Mitglieder der Familie G. haben sich bis in die neueste Zeit in Dresden als Instrumentenmacher erhalten, ohne jedoch Hervorragendes zu leisten.

Gerber, Neues Tonkünstlerlexikon II. Fürstenau.

Grabo: Matthäus G. Die Brüderschaft von Gerhard Groote war, wie überhaupt die freieren geistlichen Vereine, den Dominikanern und Bettelmönchen sehr verhaßt. Ihre ganze Lebensweise erschien ihnen ganz ungesetzlich und ketzerisch, indem sie ein gemeinschaftliches Leben führten, ohne sich doch einem Mönchorden zu unterwerfen. Einen heftigen Angriff dieser Art hatten sie im Anfange des 15. Jahrhunderts von G. zu erleiden, einem sächsischen Mönch, welcher sich als Lector im Dominikaner-Kloster zu Gröningen aufhielt. In einer ausführlichen und derben Schrift machte er den Brüdern den Vorwurf der Heterodoxie und reichte diese Anklage bei der kirchlichen Obrigkeit zu Deventer ein, um eine Verfolgung der Brüder zu bewirken. Der Hauptpfarrer zu Deventer sandte aber die Klageschrift dem Rector des Fraterhauses, Gottfried Foorn von Meurs, zu, welcher sich alsbald mit dem Prior der regulirten Chorherren zu Frenswegen bei Nordhorn, Heinrich Löder, berieth und die Sache beim Bischofe von Utrecht anhängig machte, von dem er eine Verurtheilung des Dominikaners erlangte. Dennoch ruhte G. nicht. Er appellirte an den Papst und an das Concil zu Constanz und übergab diesem seine „Conclusiones contra devotarios extra congregationem approbatam viventes“. Doch erschienen auch, als Vertheidiger der Brüderschaft, die Prioren der regulirten Chorherren von Windesheim und Zwolle, Johann Vos v. Heusden und Johann Wael, nebst Heinrich Ahnijs, Rector einer Schwester-Congregation zu Münster, Everard Zwaen, Chorherr an

der Hauptkirche zu Oldenzaal und der Sachwalter des Bischofes von Utrecht, Meister Wilhelm v. Lochem. Die vom Concil zur Untersuchung der Sache angeordneten Richter, Peter v. Ailly und Johann Gerson, waren den Brüdern aber wohlgesinnt, welche es diesen einflußreichen Männern zu verdanken hatten, daß die bedeutendsten Stimmen sich bald für ihre Sache erklärten und am 3. April 1418 den G. zur Abschwörung seiner Irrthümer verurtheilten. Die Urkunden dieser Sache, wie die Propositionen und die Abschwörungsformel Grabo's, sowie das Gutachten des Peter v. Ailly und Gerson finden sich bei van der Hardt, Acta conc. Const. III. 107 sq.

Vgl. ferner Delprat, Broedersch. v. G. Groote Bl. 53 v. v.; Gieseler, Kirchengesch. II. 4, S. 303 ff.; Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II. 2. St. Bl. 169 und Glasius, Godgel. Nederl. van Slee.

Grabow: Georg G., Schulmann und ascetischer Schriftsteller, wurde am 29. October 1637 zu Wilsnack in der Mark Brandenburg geboren, wirkte zuerst als Conrector zu Neu-Brandenburg, seit 1666 als Subrector und seit 1675 als Conrector zu Köln an der Spree. Seine gelehrte Bildung war ungründlich und lückenhaft, seine theologische Richtung einseitig auf das Praktische angelegt. Im Gegensatze zur herrschenden Orthodoxie und deren einseitiger Betonung der Rechtfertigung legte er das Hauptgewicht auf das christliche Leben und die Wiedergeburt. Er zog dadurch Spener's Aufmerksamkeit auf sich, dessen Empfehlung er 1684 die Berufung als Rector des Gymnasiums nach Frankfurt a./M. verdankte. Nach dem Abgange seines Gönners (1686) wurde seine Stellung unhaltbar. Seine abweichende Richtung erweckte die Opposition des lutherischen Ministeriums und die Mängel seines Unterrichts und seines Wissens, namentlich in den alten Sprachen liehen dieser eine kräftige Unterstützung. Schon 1690 wurde Johann Gerhard Arnold aus Friedberg ihm als Prorector an die Seite gesetzt und 1691 ihm gleichgestellt. Im schmerzlichen Unwillen darüber legte er in demselben Jahre sein Amt nieder und begab sich nach Leipzig, zuletzt nach Berlin, wo er bis zu seinem am 8. Juni 1707 erfolgten Tode lebte, wie er selbst sagt, von der Gewissenslast, welche bei der Verderbtheit der drei Stände das Lehramt auferlege. Eine Reihe von Schriften ging dem Streit voraus, worin er sich theils über die Lehrart in christlichen Schulen, theils („Ethica christiana") über das christliche Leben überhaupt, theils über die Pflichten der Communicanten, der Pathen, der christlichen Eltern und Kinder, auch über die Verwerflichkeit der neueren Comödien ausließ. Die Katastrophe selbst wurde veranlaßt durch seine 1688 erschienene Schrift „Weg zur Wahrheit", welche zunächst zu einer Conferenzverhandlung mit dem Senior und zwei Deputirten des Ministeriums führte, worin er versprach durch eine zweite Vorrede das gegebene Aergerniß wieder gut zu machen. Da dies nicht in gewünschter Weise geschah, schrieb der Pfarrer Martin Disenbach 1691 eine Schrift: „Von den Pflichten christlicher Schullehrer, die an Gymnasien stehen .... wider die Quäker und andere Irrgläubige". G., der, obgleich sein Name nicht genannt war, doch die gegen ihn gerichtete Tendenz sehr wohl fühlte, erließ kurz vor seiner Abreise 1691 ein zu Lüneburg gedrucktes Sendschreiben an Disenbach, das dieser in Frankfurt 1692 neu herausgab und im Namen des Ministeriums Schritt für Schritt mit Anmerkungen beleuchtete. Die Controverse bewegte sich um den Werth des historischen Glaubens, um das Vaterunser: ob die vierte Bitte der leiblichen Nahrung oder dem Brote des Lebens gelte, ob die fünfte Bitte sich auf die Vergebung aller Sünden, oder nur der täglichen Schwachheitssünden der Wiedergeborenen beziehe rc., auf die Frage, ob die Worte Christi Matth. 5, 20 auf die Gerechtigkeit des Glaubens oder auf die des Lebens gehen. Die späteren Schriften Grabow's constatiren schon durch ihre Titel: „Von der Wiedergeburt", „Von dem geistlichen Leben der Wiedergeborenen", „Von dem

geistlichen Tode der Unwidergeborenen“ und ähnliche die mystisch ascetische Richtung ihres Verfassers, über die er meist seine nächsten Berufspflichten vernachlässigt hatte. Auch zwei Kirchenlieder werden von ihm erwähnt: „Nun geh’ ich hin zu meiner Ruh, leg’ ab die müden Glieder“ und „Sei zufrieden meine Seele, sei nun wieder gutes Muths“.

Man vgl. Unschuldige Nachrichten von 1725 S. 1051. Zedler, Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste XI, 470. Steitz.

Grabow: Wilhelm G., preußischer Abgeordneter, geb. am 15. April 1802 in Prenzlau, † daselbst am 15. April 1874. Nach dem frühen Tode des Vaters, eines vermögenden Kaufmanns, von der Mutter erzogen, studirte er 1821—23 in Berlin die Rechte, gehörte hier der Burschenschaft an, wurde Referendar beim Kammergericht, dann Untersuchungsrichter bei den Commissionen in Spandau und Perleberg; kaum zum Assessor beim Berliner Stadtgericht ernannt, erregte er Aufmerksamkeit durch seine geschickte Leitung und glückliche Beendigung einer großes Aufsehen hervorrufenden Untersuchung gegen die Gauner Löwenthal. In Anerkennung dessen wurde er zum Justiz- und Stadtgerichtsrath in Berlin ernannt; 1836 erhielt er den rothen Adlerorden und die Stelle eines Hofgerichtsraths sowie Universitätsrichters in Greifswald. 1838 nahm er die Wahl zum Oberbürgermeister von Prenzlau auf zwölf Jahre an. Dieser Wirkungskreis hatte seine Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten im Gefolge. Von 1841—47 in den märkischen Kreis- und Provinziallandtagen mit parlamentarischem Wesen sehr vertraut geworden, wurde er 1847 zum ersten Male berufen, sich durch seine vorzüglichen Eigenschaften als Parlamentarier in weiteren Kreisen auszuzeichnen. Mitglied der zweiten Kurie des preußischen Vereinigten Landtages, gehörte G. zu den 138 Mitgliedern der Linken, welche die Berufung des Landtags zu bestimmten Zeiten und die Vereinbarung einer Staatsverfassung anstrebten. Vom Landtagsmarschall Fürsten Solms nebst den ebenfalls oppositionellen Abgeordneten v. Auerswald, v. Beckerath, Milde und Graf Schwerin zum Mitgliede der Commission für Entwerfung der die Thronrede beantwortenden Adresse bestellt, trat er lebhaft gegen die Tendenz des Einberufungspatents vom 3. Februar auf, welches dem Landtage bei Weitem nicht die von einem großen Theile der Bevölkerung als zeitgemäß erstrebten Befugnisse einräumte; der unter lebhafter Mitwirkung Grabow’s zu Stande gekommene Adreßentwurf der Commission wahrte die altständischen Rechte, doch wurde demselben durch Beschluß des Plenums gerade nach dieser Richtung hin die Spitze abgebrochen. Ohne so sehr hervorzutreten wie Auerswald, Hansemann, Camphausen u. A., gehörte doch kaum ein Mitglied mit mehr Recht zu den patriotischen Männern der Minderheit, welche, obwol bahnbrechend für die freisinnige Zeitidee, mit größter Mäßigung vorgingen und sich vorsichtig vor übermäßigem Gegensatze zur Regierung hüteten. Bei der großen Verhandlung der Dreiständekurie über die Anträge auf Abänderung der ständischen Gesetzgebung suchte G. am 29. Mai 1847 zu zeigen, daß schon der Gesetzgeber von 1820 an eine bestimmte Verfassung gedacht haben müsse; namentlich deutete er auf die betreffenden Vorschläge hin, welche Preußen auf dem Wiener Congresse in dieser Beziehung gemacht, und auf den Cabinetsbefehl von 1817, durch welchen einer Commission des Staatsraths die Entwerfung einer Verfassungsurkunde übertragen war. Seine Bemühung war vergeblich, der betreffende Antrag Graf Schwerin’s, den König mit Rücksicht auf den in der früheren Gesetzgebung begründeten Rechtsanspruch um Festsetzung regelmäßiger jährlicher Berufung des Landtags zu bitten, wurde abgelehnt; dagegen war Grabow’s Einfluß in der zweiten Kurie in Folge seines bewiesenen Tactes und seiner Mäßigung sehr groß geworden, so daß ihm in der

zweiten Session des vereinigten Landtags, im April 1848, unter Anderem die Abfassung des Entwurfs des Wahlgesetzes für die unter dem Namen der Preußischen Nationalversammlung bekannte „Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung“ fast ganz zufiel und er am Ende dieser Session in den Ausschuß zur Berathung des Strafgesetzbuchs sowie in die Staatsschulden-Commission gewählt wurde. Bei den Wahlen zur preußischen Nationalversammlung war G. vom Professor Gneist zum Abgeordneten für Berlin vorgeschlagen, doch wurde er in Prenzlau gewählt. Schon gleich nach Eröffnung dieser Versammlung (22. Mai 1848) war G., der sich hier dem altliberalen Centrum anschloß, als Präsident ins Auge gefaßt, seine Wahl unterblieb jedoch, weil er damals gerade krank war, doch erfolgte sie am 27. Juni 1848, als der Präsident Milde zwei Tage zuvor in das Ministerium Hansemann getreten war. Alsbald nahmen die Verhandlungen einen geregelteren Gang; G. erwies sich streng gegen die Ruhestörer in der Versammlung und wachte sorgsam über die Aufrechthaltung der Geschäftsordnung. Die Leitung dieser Versammlung, in welcher die politischen Gegner die kleinste Blöße des Vorsitzenden sofort benutzt hätten, war nicht leicht; ihm aber gelang es trotz der größten Aufregung der Versammlung Ordnung zu erhalten; er durchschaute bei der Fragestellung mit klarem Blick das Sachverhältniß und wußte die Fragen so scharf zu stellen und so richtig zu ordnen, daß fast nie ein begründeter Widerspruch entstand. So fiel auf ihn die Wiederwahl zum Präsidenten, wie selbstverständlich, am 24. Juli, 21. August, 19. September und 16. October 1848. Als nach dem Rücktritte des Ministeriums Auerswald-Hansemann am 12. September 1848 H. v. Beckerath von Frankfurt a./M. nach Berlin berufen wurde (s. Bd. II S. 233), um eventuell die Bildung eines Ministeriums zu übernehmen oder in das vom General v. Pfuel zu bildende Ministerium einzutreten, hatte v. Beckerath mit G. eingehende Besprechungen über die Lage. G. erklärte die baldige Bildung eines parlamentarischen Ministeriums für nöthig, um der immer weiter um sich greifenden radikalen Richtung gegenüber eine Regierungspartei zu befestigen; er selbst lehnte jedoch beharrlich den Eintritt in ein solches Ministerium ab. Mit Umsicht und Festigkeit führte er die Leitung der Nationalversammlung selbst bei den stürmischsten Verhandlungen, z. B. bei denen vom 9. August 1848 über die blutigen Ereignisse zu Schweidnitz und vom 7. September, wonach das Ministerium Hansemann zurücktrat. Nach diesem ihrem ersten Siege bewahrte die Linke nicht mehr lange die Mäßigung. G. sah voraus, daß dieses Verhalten am Ende nur der Reaction die Wege ebnen helfe. Ein Anzeichen hierfür war ihm unter Anderem die Antwort, welche auf seine Ansprache der König Friedrich Wilhelm IV. am 15. October 1848 der ihm zum Geburtstag Glück wünschenden Abordnung der Nationalversammlung gab; G. hatte dem Könige die Versicherung ausgesprochen, daß die neuen Einrichtungen, welche die Versammlung berathen, die Bande zwischen Dynastie und Volk noch fester knüpfen würden. Darauf hatte der König erwidert: „Vergessen Sie nicht, daß wir etwas vor Anderen voraus haben: eine Macht, die man dort nicht mehr zu kennen scheint, eine angestammte Obrigkeit! ja eine angestammte Obrigkeit von Gottes Gnaden!“ An G. insbesondere sich wendend, rief ihm der König zu: „Halten Sie den Kopf oben! Ich habe noch einen starken Arm!“ — Als die Leidenschaftlichkeit der Nationalversammlung zu groß wurde und selbst Mitglieder der Linken am 19. October einen Tumult vor dem Sitzungshause veranlaßten, nahm G., im Bewußtsein, daß am Hofe zu Potsdam die Reaction immer mehr vorbereitet werde, welcher die Versammlung doch nicht würde widerstehen können, am 26. October 1848 den Umstand, daß die Versammlung einen von ihm über den Abgeordneten Caplan Berg verhängten Ordnungsruf nicht billigte, zum Anlaß, den Vorsitz niederzulegen. Bald darauf legte er auch sein

Mandat nieder. Alle Versuche, ihn von diesen Entschlüssen abzubringen, waren vergeblich gewesen. Sein Rücktritt war jedoch nichts weniger als ein Akt persönlicher Muthlosigkeit; vielmehr erhob er, während nach Octroyirung der Verfassung vom 5. December 1848 die Demokratie sich zum passiven Widerstande entschloß, von Prenzlau aus offen Verwahrung und bezeichnete den einseitigen Erlaß eines Wahlgesetzes als Verfassungsbruch. Auch erkannte er die von der Regierung einseitig wieder hergestellten Kreis- und Provinziallandtage nicht an und schied unter Verwahrung aus dem brandenburg'schen Provinziallandtage. Von der Stadt Prenzlau in die zweite Kammer des am 26. Februar 1849 zusammentretenden Landtags gewählt, zögerte er trotz jener seiner Verwahrung nicht, auf dem nunmehrigen Boden wieder wirksam zu werden. Er trat dem die Rechte bildenden Club der „Stadt London" bei, welcher Männer der verschiedensten Richtungen umfaßte, die sämmtlich die octroyirte Verfassung anerkennen wollten und gehörte auch zum leitenden Ausschuß dieser Vereinigung. Als sich bald darauf Diejenigen, welche der Linken näher standen, unter Wentzel's Führung als Centrum lostrennten, lehnte G. den Beitritt ab, wenngleich er diese Parteibildung billigte. Als Präsident dieser Kammer waren G. und v. Unruh, Grabow's Nachfolger im Vorsitze der Nationalversammlung, in Frage; allein man wählte am 6. März und 2. April jedesmal mit 171 von 330 Stimmen G., weil er an dem Steuerverweigerungsbeschlusse der letzteren nicht Theil genommen. G. führte auch den Vorsitz in der Adreßcommission; man hätte ihn gern zu deren Berichterstatter bestellt, unterließ es aber, um seine Leitung der Adreßverhandlung im Plenum nicht zu entbehren. Er stimmte am 21. April für den von Rodbertus beantragten Beschluß auf Anerkennung der deutschen Reichsverfassung von 1849 als rechtsgültig und am 26. April 1849 für den von v. Unruh beantragten Beschluß, daß die Fortdauer des Belagerungszustandes über Berlin ohne Zustimmung der Kammern ungesetzlich sei, nicht aber für die beschlossene Aufforderung an die Regierung, den Belagerungszustand aufzuheben. Nachdem in Folge dieser Beschlüsse am 27. April 1849 die Kammer aufgelöst und im Mai ein neues Wahlgesetz octroyirt war, erhob G. gegen dieses Verwahrung. Dafür wurde er von der Reaction insofern verfolgt, als 1850 die Genehmigung seiner Wahl zum Oberbürgermeister von Magdeburg und dann die nach Ablauf der Amtszeit auf ihn, diesmal für Lebenszeit, gefallene Wiederwahl zum Oberbürgermeister von Prenzlau versagt wurde. Als ihn dann diese Stadt abermals auf zwölf Jahre wählte, ließ die Bestätigung 9 Monate auf sich warten; dann erfolgte sie durch königlichen, von keinem Minister gegengezeichneten Cabinetsbefehl. Der König schien zu fühlen, daß das Ministerium nicht wohl thue, G. wie die Mitglieder der Linken zu behandeln. In der Landtagssession von 1850 wurde G., wol mit Rücksicht auf sein Auftreten gegen die Octroyirung des Wahlgesetzes, nicht zum Präsidenten, sondern zum ersten Vicepräsidenten der zweiten Kammer gewählt, eine Stellung, welche er, zuerst neben Graf Schwerin, seit 1855 neben Simson als Präsidenten bis 1861 einnahm. Während dieser Zeit war er eifrig bemüht die verschiedenen liberalen Parteien zu vereinigen. Es gelang dies 1862, doch nannte sich die 95 Mitglieder zählende rechte Seite der Liberalen „Fraction Grabow". Es trat nun der scharfe Conflict zwischen Regierung und Volksvertretung in der Militärfrage ein. In allen Stadien dieses Streites hat G., wie von allen Parteien zugegeben wird, als Präsident die Würde der Kammer gewahrt, sowie muthig und unerschütterlich den Standpunkt derselben geltend gemacht, besonders in seinen mehrfachen, am Beginn und Schluß der Sessionen gehaltenen Ansprachen über die innere Lage des Staates. In seiner Ansprache vom 20. Januar 1862 betonte G. hauptsächlich die Unzertrennlichkeit der dem Könige und der dem Volke zu bewahrenden Treue. „Möge es", sagte er am

20. Januar, „uns gelingen, durch endliche, feste Begründung des verfassungsmäßigen Rechtsstaats in Preußen die Zweifel und Widersprüche zu beseitigen, welche unseren, auf Deutschlands Einigung gerichteten, vom deutschen Volke lebhaft getheilten Wünschen zur Zeit noch hemmend entgegenstehen.“ Nach der am 6. März 1862 erfolgten Annahme des Antrags Hagen bezüglich des Etats wurde das Abgeordnetenhaus am 11. März aufgelöst. Unwillig hierüber, erließ der größte Theil der bisher ministeriellen constitutionellen Partei oder Fraction Grabow am 12. März ein Programm, wonach sie das liberale Ministerium fernerhin nur unter bestimmten Bedingungen unterstützen wollte. Allein das Ministerium Auerswald-Graf Schwerin trat zurück und an seine Stelle kam am 17. März das Ministerium Prinz Hohenlohe, welches sich nach den Neuwahlen vom 23. April einer feindseligen Kammer gegenüber sah. Da die Fraction Grabow bei diesen Wahlen eine Reihe von Mandaten an die Fortschrittspartei, welche sich am 14. März gebildet, verloren hatte, so ging sie am 22. Mai ganz auseinander. G. selbst, welcher in seiner Partei zuletzt für ein gutes Einvernehmen mit der Fortschrittspartei gestimmt hatte, wurde am 23. Mai mit 276 von 288 Stimmen zum Präsidenten der zweiten Kammer gewählt. In seiner Ansprache sagte er, das Princip der Einheit zwischen Fürst und Volk vernichte den in dieses hineingeworfenen Wahlruf: ob Königthum, ob Parlament. Während dieser Session gehörte G. zu dem Theil seiner bisherigen Fraction, welcher fortan den „freien parlamentarischen Verein“ oder die „Fraction Rönne“ bildete. Im weiteren Verlaufe jenes Streites übergab G. am 7. Juni 1862 an der Spitze einer Abordnung des Abgeordnetenhauses dem König Wilhelm eine Adresse; dieser betheuerte in seiner Antwort, daß er unverändert auf dem Boden der Verfassung und seines Programms von 1858 stehe. Bei Wiedereröffnung der Kammer am 14. Januar 1863 sprach G. sein tiefstes Bedauern darüber aus, daß der Streit immer größere Ausdehnung genommen und den Ausbau des Rechtsstaats gehindert habe. „Bis zu den Stufen des Thrones“, sagte er, „ist das Haus der Abgeordneten verdächtigt, verleumdet, geschmäht worden. Der Artikel 99 der Verfassung ist verletzt und nicht geschützt stehen wir einer budgetlosen Regierung gegenüber. Doch das Land ist seinen Vertretern zur Seite getreten“ 2c. Aus einer großen Zahl preußischer Städte liefen bei G. Zustimmungs-Adressen zur Haltung der Kammer ein. Der zu dem allgemeinen Conflict noch getretene Streitfall über die Befugniß des Kammerpräsidenten, die Minister in der Rede zu unterbrechen, berührte, obwol er unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten v. Bockum-Dolffs begonnen hatte, G. in erster Linie; er hatte am 15. Mai 1863 den betreffenden Briefwechsel mit dem Ministerpräsidenten zu führen. Am 27. Mai 1863, nachdem der König die Adresse des Abgeordnetenhauses entgegenzunehmen abgelehnt, nahm vor dem plötzlich angekündigten Sessionsschlusse Grabow's Ansprache einen noch tragischeren Ton an. Er schließe die Session „in der festen Zuversicht, daß Preußens Volk, ohne die Bahn der strengsten Gesetzlichkeit auch nur einen Augenblick zu verlassen, sich in dem heftig entbrannten Verfassungskampfe um seine Verfassung und seine Vertreter schaaren und das Palladium seiner Rechte und Freiheiten gegen jede verfassungswidrige Octroyirung heilig halten und schützen werde.“ Das Abgeordnetenhaus des am 9. November 1863 eröffneten Landtags, während dessen G. nebst Genossen der bisherigen Fraction Rönne dem linken Centrum angehörte, setzte auch nach der Befreiung Schleswig-Holsteins die Opposition gegen das Ministerium Bismarck fort, lehnte den wesentlichsten Artikel des Militärgesetzes ab und verurtheilte durch Nichtbewilligung der Kriegskosten die deutsche Politik der Regierung, welche freilich auch jetzt noch nicht als der Anfang der späteren großartigen, patriotisch-deutschen Politik zu erkennen war. In der Thronrede zur Eröffnung des Landtags am

14. Januar 1865 hatte der König den dringenden Wunsch nach einer Ausgleichung des schwebenden Streites erkennen lassen; allein die Mehrheit des Abgeordnetenhauses war andauernd verstimmt über die in Folge des Militärconflicts eingetretene innere Politik. Dieser Stimmung gab G. am 16. Januar bei Annahme der Präsidentenwahl in scharfer Weise Ausdruck. Er kennzeichnete die Grundlage für eine Verständigung und hielt der Regierung die Verfolgung der liberalen Presse, die Disciplinirung der liberalen Beamten, die Nichtbestätigung liberaler Communalwahlen ꝛc. vor. „Man will“, sagte er, „das Abgeordnetenhaus zur Unterwerfung zwingen und damit der Verfassung die Lebensader unterbinden; aber das Gewissen des preußischen Volks und seiner erwählten Vertreter läßt sich durch keine Macht der Erde in der Heiligachtung der verfassungsmäßigen Rechte der Krone und des Volkes beugen.“ Es folgte bald darauf wieder die Ablehnung der Militärvorlagen. Bei Wiedereröffnung des Landtags am 15. Jan. 1866 hielt der Ministerpräsident v. Bismarck eine Ansprache, wonach die Regierung in Betreff der streitigen Punkte sich auch jetzt noch ablehnend verhielt, in der Form aber sich versöhnlich zeigte. Um so schroffer war Grabow's Rede bei Uebernahme des Vorsitzes. Er sagte unter Anderem: „Das in der letzten Session aufgerollte Bild über die innere Lage des Staates hat sich seitdem noch mehr verfinstert. Der aus der gesetzlich nicht geordneten Armee-Organisation entsprungene Verfassungsconflict ist chronisch geworden ohne Verschulden dieses Hauses. Der politische Theil der Gesetzgebung ist gänzlich zum Stillstand gebracht. Nimmermehr werden Preußens Volk und dessen Vertreter auf die Forderung einer rückhaltlosen und gewissenhaften Ausübung seines beschworenen Rechtes verzichten.“ Die dieser Rede entsprechende Haltung des Abgeordnetenhauses führte am 23. Februar 1866 zum Schluß des Landtags. Wie Bismarck's Begründung dieser Maßregel und die Reden, welche er seit 1863 beim Beginn und Ende des Landtags im Abgeordnetenhause hielt, den präcisesten Ausdruck des Standpunkts der preußischen Regierung, so bildeten die gerade entgegengesetzten verschiedenen Ansprachen Grabow's den vollkommensten Ausdruck der Anschauungen der Fortschrittspartei in dem preußischen Verfassungsstreite. Als nach dem deutsch-österreichischen Kriege von 1866 der preußische Landtag im August wieder zusammentrat, erklärte G. sofort, er lehne behufs Erleichterung einer Verständigung des Abgeordnetenhauses mit der Regierung von vorn herein die Wiederwahl zum Präsidenten ab. Damit schied er aus dem parlamentarischen Leben, versöhnt, wie so Manche, durch die großen Erfolge der nunmehr vollständig enthüllten neuen deutschen Politik Preußens. Seine vortrefflichen Eigenschaften als Mann des allgemeinen Vertrauens und billiger Vermittelung, sein Gerechtigkeitssinn und seine Humanität sind auch in den Streitigkeiten der sechziger Jahre von allen Seiten anerkannt worden.

R. Haym, Reden und Redner des ersten vereinigten preuß. Landtags, Berl. 1847; Die preuß. Revolution seit d. 7. Sept. u. die Contrerevolution seit d. 10. Nov., Tagebuch von A. Ruge, Leipz. 1848 S. 33; Deutsche Chronik für d. J. 1848, Berl. 1849; Rückblicke auf d. preuß. Nat.-Vers. v. 1848 u. ihre Koryphäen, Berl. 1849 S. 8; v. Unruh, Skizzen aus Preußens neuester Geschichte, Magdeb. 1849 S. 70; R. Gneist, Berliner Zustände, Polit. Skizzen a. d. Zeit v. 18. März 1848 bis 18. März 1849, S. 4, 65 u. 79; Das Ministerium Brandenburg u. d. Fraction Unruh, v. H. v. Gauvain, Potsd. 1849 S. 18–23, 352, 372 u. 496; A. Stahr, Die preuß. Revol. Oldenb. 1850, S. 267, 603, 618; Ad. Wolff, Berliner Revolut.-Chronik, Bd. III (Berl. 1854) S. 70; R. Walter, Parlamentarische Größen, Bd. II (Berl. 1851), S. 19; Das Mißtrauensvotum der zweiten Kammer, von einem Namenlosen, Berl. 1850; Gegenwart, Leipz., Brockh., Bd. II (1849)

S. 585, Bd. III (1849) S. 217, 225, 243 u. Bd. IV (1850) S. 615 u. 619; H. V. v. Unruh, Erfahrungen aus d. letzten 3 Jahren, Magdeb. 1851; Schmidt-Weißenfels, Preuß. Landtagsmänner, Bresl. 1862; Unsere Tage, Blicke a. d. Zeit in d. Zeit, Bd. V, 2. Folge, Braunschw. 1864 S. 32 u. Bd. VI (Braunschw. 1865) S. 555; Unsere Zeit, Neue Folge, Bd. X, 2. Hälfte, S. 565; National-Ztg. Nr. 13 v. 9. Jan. 1863 u. Nr. 176 v. 16. April 1874; L. Parisius, Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck, Bd. I (Berlin 1878) S. 3, 9, 16, 52, 61. Wippermann.

Gradmann: Johann Jakob G., geb. zu Ravensburg am 28. Dec. 1750, † allda am 31. Januar 1817 als zweiter evangelischer Pfarrer, Consistorial-, Kirchen- und Schulrath. Er war ein fruchtbarer Schriftsteller nicht blos auf pastoralem Felde („Lebensgeschichte Jesu“, „Hausbibel“, „Andachtsbuch“, „Gott in der Natur“ rc.), sondern auch im Gebiete des Humanismus überhaupt („Sentenzen-Almanach“, „Knigge im Kleinen“ rc.). Bedeutung auch für spätere Zeit hat jedoch nur sein „Gelehrtes Schwaben oder Lexikon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller“, Ravensburg 1802.

Vgl. das genannte Werk S. 192—96 u. Eben, Versuch einer Geschichte der Stadt Ravensburg II, S. 233—35, 545, an welch' beiden Stellen auch vollständige Verzeichnisse seiner Schriften (19 Nummern) zu finden sind.

P. Stälin.

Graf: Christian Ernst G., auch Christian Friedrich G. genannt, geb. 1723 zu Rudolstadt, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater (s. unten), der Kapellmeister iu Rudolstadt war. Nach dem Tode desselben im J. 1745 ward er sein Nachfolger im Amte, erhielt aber 1762 einen Ruf als Kapellmeister nach dem Haag, wo er nach 1802 gestorben sein soll. Er ward bekannt als tüchtiger Violinist und Componist. Im Druck erschienen von ihm 30 Sinfonien, 15 Violinconcerte, Clavier- und Violinsonaten, Duo's für verschiedene Instrumente, Gesänge, Lieder rc., darunter „25 Fables dans le gout de la Fontaine, pour le Chant et le Clavecin“ (Berlin 1783). Auch ein Lehrbuch in holländischer Sprache gab er 1782 bei Vitteleren in Gravenhag heraus, betitelt: „Proeve over de Natuur der Harmonie“ etc. (Prüfung der Natur der Harmonie im Generalbasse, nebst Unterricht über eine kurze regelmäßige Bogenführung).

Fétis, Biogr. univers. des musiciens T. IV. p. 78, Paris 1862.

Fürstenau.

Graf: Friedrich Hartmann (Herrmann) G., der jüngere Bruder des Vorhergehenden, geboren 1727 zu Rudolstadt, erhielt ebenfalls vom Vater den nöthigen Unterricht in der Musik, trat 1746 als Paucker in ein holländisches Regiment und gerieth bei Berg op Zoom in englische Kriegsgefangenschaft. Nach wieder erlangter Freiheit verließ er England und ging 1759 auf 5 Jahre nach Hamburg, wo er öffentliche Winterconcerte veranstaltete, als Flötenvirtuos und Componist viel Anerkennung fand und auch eine Freimaurerloge gründete. Nach einer erfolgreichen Kunstreise durch England, Holland, Deutschland, die Schweiz und Italien, trat G. zunächst als Musikus in die Dienste des regierenden Grafen Bentheim zu Steinfurt, dann (1768) als erster Flötist in die von seinem Bruder geleitete königl. Capelle im Haag, ging aber bereits 1772 als Cantor und Musikdirector des evangelischen Kirchenchores nach Augsburg, von wo aus sich sein Ruf immer weiter verbreitete. 1783 und 84 engagirte man ihn als „Componist“ für die „großen Concerte“ in London (Hanover square great concerts). Dort errang im letzten Concert am 19. Mai 1784 eine Ode von ihm mit großem Chor: „being an Address of Neptune and his attendant

Nereids of Brittania upon the Dominion on the sea", außerordentlichen Beifall. Ein Beweis, wie sehr man ihn in England schätzte, war seine im J. 1789 (am 15. October) von Oxford aus erfolgte Ernennung zum Doctor der Musik. Schon vorher war er Mitglied der königl. Musikakademie zu Stockholm geworden. Nach einem überaus thätigen Leben starb G. am 19. August 1795 in Augsburg. Er hat eine große Fruchtbarkeit als Componist entfaltet. Außer vielen theils gedruckten, theils ungedruckten Sachen für Flöte und Streichinstrumente (Concerte, Quartetten, Quintetten ꝛc.) componirte er den 29. Psalm nach Cramer's Uebersetzung; die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem von Ramler; eine heroische Cantate „Andromeda" und das Oratorium „Der verlorne Sohn", welches 1780 von dem Tonkünstlerverein in Wien aufgeführt wurde. Zeitgenossen ertheilen diesen Schöpfungen Graf's viel Lob, das jedenfalls durch den erfolgreichen äußeren Lebensgang des Meisters als berechtigt erscheint.

Gerber, Altes und neues Tonkünstlerlexikon. C. F. Pohl, Mozart und Haydn in London. Wien 1867. Fürstenau.

Graf: Joh. Andr. G. (Graff), Maler, geb. 1637 zu Nürnberg, Schüler von L. Häberlein und Jacob Morell, blieb fünf Jahre lang in Frankfurt und arbeitete dann zwei Jahre in Venedig und vier Jahre in Rom. Im J. 1664 nach Frankfurt zurückgekehrt, verheirathete er sich mit einer Tochter des berühmten Matthäus Merian, einer geschickten Künstlerin und blieb dann wieder einige Jahre in Frankfurt. Dann zog er nach Nürnberg, West-Friesland, besuchte die vornehmsten Städte Hollands, nahm schließlich seinen Wohnsitz in Nürnberg und starb daselbst den 6. December 1701. Er zeichnete und malte Architektur-Bilder, radirte auch selbst in Kupfer. Sein bekanntestes Werk ist eine Folge von 13 großen Prospecten aus Nürnberg, welche J. N. Kraus nach seinen Zeichnungen in Kupfer gestochen hat.

Doppelmayr, Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern (Nürnberg 1730). Bergau.

Graf: Johann Hieronymus G. (latinisirt Gravius), stammte aus einem adlichen Geschlecht und ward zu Sulzbach am 19. November 1648 geboren. Nachdem er mehrere Schulen in seiner Vaterstadt und auswärts besucht hatte, kam er auf das Gymnasium zu Heidelberg. Von hier folgte er dem Doctor und Professor der Rechte, Böckelmann, 1612 nach Leyden und studirte daselbst drei Jahre lang außer Jura auch die Vokal- und Instrumentalmusik. Im J. 1677 erhielt er den Ruf als Cantor und Schulcollege nach Bremen an das dasige akademische Gymnasium, und nachdem er diese Stelle 30 Jahre lang rühmlichst verwaltet hatte, kam er als Cantor und Musikdirector an die reformirte Parochialkirche nach Berlin, wo er am 12. Mai 1723 starb. Er wußte nicht nur die meisten musikalischen Instrumente zu spielen, sondern componirte auch sehr vieles. Die ihm vom Könige Friedrich I. angetragene Capellmeisterstelle schlug er aus und begnügte sich damit, zuweilen auf seine Kosten öffentliche Musiken in der Parochialkirche und Privatconcerte in seinem Hause zu geben. Sein Aufenthalt zu Leyden fiel in die Zeit, als 1672 die Franzosen die Stadt überrumpeln wollten und von den Studenten zurückgetrieben wurden. Zum Andenken an diese That ließen die Holländer eine große silberne Schaumünze mit einer lateinischen Inschrift und mit dem Namen desjenigen, dem sie bestimmt war, prägen und selbige an jeden dort Studirenden austheilen. Auf der Münze, die G. erhielt, wird er Joh. Hieron. Graff genannt. Er ist auch 1672 in seinem 23. Jahre unter dem Namen Graf nach seinem von ihm selbst getuschten Bildnisse in Kupfer gestochen worden. Folgende Schriften von ihm sind im Drucke erschienen: „Kurze Beschreibung von der Construction und den

Arten der Trommet Marin“, 1681; „Geistliche Sabbathfreuden oder heilige Lieder“, mit 2 Discanten nebst Basso continuo, 1683; „Gespräch zwischen dem Lehrmeister und Knaben von der Singkunst“, 1702; „Rudimenta musicae practicae“, 1685.

Gerber, Altes Tonkünstlerlexikon. Fürstenau.

Graf: Johann G., aus dem Gebiete der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg gebürtig, bildete sich durch Unterricht in der Composition, sowie auf verschiedenen Instrumenten, insbesondere der Violine, zum tüchtigen Musiker aus. Er erhielt zunächst eine Stelle im Orchester des sogenannten „deutschen Hauses“ in Nürnberg, kam dann als Instructor und „Hoboisten-Meister“ zum „Löffelholtz'schen Regiment“ nach Ungarn, in welcher Stellung er zwei Mal Wien besuchte, wodurch seine weitere Ausbildung wesentlich gefördert wurde. Im Jahre 1718 trat er in die Dienste des Kurfürsten von Mainz, bald darauf in die des Bischofs von Bamberg, wurde aber später als Concertmeister nach Rudolstadt berufen, wo er um 1745 als Capellmeister starb. Gerber (Neues Tonkünstlerlexikon II) nennt folgende Compositionen Graf's für Violine mit beziffertem Baß: „6 Sonate op. 1“ (Bamberg 1718); „6 Sonate op. 2“ (Rudolstadt 1723). Auch 6 „kleine Partien“ von ihm für zwei Violinen, Viola und Baß (op. 5, 1739) sind bekannt geworden. Eine neunstimmige Motette („In convertendo“) besitzt die Pariser Bibliothek G. hatte 6 Söhne, die er sämmtlich zu tüchtigen Musikern erzog, doch haben sich nur Christian Ernst und Friedrich Hartmann (s. o.) besonders hervorgethan. Fürstenau.

Graf: Karl Heinrich G., alttestamentlicher Exeget und Orientalist, geb. am 28. Februar 1815 zu Mülhausen im Elsaß, † am 16. Juli 1869. Er war der Sohn eines Kaufmanns, besuchte die Primärschule und das Collége seiner Vaterstadt, kam 1830 nach Straßburg, wo er ein Jahr auf dem Gymnasium und sodann zwei Jahre auf dem protestantischen Seminarium zubrachte, und erlangte 1832 den Grad eines Bachelier-ès-lettres. 1833 begann er seine theologischen Studien auf der Straßburger Universität, widmete sich hauptsächlich der Exegese und den morgenländischen Sprachen, und wurde 1836 mit der Dissertation: „L'idée messianique dans son développement historique“ Bachelier en Théologie. Von seinen akademischen Lehrern gewannen besonders Bruch und Reuß Einfluß auf ihn, namentlich zu letzterem fühlte er sich hingezogen. Im J. 1837 ermöglichte ihm ein erlangtes Reisestipendium den Aufenthalt in Genf bis zum folgenden Jahre, in welchem er nach Straßburg zurückkehrte und bald darauf eine Hauslehrerstelle in Paris annahm. Nachdem er 1842 noch den Grad eines Licentiaten der Theologie in Straßburg erworben hatte, gab er 1843 die Hauslehrerstelle auf, und begab sich, da ihn sein Sinn unaufhaltsam nach Deutschland hinzog und er namentlich der französischen Unterrichtsmethode abhold war, 1844 nach Deutschland, wurde Lehrer an einem privaten Knabeninstitut in Kleinzschocher bei Leipzig und konnte von hier aus noch Vorlesungen des berühmten Orientalisten Fleischer in Leipzig besuchen, wie er denn überhaupt seine Muße zur Fortsetzung seiner Studien eifrig benutzte. Eine Frucht derselben war zunächst seine Uebersetzung von Sadi's Rosengarten (s. u.). Nachdem er 1846 die Prüfung für das höhere Lehramt bestanden und in demselben Jahre sich den Doctorgrad der Philosophie in Leipzig erworben hatte, wurde er 1847 interimistisch, 1849 aber definitiv für die französische und hebräische Sprache an der Landesschule zu Meißen angestellt, erhielt 1852 den Titel Professor und 1864 von der Universität Gießen honoris causa den Doctorgrad der Theologie. Im J. 1858 von einer schweren Krankheit befallen, kränkelte er von nun an beständig und mußte deswegen 1868 in den Ruhestand treten. In der Exegese und Kritik des Alten Testaments nahm er einen freieren und

selbständigen Standpunkt ein; er schrieb u. a.: „Der Segen Mose's, Deuter. 33", 1857. „Der Prophet Jeremia erklärt", 1862. „Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments. Zwei historisch-kritische Untersuchungen", 1866 Von den orientalischen Sprachen beherrschte er neben der hebräischen hauptsächlich die persische, was er zur Genüge in folgenden Werken bewies: „Moslicheddin Sadi's Rosengarten, nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen", 1846. (Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes, Bd. LVI.) „Sadi's Lustgarten (Bostan), aus dem Persischen übersetzt", 2 Bdchen. 1850. „Le Boustân de Sadi, texte persan avec un commentaire persan", 1858. Pseudonym gab er heraus: „Afrika. Von Karl Elsässer", 2 Bdchen. 1855—56.

Vgl. Meißener Schulprogramme von 1847, 1869, 1870. Haan, Sächs. Schriftstellerlexikon, S. 112. Redslob.

Graf: Simon G., auch Graff, geboren 1603 zu Schäßburg in Siebenbürgen; zuerst Feldprediger und dann seit 1634 Pastor zu Schandau, wo er am 25. März 1659, 56 Jahre alt, gestorben ist. Er gab eine Sammlung geistlicher Lieder unter dem Titel „Geistlich edel Herz-Pulver" heraus, welche vielleicht zuerst Leipzig 1631, hernach 1632 und 1636 erschienen ist. Ob von den unbekannteren Liedern dieser Sammlung einige von ihm selbst verfaßt sind, scheint nicht mehr ausgemacht werden zu können. Jedenfalls ist das ihm oft zugeschriebene Lied „Christus, der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn", nicht von ihm, weil es schon 1608 bekannt gewesen ist und in dem Vulpius'schen Gesangbuch von 1609 sich findet.

Vgl. Jöcher II, Sp. 1116. Fischer, Kirchenlieder-Lexikon, 1. Hälfte, S. 77 ff. l. u.

Graf: Urs G., Goldschmied, Münzstempelgraveur, Kupferstecher und Formschneider, geb. zu Solothurn um 1485, bildete sich in Straßburg und Zürich zum Goldschmied aus und ließ sich als solcher zu Basel nieder, wo er 1512 in die Zunft der Hausgenossen, welcher die Goldschmiede angehörten, sowie in das Bürgerrecht aufgenommen wurde. Neben seinem zünftigen Beruf verwerthete er sein Zeichnungstalent auf verschiedene Weise; am bekanntesten ist er durch die Holzschnitte, womit er eine große Anzahl Basler und mehrere Straßburger Druckwerke geziert hat. Seltener sind die Arbeiten seines Grabstichels und seiner Radirnadel. Man besitzt von ihm 27 Kupferstiche, geätzte Blätter und Niellen (nicht zum Abdruck bestimmte Silberstiche). Von letzteren sind acht Platten mit Darstellungen aus dem Leben St. Bernhards von Clairvaux noch vorhanden und erst in neuester Zeit abgedruckt worden. — Am meisten zeigt sich Graf's originelle Kunstweise in seinen Federzeichnungen, an welchen besonders die Basler Kunstsammlung reich ist. Sie behandeln vielfach Scenen aus dem Landsknechtsleben der damaligen Zeit. Dieselben sind von einer Lebendigkeit der Darstellung, welche den kriegserfahrenen Mann verrathen. In der That hat G. an mehreren Feldzügen, unter anderen an der mörderischen Schlacht bei Marignano (1515) theilgenommen. Daß er überhaupt ein wildes und unordentliches Leben geführt haben muß, geht aus mehreren strafgerichtlichen Urtheilen hervor, die deshalb über ihn gefällt wurden. Damit stimmt auch der lascive Charakter vieler seiner Zeichnungen. Sein Todesjahr ist zwischen 1529 und 1535 anzusetzen.

Zahn's Jahrbücher für Kunstwissenschaft V. u. VI. E. His.

Gräfe: Albrecht v. G. Unbestritten der größte Augenarzt der Neuzeit, wurde am 22. Mai 1828 auf dem Finkenherde bei Berlin geboren als Sohn des berühmten Chirurgen und Oculisten A. v. G., der zugleich Leibarzt des Königs von Preußen war. Die Pathenstelle des neugebornen Sohnes vertrat

König Friedrich Wilhelm III. Von frühester Jugend an überraschte das eminente Talent des Knaben alle Lehrer und überall leuchtete er in allen Classen als glänzendes Beispiel seinen Mitschülern vor. Mit der größten Leichtigkeit der Auffassung verband er zugleich einen staunenswerthen Fleiß, sodaß er in seinem 15. Jahre seine Gymnasialstudien schon vollendet hatte. Das Studium der Mathematik war es vorzüglich, das ihn anzog und die Kenntnisse in dieser Sparte waren es, die er in so ausgiebiger Weise in seinem Beruf später zu verwerthen wußte. Seine Leistungen in der Mathematik waren in dem Gymnasium schon so bedeutend, daß er mehrere Preisaufgaben, in mathematischen Zeitschriften aufgeworfen, löste, und als sein Lehrer eines Tags bemerkte, daß er die Lösung einer schwierigen Aufgabe, die dem Anscheine nach von dem Hefte abgelesen wurde, ohne Anstand von einem leeren Blatte ablas, wurde er geraume Zeit vor seinem Abgang auf die Universität von jedem mathematischen Unterrichte auf dem Gymnasium dispensirt. In jeder Weise vorbereitet, besuchte G. mit 16 Jahren die Universität, wo er nicht allein alle Zweige der Naturwissenschaften und Medicin, sondern auch Philosophie mit größtem Eifer kultivirte. Vorzüglich waren es Joh. Müller, der große Physiolog und die Kliniker Schönlein, Romberg, Dieffenbach, Wolf, die er als seine Lehrer verehrte. Als Dissertation schrieb er über die Wirkungen des Broms. Hierauf zum Doktor promovirt, besuchte er in Begleitung seines stets treuen Freundes Waldau (Schuft) zuerst Prag, wo der treffliche Lehrer Arlt ihn so anzog, daß er der Augenheilkunde hier seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Dieselbe wurde dann auch in Wien unter Friedrich Jäger's Leitung weiter gepflegt und als G. hierauf nach Paris ging, war es für ihn, wie es schien, eine beschlossene Sache, die Ophthalmologie als ausschließlichen Gegenstand seiner ferneren praktischen Thätigkeit zu wählen. Außer dem hier wirkenden Augenarzt Sichel aus Frankfurt, war es vorzugsweise der große Techniker Desmarres, dessen Leistungen er oft genug später als wahrhaft bahnbrechende bezeichnete. Ein glücklicher Zufall führte G. in London mit dem Physiologen Donders aus Utrecht zusammen, der sich ebenfalls mit den Funktionen des Auges beschäftigte. Dem wechselseitigen Zusammenwirken und der dauernden Freundschaft dieser Männer, der sich auch Arlt als letzter des Triumvirats anschloß, blieb er sein ganzes Leben hindurch treu. Während Donders bisher hauptsächlich die normalen Funktionen des Auges studirt hatte, wurde er von G. auf die krankhaften Verhältnisse des Auges aufmerksam gemacht. Und so wurde dieses freundschaftliche Zusammenwirken auch für die Wissenschaft in hohem Grade fruchtbringend. Bevor wir nun zur weiteren wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit Gräfe's übergehen, wollen wir noch eine Schilderung seiner persönlichen Erscheinung vorausschicken. Niemand, sagt mit Recht einer seiner Biographen, hat G. gesehen, ohne schon im Vorweg für seine Erscheinung eingenommen zu sein. Die edle Gestalt, das schöne Gesicht, das durchdringende geistreiche Auge und die hohe Denkerstirne von schwarzen, allerdings bald gebleichten Haaren beschattet, der mächtig wallende Bart und die weltmännisch leichte und doch so edle Bewegung gaben seiner Persönlichkeit einen edlen romantischen Zauber. Jeder Kranke, der G. überhaupt noch sehen konnte, gewann unendliches Zutrauen zu ihm und wer ihn nicht mehr sah, wenn er nur seine treue Stimme hörte und die milde Form vernahm, in die er seine Worte gekleidet, verlor die Sehkraft wol, doch nie die Hoffnung. Dieser fesselnde Zauber einer liebenswürdigen Persönlichkeit äußerte sich noch viel mehr auf seine Schüler. Nicht leicht war wol ein Lehrer, der in dieser Weise gleichmäßig von Allen verehrt wurde. Sein Benehmen in der Klinik war geradezu musterhaft. Da saß er, sagt Michaelis, bei Beginn der Vorlesung und hörte ruhig zu, wie der Practicant das Krankenexamen durchführte.

Dann ging er auf den Fall ein und rectificirte, aber stets mit der größten Freundlichkeit und herzgewinnender Humanität, was in der Diagnose und der vorgeschlagenen Therapie nicht richtig gewesen. Hierauf an den speciellen Fall allgemeine Regeln anknüpfend, entwickelte er seine Ansichten ohne gesuchten rhetorischen Schmuck einfach aber überzeugend und hinreißend.

Gehen wir nun auf seine wissenschaftlichen Leistungen über. Bei dem ersten Auftreten Gräfe's war die Wiener Schule für die Augenheilkunde die tonangebende. Hier hatte schon vor mehr als 50 Jahren Bär eine eigene Universitätsklinik gegründet und durch dessen Nachfolger Rosas und Fr. Jäger wurde hier die Augenheilkunde, unterstützt von einem großen Material ganz vortrefflich kultivirt. Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse im übrigen Deutschland, wo noch immer die Augenheilkunde als ein Theil der Chirurgie galt und nirgends eigene Lehrer für Augenheilkunde existirten. Obwol einige dieser Chirurgen, wie Jüngken, Chelius, Dieffenbach ꝛc. der Augenheilkunde ein Augenmerk zu wendeten, so war es doch hauptsächlich der technische Theil, den sie cultivirten. Die ganze Lehre der Refractions- und Accommodationsanomalien wurde vollständig vernachlässigt. Als nun im J. 1851 Helmholtz den Augenspiegel entdeckte und so die Möglichkeit gegeben war, auch die tieferen und zwar die wichtigeren Theile des Auges zu sehen und ihre Veränderungen bei Krankheiten zu beobachten, so eröffnete sich dem Augenarzt ein ganz neues und sehr großes Feld der Beobachtung. Das gleichzeitige Zusammentreffen der Entdeckung dieses Instruments mit einem so genialen Kliniker, wie G., der die gesehenen Veränderungen richtig deuten und so ein wissenschaftliches Gebäude der Krankheiten des Augenhintergrundes aufstellen konnte, war ein unverhofftes Glück für die Wissenschaft. Mit Recht sagt Jakobsen („Die Augenheilkunde auf preußischen Universitäten, ein Nothstand im Cultus") bezüglich der neueren Leistungen in der Augenheilkunde: Wieviel Ehre und Antheil an dem heutigen Stande aber der Eine diesem, der Andere jenem der vielen Mitarbeiter zutheilen mag, darin stimmen alle, gleichviel ob sie selbst nach Kräften geholfen oder als Lernende dem Gang der Entwicklung gefolgt sind, überein, der Löwenantheil an dem Geleisteten gebührt G. Wo auch immer Altes beseitigt und Neues an die Stelle gesetzt wurde, überall war er schaffend oder anregend an der Spitze; sein Name ist, wie es der Bär's und Richter's, für die erste Hälfte dieses Jahrhunderts war, der eines Reformators der Ophthalmologie für die zweite Hälfte geworden. Der Beginn seiner Wirksamkeit eröffnet eine neue Epoche, in der die Ophthalmologie, wie Pflüger sich ausdrückt, als nothwendige Frucht physiologischer Forschung einen ebenso schnellen als gewaltigen Aufschwung nimmt, einen Aufschwung, bei dem sie die meisten übrigen Gebiete der praktischen Medicin trotz vorhandener physiologischer Basis weit hinter sich läßt. — Die meisten litterarischen Arbeiten Gräfe's befinden sich in dem von von ihm im J. 1854 herausgegebenen „Archiv für Ophthalmologie". Der erste, 180 Seiten starke Band ist beinahe ganz mit seinen Arbeiten ausgefüllt und finden sich unter diesen zwei große Monographien, die für alle Zeit als classische Arbeiten einer genauen exakten Forschung gelten werden. Die eine behandelt das Doppeltsehen nach Schieloperationen, die andere die diphteritische Augenentzündung. Die ganze neue Lehre über Muskelkrankheiten und das Schielen ist hauptsächlich Gräfe's Verdienst. Noch mehr Aufsehen machte aber die zweite Abhandlung. Das klare Auseinanderhalten zwischen der Entzündung der Neugebornen und der Diphterie, welche Processe von den früheren Aerzten stets verwechselt wurden, aber eine ganz entgegengesetzte Behandlung erfordern, war vollkommen neu. Ebenso die rationelle Auseinandersetzung der Wirkungen der sogenannten kaustischen Behandlung, die unter Gräfe's Hand wahre Triumphe feierte. G. bewies dadurch, daß er nicht allein ein großer Forscher, sondern auch ein ausgezeichneter Arzt gewesen. Für den zweiten Band hatte schon G.

seine beiden Freunde Arlt und Donders als Theilnehmer für die Redaction gewonnen, von denen der erste mehr den praktischen, der letztere mehr den physiologischen Theil der Augenheilkunde cultivirte. Bald folgte eine Entdeckung Gräfe's, die seinen Ruhm schnell über die ganze Welt verbreitete. Es war die Heilung des grünen Staars, des Glaucoms durch Ausschneidung eines Stückes der Regenbogenhaut. Die Ursache des grünen Staars wurde von den früheren Autoren in die verschiedensten Membranen des Auges verlegt und nur über die vollständige Ohnmacht gegen dieses Leiden war man einig. Der Forscherblick Gräfe's erkannte aber, daß vorzüglich anormale Drucksteigerungen im Innern des Auges alle Erscheinungen des Glaucoms erklären konnten und um diese Steigerung wieder auf das normale Verhältniß zurückzuführen, wurde von ihm nach verschiedenen Experimenten die Ausschneidung einer Partie der Regenbogenhaut empfohlen. Glänzend war der Erfolg dieser Operation und allerseits wurde über die ausgezeichneten Erfolge berichtet; diese Entdeckung war um so segensreicher, weil der grüne Staar gewöhnlich, wenn das erste Auge daran zu Grunde gegangen, auch das zweite schnell ergreift und so unheilbare Blindheit zur Folge hatte. Ein weiteres großes Verdienst erwarb sich G. durch die Cultivirung der Operation des grauen Staares. Die von ihm angegebene modificirte Linearextraction bildet eigentlich auch jetzt noch immer die Normaloperation der meisten Augenärzte, denn die statistischen Verhältnisse der Heilung sind hier am günstigsten gegenüber allen früher bekannten Methoden. Es ist natürlich, daß sich an diese großen Arbeiten des Meisters noch eine große Zahl von kleineren Aufsätzen und Artikeln über die verschiedensten Krankheiten des Auges anschließen und man kann mit Recht sagen, es gibt kein Capitel in der Augenheilkunde, auf dem Gräfe's Genie nicht fruchtbringend gearbeitet und Neues zu Tage gefördert hätte. Aber auch die Form, unter der G. seine Arbeiten veröffentlichte, war eine vorzügliche; seine Darstellung war immer genau, präcis, sein Stil im höchsten Maße anziehend. Die Gabe, selbst die verwickeltsten Processe auch dem großen Publicum klar zu machen, hat er, wie Wenige, in hohem Grade besessen. Seine Antrittsrede: „Ueber die Bedeutung ophthalmologischer Studien für die Medicin zur Feier des 71. Stiftungstages des medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Instituts“ (Berlin, bei Peters), sowie ein populärer Vortrag: „Ueber Sehen und Sehorgan“ in der Sammlung wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff können hierfür als Muster gelten. Noch viel anregender als durch seine Schriften, wirkte Gräfe's mündlicher Vortrag. Mit Wärme und Klarheit wußte er nicht nur allen seinen Schülern die schwierigsten Themata zurechtzulegen, sondern sie geradezu für seine Wissenschaft zu begeistern. Und so war es kein Wunder, daß kaum nach eröffneter Lehrthätigkeit sich die Schüler in seine Klinik drängten. Der langjährige Ruhm Wiens, die beste Schule für die Augenheilkunde zu sein, ward auf einmal durch Gräfe's Privatklinik in Berlin weit überholt. Schon als junger Arzt hatten seine Collegen seine eminente Lehrfähigkeit erkannt und während seines Aufenthalts in Wien hielt er auf Ansuchen mehrerer Studienfreunde Vorträge über Augenheilkunde. Daher für seinen Beruf in Berlin schon in jeder Weise vorbereitet, war es kein Wunder, daß die Anzahl seiner Schüler mit jedem Jahre wuchs. Ein jeder junge Augenarzt schätzte es sich zur Ehre, ein Schüler Gräfe's zu werden und in allen größeren Städten ließen sich seine Schüler nieder. Ja es gibt wol wenig Lehrstühle der Augenheilkunde gegenwärtig auf deutschen Universitäten, die nicht von seinen Schülern besetzt sind. Gräfe's Sorge für das materielle Fortkommen seiner Anhänger war oft geradezu rührend. Mit nahezu väterlicher Sorge überwachte er ihre Existenz und fern von jedem Neide, war es ein Stolz für ihn, wenn der oder jener seiner Schüler neuen Ruhm in der Fremde erntete. So war denn

G. ein trefflicher Arzt und Beobachter, ein gewandter Operateur, ein vorzüglicher Schriftsteller und anregender Lehrer und man kann mit Recht von ihm sagen, daß er eine Summe von großen Eigenschaften in seiner Person vereinigte, wie wenige Sterbliche und von denen eine einzige schon genügt hätte, ihm einen hervorragenden Namen in der Wissenschaft zu machen. Seit Mitte Mai 1862 war G. mit der dänischen Gräfin A. v. Knuth vermählt. Drei Kinder entsprossen dieser Ehe. Schon längere Zeit an den Folgen einer früher überstandenen Brustfellentzündung leidend, fing er seit dem J. 1864 immer mehr zu kränkeln an. Zu den großen Aufregungen seines Berufs traten manche häusliche Kümmernisse, der Tod zweier Kinder, ein schweres Augenleiden seiner Tochter etc. Von Jahr zu Jahr nahmen seine Kräfte ab; doch blieb er bis zu den letzten Tagen seines Lebens thätig. Er starb in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli 1870, nur 42 Jahre alt. Obwol sein Tod in die aufgeregteste Zeitperiode der deutschen Geschichte fiel, nämlich unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, so wurde doch sein Hinscheiden nicht allein von allen Männern der Wissenschaft, sondern auch von der leidenden Menschheit tief empfunden. Der berühmte Physiologe Helmholtz schrieb nach seinem Hinscheiden die bezeichnenden Worte: „Sein Verlust für die Wissenschaft ist geradezu unersetzlich, denn Männer, die im Gewühle der aufreibendsten Praxis noch große Ideen verfolgen können, kehren nur nach Jahrhunderten zurück“, und Göschen sagt von ihm: „Es gibt Sterbliche — aber klein und selten gefunden ist ihre Zahl — die wie überschüttet erscheinen mit allen Vorzügen und Gütern, die wir als höchste im Preise schätzen: körperliche Schönheit, gewinnende Liebenswürdigkeit, scharfer mit glücklichster Combinationsgabe vereinter Verstand, leichtestes Auffassen gepaart mit unabweisbarem Fleiß, äußere Mittel auch, diese Gaben alle unter glücklichen Verhältnissen zu voller Vollendung, zu glänzender Verwerthung rasch zu führen.“ Trotz der vielen Anerkennung hat G. doch viele Ziele gar nicht und manche erst nach recht langen Kämpfen zu erreichen vermocht. Die meiste Zeit war seine praktische Thätigkeit auf seine Privatklinik und Privatklientel beschränkt, wo sich freilich ein Material anhäufte von einer Reichhaltigkeit und Großartigkeit, wie niemals vorher. Erst in den letzten Jahren seines Lebens erhielt er eine Abtheilung in der Charité; auch gelang es ihm erst nach vielen Jahren, seine Specialwissenschaft als vollberechtigten Zweig der Gesammtmedicin zur Geltung zu bringen und erst nach seinem Tode sehen wir auf jeder preußischen Universität eine Augenklinik vom Staate eingerichtet und die Augenheilkunde in die neue Examinationsordnung als eigenes Fach nicht mehr im Verein mit der Chirurgie von den Studirenden gefordert. Mit Recht sagt daher Michaelis am Schlusse seiner trefflichen Biographie: „Albrecht v. G. Sein Leben und Wirken“: „Nach seinem Tode wurde seine Privatklinik geschlossen, die dieselbe bildenden Häuser verkauft. Weder die Berliner Universität, deren Zierde ein G. gewesen, noch die Stadt Berlin, zu deren bedeutendsten Bürgern er unbestritten gehört, und deren augenkranke Arme er 20 Jahre lang unentgeldlich behandelt hatte, noch endlich die zahlreichen wohlhabenden und reichen Augenleidenden, welche Hülfe und Heilung in der Karlsstraße Nr. 46 gefunden, haben daran gedacht, eine Sammlung anzuregen, um Haus und Einrichtung dem humanen Zwecke, dem dieselben 18 Jahre hindurch gedient hatten, von neuem zu widmen. Kein Zeichen erinnert in dem Hause an das Walten und Wirken eines Albrecht v. G. Bald wird sich in der Nähe sein Standbild erheben. Tausende und abermals Tausende werden gleichgültig an demselben vorübergehen; Tausende und abermals Tausende von Kranken würden im Laufe der Jahre das Andenken Gräfe's gesegnet haben, wäre ihnen in einer zu seiner Ehre gestifteten Heilanstalt die Wohlthat gediegener augenärztlicher Behandlung geworden.“

Biographien von G. erschienen bis jetzt von: Dr. Hermann Cohn, Albrecht v. G. Breslau, bei Morgenstern. Dr. Alexander Göschen, Albrecht v. G. Berlin, bei G. Reimer. Dr. Eduard Michaelis, Albrecht v. G. Sein Leben und Wirken. Berlin.

Rothmund.

Graefe: Christian Friedrich G., Philolog, geb. zu Chemnitz in Sachsen am 1. Juli 1780, † in St. Petersburg am 12. December 1851. Nachdem er 7 Jahre lang das Lyceum seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er 1799 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, trieb aber daneben unter der Leitung G. Hermann's, an dessen griechischer Gesellschaft er gleichzeitig mit Thiersch, Seidler und Passow Antheil nahm, mit Eifer philologische Studien. Im J. 1803 bestand er das theologische Candidatenexamen, promovirte am 28. Februar 1805 als Dr. philos. (oder wie es damals in Leipzig hieß, Magister) und trat, nachdem er eine Zeit lang in Leipzig Hauslehrer gewesen, 1806 auf G. Hermann's Empfehlung als Erzieher im Hause des livländischen Landrathes Karl Gustav Samson von Himmelstjerna zu Urbs in Livland ein, dessen dritte Tochter, Hedwig, er später als Gattin heimführte. 1810 wurde er als Professor der griechischen Litteratur an der geistlichen Akademie bei dem Alexander-Newsky-Kloster nach St. Petersburg berufen, das ihm zur zweiten Heimath wurde. Der feingebildete Curator des St. Petersburger Lehrbezirks, Sergius Uwaroff, dem G. bald persönlich näher trat, übertrug ihm 1811 die Professur der lateinischen Sprache am pädagogischen Institut, welche er 1815 mit der Professur der griechischen Sprache an demselben Institute vertauschte; diese behielt er bei der Umgestaltung dieses Instituts zur Universität im J. 1819 bei, übernahm daneben 1822 noch die Professur der lateinischen Sprache an der Universität und 1829 die Professur der griechischen Litteratur an dem neu errichteten pädagogischen Hauptinstitute. Der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften gehörte er seit 1818 als correspondirendes, seit 1820 als wirkliches Mitglied an; seit 1821 war er auch Conservator des Antiken- und Münzcabinets der kaiserlichen Ermitage, seit 1840 Ehrendirector desselben, seit 1842 wirklicher Staatsrath. G. war ein durchaus braver und edler Mensch, ein ebenso gewissenhafter als anregender Lehrer; seine schriftstellerischen Arbeiten, die sich besonders auf den Gebieten der Texteskritik der späteren griechischen Dichter und der Sprachwissenschaft bewegen, zeigen eine sehr gründliche Kenntniß der griechischen Sprache und ein äußerst glückliches Talent für Conjecturalkritik. Am meisten verdanken seinem Scharfsinn die von ihm herausgegebenen Dionysiaca des Nonnus von Panopolis („Nonni Dionysiacorum libri XLVIII, suis et aliorum coniecturis em. et ill. Fr. G.“, 2 Bde., Leipz. 1819. 1826); ferner hat er kritische Beiträge geliefert zu den griechischen Bukolikern („Epistola critica in Bucolicos graecos“, Petersb. 1815), zu Tryphiodorus („Observationes criticae in Tryphiodorum“, ebd. 1817), zu Coluthus und Musaeus („Conjecturae in Coluthum et Musaeum“, ebd. 1818), das Gedicht des Paulus Silentiarius („Pauli Silentiarii descriptio magnae ecclesiae“, Leipz. 1822) und als Probe einer neuen Bearbeitung der griechischen Anthologie die Epigramme des Meleager von Gadara herausgegeben („Meleagri Gadareni epigrammata tamquam specimen novae recensionis Anthologiae graecae ed. Fr. G.“, Leipz. 1811). Verschiedene Abhandlungen von ihm zur griechischen Epigraphik, zur griechischen Grammatik und zur vergleichenden Sprachforschung, mit vorzugsweiser Berücksichtigung des Griechischen und des Slavischen, sind in den Schriften der Petersburger Akademie abgedruckt. Endlich hat er auch mehrmals bei festlichen Anlässen formgewandte griechische Gedichte verfertigt.

S. Schiefner in der Allgem. Encykl. d. Wiss. u. K., S. I. Bd. 78, S. 50 f.; ein vollständiges Verzeichniß von G.'s Schriften im Bulletin de la

classe historico-philologique de l'académie impériale des sciences de St. Petersbourg, t. IX, p. 365 ss. Bursian.

Gräfe: Heinrich G., Pädagog und Schulmann, geboren am 3. März 1802 in Buttstädt im Großherzogthum Weimar, gestorben am 22. Juli 1868. Nachdem er auf der lateinischen Stadtschule seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erlangt hatte, besuchte er das Gymnasium in Weimar, an dem damals Männer, wie Riemer und Hand, eine ersprießliche Thätigkeit entwickelten. Bei der Aermlichkeit seiner Lage war G. schon frühzeitig auf Privatunterricht und Abschreiben angewiesen. Im J. 1820 bezog er die Universität Jena, wo er sich anfänglich mit Vorliebe den mathematischen Studien zuwandte, später ging er zur Theologie über, weil er dadurch sicherer in ein Schulamt zu gelangen hoffte. Schon 1823 bestand er die Candidatenprüfung in Weimar. Er wurde Hülfsgeistlicher und Hülfslehrer für die unteren Klassen des Gymnasiums. Bereits 1825 wurde dem strebsamen jungen Manne das Rectorat der Stadtschule in Jena anvertraut. Hier bewährte er sich nach allen Seiten hin als einen Mann, der die pädagogischen Bedürfnisse der Gegenwart wol zu beurtheilen verstand. Deshalb wurde von der Schulbehörde Gräfe's Rath in wichtigen Schulfragen öfter begehrt. Die Ergebnisse einer Reise, die er am Schlusse der dreißiger Jahre im Auftrage des Oberconsistoriums unternommen, um darüber zu berichten, was sich in den verschiedenen Städten des Landes zur Hebung der Volksbildung thun lasse, mußte er Anderen zur praktischen Ausführung überlassen, denn er folgte 1842 einem Rufe nach Kassel als Rector der Bürgerschule, aber mit dem Auftrage, eine Realschule ins Leben zu rufen. Durch mannichfache Schriften: „Die deutsche Schule“, „Neue allgemeine Schulzeitung“, „Archiv für Pädagogik und praktisches Volksschulwesen“, „Das Schulrecht“ ꝛc. hatte sich G. einen geachteten Namen als Pädagog erworben. Im J. 1840 war er zum außerordentlichen Professor der Pädagogik an der Universität Jena ernannt worden und hielt als solcher nach Brzoska's Tode Vorträge über Pädagogik. Diese Vorträge bildeten die Grundlage zu der 1845 in Leipzig erschienenen „Allgemeinen Pädagogik“ und zu der 1847 in 3 Theilen herausgegebenen Schrift „Die deutsche Volksschule“. 1849 gewann er in Kassel als Mitglied der obersten Schulbehörde das Ministerium Eberhard für eine wesentliche Erhöhung des Minimalgehaltes der Lehrer. Sein tiefes Interesse für Hebung der Schulen veranlaßte ihn, ein Mandat als Landtagsabgeordneter in der hessischen Kammer anzunehmen. Um diese Zeit beginnen die Kämpfe, welche G. dem Ministerium Hassenpflug gegenüber zu bestehen hatte. Seine Schrift „Der Verfassungskampf in Kurhessen“ wurde die Veranlassung, daß er zur Untersuchung gezogen und am 19. Februar 1852 von dem Kriegsgericht wegen seiner Thätigkeit im landständischen Ausschusse und wegen seines Buches „Der Verfassungskampf ꝛc.“ zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt und ihm auch das Recht abgesprochen wurde, die kurhessische Nationalkokarde zu tragen. Mit diesem Urtheile war der Verlust seines Amtes verbunden. Nachdem er auf der alten Festung Spangenberg seine Strafe abgebüßt hatte und zu den Seinen zurückgekehrt war, zog er sich durch eine unwillige Erwiederung auf eine ungeschickte Zeitungscorrespondenz in einem hannover'schen Blatte, die fälschlich von Begnadigung geredet hatte, von neuem Unannehmlichkeiten zu. Es stand eine Anklage auf Majestätsbeleidigung in Aussicht. Da riethen die Freunde — er war auf einer Reise in Thüringen begriffen — den hessischen Boden nicht wieder zu betreten. G. ging in die Schweiz, um in Genf als Lehrer in die Erziehungsanstalt Rödiger's einzutreten und dann, wenn er sich gehörig orientirt, selbst ein neues Institut zu gründen. Nicht leicht wurde es dem tüchtigen Manne unter schwierigen Verhältnissen für seine zahlreiche Familie zu sorgen. Daher war es ihm

erwünscht, als er Michaelis 1855 einem Rufe als Rector der Bürgerschule nach Bremen folgen konnte. Hier hat er die letzten Jahre seines Lebens, von Allen, die ihn kannten, hochgeachtet, eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Außer den genannten Werken hat G. eine sehr große Anzahl von Schriften, welche dem geometrischen, dem arithmetischen, dem naturwissenschaftlichen und sprachlichen Unterrichte zu dienen bestimmt sind, veröffentlicht. Viele pädagogische Zeitschriften hat er herausgegeben, an vielen hat er mitgearbeitet. In der „Geschichte der Pädagogik von Pestalozzi bis zur Gegenwart" von Dr. Karl Schmidt nimmt er in seinen pädagogischen Anschauungen eine Mittelstellung zwischen Harnisch und Diesterweg einerseits und Fr. Fröbel andererseits ein. Um die Organisation des Volks-, Bürger- und Realschulwesens hat er sich große Verdienste erworben. In allen Lebenslagen war er ein ehrenhafter, tüchtiger Mann.

Vgl. Dr. Karl Schmidt's Pädagogik Bd. 4 S. 253 flg. Zur Erinnerung an Prof. Dr. Heinr. Gräfe. Ein Gedenkblatt für seine Freunde. Danzig 1868.

Lothholz.

Graefe: Johann Friedrich G., Componist, geboren zu Braunschweig 1711, gestorben daselbst am 5. Februar 1787, als herzoglicher Post- und Kammerrath, war einer von den musikalischen Dilettanten, welche mit Künstlern von Fach in die Schranken treten können. Er war nicht allein ein einsichtsvoller und redlicher Beamter, der in seinem Amte, in welchem er über 50 Jahre thätig war, sich die allgemeine Achtung und Anerkennung erworben hat, sondern er galt auch durch ganz Deutschland als ein gründlich gebildeter und geschmackvoller Componist, dessen Arbeiten, wie gleichzeitige Urtheile melden, „außer der vollständig harmonischen Richtigkeit und melodischen Lebhaftigkeit von mancherlei künstlichen Bindungen und artigen Nachahmungen, noch eine eigene Schönheit besitzen, die der leichtsinnigen Arbeit manches italienischen Componisten zur Beschämung gereicht." Bekannt sind von G.: „Sammlung von Oden und Liedern", 1737, 3. Aufl. 1743. „Oden und Schäfergedichte", 1744. „50 Psalmen und geistliche Oden von Cramer und Gellert", 1760. „L'Amour discret., Cantate par Mons. N. Destouches, mise en musique par J. F. G.", 1767. „Oden und Lieder des Herrn von Hagedorn", 2 Hefte, 1767. 1768. „Sechs geistliche Oden und Lieder", 1762, u. a. m. Seine Tochter Louise war die Gattin von Joh. Arn. Ebert.

F. Spehr.

Graefe: Karl Ferdinand v. G., Chirurg und Augenarzt, ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin, Director des klinischen Instituts für Chirurgie und Augenheilkunde daselbst, dritter Generalstabsarzt der königlich preußischen Armee, Geheimer Medicinalrath ꝛc. ꝛc., wurde am 8. März 1787 zu Warschau geboren, als Sohn des Geschäftsführers des Grafen Moszynski. Nachdem er den ersten Schulunterricht von einem deutschen Hauslehrer erhalten, kam er 1800 auf das Gymnasium zu Bautzen und später in die Kreuzschule zu Dresden. Er begann daselbst auf dem Collegium medico-chirurgicum das Studium der Medicin und setzte es seit 1805 in Halle und Leipzig fort, an welchem letzteren Orte er am 21. April 1807 mit der Inauguraldissertation „De notione et cura angiectaseos labiorum" zum Dr. med. et chir. promovirt wurde. Im folgenden Jahre, in welchem er bereits zum Leibarzt und Hofrath des regierenden Herzogs von Anhalt-Bernburg Alexius ernannt und nach dessen Residenz Ballenstedt berufen worden war, gab er jene Inauguralschrift in ausführlicherer deutscher Bearbeitung unter dem Titel: „Angiectasie. Ein Beitrag zur rationellen Cur und Erkenntniß der Gefäßausdehnungen", Leipzig 1808, 4., mit 4 Kupfertafeln heraus und machte sich in seinem neuen Wirkungskreise durch die noch 1808 erfolgte Errichtung eines Krankenhauses in Ballenstedt, sowie Begründung eines Kurortes unter dem Namen „Alexisbad" im Selkethale, mit Benutzung

einer dortigen, bis dahin kaum gekannten und gewürdigten salinischen Eisenquelle, verdient. Er bewies hierdurch ein Interesse an den natürlichen Mineralquellen, das er sein ganzes Leben hindurch in verschiedenartigster Weise bethätigt hat. Sehr bald verstand es G. durch seine chirurgischen Leistungen die Augen der preußischen Regierung auf sich zu lenken, sodaß bereits 1810 der 23jährige Mann einen Ruf als Professor der Chirurgie an die Universität Königsberg erhielt, den er indessen ablehnte, um jedoch noch in demselben Jahre die gleiche Professur und die chirurgische Klinik an der neuerrichteten Universität Berlin, und zwar vom Wintersemester 1810—11 an, zu übernehmen. Die genannte Klinik als Institut mußte aber erst durch G. begründet werden, um in ihr eine Unterrichtsmethode, wie sie, im Wesentlichen noch heutzutage befolgt, G. einer der Ersten in Deutschland war, für die stationäre Klinik sowohl als die ambulante Poliklinik in Anwendung zu bringen. Eine weitere Frucht der Erfahrung und Speculation auf chirurgischem Gebiet waren die 1812 erschienenen „Normen für die Ablösung größerer Gliedmaßen“, in denen G., allerdings noch auf eine ziemlich geringe Zahl von Operationsfällen sich stützend, ein neues Amputationsverfahren empfahl. — Nur zu bald eröffnete sich G. ein noch mehr ausgebreiteter Schauplatz für seine Thätigkeit. Kaum hatte der später so glorreich beendete Befreiungskampf im Frühjahr 1813 seinen Anfang genommen, als auch G. den König bat, seine Wirksamkeit auf die für König und Vaterland kämpfenden Heerschaaren ausdehnen zu dürfen. Nachdem diese Bitte eine gnädige Aufnahme gefunden, wurde G. mit dem Charakter eines Divisions-General-Chirurgus die Administration der Militärheilanstalten Berlins übertragen, und einige Monate später ihm die Leitung des Lazarethwesens beim 4. Armeecorps, sowie, für die inzwischen auf etwa 180,000 Mann vergrößerte Armee, die Errichtung eines Hauptreservefeldlazareths anvertraut, ihm auch die Inspection der sämmtlichen in den drei Gouvernements zwischen der Weichsel und Weser gelegenen Provinzial-(Reserve-)Lazareth übergeben. Nur den unerhörtesten Anstrengungen und dem Organisationstalente Graefe's gelang es, alle diese über einen ausgedehnten Landesstrich verbreiteten, an 38 verschiedenen Orten gelegenen Lazarethe, die nur erst dem Namen und der Nothwendigkeit nach vorhanden waren, für die inzwischen nach den Schlachten im Sommer 1813 auf eine enorme Höhe angewachsene Zahl von Verwundeten und Kranken, zu schaffen, einzurichten, mit den nöthigen Aerzten und Oekonomiebeamten zu versehen, und das Alles mit möglichster Schonung der fast erschöpften Staatsmittel, dagegen mit aufopfernder Unterstützung Seitens der gesammten Bevölkerung. Auch zu Ende des J. 1813 und anfangs 1814 erwarb G. sich bei der Tilgung einer der furchtbarsten Typhusepidemien, wie sie je beobachtet worden sind, nämlich der in dem belagerten Torgau ausgebrochenen, an welcher in wenigen Monaten gegen 30000 Menschen zu Grunde gegangen waren, durch Umsicht und Energie große Verdienste und verfaßte bei dieser Gelegenheit eine kleine, unentgeltlich vertheilte Schrift: „Die Kunst sich vor Ansteckung bei Epidemieen zu sichern“. — Beim Wiederausbruch des Krieges im J. 1815 wurde G. wieder, wie in den Jahren vorher, die Leitung des Lazarethwesens in den sehr umfangreichen, den Kriegsschauplatz umfassenden und demselben zunächst gelegenen Landestheilen, nämlich in dem Gouvernement zwischen der Weser und dem Rheine, in dem Großherzogthum Berg und Niederrhein, sowie in den preußischen Lazarethen von Holland und Belgien, endlich auch die Formation der gesammten Reservefeldlazarethe der Armee übertragen. Was derselbe in diesem und den früheren Feldzügen zum Wohle der Angehörigen der verschiedenen Armeen in der uneigennützigsten Weise (er gab das ihm zustehende Militärgehalt der Staatscasse zurück) gethan hat, das fand auf allen Seiten, bei Hoch und Niedrig, im In-

und Auslande, die bereitwilligste Anerkennung und erhielt Seitens des Königs von Preußen durch die im December 1815 erfolgte Verleihung des „Geheimraths-Charakters“ einen Ausdruck. — Zu seiner klinischen Thätigkeit nach Berlin zurückgekehrt, nahm er sich derselben mit allem Eifer und Nachdrucke an und bereits für das J. 1816 finden wir einen „Jahresbericht über das klinisch-chirurgisch-augenärztliche Institut der Universität zu Berlin“, der eine lange Reihe ihm nachfolgender ähnlicher Berichte eröffnet. G. zeichnete in der Klinik eine eminente Lehrfähigkeit neben einer meisterhaften Technik als Operateur aus. Seine Erfindungen und Verbesserungen von Operationsmethoden sind zahlreich. Durch ihn fanden zuerst die sogenannten plastischen Operationen in Deutschland, das später auf diesem Felde durch Graefe's beide Nachfolger im Lehramte (Dieffenbach, B. v. Langenbeck) von keinem anderen Lande Uebertroffenes leisten sollte, ihren Eingang. Er war es, der die seit Jahrhunderten in Indien und später auch in Italien bekannten und geübten Methoden der Wiederherstellung zerstörter Nasen durch die „Rhinoplastik“ (der Name rührt von G. her und hat in vielen anderen „Plastiken“ Nachfolger gefunden) der Vergessenheit entriß und den Anstoß gab, daß diese Operation zu einer bis auf den heutigen Tag viel angewendeten erhoben wurde. Epoche machend, namentlich für die Geschichte der Operation, wird daher stets seine 1818 erschienene Schrift „Rhinoplastik oder die Kunst, den Verlust der Nase organisch zu ersetzen“ bleiben. Eine zweite plastische Operation, die G. 1816 geschaffen hat, wenn er sich auch anfänglich bei derselben einer mangelhaften, später (1819) von französischer Seite (Ph. J. Roux) verbesserten Methode bediente, ist die Gaumennaht zur Heilung von angeborenen Spalten des weichen Gaumens. Seine erste größere Mittheilung über diese neue Operation eröffnete das von ihm in Gemeinschaft mit Phil. v. Walther begründete, seit 1820 erschienene „Journal der Chirurgie und Augenheilkunde“, das bei Graefe's Tode (1840) bereits 30 Bände, die zahlreiche eigene Abhandlungen Graefe's enthalten, umfaßte. — Durch königl. Cabinetsordre vom 3. Juli 1822 wurde G., der bereits seit 1817 Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen und seit 1820 Mitglied der Oberexaminationscommission für die Staatsprüfungen war, „in Anerkennung der rühmlichen Dienste, welche Sie in einem ausgebreiteten Wirkungskreise Meinem Heere in den beiden letzten Kriegen geleistet haben, und in gerechter Würdigung Ihrer ausgezeichneten Verdienste um die Wissenschaft“ zum dritten Generalstabsarzte der Armee und zum Mitdirector der beiden militärärztlichen Bildungsanstalten (des medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Instituts und der medicinisch-chirurgischen Akademie für das Militär) ernannt und ihm in diesen beiden Eigenschaften „die besondere Leitung des Unterrichts und der wissenschaftlichen Ausbildung bei dem gesammten Militärmedicinalwesen unter dem Chef desselben, dem wirklichen ersten Generalstabsarzt Dr. Wiebel, übertragen“, er auch durch Cabinetsordre vom 24. März 1825 für Verhinderungsfälle mit der Stellvertretung des ersten und zweiten Generalstabsarztes (Wiebel, Büttner) beauftragt. — Im J. 1823 erschien eine auf Erfahrungen in den Kriegen von 1813—15 basirte Abhandlung, welche eine Geisel der damaligen Heere zum Gegenstand hatte, „Die epidemisch-contagiöse Augenblennorrhoe Aegyptens in den europäischen Befreiungsheeren“, in welcher er die Entstehung, Erkenntniß, Vorbeugung und Behandlung derselben besprach. — Von der Anerkennung, die sich G. auch bereits im Auslande erworben hatte, gab der Umstand Zeugniß, daß der Senat seines Geburtslandes, des Königreiches Polen, im J. 1825 dem Kaiser Alexander von Rußland die Erhebung Graefe's in den polnischen Adelstand vorschlug. Dieselbe wurde durch den inzwischen zur Regierung gekommenen Kaiser Nicolaus mittelst Diploms vom 14. Februar 1826 vollzogen und

durch eine Cabinetsordre des Königs von Preußen unter dem 16. November d. J. anerkannt und glückwünschend genehmigt. — Unter den zahlreichen Erfindungen und Verbesserungen von Instrumenten und Apparaten, die von G. ausgegangen und unter seinem Namen bekannt sind, führen wir das Compressorium der Meningealarterien (1810), die Ligaturstäbchen, einen Operationstisch (1821), die Waffenbahre (1824), das Coreoncion (1828) an und unter den Operationen, die er zuerst in Deutschland ausführte, die partielle Resection des Unterkiefers (1821), die Unterbindung der Art. anonyma (1823), ebenso wie später die Lithotripsie. — Während G. die Fortschritte der Chirurgie und Augenheilkunde mit rastlosem Eifer verfolgte und nicht wenig durch Wort und Schrift zur Förderung derselben beitrug, gehörte er gleichzeitig zu den glücklichsten, von Hoch und Niedrig aufgesuchten Praktikern, dessen Patienten zum Theil den höchsten Kreisen angehörten (den König von Preußen behandelte er 1827 an einem Beinbruch, den Herzog von Cumberland, nachmaligen König von Hannover, operirte er mit bestem Erfolge am grauen Staar, dessen Sohn, den Kronprinzen, nachmaligen König Georg, behandelte er seit frühester Kindheit). Aber auch anderen Gebieten der Heilkunde blieb er nicht fremd; den Mineralquellen widmete er, wie wir gesehen, vom Anfange seiner praktischen Thätigkeit an, eine besondere Vorliebe und suchte dieselben auf Reisen im In- und Auslande näher kennen zu lernen und andererseits wieder bekannt zu machen. Noch am Ende seines Lebens beschäftigte ihn eine balneologische Schrift, die fast vollendet in seinem Nachlasse gefunden wurde und unter dem Titel „Die Gasquellen Süditaliens und Deutschlands“ erst nach seinem Tode 1842 erschien. — Als die Cholera sich den Grenzen Preußens näherte, wurde auch sein gewichtiger Rath über die zu ergreifenden Schutzmaßregeln begehrt. Freilich wurden die von ihm ertheilten Rathschläge nicht befolgt; vielmehr gelangten die seines Collegen und Antagonisten Rust, die, wie die Folge es erwies, nicht zweckmäßig waren (wie der Cholera-Cordon) zur Ausführung. — Daß er bei dieser vielseitigen und rastlosen Thätigkeit auch an anderweitigen, in seine Zeit fallenden litterarischen Unternehmungen einen förderlichen Antheil nahm, wie z. B. an einer Reihe von Inauguraldissertationen, ferner durch Vorreden, die er zu Uebersetzungen werthvoller Bücher des Auslandes schrieb, durch Mitherausgabe des von der Berliner medicinischen Facultät ins Leben gerufenen „Encyklopädischen Wörterbuches der medicinischen Wissenschaften“, durch die Mitredaction der „Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder“, davon geben die litterarischen Sammelwerke, wie Callisen's medicinisches Schriftsteller-Lexikon (Bd. 7, 1831, S. 328; Bd. 28, 1840, 249) eine umfassende Kunde. — Der Tod Graefe's fand, ziemlich unerwartet, am 4. Juli 1840 zu Hannover statt, wohin er sich begeben hatte, um an dem Kronprinzen von Hannover eine Operation zu vollziehen, die diesem das Augenlicht wieder verschaffen sollte.

Zu einer schließlichen Charakterisirung der Verdienste Gräfe's um die Menschheit und die Wissenschaft können wir nichts Besseres thun, als die folgenden Sätze einem Nachruf zu entlehnen, der ihm von dem berühmten Münchener Chirurgen Phil. v. Walther, seinem vieljährigen Freunde, dem Mitherausgeber des Journals für Chirurgie und Augenheilkunde, in diesem (Bd. 30 S. 741) gewidmet wurde: „Was G. als Arzt leidenden Mitmenschen gewesen, Solches spricht die in tausend Zungen redende, noch nicht verstummte Klage Derjenigen aus, die durch ihn in schweren, oft scheinbar rettungslosen Krankheiten Trost und wirksame Hülfe gefunden. Wie er durch Lehre und Beispiel gleichfalls Tausenden von jungen Aerzten, die um seinen Lehrstuhl sich drängten und die weiten Räume seines Operationssaales erfüllten, ein vorleuchtendes Gestirn zur Erhellung ihrer künftigen mühsamen und klippenvollen Bahn war, solches haben die dankbaren Schüler, die

ihn liebten und verehrten, schon vielfach ausgesprochen, und sie werden, ich wage es zu hoffen, es noch kräftiger und nicht eingeschüchtert durch Zeitverhältnisse und eingetretene Veränderungen, in frommer Weise thun. Was er in Krieg und Frieden dem preußischen Staate Nützliches und Förderndes geleistet, solches hat der Höchstselige König ...... durch glänzende Anerkennungen seines Verdienstes vielfach und auf eine für beide Theile gleich ehrende Weise kundgegeben." ..... „G. lebte in der vielbewegten Zeit, in welcher nicht nur die deutsche Chirurgie einen lebhafteren und höheren Aufschwung nahm, sondern die Chirurgie überhaupt zur freieren und edleren Entwickelung und Gestaltung gelangte. In der Reihe derjenigen Zeitgenossen, welche zu jenem höheren Aufschwunge und zu dieser edleren Entwickelung belebende Impulse gaben und wesentlich beitrugen, nimmt er einen ausgezeichneten Platz ein, und seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen sind auf beide nicht ohne die wohlthätigsten und förderndsten Einwirkungen geblieben. Es kommt darauf an, die edle Kunst von der rohen Empirie und von dem handwerkmäßig Hergebrachten zu befreien, sie gleich der Medicin auf die wissenschaftliche Grundlage der gesammten Heilkunde — auf die Naturwissenschaft zu gründen, und sie mit den neueren geistreichen und glänzenden Fortschritten derselben in Uebereinstimmung zu bringen; insbesondere aber das ungebührlich verspätete Aufblühen der um viele Decennien gegen die französische, englische und italienische zurückgebliebenen deutschen Chirurgie endlich herbeizuführen. In der Reihe der Begründer der deutschen Chirurgie und der Reformatoren der wissenschaftlichen Chirurgie überhaupt nimmt G. einen der ersten und ausgezeichnetsten Plätze ein, und die richtende Nachwelt wird auf dem unvergänglichen Marmor der Geschichte seinen Namen neben jenen der größten Chirurgen aller Länder und aller Jahrhunderte mit goldenen Buchstaben einzeichnen. Nicht blos, daß er die Staphylorrhaphie zuerst erfunden, daß er die Rhinoplastik wissenschaftlich begründet, die Grundsätze und Regeln derselben ans Licht gestellt, ihre Technik mit einer neuen Methode bereichert, daß er das Wesen der Telangiectasie ergründet, richtig bestimmt, über die Gliederablösungen wichtige Normen und Regulative aufgestellt, die Operation des Kaiserschnittes in ihrer Indication und ihren Technicismen wesentlich vervollkommnet und zur Sicherung ihres Erfolges erheblich beigetragen, daß er mit der Resection des Unterkiefers sich einer der Ersten in Deutschland und mit ermunterndem Erfolge beschäftigt, viele nützliche, sinnreiche und brauchbare chirurgische Instrumente und Bandagen theils neu erfunden, theils die schon vorhandenen wesentlich verbessert und brauchbarer gemacht hat; — um von diesen und vielen anderen seiner wichtigen Entdeckungen zu schweigen, sage ich, daß er den Geist der Wissenschaft, der so vielen ein verschlossenes Geheimniß ist, richtig erfaßt, daß er ihn seinen zahlreichen Schülern und der Welt geoffenbart, und so zur wissenschaftlichen Begründung der Chirurgie Vieles, Großes und Nachwirkendes beigetragen habe. Wenn sich dabei in der Art der Mittheilung menschliche Schwächen äußerten, von welchen kein Sterblicher frei ist, so mögen Uebelwollende nach dem Dahinscheiden des großen Meisters diese aufzudecken, ein unwürdiges Ergötzen finden. Ich sage: Ubi plura nitent, ego non paucis offendar maculis. Seine Schwächen waren nie von unedler Art, und sie äußerten sich nie in unwürdigen, aus gemeinen Intentionen hervorgehenden Handlungen." — Auch heute noch, fast 40 Jahre nachdem die vorstehenden Zeilen geschrieben sind, und nachdem der Lobredner selbst längst zur ewigen Ruhe eingegangen ist, müssen wir zugestehen, daß seine Voraussetzungen sich vollkommen bestätigt haben, daß die unparteiische Geschichte auch heute noch Graefe's Verdienste in vollstem Maße anerkennt und würdigt.

H. S. Michaelis, C. F. v. Gräfe in seinem dreißigjährigen Wirken für Staat und Wissenschaft. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte, aus eigener Anschauung, historischen Zeugnissen und officiellen Acten, Berlin 1840. 8.
E. Gurlt.

Grafenberg: Wirnt (d. h. Wisunt, Büffel) v. G., fränkischer Ritter, dessen Burg zwischen Nürnberg und Baireuth lag, hat in dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, um 1212, eine Erzählung aus dem Artuskreise, deren Held Wigalois, der Sohn Gaweins, der Ritter mit dem Rade, ist, in deutschen Versen bearbeitet. Seine Quelle bildete der mündliche Bericht eines Knappen, der seinerseits aus einem französischen Romane schöpfte, zwar nicht aus dem uns erhaltenen „Bel inconnu“ des Renauld de Beaujeu, aber aus dessen Vorlage. Der „Wigalois“ war des deutschen Dichters erstes und wohl auch einziges Werk; denn obschon er am Schlusse desselben eine Darstellung der Thaten des Gawanides, Wigalois' Sohnes, für die Zukunft in Aussicht stellt, so darf es doch für sicher gelten, daß dieses weitere Gedicht nicht zu Stande kam. Das J. 1206 ist das einzige feste Datum aus Wirnt's Leben: in diesem wohnte er, wie er mittheilt, der Bestattung Herzog Bertholds IV. von Meran bei, an dessen Hofe er damals Page gewesen zu sein scheint. Die Art aber, wie Heinrich von dem Türlîn in seiner um 1220 gedichteten Krone V. 2938 ff. auf Wirnt anspielt, macht es glaublich, daß er zu dieser Zeit noch gelebt habe. Jedoch die Sage, er habe später einen Kreuzzug, also den von 1228, aus Reue über das weltliche Treiben seiner Jugend mitgemacht, eine Sage, welche Konrad von Würzburg in seinem Gedichte „Der Welt Lohn“ poetisch behandelte, beruht gewiß nur auf Folgerungen aus der Sinnesart, die sich im „Wigalois“ z. B. V. 11680 ff. ausspricht. Wirnt ist kein originaler Mensch und dessen sich sehr wohl bewußt. In der ersten Hälfte seines Werkes steht er besonders unter dem Einfluß Hartmanns von Aue, den er sowohl im Stil im Ganzen als in einzelnen Wendungen und Ausdrücken nachahmt. Später hat er Wolfram von Eschenbach kennen gelernt und es läßt sich ein ähnlicher Einfluß der sechs ersten Bücher des „Parcival“ auf die Schlußpartie des „Wigalois“ nachweisen. Außerdem zeigt sich intime Vertrautheit mit der geistlichen Dichtung: ihr hat Wirnt u. a. den Brauch entlehnt, den Schluß der ungleich großen Abschnitte, in welche er seine Erzählung gliederte, durch einen Dreireim zu bezeichnen. Aus der Poesie der Spielleute endlich hat er manche Anregung erhalten, ihr manches Sprichwort, manche Formel entlehnt. — Aber gerade diese Anspruchslosigkeit und Einfachheit, verbunden mit einem ernsten, auf das Edle gerichteten Sinne zeichnen Wirnt vor den meisten deutschen Poeten des 13. Jahrhunderts aus und gewinnen ihm unsere Theilnahme, wie sie ihm nach Ausweis der vielen Handschriften, in welchen sein — später in ein prosaisches Volksbuch umgesetzter — „Wigalois“ ganz oder theilweise erhalten ist, den Beifall seiner Zeitgenossen verschafften.

Wigalois, herausgegeben von G. F. Benecke, Berlin 1819; von F. Pfeiffer, Stuttgart 1847. Ueber die Unzulänglichkeit dieser Ausgaben vgl. Heinzel in der Zeitschrift für das deutsche Alterthum, 21, S. 145 ff., und Schönbach, Vorauer Bruchstücke des Wigalois, Graz 1877. Ueber die Quelle vgl. Kölbing in seinen Englischen Studien, 1 (1877) S. 166 ff. F. Pfeiffer im Anzeiger des Germanischen Museums, 1854, Sp. 31. R. Sprenger in der Germania, 20, S. 432 ff.
Steinmeyer.

Grafenecker: Ulrich G. (kaiserlicher Söldnerführer, † 1487). Die einzige Nachricht über das Jugendleben dieses begabten Emporkömmlings, der den Waffen und der Gunst der Umstände seine spätere Geltung als angesehener Söldnerführer und reicher Adelsherr Oesterreichs verdankte, bietet uns der Hof-

caplan Kaiser Friedrichs III., später Bischof von Trient, Johann Hinderbach, in seiner Fortsetzung des Geschichtswerkes dieser Zeit aus der Feder des Aeneas Sylvius. Er sagt nämlich, der Schwabe Ulrich G. sei am Hofe Kaiser Friedrichs III. „von Jugend auf“ in Gesellschaft Andreas Baumkirchers zum tüchtigen Kriegsmanne herangewachsen, und während sein Genosse „gewaltiger an Körper“ wurde, ihm „weit voraus an Geist und volksthümlicher Beredsamkeit gekommen“. Beide Jugend- und Waffengenossen erscheinen seit 1455 in Diensten des Königs Ladislaus Posthumus und werden von dem gleichzeitigen Chronisten Ebendorfer unter jenen Adelsherren aufgeführt, welche die Güter des Kaisers in Oesterreich und Steiermark hart mitnahmen (1456), da dieser mit dem genannten Könige, seinem einstigen Mündel, in Zwist gerathen war. Nach dem Tode Ladislaus', des letzten Habsburgers von der albrechtinischen Linie, kehrte G. wieder zum kaiserlichen Dienste zurück und wurde in Gemeinschaft mit seinem Freunde Baumkircher Söldnerführer Kaiser Friedrichs III. in dessen Fehden um die cillische Erbschaft gegen Witowec und den Grafen Hanns von Görz und statt baarer Bezahlung mit cillischen Pfandgütern in Croatien (Medve, Rakanak, Koproncza, Groß- und Klein-Kamnik, St. Georgen, Tschakathurn, Triga und Warasdin) ausgestattet. Wir finden auch Beide als kaiserliche Parteigänger Friedrichs, den die Gegner Mathias Corvinus' in Ungarn (Februar 1459) zum Könige dieses Reiches ausgerufen hatten. Ebenso focht G. als kaiserlicher Feldhauptmann gegen den Fronauer und Erzherzog Albrecht VI., Friedrichs ehrgeizigen Bruder, als dieser Wien bedrängte (1460—61). Im August 1462 erscheint G. auch als einer der Räthe des Kaisers auf dem Wiener Landtage, welcher dem Bruche zwischen der Stadt und seinem Dienstherrn voranging. Als der Kaiser von Wiener Neustadt nach Wien zog, befand sich G. in seinem Gefolge, und als jenen die Wiener in der Hofburg eingeschlossen hielten, ward G. einer der gefährlichsten Bedränger des Gebietes der kaiserfeindlichen Stadt. Den tapfern und emporstrebenden Söldnerführer entlohnte sein geldarmer Dienstherr mit der Pfandschaft der Städte Bruck a. d. L. und Haimburg in Oesterreich; ja er machte ihn zum Obergespan von Oedenburg, welche ungarische Grenzstadt der Kaiser als Pfandbesitz ansah. Ebendorfer klagt über die landesfeindliche, gewaltthätige Gesinnung Grafenecker's. Der polnische Chronist Dlugosch bezeichnet ihn sogar als Aufstandsgenossen Baumkircher's im J. 1469, aber irrthümlich; G. hatte mit der Baumkircherfehde nichts zu thun; die Wege der beiden Jugend- und Waffengenossen blieben nun geschieden bis zum tragischen Lebensende Baumkircher's (1471). Wir wissen im Gegentheil, daß dieser beim Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen Kaiser Friedrich und dem Böhmenkönig Georg und in der Fehde Jörgs von Stein gegen den Kaiser (1468—71) des Letztern Feinde bekämpfte. Mit dem J. 1476 trat aber ein neuer Wendepunkt im Leben des reichen und angesehenen Söldnerführers ein. Als unzufriedener Gläubiger des Kaisers und aufgehetzt von dem Ungarnkönige, verband er sich mit andern malcontenten Herren Oesterreichs, wie mit den Herren v. Puchheim, Potendorf, Polheim, Liechtenstein, Ebersdorf u. A., wider welche Kaiser Friedrich eine Bannbulle des Papstes Sixtus IV. erwirkte. Der Ausgleich des Kaisers mit dem G. (17. März 1476) war ein fauler Friede; dennoch gelang es ihm bald, den wichtigen Söldnerführer seinen Diensten zurückzugewinnen, was der Ungarnkönig durch den versuchten Handstreich wider G., als abtrünnigen Verbündeten, zu rächen suchte (1477). Fortan sehen wir G. als einen der Kaiserlichen, in den schweren Kämpfen, die sich an den Einbruch des Ungarnkönigs nach Oesterreich und an die Capitulation Wiens (1485) knüpften, unter dem Oberbefehle Albrechts des Kühnen, Herzogs von Sachsen, als kaiserlichen Feldhauptmannes. Diese Kämpfe wütheten besonderes um den Semmering; es galt

den Entsatz des von den Ungarn bedrängten Vororts Wiener-Neustadt. Unweit Schottwien, bei dem Sturme der Ungarn auf Burg Klamm, wurde G., dessen Sohn schon früher gefallen, von einer feindlichen Büchsenkugel getödtet (19. Juli 1487).

Vgl. o. die Litt. zu Baumkircher, ferner die zeitgen. Quellen: Bonfin, Unrest, Tichtl; Linck, Ann. Claravallenses II.; Preuenhuber, Ann. Styr.; Lichnowski, 7. Bd. (Regg.); Palacky IV. 1. 2, V. 1; Chmel's Regg. K. Friedrichs, Materialien II. u. Monum. habsb. I. 2; Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte (Leipzig 1838); Keiblinger, Geschichte Melks, I.

Krones.

Gräfenhan: zwei Brüder dieses Namens, Söhne des Weißbäckers Johann Valentin G. zu Gotha, haben sich durch ihre pädagogische und philologische Thätigkeit bekannt gemacht. Der ältere, Ernst August Wilhelm G., geboren 18. März 1794, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog im Oktober 1813 die Universität Jena, um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald mehr dem Studium der Philologie zu, das er von 1815 an in Leipzig unter G. Hermann's Leitung fortsetzte. Nachdem er 1816 nach Gotha zurückgekehrt war und dort die theologische Prüfung bestanden hatte, wurde er 1817 als Lehrer am königl. Pädagogium der Francke'schen Stiftungen in Halle angestellt. 1821 wurde er Subconrector am Gymnasium in Eisleben, 1826 Prorector am Gymnasium zu Mühlhausen, erhielt 1830 das Directorat dieser Anstalt und zugleich der Bürgerschule daselbst und starb ebendort am 7. Juli 1836. An schriftstellerischen Arbeiten hat er eine in kritischer Hinsicht wenig befriedigende Ausgabe der Poetik des Aristoteles (Leipzig 1821), den die Indices enthaltenden Supplementband zu der großen Heyne'schen Ausgabe der Homerischen Ilias (Vol. IX. Leipzig 1822), Programmabhandlungen zu Theognis (Mühlhausen 1827), zu Platon's Kriton und Sophokles' Antigone (ebd. 1828) und über des Aristoteles' Lobgedicht auf Hermias (ebd. 1831), endlich eine Uebersetzung von Tragödien Racine's (3 Bdchen., Gotha 1825—27) veröffentlicht. — Der jüngere Bruder, Ernst Friedrich August G., geb. am 4. Juni 1807, studirte, nachdem er gleichfalls auf dem Gymnasium zu Gotha seine Vorbildung erhalten hatte, von Michaelis 1827—28 in Göttingen Philologie und Geschichte und setzte diese Studien von Michaelis 1828 an in Berlin fort. Nach abgelegter Staatsprüfung trat er am 27. December 1830 am Gymnasium zu Mühlhausen als Lehrer ein. Nach siebenjähriger Thätigkeit daselbst wurde er an das königl. Gymnasium zu Eisleben versetzt, wo er 39 Jahre lang unausgesetzt und mit ungeschwächter Kraft als Lehrer der classischen Sprachen, in den letzten 10 Jahren auch der französischen und hebräischen Sprache bis zu seinem am 9. September 1876 erfolgten Tode gewirkt hat. Im J. 1836 veröffentlichte er, nachdem er 1835 in Halle auf Grund einer Dissertation „De accentus inclinatione apud epicos“, zum Dr. phil. promovirt worden war, unter dem Titel „Grammatica dialecti epicae. Voluminis primi liber primus continens quatuor capita: I) de alphabeto graeco II) de digammate III) de aspiratione IV) de accentu“ den ersten Abschnitt eines Werkes, welches eine vollständige Darstellung der Laut- und Formenlehre und der Syntax des epischen Dialects der Griechen nebst Untersuchungen über das Wesen und die Eigenthümlichkeit der Sprache Homer's und der späteren griechischen Epiker enthalten sollte. Eine Fortsetzung dieser Arbeit ist, trotz der Bemerkung des Verfassers im Vorwort zu dieser ersten Abtheilung, daß das ganze Werk schon nahezu vollendet sei, nicht erschienen, wahrscheinlich weil die vom Verfasser erhoffte und erwartete Aufmunterung dazu von Seiten gelehrter Männer ausblieb. Gräfenhan's Hauptwerk ist die „Geschichte der klassischen Philologie im Alterthum“ (4 Bde., Bonn 1843—50),

worin er die Geschichte der philologischen Studien bei den Griechen und Römern von den ersten Anfängen philologischer Thätigkeit bis zum Ende des 4. Jahrhunderts nach Christo mit anerkennenswerthem Fleiß in der Sammlung des sehr umfänglichen Materials, aber in wenig übersichtlicher, nothwendig zusammengehöriges vielfach auseinander zerrender Anordnung, ohne die nöthige Genauigkeit in den Einzelheiten und nur selten auf Grund eindringender selbständiger Forschung dargestellt hat. Einzelne Partien der Geschichte der Philologie im Alterthum behandeln seine Aufsätze über die älteste Exegese bei den Griechen bis auf Aristoteles (Jahn's Archiv für Philologie und Pädagogik Bd. VII. S. 403 ff. und Bd. VIII. S. 31 ff.) und seit der christlichen Zeitrechnung bis ans Ende des 4. Jahrhunderts (ebd. Bd. XI. S. 23 ff.), Lexilogie der Römer von Augustus bis zum Ende des 4. Jahrhunderts (ebd. Bd. XIII. S. 96 ff.) und „De Tryphone Alexandrino" (ebd. Bd. XVIII. S. 273 ff. u. S. 604 ff.). Außerdem hat er folgende didactische Schriften veröffentlicht: „Vorübungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Hebräische mit Hinweisung auf Gesenius und Ewald". Gotha 1833. „Griechische Grammatik für die unteren Classen der Gymnasien mit Beispielen zum Uebersetzen". Mühlhausen 1834. „Französisches Elementarwerk für Gymnasien", 2 Thle. Gotha 1836. „Karl Feldmann oder der angehende Gymnasiast. Winke für Eltern und Schüler". Eisleben 1856. „Geographischer Leitfaden für die mittleren und unteren Classen der Gymnasien und Realschulen". Eisleben 1860. 2. Aufl. 1864. „Unterrichtsplan für das Hebräische in Secunda und methodisches Hülfsbuch zur Einübung der hebräischen Grammatik", 2 Thle. Braunschweig 1872.

Für Wilh. G. habe ich den Artikel von H. Döring in der Allg. Encykl. d. W. u. K. S. I. Bd. 78, S. 78 ff., für Aug. G. Privatmittheilungen benutzt.

Bursian.

Graff: Anton G., dessen Name sich häufig und selbst in amtlichen Schriftstücken auch Graf geschrieben findet, war einer der besten Maler seiner Zeit. Er wurde 1736 als der Sohn eines Handwerkers zu Winterthur geboren, bildete sich dort unter Joh. Ullrich Schellenberg zum Porträtmaler aus und wendete sich gegen 1756 nach Augsburg. Da die in letzterer Stadt bestehende Malerzunft ihm in der freien Ausübung seiner Kunst hinderlich wurde, ging er mit einer Empfehlung des Kupferstechers Haid nach Ansbach zu dem Hofmaler Schneider und half diesem in seiner fabrikmäßigen Herstellung von Porträts berühmter Persönlichkeiten; neben dieser Beschäftigung studirte er nach Rigaud und Kupetzky, von welchen sich Arbeiten in der Gallerie des Schlosses befanden. Um 1759 kehrte G. auf Haid's Veranlassung wieder nach Augsburg zurück. Das erste Bildniß, das er hier malte, war das Bause's, des nachmaligen berühmten Porträtstechers, der damals bei Haid arbeitete. Die beiden Künstler wurden Freunde und übten fortan ihr ganzes Leben hindurch den vortheilhaftesten Einfluß anf einander aus. G. fand in der Folge in Augsburg, wie auch in Regensburg, zahlreiche Aufträge, die seinen Namen immer bekannter machten. Zugleich wirkte eine Reise nach München, wie insbesondere ein Besuch der Schleißheimer Gallerie, sehr förderlich auf seine künstlerische Entwicklung ein. Auf Anregung des Generaldirectors v. Hagedorn wurde G. 1766 als Hofmaler und Mitglied der Akademie nach Dresden berufen. In letzterer Eigenschaft erhielt er einen Jahresgehalt von 400 Thlr. und erst 1789 erfolgte, mit der Ernennung zum Professor, eine Erhöhung des Gehaltes auf 700 Thlr. Immerhin muß er sich in Dresden wohl gefühlt haben, da er einen Ruf nach Berlin mit 1400 Thlrn. jährlicher Besoldung ausschlug. Der heitere und liebenswürdige Mann war in den Dresdener Kreisen, wie im Körner'schen Hause, gern gesehen und beliebt. Aufträge strömten ihm von allen Seiten zu und er entfaltete hier

eine erstaunliche Thätigkeit. Er malte zeitweilig in Berlin, wo er in der Tochter des Professors Sulzer seine Gattin fand, in Leipzig, wo er stets bei seinem Freunde Bause zu wohnen pflegte, in Teplitz; auch an weiteren Ausflügen, wie nach Süddeutschland und in seine Schweizerheimath fehlte es nicht. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen malte er in den J. von 1766—73 allein 943 Bilder; Einzelbildnisse und Familienstücke. Daneben copirte er viel nach älteren Meistern, nicht nur im Auftrag, wie für den russischen Hof, sondern insbesondere auch zu seinem Studium. Ebenso sind die vielen Silberstiftzeichnungen, die er fertigte, nicht unter obiger Zahl mitgerechnet; wie auch die landschaftlichen Arbeiten, zu denen er sich einige Male angeregt fühlte. Sein Hauptfach jedoch blieb immer die Porträtmalerei. Das Glück stellte ihm die bedeutendsten Männer seiner Zeit vor die Staffelei und in trefflicher Weise hat er uns die Züge eines Lessing, Herder, Schiller, Gellert, Mendelssohn, Weisse, Ramler, Sulzer, Spalding, Gluck, Chodowiecki überliefert. Am abgestorbenen Baum der bildenden Kunst jener Zeit war das Porträtfach der einzige Zweig, der noch grüne, lebenskräftige Sprossen trieb; unter den guten Malern, die jenes Fach damals besaß, war G. der beste. Seine Bildnisse haben einen geschichtlichen Charakter. Er belauscht die Individualität in ihrem unbewußten Sein und sucht dieselbe in ihrer Wesenheit zu erfassen, indem er sie so in fester Zeichnung und frischer kräftiger Farbe naturlebendig auf die Leinwand bannt. Seine zahlreichen Arbeiten kommen häufig vor, namentlich begegnet man denselben in Dresden, Leipzig und Winterthur. J. F. Bause, Geyser, F. Gregory, Rasp, Kohl, J. E. Haid, Kauke, G. W. Weise, Berger, Seyffert, Liebe, J. G. Müller, J. Friedrich, Rahl, Mansfeld, Lips, Stichling u. A. haben Bildnisse nach ihm gestochen. In der Dresdener Gallerie befinden sich drei eigenhändige Bildnisse des Künstlers, darunter eines in ganzer lebensgroßer Figur, welches er bei seiner Aufnahme in die Akademie gemalt hat. Ein vorzüglich gestochenes Blatt von dem berühmten J. G. Müller vom J. 1797 stellt ihn, vor der Staffelei sitzend, in halber Figur dar. J. E. Haid hat sein Kniestück geschabt, Brustbilder in Medaillonform sind von A. H. Riedel, J. R. Schellenberg, C. Fellner, D. Berger und einem Ungenannten vorhanden. G. hat auch selbst in Kupfer radirt und darunter sein eigenes Bildniß. Außerdem radirte er die Porträts des Professors Sulzer und des Kaufmanns Basse. G. starb zu Dresden 1813.

Von den drei Kindern des Künstlers hat sich ein Sohn, Karl Anton G., geboren zu Dresden 1774, † 1832, als Landschaftsmaler bekannt gemacht.

Nagler, Künstlerlex. Böttiger, Artist. Notizenbl. Clauß.

Graff: Eberhard Gottlieb G., deutscher Sprachforscher. Sohn eines Arztes, geboren am 10. März 1780 zu Elbing, studirte er seit 1797 in Königsberg, ging 1802 als Lehrer an das Conradische Erziehungsinstitut nach Jenkau, ward 1805 Professor am Gymnasium in Elbing, wo er eine Töchterschule gründete. Im J. 1810 wurde er Regierungs- und Schulrath zu Marienwerder, 1814 zu Arnsberg, nachdem er 1813 Mitglied des Verwaltungsrathes unter dem Freiherrn v. Stein gewesen war und z. B. den Aufruf zu den Waffen an die Mecklenburger verfaßt hatte, worin Aufhebung der Leibeigenschaft versprochen wurde. Enthusiastisch, wohlmeinend, voreilig und unpraktisch, wie er war, veröffentlichte er 1817 eine Schrift über „Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichtes nothwendige Umwandlung der Schulen“ (2. Aufl. 1818). Er verlangte nichts geringeres als den gänzlichen Umsturz der bestehenden Schulverfassung: das Classensystem sollte aufgehoben werden, alle in einem Jahre schulfähig werdenden Kinder sollten eine Classe bilden und die ganze Schulzeit durch, sieben Jahre lang, in denselben Händen bleiben, so daß gleichsam sieben neben einander fortgehende Schulen in einer Anstalt vereinigt wären. Da der

Vorschlag vollständig mißglückte (selbst eine sehr wohlwollende Recension von Herbart mußte ihn für unpraktisch erklären, und an amtliche Durchführung war nicht zu denken), so gab G. die pädagogischen Bemühungen auf und wandte sich ausschließlich sprachlichen Forschungen zu.

Schon seit vielen Jahren hatte er nach Gelegenheit und ohne bestimmten Plan altdeutsche Wörter gesammelt. Als ihm nun, nach seinem Ausscheiden aus der Verwaltung, ganz freie Muße zu Theil ward; als er gleichzeitig Jacob Grimm's deutsche Grammatik kennen lernte, welche ein umfassendes Glossar des althochdeutschen Sprachvorrathes für eines der dringendsten Bedürfnisse der deutschen Philologie erklärte; als ihm endlich zu Königsberg ein günstiger Zufall Lachmann's belehrenden Umgang schenkte: da begann er 1821 seine Lebensarbeit, den „Althochdeutschen Sprachschatz“, auf den sich alle seine sonstigen Publicationen beziehen. Im J. 1824 schickte er auf Lachmann's Rath, mit Jacob Grimm's und Beneke's Unterstützung, „Die althochdeutschen Präpositionen“ als Probearbeit voraus, eine sorgfältige, höchst erfreuliche lexikalisch-syntaktische Abhandlung, welche ihm sofort eine Professur in Königsberg und die Möglichkeit einer dreijährigen wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien (1825—27) verschaffte. Aus den gedruckten Materialien war der althochdeutsche Sprachschatz nicht herzustellen: es kam darauf an, von wichtigen Werken correktere Texte zu liefern, Ungedrucktes ans Licht zu fördern, die zahlreichen alten lateinisch-deutschen Wörterbücher und Uebersetzungen einzelner lateinischer Wörter, kurz die Masse der althochdeutschen Glossen, in Abschriften zu erlangen; nebenbei mochte für die mittelhochdeutsche Litteraturgeschichte neuer Stoff beschafft, unbekannte Denkmäler für die erste Neugierde gewonnen werden. Das Sammelwerk „Diutiska“ (3 Bde., 1826—29) — mit seinen Gedichten an der Spitze der Bände, mit seinen Widmungen der einzelnen Stücke an einzelne Gönner, worunter Goethe und Wilhelm v. Humboldt, mit seinem ganzen fragmentarisch-wahllosen Publiciren und Verzeichnen, ein rechtes Spiegelbild werdender Wissenschaft —, die Ausgaben von Otfrid's Evangelien (unter dem willkürlichen Titel „Krist“, 1831), vom althochdeutschen Isidor (1836), von verschiedenen St. Gallischen Werken (Aristoteles, Boethius, Marcianus Capella 1837), von zwei Psalmübersetzungen des 12. Jahrhunderts (1839) sind Früchte dieser Reisen. Im J. 1834 erschien das erste Heft des Sprachschatzes (6 Bde. 1834—42, Index 1846), dessen letzter Band erst nach dem Tode des Verfassers durch Maßmann ans Licht gefördert wurde. Zeigte das Präpositionenbuch noch die ganze sanguinische Frische einer beginnenden Gelehrtenlaufbahn mit hochgestellten Zielen, so ertönen in der Diutiska schon Klagelaute, die Vorrede zum Otfrid erzählt von Augenschwäche und immer wiederkehrenden Nervenübeln, die Vorrede zum Sprachschatz beschwert sich über aufreibende Schmerzen, Sorgen und Kränkungen, und legt ungescheut Zeugniß ab von der verbitterten Stimmung eines Mannes, der die besten Jahre seines Lebens, seine Gesundheit, das Wohl seiner Familie einem von Anderen zu wenig geförderten Werke zum Opfer gebracht habe. Gleichwol erfreute sich dieses Werk der besonderen Gunst des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelms IV., und der Verfasser konnte als Akademiker zu Berlin von 1830 bis zu seinem Tode am 18. October 1841 seine ganze Kraft darauf concentriren.

Graff's Bestrebungen, die ausnahmslos dem Althochdeutschen gelten, weisen insofern eine seltene äußere Einheit auf; aber es fehlt die innere Vollendung. Der wohlmeinende weltunkundige Patriotismus seiner Erziehungsschrift begleitet ihn durchs Leben. In seinem Otfrid wendet er Verse Walthers von der Vogelweide auf die Julirevolution an; die „Ausschreitung der Göttinger Sieben“, wie sich ein officiöser Artikel ausdrückt, soll er mißbilligt haben; noch kurz vor seinem

Tode wollte er ein politisches Disputatorium von ziemlich abenteuerlicher Natur gründen. Den Sprachschatz denkt er sich auf den Tischen der Frauen; der Otfrid soll in den höheren Bürgerschulen gelesen werden; der St. Galler Boethius soll die studirende Jugend zum philosophischen Denken anregen. Der Nutzen des Althochdeutschen für die Auffassung des Neuhochdeutschen wird beständig hervorgehoben, die Forderung eines verbesserten deutschen Unterrichtes daran geknüpft, ohne eine Spur wirklich fruchtbarer pädagogischer Gedanken. Kurz überall die praktischen Tendenzen eines unpraktischen Menschen.

Unpraktisch zeigt er sich denn auch im Sprachschatz, aus welchem leider nicht „ein alle Zeiten hindurch dauerndes Werk“ geworden ist, wie er selbst es hoffte. Einem falschen plattersonnenen Ideal von Wissenschaftlichkeit wurde die Brauchbarkeit aufgeopfert; die Anordnung erfolgte nicht nach dem Alphabet und nach Wörtern, sondern nach Lautclassen und höchst problematischen Wurzeln. In Wahrheit war gerade die Etymologie wenig gefördert, die Methode vergleichender Sprachforschung hatte sich G. nicht genügend aneignen können; außerdem aber waren auch die Bedeutungen nicht entwickelt, schwierige Stellen nicht erklärt; überhaupt die geistige Durchdringung fehlte: das Werk hatte und hat seinen Werth als eine Sammlung von weitschichtigem Material. Auch so aber fehlt die absolute Vollständigkeit, die man verlangen darf, und es fehlt, wie in Graff's Editionen, jene peinliche buchstäbliche Genauigkeit, die wir uns heute zur Pflicht machen. Für die althochdeutsche Grammatik, für Lautlehre wie Formenlehre, enthält das Werk werthvolle thatsächliche Beiträge; aber in der Theorie ist G. selten glücklich, seine Polemik gegen das Gesetz der Lautverschiebung ist so verfehlt, wie seine Erklärung der schwachen Declination. So hat denn Graff's großes Lebenswerk nicht gehalten, was ein schöner Anfang versprach. Seine Thätigkeit steht am höchsten, wo er am meisten als Jacob Grimm's und Lachmann's Schüler erscheint. Sein Beispiel zeigt, daß für geringere Geister die Hingebung an große Vorbilder besser ist, als das unbedingte Streben nach Selbständigkeit.

Neues Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, Bd. V. S. 58—80. Scherer.

Graff: Erich G., ein Sohn des Apothekers und Rathsverwandten Johann Peter G. zu Marburg, ward daselbst am 10. April 1607 als erstes Kind aus der dritten Ehe seines genannten Vaters geboren. Kaum sieben Jahre alt (1613) verlor er seinen Vater durch den Tod und die Sorge für die Erziehung des Knaben fiel nun lediglich der Mutter anheim. Er empfing seine erste gelehrte Bildung auf dem Marburger Pädagogium und ging Ostern 1623 zu den akademischen Studien ebenfalls in Marburg über. Neben dem eigentlichen juristischen Fachstudium, worin Johann Kornmann sein hauptsächlichster Lehrer war, hörte er mit Eifer und Nutzen die philosophischen Vorträge von Johannes Combach. Nach absolvirten Universitätsstudien nahm er 1631 zuerst die Stelle eines Hofmeisters über den jungen Freiherrn Johann Caspar v. Döringenberg, der nach Bekleidung verschiedener Aemter und Ausrichtung diplomatischer Missionen von der Landgräfin Hedwig Sophia nachmals (1670) zum hessischen Geheimrath und Kammerpräsidenten ernannt wurde, an. Er ertheilte ihm besonders in Geschichte, Politik und Rechtswissenschaft Unterricht und blieb auch der Privatlehrer seines Zöglings, als dieser in die Fuldaer Gelehrtenschule aufgenommen worden war. Von Landgraf Wilhelm V., welcher 1632 die gesammte Abtei Fulda mit allen Regalien, Lehen und Jurisdiction vom König Gustav Adolph von Schweden als Eroberer des Landes zum Geschenk erhielt und einnahm, wurde G. als Assessor der Fuldaer Canzlei zugewiesen. Um die juristische Doctorwürde zu erlangen, vertheidigte er zwar bereits 1633 zu Marburg seine Inaugural-Disser-

tation „De ineunda rei debitae aestimatione“, wurde aber erst im folgenden Jahre 1634 in Gießen, wohin damals die Marburger Universität verlegt war, wirklich zum Doctor creirt. Noch in demselben Jahre erhielt er von seinem Landesherrn an die nunmehr von Gießen nach Kassel verlegte Marburger Universität einen Ruf als ordentlicher Professor der Rechte. Bei Zurückverlegung der Universität nach Marburg 1653 wurde er, als dritter in der Aufeinanderfolge innerhalb der juristischen Facultät, zum Professor der Pandecten bestellt, erhielt nebenbei noch die Stelle eines Universitäts-Syndicus und den Charakter eines fürstlichen Raths. Als 1656 Johann Breidenbach, eines der Mitglieder der zur Codificirung eines hessischen Landrechts niedergesetzten Commission mit Tod abging, erwählte man ihn zum Nachfolger des Hingeschiedenen. Mit innigster Treue und Anhänglichkeit seinem Vaterlande zugethan, konnte er sich nicht entschließen, den bei der Neueröffnung der fürstlich cleveschen Universität in Duisburg im J. 1655 an ihn ergangenen Ruf als Professor primarius der Rechte anzunehmen. In Anerkennung dieser bewiesenen Treue wurde ihm später auch in Marburg die erste juristische Professur verliehen. Er wurde überdies 1663 als Assessor des Samthofgerichts, 1672 von der Landgräfin Hedwig Sophia als Vicecanzler der Universität Marburg ernannt. Er war drei Mal verheirathet, lebte in erster und zweiter Ehe kinderlos, in der dritten Ehe wurden ihm vier Söhne und sieben Töchter geboren. Er starb am 4. Mai 1683. Seine Schriften (30 an der Zahl) sind meistens Inaugural-Dissertationen, welche unter seinem Präsidium vertheidigt wurden, die er nach der damals bestehenden Sitte selbst schrieb. Außerdem ist er der Verfasser eines „Panegyricus in obitum Wilhelmi VI. Hass. Landgravii“, der in dem Ehrengedächtniß L. Wilhelms VI., Thl. II. S. 101 ff. abgedruckt ist.

Vgl. A. Schultz, Leichpredigt auf den Tod Erich Graff's. Marburg 1683.

Herrmann Müller.

Graff: Johann Jacob G., bedeutender Heldendarsteller aus der weimarischen Glanzzeit, der erste Darsteller des Wallenstein, Götz, Attinghausen und anderer classischer Partien aus den Werken unserer Dichterheroen, geboren am 23. September 1768 zu Georgenthal bei Kolmar (nach dem Register zu den von W. Frhr. v. Biedermann in der Hempel'schen Classikerausgabe herausgegebenen Goethe'schen Tag- und Jahresheften, s. gen. Ausg. Bd. 27. S. 608; andernorts findet man Köln, auch Münster als Graff's Geburtsort angegeben), † am 20. März 1848 zu Weimar. Als Vater Graff's nennt einer seiner Biographen einen protestantischen Theologen; gewiß ist, daß G. selbst zum Theologen bestimmt, in Straßburg die Gottesgelahrtheit studirte, 1789 den Unruhen in Frankreich ausweichend, sich nach Holland begab und von Amsterdam, wo er fürchtete, den Werbern für die ostindische Compagnie in die Hände zu fallen, nach Köln reiste. In dieser Stadt betrat er, einem inneren Drange folgend, bei der Dobler'schen Gesellschaft die Bühne, auf der er am 9. April 1789 als Cassio in Othello zum ersten Mal erschien. Im folgenden Jahre debütirte er als Geheimrath Schenk in den Großmann'schen Sechs Schüsseln bei der Bossa'schen Schauspielertruppe, die er auf ihren Streifzügen nach Trier, Mainz, Worms, Heilbronn, Speyer, Buchsweiler, Hanau, Neuwied, Wetzlar, Offenburg, Wiesbaden, Kassel ꝛc. begleitete, bis er 1793 durch die Vermittlung des Professors Jacobi in Düsseldorf mit Goethe in Unterhandlung trat, am 10. April für das weimarische Hoftheater engagirt wurde und 5. Juni d. J. als Hofrath Reinhold in Iffland's „Hagestolzen“ auf demselben debütirte. Voll Streben und Fleiß, entwickelte sich Graff's Talent unter Schiller's und Goethe's Augen zu einer beachtenswerthen Höhe. Besonders gelangen ihm würdevolle Rollen, während er in leidenschaftlichen leicht zu unruhig wurde. Mit großer Beherrschung dieser

Eigenheit gab er den Wallenstein in „Wallensteins Tod", welches Stück bekanntlich am 20. April 1799 zum ersten Mal in Weimar gegeben wurde. G. spielte diese Rolle ohne alle Komödiantenkunststückchen, als Ganzes und treu im Sinne des Dichters, der Graff's „gehaltenes Spiel", seine „treffliche Recitation" rühmte, ausdrücklich betonte, daß dem Künstler kein Wort auf die Erde gefallen sei und schließlich bemerkte: „Nicht so leicht soll es einem Andern werden, Ihnen den Wallenstein nachzuspielen". Auch Goethe nennt in dem Aufsatz „Die erste Aufführung der Piccolomini in Weimar" (Allg. Ztg. 1799, Nr. 84—90) diese Darstellung Graff's eine „gefühlvolle", die dunkle tiefe, mystische Natur des Helden „vorzüglich glücklich" wiedergebend und rühmt G. nach, daß Alles, was er sprach, empfunden war und aus dem Herzen kam. „Nur — fährt Goethe fort — daß er zuweilen, von seinem Gefühl fortgezogen, eine zu große Weichheit in seinen Ausdruck legte, der dem männlichen Geist des Helden nicht ganz entsprach". Wie Wallenstein, gehörten auch Götz, Alba (Egmont), König Philipp, Shrewsbury, Odoardo 2c. zu den besten Leistungen Graff's im ernsten Drama. Auch im Lustspiel leistete er vortreffliches: wie spiegelte sich sein heiteres, frohsinniges Gemüth in seiner Darstellung des Pachters Krautmann („Die beiden Klingsberg"), des Maurer Küper („Das zugemauerte Fenster"), des Pachters Veit („Vetter aus Bremen"), mit welcher Noblesse gab er den Grafen Schaalheim im Kamäleon, den Obrist von Buschdorf in der Lästerschule, den Baron Rink in der Schachmaschine und ähnliche Persönlichkeiten der feinen Welt! Neben diesen anerkennenden Thatsachen muß übrigens zur vollständigen Charakterisirung der künstlerischen Individualität Graff's auch angeführt werden, daß man öfters an ihm die Nachtheile der weimarischen Declamationsmanier wahrnahm. Das Aeußere des Künstlers wird u. A. von Gotthardi als imponirend bezeichnet, seine Gestalt war nach dem Zeugniß des Genannten muskulös, „hoheitblickend", wenn auch nicht gerade auffallend groß, auf seinem vollen Antlitz erkannte man das Walten von Geist. Sein kräftiges mächtiges Organ beherrschte G. vollständig. Der Werth Graff's wurde in Weimar völlig erkannt und man suchte den Künstler so fest als möglich an das Hoftheater zu fesseln und gegen fremde Anerbieten unempfänglich zu machen. So erhielt er bereits 1802 einen „geheimen" Zuschuß von 104 Thlrn., 1803 eine Pensionsberechtigung von 200 resp. 300 Thlrn. und im selben Jahr einen ungemein günstigen geheimen Kontrakt, den Pasqué a. u. a. O. S. 191—93 abdruckte. So blieb G. dem Hoftheater zu Weimar dauernd erhalten, feierte daselbst am 9. April 1839 sein 50jähriges Künstlerjubiläum und trat erst am 12. Mai 1841 in der Rolle des Abbé de l'Epée („Taubstumme") von den Brettern zurück unter Fortbezug seines vollen Gehalts und ausgezeichnet durch die Verleihung der goldenen Civilverdienst-Medaille am landesfarbigen Bande.

Vgl. außer den zahlreichen Werken 2c. über die classische Periode Weimars, in denen auch von G. öfters die Rede, Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar, Leipzig 1863, S. 189—194; Gotthardi, Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit, Jena und Leipzig 1865, S. 56—63; Genast, Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers, Leipzig 1862—66; Wolff, Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf 1840 (V), S. 97—100, ders. auf 1841 (VI), S. 149—151.

Jos. Kürschner.

Graff: Jörg G., Dichter des 16. Jahrhunderts. Er war im Würtembergischen geboren, nahm als Landsknecht an den Kriegen Maximilians I. theil, wurde aber durch Verwundung genöthigt, das Kriegshandwerk aufzugeben und lebte hierauf theils in Nürnberg, theils in Augsburg und zuletzt in Straßburg. Auf die politischen Ereignisse der Zeit bezieht sich das älteste (1517) der von ihm bekannten Lieder, welches noch in seine Landsknechtzeit fällt; es geht auf

die Vermählung König Karls von Spanien (Karls V.) mit der Tochter von Franz I. von Frankreich (Liliencron, Historische Volkslieder 3, 209 ff.). In einem Spruche, der nur Umarbeitung eines älteren von Ulrich Höpp ist, mahnt er den greisen Maximilian (1518) zum Kriege gegen die Türken (Liliencron 3, 212 ff.). Unmittelbar nach seinem Austritt aus dem Soldatenstande, der um diese Zeit fallen wird, aber noch bei Lebzeiten des Kaisers (vor 1519) dichtete er das Lied „Von der Kriegsleut Orden", worin er ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben der Landsknechte, freilich nicht mit dem Humor eines Hans Sachs, gibt und sich einen „Bruder aller Landsknechte" nennt. Andere Lieder handeln von dem Heller, von einer Fischerin, die vier Morde gestiftet hat, eine Geschichte, die sich in Wien zugetragen, von einem Jäger, von dem falschen Zeugen, von der Buhlerei ꝛc. Auch hat er weltliche Lieder umgedichtet, so das Volkslied „Es hat ein Mäidlein ein Schuch verloren", umgewandelt in ein Lied an die heilige Jungfrau „Gottes Huld ich verloren han". In seine Straßburger Zeit fällt das „Lied von der löblichen Stadt Straßburg", worin er ‚Dem löblichen Rath von Straßburg' zu Diensten den Ursprung der Stadt erzählt. Im Beginn der 20er Jahre sehen wir ihn lebhaft von den Ideen der Reformation ergriffen und als warmen Anhänger Luthers; er gedenkt der Verbrennung von Luther's Büchern und der Anwesenheit des Reformators auf dem Reichstag zu Worms. Bald nach 1525 scheint er gestorben zu sein; spätere Lieder finden sich nicht. Seine Lieder tragen einen Doppelcharakter, die einen schlagen ganz den Ton des Volksliedes an und sind außerordentlich einfach und frisch, die anderen dagegen stehen auf dem Boden des Meistergesanges und sind so verschieden von jenen, daß man sie kaum für Producte desselben Dichters halten würde. Dadurch, daß er sich in allen am Schluß nennt, ist sein Eigenthum sicher gestellt.

Vgl. O. Schade im Weimarischen Jahrbuch 4, 418—452. Goedeke, Grundriß S. 235 f. K. Bartsch.

Gräff: Karl G., in Bingen am Rhein am 26. März 1820 geboren und von seinem intelligenten, mit einem scharfen Geiste begabten Vater in trefflicher Weise erzogen, hielt sich zu seiner Ausbildung längere Zeit in den größeren Städten Europa's, wie London, Paris, Hamburg und Bremen auf, kehrte in seinem 25. Lebensjahre nach Hause zurück, um von da ab in dem großartigen Tabaksgeschäfte seines Vaters erst als Mitarbeiter und nicht lange darauf als selbständiger Leiter desselben thätig zu sein. Vermöge seiner unermüdlichen Thätigkeit hob er das Geschäft während des Zeitraums von 30 Jahren, in welchen er demselben vorstand, auf eine solche Stufe, daß es jetzt zu den bedeutendsten und größten Etablissements Deutschlands in der Tabaksbranche zählt, in seinen Einrichtungen mustergiltig genannt werden muß und sich in Folge dessen eines Weltrufes erfreut. In Anerkennung seiner großen Verdienste um die Industrie erhielt er neben der großherzoglich hessischen goldenen Verdienstmedaille für Wissenschaft und Kunst, auch den Titel eines großherzoglichen Commerzienraths. Auf einer Geschäftsreise nach Amerika begriffen, ereilte ihn der Tod am 21. Juli 1878 in Salt Lake City T. U. in Utah. Das in höchster Blüthe stehende Geschäft wird im Sinne und Geist des Verblichenen von seinem Sohne, Karl G., fortgeführt. Kelchner.

Graeffe: Johann Friedrich Christoph G., protestantischer Theologe, geboren zu Göttingen den 15. Febr. 1754; gestorben ebendaselbst den 27. Oct. 1816. — Aus einer frommen und rechtschaffenen Bürgerfamilie stammend, von den Eltern früh zum geistlichen Stande bestimmt, vorgebildet auf den Schulen seiner Vaterstadt, besonders durch Professor Eyring und Conrector Grabenstein, studirte er ebendaselbst 1770—75 Philologie, Philosophie und Theologie bei

Heyne, Walch, Miller, Leß, Zachariä u. A., war kurze Zeit Hauslehrer in Westfalen, 1783 Hospes in Loccum unter Abt Chappuzeau, wurde 1784 Landpastor zu Obernjesa, 1792 Prediger an der St. Albanikirche zu Göttingen, 1784 Magister und Privatdocent an der Universität, wo er besonders über Katechetik, aber auch über platonische und kantische Philosophie Vorlesungen hielt, 1797 Dr. theol. zu Helmstädt durch eine Dissertation „De miraculorum natura“, 1802 Superintendent der Inspection Göttingen III, Inspector des königl. Pastoralinstituts, zuletzt Senior des Stadtministeriums zu Göttingen. Neben seinem pastoralen Amt fand er Zeit zu eifrigem Studium und zu einer sehr fruchtbaren wenngleich inhaltlich nicht sehr bedeutenden litterarischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Philologie (prosod. Lexikon der griechischen Sprache 1811), der Philosophie („Ueber analytische und synthetische Urtheile“, 1794, „Ueber das Gesetz der Stetigkeit“, 1798), besonders aber der praktischen Theologie, Homiletik, Katechetik und Pastoraltheologie („Neuestes katechetisches Magazin“, 1789 ff.; „Katechetisches Journal“, 1793 ff.; „Neues Journal für Katechetik und Pädagogik“, 1796 ff.; „Sokratik“, 1794; „Lehrbuch der allgemeinen Katechetik nach Kantischen Grundsätzen“, 1795—99, 3 Bde.; „Grundsätze der Katechetik nach Kantischen Grundsätzen“, 1796; „Versuch einer moralischen Anwendung des Gesetzes der Stetigkeit“, 1800; „Ausführliche Katechisationen 2c.“, 1801 ff.; „Pastoraltheologie nach ihrem ganzen Umfang“, 1803; „Vertheidigung der Wunder Jesu“, 1812; „Ueber den Werth homiletischer Vorübungen“, 1812). — Durch eine Schrift des schwäbischen Theosophen Wizenmann an der damaligen Popularphilosophie, wie an der theologischen Ueberlieferung irregeworden, suchte und fand er die Lösung seiner Zweifel im Studium der platonischen, besonders aber der Kantischen Philosophie, und suchte nun die Ideen beider auch praktisch, im religiösen Volksunterricht, zu verwerthen. Insbesondere unterzog er sich mit bewundernswerther Unermüdlichkeit der Sisyphusarbeit, die Kantische Philosophie in praktische Theologie umzusetzen, und das ganze System der praktischen Theologie, vor allem die Katechetik, nach Kantischen Ideen zu bearbeiten, indem er alle Religiosität auf Moral, die Moral auf den kategorischen Imperativ gründet und den katechetischen Lehrstoff nach der Kantischen Kategorientafel zu ordnen sucht. In diesem Versuch liegt seine Stärke wie seine Schwäche: für die Gegenwart haben seine zahlreichen, seiner Zeit vielgebrauchten Bücher höchstens noch den Werth einer historischen Curiosität und pflegen in den theologischen und pädagogischen Lehrbüchern der Gegenwart citirt zu werden als Beispiele methodologischer Verirrungen.

Saalfeld, Geschichte der Universität Göttingen, S. 152; Viertelj. Nachrichten 1816, S. 182; H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands I. 525, und in der Allg. Encykl. Thl. 78; Meusel, Gel. Teutschland, Bd. II. IX. XI. XIII. XVII; Rotermund, Gel. Hannover, Bd. II.

Wagenmann.

Gräffe: Karl Heinrich G., Mathematiker, geb. am 7. November 1799 zu Braunschweig, gest. am 2. Decbr. 1873 zu Zürich. G. konnte erst spät seiner Neigung folgen, welche ihn den Wissenschaften zuführte. Er war der Sohn eines aus Bremen stammenden Juweliers, Dietrich Heinrich G., eines geschickten Arbeiters, welcher in dem Knaben seinen Nachfolger erzog, so wenig gewinnreich ihm selbst sein Gewerbe sich erwies. Der dreizehnjährige Knabe wurde als Lehrling der Goldarbeiterkunst nach Hannover gebracht, vollendete dort eine dreijährige Lehrzeit, begann darauf die übliche Wanderschaft, auf welcher er in Leipzig erkrankte, und kehrte nach 1816 in die Heimath zurück im Innern entschlossen das Handwerk aufzugeben, äußerlich genöthigt das von dem nach Amerika ausgewanderten Vater verlassene Geschäft im Gang zu erhalten,

um die verarmte Familie ernähren zu können. G. erfüllte diese ihm auferlegte Pflicht mit rastloser Thätigkeit, die Abende zu Privatstudien verwendend, bei welchem sein das Braunschweiger Carolinum besuchender gleichalteriger Freund Friedrich Wilhelm Spehr ihn anleitete, namentlich ihm die Mathematik als liebste Wissenschaft eröffnete. Am 1. Mai 1821 wurde er als Freischüler in das Carolinum aufgenommen und durfte nun mit aller Anstrengung, deren seiner durch die frühere Doppelarbeit angegriffene Gesundheit ihn fähig ließ, den Studien sich ergeben. 1824 ging G. mit glänzenden Zeugnissen und Empfehlungen zur Universität Göttingen ab, wo er der aufmerksame und geliebte Schüler von Gauß, Joh. Tob. Mayer d. J., Friedr. Stromeyer und insbesondere von Thibaut wurde. Am 4. Juni 1825 wurde seine Bearbeitung der von der philosophischen Facultät gestellten Aufgabe „die Geschichte der Variationsrechnung vom Ursprunge der Differential- und Integralrechnung bis auf die heutige Zeit zu schreiben“, mit dem Preise gekrönt, eine Bearbeitung, welche weniger bekannt wurde, als sie es verdient zu haben scheint, und in den besten neueren Schriften ähnlichen Inhaltes unberücksichtigt geblieben ist. Nachdem G. am 9. Septbr. 1825 gleichfalls in Göttingen doctorirt hatte, verweilte er zwei Jahre wieder in Braunschweig bis er auf Thibaut's warme Empfehlung eine Berufung an das eben gegründete technische Institut in Zürich erhielt, der zufolge er seit Neujahr 1828 den Unterricht in reiner Mathematik und Mechanik, später auch in praktischer Geometrie und Physik ertheilte, in welchem er zahlreiche und dankbare Schüler heranzubilden mit großer Lehrbegabung verstand. Als Hülfsmittel bei diesem Unterrichte verfaßte er einige schätzbare Lehrbücher. Die Stellung Gräffe's in der Geschichte der Mathematik wird aber durch seine Abhandlung „Die Auflösung der höheren numerischen Gleichungen“, Zürich 1857 bezeichnet, zu welcher schon 1833 ein Anlauf von ihm genommen war (Crelle's Journal Bd. X), während ein Nachtrag 1839 als Programm der Züricher Cantonschule erschien. Diese Abhandlung, in welcher G. den Gedanken durchführte, jede Gleichung in eine andere von gleich hohem Grade umzuwandeln, deren Wurzeln verhältnißmäßig hohe Potenzen der Wurzeln der ursprünglichen Gleichung sind, und deren Coefficienten somit die numerisch größten Wurzelwerthe der neuen Gleichung, gegenüber von welchem die numerisch kleinen Wurzeln nahezu verschwinden, leichter finden lassen, sollte zur Lösung einer von der Berliner Akademie gestellten Preisfrage dienen. Leider hatte G. übersehen, daß satzungsmäßig gedruckte Abhandlungen von der Bewerbung ausgeschlossen waren, und so konnte die Akademie, auch nachdem G., welchem jene Bestimmung nachträglich auf besonderem Wege durch Encke, den Secretär der Akademie, mitgetheilt worden war, einen Nachtrag in vorgeschriebener anonymer Form einsandte, nichts anderes zu seinen Gunsten beschließen, als daß sie mit Belobung des Anonymus „der das Gräff'sche Princip schärfer begründet und dessen Methode zur Bestimmung der imaginären Wurzeln vervollkommnet habe“, die Preisaufgabe für das folgende Jahr 1839 neu ausschrieb. Leider erlaubten es Gräffe's Gesundheitsverhältnisse nicht, daß er dieser mittelbaren Aufforderung auf der beschrittenen Bahn weiterzugehen hätte Folge leisten können. Er zog sich von der Bewerbung zurück, und andere, namentlich Encke, vervollkommneten noch seine Methode. Zur Untergrabung von Gräffe's Gesundheit hatte neben früher Ueberarbeitung auch vielleicht mancherlei Mangel an Anerkennung beigetragen, der ihn in unverdientester Weise traf, so z. B. 1836, wo eine Professur der Mathematik an der seit 1833 bestehenden Hochschule in Zürich gegründet und mit Uebergehung von G. und von Jos. Ludw. Raabe, der beiden verdienstvollen Privatdocenten der jungen Anstalt, an den weit weniger bedeutenden Ant. Müller vergeben wurde. G. beschloß seine

Thätigkeit an der Industrieschule im Herbste 1868 und lebte von der Zeit an in einer durch körperliche Leiden vielfach getrübten Ruhe.

Karl Heinrich Gräffe, ein Lebensbild entworfen von Rudolf Wolf, Separatabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung, Zürich 1874. Cantor.

Gräffer: August G., Buchhändler, geb. 1762, gest. zu Wien 1816, betrieb den Verlags- und Sortimentshandel in militärischen Schriften und gründete 1790 die „Militärische Buchhandlung“. Er war selbst Schriftsteller und edirte „Geschichte der k. k. Regimenter“, 1792; „Geschichte des Maria Theresien-Ordens“, 1796; „Geschichte des zweiten franz.-republikanischen Krieges“, 1804 ꝛc. — Sein Sohn Franz, Schriftsteller, geb. zu Wien am 6. Januar 1785, gest. ebenda 1858, war ursprünglich für das Kunstfach bestimmt, trat auch in die Akademie, gab aber das Studium wieder auf und trat in seines Vaters Geschäft. Er hatte besonders Vorliebe für bibliographische Arbeiten, und in diesem Sinne auch weite Kenntnisse, so daß er später als Bibliothekar bei Louis Napoleon und dem Fürsten Liechtenstein diente. Vielfache Unglücksfälle verfolgten nun G., der endlich nach langer Entbehrung und vielfachen Leiden im Versorgungshause ein Plätzchen fand. G. war ein Sonderling äußerlich wie in seinen Schriften; er liebte es jocose Geschichtchen und Anekdoten der Vergangenheit in einer drolligen aber gewinnenden Weise wiederzuerzählen. Für Werke der geheimen Wissenschaften, Curiosa, Facetien ꝛc. hatte er besondere Vorliebe und legte umfangreiche Repertorien dafür an. Seine Werke erreichen die Zahl von einigen sechzig Bänden; die beliebtesten sind „Neue Wiener Localfrescen“, — „Wiener Tabletten und heitere Novellchen“, — „Wienerische Kurzweil, lustige und schnurrige Geschichtchen“ ꝛc.; ein nahezu vollständiges Verzeichniß seiner Werke gibt Wurzbach im biographischen Lexicon V. 298. Kábdebo.

Grailich: Wilh. Joseph G., ausgezeichneter Krystallograph, geb. am 16. Febr. 1829 zu Preßburg, gest. am 14. Septbr. 1859 zu Wien, Sohn eines Professors der Philologie, verschaffte sich an den Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt und später an dem polytechnischen Institute in Wien, wo er besonders den naturwissenschaftlichen Studien oblag, eine gründliche allgemeine und umfassende Fachbildung. Schon frühzeitig hatte G. die Förderung der Mineralphysik, insbesondere der Krystallographie zu seiner Hauptlebensaufgabe gewählt. Er begann kaum 23 Jahre alt seine Arbeiten mit der Untersuchung der optischen Verhältnisse der Krystalle, namentlich des Glimmers. Schon seine Erstlingsarbeit „Bestimmung des Winkels der optischen Axen mittelst der Farbenringe“, welche er 1852 der kaiserl. königl. Akademie in Wien vorlegte (Sitzb. der kaiserl. königl. Akad. der Wissensch. in Wien IX, 1852), hatte die Aufmerksamkeit auf den geistvollen jungen Forscher gelenkt. Unterstützt von Ettingshausen, Schrötter, insbesondere von Wilhelm Haidinger, verfolgte er den eingeschlagenen Weg weiter, erhielt den Doctorhut und wurde Docent für Krystallographie sowie für höhere mathematische Physik. Die von Mohs angebahnte Behandlung der Krystallographie verlassend, zog er die Projectionsmethode von Neumann und Miller vor. Des letzteren Krystallographie (A treatise on crystallographie) hat G. durch eine Uebersetzung (1856) in einer Weise überarbeitet und erweitert, daß dieses Werk als eines der vorzüglichsten, wenn nicht als das beste Lehrbuch der Krystallographie anzusehen ist. Inzwischen waren verschiedene werthvolle Abhandlungen von G. in den Wiener Akademieschriften erschienen: „Bestimmung der Zwillinge in prismatischen Krystallen mit Hilfe des polarisirten Lichtes“ (Sitz.-B X. 1853) „Untersuchungen über den ein- und zweiaxigen Glimmer“ (das. XI. 1853); „Bewegung des Lichtes in optisch-einaxigen Zwillings-Krystallen“ (das. XI. 1853); „Ueber die Grundgestalt des Glimmers“ (das. XII. 1854); „Beitrag zur Theorie der gemischten Farben“ (das. XII und XIII. 1854); „Ueber eine

merkwürdige Krystallbildung am Salmiak" (das. XV. 1855); „Ueber die Brechung und Reflexion des Lichtes an Zwillingsflächen optisch-einaxiger Krystalle" (Denkschr. XV. 1855, XIX. 1856); gemeinschaftlich mit Pekárek: „Das Sklerometer, ein Apparat zur genaueren Messung der Härte der Krystalle" (das. XIII. 1854) und gemeinschaftlich mit Handl: „Ueber den Zusammenhang zwischen der Aenderung der Dichten und der Brechungsexponenten in Gemengen von Flüssigkeiten" (das. XXV. 1857). Als 1855 die Akademie der Wissenschaften die Preisfrage „Ueber die Bestimmung der Krystallgestalten" stellte, war es G., welcher dieselbe bearbeitete und 1857 mit dem Preis gekrönt wurde. Diese Arbeit wird von den Fachgelehrten als ein Meisterwerk bezeichnet, in welchem die optische Untersuchung auch auf zahlreiche künstlich hergestellte Krystalle ausgedehnt und die Erscheinung der sog. Fluorescenz zuerst wissenschaftlich begründet wurde. Auch erläuterte G. die Theorie des durch v. Kobell erfundenen sinnreichen Stauroskop's auf wissenschaftlich mathematischem Wege („Krystallographisch-optische Untersuchungen", 1858) und schrieb in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien (1855 u. ff.) mehrere Aufsätze: „Ueber eine zweckmäßige Modification des Wheatstone'schen Schwingungsapparates" und „Ergänzungen und Berichtigungen zu Lotter's Grundriß der Physik". Nach Kenngott's Abgang vom Hofmineraliencabinet trat G. daselbst an dessen Stelle und wurde bald darauf zum außerordentlichen Professor der höheren Physik an der Wiener Universität ernannt. Doch schon nach kurzer Zeit erlag einem schon frühzeitig während der Studienzeit hervorgetretenen Leiden der junge, geistvolle unermüdlich thätige Gelehrte, von dem die Wissenschaft noch Großes erwarten durfte, viel zu früh für diese. G. verband mit einer unermüdlichen Arbeitskraft eine glückliche Gabe der feinen Beobachtung, der Entdeckung zweckdienlicher Mittel zu seinen Untersuchungen, zugleich mit einer großen Sicherheit und Geschicklichkeit im Rechnen, so daß seine Arbeiten von stets dauerndem Werthe bleiben werden. Mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitglied war G. auch Correspondent der Münchner Akademie der Wissenschaft.

Wurzbach, Biogr. Lex. V. 305; Poggendorff, Biogr. I, 937; Wiener Presse Nr. 235. 1859. Lit. Centralblatt von Zarncke. 1855. 297.

W. Gümbel.

Gralath: Dr. Daniel G., geb. in Danzig am 8. Juni 1739, gest. ebendaselbst am 10. August 1809. Er gehörte einer patricischen Familie an, deren Mitglieder im 18. Jahrhundert meistens im Besitz obrigkeitlicher Aemter daneben wissenschaftliche Interessen mit Vorliebe pflegten, wie denn sein Großvater, der Secretär Jacob Theodor Klein († 1760) mit guten Leistungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete hervortrat, sein Vater, der Bürgermeister Daniel G. (geb. 1708, † 1767) in historischen Arbeiten sich versuchte. Trotz seines gebrechlichen Körpers hat er, nachdem er in Königsberg, wo er studirte, 1763 zum Doctor der Rechte promovirt war, seit 1764 an dem akademischen Gymnasium in Danzig 45 Jahre als Professor des Rechts gewirkt und daneben seit 1799 das Rectorat jener Anstalt verwaltet. Neben mehreren Aufsätzen in den Schlözer'schen Staatsanzeigen der achtziger Jahre, in welchen er die Rechte seiner Vaterstadt gegen die damaligen Ansprüche der preußischen Regierung vertheidigte und einer großen Zahl juridischer Abhandlungen sowie einiger Gelegenheitsschriften („Ehrengedächtniß des Generalmajors v. Eggers", Danzig 1773 und „Progr. in obitum Magistri G. Wernsdorff", 1774) verfaßte er eine Geschichte seiner Vaterstadt, die er unter dem Namen: „Versuch einer Geschichte Danzigs", in 3 Bänden bis zum Jahre 1752 hinabreichend, 1789—1791 herausgab, eine in Betracht der mangelhaften Vorarbeiten, die ihm zu Gebote standen, schätzbare Leistung, die bis jetzt noch durch keine bessere ersetzt ist. G. starb wenige Monate, nachdem er (21. Febr. 1809) sein Amt niedergelegt hatte.

Th. Hirsch.

Gramann: Johann G.: s. **Poliander.**

Gramberg: Gerhard Anton G., geb. am 5. Novbr. 1744 zu Tettens in der Herrschaft Jever, wo sein Vater Pastor war, gest. zu Oldenburg am 10. März 1818, widmete sich, nachdem er das Gymnasium zu Jever besucht hatte, auf der Universität Göttingen der Arzneiwissenschaft (1762—66), ließ sich 1767 als praktischer Arzt in Oldenburg nieder, wurde 1778 zum Hof- und Garnison-Medicus ernannt, erhielt 1783 den Titel eines Canzleiraths und wurde 1794 zu der Stelle eines Landphysicus des Herzogthums berufen. Obgleich seine umfangreiche Praxis und seine Amtsgeschäfte seine Zeit sehr in Anspruch nahmen, so stand er doch nicht nur im ausgedehntesten Briefwechsel mit der auswärtigen litterarischen Welt und förderte, mit großer Belesenheit und vielseitigstem litterarischen Interesse ausgestattet, dabei von liebenswürdigem Humor und menschenfreundlicher Gesinnung, „ein wackerer Mann von Kopf und Herzen“ (Bürger), die litterarischen und gemeinnützigen Bestrebungen jeder Art, sondern entwickelte auch eine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten. Abgesehen von zahlreichen Gelegenheitsgedichten, von welchen viele in Almanachen, Anthologien ꝛc. gedruckt sind, lieferte er streng wissenschaftliche und volksthümliche Abhandlungen über Gegenstände der Medicin und Naturwissenschaft, biographische und historische Skizzen, Beiträge zur Geschichte der altdeutschen Litteratur (Rollenhagen's Froschmäusler und Nibelungenlied), sowie selbst einzelne Mittheilungen über musikalische und numismatische Gegenstände. Manche dieser Aufsätze sind im deutschen Museum und in anderen auswärtigen Zeitschriften erschienen, der größte Theil aber in den oldenburgischen „Blättern vermischten Inhalts“, welche G. von 1787—97 mit G. A. von Halem und L. Kruse herausgab, und in der von G. mit Halem 1804—1807 herausgegebenen „Oldenburgischen Zeitschrift“. Auch die in einem Briefe aus Oldenburg enthaltenen biographischen Nachrichten über Helfrich Peter Sturz, welche in der zweiten Sammlung der Schriften desselben sich finden, sind aus Gramberg's Feder geflossen. Ein eifriger Feind des Aberglaubens und der Schwärmerei war er mit Nicolai besonders nahe verbunden und ein fleißiger Mitarbeiter an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“. — Am 1. Novbr. 1816 beging er in voller Rüstigkeit die Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums, nachdem ihn noch der schwere Schlag getroffen hatte, am 10. Mai 1816 seinen ältesten Sohn, den Dichter Gerh. Ant. Hermann G. (s. d.), durch den Tod zu verlieren. Ein Nachruf an G. in einer heimischen Zeitung rühmt seine seltenen Einsichten im Fache der gerichtlichen Arzneikunde und medicinischen Polizei, seine ausgebreiteten Kenntnisse in vielen Fächern des Wissens und seine Liebe zur Dichtkunst, hebt aber vor allem dankbar hervor die unermüdete Sorgfalt und uneigennützige Thätigkeit, mit der er zu jeder Tages- und Jahreszeit bis zu den letzten Tagen seines Lebens der Trost vieler Leidenden und der Beistand der Armen war.

Jansen, Aus vergangenen Tagen (Oldenburg 1877). — Nähere Nachweisungen über Gramberg's Schriften in der Allg. Encyklopädie von Ersch und Gruber, Sect. I. Th. 78, S. 325. Mutzenbecher.

Gramberg: Gerhard Anton Hermann G., geb. zu Oldenburg am 18. Sept. 1772, gest. daselbst am 10. Mai 1816, war der älteste Sohn des Hofmedicus und Landphysicus Dr. Gerhard Anton G. (s. d.). Nachdem er schon als Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt im Umgang mit seinen Freunden K. L. Woltmann und F. R. Ricklefs früh in poetischen Anläufen sich versucht hatte, widmete er sich von Ostern 1790 an dem Studium der Rechtswissenschaften auf der Universität zu Erlangen, wo er mit Klüber bekannt und befreundet wurde. Von Jena, wo er sein drittes Studienjahr vollendete,

nach Oldenburg zurückgekehrt, wirkte er hier seit 1793 als Untergerichtsanwalt und seit 1796 als Obergerichtsanwalt. Auf Halem's Anregung mit einer Zusammenstellung des verwickelten oldenburgischen Particularrechts beschäftigt, wurde er in dieser Arbeit durch seine Ernennung zum Secretär beim Kammer-Kollegium (1799) unterbrochen. Aber wieder in die juristische Laufbahn zurückzukehren, blieb sein Wunsch, der indeß erst 1808 durch seine Berufung zum Assessor bei dem Landgerichte zu Oldenburg erfüllt wurde. Im J. 1810 zum Assessor bei der Regierungscanzlei und dem Consistorium befördert, wurde er durch die französische Besitznahme Oldenburgs (28. Febr. 1811) aus dem ihm liebgewordenen Wirkungskreise gerissen; er bewarb sich um eine Stelle im Tribunal zu Oldenburg, erhielt aber den Ruf zu einer Rathsstelle am höchsten Gerichte zu Hamburg (August 1811). Der Aufenthalt daselbst gestaltete sich ihm angenehmer, als er erwartet hatte, namentlich durch den Verkehr mit dem Senator Westphalen und dessen Gattin, der liebenswürdigen Dichterin, und vor allem durch den Umgang mit Halem, der im December 1811 gleichfalls an den Gerichtshof in Hamburg versetzt wurde. Mit ihm begab sich G. im Frühjahr 1813 nach der Einnahme Hamburgs durch Tettenborn nach Eutin; die Wiederbesetzung der Stadt durch die Franzosen zwang ihn im Juni 1813 zur Rückkehr, jedoch nur auf kurze Zeit, indem ein Unwohlsein ihn zu einem Besuche des elterlichen Hauses veranlaßte. In Folge der Befreiung Oldenburgs vom französischen Joche (November 1813) trat er zunächst als Richter bei dem dort einstweilen beibehaltenen Tribunal ein, dann aber nach Herstellung der alten Verfassung wiederum in seine frühere Stelle als Assessor bei der Justizcanzlei und dem Consistorium zurück. Seine Gesundheit war indeß tief erschüttert; nach langem Siechthum starb er am 10. Mai 1816, unverheirathet. — Als fruchtbarer lyrischer Dichter hat sich G. auch über die engere Heimath hinaus einen angesehenen Namen erworben. „Das Wahre, Schöne und Gute faßte er, wo er es fand, leicht und mit Innigkeit auf, und sein Genius, mit reicher Phantasie und zarter Empfindung im traulichen Bunde, und in keiner Schule Frohn, stellte, was er empfunden, ohne Wortschwall, natürlich und mit Lebhaftigkeit dar“. (Halem.) — G. sammelte seine Versuche unter dem Titel „Kränze“ in 3 Bändchen (1801—5), von denen das erste ein Gedicht „Tobias“ und seine in Wieland's Manier gedichteten leichten Erzählungen, das zweite ein größeres, mit ungetheiltem Beifall aufgenommenes hexametrisches Gedicht: „Des Pfarrers Sohn von Cola“, das dritte „Blumen deutscher Dichter aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhrhunderts“, enthält. Daneben gab er mit Böhlendorf ein „Poetisches Taschenbuch“ heraus (Berlin 1803), dichtete eine Tragödie: „Sophonisbe“ (1808) und war beliebter Mitarbeiter an Zeitschriften und Almanachen. Nach seinem Tode gab Halem noch zwei Bändchen „Gedichte“ im Anschluß an die „Kränze“ heraus (1816. 1817).

Halem in der Vorrede zu den Gedichten von G.

Mutzenbecher.

Gramberg: Karl Peter Wilhelm G., alttestamentlicher Exeget, geb. am 24. Septbr. 1797 zu Seefeld im Großherzogthum Oldenburg, wo sein Vater Prediger war, gest. am 29. März 1830. Den ersten Unterricht ertheilte ihm sein Vater, darauf kam er in die Schule zu Stöden, später auf das Gymnasium zu Oldenburg. 1816 bezog er die Universität Halle, widmete sich hier besonders unter Gesenius' und Wegscheider's Leitung dem Studium der Theologie und der orientalischen Sprachen, und warf sich mit Vorliebe auf die Erforschung des alten Testamentes. Nach vollendetem Universitätsstudium war er zunächst eine Zeit lang Hauslehrer, dann Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg, und wurde 1822 als Oberlehrer am Pädagogium zu Züllichau angestellt, nachdem

er vorher noch die philosophische Doctorwürde erworben. Inzwischen hatte er, wiewohl durch seine Lehrthätigkeit stark in Anspruch genommen, seine gelehrten Studien eifrig fortgesetzt, und es war nun sein sehnlichster Wunsch, durch eine akademische Stellung in den Stand gesetzt zu sein, sich der Wissenschaft uneingeschränkt zu widmen. Dieser Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen, ein früher Tod machte seinem Wirken ein Ende. Seine vorzüglichsten Schriften, in welchen er nach dem Vorbilde von Gesenius und de Wette in historisch-kritischem Geiste und ohne traditionelle Voraussetzungen die Erklärung des alten Testamentes behandelte, sind: „Die Chronik nach ihrem geschichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit neu geprüft", 1823; „Libri Geneseos secundum fontes rite dignoscendos adumbratio nova", 1828; „Das Buch der Sprüche Salomo's neu übersetzt, nach seinem Inhalte systematisch geordnet, mit erklärenden Anmerkungen und Parallelen aus dem Alten und Neuen Testamente versehen", 1828, und sein Hauptwerk: „Kritische Geschichte der Religionsideen des Alten Testamentes", Th. 1. 2. 1829—30. Th. 3. 4, welche er vollständig ausgearbeitet hatte, kamen nicht mehr zum Druck. Ein ausführlicher Commentar über den Pentateuch blieb unvollendet.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 1830. I, 270. Redslob.

Grammateus, mit seinem deutschen bürgerlichen Namen Heinricus Schreyber, der Sieben freien kunsten meyster. Er war in Erfurt geboren und verfaßte Schriften über Rechenkunst und Astronomie in dem ersten Viertheile des 16. Jahrhunderts. Er gehörte der damals mit Recht so berühmten Wiener Schule an. Sein Lehrer war Tannstetter; zu seinen Schülern gehörte Christoph Rudolff, und auch Adam Riese schöpfte aus seinen Schriften Material für den Coß. Die Rechenbücher des G. stehen unbedingt auf der vollen Höhe ihrer Zeit. Die Zeichen + und — sind durchweg in ihnen benutzt; es finden sich in ihnen Anfänge einer Buchstabenrechnung wenigstens so weit, daß auftretende Zahlencoefficienten durch die Buchstaben a und b ersetzt werden. Dabei ist G. den vorhandenen italienischen Mustern, insbesondere dem Lucas Paccioli nicht sklavisch gefolgt, sondern macht selbst auf eine gewisse Eigenarbeit Anspruch, wenn er sie auch nur ein „dienstliches Zusammenziehen etlicher schönen und behenden regeln zu villerlay sachen" nennt.

Vgl. C. J. Gerhardt in den Monatsberichten der Berliner Akademie, Jahrgang 1867, S. 49—53 und Jahrgang 1870, S. 151. Cantor.

Gran: Daniel G., Deutschlands bedeutendster Frescant der Barockzeit, geboren angeblich im J. 1694, gestorben zu St. Pölten in Niederösterreich am 14. April 1757. Ueber diesen berühmten Meister hat sich urkundliches Material bisher noch wenig erschließen lassen, einige Notizen, welche ich aus Archiven über ihn schöpfte, genügen nicht, ein Bild seines Lebens und seiner fruchtbaren Thätigkeit zu entwerfen. Die alte Künstlerfabel wird auch auf G. bezogen: als Knabe soll er Küchenjunge in Diensten des Fürsten Schwarzenberg gewesen sein und durch seine Kohlenzeichnungen auf die Mauern des Palastes Aufsehen erweckt haben; der Fürst sandte ihn darauf nach Italien, wo er unter Ricci's und Solimeno's Leitung sich zum großen Künstler bildete. Die Sage bietet keinen Anlaß der Glaubwürdigkeit. Das vollständig erhaltene, trefflich geordnete Familien-Archiv der Fürsten Schwarzenberg erwähnt unter den damaligen Küchenjungen keinen Daniel, auch keinen G.; ebenso wenig findet sich ein Document über die Unterstützung des Kunstjüngers durch den Fürsten. Die Quellen geben als seinen Geburtsort bald Wien, bald Mähren (!) an; in Wien suchte ich seinen Namens vergebens in den Matriken; doch scheint es mir glaublich, daß er ein Sohn des kaiserlichen Kammerdieners Johann Michael le Gran (le Grande) sei, dessen Namen öfters begegnet. Daß G. sich in Italien gebildet, bedarf keiner

urkundlichen Bestätigung, seine Werke bezeugen das am sichersten. Nach seiner Rückkehr war seine erste Arbeit das Deckengemälde des Landhauses zu Brünn (1720). Darnach wurde er Hofmaler, fertigte 1726 das Deckenbild im fürstlich Schwarzenberg'schen Sommerpalast zu Wien, dann die Deckengemälde al fresco im Prämonstratenser-Stift Hradisch in Olmütz, im großen Saale der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, in den kaiserlichen Lustschlössern zu Hetzendorf und Schönbrunn, der Domkirche zu St. Pölten, der Stiftskirche zu Klosterneuburg, der Schwarzspanierkirche zu Wien. Dazwischen malte er viele Oelbilder, die heute in den Kirchen und Klöstern zu Lilienfeld, Herzogenburg, Seitenstetten, Hernals, St. Pölten und in Wien zerstreut sind. — G. war ein Künstler von ganz seltener Begabung, der sich vollständig in den Geist der Barocke hinein gelebt hatte, und dessen Darstellung Lebhaftigkeit in Zeichnung und Farbe besitzt, welche uns heute ebenso entzückt als verwundert. Er berechnete genau die Wirkung seiner Arbeit, wußte wohl überlegt seine Figuren zu componiren und zu ordnen, liebte Lichteffekte, die er mit einzig stehender Virtuosität al fresco hervorzubringen verstand. Leben und Beweglichkeit drängte sich nach den Anschauungen der Barocke in all' seinen Werken entschieden und beherrschend hervor, ohne aber deshalb das Auge zu verletzen und in jenen Manierismus zu verfallen, der vor und neben ihm vielfach von seinen Kunstgenossen ausgeübt wurde. Die Großartigkeit seiner Conception, die Virtuosität seiner Technik sicherten jedem seiner Werke volle Anerkennung, und es ist also begreiflich, daß Nicolai, ein sonst ganz böser Kritikus und Verhöhner österreichischer Kunst und Cultur, Gran's Kuppelfrescen in der Hofbibliothek zu den schönsten der Welt zählt. Ueber Gran's Thätigkeit ist wenig zu sagen; er scheint sehr launenhaft gewesen zu sein, und war sich seiner Kunst vollkommen bewußt. Ob er wirklich 1729—35 fürstlich Schwarzenberg'scher Gartendirector war, ist sehr zweifelhaft. Daß er aber weder (wie die geschäftige Buchschreiberei erzählt) vom Hofe täglich 100 Ducaten Besoldung bezog, noch als Bettler in St. Pölten starb, ist gewiß, denn er wurde am 16. April 1757 mit ganzem Kondukt in der Kirchengruft zu St. Pölten beigesetzt; immerhin ein Zeichen der Wohlhabenheit; seine Tochter, Mademoiselle Catharina de G., starb zu St. Pölten am 5. Octbr. 1782. — Nach v. Schuppen's Tod erhielt G. den Antrag, das Rectorat der Wiener Akademie zu übernehmen, doch er lehnte ab, weil ihm der Gehalt zu gering war. Außer den hier mitgetheilten Daten können als Quellen nur ein Aufsatz im Austria-Kalender 1847 (S. 94) und die beiden Briefe Gran's in Lützow's Geschichte der Wiener Akademie benutzt werden; alles andere ist mehr oder minder Erfindung. Kábdebo.

Gran: Heinrich G., druckte zu Hagenau im Elsaß von 1489—1527. Das erste dort gedruckte Werk, welches seinen Namen trägt, ist: „Cornutus magistri Joannis de Garlandria. Hagenoae per Henricum Gran" 1489, 4. Seine Druckerei war meistens für den bekannten und berühmten Buchhändler Johann Rynmann, 1497—1522 zu Augsburg lebend, thätig, und es kann wol mit Sicherheit angenommen werden, daß alle Werke, die nicht ausdrücklich den Namen eines anderen Verlegers tragen, für Rechnung Rynmann's gedruckt wurden, was um so wahrscheinlicher ist, da die Thätigkeit Gran's fast gleichzeitig mit der Rynmann's aufhört. Johann Rynmann hat zwar mehrere Druckereien für seinen Verlag beschäftigt, allein keine so ausschließlich, wie die von Heinrich G. in Hagenau. Es mag der Grund davon wol in der Leichtigkeit und Billigkeit des Wassertransportes auf dem Rhein und Main nach Frankfurt zu suchen sein, da Rynmann damals schon die Frankfurter Buchhändler-Messe mit seinen Büchern bezog. Von 1504—17 soll auch ein Heinrich G. in Hanau gedruckt haben, doch scheinen beide eine und dieselbe Person zu sein; am wahr

scheinlichsten liegt dabei eine Verwechselung der Orte vor, da sich ein Buch mit solcher Namensbezeichnung nicht hat nachweisen lassen. Geßner hat in seiner „Buchdruckerkunst“ ꝛc., wo er allerdings auch Druckwerke der Art anführt, doch offenbar nur die Ortsbezeichnung: Hagenoa mit Hanovia verwechselt, umsomehr, als eben er für beide Heinrich G. dasselbe Druckerzeichen angibt. Es wird also nur den G. im Elsaß gegeben haben.

Vgl. Kirchhoff, Beiträge zur Gesch. des deutschen Buchhandels I. S. 25. Weller, Repertorium typographicum, S. 422. Seemiller, Bibliothecae Ingolstad. Incunabula typographica Fasc. III., S. 137. Panzer, Annales I. 447. IV. 331. Geßner, Buchdruckerkunst, Bd. III. S. 295 u. Bd. IV. S. 147.

Kelchner.

Granvelle: Nicolaus Perrenot, Herr von G., war 1484 in Ornans, einem Städtchen des Herzogthums Burgund, geboren; er studirte in Dole Rechtswissenschaft, kam als Advokat nach seinem Heimathsort zurück, verheirathete sich dort 1513 mit Nicole Bonvalot, die ihm im Laufe der Zeit 14 Kinder gebar. 1519 wurde er Mitglied des Gerichtshofes (Parlament) von Dole, trat aber 1519 als maitre des requêtes in die Regierungsbehörde der Niederlande ein. Dort wurde die Regentin der Niederlande, Erzherzogin Margaretha, auf ihn aufmerksam und zog ihn zu wichtigeren Staatsgeschäften heran. Schon 1521 bei den Verhandlungen in Calais leistete er Dienste; 1524 brauchte ihn die Regentin bei den finanziellen Auseinandersetzungen mit dem Herzog von Savoyen über ihr Witthum; 1525 wurde er an den Hof des jungen Kaisers Karl V. nach Spanien geschickt. Er nahm an den Verhandlungen mit Frankreich, die zu dem Madrider Frieden führten, hervorragenden Antheil und erhielt nach demselben den Auftrag, als Vertreter des Kaisers in Frankreich über die Ausführung der Friedensbestimmungen zu wachen. Als 1528 der Krieg zwischen dem Kaiser und den Franzosen unvermeidlich geworden, wurde G. in Frankreich kurze Zeit gefangen gehalten, eine Maßregel, welche König Franz nicht etwa aus besonderer Entrüstung über G., sondern als Erwiderung auf das seinem Gesandten in Spanien widerfahrene Schicksal verfügte. Heimgekehrt, trat G. dem kaiserlichen Kanzler Gattinara als Gehülfe in der Leitung der allgemeinen Geschäfte der großen habsburgischen Monarchie zur Seite; er begleitete den Kaiser und den Kanzler 1529 und 30 auf der Reise nach Italien und Deutschland. Nachdem Gattinara am 5. Mai 1530 in Insbruck gestorben, ernannte Karl keinen neuen Kanzler oder Premierminister, er nahm seine Politik in seine eigene Hand; aber ein großer Theil der von Gattinara geführten Geschäfte fiel doch G. zu. Ihn und den Spanier Francisco de los Cobos machte Karl gleichzeitig zu Staatsräthen und Staatssecretären; Cobos übertrug er die Angelegenheiten Spaniens und Italiens, G. dagegen, der die Würde eines Siegelbewahrers der Kronen von Neapel und Sicilien empfing, hatte vornemlich die Geschäfte der Niederlande und Deutschlands zu besorgen. In die niederländischen Dinge griff G. aber nur seltener direct ein, die Vertretung der kaiserlichen Politik gegenüber Deutschland ruhte von 1530 ab zwei Jahrzehnte hindurch auf seinen Schultern. Eine Geschichte seines amtlichen Lebens würde beinahe einer Darstellung der deutschen Regierung Karls V. gleichkommen; sie liegt außerhalb des Rahmens dieser Biographie.

Im Großen und Ganzen wird Kaiser Karl persönlich für die von seiner Regierung befolgte Politik die Verantwortlichkeit zu tragen haben; im Einzelnen wird man sagen dürfen, daß sein Minister G. in den meisten Fällen ihm die friedlicheren Wege anempfohlen und oft ihm von raschen Thaten abgerathen habe. Wie G. über eine gewisse Meisterschaft diplomatischer Technik verfügte, so zog er meistens geschicktes Verhandeln und eifriges Negociiren den gewalt=

samen Maßregeln vor, er liebte zu beschwichtigen und zu besänftigen, die Gegensätze zu mildern und die Gegner zu gewinnen. Friedlicher Ausgleichung mit Frankreich redete er wiederholt das Wort. Die Eintracht des Kaisers mit dem Papste meinte er wiederholt weniger durch Brüskiren und Einschüchtern als durch Schmeicheln und Zureden zu erringen; selbst die deutschen Protestanten wünschte er durch friedliche Mittel von dem definitiven Bruche mit der katholischen Kirche zurückzuhalten und ihre Rückkehr in den Schooß der Kirche schmeichelte er sich durch Vergleichshandlungen zu erzielen. Wir sind berechtigt, in dem Versuche friedlicher Religionsversöhnung, den 1538 der Kaiser eröffnete, in dem Experimente der Religionsgespräche, die er 1540 und 41 anstellen ließ, die Einwirkung Granvelle's ausgeprägt zu sehen. G. präsidirte persönlich 1540 der Zusammenkunft in Worms. Und er führte so geschickt damals die Verhandlungen mit den protestantischen Fürsten, daß die Gefahr einer sehr ausgedehnten antikaiserlichen Allianz umgangen und persönliche Verbindungen zwischen dem Kaiser und seinen Gegnern angeknüpft wurden. Die Ergebnisse von 1540 und 41 können geradezu als Siege Granvelle's über die Politik der Eiferer, unter denen Math. Held, bezeichnet werden. Seitdem vertrat G. noch mit größerem Nachdruck ein Vorgehen der kaiserlichen Politik, das zeitweise Concessionen von unwesentlicher Bedeutung und äußerlicher Natur den Protestanten zu gewähren bereit und langsam nach und nach eine politische Machtstärkung Karls herbeizuführen berechnet war. Wenn es auch zweifelhaft ist, ob G. dem ganzen kaiserlichen Unternehmen des Religionskrieges wirklich abgeneigt gewesen, jedenfalls war er lange Zeit für Aufschub desselben; er bemühte sich auch, als Karl sich dafür entschieden, die reichsrechtliche Frage in den Vordergrund zu schieben; es war damals G., der die Unterhandlungen mit Herzog Moritz von Sachsen und anderen Protestanten führte, deren Zutritt zum Kaiser ein entscheidendes Moment für den Sieg des Kaisers geworden. Nachdem aber des Kaisers Heere die Unterwerfung der Protestanten zu Stande gebracht, da war es wiederum G., der die Unterwerfungsverträge abschloß und in sehr umsichtiger Ausnutzung der Lage die Früchte des Sieges für den Kaiser steigerte und vergrößerte. Während einer kurzen Urlaubsreise hatte ihn im Anfang 1547 sein ältester Sohn, der Bischof von Arras, vertreten. Zu einer längeren Unterbrechung seiner Thätigkeit nöthigte ihn 1549 seine Gesundheit. In Augsburg, wo er bei dem Reichstage mitwirken sollte, starb er am 27. August 1550 im Alter von 66 Jahren. G. hatte im wohlbegründeten Rufe gestanden eines höchst einsichtigen, höchst gewandten, stets erfindungsreichen Staatsmannes, mit dem die auswärtigen Gesandten gerne in Verkehr traten. Der Kaiser schenkte ihm unbedingtes rückhaltloses Vertrauen; es wird erzählt, täglich habe sich Karl von ihm eine Aufzeichnung geben lassen, die alles enthalten, was der Kaiser an dem Tage sagen und verfügen sollte; in Karls vertraulicher Unterweisung seines Sohnes (vom Mai 1543) erklärte er ihn für den zuverlässigsten und unterrichtetsten Rathgeber in allen europäischen Fragen. Nur eine Schwäche wurde bisweilen an ihm bemerkt: G. liebte reich zu werden und seine Familie reich zu machen; er nahm von allen Seiten gern Geschenke und Ehrengaben an; er erbaute in Besançon einen prächtigen, mit Kunstwerken und Büchern geschmückten Palast; er verstand es für seine Familie zu sorgen. Er brachte zwei Schwäger in hohe Posten, zuerst den Bruder seiner Frau, François Bonvalot, welcher 1537 Abt von Saint-Vincent in Besançon und 1544 Erzbischof von Besançon wurde, daneben aber mehrere Jahre kaiserlicher Gesandter in Frankreich war und auch mehrfach zu vorübergehenden diplomatischen Aufträgen gebraucht und von dem Kaiser in höchstem Ansehen gehalten wurde († 1560); neben ihm verdankte der Mann einer jüngeren Schwester seiner Frau G. seine Stellung, Jean de

Saint-Mauris (geb. 1479), seines Faches juristischer Professor und Richter, der 1544—48 in kritischer Zeit die wichtige Gesandtschaft in Frankreich versah, von der zurückgekehrt er an die Spitze des Staatsrathes in Brüssel gestellt wurde († 1555).

Von Granvelle's fünf Söhnen haben drei eine politische Rolle gespielt. Der älteste war Anton G. — bekannt unter dem Namen des Cardinal G. — geb. in Besançon am 20. August 1517, er studirte in Padua, Paris und Löwen. Dem geistlichen Stande bestimmt, wurde er von seinem Vater ganz offenkundig zu seinem Nachfolger erzogen und früh in die große Politik eingeweiht; früh legte er hervorragende politische Begabung an den Tag. 1540 gab man ihm das Bisthum Arras. 1543 gewährte man ihm in Trident, wo sich das Concil versammeln sollte, in Gegenwart der päpstlichen Legaten eine Rede zu halten, eine elegante lateinische Stilübung nach den gegebenen Gesichtspunkten der kaiserlichen Politik in der kirchlichen Frage. Nachdem diese erste Probe öffentlichen Auftretens mit Beifall belohnt war, zog ihn der Vater mehr und mehr in die Staatsgeschäfte hinein: von 1545 begegnen wir auf Schritt und Tritt in den Staatshandlungen und in den Staatspapieren Karls V. den Arbeitsspuren des jüngeren G. Gleichsam als ob es etwas selbstverständliches wäre, erbte nach dem Tode des Vaters der Sohn Stellung und Einfluß des leitenden Staatsmannes. Er war ehrgeizig, strebsam, eifrig, aber er war anmaßend, stolz und hochmüthig. Jene Gabe der Ueberredung und Unterhandlung, die den Vater in so hohem Grade ausgezeichnet, besaß der Sohn nicht; und auch das Urtheil dürfte wol als ein begründetes erscheinen, daß die Weite des politischen Blickes, die sichere Behandlung von Personen und Verhältnissen, durch die zur Zeit des älteren G. Kaiser Karls Staatskunst ihre großen Erfolge sich errungen, bei dem jüngeren G. nicht mehr in ausreichendem Maße vorhanden gewesen: die politische Lage als Meister zu beherrschen, war ihm nicht lange mehr vergönnt. Wol klagte er selbst über des alternden Kaisers immer schwerer zu behandelnden Charakter; sicher aber bleibt es, daß auch er die Fehler seines Herrn nicht vollständig zu verbessern vermocht. Als Karl sich aus Deutschland zurückgezogen, blieb G. bei ihm in den Niederlanden, stets an der Spitze der allgemeinen Geschäfte des kaiserlichen Weltreiches. Auch nach Karls Rücktritt von der Regierung ließ König Philipp II. ihn in den ersten Jahren vollständig in derselben Stellung: die Verhandlungen des allgemeinen Friedens von 1559 gingen noch durch seine Hand. Dann aber, als Philipp nach Spanien ging, wurde Granvelle's Wunsch, Leiter der allgemeinen Weltpolitik Spaniens zu werden, nicht erfüllt, er mußte in den Niederlanden zurückbleiben und sich mit dem maßgebenden Einfluß auf die Regierung der Niederlande begnügen. Der Regentin, der Herzogin Margaretha von Parma, wurde er zur Seite gestellt als ihr erster Rathgeber und Führer; bei der Neuordnung der niederländischen Bisthümer erhielt G. das Erzbisthum Mecheln und kurz darauf vom Papst Pius IV. das Cardinalat (1561). Sein Stolz und Hochmuth verwickelte ihn dort bald in heftigen persönlichen Conflikt mit den Ersten des niederländischen Adels. Und der sachliche Widerspruch zwischen seinen und seines Königs politischen Tendenzen und den Anschauungen der Adelsopposition machte auf die Dauer sein niederländisches Amt unhaltbar; selbst König Philipp, der anfangs fest an G. gehalten, wurde schließlich überzeugt, nachgeben zu müssen. Auf heimlichen Befehl seines Königs verließ G. Brüssel anfangs des J. 1564, scheinbar auf seinen Wunsch nur zu einer Urlaubsreise, faktisch aber, wie ihm selbst wohlbekannt, aus dem Amte ausscheidend. G. verweilte dann, begleitet von seinem Secretär Justus Lipsius, einige Zeit in Besançon. Sein Briefwechsel mit den leitenden Politikern der habsburgischen Länder dauerte noch fort. Gerade in Besançon

sammelte sich dieser gewaltige, für das Studium des 16. Jahrhunderts so reichhaltige Schatz von Staatspapieren an. Ende 1565 ging G. auf Philipps Befehl nach Rom, die diplomatische Vertretung der spanischen Politik bei der Curie zu unterstützen, zunächst um das Conclave mitzumachen. In Rom brachte er 1571 die Liga gegen den Türken zu Stande. Von dort hatte er sich auch der Verwaltung des Königreiches Neapel 1571 vorübergehend anzunehmen. Auch war von seiner Rückkehr in die Niederlande die Rede. Nachher, 1579, rief ihn Philipp wirklich nach Madrid und so übte G. noch zuletzt auf die Weltpolitik wieder größeren Einfluß aus. 1584 wurde ihm das Erzbisthum Besançon verliehen. G. † am 21. Septbr. 1586 in Madrid. —

Sein Bruder war Thomas Perrenot, Herr von Chantonnay, Graf von Cante-Croix, geboren am 4. Juni 1521; er diente im Hause des Kaisers und in der Umgebung des kaiserlichen Prinzen Philipp. Mehrfach hatte er vertrauliche Aufträge zwischen den Gliedern der kaiserlichen Familie auszurichten; mit Erzherzog Maximilian befreundete er sich persönlich. 1549 heirathete er eine sehr reiche Dame, Helene, aus der Familie Brederode. Philipp machte ihn 1560 zum Gesandten in Frankreich. Stolz und nachdrücklich machte er als solcher seine Ansichten geltend, den Hugenotten sehr enschieden Feind, der Regierung mit mißtrauischer Kühle ein scharfer Beobachter, den eifrigen Katholiken dagegen Schützer und Förderer. 1564 aus Frankreich abberufen, ging er 1565 als Gesandter nach Wien an den Hof des neuen, ihm nahe befreundeten Kaiser Maximilian II. Auch hier bewies er seinen katholischen Eifer und seine politische Energie. 1570 entband ihn Philipp von diesem Posten. Er kehrte krank in die Heimath zurück und starb in Antwerpen im Februar 1571. Seine aus Frankreich und aus Deutschland erstatteten Berichte gehören zu den wichtigsten diplomatischen Quellen für die Geschichte des Jahrzehnts, 1560—70; sie haben ein ganz bestimmtes charakteristisches Gepräge an sich, und verrathen Originalität der Auffassung und des Ausdruckes, Schärfe und bisweilen Bitterkeit des Urtheiles über die Menschen, mit denen er zu thun gehabt hatte.

Der jüngste Sohn des älteren G. war Friedrich Perrenot von Champagney, geboren in Barcelona am 3. April 1536. Dem Leben des Kriegers gewidmet, diente er im Heere des Kaisers und des spanischen Königs seit 1550 und wurde 1558 auch im Hofdienst verwendet. Nach Philipps Abreise ließ er sich in das Treiben des niederländischen Adels hineinziehen und betheiligte zeitweise sich sogar an der Opposition gegen die Regierung. Erst als Alba herannahte, wich er zurück und lebte ruhig in Besançon. Von Alba gerufen, wurde er 1571 Gouverneur in Antwerpen. Er nahm eine vermittelnde Stellung ein im Kampf der Parteien; er widersprach Alba's Regierungsgrundsätzen, blieb aber Katholik; er wollte des Königs Herrschaft treu erhalten, aber zugleich die niederländische Selbständigkeit schützen. Diese Mittelstellung zog ihm Unannehmlichkeiten von beiden Seiten zu. Mit Alba stand er schlecht und mit Alba's Nachfolger, Requesens, nicht viel besser. Gegenseitiges Mißtrauen beherrschte sein Verhältniß zu Don Juan de Austria und selbst mit dem ihm anfangs günstiger gesinnten Alessandro Farnese gerieth er in öffentliche Händel. Mehr als sechs Jahre war er Gefangener (1578—84). 1584 aufs neue angestellt, mußte Farnese ihn 1592 absetzen und exiliren. Sein persönlicher Charakter war von Rechthaberei, Zanksucht und Nergelei erfüllt. Er starb in Dole 1600. — Er hat eine Anzahl von Denkschriften verfaßt (1860 in den Publicationen der Société de l'histoire de la Belgique gedruckt als „Memoires de Frederic Perrenot Sieur de Champagney 1573—1590 avec notice et annotations par A. de Robaulx de Soumoy).

Die oben erwähnte Briefsammlung in Besançon hat den Stoff zu verschiedenen Arbeiten geliefert: Prosper Levesque, Memoires pour servir à l'histoire du cardinal de Granvelle. 1753. Courchetet, Vie de Granvelle. 1761. Berthod, Memoires concernant quelques manuscrits de l'abbaye de Saint-Vincent de Besançon. 1777. Papiers d'état du cardinal de Granvelle, publiés sous la direction de Ch. Weiss (Dec. in. s. l'hist. de Fr.) 1841 ss. 9 vol. erschienen, bis 1565 reichend. Von 1565 ab schließt sich jetzt an Correspondance du card. de Gr. 1565—1586 publiée par Edmond Poullet I. 1877. (Coll. des Chroniques belges inédites.)

Maurenbrecher.

Grapo: Zacharias G. d. J. (Grapius), geboren zu Rostock am 6. October 1671, studirte hier 1689, in Greifswald 1690, wieder in Rostock 1692 und in Leipzig 1694, wurde hier 1694 Magister und eröffnete Collegia ling. orientalis et philosophica. 1696 kehrte er nach Rostock zurück, wurde 1697 Baccalaureus, am 8. April 1699 Archidiacon an der St. Jacobi-Kirche und 1699 Licentiat der Theologie und ordentlicher Professor der Physik und Metaphysik, 1701 Doctor der Theologie, 1704 Professor der Theologie, am 9. Febr. 1713 Consistorialrath und Superintendent, starb aber schon 2 Tage später, am 11. Febr. 1713. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Theologia recens controversa“ (mit seinem Bildniß) in 4 Theilen. — „Historia literaria Alcorani“. — „Ahmet Ben Abdallae epistola theologica de articulis quibusdam fidei“.

Vgl. das Evangelische Rostock oder Kurtzer Bericht von der Stadt Rostock Reformation. Rost. 1707.

Fromm.

Gras: s. u. **Graß**.

Graser: Johann Baptist G., Dr. philos., wurde am 11. Juli 1766 zu Eltmann in Unterfranken geboren, studirte in Bamberg und Würzburg und erhielt schon im 20. Lebensjahre die philosophische Doctorwürde. Er wurde hierauf nach absolvirtem Seminarcursus in Würzburg zum katholischen Priester geweiht und bald darauf Lehrer und Mitdirigent der adlichen Pagenanstalt zu Salzburg. Im J. 1804 wurde er als Professor der Theologie nach Landshut versetzt, aber schon in demselben Jahre als Schulrath nach Bamberg berufen, wo er bis zum J. 1810 mit großem Eifer wirkte. Hiernach ging G. auf den Wunsch seiner Behörde in gleicher Eigenschaft nach Baireuth, wo er sich um die Vorbildung junger Lehramtscandidaten Verdienste erwarb. Als 1825 die Stellen der Kreis-Schulräthe aufgehoben wurden, erhielt er seine Pension und lebte von da ab ganz den Wissenschaften, insbesondere aber pädagogischen Studien und dem Verkehr mit geistreichen Männern, zu denen besonders Jean Paul gehörte. Er starb 1841 am 28. Februar in Baireuth. G. ist einer der ersten deutschen Pädagogen, welche die Lehre von der Erziehung und dem Unterrichte wissenschaftlich geordnet und dargestellt haben. Seine Hauptschrift ist die „Divinität oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung“, 1811. Der Grundgedanke ist, daß der Mensch durch sich selbst, durch freie Gesinnung und That, das Ebenbild der Gottheit in seinem Leben darstelle oder das Divine (Göttliche), das ihm, entgegen dem Animalischen (Thierischen), eingeboren ist, in seinem Leben nachweise. Wir bedürfen hierzu einerseits eines Musters, des Gottmenschen, Sohnes Gottes, — andererseits aber auch der Unterstützung der bereits gereiften Menschen. Graser's praktisches Streben knüpfte sich mit Pestalozzi an die Anschauung, und aus dieser leitete er die Kenntniß der gewöhnlichen Lebensverhältnisse und die damit verknüpften moralischen Pflichten ab. Als Anschauungsmittel, als an das Vorleben des Kindes, an die Familie sich anschließende Geistesgymnastik erkannte er das Wohnhaus und zwar zunächst das Modell

eines solchen. Er theilt nun den an das Wohnhaus geknüpften Unterricht in der Moral und den Realien in vier Curse, nämlich 1) Betrachtung des Hauses als Wohnplatzes der Zusammenlebenden, 2) Betrachtung der Bewohner desselben, 3) Betrachtung der häuslichen Bedürfnisse der Bewohner, und 4) des wechselseitigen Umganges durch die Sprache. G. bekämpfte außerdem die damals auftauchende Lesemethode Stephani's und setzte an deren Stelle die jetzt allgemein verbreitete Schreiblesemethode, wobei er in die Absonderlichkeit verfiel, die Buchstaben als Bilder der Mundformen und Mundstellung beim Sprechen anzusehen. Auch für den Unterricht der Taubstummen interessirte sich G. lebhaft, wollte aber diese Unglücklichen nicht isolirt, sondern in Gemeinschaft mit den Vollsinnigen unterwiesen wissen, weil er von diesem gemeinsamen Verkehre Gutes für die Gesammtbildung hoffte. — G. hatte keinen Beruf zum geistlichen Stande und löste sich auch gänzlich von diesem durch seine spätere Verheirathung los. Diesem Verhältnisse entsprachen auch seine Ansichten über den Religionsunterricht, welchen er möglichst von strengem Confessionalismus zu befreien strebte. Er wollte mit Sailer Toleranz und Versöhnung der Gegensätze, aber er suchte sie nicht, wie dieser, in der glaubenstreuen Liebe, sondern mehr in der Verschwommenheit und Verflachung dessen, was den Kern und die Basis des Christenthums bildet. — Außer der erwähnten Divinität schrieb G. noch: „Die Elementarschule fürs Leben in ihrer Grundlage“, 1817. — „Die Elementarschule fürs Leben in der Steigerung“, 1828. — „Der durch Gefühl und Tonsprache der Menschheit wiedergegebene Taubstumme“, 1829. — „Das Verhältniß des Elementarunterrichtes zur Politik der Zeit“, 1835. Alle diese Schriften fanden ungeachtet ihrer praktischen Richtung unter den Elementarlehrern verhältnißmäßig wenig Verbreitung, einerseits wegen der wissenschaftlichen, nicht leicht zugänglichen Form, andererseits wegen ihres hohen Preises. Der Lehrer Ludwig in Bindlach, einer der tüchtigsten Schüler Graser's, suchte dessen Ideen populärer zu machen. L. Kellner.

Gräser: Andreas G., geboren 1817 in Almen (wo sein Vater Pfarrer war) im Siebenbürger Sachsenland, studirte, nachdem er das Gymnasium in Mediasch absolvirt, 1834—36 in Berlin Theologie, Philologie und Geschichte und trat nach seiner Rückkehr zunächst als Lehrer am Mediascher Gymnasium in den Dienst der evangelischen Landeskirche. Im J. 1849 wurde er Rector der, mit durch seine wissenschaftliche Bildung, seine Lehrgabe und seine Berufstreue in freudigem Aufstreben begriffenen Anstalt, an der er namentlich auch durch seinen anregenden Unterricht in der vaterländischen Geschichte sehr nachhaltig wirkte und die unter seiner Amtswaltung durch seine und des gesammten Lehrercollegiums trotz kärglichster Gehalte begeisterte und opferwillige Initiative für einen Theil der Schüler durch freiwillige Beiträge einen Freitischfonds von fast 4000 Gulden erhielt. Im Mai 1855 wählte ihn die Gemeinde Wurmloch zum Pfarrer, im April 1863 trat er als erwählter Dechant von Schelk an die Spitze dieses Kirchenbezirks, wie ihn bereits im April 1861 die erste Landeskirchenversammlung zum designirten Ersatzmann des Landesconsistoriums gewählt hatte. Zum Zustandekommen der Verfassung, auf Grund deren diese tagte und welche die Autonomie der evangelischen Landeskirche nach jahrelangen Verhandlungen mit der Regierung auf der alten landesgesetzlichen Grundlage wieder herstellte, hatte G. wesentlich auch dadurch beigetragen, daß er unter den Vertrauensmännern, welche der Cultusminister dem Wunsch der Kirche entsprechend zu einer allseitig befriedigenden Vereinbarung bezüglich der Ordnung der Kirchenverhältnisse im Sommer 1860 einberufen hatte, in ersprießlicher Weise mitwirkte, diese von dem Einfluß und den Schwankungen wechselvoller politischer Einrichtungen fortan zu befreien. Die wissenschaftliche Thätigkeit Gräser's, der von 1844 an

Ausschußmitglied des Vereins für siebenbürgische Landeskunde war, bewegte sich auf dem Feld der siebenbürgischen Geschichte und hatte insbesondere die gründlichere Erforschung der Geschichte und Entwicklung der sächsischen Nation im Auge. Das Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde enthält einen Theil jener Arbeiten, darunter in den „Statuten des mediascher Capitels von 1397“ und in „Caraffa's Project, wie Siebenbürgen unter k. k. österreichischer Devotion zu erhalten, an Kaiser Leopold, vom Jahre 1690“ (Vereinsarchiv, neue Folge, Bd. I) wichtiges Quellenmaterial, in der „Steuerberechnung in den zwei Stühlen von 1579, 1580, 1586“ (Vereinsarchiv a. a. O.), im „Siebenbürgischen Steuerwesen 1720—1727“ (Vereinsarchiv, neue Folge, Bd. IV) lehrreiche Aufschlüsse auf diesem noch wenig durchforschten Gebiete. Seine werthvollen „Geschichtlichen Nachrichten über das Mediascher Gymnasium“ sind in dem ersten Programm dieser Anstalt (1852) mitgetheilt; die „Umrisse zur Geschichte der Stadt Mediasch“ (Hermannstadt 1862), meist auf urkundlichen Studien beruhend, sind auch dadurch bedeutsam, daß in ihnen der erste Versuch einer Monographie von einer sächsischen Stadt vorliegt. In dem 1852 in Kronstadt erschienenen, unter seinem Volke vielgelesenen Buche „Stephan Ludwig Roth nach seinem Leben und Wirken“, den der ungarische Regierungscommissar Csany wegen „Aufwieglung gegen die, durch hundertjährige Gesetze gesicherte Unabhängigkeit Ungarns und das, auch durch die treubrüchige Dynastie feierlichst bestätigte Unionsgesetz“ am 11. Mai 1849 in Klausenburg als Rebellen hatte erschießen lassen, hat G. einem der bedeutendsten Söhne seiner Vaterstadt und seines Volkes ein dauerndes Denkmal gesetzt. Ihn selbst hat leider auch viel zu frühe in den besten Jahren seiner Manneskraft am 11. Januar 1869 der Tod plötzlich einer nach vielen Richtungen hin noch viel Tüchtiges verheißenden Thätigkeit entrissen.

Eine kurze Notiz in Trausch, Schriftsteller-Lexikon II. 15. Teutsch.

Gräser: Daniel G. (siebenbürgisch-sächsischer Historiker), geb. zu Hermannstadt, wo derselbe 21 Jahre lang das Amt eines Mitgliedes des Rathscollegiums bekleidete. Am 22. März 1769 ward er in die Reihe der Senatoren aufgenommen, fungirte theils als wirkliches Rathsmitglied, theils als Stuhlrichter (1777—81) bis zu dem J. 1790, in welchem er aus dem Magistratsrathe schied und dann bis zu seinem am 2. August 1797 erfolgten Tode die Stelle eines Sachwalters innehatte. Durch eine Reihe von Jahren war ihm zugleich mit dem Senatorsamte die Leitung des Stadt- und Nationalarchivs übertragen. Aus den seiner Obhut anvertrauten Urkundenschätzen floß für ihn eine reiche Quelle geschichtlicher Erkenntniß, die er bestens zu verwerthen suchte. Das Büchlein, welches er über den „Verfassungszustand der sächsischen Nation in Siebenbürgen“ nach archivalischen Quellen im J. 1790 veröffentlichte, lenkt mehr durch den Widerspruch, den es im Lager der Sachsenfeinde fand, als durch den inneren wissenschaftlichen Werth, der — nach dem Maßstabe jener Zeit gemessen — nicht allzugering angeschlagen werden darf, die Aufmerksamkeit auf sich. Die Ofener lateinische Zeitung (Nr. 15 vom J. 1790) brachte nämlich eine in leidenschaftlichem Tone gehaltene Kritik des Buches, die sich nicht nur gegen die Ausführungen des Verfassers richtete, sondern viele, die sächsische Nation beleidigende und das Sachsenrecht kränkende Stellen enthielt. Die durch diesen Artikel hervorgerufene Beunruhigung war so bedeutend, daß die Sache in der sächsischen Nationsuniversität, die eben damals zum ersten Male nach der Wiederherstellung der Verfassung (Mai 1790) versammelt war und sich zur Hüterin des angefochtenen Rechtes ganz besonders berufen fühlte, zur Sprache und Verhandlung kam. In Folge der von der Nationsuniversität bei der ungarischen Statthalterei geführten Beschwerde erschien dann im Juli in der genannten

Ofener Zeitung (Nr. 28 vom J. 1790) ein feierlicher Widerruf der Recension. — Außer dem genannten Buche schrieb G. eine „Abhandlung, daß die sächsische Nation den fundum regium jure feudali besitze“, welche im Manuscript vorhanden ist.

Vgl. Trausch, Schriftsteller-Lexikon, II. Bd. S. 15. v. Zieglauer.

Grashof: Julius Werner G., Sohn von Karl Friedr. August G. (s. u.), gelehrter Theologe, preußischer Consistorial- und Schulrath zu Köln, wurde am 4. Octbr. 1802 zu Prenzlau geboren, wo sein Vater Gymnasialrector war. Nach den Freiheitskriegen folgte er seinem Vater, der in Aachen und Köln eine bedeutende Wirksamkeit gefunden hatte. Der Sohn studirte unter Lücke und Gieseler von 1820—23 zu Bonn, war eine Zeit lang Religionslehrer an dem von seinem Vater geleiteten Carmeliter-Collegium zu Köln, darauf Conrector zu Moers und von 1826—30 Divisionsprediger zu Trier. In gleicher Eigenschaft kam er 1830 nach Köln, wo er auch wieder die Religionslehrerstelle am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium übernahm, und 1841 die Stelle seines verstorbenen Vaters als Regierungsschulrath bei der königlichen Regierung zu Köln erhielt. Als Beamter bewies G. große Pflichttreue, Pünktlichkeit und Besonnenheit. Als Leiter kirchlicher Vereine, z. B. des Gustav-Adolf-Vereins und des Vereins für Israel ꝛc. hat er sich ebenfalls ausgezeichnet. Als Schriftsteller hat er mehrere Arbeiten über Verbesserung der lutherischen Bibelübersetzung, und einen „Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Weltgeschichte“, 3. Aufl. Essen 1840, sowie gehaltvolle Aufsätze in der theologischen Zeitschrift: Studien und Kritiken, und in der von Nitzsch und Sack begründeten Monatsschrift für die evangelische Kirche der Rheinprovinz und Westfalen veröffentlicht. Er starb am 25. Juni 1873, nachdem ihm die theologische Facultät zu Bonn einige Jahre vorher die Doctorwürde verliehen hatte.

Nekrolog Grashof's in der Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins IX, S. 244 ff. C. Krafft.

Ein älterer Bruder von J. W. G., Professor Karl G., geb. am 5. Juni 1799 zu Prenzlau, gest. am 15. Febr. 1874 zu Boppard, war von 1821—69 Lehrer am Gymnasium zu Düsseldorf. Er veröffentlichte in den Programmen dieser Anstalt einige durch sorgfältige Forschung und saubere Ausarbeitung schätzenswerthe Abhandlungen über Homerische Lexikologie und Textkritik („Ueber das Schiff bei Homer und Hesiod“, 1834; „Ueber das Fuhrwerk bei Homer und Hesiod“, 1846; „Zur Kritik des homerischen Textes in Bezug auf die Abwerfung des Augments“, 1852; „Das Hausgeräth bei Homer und Hesiod“, 1858). Crecelius.

Grashof: Karl Friedrich August G., ausgezeichneter Schulmann und preußischer Regierungs- und Consistorialrath zu Köln nach den Befreiungskriegen. Er wurde am 24. August 1770 zu Groß-Germersleben bei Magdeburg geboren, wo sein Vater Justizamtmann war. Nach dem Tode seines Vaters kam er auf das Lyceum zu Aschersleben, später in das Waisenhaus zu Halle und auf die Domschule zu Magdeburg, welche damals unter dem Rectorate des bekannten Rectors Funk stand, der viele ausgezeichnete Schüler gebildet hat, denen das Bild des frommen und charaktervollen Mannes stets im Gedächtniß blieb. Im Herbste 1789 (zur Zeit der ersten Abiturientenprüfungen an den preußischen Gymnasien) bezog G. die Universität zu Halle, wo er als Theologiestudirender bis 1792 verblieb. Als Candidat der Theologie trat er 1794 eine Lehrerstelle an dem Pädagogium der Realschule zu Berlin an, welches nachher zum Friedrich-Wilhelms-Gymnasium erhoben wurde. Vier Jahre später erhielt er die Conrectorstelle am Lyceum zu Prenzlau, dessen Rectorat ihm 1810 zu Theil wurde. Als das J. 1813 anbrach, trat G., wie damals so manche Schulmänner, in das preußische Heer und wirkte mit Begeisterung durch Rede und Vorbild für die

Freiheit des Vaterlandes. Der Schlacht von Leipzig hat er beigewohnt, auch wurde er bei seinem organisatorischen Talent vielfach für die Geschäftsleitung des Krieges verwandt. Am 14. Juli 1814 erhielt er als provisorischer Director des öffentlichen Unterrichts eine Anstellung bei dem gleich nach der Entfernung der Franzosen vom deutschen Boden gebildeten Generalgouvernement in Aachen, von wo er zur Reorganisation des deutschen Unterrichts eine Rundreise durch manche Departements des Bezirks machte. Im J. 1816 wurde er als Consistorial- und Schulrath an das neuerrichtete Consistorium zu Köln a./Rh. versetzt. Im J. 1820 übernahm er auch die Leitung einer höheren Schulanstalt, des sogenannten Carmeliten-Collegiums zu Köln, welches im J. 1825 zu einem Gymnasium erhoben wurde und später den Namen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium erhielt. In diesen beiden Aemtern als Schulrath und Gymnasialdirector ist er am 4. März 1841 zu Köln verstorben. Ueber seine Hauptwirksamkeit als preußischer Beamter am Niederrhein für Schule und Kirche hat G. eine Schrift veröffentlicht, welche historischen Werth hat, nämlich „Aus meinem Leben und Wirken, zugleich als Beitrag zur Geschichte der Rheinprovinz in Hinsicht auf Kirche und Schule“. Erster Band. Essen 1839, 8. Zur Ausarbeitung des zweiten Bandes ist G. nicht gekommen. Als Lehrer war sein Hauptfach die Mathematik. (Vgl. „Theses sphaerologicae“, Berlin 1806, worauf ihm die philosophische Doctorwürde von der Facultät zu Frankfurt ertheilt wurde, und ein Programm von 1826: „Ueber die ersten Begriffe der Geometrie, zunächst mit Beziehung auf Parallelen-Theorien.“) Aber auch in der deutschen Litteraturgeschichte, in der philosophischen Propädeutik und in der allgemeinen Sprachlehre war sein Unterricht, insbesondere auch sein Vortrag, sehr anregend; den Standpunkt des begeisterten preußischen Patrioten behielt er bis zu seinem Tode. Das schöne Jubelfest der Freiwilligen von 1813 zu Köln am 3. Februar 1838 (vgl. die treffliche Schrift des Dichters Immermann: Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine, Köln 1838), wo so viele edle deutsche Männer erschienen, hat G. noch mitgefeiert.

Vgl. die oben genannte Autobiographie, ferner Nekrolog Grashof's von Prof. Hoß im Schulprogramme des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln von 1841. C. Krafft.

Grasmayr: Johann Georg Daniel G., Maler, Sohn eines Glockengießers, geb. 1690 zu Brixen, erhielt seinen ersten Unterricht bei Joseph Alberti in Fleims, studirte dann zu Venedig unter Karl Loth und zu Rom unter Trevisani. Er verweilte sieben Jahre in Italien. Sodann ging er nach Deutschland und Lothringen, hielt sich als Hofmaler in Mannheim auf, malte im Schlosse des Fürsten Fürstenberg zu Donaueschingen, ließ sich aber endlich 1724 zu Wiltau nieder, wo er 1751 starb. G. war ein fruchtbarer Maler, Altarblätter, historische Staffeleigemälde und Landschaften gingen aus seinem Pinsel hervor; man tadelt an ihm das brandige Colorit, das er von seinem ersten Lehrer Alberti beibehalten hatte, lobt aber seine Zeichnung und Composition. In Tirol sind viele seiner Schöpfungen. Joseph Sperges Freiherr von Palenz, kaiserlicher Hofrath und Beförderer der schönen Künste, setzte seinem Lehrer G. in der Kirche zu Wiltau ein Denkmal, worauf des Künstlers Bildniß von Franz Zauner in Marmor aufgestellt ist.

Anton G., sein Bruder, geb. zu Brixen, lernte bei Fink in Klausen und Trevisani in Rom und starb in Augsburg. Er malte in der Weise seines Bruders und gab sich auch mit Kupferstechen ab.

S. Tirolisches Künstlerlexikon, Innsbruck 1830. W. Schmidt.

Graß: Abraham G., ein Nürnberger Bildhauer, welcher besonders Ornamentales ausführte, u. a. im J. 1613 die Kamine in den Gängen des Nürnberger Rathhauses fertigte. Er starb um das J. 1630.

Doppelmayr, Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern (Nürnberg 1730).
R. Bergau.

Graß: Karl Gotthard G., Maler und Dichter, geboren zu Serben in Livland am 19. October 1767 (n. St.), gestorben zu Rom am 3. August 1814, war der Sohn des Pastors Karl Johann G. (geboren im Sissegall'schen Kirchspiel Livlands am 29. Mai 1720, gestorben zu Serben am 10. December 1796), studirte 1786—89, wie dieser, in Jena Theologie und bereiste, nachdem er schon mehrere Fußreisen in Deutschland gemacht, 1790 auch die Schweiz, wo sich in ihm eine große Neigung zur Landschaftsmalerei regte. Zwar kehrte er, um eine Pfarre zu suchen, nach der Heimath zurück, doch beschäftigte er sich nun außer mit theologischen Studien auch mit Zeichnen und gab darin in Riga Unterricht. 1796 hatte er endlich kaum eine Stelle als Prediger bei einem Landedelmanne in Sunzel erhalten, als ihn die Untreue seiner Braut veranlaßte, nicht nur seinem Amte, sondern auch seinem ganzen Berufe den Rücken zu kehren und sich wieder ins Ausland zu begeben. Er ging wieder nach der Schweiz und widmete sich nun ganz seinen Lieblingsneigungen: der Malerei und der Poesie, zuerst in Zürich, wo er sich an den Landschaftsmaler Ludwig Heß anschloß, dann in Chur, wo er in der Familie v. Salis die gastlichste Aufnahme fand. Auch brachte er 1801 einige Monate in Paris zu. 1803 begab er sich nach Italien. In Rom trat G. namentlich zu dem Schriftsteller Philipp Joseph v. Rehfues, der ihn wegen seines gemüthlichen Wesens und seiner unter Künstlern seltenen allgemeinen Bildung lieb gewonnen, in freundschaftliche Beziehung. Rehfues nahm ihn 1804 auf seine Kosten nach Sicilien mit, wohin er mit K. F. Schinkel einen Ausflug machte, und hat ihm in seiner als Manuskript hinterlassenen Autobiographie nachgerühmt, daß er auf dieser Reise nicht blos „durch seine Gabe der Sparsamkeit und klugen Einrichtung sehr nützlich geworden" sei, sondern daß er auch die Zeit und Gelegenheit aufs beste ausgenutzt habe, um sein Skizzenbuch zu füllen und seine entfernten Freunde durch poetische Episteln zu erfreuen. „G.", meint Rehfues a. a. O., „hatte wirklich viel Anlage zur Dichtkunst; aber sie war wenig ausgebildet, und er nahm es mit Sprache und rhythmischer Technik etwas zu leicht. Seine in der Welt zerstreuten Gedichte verdienten gesammelt zu werden, weil sie voll der herrlichsten Züge aus der Tiefe von merkwürdigen Situationen und Stimmungen sind und sich immer an einen bedeutenden Ort des classischen Bodens anknüpfen." Sein offenes Auge für die „große, reiche, herrliche Natur", die, um mit G. selbst zu reden, stets „das Thema seiner Seele" war, ließ ihn auch als Maler den Charakter malerischer Gegenden mit größtem Glück auffassen; namentlich verstand er es, in der Beleuchtung der Natur die schönsten Augenblicke abzulauschen. In Oel zu malen begann er erst nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Sicilien, wo er im Malteser-Comthur v. Rechberg einen Protector gefunden hatte. Diesem widmete er auch die erst nach seinem Tode erschienene „Sicilische Reise, oder Auszüge aus dem Tagebuche eines Landschaftsmalers" (1815, 2 Thle. mit 26 Kupfern); das Cotta'sche „Morgenblatt", welches schon seit 1808 Gedichte und verschiedene Aufsätze von G. veröffentlicht hatte, brachte 1815 (Nr. 251 ff.) einige Bruchstücke aus seiner „Sicilischen Reise" zum Abdruck. Von Sicilien kehrte G. über Neapel nach Rom zurück. Hier wurden mehrere seiner sicilianischen Bilder vom König Murat angekauft; von seinen übrigen muß sich der größte Theil in seiner Heimath, namentlich in Reval, befinden, woher ihm häufig Bestellungen kamen. In Rom glaubte G. doch noch durch ein Weib glücklich werden zu können, doch soll er sich darin abermals getäuscht haben. „Ein früher Tod", sagt Rehfues, „entriß ihn einem Leben, das ihm viel schuldig geblieben war. Im Paroxysmus eines hitzigen Fiebers raffte er sich

vom Lager auf und stürzte die Treppe hinunter.“ Von seinen Schriften sind noch zu nennen: die „Fragmente von Wanderungen in der Schweiz, nebst drei Kupfern vom Rheinfall nach sorgfältig genauen Handzeichnungen“ (1797), die Erklärungen zu sechs von Ludwig Heß nachgelassenen radirten Naturprospecten (1800) und eine Anzahl poetischer und prosaischer Aufsätze in Schiller's „Rhein. Thalia“, in Zschokke's „Erheiterungen“, in den „Erzählungen für unverdorbene Familien“ (Bd. I., 1810), in Merkel's „Zuschauer“ (1808) und „Zeitung für Litteratur und Kunst“ (1812), in der „Livona“ für 1812 und 1815 und in anderen Zeitschriften. Auch rühren 10 Lieder in dem „Neuen Rigaischen Gesangbuche von 1810“ (Nr. 23, 285, 327, 424, 614, 632, 640, 690, 734 und 781) von G. her. Dagegen ist das ihm zugeschriebene Gedicht „Mein Herr Maler wollt' er wohl etc.“ nicht von ihm, sondern von Balth. Anton Dunker.

Vgl. v. Recke u. Napiersky, Allg. Schriftsteller- u. Gelehrten-Lex. der Prov. Livland, Esthland u. Kurland (2. Bd., Mitau 1829, S. 88–90); G. Tielemann, K. G. Graß, eine biogr. Skizze, in Livona's Blumenkranz (I. 179—212); Alex. Kaufmann, K. Graß, Dichter und Maler, in Schnorr v. Carolsfeld's Archiv f. Litt.-Gesch. (V. Heft 1).

Schramm-Macdonald.

Gras: Kaspar G., Bildhauer, geboren zu Mergentheim an der Tauber. Er kam wahrscheinlich mit dem Erzherzog Maximilian, dem Deutschmeister, bei dem er über 20 Jahre Diener und Kammerhofbossirer war, nach Innsbruck. Sodann diente er dem Erzherzog Leopold noch 14 Jahre und wurde 1638 von der Erzherzogin Claudia zum Geschäftsleiter der Maria Meitinger, Glockengießerswittwe zu Innsbruck, bestellt. Im J. 1670 wurde G. Erzkastner zu Schwaz; er starb daselbst am 3. December 1674 mit Hinterlassung eines sehr geringen Vermögens von 963 fl., in welches sich seine 4 Kinder theilten. Verheirathet hatte er sich zuerst 1609 mit Elisabeth Stoßer, 1617 mit Maria Endorfer. G. modellirte die Reiterstatue des Erzherzogs Leopold im Hofgarten zu Innsbruck, die von Heinrich Reinhart gegossen wurde, ferner arbeitete er mit letzterem an dem Grabmale des Deutschmeisters Maximilian in der Pfarrkirche daselbst. Auch verschiedene Erzfiguren im Innsbrucker Hofgarten sind von ihm. Ueber der Klosterpforte zu Wiltau sieht man von ihm den Riesen Haimon in Erz, an der Pfarrkirche zu Brunnecken ein Basrelief „Die Abnehmung Christi“, in die Ambraser Sammlung kamen die Büste des Erzherzogs Ferdinand Karl und „Herkules erdrückt den Antaeus“, alle aus Erz.

Siehe Tirolisches Künstlerlexikon, Innsbr. 1830. W. Schmidt.

Graß: Michael G. d. ä. (Grassus, oft verwechselt mit dem Folgenden und den Italienern de Grassis), Jurist, geboren 1541 in Treptow, gestorben in Rostock am 4. Januar 1595, studirte in Leipzig, Wittenberg, Frankfurt a. O., Greifswald und Rostock, wo er 1564 immatriculirt und am 27. September 1569 zum D. J. U. promovirt ward. Im J. 1575 in die juristische Facultät recipirt, scheint er bald nachher Rostock wieder verlassen zu haben, ward 1580 vom Herzog Johann Albert zurückgerufen, um das canonische Recht zu lehren, erhielt aber 1581 nach Lor. Kirchhoff's Tode die Professur des Codex, bekleidete das Rectorat 1586, ward herzoglicher Rath und Kanzler. Ihn überlebte seine Frau mit 10 Kindern und seine 101 Jahr alte Mutter. Schriften: „Repetitiones duae“, Francof. 1570, 8. „Receptarum sententiarum libri II“, Francof. 1571. 1599, fol., Rostock. 1582, 2 voll. fol., 1587. 1593. 1598. 1637—38, ein s. Z. sehr geschätztes Werk, dessen letzte Ausgaben Graß' Schwiegersohn M. Nigrinus besorgte. „Tractatus de successione“, Francof. 1583. 1604. fol., Lugdun. 1583. 1602, Genev. 1638. fol.

M. Schacht, Programma funebre. Rostocker Etwas J. 1737 S. 45. 398, J. 1738 S. 663, J. 1740 S. 828. Krabbe, Gesch. d. Univers. Rostock, S. 695 f. Stintzing.

Graß: Michael G. d. j., Jurist, geboren zu Wolgast am 5. Februar 1657, studirte in Greifswald, 1683 in Tübingen Hofmeister bei dem Grafen Wilh. Friedr. von Solms-Braunfels, 1687 außerordentlicher Professor am dortigen Collegium illustre und Doctor der Rechte, 1692 ordentlicher Professor an der Universität nnd später am Collegium illustre, sowie Assessor primarius des Hofgerichts; starb am 25. Juli 1731. Schriften: „Collationes juris civ. rom. cum recessibus imperii“ etc., Tubing. 1723, 4. Er dedicirte diese Schrift Kaiser Karl VI., lehnte aber die ihm zur Belohnung angebotene Stelle am Reichshofrath und andere Gnadenbezeugungen ab. Eine große Zahl von Dissertationen von ihm verzeichnen Lipenius und Jöcher. Rechtsgutachten und kurze Lebensbeschreibung in Nova coll. Consil. Tubingens., vol. V.

Böck, Gesch. v. Tübingen, S. 150. Jöcher. Stintzing.

Graß: Philipp G., berühmter elsässischer Bildhauer, geboren zu Wolxheim, einem kleinen Dorfe im Unterelsaß, a. 1801, tritt sechzehnjährig bei dem Bildhauer Ohmacht (s. d. Art.) in die Lehre, besucht während mehreren Jahren die Werkstatt des berühmten Bosio in Paris, wird vom Beginn hochgeschätzt von Lehrern und Mitschülern. Im Salon von 1832 erscheint in Gyps sein „Ikarus“, im J. 1855 dieselbe kühne Schöpfung in Erz gegossen, 1833 „Nessus“ in Gyps, 1834 der „Gefangene von Chillon“, 1835 „Susanna“ in Gyps, 1851 in Marmor, furchtsam und keusch vor den Blicken der belauschenden „Alten“ sich zur Hälfte verhüllend; der Künstler wird mit einer Medaille belohnt und nach einem Concurse zum „Bildhauer des Straßburger Münsters“ ernannt; leider eine wenig einträgliche Stelle, die auch nicht ganz dem antiken und romantischen Talente von G. angemessen war. Er verfertigte indeß mehr als hundert Statuen für das herrliche innere und äußere Wunderwerk, z. B. die beiden von Erwin (s. d. Art.) und seiner apokryphen Tochter Sabine am Südportal. Mit unendlichem Tact behielt G. den mittelalterlichen Charakter für seine Münsterschöpfungen bei, aber veredelte die Form. Im Juni 1840 wurde die eherne colossale Statue des Generals Kleber auf dem Barfüßerplatz (place d'armes) aufgerichtet und eingeweiht. Der Künstler verlieh seiner Schöpfung eine große Aehnlichkeit mit dem Original, suchte so viel möglich das Melodramatische des Charakters zu vermeiden; die Draperie ist sehr schön. 1841 bearbeitete er eine Statue der h. Jungfrau für die St. Severinskirche zu Paris, 1844 die kleine naive „Bretagnerin“, auf einem Felsen sitzend, mit nacktem Füßchen menschliche Gebeine berührend, 1846 schuf er eine Gruppe der „Söhne Niobe's“, 1848 einen „Penseroso“, in demselben Jahre eine symbolische Gruppe in Gyps „Die Vereinigung des Elsaß mit Frankreich“, 1855 „Die Alpenrose“, eine symbolische liebliche Erinnerung an eine Schweizerreise; im Sommer 1857 wird die Statue des populären Präfecten Lezay Marnesi feierlich an der Ecke des Präfecturgartens enthüllt, 1859 erscheint sein „Schnitter“, ein echt griechische Gestalt, mit modern melancholischem Anhauche; in seinen letzten immer noch arbeitreichen Jahren bildet er einen herrlichen Christuskopf, — nicht ganz nach traditionellem Typus, der Gottsohn erscheint eher als ein Priester der Humanität. Eine ganze Reihenfolge von Büsten localer Notabilitäten, in Marmor, feinem Sandstein und Gyps, ging aus der Werkstatt von G. hervor. Wir erwähnen vorübergehend die Büste des Finanzministers Humann, die Statuette des orginellen deutschen Kanzelredners Abbé Mühe. Das geniale Talent von G. ist einer eklektischen Epoche angehörig; er versteht es, antike Ruhe, mittelalterliches Wesen, Romantik (Ikarus, die Flügel zum Aufflug versuchend, die Bretagnerin), moderne Realität,

leise zur Sinnlichkeit hinneigend, meisterhaft wiederzugeben. Er war ein dichtender Bildhauer. Den 8. April 1876 fiel er, vom Schlage gerührt, vor seiner Werkstatt nieder. Er starb den 11. April und ward in Wolxheim beerdigt. — Ein Theil seiner Werke ging mit dem städtischen Museum im August 1870 in Brand auf. Den „Ikarus“ bildete er zum zweiten Mal. — 1855 ward er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

Vgl. Philipp Grass, sa vie et ses oeuvres, Straßburg 1876, in 8. (der anonyme Verfasser ist Fischbach). Moderne Kulturzustände im Elsaß, Straßburg 1873, II. S. 75 u. f., vom Unterzeichneten. Ludwig Spach.

Grassi: Anton G., Bildhauer, geboren zu Wien 1755, † ebenda am 31. December 1807. Der Vater des Künstlers war Ottilio Grassi (geb. 1725, † 1791), ein Bildhauer von Galanteriegegenständen; er konnte dem Knaben keine besondere Ausbildung angedeihen lassen, da er aber in dem Jüngling Talent zur Kunst vermerkte, schickte er ihn an die Manufacturschule der Wiener Akademie. Am 29. August 1767 trat G. in die Specialschule für Bildhauerei ein, wo er an Messerschmidt einen Lehrer und Freund fand. Bald zeigte sich Grassi's Talent für das Hautrelief, er erhielt vielfache Aufträge und reiste endlich in Gesellschaft des Hofbildhauers Beyer nach Tirol, um den zur Ausschmückung des Schönbrunner Gartens nöthigen Marmor zu brechen und Beyer bei Anfertigung der Modelle und Statuen behülflich zu sein. Nach seiner Rückkehr wurde er als Modellmeister an die Wiener Porzellanfabrik berufen, wo er bis an sein Lebensende thätig blieb. Seine Bossirungen für die Porzellanfabrik haben ihm einen berechtigten Ruf gebracht; namentlich seine Porträtbüsten Kaiser Joseph's II., Franz' I. und Jos. Haydn's, welche in Bisquit ausgeführt wurden, verdienen volle Beachtung; sie sind dem Zeitgeiste gemäß etwas hart in der Bewegung, aber von großer Aehnlichkeit. G. wurde 1792 im Auftrage der Porzellanfabrik nach Rom gesandt, um dort Vorbilder für die Porzellanmanufactur, namentlich für die plastisch decorative Ausstattung zu gewinnen und kehrte mit einer reichen Ausbeute zurück. Sein Wirken an der Porzellanfabrik war für die Entwickelung dieses Institutes von größter Bedeutung.

Wurzbach's Lexikon V. 313. Acten der Akademie. Kábdebo.

Grassi: Joseph G., Historien- und Porträtmaler, Bruder des Vorigen, geboren zu Wien am 22. April 1757, † zu Dresden am 7. Januar 1838, studirte an der Akademie und ging, wie man erzählt, ärgerlich über die Niederlage, welche ihm sein Studiengenosse Füger bei der Concurrenz um das Reisestipendium bereitet hatte, nach Warschau, wo er zwar lohnende Beschäftigung als Porträtmaler fand, aber auch Vermögensverluste zu tragen und während der Revolution 1793 mancherlei Fährlichkeiten zu bestehen hatte, bis es ihm endlich durch Vermittelung Kosciuszko's gelang, dem Schauplatz des Kriegs zu entkommen. Er folgte hierauf einer Einladung der herzoglich kurländischen Familie nach Sagan und dann nach Dresden, wo er 1799 eine Professur an der Akademie erhielt. Von 1816 bis 1821 weilte er, in der Eigenschaft eines Studiendirectors der königl. sächsischen Pensionäre in Rom. Verschiedene Auszeichnungen wurden ihm zu Theil. Der König von Sachsen verlieh ihm das Ritterkreuz des Verdienstordens und Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen phantastischen Poesien er die Stoffe zu verschiedenen seiner Bilder entnommen hatte, ernannte ihn zum geheimen Legationsrath; auch war er Mitglied verschiedener Akademien und ebenso fehlt sein Bildniß in den Uffizien zu Florenz, in der Gallerie der Porträts berühmter Maler, nicht. Was seine künstlerischen Leistungen anlangt, so fußen dieselben noch in der akademischen eklektischen Kunstweise der Zopfzeit, von der vortheilhaftesten Seite zeigt er sich in seinen weiblichen Bildnissen. Einen großen Theil seiner Arbeiten hat der Künstler in dankbarem Andenken an die

in der Nähe des Herzogs August verlebten Tage der Gemäldesammlung zu Gotha vermacht. Clauß.

Graßmann: Gottfried Ludolf G., Pastor in der Parochie von Sinzlow und Kortenhagen im Regierungsbezirk Stettin, landwirthschaftlicher Schriftsteller und königl. preußischer Regierungscommissar für Landesculturangelegenheiten, gestorben den 31. August 1798. Nach den Angaben des Sinzlow'schen Kirchenbuchs ist er am 3. April 1738 zu Landsberg a. d. Warthe, wo sein Vater damals Bürgermeister war, geboren. In Ermangelung einer sicheren Kunde von seinen Jugendjahren und seinem Bildungsgange ist nur zu sagen, daß er nach Absolvirung der theologischen Studien und der weiter erforderlichen Vorbereitungen zunächst als Pastor zu Wittmannsdorf bei Luckau angestellt wurde; später übernahm er die Predigerstelle am Arbeitshause zu Stargard in Pommern und von da wurde er in das Pfarramt zu Sinzlow und Kortenhagen berufen, welches er im Mai 1768 angetreten und bis zu seinem Tode bekleidet hat. G. war ein sehr strebsamer und thätiger Mann, von edlem Charakter, mit Scharfsinn und Energie in dem Maße ausgerüstet, daß er ein gemeinnütziges Wirken in größerem Umfange weit über die Grenzen seines pfarramtlichen Bereichs hinaus entfalten konnte. Neben seiner seelsorgerischen Thätigkeit, über welche noch heute die günstigsten Urtheile an der Stätte seines einstmaligen Wirkens gefällt werden, befaßte er sich mit der Leitung einer ziemlich umfangreichen Landwirthschaft, wodurch ihm Gelegenheit geboten war, sich selbst den Zugang zu einer größeren und segensreichen Wirksamkeit auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens zu bereiten. Schon in den ersten Jahren seines Wirkens zu Sinzlow vermochte er nicht nur eine große Umsicht bei der Leitung des landwirthschaftlichen Betriebes zu bekunden, sondern auch seine Intelligenz durch theoretische Aufklärung vieler Beziehungen des Feldbaues, wie der Viehzucht zu bethätigen. Dabei erzielte er solche Erfolge, daß er bald als einer der geachtetsten Landwirthe in weiteren Kreisen seines Vaterlandes angesehen wurde. Durch dieses Bewußtsein ermuthigt und von dem Verlangen beseelt, die von ihm auf einem freieren und erleuchteten Standpunkte gewonnenen Aufklärungen zum Wohle der Landwirthe Norddeutschlands weiter zu verbreiten, ergriff er auch eine schriftstellerische Thätigkeit, die ihm noch schönere und edlere Frucht eintragen sollte. Als Verfasser der seit 1774 erschienenen periodischen Schriften: „Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft" hat G. viel Anregung und Belehrung in die Kreise der märkischen und pommerischen Landwirthe zu tragen, namentlich auch den Gemeinsinn dort mehr zu beleben oder zu wecken gesucht. Sein Rath wurde von erfahrenen Grundbesitzern nicht selten begehrt und damit war ihm willkommener Anlaß zur litterarischen Bearbeitung der fraglichen Gegenstände von allgemeinerem Interesse gegeben. Seinem Scharfblicke konnten die in den landwirthschaftlichen Zuständen jener Zeit herrschenden Mängel und Gebrechen nicht entgehen, er wußte auch durch umfassende Beobachtungen und Studien geeignete Mittel und Wege zur Abstellung derselben aufzufinden. Nachdem er vielfach mit Wort und That bemüht gewesen, insbesondere die mit der Dreifelderwirthschaft verbundenen Mißstände in der Benutzung und Eintheilung der Felder zu verringern resp. zu beheben und seine darauf abzielenden Schriften dem Staatsrathe in Berlin zur Kenntniß gekommen waren, wurde er von der königl. preußischen Regierung in Pommern aufgefordert, seinem Vorschlage gemäß einen Plan zur Auseinandersetzung (Separirung) ganzer Gemeinden mit ihren Ländereien auszuarbeiten. Der von ihm auf Grund dessen entworfene Plan erschien 1774 in Berlin bei Lange; in demselben waren die folgenden drei Postulate gestellt: 1) Separirung aller in der Nähe der Gehöfte liegenden Garten- oder Baumgrundstücke behufs deren Reservirung für die freieste Privat-

benutzung, 2) die Ausschließung aller Ländereien besserer Qualität von der Gemeinweide und deren Beschränkung auf die Grundstücke resp. Gemarkungstheile von geringer Qualität, 3) die Einkoppelung der Gemeinweiden selbst. Diesem Plane gemäß wurden auf allerhöchsten Befehl Friedrichs II. auch Feldeintheilungsversuche seitens der Regierung in Pommern veranstaltet, mit deren Erfolgen die betheiligten Interessenten sich befriedigt zeigten.

In Anerkennung seiner bereits allgemeiner geschätzten Verdienste um die Landwirthschaft wurde G. zum königl. Regierungscommissar in Landesculturangelegenheiten ernannt und damit war ihm weitere willkommene Gelegenheit geboten, seinem Verlangen nach gemeinnützigem Wirken mehr und mehr Rechnung zu tragen. Durch seine neuen amtlichen Befugnisse war es ihm leichter gemacht, die Bedürfnisse in verschiedenen Kreisen der Landwirthe kennen zu lernen und dabei wichtige Beziehungen nach beiden Seiten hin zu pflegen; er konnte nun mit größerem Nachdruck seine geläuterten Ansichten geltend machen, mit besserem Erfolge an der Hebung der landwirthschaftlichen Zustände arbeiten und so vermochte er auch durch seine amtlichen Berichte viel im Interesse der Provinz Pommern zu thun.

Ungeachtet einer solchen vielseitigen, mühevollen Wirksamkeit entwickelte G. noch eine ziemlich fruchtbare litterarische Thätigkeit; hatte er dieselbe mit der Abhandlung „Wie ein Land in Ermangelung des Düngers fruchtbar zu erhalten“, 1773, eröffnet, so konnte er sich im folgenden Jahre schon die Aufgabe stellen, seinen „Plan zur Auseinandersetzung ganzer Gemeinden mit ihren Ländereien in Gegenden, wo das Erdreich von verschiedener Güte und Beschaffenheit ist“, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dieser Abhandlung folgte die Schrift: „Bestimmung des Landes zum reichlichen Unterhalte einer Bauernfamilie“, 1776. Ganz besondere Aufmerksamkeit erregte seine Abhandlung: „Ueber die allgemeine Stallfütterung des Viehes und die Abschaffung oder Beibehaltung der Brache“, 1788. Diese Arbeit trug ihm eine kaum erwartete Auszeichnung ein, indem derselben von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin der Preis zuerkannt wurde. Eben so viel Beachtung in den Kreisen der Landwirthe fand auch seine 1790 erschienene Schrift: „Ueber das Nutzbare und Fehlerhafte bei der Eintheilung des unterm Pfluge stehenden Ackers in drei Felder, verglichen mit der in neuerer Zeit an jene Stelle eingeführten Koppelwirthschaft“. Mit dieser Abhandlung eröffnete er den ersten Jahrgang der „Neuen Berliner Beiträge zur Landwirthschafts-Wissenschaft“, deren Herausgabe von ihm, um mehrfachen Aufforderungen nachzukommen, übernommen war. In derselben Zeitschrift, Jahrgang 1793/94, veröffentlichte er seine „Untersuchungen, ob die Koppelwirthschaft in den königl. preußischen Staaten anwendbar sei, oder nicht“, wiederum eine sehr zeitgemäß erschienene Arbeit, in welcher die Vorzüge der Koppelwirthschaft, sowie deren aus Mecklenburg bekannt gewordenen Mängel dargethan, aber auch die Wege zur Umgehung der letzteren nachgewiesen wurden. Außer den inzwischen von ihm verfaßten kleineren Schriften: „Ueber die Nutzbarkeit des Torfes in der Feuerung“, sowie „Anlegung der Hecken und lebendigen Zäune“, gab er noch eine größere Arbeit von volks- und staatswirthschaftlicher Bedeutung unter dem Titel heraus: „Ueber Meliorationen in der Landwirthschaft und Meliorationspächter, welche letzteren durch solche Pachtungen als bürgerliche Personen zum eigenthümlichen Besitze sowol landesherrlicher als auch adelicher Landgüter gelangen können, ohne daß hierdurch einem Landesgesetze, in welchem Staate es auch sei, entgegen gehandelt würde.“ Soweit bekannt schloß hiermit seine von hervorragenden Leistungen zeugende litterarische Thätigkeit.

Wenn es G. gelungen war, so manche Verdienste um die Landwirthschaft ohne jegliche Zurücksetzung seines geistlichen Amtes sich zu erwerben, so ward ihm auch die Achtung und Zuneigung seiner Pfarrgemeinde in hohem Grade zu Theil. Dies

bezeugte dieselbe nicht nur durch einen sehr regelmäßigen Kirchenbesuch, sondern auch durch mannichfache Kundgebungen anderer Art, welche ihm den Aufenthalt zu Sinzlow so werth machten, daß er sich nicht mehr entschließen konnte, von dieser Stätte, wo er selbst Land und Leute lieb gewonnen, wieder zu scheiden, obschon ihm dazu mehrfach Anlaß geboten war. G. war zwei Mal verheirathet, zuerst mit einer Pastorstochter Beata Elisabeth Auer, welche ihm einen Sohn und eine Tochter gebar; später als Wittwer von dieser Gattin mit Regina Elisabeth Sagebaum, Tochter des Rectors Sagebaum zu Stettin, welcher letzteren Ehe zwei Söhne und eine Tochter entsprossen, die auch ihren Vater überlebten. Aus seiner Nachkommenschaft gingen geachtete Männer des geistlichen und des Lehramtes hervor, und erst vor kurzem beschloß einer seiner Enkel ein bewegtes Forscherleben, dessen Früchte noch der Gegenwart angehören.

Neue Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, 1792—94 und deren Vorgänger von 1774 an; Ersch und Gruber, Encyklopädie; Privatmittheilungen und Parochialacten von Sinzlow. C. Leisewitz.

Graßmann: Hermann G., einer der bedeutendsten Mathematiker unserer Zeit und zugleich hervorragender Sprachforscher und Sanskritist, geb. am 15. April 1809 in Stettin, † am 26. September 1877. G. erhielt seine Schulbildung auf dem königlichen und Stadtgymnasium seiner Vaterstadt, wo sein Vater Justus Günther G. (s. u.) Professor der Mathematik war, und bezog 1827 die Universität Berlin, um Theologie zu studiren; namentlich Neander und Schleiermacher wirkten auf ihn; zugleich trieb er unter Böckh philosophische und privatim mathematische Studien. Seine glänzende Begabung ermöglichte es ihm während seines Lebens in die verschiedensten Gebiete einzudringen und Ausgezeichnetes zu leisten. 1830 nach Stettin zurückgekehrt, bestand er 1831 das Examen pro facultate docendi in den alten Sprachen und erlangte beschränkte Facultas für Mathematik, 1834 das erste theologische Examen. Im selben Jahre trat G. als Lehrer der Mathematik an die Berliner Gewerbeschule, kehrte aber 1836 als erster wissenschaftlicher Lehrer an der Ottoschule in Stettin angestellt dahin zurück und blieb in dieser Stelle bis 1842. Inzwischen hatte er 1839 das zweite theologische Examen bestanden und 1840 in einer Nachprüfung die volle Facultas für Mathematik erlangt. Bei einer der ihm dabei vorgelegten schriftlichen Aufgaben über Ebbe und Flut benutzte er bereits die Principien der sogenannten Ausdehnungslehre, von welcher nachher die Rede sein wird; es scheint sehr fraglich, ob seine Examinatoren im Stande waren, seine Bearbeitung der Frage wirklich zu verstehen. 1842 am Gymnasium in Stettin angestellt, ging er 1843 an die Friedrich-Wilhelmsschule (Realschule 1. Ordnung) über und blieb an dieser bis 1852, in welchem Jahre er als Nachfolger seines Vaters in die Stelle eines ersten Mathematikers am Gymnasium eintrat. Diese Stelle bekleidete er bis an sein Lebensende.

Seine litterarische Thätigkeit war eine überaus reiche und vielseitige. Aus dem chronologischen Zusammenhang herausgerissen sei hier ein deutsches Lesebuch für die Schule, ein Buch über die deutschen Pflanzennamen, eine von 1861—72 entstandene handschriftliche Sammlung von Volksweisen, die er dreistimmig gesetzt hatte, ein nachgelassenes theologisches Werk „Ueber den Abfall vom Glauben“ genannt. Erwähnt sei sein reges Interesse an politischen und religiösen Dingen, welches in bewegten Epochen zu umsturzfeindlicher Wirksamkeit sich steigerte, erwähnt eine zeitraubende, wenn auch das Herz befriedigende Beschäftigung mit der Erziehung von zahlreichen Kindern, deren 8 den Vater überlebten; um so bewundernswürdiger sind die Früchte, welche G. auf seinen beiden eigentlichen Arbeitsfeldern zeitigte. Als Mathematiker schrieb G. zuerst „Die Wissenschaft der extensiven Größe oder die Ausdehnungslehre, eine neue mathematische

Disciplin". Das Buch erschien 1844 bei O. Wigand in Leipzig, fand nicht einmal einen Recensenten, noch weniger Käufer und wurde in fast vollständiger Auflage eingestampft! Und doch hatte G. eine Selbstbesprechung seines Werkes auf den Wunsch von Professor Grunert in dem von diesem herausgegebenen Archiv der Mathematik und Physik, Bd. VI S. 337—50 (Greifswald 1845) veröffentlicht, in welcher man heute die Spuren bedeutsamster Forschungen wiedererkennt, denen die neueste Mathematikerschule sich zugewandt hat, seit Graßmann's Vorarbeiten, man kann wol sagen, wieder entdeckt wurden, ein Verdienst, welches hauptsächlich R. F. A. Clebsch und H. Hankel zukommt. Die Ausdehnungslehre ist (um Graßmann's eigene Worte zu gebrauchen) „die von allen räumlichen Anschauungen gelöste, rein mathematische Wissenschaft, deren specielle Anwendung auf den Raum die Raumlehre ist". Die Meinung ist die, daß unsere gewöhnliche Geometrie in allen ihren Theilen einen doppelten Charakter zeige: einen empirischen, insofern der uns wirklich gegebene Raum mit seinen erfahrungsmäßigen Eigenschaften zum Denkobjecte gemacht sei, und einen aprioristischen, insofern die Denkgesetze zur Anwendung kommen. Es müsse möglich sein, die Denkgesetze wie ihr Object von dem blos Zufälligen loszutrennen. Es sei ein Zweig der Mathematik nothwendig, welcher in den Begriff der stetig veränderlichen Größe zugleich den Begriff von Verschiedenheiten, von Dimensionen aufnimmt, ohne an die drei Dimensionen unserer menschlichen Erfahrung sich zu binden, und dieser Zweig der Mathematik heißt eben bei G. Ausdehnungslehre. Es ist in ihr vorbereitet, was man seit Riemann Mannigfaltigkeiten zu nennen pflegt, eine Functionslehre in geometrischem Gewande mit geometrischen Namen, denen nur in speciellen Fällen auch ein geometrisches Bild entspricht. Wie aber geometrische Namen für Begriffe auftreten, welche nicht räumlich im Erfahrungssinne sind, werden an diesen Operationen ausgeübt, welche mit dem Beweisverfahren und mit den Construktionen der Geometrie früher nie in Verbindung gesetzt worden waren. Die durch zwei Punkte geführte Gerade ihrer Größe und Länge nach als Multiplikation der zwei Punkte, das zwischen drei Punkten vorhandene Dreieck dem Flächenraume und der Lage seiner Ebene nach als Multiplikation der drei Punkte aufgefaßt zu finden, das mußte damals eine abschreckende Wirkung ausüben, zu einer Zeit, in welcher der Name des Verfassers der betreffenden Schrift noch nicht genügte, um bei mangelhaftem Verständniß die Schuld an dem Leser finden zu lassen. Wer konnte z. B. in dem sogenannten combinatorischen Produkte Graßmann's sofort die Determinanten wieder erkennen, welche in Deutschland sich kaum erst durch die klassischen Abhandlungen Jacobi's im 22. Bande von Crelle's Journal (1841) eingebürgert hatten, und deren geometrische Verwerthung erst im Beginnen begriffen war? Wem gelüstete es den in nicht leichter sprachlicher Einhüllung vorgetragenen Untersuchungen über Functionen complexer Größen, die sich nicht einmal als solche gaben, nachzugrübeln? In Deutschland scheint fast nur Moebius die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß hier mehr vorlag als unklar Gedachtes und unklarer Gesagtes, und seinem Einflusse dürfte es zuzuschreiben sein, daß alsbald nach Erscheinen der Ausdehnungslehre die Jablonowski'sche Gesellschaft zu Leipzig die Preisaufgabe stellte, den von Leibnitz erfundenen geometrischen Calcül zu erneuern und weiter auszubilden. Leibnitz hatte bereits 1679 in Briefen an Huygens als wunde Stelle der gemeinen Algebra erkannt, daß sie Längen, aber nicht unmittelbar die Lage, die Winkel, die Bewegung, welche den Linien und ihren einzelnen Punkten zukommen, in Rechnung bringe, daß eine eigentlich geometrische Analyse fehle, welche den situs in Formel bringe, gleichwie die Algebra magnitudinem. Das von Leibnitz Geforderte war in Graßmann's Ausdehnungslehre mindestens begonnen, und so konnte G. sich durch die Stellung jener Preisaufgabe wol

aufgefordert fühlen, auf der eingeschlagenen Bahn eine Lösung zu versuchen. Seine eingereichte Abhandlung wurde 1846 gekrönt, wurde, begleitet von einer durch Moebius verfaßten erläuternden Abhandlung, welche die Beziehungen zu seinem eigenen barycentrischen Calcul betraf, in den Denkschriften der genannten Gesellschaft abgedruckt, um in denselben begraben zu bleiben. Weder der akademische Erfolg noch die Veröffentlichung von Aufsätzen, die sich stets mit neuen Anwendungen seiner Analyse beschäftigten, in Crelle's Journal vermochten Graßmann's Namen und mit ihm seine Leistung zu popularisiren, vermochten das früher erwähnte Schicksal seiner Ausdehnungslehre abzuwenden. Erst die zweite Auflage der Ausdehnungslehre, welche die Enslin'sche Verlagshandlung in Berlin 1862 zu veranstalten den Muth hatte, brach sich Bahn. Theils war inzwischen die Entwicklung der Mathematik in Deutschland um ein Beträchtliches weiter vorgeschritten, theils hatte G. den allgemein gebräuchlichen Benennungen sich unterworfen und damit zur etwas leichteren Verständlichkeit seines Buches das Seinige beigetragen. In das größere mathematische Publikum suchte ihm weitere 10 Jahre später ein begeisterter Schüler Victor Schlegel durch ein „System der Raumlehre nach den Principien der Graßmann'schen Ausdehnungslehre und als Einleitung in dieselbe dargestellt“ (1872—75) Eingang zu verschaffen, und auch ein französischer Schriftsteller J. Houel hat in seinem Cours de calcul infinitésimal, Paris 1878, Graßmann's Ideen und Bezeichnungen in seiner Heimath zur Geltung zu bringen gewußt. Ein Jahr vor der zweiten Auflage der Ausdehnungslehre hatte G. ein „Lehrbuch der Arithmetik für höhere Lehranstalten“ (1861) erscheinen lassen, auf welches er selbst offenbar kein großes Gewicht legte, da es (ebenso wie übrigens die zweite Auflage der Ausdehnungslehre) in dem auf Originalmittheilungen sich gründenden Artikel G. in Poggendorff's biographisch litterarischem Handwörterbuch fehlt. Hier wandte er die Grundsätze der allgemeinsten Formenlehre noch voraussetzungsloser auf Zahlengrößen an und lieferte Beweise für die einfachsten Sätze der Rechenkunst, die an Strenge alle früheren Versuche übertreffen und von welchen einige in H. Hankel's Vorlesungen über die complexen Zahlen I (einzigen) Theil, 1867, übergegangen sind. Bei solcher Vertiefung in alle Aufgaben, die er sich stellte, wird es begreiflich, daß G. 1868 gegen Professor Junghans sich äußern mochte, die Mathematik sei eine zu hirnzersprengende Wissenschaft, er treibe jetzt Sanskrit zu seiner Erholung. Allerdings mag zu der zeitweisen Untreue gegen die mathematischen Studien nicht stets und nicht blos geistige Uebermüdung G. geführt haben. Die glückliche Ruhelosigkeit und Finderfreude der vierziger Jahre, von welchen G. noch 30 Jahre später mit Entzücken zu seinem Freunde, Professor Delbrück, sprach, war doch wol unter dem Sturzbade kühler Ablehnuug der Zeitgenossen erstarrt und mußte eine andere Thätigkeit, gleichviel welche, als fruchtbringender vermuthen lassen.

Seine ersten Abhandlungen auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik erschienen in Kuhn's Zeitschrift f. vgl. Sprachw. von 1860 an und erregten verdientes Aufsehen (namentlich: „Ueber die Aspiraten und ihr gleichzeitiges Vorhandensein im An- und Auslaut der Wurzeln“, Bd. XII, 1863). Da er erkannte, daß die Kenntniß des Sanskrit und vor Allem der vedischen Sprache eine der wichtigsten Grundlagen aller selbständigen Forschung in diesem Fache sei, warf er sich mit der ihm eigenen Energie, nur wenig unterstützt von den damals noch unvollständigen Hülfsmitteln, auf eine der schwierigsten aller philologischen Aufgaben, das Verständniß ∫und die Erklärung des Rigveda. Die Frucht seiner Studien war das „Wörterbuch zum Rigveda“ (1872—75) und „Rig-Veda. Uebersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen“ (2 Bde. 1876—77). Diese Werke, wenn auch nicht von der selbständigen Bedeutung innerhalb der Sanskritstudien, wie Graßmann's mathematisches Haupt-

werk in der Mathematik, werden doch in jener Disciplin stets einen hervorragenden Platz einnehmen.

War G. vorwiegend Mathematiker und Sprachforscher, gelang es ihm auf beiden Gebieten, auf dem einen früher, auf dem anderen später, zur Anerkennung zu gelangen, so blieben Verdienste, die er in der Physik sich erwarb, noch unbekannt, als Graßmann's Name bereits ein hochberühmter war. Er selbst mußte hier die Erinnerung an zwei bedeutsame, aber unbemerkt gebliebene Leistungen auffrischen. G. veröffentlichte schon 1845 in Poggendorff's Annalen einen Lehrsatz über die gegenseitige Einwirkung zweier elektrischer Stromtheile, welchen Clausius selbständig im J. 1876 nachentdeckte. Ebenso legte G. in einem Schulprogramme von Stettin für 1854 die Lehre von der Bildung der Vocale durch Obertöne, von ihm als harmonische Nebentöne bezeichnet, nieder. Seit 1859 Helmholtz, ohne eine Ahnung von Graßmann's Programm zu besitzen, dieselbe Lehre aufstellte und ausbildete, ist sie Gemeingut der Wissenschaft geworden. Graßmann's Richtigstellung der Zeitfolge der beiden Veröffentlichungen findet sich in dem früher erwähnten Aufsatze vom 19. Mai 1877.

Im öffentlichen Leben war G. nur während der Bewegung von 1848 in dem schon angedeuteten Geiste thätig; mit seinem Bruder Robert gründete er die „Deutsche Wochenschrift für Staat, Kirche und Volksleben“, die nach kurzem Erscheinen abgelöst wurde durch die „Norddeutsche Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“. — Bei seiner eminenten und vielseitigen Begabung war er von Herz und Gemüth der reinste, kindlichste und treueste Mensch.

Victor Schlegel, H. Graßmann, Sein Leben und seine Werke, Leipz. 1878 (mit vollständigem Schriftenverzeichniß). Nekrolog von B. Delbrück in der Augsb. Allg. Ztg. 1877, Nr. 291 Beil. Nekrol. von F. Junghans in der Neuen Stettin. Ztg. v. 17. Nov. 1877. Nekrol. von R. Sturm, E. Schroeder und L. Sohncke in den Mathematischen Annalen Bd. XIV, Heft 1. 1878.

Cantor und Leskien.

Graßmann: Justus Günther G., geboren am 19. Juni 1779 zu Sinzlow bei Stettin, † am 9. März 1852 zu Stettin. Das Leben dieses trefflichen Schulmannes verfloß sehr einfach. Von einem Hauslehrer für wenig begabt gehalten, strafte er durch erfolgreiches Studium dessen ungünstige Weissagungen Lügen. Das Gymnasium zu Stettin vertauschte er schon 1798 mit der Universität, diese 1801 mit einer Stellung als Hauslehrer. Bereits 1802 ist er Conrector zu Pyritz, 1806 Subrector des Gymnasiums zu Stettin, welches er außer zu kleineren Reisen nur noch einmal in seinem Leben verließ. Es war im J. 1813, als er 34jährig und Vater von vier Kindern dem Aufrufe „An mein Volk“ Folge leistete und die Waffen für das Vaterland ergriff. Als Grundzug seines Charakters wird milde Religiosität gerühmt, als Wesen seiner Schulansichten das Vorwalten des erziehenden Gedankens vor dem eigentlichen Unterrichte. Seine Thätigkeit war außer durch sein Amt vielfach durch Vereinsangelegenheiten in Anspruch genommen, insbesondere durch die Freimaurerloge zu Stettin, welcher er als Meister vorstand. Unter den wissenschaftlichen Leistungen Graßmann's wird ein Gymnasialprogramm „Ueber den Begriff und Umfang der reinen Zahlenlehre“ mit Achtung genannt. Seine „Raumlehre“, 1811, hat einen eigenen Unterrichtszweig in der Volksschule, eine Art von Anschauungsgeometrie ohne streng mathematische Form der Begründungen, ins Leben gerufen. Die Krystallographie bezeichnet sein Werk: „Zur physischen Krystallonomie und geometrischen Combinationslehre“, 1829, als geradezu grundlegend, insbesondere für die weiteren Untersuchungen, welche Prof. Miller in Cambridge darauf aufbaute. Einige Verbesserungen physikalischer Apparate hat G. in Poggendorff's Annalen beschrieben. Unter seinen 12 Kindern ist

der am 15. April 1809 geborene Sohn **Herrmann**, der Verfasser der „Ausdehnungslehre“, im vorhergehenden Artikel besprochen.

Vgl. Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrgang 1852, S. 160—163. — Quenstedt, Grundriß der bestimmenden und rechnenden Krystallographie, Tübingen 1873, S. 58 ff. Cantor.

Gräter: Friedrich David G., geschmackvoller nordischer Alterthumsforscher, wurde 22. April 1768 zu Schwäbisch-Hall geboren, studirte Philologie zu Tübingen, ward Doctor derselben, 1789 Lehrer und 1793 Conrector am Gymnasium seiner Vaterstadt und 1804 Professor und Rector des Contuberniums daselbst. In gleicher Eigenschaft wurde er 1818 an das Gymnasium zu Ulm berufen, wobei ihm zugleich das Pädagogorat des Donaukreises übertragen wurde Während auswärtige Akademien sein Verdienst durch Ertheilung der Mitgliedschaft ehrend anerkannten, stiftete er daselbst 1822 die „Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau“ und wirkte in diesen verschiedenen Kreisen mit großem Nutzen bis 1827, wo er seine Staatsstellen aufgab und sich nach Schorndorf im Württembergischen zurückzog. Daselbst starb er am 2. August 1830. Durch seinen Eifer für die Beförderung des Studiums skandinavischer und germanischer Literatur und namentlich durch seine Zeitschriften: „Bragur“, Leipzig 1791—1802, 8., und „Idunna und Hermode“, Breslau 1812—16, 4., hat sich G. große Verdienste um dasselbe erworben und verdient die lebhafteste und dankbarste Anerkennung der Forscher auf diesem Gebiete, indem er, um hier nützlich zu wirken, kein Opfer scheute. Seine eigenen Leistungen zeichnen sich durch Fleiß, Gründlichkeit und angenehme Darstellung aus, sowie seine poetischen Arbeiten („Lyrische Gedichte und Briefe“, 1809), den in der besten Schule gebildeten Geist verrathen, wenn es ihm gleich hier an eigentlichem produktivem Talente fehlt und gewandte Nachahmung und Beherrschung der Form diesen Mangel ersetzen mußte. Für die Bedeutung der Mundart in der Sprachforschung ist beachtenswerth seine: „Erste Anlage zu einem Wörterbuche der Schwäbisch-Hallischen Mundart“ in Rüdiger's neuestem Zuwachs, 1793, S. 186—215, und seine „Mundartlichen Sprüche in Schwäbisch-Hall“ in seiner Idunna und Hermode, 1814—15, S. 90—103. — Der erst vor Kurzem von Herm. Fischer (Heilbronn 1877) herausgegebene „Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und F. D. G. Aus den J. 1810—13“ erschließt uns den interessanten Verkehr dieser beiden, für die Erforschung unserer deutschen Dichtung so bedeutenden Männer, die den Gegensatz der rein wissenschaftlichen Behandlung zu der älteren mehr romantisch gefärbten Richtung repräsentiren. Wir werfen einen Blick in die Werkstätte, aus der jene für unsere Litteraturgeschichte so wichtigen Arbeiten hervorgegangen sind. Möchte bald Gräter's ganzer Briefwechsel und das Material für eine genügendere Darstellung seines Lebens und Wirkens zugänglich werden.

Schmid, Nekrolog, VIII. S. 969—71. P. Trömel, Die Litteratur der deutschen Mundarten, S. 9. Goedeke, Gr., III. S. 174.

J. Franck.

Gräter: Kaspar G., Theolog, geboren zu Gundelsheim am unteren Neckar (wenigstens nannte er sich Gundelsheimer; sonst ist G. ein Haller Name), gestorben in Stuttgart am 21. April 1557. Zuerst Hauslehrer bei Dietrich v. Gemmingen auf Schloß Guttenberg, wo Erhard Schnepf sich von ihm, dem auch von Brenz gerühmten Hebräer, in der Sprache des A. Testaments unterrichten ließ, 1527 Lehrer in Heilbronn, als welcher er mit Johann Lachmann 1528 einen trefflichen Katechismus herausgab (abgedruckt bei Hartmann, Aelteste katechet. Denkm., S. 81 ff.), hernach Lehrer in Heidelberg, von wo ihn Herzog Ulrich in seine Dienste zog, zuerst 1534 als Stadtpfarrer in Herrenberg, in

Cannstatt 1537, zuletzt als Hofprediger 1543. Täglich, auch im Bad und auf der Jagd soll der Fürst eine Predigt von G. gehört haben.

Fischlin, Mem. theol., I. 40 f. Jäger, Mittheil. z. fränk. Reformations-Geschichte, I. 80 ff. Pressel, Anecd. Brent., 363. 434 ff.

J. Hartmann.

Gratius: Ortuin G., eigentlich de Graes, geboren (1491) im Dorfe Holtwick in Westphalen, gestorben in Köln am 21. Mai 1542, der übelstberüchtigte Gegner der Humanisten des 16. Jahrhunderts, der aber manches Rühmliche geleistet hat, dessen Lob daher den Spott hätte übertönen sollen, der sich an seinen Namen geheftet hat. Im Hause seines Oheims, Joh. de Graes, in Deventer erzogen, und durch den Unterricht des tüchtigen Alexander Hegius (s. d. Art.) gründlich vorbereitet, bezog er (zwanzigjährig) 1501 die Universität Köln, wo er 1502 Baccalaureus, 1506 Magister wurde und theils durch seine Vorsteherschaft der bursa Cucana, theils durch seine nahen Beziehungen zu der Quentell'schen Druckerei, deren gelehrter Corrector er war, großen Einfluß auf die studirende Jugend gewann. Zeugen dieser einflußreichen und geachteten Stellung sind die zahlreichen Verse, die er theils den Schriften seiner jugendlichen Genossen beigab, theils in den seinigen von ihnen gewidmet erhielt, Zeuge davon z. B. eine Aeußerung des Humanisten Joh. Murmellius („Scoparius in barb. propugnatores“, 1518, fol. 14a), seine Commentarien zu Boetius, die in Deventer schlecht gedruckt worden, seien in Köln durch Johann Caesarius und G. viros doctissimos integritati diligentissime restitutos. Dieses Verhältniß änderte sich aber 1. durch Gratius' schriftliches und mündliches Auftreten gegen einige Humanisten, besonders gegen Hermann Busch, der den mittelalterlichen Grammatikern widersprochen hatte, 2. durch seine lateinische Uebersetzung einiger judenfeindlicher Schriften des Johann Pfefferkorn, „Judenspiegel“, „Judenbeicht“, „Osterbuch“ und „Judenfeind“, 1507—9, die, weil sie von dem Hauptbeschimpfer Reuchlin's ausgingen, bald als Vorspiele in dessen berühmtem Streite betrachtet wurden, 3. durch seine direkt gegen Reuchlin gerichteten Schriften: ein lateinisches Gedicht, mit dem er die „Articuli“ des Arnold v. Tungern begleitete (1512 f., m. Reuchlin, S. 266 ff., 277), seine „Praenotamenta“ (1514, a. a. O. S. 321 ff.), eine Actensammlung und parteiische Darstellung des Reuchlin'schen Streites und seine „Defensio“ (1516, a. a. O. S. 378 ff.), eine lateinische Bearbeitung von Pfefferkorn's „Beschyrmung“. Die „Defensio“ ist freilich schon eine Abwehr gegen den ersten Theil der „Epistolae obscurorum virorum“, die zumeist an G. gerichtet waren, vermuthlich weil er, wenngleich der beste Latinist unter den Kölnern, von den weiter vorgeschrittenen Humanisten, wegen seines geringen Wissens beschämt, wegen seiner Fahnenflucht von der humanistischen Partei, wegen seiner Eitelkeit und seines, wie es scheint, offenkundigen unsittlichen Wandels gezüchtigt werden sollte. Ebenso persönlich gegen ihn gerichtet ist die „Gemma praenosticationum“ (1517, Böcking, Opp. Hutteni VII, p. 27 ff.), in der G. häufig Charitativus genannt und wegen seines Auftretens im Reuchlinschen Streit verspottet wird. Diese Spöttereien suchte G. in den „Lamentationes obscurorum virorum“ (1518, Reuchlin S. 387—390, die Schrift ist zwei Mal durch Böcking neu gedruckt), durch Eingehen auf die Idee seiner Gegner zu beantworten, vermochte aber nur viel Worte und wenig Witz als Waffen ins Feld zu führen. (Die manchmal geäußerte Vermuthung, daß diese Schrift nicht von G. herrühre, sondern von den Humanisten gegen ihn geschrieben sei, entbehrt jeder Begründung.) Diese Schrift ward dann ein Signal zu neuen Angriffen, die theils in den sehr zahlreichen satirischen Pamphleten, theils in den noch zahlreicheren Briefen der Reuchlinisten an ihren Meister oder andere Gesinnungsgenossen zum Ausdrucke kamen. Durch diese Angriffe ist der Name des G. haupt-

sächlich verewigt worden. Aber außer als Gegner Reuchlin's und Feind der Humanisten verdient er als Verfasser der „Orationes quodlibeticae“ (Köln 1508) und ganz besonders als Herausgeber des „Fasciculus rerum expetendarum ac fugiendarum“ (Köln 1535) genannt zu werden. Jene, neun an der Zahl, vielleicht nach der Zahl der neun Musen, da diese Reden dazu bestimmt sind, ebensoviel Wissenschaften und Künste zu empfehlen, machen auf uns allerdings nicht mehr den in einem Beiwort zum Titel versprochenen „sehr angenehmen“ Eindruck, denn sie sind inhaltlich nicht von besonderer Tiefe und in ihrem Ausdruck breit und schwülstig. Aber es ist durchaus falsch, sie als scholastisches Product den gleichzeitigen humanistischen entgegenzustellen, denn Gratius' Reden können sich mit jenen humanistischen Erzeugnissen im eifrigen Zusammenraffen von Belegstellen aus classischen Autoren, — Stellen der Griechen freilich nur in lateinischer Uebersetzung, — im Haß gegen die Verächter der Wissenschaft, im Preise der Philosophie, unter welchem Namen er die Wissenschaft überhaupt begreift, durchaus messen. Außer den sieben freien Künsten, welche die mittelalterliche Bildung ausmachten, hält er die Poesie für nothwendig, die er nach Boccaccio definirt; bei der Grammatik dringt er auf eine gebildete Ausdrucksweise und empfiehlt im Gegensatze zu den früher üblichen barbarischen Lehrbüchern die Schriften der modernen Grammatiker, und wenn er in der Philosophie dem Albertus Magnus den Vorrang vor den großen Männern des Alterthums einräumt, so bedient er sich zur Begründung dieser Behauptung einer Stelle des Heinrich Bebel, den er als vigilantissimus adolescens, neotericus et poeta laureatus bezeichnet. Man sieht, nicht diese Schrift, seine Erstlingsarbeit, mearum frugum primitiae, wie er in dem Widmungsschreiben sagt, die in Einleitungsbriefen und Gedichten von Petrus Ravennas, dem Engländer Harris und von Remaclus aus Florenz begeistert gepriesen wurde, kann es gewesen sein, welche ihm den Haß der Humanisten zuzog. Noch weniger hätte dies die zweite Schrift zu thun vermocht, wenn bei ihrem Erscheinen der Humanismus überhaupt noch lebenskräftig genug gewesen wäre. Cremans hat zwar versucht, nach dem Vorgange Külb's (Ersch u. Gruber, Realenc., Sect. I. Bd. 88 S. 145—147) u. A. den „Fasciculus“ dem G. abzusprechen, die Sammlung als das Werk eines Humanisten darzustellen, welcher der antipäpstlichen Sammlung den Namen des verhaßten Gegners vorsetzte, um ihn bei seiner eigenen Partei zu beschimpfen, aber diese Vermuthung, so geistreich sie ist, muß zurückgewiesen werden. Gegen sie spricht zunächst, daß G. niemals gegen diesen Mißbrauch seines Namens protestirt hat, ferner, daß im J. 1535 kein Humanist mehr irgend welches Interesse daran haben konnte, G. aufs neue zu verunglimpfen, endlich, daß damals bei Quentell in Köln ähnliche, ja noch schlimmere Bücher (das „Onus ecclesiae“, 1531) gedruckt wurden. Die Setzung des Buches auf den Index kann nicht als Beweis angeführt werden, denn die Werke Glarean's und anderer frommer Katholiken theilten dasselbe Loos und die Benutzung (bez. der Wiederabdruck) einer 1521 erschienenen ähnlichen Sammlung des Jac. Sobius beweist nur, daß G. ziemlich kühn in der Aneignung fremden litterarischen Besitzes war. Jedenfalls bleibt die Sammlung überaus merkwürdig. Sie beginnt mit der Schrift des Aeneas Sylvius über das Basler Concil und enthält außer dieser mehr als 60 kleine Schriften, die sich theils auf die Geschichte und Gesetzgebung des deutschen Reichs und der Kirche, theils auf die Kämpfe dieser beiden Mächte beziehen. Aber man sieht bald, daß die von den Katholiken „zu fliehenden“ Dinge weit stärker vertreten sind, als die „zu erstrebenden“. Denn außer der Schrift des Lorenzo Valla gegen die Schenkung Constantin's sind die Artikel der Waldenser und Wikleff's, Poggio's Brief über den Märtyrertod des Hieronymus von Prag, und die hundert Beschwerden Deutschlands gegen den päpst-

lichen Stuhl abgedruckt. In diesen und manchen anderen Schriften ertönen laute Klagen über Uneinigkeit und Verderbtheit der katholischen Kirche, Wünsche für die Herbeiführung einer Reform. Der Eindruck dieser Klagen und Wünsche konnte durch Gratius' Vor- und Nachreden, durch seine zahlreichen Randbemerkungen und durch die große Nachschrift, die er dem Ganzen beifügte, nicht vernichtet, kaum abgeschwächt werden; das Werk mußte dazu dienen, die Gegner der Kirche zu stärken, die Freunde derselben zu verwirren. G. muß eben gegen das Ende seines Lebens in seinen Anschauungen ein wesentlich Anderer geworden sein, er lobte Reuchlin, den er früher verdammt hatte und druckte eine Schrift Hutten's ab, die er früher am liebsten verbrannt hätte. Daß er aber zu dieser Aenderung seiner Ueberzeugung aus Aerger über die Zurücksetzung, die er erdulden mußte, gelangt sei, ist eine durchaus unerwiesene Behauptung.

Vgl. Cremans' Abhandlung in Annalen des hist. Ver. für den Niederrhein, XXIII. S. 192—224, ferner die bei Böcking, Hutteni Opera, VII. 374, und in m. Reuchlin S. 359—361 angeführten Stellen.

Ludwig Geiger.

Gratz: Peter Alois G., geboren am 17. August 1769 zu Mittelberg in Baiern, gestorben am 1. November 1849 zu Darmstadt. Nachdem er in Augsburg seine Studien vollendet und 1792 Priester geworden, fungirte er als Erzieher bei einem württembergischen Grafen, der ihm 1795 die Pfarrei Unterthalheim verschaffte. Im J. 1815 erhielt er eine theologische Professur in Ellwangen, kam 1817 mit seiner Facultät nach Tübingen, 1819 an die neuerrichtete katholische theologische Facultät der Universität Bonn. Als das Trier'sche Domkapitel im J. 1821 constituirt werden sollte, wünschte ihn die preußische Regierung zum Domdechant ernannt zu sehen, stand dann hiervon ab und schlug ihn zum zweiten Domherrn vor. Aber auch dies scheiterte an dem Widerspruche der Curie. Man ließ ihn fallen und machte ihn im J. 1825 zum geistlichen Schulrathe in Trier. Auf sein Gesuch 1839 pensionirt, lebte er an der Bergstraße, zuletzt in Darmstadt. — Derselbe hatte in einem Commentar über das Evangelium des Matthäus (1821 fg., 2 Bde.) durch Benutzung der protestantischen Exegeten seine Rechtgläubigkeit gefährdet und war in Folge einer Polemik von Binterim („Kritische Bemerkungen zu dem historischen Commentar über das Evangelium des Matthäus", 1823) u. A. beim Clerus und den Studenten mißliebig geworden. Außer diesem Commentar gab er eine kirchliche Zeitschrift, „Der Apologet des Katholicismus, Zeitschrift für Freunde der Wahrheit" ꝛc., Mainz 1821—24, 9 Hefte, heraus, schrieb „Neuer Versuch, die Entstehung der drei ersten Evangelien zu erklären", 1822, und begann eine „Continuatio thesauri jur. eccl. ab Ant. Schmidt adornati", wovon 1829 der erste Band mit 5 Dissertationen verschiedener Autoren erschien.

Neuer Nekrolog, 1849 (1851), S. 868. v. Schulte.

Grätz: Joseph G., geboren am 2. December 1760 in Vohburg an der Donau in Baiern, erhielt den ersten Musikunterricht im Kloster Rohr bei Abensberg, welches einen guten Sängerchor und geschickte Lehrer besaß. In Ingolstadt und Neuenburg, wo er juristische und philosophische Studien betrieb, functionirte er in der Jesuiten-, beziehentlich in der Seminarkirche als Organist. Nach einem Jahre juristischer Praxis beim Landgericht zu Vohburg faßte er den Entschluß, sich ganz der Musik zu widmen und ging nach Salzburg, wo ihm Michael Haydn theoretischen Unterricht ertheilte. Ein reicher Gönner gab ihm Mittel, nach Italien zu reisen und in Venedig Unterricht bei F. Bertoni zu nehmen. Nachdem er noch Padua, Vicenza, Verona ꝛc. besucht hatte, kehrte er 1788 nach München zurück, wo er sich als Lehrer der Theorie und des Clavierspieles niederließ, das Prädicat eines königl. Claviermeisters erhielt und am 17. Juli

1826 starb. G. scheint seiner Zeit in München einen großen und fördernden Einfluß auf die dortigen Musikzustände ausgeübt zu haben. Sein echtes Kunstgefühl und seine tiefen Einsichten in die Harmonie werden von einem Correspondenten in der Leipziger musikalischen Zeitung (Jahrgang 5, S. 277) mit großer Achtung gerühmt. Dabei werden auch folgende seiner ungedruckt gebliebenen Compositionen genannt: „Der Tod Jesu", Oratorium nach Schubert's Poesie; mehrere Messen; die Operette „Das Gespenst mit der Trommel", der Text bearbeitet nach dem „Tambour nocturne" von Destouches; „Adelhaid von Veltheim", große Oper in 3 Aufzügen von Großmann. G. hinterließ eine Abhandlung „Gründe zur Tonkunst", die ebenfalls ungedruckt geblieben ist. Von seinen Schülern sind zu nennen: Karl Cannabich, Lanska, David Hoffmann, Ett, Joh. Bapt. Moralt, Lindpaintner und Karl Neuner.

Lipowsky, Bairisches Musik-Lexikon, S. 98 ff. Fürstenau.

Grauert: Heinrich Wilhelm G., Geschichtforscher und Philolog, geb. am 25. März 1804 zu Amsterdam von deutschen Eltern, die aus Westphalen stammten, gest. am 10. Januar 1852. Er erhielt seine Vorbildung in Münster, wo ein Onkel von ihm Lehrer des Griechischen war; 1821 bezog er die Universität zu Bonn, um sich, besonders unter der Leitung von Heinrich und Näke, der Philologie zu widmen. 1824 löste er eine akademische Preisfrage „De Aesopo et fabulis Aesopicis", welche geschätzte Abhandlung 1825 im Druck erschienen ist. Als Niebuhr nach Bonn übersiedelte, hatte er das Glück, mit ihm näher bekannt zu werden und sich sein besonderes Vertrauen zu erwerben, so daß er ihn zum Lehrer seines Sohnes Marcus machte. Durch dessen geschichtliche Vorträge begeistert betrieb G. fortan vorzugsweise geschichtliche Studien. Niebuhr's Empfehlung verschaffte ihm 1827 eine außerordentliche Professur für Geschichte und die Alterthumswissenschaft an der Akademie zu Münster; 1836 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte ernannt, setzte aber als solcher auch noch seine beliebten Vorträge über römische Litteraturgeschichte und Antiquitäten fort. Der große Beifall, den er sich als gründlicher und lebendiger Lehrer der Geschichte und als gewandter Darsteller durch sein berühmtes Werk „Christine, Königin von Schweden und ihr Hof" (Bonn 1838—42, 2 Bde.) erworben hatte, verschaffte ihm 1850 einen Ruf nach Wien als Professor der Geschichte und Vorstand des neuerrichteten historischen Seminars, aber nur allzubald entriß ihn ein frühzeitiger Tod im schönsten Mannesalter dem größeren Wirkungskreis, der sich ihm in der Kaiserstadt eröffnet hatte. — Grauert's übrige Schriften sind: Die Abhandlungen in Niebuhr's Rhein. Museum I. und II. über die homerischen Horizonten, „De mediae Graecorum comoediae natura et forma", „Ad Marcellini vitam Thucydidis observationes criticae", 1827 u. 28; die wesentlich verbesserte Ausgabe von „Aristidis declamationes Leptineae", Bonn 1827; „Historische und philologische Analecten", Münster 1833, aus welcher Sammlung die treffliche Abhandlung über das Contaminiren der lateinischen Komiker und die Geschichte Athens seit dem Tode Alexanders des Großen bis zur Erneuerung des Achäischen Bundes hervorzuheben ist; „Ueber die Metrik der römischen Epiker", als Anhang zu Köne, „Ueber die Sprache der römischen Epiker", Münster 1840. (In dieser geistreichen Abhandlung weist G. nach, daß das altnationale Metrum des saturnischen Verses weit besser als der dactylische Hexameter dem Charakter der lateinischen Sprache entsprochen habe, indem er zugleich auf die Verwandtschaft des saturnischen Verses mit der Langzeile des Nibelungenliedes hinwies.) „De Camenis dissertatio", Münster 1848. „Die Thronentsagung des Königs Johann Casimir von Polen und die Wahl seines Nachfolgers", Wien 1851.

Denkrede von Wilhelm Esser im Index lectionum in acad. Monasteriensi per menses hibernos a. 1852/53 habendarum. Halm.

Graul: Karl Friedrich Leberecht G., Dr. theol. (von grundlegender Bedeutung für evangelisch-lutherische Missionstheorie und Einführung derselben in die Universitätswissenschaften), wurde am 6. Februar 1814 in Wörlitz (bei Dessau) geboren. Er war der Sohn eines einfachen, schlichten, christlich gläubigen Leinewebers. Weckte die reiche Umgebung in dem begabten Knaben früh den Sinn für Natur und Reisen, so erhielt er vom väterlichen Hause daneben als schönes Erbe den Sinn für das Schlichte und Einfache, Nüchterne und Grade, für das Volk und das Volksthümliche. Bis zum 17. Jahre fast ausschließlich von seinem väterlichen Freunde E. Hoppe (damals Rector in Wörlitz — Graul sagte später von ihm: „Er hat mich zum Christen, zum Theologen, zum Lutheraner gemacht“ —) unterrichtet, besuchte G. von 1831—32 das Gymnasium zu Dessau, von 1832 das Gymnasium zu Zerbst. Letzteres verließ er mit der Censur „ganz vorzüglich gut bestanden“ Michaelis 1834, um in Leipzig Theologie zu studiren. Gleich nach der Ankunft löste er eine Preisaufgabe, in der er die herkömmliche Ansicht über die Abfassungszeit der Colosser-, Epheser- und Philipperbriefe gegen die von Schultz und Schott aufgestellte Behauptung, diese Briefe seien nicht während der römischen, sondern während der cäsareensischen Gefangenschaft des Apostels geschrieben, vertheidigte. Später gewann in Leipzig vor Allen Dr. Wolff (Oberkatechet an der Peterskirche) Einfluß auf ihn: was ihm an Demüthigung seines Verstandes- und Geistesstolzes noch fehlte, erfuhr er, wie er selbst bezeugte, von ihm. Er lernte in Wolff zum ersten Male im Leben einen geistig überlegenen Mann kennen, vor dem er sich beugen mußte und beugte. Mehr durch rastlosen Privatfleiß, als durch pünktlichen Collegienbesuch gefördert, bestand er 1838 in Dessau das theologische Examen mit der Note „sehr gut“, ging dann als Hauslehrer in eine englische Familie in Italien, lernte Neapel, Sorrent, Rom, Pisa ꝛc. durch längeren Aufenthalt kennen und kehrte endlich nach zwei Jahren, durch die Kenntniß dreier neuer Sprachen (französisch, englisch und italienisch) bereichert, nach Dessau zurück, wo er bis zum J. 1843 an einem Privatinstitute lehrte und zugleich die Prinzessin Agnes von Anhalt (jetzige regierende Herzogin von Sachsen-Altenburg) im Italienischen unterrichtete. In diese Zeit fällt seine Verheirathung, wie seine Uebersetzung von Dante's Hölle (1843) und die Herausgabe seiner „Hammerschläge in Dreizeilern“ (1843). Im J. 1843 übernahm er, durch seinen Freund P. Caspari empfohlen, die Leitung der von der Dresdener Missionsgesellschaft gegründeten Missionsanstalt zu Dresden und begann damit seine theologische Laufbahn. Sein erstes Bemühen war, die Mission aus einer Vereinssache zu einer Kirchensache zu machen. Alles Pietistische, Ungesunde, Schwärmerische, leider nur zu oft in protestantischen Kreisen mit der Missionssache verbunden, widerstand ihm, dem geschulten Theologen, dem klaren, nüchternen Denker, dem rückhaltlosen Freunde der Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Seit 1846 gab er das evangelisch-lutherische Missionsblatt heraus, das durch Graul's vorzügliche Redaction geradezu epochemachend auf seinem Gebiete wurde. Im J. 1848 bewirkte er die Verlegung der Anstalt von Dresden nach Leipzig: durch Verbindung mit der Universität sollte die theologische und philologische Bildung der Zöglinge erleichtert, der Anstalt selbst statt des provinziellen Charakters ein universaler verliehen werden. Nunmehr wandte sich G. zur specielleren Ausarbeitung seiner Grundsätze für die Heidenmission, fühlte aber bald, wie nothwendig zur gründlicheren Erörterung aller einschlagenden Fragen ein längerer Besuch der charakteristischen Missionsplätze sei und wie nur an Ort und Stelle die Grundsätze für eine gesunde Missionspraxis festgestellt werden könnten. Besonders wichtig erschien ihm das Studium der

Judenmission in Palästina, der Mission unter den Muhamedanern in Egypten, der tamulischen Mission in Ostindien und der Mission unter ungesitteten Völkern in Südafrika. Das Entgegenkommen der Missionsgesellschaft und besonders seines edeln Gönners, des Grafen v. Einsiedel in Dresden, machte ihm die zu diesem Zwecke entworfene Reise nach dem Oriente möglich, auf die er fast vier Jahre (1849—53) verwandte und die er selbst in 5 Bänden beschrieben hat (1854—56). Bereichert an wichtigen Beobachtungen und Erfahrungen, als Kenner des Sanskrit und verschiedener kleiner indischer Sprachzweige, auf dem Gebiet des Tamulischen fortan als Autorität geltend, kehrte er zurück — freilich abgearbeitet und leiblich gebrochen. Als ob er fühlte, daß er Eile habe, ging er nun daran, das Erworbene zu verarbeiten. In den J. 1854—56 erschienen die drei ersten Bände seiner „Bibliotheca tamulica" (der Schlußband erschien erst nach Graul's Tode, von dessen Schüler Germann herausgegeben); 1856 unternahm er zur Anknüpfung von Missionsverbindungen eine Reise nach Schweden und Rußland; 1860 trat er das Directorat der Anstalt an seinen Nachfolger Hardeland ab. Inzwischen hatte er seine Missionstheorie durchgearbeitet, deren Grundgedanken sich auf Folgendes zurückführen lassen möchten: 1) gegenüber pietistischen Auffassungen (vgl. besonders Baptisten und Methodisten) hat die Mission zunächst den Zweck, Völker zu christianisiren; die Bekehrung der Einzelnen kann dabei nicht letztes Ziel, sondern nur Ausgangspunkt sein; diesen Zweck kann nur eine kirchlich confessionelle Mission, die auf einer festen religiösen Weltanschauung ruhet, erreichen; 2) der Missionar muß vielseitig, theoretisch wie praktisch begabt, selbstlos, wahrhaft durchgebildet sein, seine Sprachbefähigung muß durch klassische Studien erprobt und entwickelt sein, er muß besonders eingehende Kenntniß der Sprache, Litteratur und Mythologie des Volkes, unter dem er arbeiten soll, besitzen (G. hatte rücksichtlich des letzteren Punktes vielfach an englischen Missionaren traurige Erfahrungen gemacht); 3) die Mission im fremden Lande muß ein wohlorganisirtes Regiment haben; endlich 4) ist die Wahl des Missionsfeldes ernst zu prüfen, wobei denn auf Seßhaftigkeit der Völker, Annäherung an europäische Cultur ꝛc. besonders zu achten ist. In der für die ostindische Mission so wichtigen Kastenfrage vertrat G. die mildere Praxis. Als maßgebend und vorbildlich für alle Missionsthätigkeit erschien ihm die apostolische und altkirchliche Missionsthätigkeit und als Frucht des Studiums derselben erschien sein Werk: „Die christliche Kirche an der Schwelle des irenäischen Zeitalters" (1860). Im Herbste wandte sich G. nach Erlangen, von dessen theologischer Facultät ihm schon 1854 die theologische Doctorwürde verliehen worden war. Seine öffentliche Habilitationsvorlesung daselbst (1. Juni 1864) sollte aber zugleich sein Abschiedswort sein. Nach einer kurzen Reise in die Heimath fiel er in schwere Krankheit und erholte sich nicht wieder. Von seiner hohen poetischen Begabung gibt ein Bändchen Gedichte Zeugniß, das er für das Weihnachtsfest 1864 vorbereitet hatte: „Indische Sinnpflanzen". Er freute sich derselben noch auf dem Sterbebette. Er entschlief den 10. November 1864, auf seinen Lippen noch die schönsten Strophen seiner Lieblingslieder: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" und „O Haupt voll Blut und Wunden".

Vgl. G. Hermann, Dr. theol. Graul und seine Bedeutung für die luth. Mission, Halle 1867, und Dr. Luthardt in Herzog's Real-Encyklopädie für Theol. u. Kirche, Suppl. I. Dem Verf. obigen Lebensabrisses haben daneben mündliche und briefliche Nachrichten, wie eigene Erinnerungen zur Seite gestanden. Hosaeus.

Graumann: Johann Philipp G., Münzmeister, war geboren um das J. 1690 zu Braunschweig, widmete sich dem Handel und war eine Zeit lang in Holland als Kaufmann beschäftigt. Seine gründlichen und ausgebreiteten

Kenntnisse im Geldwesen, welche er in einer Reihe von Münzschriften niederlegte, sowie sein klarer und scharfer Blick für die Mißstände des europäischen Geldwesens seiner Zeit lenkten schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der braunschweig-lüneburgischen Regierung auf ihn, die ihn auch als Commerciencommissarius für den Staatsdienst gewann. Im J. 1750 von Friedrich II. als preußischer Geh. Finanz- und Domänenrath und Generaldirector des Münzwesens nach Berlin berufen, wurde er der Schöpfer des nach ihm benannten neuen preußischen Münzfußes (preußisch Courant), wornach anstatt 12 Thaler, wie nach dem sogenannten Leipziger Fuße gerechnet wurde, 14 Thaler aus der feinen Mark ausgebracht wurden. Die Gründe, welche zu dieser Veränderung führten, zeigen treffend den nur auf das praktische Bedürfniß gerichteten Sinn Graumann's, der sich durch die theoretischen Bedenken gegen seinen Münzfüß nicht irre machen ließ. Durch stärkere Legirung des Silbers (12löthiges) sollte vor Allem das Ausströmen des für den preußischen Staat geprägten Geldes aufgehalten werden, was auch wirklich bis zum Anfang unseres Jahrhunderts gelang; es sollte außerdem dadurch der bereits übliche Rechnungsthaler zu 24 Groschen auch in einem bequemen Geldstücke dargestellt und damit die Zahlung allgemein erleichtert werden. Aber freilich sollte auch durch den geringen Unterschied des neuen Münzfußes gegenüber dem kurz vorher von mehreren deutschen Staaten eingeführten Conventions- oder 20 Guldenfuß eine factische Gleichwerthigkeit der preußischen Thaler mit den Conventionsthalern herbeigeführt und dadurch den preußischen Käufern auf Kosten der Verkäufer der Conventionsländer ein ungebührlicher Vortheil zugeführt werden. Die gleichfalls mit dieser Münzreform verfolgte Absicht, Gold dadurch zu niederen Preisen ankaufen zu können, daß man die Pistole, welche mit 5 Thalern Conventionsgeld bezahlt wurde, 5 preußischen Thalern gleichsetzte, wurde jedoch bei dem vorwiegend internationalen Charakter des Goldgeldes nicht erreicht. Als Münztheoretiker und Schriftsteller über Geldwesen hat sich G. besonders durch seine gesammelten Briefe vom Gelde, welche in seinem Todesjahre (1762) erschienen, die Anerkennung der Nachwelt erworben, obgleich dieselben durch übermäßige Anwendung einer münztechnischen Terminologie selbst einfache Fragen sehr dunkel und dem Laien unverständlich erörtern und vielfach principielle Irrthümer über die Functionen des Geldes, sowie über die Gesetze des Geldwerthes enthalten, in deren Erkenntniß G. entschieden hinter seinen vorgeschrittensten Zeitgenossen (Hume, Justi) zurücksteht.

Graumann's verschiedene Münzschriften sind verzeichnet in Meusel's Lexikon. Vgl. Ersch u. Gruber. Roscher, Geschichte d. Nat.-Oekonomik, S. 420.

Inama.

Graun: Johann Gottlieb G., geboren zu Wahrenbrück um 1698, erhielt mit seinem jüngeren Bruder Karl Heinrich (s. d. Art.) in Dresden die gleiche musikalische Erziehung. Im J. 1718 verließ er die Kreuzschule und nahm Violin- und Compositions-Unterricht bei dem berühmten kurfürstl. Concertmeister Johann Georg Pisendel. Hierauf ging er nach Italien, wo seine Ausbildung namentlich in Padua durch Tartini sehr gefördert wurde. 1726 nach Dresden zurückgekehrt, wurde er in demselben Jahre als Capelldirector an den fürstlichen Hof nach Merseburg berufen, gab aber schon 1727 diesen Posten wieder auf, um in die Dienste des Fürsten von Waldeck zu treten. Später berief ihn der Kronprinz von Preußen als Concertmeister seiner Kammermusik nach Rheinsberg, wo er vereint mit seinem Bruder wirkte und 1740 nach der Thronbesteigung seines Herrn als Concertmeister in die königlich preußische Capelle eintrat. Er starb den 27. October 1771 in Berlin. Seine Compositionen verzeichnet Ledebur im Tonkünstlerlexikon. Er hat einige Gesangswerke für Kirche

und Haus, sowie viel Instrumentalcompositionen geschrieben, die in Berlin theils in der königlichen Bibliothek, theils in der Bibliothek des Joachimsthal-Gymnasiums vorhanden sind. In letztere Sammlung sind sie mit der reichen musikalischen Hinterlassenschaft der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrich des Großen, gekommen. Gedruckt existirt nur ein Werk von ihm und zwar 6 Sonaten für die Violine, welche ohne Jahreszahl in Merseburg erschienen sind. Die königliche Musikaliensammlung in Dresden besitzt außer diesen Sonaten folgende Werke von ihm: 51 Concerte, 19 Soli, 27 Trio's, 10 Ouverturen und Sinfonien. G. galt seiner Zeit als trefflicher Violinvirtuos, Orchesteranführer, Lehrer und Componist. Er beschränkte sich in seinen Compositionen, wie viele Deutsche jener Zeit auf die Nachbildung der italienischen Meisterwerke und bereicherte die Violinlitteratur mehr quantitativ als qualitativ. Das Hauptverdienst des Künstlers gründet sich auf seine praktische Thätigkeit als Violinist und Concertmeister, vermöge deren er namentlich für die Hebung der Berliner Orchestermusik nach dem Muster der Dresdener Capelle unter Hasse unermüdlich thätig war.

v. Wasielewski, Die Violine und ihre Meister, Leipzig 1867, S. 165 ff.

Fürstenau.

Graun: Karl Heinrich G., geb. 1701 zu Wahrenbrück im jetzigen preuß. Regierungsbezirk Merseburg, war der Sohn des Acciseneinnehmers August G. und der jüngste unter 3 Brüdern, von denen der älteste August Friedrich G. 1772 als Dom- und Stadtcantor in Merseburg starb. Karl Heinrich kam mit seinem Bruder Johann Gottlieb (s. oben) um 1713 als Alumnus auf die Kreuzschule nach Dresden, wo beide beim Cantor Grundig im Gesange, sowie später durch den Kammercomponisten, Hoforganisten und Claviermeister an der königl. Capelle, Christian Petzold auf der Orgel und im Clavierspiele Unterricht erhielten. Mit Vorliebe studirte Karl Heinrich die Gesangscompositionen von Reinhard Keiser, insbesondere dessen „Musikalische Landlust", welche er fast ganz auswendig lernte. Er besaß damals eine schöne Discantstimme, die sich später in einen weichen Tenor umwandelte. Unter dem Capellmeister Johann Christoph Schmidt studirte er die Composition und hatte 1718 Gelegenheit, die damals außerordentlich berühmte italienische Oper unter A. Lotti's Leitung zu hören, wodurch er als Componist und Sänger bedeutend gefördert ward. Nachdem G. die Kreuzschule verlassen hatte, begann er fleißig zu componiren, besonders Kirchenstücke für seinen ehemaligen Lehrer Grundig und dessen Nachfolger Theodor Christlieb Reinholdt; dieselben betragen mehr als 2 Jahrgänge. 1723 ging G. mit Joh. Joachim Quantz und dem berühmten Lautenisten Silvius Leopold Weiß nach Prag um der Aufführung der Oper „Constanza e Fortezza" beizuwohnen; 1725 ward er durch den Hofpoeten Joh. Ulrich König als Nachfolger Hasse's nach Braunschweig empfohlen und dort als Opernsänger angestellt. Er debütirte 1726 in der Oper „Henricus Auceps" (Heinrich der Finkler) des Capellmeister Schürmann. G. ward bald zum Vicecapellmeister ernannt und schrieb noch fünf Opern, theils italienisch, theils deutsch und mehrere Kirchensachen, Cantaten 2c. für Braunschweig. In neuerer Zeit hat Chrysander über Graun's Aufenthalt am Hofe zu Braunschweig einige interessante und berichtigende Mittheilungen im zweiten Bande seiner „Jahrbücher für die musikalische Wissenschaft" (Leipzig 1863. S. 276 ff.) gebracht. Im J. 1735 hörte Kronprinz Friedrich II. G. und erbat sich ihn als Sänger für seine Kammermusik in Rheinsberg. Dort mußte er vorzugsweise Kammercantaten componiren, die er ganz seinem Geschmacke gemäß ohne alle Nebenrücksichten setzte und durch deren Vortrag er sich die Gunst seines Fürsten immer mehr gewann. Viele dieser Cantaten soll der Kronprinz in französischer Sprache selbst entworfen haben; die italienische Uebersetzung besorgte dann der Dichter Boltarelli. Friedrich II. liebte

G. als Sänger nicht minder denn als Componist; seine Tenorstimme soll zwar nicht besonders stark, aber sehr angenehm gewesen sein: „die Hälfte der ungestrichenen und die ganze eingestrichene Octave waren ihre bequemsten Töne. Er hatte eine große Leichtigkeit in derselben und sang sehr viel Passagen mit großer Fertigkeit, Deutlichkeit und Würde, in der rechten Singart, folglich weder am Gaumen angestoßen, noch geschleift. Das Adagio sang er ungemein zärtlich und rührend. Das Trillo, welches er als Discantist sehr gut gehabt hatte, war ihm nach Aenderung der Stimme in den Tenor, ungeachtet großer Uebungen darin, nicht mehr vortheilhaft. Doch wußte er, als ein Meister der Satzkunst, diesen Mangel überaus wohl zu bedecken. Desto besser geriethen ihm dagegen die Doppelschläge und andere kleine Manieren.“ Als Friedrich II. im Jahre 1740 den Thron bestieg, mußte G. eine Trauermusik für das Leichenbegängniß Friedrich Wilhelms I. componiren. In demselben Jahre ward er vom König nach Italien geschickt, wo er in Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel durch seinen Gesang großen Beifall erwarb und Gesangskräfte für die neu zu errichtende große italienische Oper in Berlin engagirte. Bei seiner Rückkehr ward er mit einem Gehalte von 2000 Thaler zum Capellmeister ernannt. Von jetzt an verwendete er fast alle seine Zeit auf Operncompositionen; jährlich schrieb er eine, mitunter auch zwei Opern. G. und Hasse versorgten fast allein die Berliner Bühne mit ihren dramatischen Werken. Seine erste Oper für die preußische Residenz war „Rodelinde“ (1741), seine letzte „Merope“ (1756). Im Ganzen schrieb er an 30 dramatische Werke für die Berliner Hofoper. Sein Tedeum, das er 1756 nach dem Siege von Prag componirte, machte großes Aufsehen und ist bedeutender als alle seine Opern. Das Componiren der letzteren scheint ihm überhaupt durch die willkührliche Art, mit der der König ihm seine künstlerische Selbständigkeit fast ganz nahm, zuwider gewesen zu sein und man sagt, daß sie fast alle nachlässig gearbeitet sein sollen. Nach Fasch (Biographie desselben von Zelter) componirte G. seine Opern kurz vor dem Carneval. Jeden Tag schrieb er dann eine Arie, die des Morgens aufgesetzt und nach Tische ausgefüllt wurde. Die Worte der Recitative ließ er sich vom Copisten zwischen zwei Notensysteme schreiben und er selbst setzte nachher die Noten hinein. Auch Marpurg, der es von G. selbst gehört haben will, hat dies bestätigt. — So nachgiebig G. übrigens bei der Composition seiner Opern auf den Geschmack des Königs Rücksicht nahm, so gab es doch Momente, wo er seine Rechte als Künstler aufrecht erhielt; mancherlei Erzählungen haben sich hierüber erhalten. Graun's Meisterwerk bleibt seine Passionscantate „Der Tod Jesu“ von Ramler. Sie ist dreimal, und zwar 1760, 1766 und 1810 in Partitur erschienen; Clavierauszüge sind in großer Anzahl herausgegeben. Das Werk hat sich in Berlin so heimisch gemacht, daß es fast mit zur Feier der Passionszeit gehört und noch jetzt jährlich oft zweimal aufgeführt wird. Im Jahre 1855, den 26. März ward die Säcularfeier desselben in der Domkirche zu Berlin durch die Singakademie mit Hülfe der königl. Sänger und der königl. Capelle in Gegenwart des Königs glänzend begangen. G. starb den 8. August 1759 Abends nach 7 Uhr zu Berlin an einer hitzigen Brustkrankheit im 58. Lebensjahre. Seine Büste ist in dem Concertsaale des königl. Schauspielhauses aufgestellt; ebenso ist an der Rückseite der Statue Friedrich d. Gr. in Berlin von Rauch seine Gestalt mit dem Taktstock in der Hand, dargestellt. G. war wie die meisten Componisten seiner Zeit außerordentlich productiv. Er schrieb eine große Anzahl Werke für Kirche, Bühne und Haus, von denen nur ein kleiner Theil gedruckt worden ist. Ein Verzeichniß derselben gibt Ledebur in seinem Tonkünstlerlexikon Berlins (Seite 198 ff.); darunter allein der Opern 36. Viele Stücke aus diesen Bühnenwerken erschienen gedruckt 1773 und 1774 in vier Theilen zu

Königsberg unter der Redaction Kirnberger's mit folgendem Titel: „Duetti, Terzetti, Quintetti, Sextetti ed alcuni chori delle opere del Sign. Carlo Enrico Graun". Die meisten seiner Compositionen bewahrt die königl. Bibliothek zu Berlin. G. und Hasse waren die Hauptvertreter der deutsch-italienischen Schule, die mit ihren Ausläufern weit über die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinaus in Deutschland, namentlich an den Höfen herrschte und trotz mancher einseitiger Urtheile moderner Kunsthistoriker der Entwickelung deutscher Kunst namentlich in technischer Beziehung viel genützt hat. In Dresden hatte G. die ersten Eindrücke in dieser Beziehung erhalten; dieselben blieben maßgebend für seine ganze spätere Richtung. Wie die deutsch-italienische Schule jener Zeit alle Vorzüge der italienischen Musik besaß, so besaß sie freilich auch alle Schwächen ihrer sinnlich schönen Mutter und verfiel der Vergessenheit, als ächt deutsche Kunst sich durch die großen Meister Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven zu universeller Bedeutung emporschwang. Die einzige Composition Graun's, welche sich, wie schon bemerkt, bis auf die jetzige Zeit erhalten hat, ist „Der Tod Jesu"; doch ist auch dieses Werk ungeachtet seiner vielen Vorzüge überschätzt worden. Trotz alledem ist G. eine Erscheinung von Bedeutung, welche durch die Umgebung, in der er lebte, noch an Interesse gewinnt; er wurde von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt. Kirnberger sprach nur das allgemeine Urtheil aus, wenn er im Lebenslauf Graun's, der vor dem 2. Bande der Duetti, Terzetti etc. steht, folgendes sagt: „Als Componist verstand er die Harmonie und ihre Künste sehr gründlich. Sein harmonischer Satz war überaus rein, richtig und deutlich. Er war immer im rechten Maße vollständig, aber nie der Singstimme überlästig. Seine eigentlich harmonischen Stücke sind alle nach ihren Eigenschaften sehr gut gearbeitet. In allen seinen Arbeiten herrscht eine sehr genaue Ordnung der Modulationen. Er war darin so empfindlich, daß auch die geringste wahre Härte in der Modulation ihm zuwider war. Seine Melodie war eine der angenehmsten unter (wir sagen nicht zu viel) allen Componisten. Ob es gleich seinen Singstücken am gehörigen Feuer fehlte: so war doch der Ausdruck des Angenehmen, Schmeichelhaften und Zärtlichen bei ihm derjenige, der ihm im Ganzen genommen, immer am besten gerieth. Seine Adagio's sind besonders Meisterstücke, und entsprechen seinem leutseligen, freundlichen und zärtlichen Charakter vollkommen."

J. A. Hiller, Lebensgeschichte berühmter Musikgelehrten.

Fürstenau.

Graupner: Christoph G., geb. im Januar 1683 zu Kirchberg im sächsischen Erzgebirge von ziemlich unbemittelten Eltern, erhielt, wie er selbst in Mattheson's „Ehrenpforte" erzählt, schon im siebenten oder achten Jahre den ersten Singunterricht beim Cantor Mylius, den ersten Clavierunterricht beim Organisten Küster in Kirchberg. Als letzterer nach Reichenberg berufen ward, folgte ihm G. dorthin, um noch zwei Jahre seine Unterweisung zu genießen, worauf er während sieben Jahre die Thomasschule in Leizig besuchte. Den ersten Unterricht in der Composition erhielt er dort von einem Mitschüler, dem späteren kurfürstl. sächsischen Capellmeister Joh. David Heinichen, mit dem er seine Hauptstudien in Theorie und Clavierspiel bei dem damaligen Cantor der Thomasschule Johann Kuhnau durchmachte. Nach zweijährigem Besuch der Universität in Leipzig, um Jura zu studiren, trieb ihn der Einfall der Schweden in Sachsen 1706 nach Hamburg, wo er, gänzlich mittellos, das Glück hatte, an Stelle des eben abgegangenen Joh. Christian Schieferdecker die Stelle eines Cembalisten im Opernorchester zu erhalten. Eine dreijährige Thätigkeit in diesem Amte bestimmte seine musikalische Richtung für die Zukunft: der berühmte Operncomponist Reinhard Keiser, damals Director der Hamburger Oper, ward sein

Vorbild. Im Jahre 1709 ernannte ihn der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, ein großer Musik- und Theaterfreund, welcher ihn in Hamburg hatte kennen und schätzen lernen, zu seinem Vicecapellmeister, 1711 zum wirklichen Capellmeister. Gänzlich erblindet, starb G. am 10. Mai 1760 in Darmstadt, wo er außerordentlich viel für Hebung der dortigen Musikzustände und berühmten Capelle gethan hatte. Als Componist entfaltete G. eine wahrhaft staunenerregende Fruchtbarkeit. Schon in Hamburg componirte er acht deutsche Opern, die sehr gefielen. Seine künstlerische Thätigkeit am darmstädter Hofe läßt sich in zwei Abschnitte eintheilen. Von seinem Eintritt in hessen-darmstädtische Dienste (1709) bis etwa 1720 war sie meistens nur der weltlichen Musik und besonders der Oper gewidmet, von letzterem Zeitpunkt aber bis an sein Lebensende fast ausschließlich nur der Kirchenmusik. Namentlich Werke letzterer Gattung lieferte er in erstaunlicher Menge. Opern componirte er, außer den acht in Hamburg aufgeführten, für den darmstädter Hof noch eine ziemliche Anzahl. Außer diesen Opern schrieb G. noch eine Menge andere, weltliche oder sogenannte Kammermusiken. Die Compositionen dieser Gattung bestanden in 194 einzelnen „Tafelmusiken", 144 „Symphonien" und 80 „Ouvertüren", sämmtlich für Clavier und 3 bis 4 Streichinstrumente, manche auch für Streichquartett und Flöten, Oboen, Hörner, Trompeten und Pauken gesetzt. Sodann noch 50 „Concertos" für die damals gebräuchlichsten Instrumente, als Clavier, Viola, Violagamba, Viola d'Amore, Chalumeau, Oboe u. s. f. meist mit Begleitung von Streich- und öfters auch von Blasinstrumenten, — sowie etwa ebensoviel Trio's und Sonaten für Clavier, Streich- und Blasinstrumente. Die hier angeführten Compositionen befinden sich sämmtlich in Original-Manuscripten auf der großherzogl. Hofmusik-Bibliothek zu Darmstadt. Ferner erschienen von G. in Druck, von ihm selbst radirt und in seinem Selbstverlag, noch folgende Werke: „Partien auf das Clavier, bestehend in Allemanden, Couranten, Sarabanden und Giquen"; „Monatliche Clavierfrüchte" (1722); „Neu vermehrtes Darmstädtisches Choralbuch" (1728); „Vier Partien auf das Clavier, unter der Benennung der vier Jahreszeiten Winter, Frühling, Sommer und Herbst. Bestehend aus Präludien, Allemanden, Couranten, Sarabanden, Menuetten, Giquen 2c. Denen Liebhabern des Claviers zur Vergnügung und Exercitio herausgegeben" (1733). Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Darmstadt, v. E. Pasqué. Enthalten in der Zeitschrift „Die Muse", Darmstadt 1854, S. 629 ff. Fürstenau.

Grautoff: Ferd. Heinr. G., geb. zu Kirchwärder in den Vierlanden am 27. Mai 1789, gest. zu Israelsdorf bei Lübeck am 14. Juli 1832. G. stammte aus einer holsteinischen nach Lübeck eingewanderten Familie. Sein Großvater war Diaconus an der Marienkirche zu Lübeck, sein Vater Pastor zu Kirchwärder, seit 1793 Diaconus an der Katharinenkirche in Hamburg. Auf dem Johanneum unter Gurlitt seit 1804 vorgebildet, bezog G. nach einjährigem Besuch des akademischen Gymnasiums zu Hamburg 1810 die Universität Leipzig, auf welcher er bis 1815 Theologie studirte. Nur ein Semester verweilte er dazwischen 1814 in Berlin, hauptsächlich um Schleiermacher zu hören. In Leipzig ward er ein beliebter Kanzelredner, welchem man namentlich gründliche Textauslegung nachrühmte. Er betrieb daneben eifrig sprachliche und philosophische Studien und widmete sich schon damals der geschichtlichen Quellenforschung. Als Augenzeuge verfolgte er den Kampf um Leipzig 1813, über welchen ein ausführliches Tagebuch in seinen „Historischen Schriften" gedruckt ist. G. hatte am Geburtsorte seiner Mutter, zu Baruth in der Mark, die Gräfin Solms-Laubach kennen lernen. Als Instructor ihres Sohnes durfte er den Universitätsbesuch über die ihm sonst verstattete Frist hinaus verlängern. Der nach den Schlachttagen in Leipzig ausbrechende Hospitaltyphus vertrieb ihn und den Grafen nach

Baruth. Auch hieher drang das Fieber. Bei der Pflege des Arztes, seines Freundes, erkrankte G. Er genas zwar, aber der Keim zu seinen späteren Körperleiden blieb zurück. Zu Wittenberg promovirt, ließ G. sich 1815 in Lübeck als Candidat der Theologie nieder. Er predigte und unterrichtete, letzteres seit 1816 auch am Catharineum, zu dessen Collaborator er 1817, 1819 zum Professor und Stadtbibliothekar ernannt ward. Als Lehrer erfreute er sich der allgemeinen Hingebung und Hochachtung seiner Schüler, die zunächst von seinem anregenden Unterricht gewonnen wurden. Auf gründliche Kenntnisse sich stützend, fesselte dieser durch Geist und Humor. Eindringlich, aber schlicht und von selbstloser Frömmigkeit durchweht war sein Religionsunterricht, namentlich der nach damaligem Brauche noch den Confirmanden in der Schule ertheilte. Seine Hauptfächer in Prima waren Hebräisch, Deutsch, Mathematik, Geographie und (in Folge von Anciennitätsverhältnissen) erst in späteren Jahren Geschichte, daneben alte Sprachen u. a. auf den nächsten Unterrichtsstufen. Die Stadtbibliothek hatte während der französischen Zeit, mehr noch im überwältigenden Drang der Befreiungsjahre so gut wie brach gelegen. Einreihung großer Bestände, zweckmäßigere Anordnung, Anlage systematischer Cataloge schafften reichliche Arbeit. Dazu machte nach langer Pause erst G. wieder die handschriftlichen u. a. Schätze der Bibliothek Fremden und Einheimischen bekannt und zugänglich. Neben der Besorgung beider Aemter fand G. bei seiner musterhaften Ordnung und gewissenhaften Zeitausnutzung Muße, um in seinen Lieblingsfächern, der Geographie und Geschichte, die Arbeiten zu liefern, welche seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht haben. Seine „Geographischen Tabellen“, 1832, wiederholt aufgelegt, sind noch im Gebrauch, obschon die Methode der Lehrbücher eine andere geworden ist. Seine historischen Studien aber concentrirten sich allmählich auf die Quellenforschung der Geschichte Lübecks. G. ward von der Bewegung ergriffen, welche ihren Ausdruck in der Stiftung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, in der Herausgabe der Monumenta Germ. hist. und der ganzen Neubegründung aller historischen Forschung fand. Er stand mit den Leitern dieser Unternehmungen in Verbindung und übertrug die maßgebenden Grundsätze auf Lübecks Geschichte, deren erster kritischer Bearbeiter er geworden ist. Indem er die Resultate seiner Studien in Vorlesungen und Gelegenheitsschriften zunächst dem heimischen Publicum bekannt machte, belebte er den Sinn für die Geschichte der Vaterstadt, manche Abhandlung griff über die Grenze derselben hinaus. Von unschätzbarem Werthe für die Geschichte Norddeutschlands und des Nordens überhaupt ward die Ausgabe der „Lübeckischen Chroniken in niederdeutscher Sprache“, 2 Bde. 1829, welche unvollendet blieb — sie geht nur bis 1485 — aber auch so die Geschichtschreibung der betreffenden Jahrhunderte völlig umgestaltete. Gleichfalls unvollendet blieb Grautoff's hinterlassenes Werk „Geschichte des Lübeckischen Münzfußes“, denn es erstreckt sich nur bis zum Jahre 1463. Je seltener sich in Einem Manne der Historiker und Sprachforscher mit dem praktischen Rechner verbunden findet, desto schätzenswerther ist auch dies Bruchstück, zumal der Lüb. Münzfuß, wie bekannt im Mittelalter weit über die Stadt Lübeck hinaus, so zu sagen der Normalfuß war. Mit Münzforschungen, auch anderer Länder, hatte sich G. aber schon früh beschäftigt. Diese reiche Thätigkeit ward in den letzten Lebensjahren unter schweren körperlichen Leiden fortgesetzt, nervösen Fiebern und gastrischen Beschwerden. Landluft und Seebad sollten helfen, eine Reise nach England 1830 brachte sichtlich Erholung. Aber seit dem Herbste 1831 entwickelte sich, auch in Folge von Ueberanstrengung bei der erwähnten Münzarbeit, eine Krankheit der Bauchnerven, an welcher der eben 43 Jahre alte Mann verschied, kurz nach der Geburt seines jüngsten Sohnes, welcher noch als Buchhändler in Lübeck lebt.

Der älteste starb als Prediger am Dom in Lübeck, der mittlere ist Director des Gymnasiums zu Minden. Grautoff's Nachlaß ward als „Historische Schriften" von seinen Freunden (darunter Ernst Deecke) in drei Bänden 1836 herausgegeben, mit biographischen Mittheilungen von L. Heller. W. Mantels.

Grave: Nicolaus de G., oder auch Claas de G. oder Gravius genannt, erscheint in den Jahren 1500—1518 als Buchdrucker zu Antwerpen. Ueber seine näheren Lebensumstände ist nichts weiter bekannt geworden. Es sind zwei Werke von besonderer Wichtigkeit aus seiner Presse hervorgegangen, beide in flämischer Sprache, nämlich 1518 eine Uebersetzung der Bibel, welche 1476 durch Jean de Rely auf Kosten Karls VIII., Königs von Frankreich in Paris herausgegeben worden war, und 1510 eine flämische Ausgabe der Somme rurale von Boutillier. Beide Werke gehören heute zu den bibliographischen Seltenheiten.

Vgl. v. d. Meersch, Recherches sur la vie et les travaux des imprimeurs Belges et Néerlandais. Vol. I. p. 134 und 135; Vincent, Essai sur l'histoire de l'imprimerie en Belgique p. 13. Kelchner.

Gräve (Graevius): Johann Georg G., einer der gelehrtesten Philologen und Historiker des 17. Jahrhunderts, geb. am 29. Januar 1632 zu Naumburg von angesehenen Eltern, gest. am 11. Januar 1703 zu Utrecht. G. erhielt seine Vorbildung auf der schon damals berühmten Schule zu Pforta, wo sein eiserner Fleiß allgemeines Aufsehen erregte. Im J. 1650 bezog er die Universität Leipzig, wo er, ohne die Gelegenheit zu seiner allgemeinen Ausbildung zu versäumen, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, sich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Ein Zufall führte ihn auf die Bahn zurück, zu der ihn seine innere Neigung hinzog. Sein Vater hatte bedeutende Gelder in Ostfriesland einzutreiben, zu welchem Behufe er, da er selbst vom Hause nicht abkommen konnte, seinen Sohn schickte. Als das Geschäft glücklich erledigt war, benutzte der junge G. die Gelegenheit zu einer Reise in die benachbarten Niederlande, auf der er bei einem Besuche des berühmten Joh. Friedr. Gronov in Deventer die starken Lücken seiner Bildung erkannte. Statt seine Reise fortzusetzen, verblieb er in Deventer und betrieb, die Jurisprudenz aufgebend, unter Gronov's Leitung mit größtem Eifer philologische Studien. Diese setzte er zwei Jahre später in Amsterdam fort, wo er bei Alexander Morus und David Blondellus auch mit regstem Fleiße geschichtliche und theologische Vorlesungen hörte. Der Einfluß, den Blondell auf ihn ausübte, bestimmte ihn auch von der lutherischen zur reformirten Kirche überzutreten. Schon damals war der Ruf seiner Gelehrsamkeit so wohl begründet, daß er nach dem Tode Johann Schultings 1656 als Professor eloquentiae nach Duisburg berufen wurde. Hier vermählte er sich mit Johanna Ottilia von Kamp aus Düsseldorf, aus welcher glücklichen Ehe 18 Kinder entsprossen, von denen aber nur vier Töchter den Vater überlebten. Als zwei Jahre später Joh. Friedr. Gronov einem Rufe nach Leyden folgte, wurde auf dessen Empfehlung Graevius sein Nachfolger in Deventer. 1661 wurde er als Professor der Eloquenz nach Utrecht berufen, welche junge Universität durch den ausgebreiteten Ruf von G. Gelehrsamkeit und Lehrgabe einen großen Aufschwung genommen hat. Zahlreiche Fürstensöhne zählten zu seinen Schülern, zumal als er im J. 1667 auch noch mit dem Lehrstuhl der Geschichte und Politik betraut wurde. Eine besondere Auszeichnung erwies ihm Wilhelm III., der Erbstatthalter von Holland, indem er ihn zu seinem Historiographen ernannte und die Erziehung seines Vetters Joh. Wilhelm Friso anvertraute. G. machte sich auch an eine Geschichte seines großen Gönners, aber die Arbeit blieb unvollendet. Bei den großen Erfolgen, die er als Lehrer in Utrecht erzielte, darf es nicht Wunder nehmen, daß er mehrere glänzende Berufungen erhielt; er ist aber seiner neuen Heimat

treu geblieben. Selbst die Republik Venedig hatte sich bemüht, ihn nach dem Ableben des berühmten Antiquars Ottavio Ferrario für dessen verwaisten Lehrstuhl in Padua zu gewinnen. Kaum war der Name eines Gelehrten seiner Zeit in so weiten Kreisen bekannt als der seinige; mit den berühmtesten Zeitgenossen stand er in literarischem Verkehr, so daß man von ihm erzählt, daß fast der fünfte Theil seiner Einnahmen durch die Ausgaben für seine Correspondenz und für Büchersendungen aufgegangen sei. Die große Achtung, deren sich G. erfreute, verdankte er jedoch nicht allein seinem umfassenden Wissen, sondern auch seinen trefflichen Eigenschaften als Mensch, die Burman in seiner beredten Oratio funebris mit glänzenden Farben geschildert hat. Auch sein häusliches Leben war ein glückliches; mit seiner Frau verlebte er 46 Jahre in ungetrübter Eintracht; bei der großen Mäßigkeit, an die er sich gewöhnt hatte, war er niemals krank gewesen, bis er im 71. Lebensjahre einem Schlagfluß erlag. Dem glänzenden Ruf, in welchem G. als Lehrer und Gelehrter stand, entsprachen nicht ganz seine Leistungen als Schriftsteller. Seine literarische Thätigkeit war zwar eine ungemein ausgedehnte, aber sie ging doch mehr in die Breite als in die Tiefe. Von seinen selbständigen Werken ist das bedeutendste seine Bearbeitung von Cicero's Briefen, Reden (1689 in 6 Bdn.) und einer Anzahl von philosophischen Schriften, durch die er sich für die Kritik und Erklärung des Cicero bedeutende Verdienste erworben hat; außerdem lieferte er Ausgaben des Hesiodus 1667 (dazu die Lectiones Hesiodeae 1701), von Lucian's Pseudosophista, des Suetonius, Florus, des Catullus, Tibullus und Propertius, des Justinus, Julius Cäsar 2c., sämmtlich cum notis variorum. In allen diesen Ausgaben erscheint die Kritik und Erklärung mehr oder minder gefördert, wenn auch keine als epochemachend gelten kann. Von seinen Sammelwerken ist das berühmteste der „Thesaurus antiquitatum Romanarum“ (Utrecht 1694—99. 12 Bde. Fol.), dem ein „Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae“ sich anschloß, den Peter Burman zum Druck befördert und vollendet hat. Eine andere Sammlung führt den Titel: „Syntagma variarum dissertationum rariorum“, Utrecht 1702. 4°. Außerdem gab G. eine große Anzahl von Schriften neuerer Gelehrten heraus, theils zum erstenmale, theils in neuen Ausgaben, wie z. B. die Briefe von J. Casaubonus, 1656. 4°., die lateinischen und griechischen Gedichte von P. Dan. Huet 1694, Schriften von Meursius, Rubenius, Fr. Junius u. A., die er sämmtlich mit Vorreden und reichhaltigen literarhistorischen Notizen ausgestattet hat. Eine Sammlung seiner Praefationes „in usum latinae eloquentiae studiosorum“ verdanken wir dem Polyhistor Joh. Alb. Fabricius (Hamburg 1707. 8°.). Seine Reden, „quas Ultrajecti habuit“, erschienen gesammelt zu Leyden 1717. Seine reichhaltige Bibliothek kam mit Ausnahme der Handschriften und der Editiones in usum Delphini in den Besitz der Heidelberger Universitätsbibliothek.

Petri Burmanni oratio funebris in Joh. Georg. Graevii obitum, Ultrajecti 1703. 4. (auch bei Fabricius a. a. O. abgedruckt p. 549 sq.) Ph. H. Külb in der Haller Encyklopädie. Halm.

Grävell: Maximilian Karl Friedrich Wilhelm G., verdienter juristischer und philosophischer Schriftsteller, wurde geboren am 28. August 1781 zu Belgard (Hinterpommern) als Sohn eines Feldpredigers, verlor schon frühzeitig Mutter und Vater, studirte in Halle, wurde 1801 Auscultator am Berliner Stadtgericht, dann Assessor in Berlin und Plock (Südpreußen) und widmete sich, 1806 durch den polnischen Aufstand vertrieben, in Kottbus der advocatorischen Praxis, war 1809—11 Justizbeamter in Dresden, dann Assessor in Soldin, 1812 Justitiarius bei der Regierung zur Stargard, später Rath beim Militärgouvernement. Nach kurzer militärischer Laufbahn 1816 Justitia-

rius in Merseburg, gerieth er durch seine freimüthigen Anschauungen über Entfernung alles persönlichen Einflusses und unbedingter Herrschaft des Rechts in Conflicte, die 1818 zu seiner Suspension führten. Er schildert diesen Vorfall in „Neueste Behandlung eines preußischen Staatsbeamten", 1818; „Der Staatsbeamte als Schriftsteller oder der Schriftsteller als Staatsbeamter", 1820. Wegen eines der Censurbehörde vorgelegten Manuscriptes, „Der Bürger", wurde vom Minister die Wegnahme desselben und eine Ordnungsstrafe von 50 Thlrn. verfügt, weswegen er sich zuletzt an die Bundesversammlung wendete. Sein Proceß endete mit Amtsentsetzung wegen gebrochener Amtsverschwiegenheit und grober Beleidigung der Staatsminister v. Bülow, v. Schuckmann und v. Kircheisen, Verurtheilung zu sechsmonatlichem Gefängniß und Unfähigkeitserklärung für alle öffentlichen Aemter. Nachdem er diese Strafe verbüßt, begab er sich auf sein Rittergut Wolfshayn, wo er in ländlicher Muße lebend die mannigfachen Rechtsstreitigkeiten seiner Nachbarin, Fürstin Pückler-Muskau, der Tochter Hardenberg's, mit der Gemeinde Großdüben und auch die an den Uebergang der Standesherrschaft unter die preußische Verwaltung sich anschließenden Verwicklungen zu allseitiger Zufriedenheit erledigte. Doch blieben ihm auch in dieser Stellung Unannehmlichkeiten und Verfolgungen seitens der vorgesetzten Behörden nicht erspart. Für Gegenstände der Politik hatte G. von jeher ein sehr lebhaftes Interesse und zog sie deshalb in den Bereich seiner litterarischen Thätigkeit. Ein unerschütterlicher Rechtssinn, von dem Zeugniß abzulegen, ihn keinerlei Rücksicht hindern konnte, ließ ihn mit damals seltener Freimüthigkeit und Offenheit die wichtigsten Verfassungs- und Verwaltungsfragen besprechen, die angeregt und vielfach gefördert zu haben sein stetes Verdienst bleiben wird. Es gehören hierher „Antiplatonischer Staat", 1808, 2. Aufl. 1812 — „Der Landsturm! Ein Wort an Preußens Söhne und Töchter", 1813, die 1819 anonym veröffentlichte Kritik: „Anti-B-z-b-g (gegen v. Benzenberg) oder Beurtheilung der Schrift: Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg". — „Bedarf Preußen einer Constitution?" 1816. — „Wie darf die Verfassung Preußens nicht werden?" 1819. — „Das Gutachten der Immediat-Justizcommission in den Rheinprovinzen", 1819. — „Geschwornengerichte" (in Mathis' Monatsschrift VII, 309—336). — „Preßwesen und Volksgeist", 1815. — „Die Quellen des allgemeinen deutschen Staatsrechts seit 1813—20", 1820. — „Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste", 1837. Eine populäre Darstellung charakterisirt seine Schriften: „Der Mensch, eine Untersuchung für gebildete Leser", 1815, 4. Aufl. 1839; „Der Bürger", 1822 und „Der Regent", 2 Bde., 1823. Für die Praxis wurde G. Autorität durch seine trefflichen Werke: „Handbuch für praktische Juristen", 1812—19, 4 Thle., „Commentar zu den Creditgesetzen des preußischen Staats", 1812, Bd. VI, 1832; „Systematische Entwickelung der Theorie von hypoth. Protestationen", 1815; „Die Lehre vom Besitz und von der Verjährung", 1816; „Generaltheorie der Verträge", 1821; „Die Lehre vom Nießbrauch, Miethe und Pacht nach preußischem Recht", 1820; „Grundsteuer und Kataster", 1821, 1822; „Praktischer Commentar zur allgemeinen Gerichtsordnung für die preußischen Staaten", 1825—31. Nachdem der Minister v. Kamptz vergeblich versucht, den tüchtigen Juristen dem Staatsdienst zu erhalten, wurde G. auf sein wiederholtes Abschiedsgesuch 1834 in Ruhestand versetzt. Er zog mit seiner Familie nach Spremberg, wechselte aber öfters seinen Aufenthalt, lebte den Wissenschaften und nahm an der durch die Lichtfreunde hervorgerufenen kirchlichen Bewegung Antheil. Der litterarischen Muße wurde er durch die Bewegung des J. 1848 entzogen. Zu Frankfurt a. O. in die constituirende Nationalversammlung gewählt, und dem Ausschusse für die Rechtspflege zugetheilt, betheiligte er sich mit voller

Hingebung an den der Versammlung gestellten schweren Aufgaben. Mit einer gewissen Starrheit an dem Buchstaben des Rechts hängend, der äußersten Rechten der Nationalversammlung angehörend, theilte er die Ansichten der Wenigen, welche die Beschlüsse der Versammlung nur als Vorschläge betrachtet wissen wollten, über welche sich dieselbe erst mit den Fürsten zu vereinigen hätte und bekämpfte leidenschaftlich die liberalen Tendenzen der Majorität. Unfähig, seine einmal gefaßten, reiflich erwogenen Anschauungen den Bedürfnissen des Augenblickes anzupassen, fand er als Redner geringen Beifall und belästigte durch zahllose Verbesserungsvorschläge, die er oft massenweise einbrachte. Dafür verfiel er dem Spott und der Verhöhnung. In die unangenehmste Lage aber brachte es ihn, daß nach Rücktritt des Ministeriums v. Gagern zu allgemeiner Ueberraschung ihm vom Reichsverweser der Vorsitz in dem neuen reactionären Ministerium übertragen wurde. Als in der Sitzung vom 17. Mai 1849 von dieser Ernennung Kunde gegeben wurde, entstand in Gegenwart des auf der Ministerbank erscheinenden Abgeordneten G. ein allgemeines Gelächter und es folgte ein von 191 gegen 12 Stimmen angenommener Antrag Welcker's zu erklären: „Die Nationalversammlung habe zu diesem Ministerium, dessen Programm sie soeben vernommen, nicht das mindeste Vertrauen, müsse vielmehr unter den obwaltenden Umständen diese Ernennung als eine Beleidigung der Nationalversammlung ansehen“. G. beantwortete dieses Mißtrauensvotnm dahin: „Da der Reichsverweser selbst unter den jetzigen Umständen nicht zurücktreten könne, so halte er es für seine Pflicht, ihn nicht im Stiche zu lassen und ihm seine Dienste nicht zu verweigern“. G. blieb in Frankfurt a. M., bis die ganze Centralgewalt zerfiel. Es war bedauerlich, daß ein so edler Mann in gutem Glauben (wie Haym, die deutsche Nationalversammlung, Schlußbericht Berlin 1850, S. 160, 161, vgl. S. 54, II. [1849] 108, 109 bekundet) sein weißes Haupt dem Hohne der Versammlung preisgegeben hatte. Er sprach seine damaligen Ansichten aus in: „Die Volkssouveränetät und der Reichsverweser“, 1848. — „Zu früh und zu spät. Vier Denkschriften an die Könige Friedrich Wilhelm III. und IV.“, 1848. — „Kein Oesterreich und kein Preußen! sondern ein einiges, starkes, herrliches Deutschland. Wie kann und muß es werden?“ 1849. — „Schluß! Schluß! Schluß! Sechs Reden, so in der constituirenden Reichsversammlung wegen des Schlußrufes nicht zu den Ohren gekommen sind und deshalb nun ihren Augen vorgelegt werden, da die Beherzigung noch nicht zu spät ist, nebst ausführlichen Betrachtungen über ihre Wirksamkeit“, 1849. — „Aus den Papieren eines teutschen Patrioten“, 1851. G. war auch auf religiösem Gebiete thätig („Was muß Derjenige, der von der Freimaurerei nichts Anderes weiß, als was davon allgemein bekannt ist, nothwendigerweise davon halten?“ 1810. — „Die Kirche. Ursprung und Bedeutung des deutschen Worts“, 1856). Besonders ansprechend erscheinen seine „Briefe über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode“, 1821. G. starb zu Dresden am 29. Septbr. 1860. Sein Bildniß in „Der Mensch“ (4), Leipz. 1839.

Vgl. den schönen, gediegenen Artikel von H. Döring in Ersch u. Gruber 78. 102—132. — Klüpfel, Gesch. d. deutschen Einheitsbestrebungen, Berl. 1872, I. 118. — F. A. Brockhaus (Verlagscatalog), Leipz. 1872. — Zöpfl, Grundsätze des gem. deutschen Staatsrechts I. § 188. — Mohl, Gesch. und Litt. d. Staatswissenschaften II. 247, 349. — Jordan, Versuche über allgem. Staatsrecht, 1828, S. 146 ff. — Rönne, Preuß. Staatsrecht (3) I. S. 23, Note 3, S. 124. Teichmann.

Gravenhorst: Johann Heinrich G., Chemiker, geb. am 20. October 1719 zu Braunschweig, † am 14. April 1781 ebenda. Er widmete sich dem Handelsstande und war längere Zeit Kaufmannsdiener in Celle, fühlte sich aber

in diesem Berufe nicht befriedigt, da ihm keine Aussicht auf selbständige Existenz offen stand. Daher übernahm er eine Bierbrauerei, gab aber auch diese wieder auf und machte nun Reisen, auf welchen er mannigfaltige Kenntnisse und Erfahrungen sammelte. Zurückgekehrt, errichtete er in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Christoph Julius G. (geb. 1731 und † am 17. Januar 1794 in Braunschweig), 1759 eine bald berühmt gewordene chemische Fabrik zu Braunschweig, in welcher neben dem Hauptprodukte Salmiak auch Glaubersalz, Alaun und die von den Brüdern erfundene grüne Maler- und Anstreichfarbe „Braunschweiger Grün" (ein basisches Chlorkupfer) verfertigt wurde. Nach Ableben des älteren wurde dieses Unternehmen von dem jüngeren Bruder bis an dessen Tod fortbetrieben. Um das Publicum auf die Erzeugnisse der Fabrik aufmerksam zu machen und dieselben zu empfehlen, veröffentlichten die Brüder von 1769—78 eine Reihe kleiner Schriften, welche mehr dem kaufmännischen, als dem wissenschaftlichen Standpunkte angehören. Nichts desto weniger ist dem Paare ein ehrendes Andenken in der Geschichte der technischen Chemie zu widmen: ihre Salmiakfabrik ist die erste in Deutschland gewesen, und das Braunschweiger Grün gewann nicht nur Ruf, sondern wurde auch an anderen Orten erfolgreich verfertigt und gab später den Anstoß zur Erfindung anderer grüner Metallfarben, die eine große Rolle zu spielen bestimmt waren. Karmarsch.

Gravenhorst: Joh. Ludwig Christian G., wurde am 14. November 1777 in Braunschweig geboren. Er studirte Naturwissenschaften in Göttingen, wurde daselbst 1804 Doctor der Philosophie und Privatdocent und erhielt 1809 eine außerordentliche Professur mit der Stellung eines Unterinspectors des Museums. Aus dieser ersten, Göttinger Zeit stammen die sehr fleißigen Schriften: „Coleoptera microptera Brunsvicensia", 1802, und „Monographia Coleopterorum micropterorum", 1805. Im J. 1810 erhielt er einen Ruf als Professor der Naturgeschichte und Director des botanischen Gartens in Frankfurt a. O. und 1811 einen solchen als Professor der Naturgeschichte und Director des zoologischen Museums in Breslau, als welcher er am 14. Januar 1857 starb. Als vorzügliche Früchte seines auch in Breslau auf entomologische Untersuchungen gerichteten Fleißes sind besonders seine Arbeiten über Schlupfwespen anzuführen, als deren Schlußwerk seine in drei Theilen erschienene „Ichneumonologia europaea" (1829) zu nennen ist. Auch mehrere allgemein zoologische Werke hat er verfaßt, von denen seine vergleichende Zoologie besonders deshalb zu erwähnen ist, als er hier bei einem ziemlich engen Anschluß an Cuvier doch, die Idee der Entwickelung des Thierreichs vom Einfachen zum Zusammengesetzten zum Ausdruck bringend, die Reihenfolge umkehrte und von den niedersten Formen ausging. Dabei offenbart sich aber sein Standpunkt als blos beschreibender Zoolog dadurch sehr treffend, daß er erklärt, er schätze zwar (vergleichend) anatomische Arbeiten ungemein hoch, ein anatomisches Merkmal könne wol auch in zweifelhaften Fällen den Ausschlag über die Stellung eines Thieres geben: im Allgemeinen weist er aber die Anwendung anatomischer Merkmale auf die Classification zurück. Carus.

Grävenitz: Friedrich Wilhelm v. G., geb. 1679, † 1754. Aus einem mecklenburgischen Adelsgeschlechte stammend, kam er im J. 1705 als Kammerjunker in den Dienst Herzog Eberhard Ludwigs von Würtemberg. Wol um sein Glück zu machen, berief er seine Schwester Christiane Wilhelmine v. G. an den herzoglichen Hof und diese wurde, wie in der Geschichte des genannten Herzogs (Bd. V. S. 562 ff.) dargestellt worden, bald die allgewaltige Maitresse des Herzogs, welche dem Lande zum größten Verderben gereichte. Wie sich selbst, wußte dieselbe ihren ganzen Anhang, so auch ihre Familie, mit Aemtern, Gütern und dergl. reichlichst zu versorgen und obiger Bruder wurde Geheimer

Rath, Obersthofmeister und Premierminister, auch mit ihr zugleich den 1. Sept. 1707 in den Reichsgrafenstand erhoben. Durch seine Geschmeidigkeit und durch gelungene kluge Negociationen in Kriegs- und Friedenszeiten, insbesondere auch geschickte Unterhandlungen wegen der streitigen Mömpelgarder Succession hatte er sich übrigens immerhin einige Verdienste erworben und blieb auch nach dem Sturze seiner Schwester, mit welcher er in der letzten Zeit etwas zerfallen war, so lange wenigstens Herzog Eberhard Ludwig regierte, an der Spitze des Ministeriums. Allein nach dessen Tode (im J. 1733) ließ sein Nachfolger, Herzog Karl Alexander, ihn alsbald gefangen nehmen und in Untersuchung ziehen. Vergleichsweise trat er seine Besitzungen im Lande gegen eine Entschädigung von 56000 fl. ab und wurde darauf seiner Haft entlassen. Nach Wien geflüchtet, suchte er vergeblich Umtriebe gegen den Herzog zu machen und starb als königl. preußischer Generallieutenant. P. Stälin.

Gravisset: Jacob G., 1598—1658, der Sohn des Renatus G., eines aus der Pfalz stammenden reichen und geadelten Juweliers, studirte in Heidelberg, erwarb 1624 das Bürgerrecht in Bern, folgte seinem Vater im Besitz der Herrschaft Liebegg, 1632 Mitglied des Großen Raths, 1646 Landvogt von Oron. Er ist der Schenker der berühmten Bongarsischen Büchersammlung, die er von seinem Vater ererbt hatte, an die Berner Stadtbibliothek, ca. 500 zum Theil sehr seltene Manuscripte und Drucke, letztere mit handschriftlichen Bemerkungen von den Scaliger, Cujacius und P. Daniel. G. gilt auch für den Verfasser der unmittelbar nach seinem Tode erschienenen Satire „Heutelia, das ist Beschreibung einer Reiß, so zween Exulanten durch Heuteliam gethan 2c.“ (1658). Den Inhalt der Heutelia (anagrammatisch gebildet aus Helvetia) bildet die Beschreibung einer Schweizerreise von Schaffhausen über Zürich, Bern bis Genf, in welcher die Zustände der damaligen Schweizerkantone, Mißbräuche im Staatsleben, feile Justiz, die katholisch-jesuitische Kirche, die schlechte Erziehung, Aberglaube 2c. mit großem Freisinn und kräftigem Humor von streng aristokratischem Standpunkte aus gegeiselt sind. Von G. her rührt auch das bei Weller, Annalen I. 408, verzeichnete Hochzeitsgedicht: „Ein lustig Hirten-Gespräch“. Bern o. J. (1653).

Vgl. Karl Morell, Die helvetische Gesellschaft S. 30 u. ff.; H. Hagen, Catalogus codicum Bernensium, p. XX u. ff. Baechtold.

Grawer: Albert G. (Grauer), am 3. April 1575 zu Mesicon bei Perleberg geboren, studirte zu Rostock, Frankfurt a. O., Jena und Wittenberg, begann auch in Wittenberg als Magister philosophische Vorträge zu halten, übernahm dann aber die Stelle eines Rectors erst zu Scepus, hernach zu Caschau in Ungarn und zuletzt in Eisleben, von wo er in das Predigtamt (Mansfeld, Eisleben) überging. Nachdem er sodann eine Zeit lang als Professor der Theologie in Jena docirt hatte, erhielt er schließlich die Stelle eines Generalsuperintendenten zu Weimar übertragen, wo er am 30. November 1617 starb. Für die Concordienformel stand er allezeit kampfbereit auf dem Plan. Unter seinen zahlreichen, großentheils gegen die Reformirten gerichteten Abhandlungen findet sich eine unter dem Titel vor: „Bellum Jesu Christi et Jo. Calvini“. Von seinen Glaubensgenossen wurde er dafür mit dem Titel eines clypeus und gladius Lutheranismi beehrt. Heppe.

Grawert: Julius August Reinhold v. G., königlich preußischer General der Infanterie, Ritter des Ordens pour le mérite und des schwarzen Adlerordens, wurde am 28. December 1746 in Königsberg in Preußen geboren, trat 1759 bei einem Infanterieregimente ein und stand nach dem Frieden von Hubertsburg bei dem Regiment Tauenzien in Breslau, wo er als Premier-Lieutenant die Leibcompagnie commandirte. Bei Ausbruch des baierischen Erb-

folgekrieges wurde der wissenschaftlich gebildete Officier Adjutant des Herzogs und nachmaligen Feldmarschalls Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, 1781 trat G. als Compagniechef wieder in sein Regiment, wurde 1783 Major im Regiment Graf zu Anhalt in Liegnitz, nach dem Tode Friedrich d. Großen nach Berlin ins Oberkriegs-Collegium berufen und 1788 als Oberst-Lieutenant, Commandeur des Regiments des Herzogs von Braunschweig in Halberstadt. In dieser Stellung suchte er die militärwissenschaftliche Bildung seines Officiercorps zu heben, er gehörte der Schule von Strategen an, welche das Terrain überschätzend, in steter Anlehnung an dasselbe, eine defensive Kriegführung lehrten und, mit Unterschätzung der moralischen Elemente, die mannigfaltigen Aufgaben des Krieges geometrisch aufzufassen suchten. Der spätere Feldmarschall Knesebeck nannte G. seinen Lehrer in der Kriegskunst, dem er alles verdanke, was er auf diesem Gebiete gelernt, auch ist Knesebeck lebenslang in den Fesseln dieser engen und einseitigen Anschauungsweise geblieben. 1790 trat G. als General-Quartiermeister-Lieutenant in den Generalstab, nahm im Stabe an den Feldzügen 1792 bis 94 Theil, wurde 1793 Oberst und an des Generalmajor v. Pfau Stelle General-Quartiermeister, in welcher Stellung er die volle Anerkennung des Herzogs von Braunschweig, wie des Feldmarschall Möllendorf fand. Nach dem Frieden zu Basel blieb G. noch einige Jahre im Quartiermeisterstabe, wurde 1797 Chef des in Glatz garnisonirenden 47. Infanterieregiments, 1798 Generalmajor, 1800 Inspecteur der sechs in Oberschlesien stehenden Infanterieregimenter; 1804 wurde er Gouverneur von Glatz und im folgenden Jahre Generallieutenant. In der Schlacht bei Jena 1806 führte er eine Division in dem gemischten preußisch-sächsischen Corps vorsichtig und geschickt, wurde bei dem Vorrücken gegen Vierzehnheiligen verwundet und konnte an dem weiteren Verlauf des Feldzuges nicht theilnehmen. Nach dem Frieden zu Tilsit wurde er General-Gouverneur von Schlesien, in dieser Stellung zeigte er sich so gewandt und vermittelnd, daß ihn Napoleon 1812 als Commandeur des preußischen Hülfscorps wünschte. Bald nach dem glücklichen Gefecht bei Eckau übergab der hochbejahrte Mann, der in Folge der großen Anstrengungen an allgemeiner Körper- und Geistesabspannung litt, den Oberbefehl an York und ging nach Mitau, wo er bis Ende September blieb, seinen Abschied erbat und dann — als General der Infanterie, mit Belassung des vollen Gehaltes, nach seinem Landsitze bei Landeck in Schlesien zog, wo er am 18. September 1821, nie wieder ganz hergestellt, gestorben ist. In Schlesien hatte er sich als General-Gouverneur, wie in seinen letzten Lebensjahren die allgemeine Liebe und Verehrung erworben. Immer wissenschaftlich thätig, hatte er einen Schatz von Plänen und Karten, der nach seinem Tode von der königlichen Plankammer größtentheils angekauft wurde. 1797 hatte er „Die Schlacht von Pirmasenz am 14. September 1793“ veröffentlicht.

Militärconversations-Lexikon von der Lühe. Poten, Handwörterbuch der Militärwissenschaften. Massenbach, Memoiren 1792—94. Höpfner, Krieg von 1806. 7. Seydlitz, Tagebuch von 1812. Droysen, Leben Yorks. Knesebeck's hinterlassene Papiere. v. Meerheimb.

Grebber: Franz Pietersz G., der sich auch de G. nannte, geboren 1570 zu Haarlem, ward Schüler des Thier- und Landschaftmalers Jacques Savery und danach ein in seiner Vaterstadt als Maler und als Lehrer geschätzter Meister. Bekannt sind die Streitigkeiten, welche er 1627 als Decan der St. Lucas-Gilde wegen seiner Eigenmächtigkeit im Verschenken der Lucas-Reliquien hatte und noch andere, die er sich wegen zunftwidrigen Handelns zuzog. Er starb 1649. Pieter Faes, genannt Lely, war 1637 unter Anderen sein Schüler. Im Haarlemer Museum sind von G. vier Schützenbilder, voll Charakteristik

und Leben, doch noch mit mangelhafter Technik für die Fleischfarbe der Gesichter, wie sie allerdings selbst Frans Hals noch auf dem Schützenbild von 1616 zeigt. Grebber's Bild von 1619 erinnert am meisten an den großen Nebenmeister. G. hatte eine als Künstlerin geschätzte Tochter Maria und den Sohn Pieter, auch Pieter Fransz de G. genannt, geboren zu Haarlem 1590, Schüler von Hendr. Goltzius. G. gehört zu den Uebergangsmeistern, welche unter den Einflüssen von Rubens und van Dyck den neuen holländischen Stil nach Form und Farbe suchten, den Frans Hals in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts für sich gewann, und den allgemein Rembrandt v. Rijn unter Vorgang der holländischen Elzheimer Freunde errang und zum herrschenden seiner Schule und Epoche machte. Grebber's frühere Bilder, z. B. „Die Werke der Barmherzigkeit“ von 1628, „Hirten und Hirtinnen“, „Barbarossa und der Patriarch von Jerusalem begaben Haarlem mit dem Wappenschild“, zeigen Anlehnungen und Schwankungen zwischen van Dyck und Fr. Hals, Rubens und Rembrandt's Vorgängern. Das Bild „Elisa und Naaman (Artaxerxes und Hippokrat?)“ erinnert an Rembrandt's lichtes Colorit. Andere Bilder Grebber's sind früher für Werke Rembrandt's oder dessen Schule gehalten worden (z. B. in Dresden eines für einen Rembrandt, ein zweites für einen Paudiß). G. hat auch radirt („Cornelius Arnoldus“ nach Rubens 1630, „Christus und die Samaritanerin“, „Magdalena“, „Petrus“, „Johannes der Täufer“, „Susanna und die beiden Alten“). Auf der Susanna wird die Jahreszahl 1665 gelesen. Man vermuthet, daß der Meister im nächsten Jahre gestorben sei. Außer Frans und Pieter G. gibt es noch einige andere Maler, welche auch Grebber hießen.

A. van der Willigen, Les artistes de Harlem. Vosmaer, Rembrandt.

K. Lemcke.

Grebel: Konrad G., Humanist und Wiedertäufer, † vor Ende October 1526. Ein Sohn des Zürcher Rathsherrn Jakob G., entstammte G. einem angesehenen und begüterten zürcherischen Geschlechte. Der Vater, durch seine amtliche Stellung in den Besitz ausländischer Pensionen gelangt, ließ seine zwei Söhne, eben Konrad und Leopold, mit einem kaiserlichen Stipendium in Wien studiren. Von Wien, wo G. in Vadian's Haus gelebt und Unterricht genossen hatte, empfahl sich derselbe 1517 Zwingli, begleitete dann 1518 Vadian nach der Schweiz zurück und vermittelte 1519 dessen Ehe mit seiner Schwester Martha. 1520 weilte er unter Glarean's Aufsicht in Paris, führte aber, wie ein Brief an den Schwager nach St. Gallen darthut, ein höchst regelloses Leben; er hat dabei die Kühnheit, den eigenen Vater deswegen anzuklagen, weil derselbe eine französische Pension beziehe, da es ihm selbst nur so durch die Ueberlassung dieses Geldes von Seiten des Vaters möglich geworden sei, über seinen Stand hinaus verschwenderisch zu leben. Mit seinem Vater wieder versöhnt, kehrte G. nach Zürich zurück, ohne es aber im „heimathlichen Kerker“ allzu lange auszuhalten; vorübergehend mit päpstlichem Gelde nach Basel gehend, blieb er 1522, mit der Mutter eines 1520 geborenen Sohnes nunmehr ehelich verbunden, wieder in der Vaterstadt. Noch nannte ihn Zwingli in einem Briefe in diesem gleichen Jahre als „einen edeln und gelehrten Jüngling“ unter seinen Freunden; aber der Gedanke, durch eigene Schuld einer den eigenthümlichen Gaben gebührenden Stellung nicht theilhaft zu werden, ein Gefühl allgemeiner Mißstimmung ließen G. allmählig mit dem nach seiner Ansicht zu langsamen Gange der reformatorischen Angelegenheiten unzufrieden werden. Als 1523 innerhalb der evangelischen Partei zwischen den Besonneneren und den heftigen Stürmern, besonders wegen Zwingli's maßhaltenden Auftretens hinsichtlich der Bilder und der Messe, eine Trennung sich anbahnte, war G. unter den Lenkern der radicalen Fraction:

auf der zweiten Disputation Ende October 1523 hat Zwingli, nach seinen Worten, „mit teuflischer Klugheit gegen die göttliche Vorschrift und der Pflicht eines Hirten nicht getreu“, „ein Mittelding“ geschaffen, und da der Reformator von einer Absonderung der „rechten Kinder Gottes“ zu einer „Kirche, die ohne Sünde wäre“, nichts wissen wollte, gingen jetzt G. und seine Anhänger selbständig vor. G., als der im Verlaufe der Bewegung seines Zieles zumeist bewußte, planmäßig anordnende Führer, war zunächst berathen durch den wegen seiner Kenntniß des Hebräischen für den geistigen Kampf unentbehrlichen Felix Manz, einen Zürcher, und für die volksmäßige Ausbreitung der Lehren und die Gewinnung der Massen wirksam unterstützt durch den nach seiner Kleidung als „Blaurock“ bezeichneten Graubündner Jörg; von den Anhängern unter den Geistlichen ging der Schwabe Röubli, als Priester an der Filialkirche des Großmünsters im Dorfe Witikon angestellt, im Frühjahr 1524 mit der Predigt gegen die Kindertaufe voran. Zwingli, welcher eine Zeit lang über die Frage der Taufe noch nicht mit sich im Klaren gewesen war und dieselbe mehr als eine Sache der äußeren Form behandelt hatte, erkannte nun, daß für die „Rottung“ dieser „Geistesmänner“ oder „Spirituöser“, wie sie anfangs hießen, die Wiedertaufe zum Abzeichen der Sonderkirche werden sollte, und nahm darauf gegen die Sectirer auch hierin offen Stellung ein. Es waren wol Anregungen Münzer's für die Zürcher Radicalen hierbei ebenfalls maßgebend gewesen; denn am 5. September 1524 schrieb G. einen von sechs Genossen mitunterzeichneten Brief an Münzer, und als derselbe, von Thüringen nach Süddeutschland gekommen, im Herbst dieses Jahres zwei Monate auf dem von politischen und socialen Bewegungen erschütterten Boden des an das Zürchergebiet anstoßenden Klettgaues weilte, wurde er von Zürich aus besucht, besonders auch von G. Zugleich mußten durch diese persönlichen Berührungen die entschieden communistisch gefärbten Pläne gesellschaftlicher Umgestaltungen bei den Zürcher Bewegungsmännern festere Gestalt gewinnen, als das schon bisher in der Anfechtung von Zehnten und Abgaben, auch von manchen Kanzeln, geschehen war. Vorzüglich die Widerspenstigkeit einiger Familienväter von Zollikon, dem Nachbardorfe von Witikon, gegen die Kindertaufe, verschuldet durch den dortigen Prediger Brötli, gab 1525 den Anstoß zu Verhandlungen, vorzüglich zu einer öffentlichen Disputation im Januar, wobei Zwingli den in erster Linie gegen ihn auftretenden G. nun schon als das Haupt der Wiedertäufer erkannte. Den obrigkeitlichen Gegenmaßregeln zuwider, insbesondere gegen die nunmehr als kirchliche Vorschrift aufgestellte Ordnung der Kindertaufe, wagten sich jetzt G. und Manz weiter vor, indem sie im Februar nicht nur die Wiedertaufe wirklich zu vollziehen, sondern auch, ehe noch diese Frage staatlich geordnet war, das Abendmahl unter Einführung beider Symbole bei sich zu halten begannen, so daß jetzt der Rath, wie schon vorher mit Verweisung der Landesfremden, mit Gefangensetzung Einheimischer, im Besonderen der Täufergemeinde in Zollikon, wiederholt einschritt. G. aber suchte in dieser Zeit auch auswärts für seine Ansichten Boden zu gewinnen, so in Schaffhausen bei Dr. Hofmeister, und ebenso kamen Geistesverwandte von St. Gallen her zu ihm. Als dann G., welcher sich am 20. März bei einer zweiten Disputation nach Zwingli's Worten gezeigt hatte, „als wäre der Messias schon vorhanden“, mit Manz, Blaurock und anderen Genossen, worunter auch Frauen, in schwerere Haft gelegt worden war, entzog er sich Anfang April zugleich mit ihnen durch Flucht der Gefangenschaft, worauf die Bewegung sich nach anderen Theilen des Zürchergebietes, besonders die südöstlichen Berglande, der Herrschaft Grüningen, und über dem Rheine in das Rafzerfeld, an der Klettgauer Grenze, verbreitete. Während nun aber mit der staatlichen Feststellung der Tauffformel und der Einführung der Nachtmahlordnung auf das Osterfest

Mitte April, wie Zwingli selbst anerkannte, größere Ruhe in der dogmatischen Behandlung der Frage eintrat und die kirchliche Seite der Täuferei zum Abschluß der Entwickelung gelangt war, setzte sich dieselbe in eine um so engere Verbindung mit der dem deutschen Bauernaufstande parallel gehenden socialen Erschütterung, vornehmlich im Grüninger Amte. G. selbst schürte die vielleicht weniger durch ihn unmittelbar, als durch einzelne Sendlinge, auch durch die Pfarrer, besonders denjenigen von Hinwil, hervorgerufene Aufregung im Verlaufe des Sommers; doch außerdem erstreckte sich seine Wirksamkeit besonders auf die wilden Aeußerungen des täuferischen Wesens in und um St. Gallen und im Lande Appenzell. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch die stürmische Volksversammlung zu Töß am 5. Juni, in welcher der politische Charakter der Bewegung von 1525 für Zürich am meisten hervortrat, herbeiführen half; ebenso kam aber ferner der Einfluß aus Waldshut flüchtiger Täufer, nachdem Waldshut von den Oesterreichern endlich wieder erobert worden war, vorzüglich des früheren dortigen Pfarrers Hubmaier, im December im Zürcher Oberlande in beunruhigender Weise empor. Trotz der schärferen Maßnahmen der Obrigkeit und des thatkräftigen Vogtes von Grüningen, Berger, welcher sich beschwerte, er habe in den Sommermonaten bereits „für sechs Vögte“ Unruhen erlebt, dauerte der Widerstand fort. Zwar wurden im September Blaurock und G. von neuem verhaftet und nach Zürich geführt und dann im November nochmals eine öffentliche Disputation voran für die Leute von Grüningen veranstaltet, in welchem Gespräch Zwingli nach der allgemeinen Ansicht abermals den Sieg davon trug; aber die Hartnäckigkeit verlor sich nicht, wenn auch Einige zurücktraten. So schritt der Rath zu schärferen Maßregeln und setzte im Frühjahr 1526 die Strafe des Ertränkens auf den Rückfall. — Allein zwischen Zwingli und G., dessen Name übrigens von Ende 1525 an mehr zurücktritt, erhob sich noch ein zweiter Punkt des Gegensatzes. Im Kampfe gegen das Unwesen der ausländischen Pensionen war der Reformator mit dem Vater des „Erzwiedertäufers“, dem Rathsherrn Jakob G., welcher ihn einmal hatte ermahnen lassen, sich in politische Dinge nicht zu mischen, in heftigere Reibung gerathen, so daß er schon im Herbste 1525 sich in einem Briefe an Vadian heftig über dessen Schwiegervater beklagte: „Gewisse Schwiegerväter sind solche Leute, daß ich nicht nur wenig Hoffnung, sondern auch wenig Vertrauen auf sie setze“. Etwelche Verbindungen zwischen dem alten G. und der von seinem Sohne geführten Sache mochten sich vielleicht ergeben haben: jedenfalls galt es auch dem Vater des Wiedertäuferhauptes, als auf eine Predigt Zwingli's hin der Proceß gegen den früher so hoch angesehenen Rathsherrn wegen Uebertretung des Pensionenverbotes auf Zwingli's Betreiben hin eröffnet und der alte Mann, welcher bis zuletzt solches nicht verschuldet zu haben betheuerte, am 30. October 1526 mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Sogar Bullinger sagt, daß viel davon geredet und vermuthet worden sei, daß dem Verurtheilten hernach am Leben nichts geschehen wäre, „so er nicht in Eil' dahin gericht worden“. Der Sohn Konrad G., auf dessen Schultern nachweislich wenigstens ein Theil der Schuld jener von auswärts bezogenen Gelder haftete, hatte des Vaters Tod nicht erlebt. Nach der Aussage des St. Gallers Keßler war er in das Oberland (Rätien) gezogen und da zu Maienfeld in Graubünden an der Pest gestorben; derselbe Gewährsmann, der Freund Vadian's, welcher sich übrigens nach seines Schwiegervaters Tod ersichtlich auf einen kühleren Fuß Zwingli gegenüber setzte, entschuldigt G. und ebenso Manz, daß sie an den gar zu groben Ausschreitungen, „Irthumben und Fantasyen“, ihrer Anhänger ein großes Mißfallen gehabt hätten. Wohl nur durch seinen rechtzeitigen Tod war G. dem Schicksale von Manz entgangen, welcher wegen des Bruches seines Eides am 5. Januar 1527,

den Anderen „zu Furcht und Ebenbilde“, zu Zürich, bis zum letzten Augenblick standhaft bleibend, die Todesstrafe des Ertränkens erlitt; Blaurock wurde als Landesfremder durch die Stadt gepeitscht und unter Androhung ähnlicher Strafe aus dem Lande verbannt.

Vgl. gegenüber der noch nicht so vollständigen Darstellung bei Cornelius, Geschichte des Münsterischen Aufruhres, Bd. II. S. 18 ff., Mörikofer, Ulrich Zwingli, Bd. I. S. 273 ff. und Bd. II. S. 55 ff., besonders aber nunmehr die actenmäßige Forschung von E. Egli, Die Zürcher Wiedertäufer zur Reformationszeit (Zürich 1878). Meyer von Knonau.

Grebner: Leonhard G., geb. zu Würzburg am 6. Mai 1694, † zu Bamberg am 2. September 1742, trat im J. 1711 in den Jesuitenorden, docirte in Heidelberg (wo er 1725 Decan und Professor der Philosophie war) und Würzburg die Theologie, von 1732—38 canonisches Recht in Bamberg. Schriften: „Chronographia ex principiis astronomicis ad usum vitae civilis accomodata, s. discursus de tempore astronomico, politico, ecclesiastico, et correctione Calendarii“, 1725. „Tract. historico-juridicus de statu ecclesiae et juris ecclesiastici observantia sub regum et imperatorum stirpis Carolingicae imperio. Cum selectis observat.“, 1739 Fol., 1755. 4. Ein Buch, das tendenziös zu großem Ansehn bei den Ultramontanen gelangte. „Dissertatio de sincera ac secura artis diplom. ac numismat. crisi.“, 1742. 4.

Ruland, Series et vitae p. 108. Backer, Bibl. des écriv. V. 256. Jäck, Pantheon Sp. 349. v. Schulte.

Grebner: Paul G., ein „Prophet“, geb. zu Schneeberg; das Jahr seiner Geburt läßt sich mit Wahrscheinlichkeit in dem vierten oder fünften Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts ansetzen, wenn von ihm herrührt das 1563 zu Antwerpen (in 4°.) gedruckte Buch: „Canticum canticorum Salomonis, et threni Hieremiae prophetae elegiaco carmine redditi. Accessit Oda de coniunctione fidelium cum Jesu Christo“, dessen Autor sich „Paulus Grebnerus Junior Mysnensis Niuimontanus“ nennt und das eine Zuschrift des Juristen Joel Schreckius an den Verfasser und eine Dedication des Verfassers an den Kurfürsten August von Sachsen enthält. Als sich G., der in Deutschland und Preußen als Schulhalter gereist war, 1573 in Lüneburg als Schulcollege aufhielt, geschah es eines Tages (er nennt den 23. Juni), daß sich ihm durch eine Vision, deren Inhalt er sogleich zu Papier brachte, die politische Zukunft Europa's enthüllte. Von da an war sein Prophetenberuf entschieden, und mit Stolz nannte er sich in der Folge selbst den „zweiten Paulus“. Als er am 1. November (1573) die Räthe des Administrators von Magdeburg um Empfehlungen bat, erhielt er einen Brief an den Abt von (Groß-) Ammensleben, und dies ward die Veranlassung, daß er sich dort so lange im Kloster aufhielt, bis er seine Prophezeiungen in einem umfangreichen Buche ausgearbeitet hatte, dessen Ende er von Magdeburg und dem 8. Januar 1574 datirte. Das erste Exemplar seiner Weissagungen wollte er Erich dem Jüngeren von Braunschweig übergeben. Auf dem Wege zum Kurfürsten August von Sachsen befand er sich, als ihm nicht fern von Dresden einfiel, auch er müßte über den neuen Stern des „verwichenen Jahres 72“ etwas schreiben. 1582 soll er in England gewesen sein und ein handschriftliches Exemplar seines „Seidenen Weltfadens“ („Sericum Mundi filum“; so betitelte er sein großes Schriftwerk) der Königin Elisabeth überreicht haben, von der das Buch Dr. Nevill erhielt, der es der Bibliothek zu Cambridge schenkte. Ein Dresdner Exemplar des „Weltfadens“ enthält dann die Datirungen Hamburg 29. Sept. 1585 und Hamburg 3. Aug. 1586, ferner den Bericht, daß Jacobus Segurius Pardelianus, Rath des Königs von Frankreich, seine Prophezeiungen in Hamburg gesehen und ihm deren Uebersetzung in die lateinische Sprache an-

empfohlen habe, endlich die Aeußerung, daß er sich nach Erfüllung seiner Weissagungen etwas von der dem Feinde abgenommenen Beute ausbitte; wenn er aber zu der Zeit etwa nicht mehr in Hamburg sein werde, da er immer noch keinen festen Wohnsitz habe, so solle man sich dann an seine in dürftigen Verhältnissen in Bretzschendorff, drei Meilen von Dresden, wohnenden Schwestern wenden. In Hamburg soll er jedoch gestorben sein. Daß er selbst an seinen prophetischen Beruf und an seine Prophezeiungen geglaubt habe, darf bezweifelt werden, und man thut ihm wol kein Unrecht, wenn man ihn für einen Betrüger hält. Was er prophezeite, war im Wesentlichen, daß der Sturz der katholischen Mächte und des Türken und die Herstellung der Kirche Gottes auf dem ganzen Erdkreise nahe bevorstehe. Die schon erwähnte Dresdner Handschrift (Mscr. N 32) ist diejenige, welche die sächsische Kurfürstin Anna Sophia (nach Tentzel nicht für 200 Ducaten, sondern für 120 Thaler) erwarb. Das Schriftchen „Prognosticon oder Erklärung vber den Anno 1618. erschienen Comet-Stern, vnd dessen Operation, beschrieben durch Paulum Gräbnern, weyland Pfarrherrn im Stifft Magdeburg. Gedruckt 1631 (in 4°.)“ ist aus einer Handschrift des „Weltfadens“ in der Weise genommen, daß für die Jahreszahl 1573 des Originals 1620 gesetzt worden ist.

Handschriften N 32 (Bl. 26b f. 31b 33. 35b ff. 47. 54) und N 44 der k. öff. Bibl. zu Dresden (Götze, Merckwürdigkeiten der K. Bibl. zu Dreßden. Bd. 1. Dresden 1743. 4°. S. 335—339. Falkenstein, Beschreibung der K. öff. Bibl. zu Dresden. Dresden 1839. S. 410, wo zweimal Grebner für Griebner zu lesen ist). Monarchy ofte geen monarchy in Engelant. Grebneri prophecy aengaende Karel, soon van Koning Karel . . . door Willem Lilly. Getranslateert na d' Origineele Copy tot London Anno 1653. 4°. G. Arnold, Kirchen- und Ketzer-Historie. Bd. 1. Th. 2. Frankf. a. M. 1700. fol. S. 327. Bd. 2. Th. 3. S. 204. W. E. Tentzel, Curieuse Bibliothec oder Fortsetzung der Monatlichen Unterredungen. 3. Repositorii 1. Fach. Franckf. u. Lpz. 1706. S. 212 ff. Jo. Moller, Cimbria literata. Havn. 1744. T. II. fol. S. 245. Janozki, Specimen catalogi codd. mss. bibliothecae Zaluscianae. 1752. S. 25 (LXI). (Adelung), Geschichte der menschlichen Narrheit. Th. 4. Leipzig 1787. S. 61—81. H. Schröder, Lexikon der Hamburg. Schriftsteller. Bd. 2. Hamb. 1854. S. 578 f. Archiv für Sächs. Geschichte, herausg. v. Karl v. Weber. Bd. VII. (Leipzig 1869) S. 227 ff. Schnorr von Carolsfeld.

Grebner: Thomas G., Historiker, geb. am 1. Juli 1718 zu Mergentheim. Seine wissenschaftliche Bildung empfing er in Würzburg, wo er dann 1736 in den Orden der Jesuiten eintrat. Einige Zeit hindurch wirkte er als Lehrer zu Fulda; 1752 berief man ihn als Professor der Philosophie nach Heidelberg, 1754 in gleicher Eigenschaft an die Würzburger Universität. Schon im folgenden Jahre wurde ihm aber daselbst der Lehrstuhl für Geschichte übertragen, der durch den Tod Adrian Daude's (s. d. A.) verwaist war, und auf diesem Gebiete der Wissenschaft bewegte sich fortan bis zu seinem am 19. Mai 1787 erfolgten Tode seine ganze Thätigkeit. Unter seinen geschichtlichen Werken ist das umfassendste sein in 3 Bänden erschienenes „Compendium historiae universalis et pragmaticae Romani imperii et ecclesiae Christianae, regnorum ac provinciarum, una cum observationibus criticis ab aera Christi nati per singula saecula ad nostra usque tempora in Theologiae ac Jurisprudentiae usum deductae“, Wirceburgi 1757—1764. Der erste Band ist ein Auszug aus einem größeren Werk Daude's. Umfassende Gelehrsamkeit und ein unverkennbares Geschick für übersichtliche Anordnung des ausgedehnten Stoffes sind die Vorzüge dieser fleißigen Arbeit. Außerdem hat sie für Ostfranken durch Behandlung der

fränkisch-würzburgischen Geschichte in eigenen mit sichtbarer Sorgfalt bearbeiteten Abschnitten unverkennbaren Werth. Auch nach einer anderen Richtung hin beschäftigte sich G. mit der Vergangenheit dieses Landes, nämlich mit der Geschichte des fränkisch-würzburgischen Münzwesens. Eine umfassende Geschichte dieses Zweiges aus seiner Feder, bereits druckfertig gestellt, ist leider durch ungünstige Schicksale nicht zur Veröffentlichung gekommen; lange Zeit für verloren gehalten, fand sich dieselbe unlängst in einer Abschrift in Würzburg wieder vor. Sie ist besonders in den späteren Theilen durchaus quellenmäßig gearbeitet.

Christ. Bönike, Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Würzburg. 2. Thl., S. 204—207. — Ruland, Series et vitae professorum ss. theologiae, qui Wirceburgi docuerunt, Würzburg 1835. S. 143 ff., wo auch seine Schriften verzeichnet sind; sodann im Archiv des historischen Vereins für Unterfranken, Bd. XXIII. S. 91 ff. Henner.

Greff: Joachim G., deutscher Dramatiker aus Zwickau; studirte seit 1528 in Wittenberg und war dann, nachweislich von 1533—1546, im Schuldienste beschäftigt: zuerst in Halle, hierauf in Magdeburg, Wittenberg (?), Dessau. Als anhaltische Geistliche seinen Eifer für dramatische Actionen mißbilligten, traten im J. 1543 Luther, Melanchthon, Georg Major u. A. für ihn ein. Mit dem letztgenannten gemeinschaftlich hatte er das Spiel von „Jakob und seinen Söhnen“ (Magdeburg 1534 erschienen) verfaßt. Selbständig übersetzte er die Aulularia des Plautus (1535), dramatisirte das Buch Judith (1536), die Fabel von dem Vater und Sohn mit dem Esel, die es niemand recht machen können, unter dem Titel „Mundus“ (1537) und das „Leben der drei Erzväter“, wovon blos der Abraham erhalten (1540). Im Jahre 1541 schrieb er eine poetische Ermahnung zum Türkenkrieg; dann übersetzte er das Drama „Lazarus“ von Johannes Sapidus (erschienen 1545) und dramatisirte Lucas C. 18. 19 (1546). Er ist eifriger Protestant, und die Tendenz bricht überall durch, wäre es auch nur in einer seiner langen Vorreden und Widmungen, die sich meist an hervorragende evangelische Fürsten und Städte richten. Im Mundus führt er einen Bettelmönch ein, der sich über Luther beklagt; die Wechsler, welche Jesus aus dem Tempel treibt (Lucas C. 19), haben katholisches Kostüm: polemische Erfindungen größeren Stiles versucht er nicht. An biblische Vorlagen hält er sich meist ganz genau; was er ausführt, sind Nebensachen: Gastmahl, Bewirthung, Gesindewesen und wie es sonst im Hause zugeht, kleine harmlose Scherze und Neckereien. Abraham ist ihm ein Typus des gläubigen frommen Fürsten, Zachäus (Luc. C. 19) ist der vom Papstthum abgewendete Protestant, Judith zeigt den Schutz Gottes wider papistische Tyrannei, Lazarus lehrt die Auferstehung des Fleisches: alle solche Absichten aber bleiben äußerlich. Die Kunst des Dichters ist überhaupt gering, nur durch unbekümmerte naive Abbildung des umgebenden Lebens zuweilen erfreulich, oft durch endlos breites Gerede unerträglich. Immerhin ist er der älteste Schauspieldichter aus Luther's Kreis und der eifrigste Agitator für die geistliche Dramatik. Angeregt und ermuntert aber ward er, nach seinem eigenen Zeugniß, durch Georg Sabinus, der als lateinischer Dichter so berühmt werden sollte und mit ihm zusammen in Wittenberg studirte.

Scherer, Deutsche Studien III. Scherer.

Grefinger: Johann Wolfgang G. oder Gräfinger, geb. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunders in Ungarn, war Priester und Schüler Paul Hoffheimer's. Einige deutsche und lateinische vier- und fünfstimmige Gesänge von der Composition dieses Meisters befinden sich in verschiedenen berühmten Sammelwerken des 16. Jahrhunderts (vgl. Eitner, Bibliographie). G. war außerdem Mitherausgeber eines selten gewordenen liturgischen Werkes (Psal-

terium), welches 1512 in Wien erschien und dessen Titel A. Schmid in seinem trefflichen Buche Ottaviano dei Petrucci (Wien 1845) S. 207, mittheilt. Einige vierstimmige Gesänge des Meisters finden sich in einer Sammlung, welche lauter Compositionen der Hymnen des Aurelius Prudentius enthält und 1515 in Wien erschien (siehe Schmid a. a. O. S. 210). Der Meister wird darin Wolfgango Grefinger Pannone genannt. Fürstenau.

Greflinger: Johann Georg G., Dichter und Polygraph, geb. um 1600 in Regensburg, kam, nachdem er sich in verschiedenen Lebensstellungen, auch im Kriegsdienst, in der Welt umgesehen hatte, nach Hamburg, wo er als Notarius Publicus lebte, aber sich doch wol hauptsächlich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Er starb um 1677. Auf den Titeln seiner Schriften nennt er sich gewöhnlich „Celadon von der Donau“. Mit Rist, der ihn zum Dichter krönte, stand er in freundschaftlichem Verkehr. Ein großer Theil seiner Schriften, Anweisungen zur Gartenkunst, zur Conditorei, Complimentirbücher und ähnliches sind offenbar nur des Erwerbs wegen geschrieben; aber unter seinen poetischen Schriften sind mehrere zu erwähnen, die ihm eine Stelle in der deutschen Litteraturgeschichte sichern. In der Dichtungsgattung, für welche die Deutschen im 17. Jahrhundert eine besondere Vorliebe zeigen, im Epigramm, hat auch er sich versucht; 1631 hat er eine Decas Epigramme veröffentlicht. In seinen lyrischen Dichtungen zeigt sich eine große Formgewandtheit; aber auch lebhafte Sinnlichkeit und derber Realismus. Den dreißigjährigen Krieg besang er in einem epischen Gedicht in Alexandrinern. Am häufigsten erwähnt wird eine Uebersetzung des Cid von Corneille (1650), das erste Beispiel der Uebertragung einer französischen Tragödie ins Deutsche. Im vierten Bande von Gottsched's Beiträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit S. 293 ff. findet man eine ausführliche Besprechung mit Proben.

Vgl. Schröder's Hamburgisches Schriftstellerlexikon und die Charakteristik bei Gervinus. W. Creizenach.

Gregel: Johann Philipp von G., Kirchenrechtslehrer, geb. den 7. April 1750 zu Prölsdorf in Unterfranken, gest. am 2. Januar 1841 zu Würzburg. Nach absolvirten Gymnasialstudien bei den Jesuiten zu Würzburg, lag er daselbst seit 1767 dem Studium der Theologie und der Rechte ob, wurde 1773 Priester, im folgenden Jahre Hofmeister eines Grafen von Schenk. Die mit demselben gemachten Reisen, auf denen er zwei Jahre in Nancy, zwei in Göttingen, anderthalb in Mainz, wo er im Jahre 1787 Doctor jur. utr. wurde, sich aufhielt, trugen wesentlich zu seiner Ausbildung bei. Einige Monate nach seiner Promotion wurde er Bibliothekar der Universität und außerordentlicher Professor des Kirchenrechts in Würzburg, 1789 wirkl. geistlicher Rath, 1791 ordentlicher Professor und Besitzer des mit dieser Professur verbundenen Canonicats am Collegiatcapitel Haug. Im Jahr 1803 gab er die Professur auf, wurde Landesdirectionsrath, 1814 Regierungsrath und Referent in Kirchensachen, 1823 pensionirt. Er gehört zu den gründlichsten Canonisten seiner Zeit. Sein offener Anschluß an die neue Wendung auf kirchlichem und politischen Gebiete, veranlaßt durch die vollste Kenntniß des traurigen Zustandes in Kirche und Staat, machte ihn zum Vertheidiger der Säcularisation und insbesondere der landesherrlichen Rechte bei Besetzung der Aemter; der Mangel tieferer historischer Auffassung führte ihn zu falschen Schlüssen (landesherrliches Patronat). Sein Charakter war makellos; fern von jedem Streben nach äußeren Vortheilen lag ihm daran, seine Selbständigkeit zu wahren, weshalb er im Februar 1802 ablehnte, Weihbischof zu werden. — Schriften: „De iuribus nationi Germ. ex acceptatione decretorum Basileensium quaesitis per concordata Aschaffenburgensia modificatis aut stabilitis“, 1787. 4. (neu gedruckt in Graz: Continuatio

Thesauri jur. eccl. I. p. 41—124); „De jure beneficia reservata vi indulti conferendi", 1791; „De onere reficiendi ecclesias et aedes parochiales", 1793. 4. „De vita canonicorum communi eiusque vestigiis hodiernis", 1795. 4.; „De re statutaria capitulorum Germ.", 1764. 4.; „Von den Eheverlöbnissen rc.", 1801; „Das landesherrliche Patronatrecht nach den veränderten Verhältnissen der bischöfl. Gerechtsame betrachtet", 1805.

Felder, Gel. Lex. I. 277 ff. Neuer Nekrolog der Deutschen 1841. S. 41. Nr. 12. Reininger, Die Weihbisch. von Würzburg, Würzb. 1865. S. 292. Ruland im Arch. f. kath. Kirchenr. (1874) Bd. 31. S. 262 f.

v. Schulte.

Gregor V., der erste deutsche Papst, geb. etwa 970, gest. im Februar 999, hieß ursprünglich Brun, und war der Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen und Urenkel Kaiser Otto's des Großen. Früh für den geistlichen Stand bestimmt und wissenschaftlich trefflich vorbereitet wurde er dann in die königliche Capelle aufgenommen, wo er unter der Leitung des berühmten Erzbischofs Willigis von Mainz sich heranbildete. Er begleitete Otto III., als dieser im Frühjahr 996 seinen ersten Römerzug antrat, nach Italien. Schon in Pavia erfuhr man, daß Papst Johann XV. gestorben sei, und in Ravenna erschienen Gesandte des römischen Adels vor dem Könige, welche aus seiner Hand einen neuen Papst begehrten. Alsbald bestimmte Otto dazu seinen Vetter, mit dem er innig befreundet war, und sandte ihn in Begleitung des Willigis und des Bischofes Hildibald von Worms nach Rom. Dort bereitwillig aufgenommen, bestieg Brun am 8. Mai 996 den apostolischen Stuhl und nannte sich fortan Gregor V. in Erinnerung an Gregor den Großen. Seine erste Handlung von Wichtigkeit war die Kaiserkrönung Otto's III. am 21. Mai. So trugen nun zwei Glieder der deutschen Herrscherfamilie, mit demselben idealen Streben erfüllt, die beiden höchsten Würden der Christenheit. — Johannes Crescentius, welcher die letzten Jahre in Rom nach Gutdünken geschaltet hatte, erhielt auf des Papstes Bitten Verzeihung und durfte in Rom bleiben. Aber diese Milde trug schlimme Früchte. Denn kaum war das deutsche Heer über die Alpen zurückgekehrt, als im Herbste ein Aufstand in Rom ausbrach, vor welchem Gregor, zudem verhaßt durch seine Strenge, „nackt und bloß" flüchten mußte. Wieder herrschte Crescentius in Rom, selbst einen Gegenpapst Johannes stellte er auf. Das ganze Jahr 997 weilte G. in Oberitalien, mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt, bis Otto zu Weihnachten wieder über die Alpen kam und seinen Freund mit bewaffneter Hand nach Rom zurückführte, das keinen Widerstand wagte. Der Gegenpapst wurde verstümmelt und auf Gregors Befehl, trotz der Fürbitte des heiligen Nilus, im schimpflichen Aufzuge durch die Straßen der Stadt geführt; Crescentius wurde auf den Zinnen der nach tapferer Gegenwehr erstürmten Engelsburg enthauptet und seine Leiche an den Galgen gehängt. Ungehindert konnte nun G. in Rom sein hohes Amt ausüben, aber nur ein kurzes Leben war ihm beschieden: schon im Februar 999 (seine Grabschrift nennt den 18., andere Angaben weichen etwas ab) schied er dahin und wurde im Vorhofe der Peterskirche an der Seite Gregors I. beigesetzt. Daß er vergiftet worden sei, wie manche behaupten, ist nicht wahrscheinlich. — Wie seine deutschen Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle faßte G. seine Würde mit aller Tiefe des Gemüthes und Energie des Willens, und voll jugendlichen Feuers, manchmal selbst mit zu großem Ungestüm, ging er daran, die Schäden der Kirche zu heilen und ihre und des Papstthums Autorität, die in den letzten Zeiten namentlich von Frankreich her schwere Anfechtung erlitten, wieder herzustellen und zu erweitern. Seine Freundschaft mit dem Kaiser war ihm dabei förderlich, ohne daß er seine Selbständigkeit beschränken

ließ; nur die Ernennung Gerberts zum Erzbischofe von Ravenna hat er wol wider Willen zugeben müssen. Des Papstes Anschauungen begegneten sich mit denen der Cluniacenser, welche eben damals, begünstigt von den deutschen Herrschern, ihre großartige Wirksamkeit mehr und mehr zu entfalten und zu vertiefen begannen. Mit Begeisterung haben sie Gregors Erhebung begrüßt und von ihm reiche Gunst erfahren. Seine Thätigkeit ist eine weit umfassende, von universalen Tendenzen getragene. Die Gewalt des Papstthums sollte überall walten, und wie von ihm die Rechte der Bischöfe beschränkt wurden, so sollten auch die weltlichen Herrscher, wenn es nöthig schien, seinem Ausspruche gehorchen. Mit Entschiedenheit trat er namentlich Frankreich gegenüber auf, indem er die Wiedereinsetzung des Reimser Erzbischofes Arnulf bewirkte, die Bischöfe, welche seiner Vorladung zur Synode nicht gefolgt waren, suspendirte, den König selbst, der eine nicht zu billigende Ehe geschlossen, mit dem Banne bedrohte. Auch der deutschen Kirche zeigte er seine Energie. Gegen den einflußreichen Erzbischof Gisiler von Magdeburg, der früher Bischof von Merseburg aus Eigensucht die Aufhebung dieses Bisthums bewirkt hatte, schritt er ein und erreichte, daß die Wiederherstellung Merseburgs beschlossen wurde. Selbst in der spanischen Mark galt sein Entscheid. Wenn auch die Zeit des Pontificates nur kurz war, so nimmt doch dieser erste Papst rein deutschen Geblütes in der Reihe der römischen Bischöfe eine hervorragende Stellung ein; er hat dem Aufschwunge, welchen das Papstthum im folgenden Jahrhunderte gewann, kräftig vorgearbeitet. Seine Grabschrift preist seine hohe Abkunft, sein strahlendes Aug' und seine schöne Gestalt, nicht minder seine Milde und Beredtsamkeit. — Die Sage berichtet von ihm, daß er der Schöpfer des deutschen Kurfürstencollegiums gewesen sei, eine Ansicht, welche das spätere Mittelalter theilte und noch neulich W. Wilmanns, wenn auch ohne Erfolg, zu vertheidigen gesucht hat.

R. Baxmann, Die Politik der Päpste von Gregor I. bis auf Gregor VII. II. von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, III. Höfler, Die deutschen Päpste, I.

Theodor Lindner.

Gregor, Verwalter des Bisthums Utrecht, geb. um 703, † am 25. August 775. G. stammte aus edlem fränkischem Geschlechte. Sein Vater hieß Albrich; die Mutter des letzteren, Addula oder Adela (s. d.), war angeblich eine Tochter Dagobert's II., also eine Angehörige des merovingischen Königshauses. Gregors Geburtsjahr steht nicht fest, muß jedoch in den Anfang des 8. Jahrhunderts fallen; sicher ist, daß er älter war als Lull von Mainz. Der Knabe scheint in dem Hause seines vornehmen und reichen Vaters eine frohe Kindheit verlebt, seine weitere Ausbildung am Hofe erhalten zu haben. Für sein Leben entscheidend wurde, daß er in seiner Jugend zufällig die Bekanntschaft des Bonifatius machte. Als Bonifatius sich von Friesland, wo er mehrere Jahre als Mitarbeiter Willibrords gewirkt hatte, nach Oberhessen begab (722), kam er, so wird erzählt, nach dem Nonnenkloster Pfalzel an der Mosel unterhalb Trier, welchem Gregors Großmutter Addula als Aebtissin vorstand. Als man nun bei Tisch jemand zum Vorlesen aus der heiligen Schrift brauchte, fügte es sich so, daß dazu der junge G. genommen wurde. Derselbe war kürzlich aus der Hofschule zurückgekehrt und zu seiner Großmutter gekommen. G. las für sein Alter gut, und Bonifatius fand Vergnügen an der geistigen Regsamkeit des begabten Jünglings. Nach vollendeter Lection lobte er ihn, fragte ihn jedoch, ob er das Gelesene auch verstehe. Mit knabenhafter Zuversicht bejahte G. dies. Als Bonifaz ihn aber aufforderte, den Inhalt frei in seiner Muttersprache wiederzugeben, mußte er sein Unvermögen gestehen. Da begann Bonifaz selbst eine Rede über den Text, welche auf Gregor solchen Eindruck machte, daß er sich ihm mit ganzer Seele und für immer hin-

gab. Noch zur selben Stunde, so heißt es, gab G. seiner Großmutter, der Aebtissin, seinen Vorsatz kund, mit diesem Manne weiter zu ziehen und dessen Jünger zu werden. Vergeblich war ihr Bemühen, ihn davon zurückzuhalten. Er erklärte, wenn sie ihm kein Pferd geben wolle, werde er zu Fuß mitgehen. Sie mußte nachgeben. Seitdem war G., den Schilderungen seines Biographen zufolge, der unermüdliche Begleiter des Bonifaz, der Genosse seiner Arbeiten, Entbehrungen und Gefahren, namentlich in Thüringen und Hessen. Auch nach Rom (wohin Bonifaz um das J. 738 zum dritten Male reiste) soll er ihn begleitet haben. — Nach dem Märtyrertode des Bonifatius wurde G. von dem Papste Stephan III. und dem König Pippin mit der Predigt in Friesland beauftragt. Wir besitzen einen Brief Lull's aus dieser Zeit (755—57) an ihn, worin ihm derselbe zu seiner Beförderung Glück wünscht, zugleich aber die damit verbundene Trennung von dem alten, theuern Genossen beklagt. Indessen wurde G. nur mit der Verwaltung des Bisthums Utrecht betraut; er blieb stets Presbyter, die bischöfliche Würde erhielt er nicht. Die Quellen bezeichnen ihn gewöhnlich als Abt; auch Lull erwähnt in dem angeführten Schreiben seine doppelte ehrenvolle Stellung als Presbyter und Abt. Wenn eine Urkunde Karls des Großen vom 1. März 769, worin der König dem Martinsstift in Utrecht auf Gregors Bitte den demselben bereits von seinen Vorgängern geschenkten Zehnten bestätigt, G. dennoch den Bischofstitel beilegt, so kann das nur auf späterer fälschlicher Einschaltung beruhen, obschon es voreilig war, deshalb die ganze Urkunde als unecht zu verwerfen. Diese eigenthümliche Stellung Gregors hing mit einem Streite zusammen, welcher schon bei Lebzeiten des Bonifatius zwischen diesem und dem Kölner Stuhl über das Bisthum Utrecht schwebte. Der Bischof von Köln nahm, gestützt auf eine Schenkung Dagobert's I., Utrecht für sich in Anspruch; Bonifaz verwies auf die Weihe Willibrord's durch Papst Sergius I. und dessen Verdienste um die Bekehrung der Friesen. Auch hatte Bonifaz früher, im Auftrage Karlmann's, einen Bischof von Utrecht ordinirt, den Eoban, welcher dann mit ihm zugleich den Tod fand. Die Thatsache, daß G. unter Pippin und Karl dennoch nicht zur bischöflichen Würde gelangte, wollen Einige, aber wol kaum mit Recht, mit der Abstammung desselben von der entthronten früheren fränkischen Dynastie in Verbindung bringen. — Die Schule zu Utrecht stand unter G. in hoher Blüthe und sein Wirken wurde namentlich dadurch von Bedeutung für die folgende Zeit, daß es die Bekehrung der Sachsen zum Christenthum vorbereitete. Mitglieder verschiedener Völker, Franken und Angelsachsen, auch bereits Friesen und Sachsen, ferner Baiern, Schwaben 2c. saßen zu seinen Füßen. Manche seiner Schüler gelangten zu hervorragender Stellung und Bedeutung, wie der Friese Liudger, der spätere erste Bischof von Münster. Ein Angelsachse, Namens Aluberht, der, um an der Glaubenspredigt theilzunehmen, zu G. gekommen war, empfahl sich ihm durch seinen Charakter und sein Wissen so, daß G. ihn zum Gehülfen bei der Verwaltung des Bisthums zu haben wünschte. Aluberht ging auf diesen Vorschlag unter der Bedingung ein, daß G. ihn in Begleitung einiger Brüder nach seiner Heimath zurücksende, damit er und diese dort von dem Erzbischof von York ordinirt würden. So geschah es. Die Begleiter Aluberht's waren Liudger und Sigibod; der Erzbischof von York weihte jenen zum Bischof „für die alten Sachsen“ (ad Ealdsexos), Sigibod zum Presbyter und Liudger zum Diaconus (767). Ein Jahr lang blieben sie dort — es war die Zeit, wo Alkuin die Domschule zu York leitete. Ein anderer Angelsachse, der zu Gregor nach Utrecht kam, war der Presbyter Liafwin oder Lebuin. Diesen sandte G. in Begleitung des Marchelm, welcher ein Schüler Willibrord's und ebenfalls Angelsachse war, an die Yssel; denn dort, an der Grenze zwischen dem fränkischen Reich und den Sachsen, wollte Liafwin wirken. Der Erfolg

fehlte der Thätigkeit dieſer Glaubensboten nicht; weſtlich von der Yſſel entſtand die Kirche zu Wilp, öſtlich die zu Deventer. Freilich blieb die letztere nicht lange von den Feuerbränden der Sachſen verſchont und Liafwin mußte zu G. zurückkehren, aber ſpäter konnte er die Kirche in Deventer wieder aufbauen und wurde auch dort beſtattet, als er (noch vor G.) ſtarb. G. verfiel drei Jahre vor ſeinem Tode in ſchweres Siechthum; er wurde auf der linken Seite gelähmt. Den letzten Athem hauchte er in der Utrechter Salvatorskirche ſelbſt aus und in dieſer (nicht im Kloſter Süſtern) ſcheint er auch begraben worden zu ſein. Sehnſüchtig wünſchte man, als Gregors Hinſcheiden bevorſtand, die Ankunft ſeines Neffen Alberich herbei, auf welchen das ganze Stift große Hoffnungen ſetzte, der ſich jedoch damals im königlichen Dienſte in Italien befand. Wenige Tage vor dem Ableben Gregors traf Alberich unerwartet ein. Er ward ſein Nachfolger in der Leitung des Stifts und erſcheint als ſolcher in einer Schenkungsurkunde Karls des Großen vom 7. Juni 777; etwas ſpäter erfolgte dann ſeine Biſchofsweihe, und zwar zu Köln. Kein geringerer als Gregors Schüler Liudger hat ſein Leben aufgezeichnet, mit viel Pietät, aber leider mit wenig hiſtoriſchem Sinn. Die Schrift ſollte nur erbaulichen Zwecken dienen; die Darſtellung iſt in hohem Grade verworren, fehlerhaft und unzuverläſſig. Auch iſt darin faſt mehr von Bonifaz als von G. die Rede. Werthvoll ſind dagegen die G. betreffenden Angaben in Liudger's eigener, von Altfrid verfaßter Biographie, welche auch der erſt im 10. Jahrhundert geſchriebenen Vita Lebuini von Hucbald von St. Amand als wichtigſte Quelle gedient hat. B. Simſon.

Gregor von Valentia, ein ſpaniſcher Jeſuit, hat für das katholiſche Deutſchland dadurch beſondere Bedeutung gewonnen, daß durch ihn die in Spanien während des 16. Jahrhunderts neu aufblühende theologiſche Scholaſtik auf deutſchen Boden verpflanzt, und damit die Methode für die ſyſtematiſche Behandlung der kirchlichen Glaubenslehre in der nachtridentiniſchen Theologie des katholiſchen Deutſchlands begründet wurde. Er war 1551 zu Medina del Campo in Altcaſtilien geboren, trat mit 18 Jahren zu Salamanca in den Jeſuitenorden, wurde 1571 von ſeinem Ordensgeneral nach Rom berufen, um daſelbſt Philoſophie zu lehren, 1575 nach Deutſchland geſchickt, woſelbſt er 24 Jahre, zuerſt in Dillingen, dann in Ingolſtadt Theologie lehrte. Im J. 1598 rief ihn Papſt Clemens VIII. an das Collegium Romanum; an den dazumal eröffneten Verhandlungen der Congregatio de auxiliis gratiae divinae, welche unter dem Vorſitz des Papſtes geführt wurden, nahm er hervorragenden Antheil, und disputirte als ein Hauptvertreter der von den Jeſuiten feſtgehaltenen Lehranſchauung über das Weſen und Wirken der Gnade mit dem Dominikaner Lemos. Erſchöpft von den Anſtrengungen und Aufregungen, die mit jenen Verhandlungen verbunden waren, ſuchte er Erholung in Neapel, woſelbſt er am 25. April 1603 ſtarb. Seine ſchriftſtelleriſche Hauptleiſtung ſind ſeine „Commentarii theologici in Summam S. Thomae Aquinatis“ in vier Bänden (Dillingen 1602 f., 4 Voll. fol.), durch welche das Studium der theologiſchen Scholaſtik auf deutſchem Boden wieder neu inaugurirt wurde, mit dem Unterſchiede jedoch, daß den künſtlich dialektiſchen Expoſitionen der mittelalterlichen Lehrform, welche die kunſtgerechte Löſung einer Frage mit der Widerlegung einer Reihe vorausgeſchickter Gegengründe zu verbinden liebte, eine einfachere Form der Darſtellung und Entwicklung ſubſtituirt, hierdurch aber zugleich auch Raum für die nunmehr nothwendig gewordene kirchlich-traditionelle Erweiſung der katholiſchen Lehranſchauung gewonnen wurde. Durch dieſes Werk wird alſo bereits ein erſter anfangsweiſer Uebergang in die ſpätere Darſtellungsform der ſogenannten kirchlichen Dogmatik angebahnt; im Uebrigen lehnt es ſich noch ganz an die Reihenfolge der Materien bei Thomas Aqu. an, zu deſſen Summa theologica ja das Werk eine Art Commentar bilden

soll. Der Geist ist jedoch ein anderer, das spekulative Interesse tritt hinter das kirchlich-dogmatische zurück. G. betheiligte sich auch an der dazumal in Deutschland allwärts im Vordergrunde stehenden theologischen Controverse; seine „Analysis fidei catholicae“ (Ingolstadt 1585) normirt im Allgemeinen den von seinen Ordensgenossen den Protestanten gegenüber eingenommenen Standpunkt; andere seiner Controversschriften beziehen sich auf specielle Objecte der katholischen Polemik gegen Lutheraner und Reformirte, namentlich auf den lutherischen Ubiquismus und die calvinische Abendmahlslehre. Seine Controversschriften erschienen gesammelt unter dem Titel: „De rebus fidei suo tempore controversis“, Lyon 1591. Eine detaillirte Aufzählung derselben bei Backer, Ecrivains de la Comp. de Jésus III, p. 722 sqq.

Werner.

Gregor: Christian G., einer der bekanntesten geistlichen Liederdichter der Brudergemeine, war geboren am 1. Januar 1723 zu Dirsdorf in Schlesien. Der Gutsbesitzer dieses Dorfes, ein Herr v. Pfeil, nahm sich des talentvollen Knaben an, nachdem derselbe seinen Vater frühzeitig verloren hatte und verhalf ihm dazu, daß er für den Schullehrer-Beruf und für Musik ausgebildet wurde. Er schloß sich der Brüdergemeine in Herrnhut an in Folge der christlichen Anregung, die er durch die Erziehung seiner sehr frommen und gottesfürchtigen Mutter und den Umgang mit dem Ortsprediger, namentlich bei seiner Confirmation, erhalten hatte. Hier, in Herrnhut, fand er zunächst Beschäftigung als Informator einiger adlichen Knaben und sodann in verschiedenen Aemtern, in welchen er sich allgemeine Hochachtung erwarb, wonach er 1764 zu einem Mitglied der Unitäts-Direction, der sogenannten Unitäts-Aeltesten-Conferenz, erwählt wurde, in welcher hervorragenden Stellung er bis an's Ende seines Lebens geblieben ist. Dichtkunst und Musik waren seine Lieblingsbeschäftigung neben den amtlichen Arbeiten. Im Auftrag einer allgemeinen Synode verfaßte er das noch jetzt in allen deutschen Brüdergemeinen gebrauchte Gesangbuch, welches im J. 1778 zum ersten Mal im Druck erschien, sowie einige Jahre später das zu demselben gehörige Choralbuch. Das Gesangbuch enthält eine Auswahl der in der evangelischen Kirche allgemein bekannten und beliebten Kirchenlieder nebst anderen im Kreis der Brüdergemeine entstandenen und damals schon gebräuchlich gewordenen von Zinzendorf, Spangenberg und Anderen mehr, auch von G. selbst. Ein von G. verfaßtes Erbauungsbüchlein für alle Tage im Jahr in kurzen Gedichten erschien im Druck 1795. Am 6. November 1801 starb G. an einem Schlagfluß im Alter von 78 Jahren in Berthelsdorf bei Herrnhut, dem Wohnsitz der Unitäts-Direction, nachdem er bis dahin trotz seines Alters noch in steter Amtsthätigkeit gewesen war. In der Geschichte der Brüdergemeine hat er sich auf mancherlei Weise, besonders aber durch die Herausgabe des schon erwähnten Gesangbuchs, welches auch außerhalb des Kreises der Brüdergemeine viel Anerkennung gefunden hat, ein bleibendes und segensreiches Andenken gestiftet.

Römer.

Gregorii: Johann Gottfried G. (oder Gregorius), geb. zu Toba im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen am 17. Februar 1685, † am 4. August 1770 als Pfarrer zu Dornheim bei Arnstadt, — wurde unter dem angenommenen Namen Melissantes bekannt. Er beschäftigte sich sowohl als Candidat der Theologie während seines Hauslehrerlebens, wie auch als Pfarrer zu Siegelbach, Doßdorf (nicht Troßdorf, wie Hesse schreibt) und Dornheim mit dem Studium der Geographie, Geschichte und Alterthumskunde. Seine aus rastlosem Fleiße hervorgegangenen Schriften wurden weithin bekannt und beliebt, obwol viele derselben von dem Fehler der Oberflächlichkeit nicht freigesprochen werden können. Am bekanntesten wurden: „Das jetzt florirende Thüringen“ &c., Erfurt 1711; „Beschreibung einiger Bergschlösser in Thüringen“, Erfurt 1712;

„Jetztlebendes Europa oder genealogische Beschreibung aller jetzt lebenden Durchlauchtigsten Häuser“, Frankfurt 1715—33; „Neu eröffneter Schauplatz denkwürdiger Geschichten berühmter Städte und Schlösser in Deutschland“, Frankfurt 1715; „Geographia novissima generalis, specialis et specialissima, oder eine durch accurate Fragen wohl eingerichtete Welt-, Land- und Städtebeschreibung“, Erfurt 1708; „Histor. Nachricht von Erfurt und Tennstädt“ u. a. m. —

Vgl. über ihn: Adelung; Raßmann, Lexicon deutscher pseudonymer Schriftsteller; Ph. H. Külb in Ersch und Gruber's Encyclopädie ꝛc., Sect. 1 Bd. 89; Reichsanzeiger 1795, 14. St.; Hesse, Verz. schwarzburg. Gelehrten u. Künstler, 4. St., Rudolstadt 1808, Schulprogr.; auch Rühlmann's wöchentl. Nachrichten von gelehrten Sachen, Arnst. 1719 u. a. Anemüller.

Gregorius a Sancto Vincentio, Mathematiker, geb. 1584 zu Brügge, † am 27. Januar 1667 zu Gent. In früher Jugend zeigte er durch seine Fortschritte, namentlich im mathematischen Unterrichte, welche Erwartungen sich an seine richtig geleitete Entwicklung knüpfen ließen, und zog dadurch die Aufmerksamkeit des Jesuitenordens auf sich. Es gelang leicht ihn zu gewinnen, und mit 20 Jahren finden wir ihn losgelöst von allen Familienbanden, wie ein Ordensschriftsteller rühmt, als Novizen in Rom den Unterricht des Paters Clavius genießend, dessen Schüler er zugleich mit Christoph Grienberger bis zu dem Tode des Lehrers 1612 geblieben zu sein scheint. Nun kehrte G. nach Belgien zurück, vollendete in Löwen seine theologischen Studien, erhielt 1613 die kirchlichen Weihen, und wirkte als Lehrer der griechischen Sprache an den Jesuitenschulen in Brüssel und Herzogenbusch, dann als Feldgeistlicher bei den in Belgien stehenden spanischen Truppen. Ein Jahr darauf legt er in Courtrai die drei Klostergelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth ab und beginnt jetzt in Antwerpen als Gehülfe des Paters Aiguillon eine mathematische Lehrthätigkeit, welche seinem Leben den Inhalt geben sollte, und welche in Löwen an dem von der Universität durchaus getrennten Jesuitencollegium zuerst zu einer öffentlichen wurde. Hier stellte er 1619 Thesen auf, die sich auf die Kometenkunde bezogen, wol der erste Fachmann, der durch eine solche Aufstellung die Bestreitbarkeit mathematischer Dinge anerkannte; hier wurde er 1623, eine schon gefeierte wissenschaftliche Größe, zur Profession im Orden zugelassen; hier stellte er die Materialien seines großen Werkes zusammen, welches als „Opus geometricum quadraturae circuli et sectionum coni“ erst 1647 die Presse verlassen sollte, aber 1625 bereits so weit gediehen war, daß der Ruf des unvollendeten Werkes den Wunsch nach dessen Veröffentlichung laut und lauter werden ließ. Der Ordensgeneral befahl G. nach Rom zu kommen, um dort seine Cirkelquadratur in Gemeinschaft mit seinem gelehrten früheren Mitschüler Grienberger einer Durchsicht zu unterziehen. Die beiden Freunde hatten ihre Aufgabe kaum zur Hälfte erfüllt, als gleichzeitig zwei Berufungen an den belgischen Gelehrten ergingen. König Philipp IV. verlangte ihn nach Madrid als Erzieher des jüngeren Don Juan d'Austria, des Sohnes der schönen Schauspielerin Maria Calderon. Kaiser Ferdinand II. bot ihm eine Professur der Mathematik an der Prager Hochschule, welche eben nach Verjagung der der Reformation anhängenden Lehrer den Jesuiten übergeben worden war. Der bedingungslose Gehorsam des Ordens gestattete G. keine Wahl, der General traf dieselbe für ihn. Prag sollte sein Wohnsitz werden. Der friedliebende Gelehrte sollte nach dem Mittelpunkte der Kämpfe sich begeben, welche schon 11 Jahre wütheten, aber doch erst den dritten Theil ihrer zerstörenden Dauer kaum überschritten hatten. Mit einem Umwege über Belgien, welcher vermuthlich den Zweck hatte, die noch dort zurückgebliebenen Manuskripte zur Uebersiedelung zu ordnen, reiste G. an seinen neuen Bestimmungsort. König Philipp ließ nicht nach ihn zur Uebernahme seines

Rufes nach Spanien zu drängen, und es scheint, als ob ein neuer Aufenthaltswechsel in's Werk gesetzt werden sollte, als eine Lähmung bei G. sich einstellte, welche 5 Jahre andauernd das Reisen verhinderte. Ganz geheilt wurde G. überhaupt nicht, und es ist wunderbar genug, daß der angegriffene Körper nach Ueberstehung des schlimmsten Anfalles trotz der gleich zu erwähnenden Ereignisse noch 36 Jahre aushielt und G. das seltene Alter von 83 Jahren erreichen ließ. G. blieb also in Prag. Er mußte die Einnahme der Stadt durch die Sachsen, nachdem Tilly's Heer in der Schlacht von Breitenfeld im September 1631 vernichtet worden war, mit allen ihren Schrecknissen mitansehen. Während er in der Kirche das Meßopfer darbrachte, zerstörten die Flammen drei stattliche Bände druckreifer Arbeiten über Statik und Geometrie, bevor es einem aufopfernden Freunde, dem gelehrten Theologen Pater Rodericus de Arriago, gelang, unter eigener Lebensgefahr die noch vorhandenen Papiere zu retten. Die Flucht ging nach Wien. Von da sollte G. nach anfänglicher Bestimmung nach Italien sich wenden, aber, erzählt er, „ich kehrte zu meinen Belgiern zurück nicht so gesund, wie ich von ihnen weggegangen war." Seine Manuscripte vollends gelangten erst nach weiteren 10 Jahren in Gent wieder in seinen Besitz. Mit dem Eintreffen in Gent hört der bewegte Theil seines Lebens auf. Nur einmal noch wird von einer Lebensgefahr erzählt, in welche G. sich begab, als der Kriegsschauplatz sich wieder nach Flandern zog und er in das spanische Lager eilte, um den Verwundeten die Tröstungen der Religion zu bringen. Damals soll er schwer verwundet worden sein. Auch eine Bekehrung wird von ihm erzählt, indem der in Gent gefangene Marschall v. Rantzau durch ihn vermocht wurde zum Katholicismus überzutreten. Im Uebrigen liegt von jetzt an das Leben des G. in seinen Schriften, deren eine, wie oben gesagt, 1647 in Antwerpen gedruckt wurde, während eine andere: „Opus geometricum posthumum ad mesolabum per rationum proportionabilium novas proprietates" (Gent 1668) unfertig von dem durch einen Schlagfluß dahingerafften Verfasser zurückgelassen nach seinem Tode erst erschien. Diese nachgelassene Arbeit bezieht sich, wie der Titel schon verräth, auf die Aufgabe der Würfelverdoppelung. Das Hauptwerk würde man ganz falsch beurtheilen, wollte man in ihm nur das sehen, was in den ersten Worten des Titels, die allerdings den landläufig gewordenen Namen bilden, gesagt ist. Der Hauptinhalt des Werkes, seine Bedeutung für die Geschichte der Mathematik, liegt in den letzten Worten des Titels. Oder um uns deutlicher auszusprechen: die Zirkelquadratur des G. ist ein gradeso verfehlter Versuch, wie es die aller anderen Mathematiker waren, welche an die Möglichkeit einer solchen genau auszuführenden Umwandlung glaubten; die Lehre von den Kegelschnitten aber ist eine meisterhafte Arbeit, geradezu ein Lehrbuch der höheren Geometrie aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, und verdient trotz der unbeholfenen und dunkeln Schreibart noch heute studirt zu werden. G. eigenthümlich ist die unter dem Namen Symbolizatio bekannte Vergleichung der Parabel mit der archimedischen Spirale, deren auch Cavalieri aber sicherlich erst später als G., der den Gegenstand schon in Rom in öffentlichen Vorträgen zur Sprache brachte, sich bediente. Die Methode Ductus plani in planum, vermöge welcher G. den Rauminhalt von Körpern zu ermitteln suchte, beruht gleichfalls auf der Zurückführung eines Raumgebildes auf ein anderes von einfacherer Natur, wenn auch gleich vielen Abmessungen. Unter Gregorius' Entdeckungen ragt besonders der von ihm zuerst bemerkte Zusammenhang der Hyperbelfläche mit den natürlichen Logarithmen hervor. Dem angedeuteten doppelten Charakter des Werkes entsprachen seine Schicksale. Die befugtesten Richter fällten über dasselbe die entgegengesetztesten Urtheile, je nachdem ihre Aufmerksamkeit mehr der einen oder mehr der anderen Abtheilung sich zuwandte. Wenn Descartes mit einer Schroffheit, welche seinem

Charakter entsprach, sagte: qu'il ne contient rien de bon qui ne soit facile et qu'on ne pust écrire tout en une ou deux pages. Le reste n'est qu'un paralogisme touchant la quadrature du cercle; wenn Huygens bei Anerkennung des Scharfsinnes des Verfassers eine besondere Abhandlung gegen dessen Quadratur schrieb; so erklärte Leibnitz, daß, als er noch wenig von höherer Geometrie gewußt, ihm durch das Studium der Werke von G. und von Huygens plötzlich ein unerwartetes Licht aufgegangen sei. G. selbst, ein Mann von größter Bescheidenheit und Zurückhaltung, wie seine Schüler ihn schildern, antwortete nicht auf die Angriffe, welche gegen ihn sich erhoben. Dagegen traten Freunde und Ordensgenossen wie Antonio von Sarassa und Franc. Aynscom für ihn ein, und so entstand eine ganze kleine Literatur von Schriften für und gegen G., welche aber mit Ausnahme der Abhandlung von Huygens der Wissenschaft nur geringen Nutzen brachten.

Vgl. Kästner, Geschichte der Mathematik III, 221—266. — Quételet, Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges. Bruxelles 1864, pag. 206—221. Cantor.

Greiffenberg: Katharina Regina v. G., geb. Freifräulein v. Seyssenegg, geb. zu Seyssenegg in Oesterreich 1633, zwischen 1662—75 verheirathet mit Herrn v. G. (vielleicht Hans Rudolf, der Herausgeber ihrer „Urania" ꝛc.) lebte meistens zu Nürnberg, dort Mitglied von Zesen's deutschgesinnter Genossenschaft und unter dem Namen der „Tapferen" Vorsitzerin der Lilienzunft (1676), starb in Nürnberg 1694. „Ohne ihr Wissen" gab ihr Oheim oder Vetter H. R. v. G. 1662 ihre „Geistlichen Sonette, Lieder und Gedichte zu Gottseligem Zeitvertreib", auch unter dem Titel: „Der Teutschen Urania Himmel-abstammend- und Himmelaufflammender Kunst-Klang und Gesang" heraus; 250 Sonette und 50 Lieder, in denen sich eine kräftige, zum Theil großartige Natur, ein klarer und tiefer Geist zeigt. Die Dichterin, wenn sie sich auch im Ganzen über die Art und Unart ihrer Zeit nicht zu erheben vermag, muß doch unbedingt zu den bedeutendsten dichterischen Erscheinungen ihres Kreises gezählt werden. 1675 gab sie von Schloß Seyssenegg aus ihre „Siegessäule der Buße und des Glaubens wider den Erbfeind christlichen Namens aufgestellt", schon 1663—64 gedichtet, heraus (in Alexandrinern, gewidmet „An mein werthes Teutsches Vaterland"). Angehängt ist nebst einigen vortrefflichen Sonetten eine Uebersetzung von des Bartas Gedicht „Le triumphe de la foy".

Vgl. Lemcke, Geschichte der Deutschen Dichtung I. S. 287 ff. v. L.

Greifsbach: Graf Berthold III. v. G., Sohn des Grafen Berthold II. v. G. und Lechsgemünd und der Gräfin Elisabeth. 1285 zuerst urkundlich genannt, erscheint er vier Jahre später zuerst als Inhaber der Grafschaft. Von seinem dortigen Walten ist kaum etwas überliefert außer wiederholten Zerwürfnissen mit dem Kloster Kaisheim, die vornehmlich durch das vom Grafen beanspruchte Rodungsrecht im Haidwangwalde veranlaßt und schiedsgerichtlich beigelegt wurden. Am bairischen Herzogshofe war G. eine angesehene Persönlichkeit; als 1308 die Herzöge Rudolf und Ludwig mit dem Bischofe von Eichstädt ein Bündniß schlossen, wurde er von beiden Parteien als Schiedsrichter über die noch schwebenden Streitigkeiten aufgestellt. Besonders nahe stand er dem Herzoge Ludwig; von diesem zugezogen, beschwor er 1313 dessen Vertrag mit Rudolf über gemeinschaftliche Regierung, wie er sich auch unter den Herren befand, deren Rath Ludwig im September 1314 zu Lorch bei den Unterhandlungen über die Annahme der deutschen Krone benutzte. 1323 befehligte er neben den Grafen Berthold von Marstetten, genannt von Neifen, und Friedrich von Truhendingen das Heer Ludwig des Baiern, das zu Anfang April nach der Lombardei zog, die päpstliche Streitmacht besiegte und Mailand entsetzte. Dafür traf wie den

Kaiser und die beiden anderen Heerführer im folgenden Jahre auch ihn der Bann des Papstes. Bald darauf starb G., am 8. October 1324. Das Begräbniß ward ihm im Kloster Niederschönenfeld, einer Stiftung seines Hauses. Dort hatten seine zwei Töchter, Elisabeth und Anna, den Schleier genommen; außer diesen hatte ihm seine Gemahlin Agnes, von unbekannter Herkunft, zwei Söhne, Berthold und Heinrich, geboren, welche vor dem Vater starben. Mit seinem Bruder Gebhard erlosch 1327 dieses alte bairische Grafengeschlecht, dessen Besitzungen meist um die Mündung des Lechs in die Donau lagen, worauf die Grafschaft durch Belehnung des Kaisers an Berthold von Neifen und Marstetten überging, der sich auffallender Weise schon 1322 einen Grafen von Greifsbach nannte.

S. Steichele, Bisthum Augsburg, II, 680—82; Buchner, Gesch. v. Baiern, V, 284, 342, 354; Quellen u. Erörter. z. bair. u. deutsch. Gesch. VI, 150, 219. Riezler.

Greiling: Johann Christoph G., evangelischer Theologe, geb. am 21. Dec. 1765 in Sonneberg, einem thüringischen Städtchen, wo sein Vater Orgelbauer war, † am 3. April 1840 als Oberhofprediger zu Aschersleben. Im 15. Jahre bereits Candidat des Schulamts, wurde er bald darauf Secretär des Geheimraths Gruner in Coburg und hier befriedigte sich auch sein Verlangen, zu gelehrten Studien sich vorzubereiten, indem er das dortige Casimirianum besuchte. Aeußere Umstände nöthigten ihn jedoch, den bisherigen philologischen Studien zu entsagen und sich der Theologie zu widmen. 1788 verließ er die Universität Jena und ward Hofmeister bei dem Oberlandjägermeister v. Böhlau zu Döben in Kursachsen und gab hier (1793) sein erstes Buch heraus: „Ueber den Entzweck der Erziehung und über die ersten Grundsätze der Wissenschaft derselben“. Ein Jahr darauf folgten die damals viel gelesenen „Philosophischen Briefe über die Grundsätze der religiös-sittlichen Erziehung“, 1794. Im J. 1795 ging G. als Hauslehrer zu dem Hofrath v. Grießheim in Klein-Zschocher bei Leipzig, wurde 1797 Pastor in Schochwitz im Mansfeldischen und 1798 zu Neu-Gattersleben im Magdeburgischen. Hier bearbeitete er seine „Praktischen Kanzelvorträge aus Kant's Schriften gezogen“, 1798—1804, 6 Bde., und 1799 seine „Neue Materialien zu Kanzelvorträgen“. Großen Beifall fanden seine „Hierapolis“, 1802, und seine „Theorie der Popularität“, 1805. Diese seine schriftstellerischen Arbeiten sowie sein Ruf als Prediger verschafften ihm 1805 die Oberhofpredigerstelle zu Aschersleben, auch wurde er 1830 von der Jenaer Universität mit der theologischen Doctorwürde ausgezeichnet. G. war ein klarer und lichtvoller Kanzelredner, der mit Kraft und Nachdruck die Herzen anzuregen und zu rühren wußte. In seinen pädagogischen Schriften war er, zu ihrer Zeit mit vielem Erfolge, bemüht, die Grundsätze Kant'scher Philosophie auf die Erziehungslehre anzuwenden. Eines seiner vorzüglichsten durch geschmackvolle Darstellung wie durch tiefes Gefühl und reiches Wissen gleich ausgezeichneten Werke ist: „Die biblischen Frauen“, 1814—15, 2 Thle.

Allgem. Repertor. d. theol. Lit. 1849, S. 206—7. Röhr, Prediger-Bibliothek, Bd. XXX, 117—20. Hergang, Pädagog. Biographien 1848, S. 97—100. J. Franck.

Grein: Christian Wilhelm Michael G., geboren am 16. October 1825 zu Willingshausen, Kreis Ziegenhain in Kurhessen, studirte 1844—49 in Marburg und Jena Mathematik und Naturwissenschaft, nebenher auch Germanistik. Nachdem er ein paar Jahre Lehrer der Naturwissenschaften gewesen, wandte er 1854 sich ganz der Germanistik zu. 1857 erschien der erste Band der „Bibliothek der angelsächsischen Poesie“. 1859 kam G. an die Bibliothek von Marburg, 1862 habilitirte er sich daselbst, 1864 wurde er Secretär, 1865

Archivar am kurfürstlichen Haus- und Staatsarchiv zu Kassel. Mit der Verlegung dieses Archivs nach Marburg 1870 kehrte er dorthin zurück und eröffnete wieder seine Vorlesungen. 1873 wurde er Professor. Doch bald darauf begann G. zu kränkeln und starb, nachdem er noch 1876 nach Hannover versetzt worden war, daselbst am 15. Juni 1877. Seine Hauptwerke sind: „Bibliothek der angelsächsischen Poesie“, 4 Bde., 1857—64. „Dichtungen der Angelsachsen, stabreimend übersetzt“, 1857—59. „Das Hildebrandslied“, 1858. „Beowulf nebst Finnsburg und Valdere“, 1867. „Die Quellen des Heliand“, 1869. „Bibliothek der angelsächsischen Prosa“, I. Bd., 1872. „Das gothische Verbum“, 1872. „Das Alsfelder Passionsspiel“, 1874. Wülcker.

Greipel: Johann G., Maler, geboren zu Bennisch in Oberschlesien am 2. Juni 1720, gestorben zu Wien am 4. April 1798. G. kam frühzeitig nach Wien, trat aber erst am 19. October 1744 in die Akademie, wo er vorher nach der Antike zeichnete, später in Janneck's Specialschule lernte, endlich aber zu Troger übertrat. Am 2. Juli 1752 erwählte ihn die Akademie zum Mitglied, aber erst 13 Jahre darnach, am 20. December 1765, wagt er derselben ein Aufnahmsstück vorzulegen. Es ist dies: „Die Enthauptung Johannes des Täufers“, ein Gemälde von theatralischer Anordnung, bei jedem Mangel eines tieferen Gehaltes. G. malte auch religiöse Darstellungen, diese mit mehr Erfolg, als Historienbilder; seine Technik verdient Anerkennung. Seine besten Bilder in den Pfarrkirchen zu Bennisch, Karlsthal und Breitenau in Schlesien. — Der Künstler war verheirathet, seine Frau Katharina starb am 24. August 1767, 30 Jahre alt.

Acten der Pfarrarchive zu Wien, Bennisch, Karlsthal und Breitenau und der Akademie der Künste zu Wien. Kábdebo.

Greißing: Valentin v. G., Philolog, wurde als Sohn des Senators Christoph v. G. im J. 1653 zu Kronstadt in Siebenbürgen geboren. Er erhielt am Gymnasium seiner Vaterstadt unter dem Rectorat des Johann Honterus, des Jüngeren, eines Urgroßenkels des siebenbürgischen Reformators gleichen Namens, seine erste Ausbildung. Dieser selbst ein tüchtiger Philolog und eifriger Lehrer dürfte auch die Neigung zu Sprachstudien in ihm geweckt haben. Zur Fortsetzung seiner Studien bezog er 1674 die Universität Wittenberg, wurde Magister der freien Künste und Philosophie, dann Adjunct an der philosophischen Facultät daselbst und später Lehrer am Gymnasium zu Stettin. Von den zahlreichen Disputationen, die er während seines Aufenthaltes in Wittenberg hielt, haben namentlich die „Exercitatio academica prior de Atheismo opposita inprimis Renato des Cartes et Matthiae Knutzen“ und „Exercitatio academica posterior de Atheismo“, Witebergae 1677, mannichfache Anerkennung, unter Anderen auch in Bayle's Dictionnaire historique et critique, II. S. 1724 Note, gefunden. Am 12. April 1679 in die Heimath zurückgekehrt, wurde er am 7. Juli 1684 zum Rector des Gymnasiums in Kronstadt berufen. Mit den älteren Studenten des Gymnasiums hielt er theologische Disputationen, die unter dem Titel „Disputationes exegetico-polemicae in compendium librorum theologicorum Leonhardi Hutteri Coronae 1693 typis L. Seuleri“ in Druck erschienen sind und schrieb ein „Compendium metaphysicum“, nachdem er bereits während seines Lehramtes in Wittenberg und Stettin ein „Compendium Grammaticae Ebreae ex mente praecipuorum philologorum“ für seine Zuhörer verfaßt hatte. Sein Schüler, Martin Schmeizel, von 1731—1747 Professor an der Universität in Halle, rühmt von ihm: „in linguis orientalibus hat er eine starke force gehabt“. Die weiteste Verbreitung und meiste Anerkennung in den Kreisen der siebenbürgisch-sächsischen Schulmänner fand aber sein „Donatus latino-germanicus tyronum captui accomodatus oder Kinder-Donat, darinen die

angehenden Schulknaben bald nach gebrauchtem ABC-Buch zum rechten Aussprechen, Buchstabiren und Lesen, fürnemlich aber zum Decliniren und Conjugiren, dann zum Wortefügen, durch allerhand Exempel, Latein und Deutsch, aufs Vortheilhafteste und Deutlichste angeführt und zur Grammatik fort angewiesen werden, Coronae 1693". Dieses Lehrbuch wurde in allen siebenbürgisch-sächsischen Schulen eingeführt und erschien neben vielfachen Nachdrucken in Hermannstadt noch im J. 1730 in Kronstadt in 5. Auflage. Ungewöhnlich häufiger und rascher Lehrerwechsel, schwere Partheikämpfe im Innern der Stadt, zumal aber der furchtbare Brand, der am 21. April 1689 fast ganz Kronstadt und auch die Schulen mit der reichen und kostbaren Bibliothek verzehrte, erschwerten die Entfaltung seiner segensreichen Thätigkeit. Dem wegen Schülermangel drohenden Eingehen des seit anderthalbhundert Jahren blühenden Gymnasiums begegnete auf Veranlassung des Stadtpfarrers Honterus und des Rectors G. der Magistrat durch die am 9. Mai 1689 den Studirenden ausgestellte „Versicherung", „daß er eifrig darauf bedacht sein werde, ... ordentlich für ihren Unterhalt zu sorgen" und ihnen „bei ihrem späteren Abgang nicht blos mit Worten, sondern noch mit einem Reisegeld" zu lohnen. Am 11. November 1694 wurde G. zum Pfarrer des Marktes Rosenau bei Kronstadt gewählt und starb am 17. Septbr. 1701 am Schlagflusse in Kronstadt. „Er war" — nach der Schilderung Schmeizel's — „ein fleißiger, stiller und sehr freundlicher Mann, aber von einer sehr zarten Leibesconstitution und beständig von dem Podagra geplagt."

Joseph Trausch: Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-litterärische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen, Kronstadt 1870, Gött, II. Bd. S. 30—33. Joseph Dück, Geschichte des Kronstädter Gymnasiums, Kronstadt 1845, Gött, S. 63—67. G. D. Teutsch, Geschichte des Schäßburger Gymnasiums, im Programm dieser Lehranstalt für 1852/3, S. 23—26.

Trauschenfels.

Greiter: Matthäus G. (Greiterus) war als Musiker am Dom in Straßburg angestellt und starb dort am 20. November 1550. Von ihm erschien 1544 in Straßburg ein theoretisches Werk: „Elementale musicum juventuti accomodatum" etc., von dem 1546 ebenfalls in Straßburg die zweite Ausgabe herauskam. Einige 2-, 4- und 5stimmige weltliche und geistliche Gesänge von ihm stehen in verschiedenen Sammelwerken des 16. Jahrhunderts. Fétis im 4. Band seiner Biographie universelle des Musiciens (Paris 1862) rühmt außerordentlich einen vierstimmigen lateinischen Gesang von G., der in Gregor Faber's Musices practicae erotematum (1553) steht.

Eitner, Bibliographie der Musiksammelwerke des 16. u. 17. Jahrhunderts, Berlin 1877, S. 662.

Fürstenau.

Grellmann: Heinrich Moritz Gottlieb G., Statistiker und Culturhistoriker, geboren zu Jena am 7. December 1756, erhielt seine Schulbildung in Weimar, studirte in Jena von 1776—81, dann in Göttingen, wo er 1787 außerordentlicher und 1794 ordentlicher Professor wurde. 1804 als Professor der Statistik an die Universität Moskau berufen, starb er daselbst am 13. Oct. des gleichen Jahres. Größere Arbeiten: „Die Zigeuner, ein historischer Versuch über die Lebensart, Verfassung und Schicksale dieses Volkes in Europa, nebst ihrem Ursprunge", 1783, gr. 8. Dasselbe in 2. Auflage unter dem Titel: „Historischer Versuch über die Zigeuner, betreffend die Lebensart rc.", Göttingen 1787. „Kurze Geschichte der Stolgebühren", 1785. „Italienische Staatsanzeigen", 3 St., 1785—87. „Staatskunde von Teutschland im Grundrisse. I. Beschreibung des teutschen Reichs", 1790. „Gegenwärtiger Zustand des päpstlichen Staats, vorzüglich in Hinsicht seiner Justizpflege und Oekonomie", 1792. „Statistische Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der österreichi-

schen Monarchie", I. 1795, II. 1797, III. 1802. „Historisch-statistisches Handbuch von Teutschland und den vorzüglichsten von seinen besonderen Staaten", I. 1807, II. 1809. Das Werk über die Zigeuner erschien französisch als „Histoire des Bohémiens. Trad. par M. J.", Paris 1810, in welcher Gestalt es sehr weite Verbreitung fand, und englisch. Als erste eingehende, sehr fleißig, wenn auch nicht immer mit Kritik, compilirte Arbeit über die Zigeuner ist dieses Werk zu seiner Zeit von hohem Werthe gewesen, der auch von Späteren und besonders von Pott anerkannt wurde; der letztere nennt es „in vielen Beziehungen ausgezeichnet". Es hat Grellmann's Namen weithin bekannt gemacht. Der sprachliche Theil rührt von Büttner her. Die indische Abstammung der Zigeuner, als Vermuthung auf linguistische Gründe hin von Rüdiger bereits 1777 geäußert, ist von G. zum ersten Mal sichergestellt worden. Ratzel.

Gremp: Ludwig G. v. Freudenstein, Straßburger Stadtadvocat, wurde 1509 zu Stuttgart geboren, ist Winter 1525—26 in Tübingen immatriculirt, studirte längere Zeit in Ingolstadt, lehrte dann seit 1537 in Tübingen. Seine Wirksamkeit in Angelegenheiten der Universität war sofort eine sehr bedeutende und erscheint er in den wichtigsten Geschäften neben den hervorragendsten Professoren jener Zeit. Einmal bekleidete er das Rectorat, zweimal das Decanat der juristischen Facultät. Der lutherischen Richtung angehörend, sah er sich nach der Niederlage derselben (vgl. Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Tübingen, 1877, S. 12, Mandry, Joh. Sichardt, 1874, S. 33, Anm. 40) veranlaßt, 1540 als Stadtadvocat nach Straßburg zu gehen, in welcher Stellung er sich als ein gewandter und kenntnißreicher Rechtsgelehrter auszeichnete. Auch auswärtige Fürsten bedienten sich seines Raths. Er tritt 1547 auf dem Tage zu Ulm auf, dann als Mitglied der Deputation, die den Kaiser bitten sollte, Straßburg mit dem Interim zu verschonen. Er und Friedrich v. Gottesheim trafen den Kaiser zu Nördlingen; derselbe hieß sie willkommen, durchsah die kürzere französische Bittschrift („denn er las gern, was französisch und kurz ist"), erklärte aber, sich über die Widerspenstigkeit der straßburgischen Prediger beschwerend, er könne der Stadt nichts Besonderes nachgeben, wolle ihr aber noch einen Monat Bedenkzeit geben. Nach Fassung eines dem kaiserlichen Edicte nicht ganz gemäßen Vorschlags des Raths reiste er mit Jacob Sturm und Geiger bis nach Köln dem Kaiser nach, welcher denn auch ihre Bitte gnädig anhörte und ihr willfahrte. 1552 wurde er von Neuem mit Sturm und Gottesheim in Rastatt vom Kaiser empfangen, der dabei Straßburgs Treue lobte und bald darauf, am 19. September, mit Granvella, Herzog von Alba und Bischof Erasmus die Stadt betrat, um dann mit dem außerhalb der Stadt vorbeigezogenen Heere zur Belagerung von Metz weiterzuziehen. Unfreundlicher gestaltete sich sein Empfang bei König Ferdinand auf dem Reichstage von Augsburg 1555, wohin Stadtsyndikus Jacob Hermann, H. v. Mülnheim und Joh. v. Börsch abgeordnet waren, um möglichst das Interim loszuwerden. Ferdinand erklärte: „Die kaiserliche Majestät und Er haben viel nachgegeben; sie werdens aber nicht mehr thun." Und so konnte G. lediglich bei Verlesung des Reichsabschieds gegen den auf Betreiben der katholischen Stände eingefügten Artikel: „daß in den Städten, wo zu selbiger Zeit beide Religionen geübt worden, es auch ferner dabei verbleiben und kein Theil dem andern darin Eintrag thun solle" protestiren. In einem Bericht von 1575 meldet G., Ihro Majestät habe ihn selbst damals einen servum nequam (Schalksknecht) genannt. G. war ferner 1557 auf dem Reichstage zu Regensburg, 1559 in Augsburg; 1563 auf dem Schiedstage von Ettenheim als Vertreter der Städte Heilbronn, Eßlingen und Biberach gegen Ansprüche des Deutschen Ordens, nochmals 1566 in Augsburg. Ein

wichtiges Gutachten gab er mit Botzheim und Nervius ab, als die Prediger, vor Allem Marbach, nachdrücklich die Reformation der Klöster forderten. Ueberhaupt stand er mit vielen Theologen damaliger Zeit in Verbindung und wurde von ihnen sehr geschätzt und gelobt. Herzog Christoph von Württemberg erließ 1552, auf Anrathen Amerbach's, an ihn einen Ruf, als Nachfolger Sichardt's einzutreten; allein derselbe führte zu keinem Ergebniß. Der Tod seines Sohnes Hans Ludwig veranlaßte ihn, eine Studienstiftung für die Familie zu errichten, zu deren Zwecken er der Universität Tübingen auch seine Bibliothek überließ. Er starb 1583 und wurde zu Brumath beerdigt. Seine Schriften sind: „Cod. Justinianei method. tractatio", Francof. 1593, und „Summa unnd innhalt aller undergebener Acten, und darauff gestellter Radtschlaeg der Erbaren Frey und Reichstett Session, Stand unnd Stimm belangende", Spirae s. a. und Frankf. 1615, 4., von ihm und dem Frankfurter Advocat zum Lamb verfaßt. Mit einem empfehlenden Vorworte herausgegeben hat G. die anonyme „Ἀνάλυσις. Resolutio dialectica IV liberi Institut.", Argent. 1567. 1569, 8. — Die Familie der Gremps (Gremper) stammt aus dem württembergischen Städtchen Vaihingen und nannten sie sich „von Freudenstein" wol nach diesem bei Maulbronn gelegenen Orte, wo sie eine Besitzung erworben hatten. Von den württembergischen Staatsbehörden ist die Familie „G. von Freudenstein" als freiherrlich anerkannt.

Beschreib. u. Gesch. d. Univ. u. Stadt Tübingen von Eisenbach, Tüb. 1822, S. 259. 260. — Zeller, Ausf. Merkw. v. Tübingen, 1743, S. 444. 445. — Sleidani comm. de statu religionis et reipubl. Carolo V Caesare, Basil. 1562, p. 323. — Schöpflini Alsatia illustrata, Colmar 1761, II. 733 (franz. Ausg. v. Ravenèz, Mulhouse 1852, V. 842). — Röhrich, Gesch. d. Reformation im Elsaß u. bes. in Straßburg, Straßb. 1832, II. 192. 198, III. 29. 39. 56. 63. — De Bussière, Hist. du développement du protestantisme à Strasbourg et en Alsace, Strasb. 1859, I. 282. — Hist. eccl. saec. XVI supplementum, theolog. epistolis ad Marbachios constans, ed. a Jo. Fechtio, Francof. et Spirae 1684, an vielen Stellen. — Urk. z. Gesch. d. Univ. Tübingen 1476—1556, Tüb. 1877, S. 638. — Rathgeber, Straßburg im 16. Jahrh., Reformationsgeschichte, Stuttg. 1871, S. 293. — Lorenz u. Scherer, Gesch. d. Elsaß, 1871, I. 122 ff. 230. — Seeger, Die strafrechtl. Consilia Tubingensia, 1877, S. 2. 81. 85 f. 100. 103. — Brief Gremp's an Chyträus bei Krabbe, D. Chyträus, S. 177 ff.

Teichmann.

Gren: Friedrich Alb. Karl G., der Sohn eines in Bernburg nationalisirten Schweden, wurde daselbst am 1. Mai 1760 geboren. Ursprünglich der Theologie bestimmt, trat er nach dem frühen Tode seines Vaters als Lehrling in die Apotheke Schulze's in Bernburg, ging 1779 nach Offenbach, wo ihm als zwanzigjährigem jungen Mann die Administration der Apotheke übergeben wurde, und im folgenden Jahre 1780 zu Tromsdorf nach Erfurt. Auf dessen Rath wandte er sich dem Studium der Medicin zu, ging 1782 nach Helmstädt, 1783 nach Halle zu Karsten und wurde dort 1786 Doctor der Medicin, 1787 Doctor der Philosophie und Privatdocent. Sehr bald darauf wurde er Professor und heirathete Karsten's Tochter. Seine Schriften erfreuten sich einer großen Verbreitung: sein „Handbuch der gesammten Chemie" (1787—94) erschien noch 1819 in vierter Auflage, sein „Grundriß der Naturlehre" (1787) 1820 in sechster Auflage. Er ist der Gründer des später von Gilbert unter dem Titel „Annalen" fortgesetzten Journals der Physik. Er starb am 26. November 1798.

Allgemeiner Nekrolog der Deutschen. Poggendorff. Carus.

Grenser, eine Familie von Instrumentenbauern und Tonkünstlern, schrieb sich früher Gränsser. Der Stammvater Karl Augustin G., zu Wiehe in Thüringen am 11. November 1720 geboren, erlernte die Blasinstrumentenfabrikation seit 1733 bei dem Instrumentenbauer Pörschmann zu Leipzig, ging 1739 nach Dresden und gründete daselbst 1744 eine eigene Fabrik. Seine Instrumente, besonders die Flöten, welche mit drei bis sieben Mittelstücken und einer bis vier Klappen gefertigt wurden, galten lange für die besten damaliger Zeit und verschafften G. den Titel eines kursächsischen Hofinstrumentenbauers. Zu dieser vorzüglichen Anfertigung der Instrumente befähigte G. besonders seine musikalische Bildung, indem er selbst ein guter Flöten- und Clarinettenbläser war. Obgleich G. bis zum 4. Mai 1807 lebte, trat er seine Fabrik schon 1796 seinem Schüler, Neffen und Schwiegersohn Heinrich G., dem Sohne seines jüngeren Bruders Johann Friedrich G. (geb. 1726, gest. 1780), ab. Dieser Neffe Augustin Grenser's, geboren am 5. März 1764 zu Lipprechtsroda in Thüringen und gestorben am 12. December 1813 zu Dresden, lernte von 1779—86 die Instrumentbaukunst bei seinem Oheim und mehrte nach Uebernahme des Geschäftes den großen Ruf der Firma noch durch mancherlei Erfindungen, besonders durch die des „Clarinettbasses“, nicht zu verwechseln mit der Baßclarinette. Dies Instrument, von G. 1793 erfunden, fand, trotzdem es in der ersten Zeit Aufsehen erregte, nie eine weitere Verbreitung. Mehr über dasselbe bringt Gerber's Tonkünstlerlexikon vom J. 1812. Sein Sohn, Heinrich Otto G., geboren am 14. Februar 1808, erbte das väterliche Geschäft, verkaufte es jedoch bald wieder. Der Gründer der Fabrik, Augustin G., hatte zwei Söhne. Der älteste derselben, Karl Augustin G., geboren am 2. Mai 1756 zu Dresden, etablirte sich dort als Instrumentenbauer, ohne jedoch Hervorragendes zu leisten. Er starb in seiner Vaterstadt am 8. Januar 1814. Sein jüngerer Bruder, Johann Friedrich, war zu Dresden im J. 1758 geboren und ein guter Oboebläser. Als solcher fand er 1780 Anstellung in der königl. Kapelle zu Stockholm und starb dort am 17. März 1794. Von ihm erschienen sechs Flötentrio's 1779 bei Hummel in Berlin. Außerdem sind von seinen Compositionen noch ein Fagottconcert und einige Sinfonien zu erwähnen, die jedoch Manuscripte geblieben sind. Sein älterer Bruder, der Instrumentenbauer Karl Augustin G., hatte drei Söhne. Der älteste derselben, Karl August G., wurde am 14. December 1794 zu Dresden geboren und starb am 26. Mai 1864 zu Leipzig. Er zeigte frühzeitig Talent zur Musik und wurde als Wunderkind bekannt, indem er schon im sechsten Lebensjahre mit seinem Vater Duette auf der Flöte à bec öffentlich vortrug. Bald aber vertauschte er dies Instrument mit der Querflöte, auf der ihn der herzogl. kurländische Hofmusiker Knoll unterrichtete. Neun Jahre alt trat er schon in Concerten auf und erfreute sich großen Beifalls. Von 1806—8 gab er während der Badezeit Concerte zu Teplitz und war 1810—13 Mitglied des Orchesters des Dresdener Stadtmusikers Krebs. In dieser Stellung nahm er noch Unterricht beim damaligen königl. sächsischen Jagdhautboisten, spätern königl. Kammermusikus Steudel. 1814 folgte er einem Rufe nach Leipzig, als erster Flötist des Concert- und Theaterorchesters. Im J. 1843 erhielt er noch die Stelle eines Inspectors am Leipziger Conservatorium. G., tüchtig als Virtuos und Lehrer auf seinem Instrument, war auch wissenschaftlich sehr gebildet. Er war fast aller europäischen Sprachen mächtig und hat, die Flöte betreffend, der Leipziger musikalischen Zeitung (Jahrgang 1824 und 1828) mehrere Aufsätze geliefert, ebenso den Artikel „Flöte“ im Hauslexikon, das 1835 bei Breitkopf u. Härtel erschien, geschrieben. Von seinen Compositionen sind nur drei große Duetten für zwei Flöten (op. 1) bekannt geworden. Sein jüngerer Bruder, Friedrich August G., geboren zu

Dresden am 6. Juli 1799, gestorben zu Leipzig den 10. December 1861, hatte als Hauptinstrument ebenfalls die Flöte erwählt. Im Leipziger Orchester war er als Violinist und Pauker bis zu seinem Tode thätig. Der jüngste der drei Brüder, Friedrich Wilhelm G., geboren zu Dresden den 5. November 1805, gestorben zu Leipzig am 5. Januar 1859, wirkte in den J. 1827—1856 als tüchtiger Cellist in demselben Orchester.

Mendel, Musikalisches Conversationslexikon, IV. Band, Berlin 1874, S. 353. Fürstenau.

Gresemundt: Dietrich G. (zum Unterschied von seinem gleichnamigen Vater junior genannt), geboren in Speier a. 1475, bleibt kurze Zeit in Rom, studirt Jurisprudenz auf italienischen Universitäten, wird Doctor in Ferrara, läßt sich aber nicht durch Anerbietungen italienischer Fürsten in dem fremden Lande halten, sondern geht über Straßburg, wo er mit Geiler von Kaisersberg Freundschaft schließt, nach Mainz, lebt als Canonicus in Mainz (1506 geistlicher Vicar, 1508 Protonotar des Mainzer Erzbisthums, 1509 zum diffinitor cleri minoris, 1510 zum Scholasticus ernannt), als welcher er auch eine mehrfach gedruckte Rede vor dem Mainzer Capitel hielt, gestorben 1512. Er wird vielfach als eifriger Humanist genannt, der Wimpheling in Briefen vertheidigte, den Heidelberger Humanistenkreis mit Gedichten erfreute; seine Schriften sind selten und ohne große Bedeutung. Schon in seinem 18. Jahre schrieb er seinen „In septem artium liberalium defensionem dialogus“, den er mit einem Schreiben (cal. Jan. 1494) seinem Lehrer Joh. Trithemius widmete. In diesem Dialoge streiten sich Chyron und Aristobulos über Werth und Unwerth der sieben freien Künste, und fordern, unter Assistenz der Künste selbst, G. zum Richter auf, der natürlicherweise dem Vertheidiger derselben, Chyron, der für die Bedeutung, den praktischen und theoretischen Nutzen der Künste breite Declamationen und die Beispiele hervorragender Männer des Alterthums ins Feld führt, Recht gibt. Der Vertheidiger rühmt u. A. die Astronomie, weil sie im Stande sei, das Zukünftige vorherzukünden und Schätze zu verschaffen; der Gegner bleibt am Schlusse jedes einzelnen Dialogs bei seiner Ansicht. Diese Schrift, ein Zeugniß rühmlichen Eifers, aber nicht eben ein Beweis allzugroßer Begabung oder hervorragender Kenntnisse, scheint dem G. die Beschuldigung eines Plagiats eingetragen zu haben; wenigstens wehrt er sich in drei Gedichten im Anhange zu seiner zweiten Schrift gegen einen Zoilus, der laboris nostri primiciolas nuper calchographia editas alieno malleo et incude fabricatas contendebat. Diese zweite Schrift nun: „Podalirii Germani cum Catone Certomio de furore germanico diebus genialibus carnisprivii dialogus“ erschien 1495, ist dem Georg v. Halle (Mainz pr. Cal. Mart. 1495) zugeeignet und durch Verse des Jacob Cantor und Joh. Cuspinian eingeleitet. Sie behandelt die, wie Cato sagt, thörichte Sitte der Deutschen (besonders der Speierer), sich jährlich einmal zu verkleiden und bemüht sich, nicht unwitzig, den Cato zu einer milderen Ansicht dieses Gebrauchs zu bekehren. Eine dritte Schrift wurde nach seinem Tode von Jacob Wimpheling herausgegeben unter dem Titel: „De violata juxta Moguntiam S. cruce historia et carmen“ (Straßb. 1514). Die Historia erzählt, daß ein Mainzer, Schelkropf mit Namen, rasend über seinen Spielverlust, Heiligenbilder verbrecherisch verletzt habe und für seinen Frevel mit dem Feuertode bestraft worden sei, das Gedicht, in Folge eines Gelübdes während einer Krankheit verfaßt, enthält lebhafte Declamationen gegen das Spiel und für die Verehrung der Heiligen. Das Gedicht, von Geiler von Kaisersberg sehr gerühmt, wurde von Gebwyler mit Scholien versehen und von demselben, von Gerv. Sopher in Offenburg, von Joh. Sapidus in Schlettstadt öffentlich erklärt. Sonstige Schriften oder Briefe von G. sind mir nicht bekannt. Trithemius in der Biographie seines jungen Freundes

(Catal. ill. vir. bei Freher, Trith. Opp. hist. I. p. 176), in welcher er sich rechtfertigt, daß er einen so jungen Menschen bewährten Alten an die Seite gesetzt habe, nennt noch eine „Oratio nomine philosophiae et oratoriae ad rerum publicarum gubernatores“, ferner ein Gedicht „In fratrem pensantem manus ordinis praedicatorum purissimam Dei parentis conceptionem stolide impugnantem“, das in dem damals wüthenden Streit über die unbefleckte Empfängniß gewiß die Ansicht des Trithemius verfocht. Franz Irenikus erwähnt noch einen „Catalogus episcoporum et archiepiscoporum Mogunt.“, der von G. herrühren soll. Ein an ihn gerichteter Brief von Beatus Rhenanus (Arg. prid. id. Jan. 1510) findet sich in „Pomponii Laeti opera“ (Straßb. 1516, Fol. LIII), von Beatus Rhenanus wird G. genannt in einem Brief an Reuchlin 1509 (Reuchlin's Briefwechsel S. 115) und in einem Briefe des Zasius an Thom. Wolf, 1506 (Epist. Zasii ed. Riegger, p. 390), in welchem er als academiae Moguntinae illustrator primarius bezeichnet wird. In dem schon angeführten Briefe des Beatus Rhenanus wird der Angeredete ferner als Sammler von Alterthümern, Inschriften und Münzen gerühmt und ermahnt, ein Werk über die Mainzer Alterthümer, ähnlich dem Peutinger'schen über die Augsburger, herauszugeben, Doch scheint aus dieser Veröffentlichung, durch die Gresemundt's Name hätte bedeutend werden können, nichts geworden zu sein. Endlich wird G. noch von Erasmus gerühmt als der Erfinder der Kunst stanneis (Mischung aus Silber und Blei) typis libros excudendi, ein Lob, das, häufig mißverstanden, dem G. den Namen des Erfinders der Buchdruckerkunst eingetragen hat. Der obengenannte Vater des G. führte von seiner Heimath den Beinamen von Meschede, war Arzt, Leibarzt der Mainzer Erzbischöfe Adolf II. und Berthold v. Henneberg, und schrieb eine Schrift „De conservanda sanitate tempore pestis“.

Joannis, Scriptores rer. Mogunt., III. p. 393—420. Adam, Vitae germ. med. Riegger, Amoen. Friburg., III., 346—352, wo eine zeitgenössische Biographie des G. jun. abgedruckt ist. Ludwig Geiger.

Greser: Daniel G., lutherischer Theolog, geboren zu Weilburg in der Grafschaft Nassau am 6. December 1504, studirte in Cassel, Gotha, Erfurt, wo er Luther predigen hörte, Mainz, und nachdem er sich inzwischen in Weilburg aufgehalten, wo der Reformator Erhardt Schnepf Prediger war, zog er, von diesem für die Sache der Reformation gewonnen, als Schnepf nach Marburg gerufen wurde, ebenfalls dahin, um weiter zu studiren und trieb namentlich auch philologische Studien. Durch Schnepf wurde er mit Brenz bekannt, und unter dem Einflusse beider Männer trat er auf den specifisch lutherischen Standpunkt, den er bis an seinen Tod eingehalten hat. 1531 ward er Pfarrer in Gießen und 1542 durch Kurfürst Moritz von Sachsen als Superintendent und Pfarrer nach Dresden berufen, wo er, nachdem er öfter in kirchlichen Aufträgen, bei Visitationen, Untersuchungen, namentlich gegen die Kryptocalvinisten thätig war, und dabei den orthodox lutherischen Standpunkt streng inhielt, 1580 Mitglied des Consistoriums wurde, und am 29. September 1591 im 88. Lebensjahre starb. Wesentlich praktisch thätig, gab er im Jahre 1567 eine Postille „Enarratio brevis et orthodoxa Evangeliorum et Festivalium“ und 1570 51 Bußpredigten „Homiliae de poenitentia“ heraus. Außerdem sind noch einzelne Gelegenheitspredigten erhalten. Es wurde denselben ein zu freies Benutzen heidnischer Schriftsteller vorgeworfen. Im Ganzen ist seine Predigtweise im Geiste seiner Zeit dogmatisch und gelehrt, häufig mit polemischen Anspielungen, aber nicht ohne kernige Anschaulichkeit. In dieser hat er auch im Jahre 1587, 83 Jahre alt, sein Leben und seine Begegnisse sehr ausführlich beschrieben, „Historia und Beschreybungen des gantzen Lauffs und Lebens“ rc.

C. Brockhaus.

Greßly: Amanz G., ein hervorragender Schweizer Geologe, ist geboren am 17. Juli 1814 zu Schmelz der Einung Bärschwyl im solothurnischen Jura, als Sohn eines Glashüttenbesitzers. G. zeigte schon in seiner frühesten Jugend außergewöhnliche Begabung und Neigung zur Natur. Es verrieth sich dies durch den Eifer, mit welchem der wilde Knabe die Berge durchstreifte, Steine sammelte und nach ihrem äußeren Aussehen zu ordnen versuchte. Als er später das Gymnasium in Solothurn besuchte, betrieb er auch die classischen Studien mit ähnlichem Fleiß, ohne inzwischen seine Vorliebe zur Naturwissenschaft aufzugeben, vielmehr wußte er an der Hand von Schubert's Naturgeschichte hierin gleichfalls sich vorzügliche Kenntnisse anzueignen. Ein bei seinem Abgange vom Gymnasium von ihm verfaßtes lateinisches Gedicht, in dem nach Art der Schiller'schen Glocke die Glasfabrikation verherrlicht war, erregte damals die allgemeine Bewunderung. 1831 bezog G. das Lyceum in Luzern, wo ihn besonders Professor Baumann durch Vorträge und persönlichen Umgang anzog und seine Bildung förderte. Schon damals trat seine rauhe und fast verwilderte Natur, die es völlig vergaß, irgend Sorgfalt auf das Aeußere zu verwenden, bemerklich hervor. Dies mag mit ein Grund gewesen sein, daß nach nur einjährigem Aufenthalte in Luzern die weitere Ausbildung Greßly's der Obhut der Jesuiten in Freiburg anvertraut wurde, wo sein unbändiger Charakter ihn zu manchem tollen Streich verleitete. Auch hier blieb G. nur ein Jahr und bezog nun, nachdem er in Pruntrut zur Erlernung der französischen Sprache noch einige Zeit verweilt hatte, die Universität Straßburg, um den medicinischen Studien sich zu widmen. Neben seinen medicinischen Collegien waren es hier aber besonders die geologischen von Voltz und Thirria, die ihn anzogen und begeisterten, um so mehr als ihm diese Forscher öfters gestatteten an ihren geologischen Streifzügen Theil zu nehmen. Hier war es auch, wo G. an dem später berühmten Geologen Jac. Thurmann einen gleich strebsamen und gleichgesinnten Genossen fand und mit ihm innigste Freundschaft schloß. So wurde die Medicin nach und nach ganz vergessen. In seine Heimath zurückgekehrt, durchstreifte G., Wind und Wetter Trotz bietend, in nichts weniger als wohlgehaltener Kleidung das Juragebirge kreuz und quer, um geologische Forschungen anzustellen und Versteinerungen zu sammeln, mit denen er bald das väterliche Haus füllte. Als Agassiz einmal nach der Schmelz in das Vaterhaus kam und diese wohlgeordnete und mit großem Verständniß angelegte Sammlung sah, erkannte er sofort die außergewöhnliche Befähigung Greßly's für geologische Untersuchungen und lud ihn ein nach Neuchatel überzusiedeln, was 1839 geschah. Hier arbeitete nun G. neben E. Desor und Karl Vogt, denen er sich aufs engste anschloß, emsigst. Bereits hatte er ein reiches Material gesammelt, das er zu einer ersten vortrefflichen Publication „Les observations géologiques sur le Jura saleurois“ in den Denkschriften der Schweiz. Naturf. Gesellschaft 1841 benutzte. Im unmittelbaren Anschlusse an die classische Arbeit Thurmann's beschrieb G. darin mit bewunderungswürdiger Treue und Schärfe zuerst die Beschaffenheit der verschiedenen auftretenden Gesteinsarten und ihre Entstehung aus einem früheren Meere, dann die Hebung dieser Ablagerungen aus der Tiefe zu Bergketten und Hochflächen und schildert endlich die Veränderungen, welche die Gegend nach der Zusammenfaltung der Gebirgsschichten betroffen haben. G. war wol der erste, dessen Scharfblick nicht entging, daß dasselbe Schichtensystem nicht an allen Orten seiner Verbreitung dieselbe Beschaffenheit besitzt, sondern an verschiedenen Orten verschiedenes Aussehen annimmt, selbst verschiedene Versteinerungen beherbergt. Diese örtliche Entwicklungsart gleichalteriger Bildung nannte er „Facies oder aspect de terrain“ und unterschied z. B. ein Korallenfacies, d. h. Schichten mit Korallenresten, welche an einer anderen Stelle durch eine Schlamm-

facies mit Versteinerungen von frei im Meere sich bewegenden Thiere, wie Myaciten ꝛc. vertreten sind. G. verstand es überdies, seine Anschauungen durch gelungene Skizzen und Bilder zu veranschaulichen und war ein Meister in der Kunst, die Gebirgsverhältnisse durch Profilzeichnungen klar zu machen. Dieses Werk allein sichert G. einen dauernden Namen in der geologischen Wissenschaft. Der außergewöhnliche Aufwand von körperlichen und geistigen Anstrengungen gab die nächste Veranlassung zu einer allerdings nur vorübergehenden Geistesstörung, bei welcher die freie Anschauung des Naturforschers mit der strengen kirchlichen Lehre, in der G. erzogen war, in einen heftigen Kampf gerieth. Nachdem er sich von diesem Leiden rasch wieder erholt hatte, konnte G. bald die frühere Thätigkeit aufs neue aufnehmen, die im Jahre 1852 hauptsächlich auf die Erforschung des aargauischen Jura gerichtet war. Je tiefer er sich aber in seine Studien versenkte, um so mehr entfremdete er sich bei seiner Neigung, sich gehen zu lassen, den Gewohnheiten und Gebräuchen, wie sie im Gesellschaftsleben beobachtet zu werden pflegen, er verwilderte mehr und mehr, so daß es selbst seinem Freunde Desor nur schwierig gelang, ihn in seinem Hause, das ihm eine gastliche Stätte bot, zu den gewöhnlichen Umgangsformen zurückzuführen. Trotzdem wurde G. damals bei zahlreichen Unternehmungen, bei denen es sich um geologische Beurtheilung handelte, z. B. Eisenbahnbauten, Bergwerksunternehmen ꝛc. zu Rath gezogen. Sein Ausspruch traf in der Regel das Richtige. Bei dem vielgenannten Hauenstein-Tunnel hatte G. mit meisterhafter Genauigkeit durch ein Profil die Gebirgsverhältnisse klargelegt und als es in Folge der Tunnelanlage wegen Quellenabgrabungen zu einem Proceß kam, war Greßly's Ausspruch als Experte der ausschlaggebende. Das allgemeine Vertrauen zu seinem geologischen Scharfblick berief ihn daher zu zahlreichen Ausarbeitungen bei Eisenbahnanlagen und das von ihm verfertigte Tunnelprofil bei la Chaux de Fonds fand selbst in England die größte Anerkennung. Mit Desor gemeinschaftlich bearbeitete er die geologische Beschreibung des Kantons Neuenburg: „Etudes géologiques sur le Jura neuchatelois“. Ein lang gehegter Wunsch ging 1859 in Erfüllung, als er mit Desor eine Reise nach Cette an das Mittelmeer unternehmen konnte, um hier vergleichende Studien der jetzt lebenden Meeresbevölkerung und der verschiedenen Bedingungen ihrer Existenz und Vergesellschaftung mit jener der früheren Perioden der Erde zu machen. „Die Erinnerungen eines Naturforschers aus Südfrankreich“ schildern in lebhafter und launiger Weise die Resultate dieser tiefgehenden Forschungen. Im Jahre 1861 wurde er mit C. Vogt von Dr. Berna zu einer Reise nach dem hohen Norden eingeladen. Bei dieser Reise fand G. am Nordcap, in Island und den berührten nordischen Gegenden reichlich Gelegenheit, ähnliche Studien, wie bei Cette, anzustellen, worüber C. Vogt ausführlich berichtet hat. Nach der Schweiz zurückgekehrt, beschäftigte G. sich wieder mit Specialstudien im Jura. Zunächst durchforschte er im Auftrage der Schweizer geologischen Commission in Begleitung mehrerer jüngerer Geologen, wie C. Mösch, Waagen und A. Schlönbach, die Juraablagerungen durch die aargauischen, solothurnischen, bernischen bis zu den neuenburgischen Gebirgen, um die damals lebhaft behandelte Streitfrage über die Stellung des „Corallien“ als Faciesbildung und die tithonische Stufe der Entscheidung näher zu bringen. Der von G. hierüber gelieferte Bericht ist jedoch nicht im Drucke erschienen. Alsdann nahm er die geologische Untersuchung der durch den Berner Jura anzulegenden und angelegten Eisenbahnen wieder auf, mit deren Abschluß er beschäftigt war, als sich aufs neue die frühere Geistesstörung zeigte, deren Folgen G. am 13. April 1865 zu Waldau erlag. Sein Grab ist auf dem St. Niclaus-Friedhof in Solothurn mit einem Denkstein geziert, der die zutreffende Inschrift trägt:

Gresslius interiit lapidum comsumptus amore
Undique collectis non fuit hausta fames;
Ponimus hoc saxum; me hercle! totus apertus
Gresslius hoc saxo nunc satiatus erit.

Fr. Lang, Lebensbilder eines Naturforschers, Solothurn 1873.

C. W. Gümbel.

Gresten: Herr Waltram (Alram) v. G., lyrischer Dichter aus Neidhart's Schule. Seinen Namen hat die Pariser Handschrift erhalten, welche Lieder er verfaßt hat, kann man bei der schwankenden Ueberlieferung nicht wissen. Gresten ist ein alter Marktflecken an der Erlaf in Oesterreich unter der Enns, ein ritterliches Geschlecht des Namens ist im 13. Jahrhundert nachweisbar.

Von der Hagen, Minnesänger 4, 472. Haupt, In des Minnesangs Frühling, S. 225 Anm.

W. Wilmanns.

Grestius: Hieronymus G., † 1559 am 15. September, ist der Verfasser der einzigen Reimchronik des östlichen Ostfriesland und zugleich der einzige Schriftsteller, der vom Parteistandpunkte der Herlinger oder Esens-Witmunder Herren deren Geschichte von 1429—1539 schrieb, fast nichts als deren Streit mit dem ostfriesischen Grafenhause. Gebürtig aus Hervord in Westfalen, zeigt er sich als gelehrten Mann, er war deshalb als Erzieher des Grafen Johann von Ritberg, des Erben von Harlingerland, ausgewählt. 1548 ist er Prediger zu Salzuffeln in Lippe-Detmold, 1555 aber laut seiner Dedication Prediger zu Esens, jedenfalls von seinem früheren Zögling berufen. Seine auch der Sprache wegen interessante plattdeutsche Reimchronik, 941 Verse, hat er 1555 vollendet; er nennt sie „Gesta Harlingiorum“, die erhaltene Abschrift: Wittmunder und Esens'sche Chronica, der Herausgeber D. Möhlmann „Hironimus Grestius's Reimchronik von Harlingerland“ (Stade und Harburg 1845), welche man vergleiche.

Krause.

Gretser: Jacob G., geboren 1562 zu Markdorf in Schwaben, † am 29. Januar 1625, der gelehrteste unter den deutschen Jesuiten seines Zeitalters, trat in seinem 17. Lebensjahre in den Jesuitenorden, lehrte durch 24 Jahre in Ingolstadt Philosophie und Theologie, wohnte dem Regensburger Colloquium 1601 bei und beendete sein durch eine unermüdliche Studirthätigkeit ausgefülltes Leben im 63. Lebensjahre. Die Gesammtzahl seiner Schriften füllt 17 Foliobände, welche als Gesammtausgabe seiner Werke zu Regensburg 1731—41 erschienen. Der Inhalt derselben ist zum weitaus größten Theile controversischer Natur und bezieht sich auf die theologischen Streitthemata des Reformationsjahrhunderts; G. verbindet indeß mit dem kirchlich-polemischen Interesse auch jenes der gelehrten geschichtlichen Forschung, und hat sich auch um die ältere kirchliche Litteratur durch Herausgabe verschiedener bis dahin noch nicht durch den Druck bekannt gemachter Werke älterer kirchlicher Schriftsteller verdient gemacht. Die Gesammtausgabe seiner Werke ordnet dieselben unter folgende Rubriken: „De sancta cruce“ (Opp. Tom. I—III, Polemisches, Archäologisches, Historisches, so wie ältere bis dahin inedirte kirchliche Schriftwerke über die Verehrung des hl. Kreuzes enthaltend). — „Defensio rituum ecclesiasticorum“ (Tom. IV, V). — „Defensio Romanorum Pontificum“ (Tom. VI, VII). — „Defensio operum Bellarmini“ (Tom. VIII, IX). — „Defensae et illustratae Sanctorum vitae“ (Tom. X). — „Defensio Societatis Jesu“ (Tom. XI). — „Lutherus academicus et Waldenses“ (Tom. XII). — „Miscellanea polemica“ (Tom. XIII). — Inedita der griechischen patristischen Litteratur (Tom. XIV: einzelne Schriften des Gregorius Nyssenus, ferner der Hodegus und die Quaestiones et Responsiones des Anastasius Sinaita). — Lateinische Uebersetzungen griechischer Kirchenschriftsteller (Tom. XV: Georgius Codinus Europalata, Theo-

dor Abukara, Chronicon Hippolyti Thebani etc.). — Endlich Tom. XVI: „Grammaticae graecae libri tres“, ferner „Disputationes philosophicae et theologicae“ (Tom. XVII enthält ein Generalregister zu den vorausgegangenen 16 Foliobänden). Ein detaillirtes Verzeichniß seiner Schriften bei Backer, Ecrivains de la Compagnie de Jésus I, 345—364. Ein Abriß von Gretser's Leben ist dem ersten Bande der Gesammtausgabe seiner Werke vorausgeschickt.

Werner.

Gretz: Mathias G. (auch Kretz), Theolog und Dichter, geb. zu Landsberg, unterwies, frühzeitig der hebräischen und griechischen Sprache kundig, die jungen Ordensgeistlichen zu Polling in den schönen Wissenschaften (1513—16), wurde zu Tübingen 1518 Baccalaureus und Magister der Theologie, Lehrer der Philosophie zu Ingolstadt, wo er auch die Doctorwürde erlangte; 1519 als Prediger nach Augsburg, später als solcher nach München berufen, wo er 1533 das Decanat erlangte und 1543 starb. G. war Mitglied der ersten, von Aventin 1516 gestifteten Gesellschaft von Gelehrten; 1530 berief ihn Herzog Wilhelm auf den Augsburger Reichstag, nachdem er von Karl V. nebst anderen katholischen Theologen den Auftrag zur Prüfung der Augsburger Confession erhalten hatte; 1540 ging G. mit Johann v. Eck u. A. im Auftrag seines Herzogs auf das Colloquium zu Worms.

Ueber seine Schriften in deutscher Sprache und seine lateinischen Gedichte vgl. Kobolt's Gelehrten-Lex. und Oberb. Archiv 1852, XIV. 58 ff.

Hyac. Holland.

Greuter: Bernhard G., Fabrikant und Kaufmann, geb. den 20. Febr. 1745 bei Wattwil, Kanton St. Gallen, † den 11. Septbr. 1822 in Islikon, Kanton Thurgau. — Der Vater von Bernhard G., Konrad G. von Kefikon, war als junger Mann in holländische Kriegsdienste getreten und hatte seine Dienstjahre in Batavia durchgemacht. In die Heimath zurückgekehrt, verheirathete er sich 1742 mit einer Tochter aus der Olensbacher Mühle bei Wattwil im Toggenburg und kam auf den für jene Zeit noch etwas abenteuerlichen Gedanken, den Unterhalt für sich und die Seinigen damit zu erwerben, daß er mit Schweizerfabrikaten nach Ostindien reiste, sie dort gegen Landesprodukte umtauschte und diese wiederum in der Schweiz mit Vortheil zu verwerthen suchte. Die erste Expedition gelang nicht übel; bei der zweiten starb G. auf hoher See und hinterließ seine Frau mittellos mit 3 kleinen Kindern. Die brave Toggenburgerin setzte ihr Letztes daran, um ihre zwei Knaben so weit unterrichten zu lassen, daß sie als Hauslehrer bei wohlhabenden Familien am Zürchersee ihr Brod verdienen konnten. Die Mühen dieses Amtes und der sehr spärliche Lohn, daneben aber wol auch angeborne Neigung, veranlaßten den jungen G., den ihm nicht zusagenden Lehrberuf aufzugeben und als Arbeiter in die Kattundruckerei des Hrn. Landmajor Streif in Glarus einzutreten, wo eben durch einen gewissen Fatio von Genf die Indigofärberei eingerichtet wurde. Das mit großer Sorgfalt geheim gehaltene Verfahren reizte die Wißbegierde des intelligenten Jünglings aufs höchste. Er schlich sich auf den Dachboden des Färbhauses und beobachtete durch dessen Spalten, was in dem Färbraume vorging, wurde jedoch dabei entdeckt und sah sich genöthigt, vor dem Zorne und der Rache seines einflußreichen Brodherrn schleunigst aus dem Lande Glarus zu fliehen. G. trat nun für einige Zeit in eine herisauische Druckerei und machte dort Versuche im Kleinen zur Einführung des Blaudrucks, ohne jedoch zu recht befriedigenden Ergebnissen zu gelangen. Nach ein paar Jahren übersiedelte er nach seinem Vaterorte Kefikon und richtete hier auf eigene Rechnung eine kleine Lohnfärberei und Druckerei für die Bedürfnisse der ländlichen Bewohner der Umgegend ein. Allein kaum hatte er sein bescheidenes Gewerbe in Gang gesetzt,

so führte sein Unstern den Landmajor Streif als thurgauischen Landvogt nach dem benachbarten Frauenfeld. Verfolgungen dieses Mannes fürchtend, beschloß G., ihm lieber für die Zeit der zwei Amtsjahre aus dem Wege zu gehen und als Färbergeselle zu weiterer Ausbildung in seinem Beruf in die Welt zu ziehen. Er übergab die kleine Färberei und Druckerei seinem Bruder und machte sich 1767 auf den Weg nach Holland. Am Niederrhein fiel er preußischen Werbern in die Hände und in Amsterdam Seelenverkäufern, die unerfahrene Fremde in ihre Spelunke lockten und dort mit Gewalt festhielten, um sie auf Schiffe zu liefern. Durch sein gutes Glück und rasche Benutzung günstiger Umstände entging er beiden Gefahren, fand gute Anstellung und kehrte 1770 mit reichen Erfahrungen nach Kefikon zurück. Die Färberei und Druckerei traf er in schlimmen Umständen, da sein Bruder das Geschäft nicht gehörig verstanden hatte. Der Bruder wurde dem Lehrerberufe zurückgegeben, während G. nun alle seine Kraft und Erfahrung einsetzte, um zu dem vorgesteckten Ziele zu kommen und zunächst sein Fabrikat wieder in Credit zu bringen. Die nöthigsten ersten Betriebsmittel verschaffte er sich durch Hinterlage seiner silbernen Uhr und Schuhschnallen bei dem zürcherischen Gerichtsherrn Escher zu Kefikon, der ihm bei näherer Bekanntschaft bald einige hundert Gulden auf freie Hand anvertraute. Im J. 1777 hatte es G. bereits so weit gebracht, daß er sich in dem nahe liegenden Islikon ein eigenes Haus erbauen und mit seinem Gewerbe dorthin übersiedeln konnte. Seine Waare war inzwischen auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, da er augenblicklich verfügbare Mittel jeweilen dazu benutzt hatte, einige rohe Baumwolltücher auf eigene Rechnung anzukaufen, zu färben und zu drucken und nach Winterthur und Zürich zum Verkaufe zu bringen. Dadurch wurde das Winterthurer Haus Steiner zur Harfe auf die Thätigkeit des G. aufmerksam und lieferte ihm die Mittel zur Vergrößerung seines Geschäftes, wogegen die Greuter'sche Färberei und Druckerei ausschließlich für jenes Haus arbeitete, bis die empfangenen Vorschüsse zurückbezahlt waren. Von diesem Zeitpunkte an stellte sich G., durch neue größere Anleihen des Hrn. Escher in Kefikon unterstützt, auf eigene Füße und besuchte mit seiner Indienne besonders die damals noch sehr bedeutenden Messen von Zurzach. Dort fand sie so reißenden Absatz, daß ihm das Auspacken oft erspart wurde, weil schon vorher Alles verkauft war. Schließlich trat der Färber und Drucker von Islikon und Frauenfeld — auch hier wurde mit der Zeit ein Fabrikgebäude errichtet — als Gleichberechtigter mit einem Winterthurer Handelshause zu der Firma „Gebrüder Greuter & Rieter“ zusammen, die nun den kaufmännischen Vertrieb des Fabrikats im Großen organisirte. Gebrüder G. & Rieter nannte sich die Firma, weil Bernhard G., im Jahre 1798 zum Vertreter des neugeschaffenen Kantons Thurgau in den Großen Rath der einen und untheilbaren helvetischen Republik gewählt, schon seit jener Zeit das Geschäft in der Hauptsache seinen zwei älteren Söhnen übertragen, nach Abschluß der helvetischen Verfassungswirren aber sich ganz von demselben zurückgezogen hatte. Er lebte bis zu seinem am 4. Sept. 1822 erfolgten Tode nur noch der Landwirthschaft. Der Name G. blieb bis zum heutigen Tage in der Firma des von ihm und seinen Söhnen gegründeten Hauses erhalten, das sich alle Vervollkommnungen der neueren Färberei und Druckerei angeeignet, seinen Absatz über die ganze Welt ausgedehnt hat und in den feineren Artikeln als eines von wenigen Schweizerhäusern sogar erfolgreich mit der so hoch entwickelten Elsäßer Druckerei wetteifert. Sicher bleibt es auch, daß der gute Ruf der Winterthurer Indienne vorzüglich oder doch nicht zum geringen Theil auf Bernhard G. zurückgeführt werden darf und daß der Absatz der gefärbten und gedruckten Baumwolltücher — besonders in der ersten Hälfte

unseres Jahrhunderts — nicht die letzte Quelle des bis vor Kurzem noch mit Recht berühmten Wohlstandes der Stadt Winterthur gewesen ist.

Vgl. Thurgauisches Neujahrsblatt für 1833. Wartmann.

Greve: Arnold G., nicht Graeve, wurde als der Sohn eines gleichnamigen Hamburger Kaufmanns, der mehrere städtische Ehrenämter bekleidete und im J. 1731 starb, zu Hamburg am 8. Juli 1700 geboren und starb ebenda als Archidiaconus zu St. Catharinen am 18. November 1754 in seinem 55. Lebensjahre. Er hatte zu Hamburg das Johanneum und das Gymnasium besucht und dann in Wittenberg studirt. Hier wurde er 1722 Magister und schien sich der akademischen Thätigkeit widmen zu wollen. Aus unbekannten Gründen kam er dann doch in seine Vaterstadt zurück, wo er schon am 21. Aug. 1727 zum Pastor einer Landgemeinde Moorfleth und darauf am 12. Mai 1737 zum Diaconus zu St. Catharinen in Hamburg gewählt wurde. Unter seinen Söhnen ist Johann Christoph G., der, nachdem er mehrere andere kirchliche Stellen inne gehabt hatte, im J. 1774 Superintendent zu Kloster Lüne wurde und 1814 starb, der bekannteste. Arnold G. hat sich als Forscher auf dem Gebiete der hamburgischen Kirchengeschichte ausgezeichnet. Seine Lebensbeschreibungen der drei ältesten hamburgischen Superintendenten, des Johannes Aepinus, des Paulus von Eitzen und des Joachim Westphal, welche in den J. 1736, 1744 und 1748 erschienen und auf gründlicher Durchforschung der Acten, namentlich im Ministerialarchiv zu Hamburg beruhen, sind noch heute unübertroffen und nicht nur für die hamburgische, sondern überhaupt für die Reformationsgeschichte von großem Werth.

Sein Leben erzählte in einer Monographie Joh. Andr. Gottfr. Schetelig, Hamburg 1757. Seine Schriften, außer den genannten kürzere Disputationen, nennen Adelung II, 1566, Meusel IV, 359, und das Hamb. Schriftsteller-Lexikon II, 585 f. l. u.

Greve: Johann de G. Ihm gebührt unter den ersten, welche sich dem empörenden Gebrauche der Folter entgegensetzten, eine bedeutende Stelle. Als er 1620 und 21 seine wichtige Abhandlung von der Folter schrieb, welche unter dem Titel: „Tribunal reformatum in quo sanioris et tutioris judiciae via judici Christiano in processu criminali commonstratur, rejecta et fugata tortura, cujus iniquitatem, multiplicem fallaciam atque illicitum inter Christianos usum, libera et necessaria dissertatione aperuit Johannes Grevius Clivensis, quam captivus scripsit in ergastulo Amsterodamensi“, 1624 zu Hamburg erschien, war er als remonstranter Prediger verhaftet. Oeffentlich hatte er sich seit dem Beginne seines Predigtamtes 1605 im Dorfe Heteren zum Remonstrantismus bekannt. 1610 als Prediger nach Heusden gegangen, ward er 1618 seines Amtes entsetzt und nach Waalwyk in Brabant verbannt. Von der Provinzial-Synode zu Leiden im folgenden Jahre vorgefordert, schlug er die Unterzeichnung der ihm vorgelegten Acte ab und kehrte nach seinem Verbannungsort zurück. Als er sich 1620 zu Emmrich aufhielt, gelang es seinen Feinden, ihn zu verhaften und ward er nun ins Zuchthaus zu Amsterdam gebracht. Bücher und Schreibmaterialien blieben ihm anfangs versagt und er hatte viel zu dulden, bis er nach Aufhebung des Bücherverbots die Möglichkeit erhielt, sich mit dem Studium der Jurisprudenz zu beschäftigen und seine Schrift von der Folter auszuarbeiten. Bald nachher wußte er, mit des Dominicus Sapina Hülfe, aus der Haft zu entkommen, blieb aber mehrere Monate heimlich in Amsterdam, wo er im Verborgenen in der remonstrantischen Gemeinde wirkte, bis er 1622 nach Hamburg zog und sich darauf in Holstein aufhielt. Auf einer Reise nach Speier scheint er sein Leben eingebüßt zu haben, denn seitdem hört man nichts weiter von ihm.

Vgl. van der Aa, Biogr. Woordenb., Glasius, Godgel. Nederl. und Paquot, Memoir. I. p. 545 ss. van Slee.

Greven: Anton G., Maler, geboren 1808 und gest. den 18. December 1838 zu Köln. Seine Studien machte er auf der Akademie zu Düsseldorf. Er versprach vieles, wenn ihm nur seine zarte Gesundheit gestatten werde, seinem inneren Drange Folge zu geben. Zu weiterer Ausbildung begab er sich im Frühjahr 1838 nach München; doch schon nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst mußte er aus Gesundheitsrücksichten in das Elternhaus nach Köln zurückkehren, wo er am 18. December verschied. Greven's Namen war in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt geworden durch ein Genrebild, „Ein spanischer Ritter mit seiner Liebsten“, welches 1836 in der Düsseldorfer Kunstausstellung sich befand. Unvollendet blieb das Bild: „Die zechenden Klosterbrüder“.

Merlo, Nachrichten von dem Leben und Wirken kölnischer Künstler.

Ennen.

Grevenbroich: Wilhelm v. G. (einem Städtchen im ehemaligen Herzogthum Jülich, jetzt im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf), gegen das Ende des 15. Jahrhunderts daselbst geboren, nennt sich in seinen Schriften Guilelmus Insulanus Menapius Grevibrugensis (Insulanus soll den Familiennamen, vielleicht Werth, Menapius das Jülicher Land bezeichnen). Er begann sein Studium auf der Kölner Universität im J. 1511, magistrirte im J. 1514 und verband später mit dem Studium der Philologie und Philosophie das der Medicin. Er ging auch nach Italien, wo er in Padua und Rom studirte und mit Petrus Bembus, Lazarus Bonamicus und anderen Gelehrten in Verbindung trat. Bei dem Cardinal Raymundus Vich war er eine Zeit lang Secretär. Einige Zeit darauf, im J. 1529, finden wir ihn wieder in Köln, wo er wenige Tage nach der Hinrichtung Clarenbach's eine akademische Rede hielt: „De comparanda spiritus gratia“, welche er dem jülichschen Kanzler Joh. Gogreve widmete. Im J. 1533 veröffentlichte er eine Schrift, worin er die Stadt Köln als Sitz des zukünftigen allgemeinen Concils vorschlug. Um diese Zeit erhielt er eine Stellung am jülich-clevischen Hofe und wurde mit der Propstei St. Adalbert zu Aachen versehen. Als entschiedener Anhänger des am Hofe sehr geehrten Erasmus hat er eine „Oratio funebris in obitum D. Erasmi Roterodami“ im J. 1536 drucken lassen. Er scheint darauf auch einige Jahre in Düsseldorf gewohnt zu haben, weil Vorreden mehrerer Schriften von ihm dort datirt sind. So seine Schrift: „Aula. Dialogus“, vom J. 1539, worin er die Vorwürfe des Aeneas Sylvius und Ulrich von Hutten gegen das Hofleben zu widerlegen sucht. Das Bedeutendste, was er verfaßt hat, ist *Διαλεξις* de eucharistia absolutissima“, Coloniae 1542, geschrieben, zu einer Zeit, wo es den Anschein hatte, als ob der jülichsche Herzog Wilhelm zur evangelischen Kirche übergehen würde. Dieses Buch ist nicht ohne Gelehrsamkeit, sonst sehr zahm gehalten und polemisirt hauptsächlich gegen Oecolampad's Ansicht vom hl. Abendmahl. G. gehört recht eigentlich zu den eleganten Erasmianern des jülich-clevischen Hofes, es fehlt ihm aber bei aller Formgewandtheit an Tiefe und Energie des Geistes. Am Abend seines Lebens erhielt G. aus der reichen Nachlassenschaft des großen Pfründeninhabers Jodocus Hotfilter zu Rom († 1551) noch ein Canonicat und das Decanat an der Stiftskirche Maria ad gradus zu Mainz. Er starb im J. 1556 in Aachen. „Orator, medicus sacerdos“.

In den Aufzeichnungen des Heinrich Bullinger über sein Studium zu Emmerich und Köln (1516—22), findet sich S. 111—13 eine kurze Lebensskizze und Angabe seiner Schriften, wozu noch die 1549 erschienene Divinatio extremorum mundi temporum ex rationibus Physicis potissimum sumta (mit

Widmung an den Kölner Kurfürsten Adolph von Schaumburg) kommt. Vgl. ferner Kölner Universitätsnachrichten (Mſ.). Sweertius, Athenae Belgicae 1628. Harzheim, Bibliotheca Coloniensis, wo aber das angegebene Todesjahr 1547 nicht richtig ist. C. Krafft.

Greverus: Johann Paul Ernst G., geb. am 12. August 1789 zu Struckhausen im Herzogthum Oldenburg, wo sein Vater Prediger war, † am 15. August 1859. Er erhielt den ersten Unterricht von Hauslehrern, besuchte dann das Gymnasium zu Oldenburg und bezog Ostern 1808 die Universität. Nachdem er seine theologischen und philologischen Studien zu Jena und Göttingen beendigt hatte, trat er, durch die französische Occupation an der Rückkehr in sein Vaterland verhindert, um Neujahr 1811 die Stelle eines ersten Lehrers an der höheren Mädchenschule in Münden an und übernahm im J. 1813 die Direction einer zahlreich besuchten Privatlehranstalt für Knaben in Bremen. Ostern 1815 gab er diese Stelle auf und machte, dem Rufe des Vaterlandes folgend, als Freiwilliger den Feldzug von 1815 mit. Da es ihm nach der Heimkehr an einer passenden Anstellung im Schulfache fehlte, lebte er längere Zeit in Paris, bereiste das südliche Frankreich, Oberitalien und die Schweiz und privatisirte dann, mit philologischen Studien beschäftigt, mehrere Jahre bei einem befreundeten Landprediger (Friedrich Georg Althaus) im Lippe'schen, bis er im Sommer 1819 von der Fürstin Pauline zur Lippe zum Rectorate des Gymnasiums in Lemgo berufen wurde. Im J. 1827 wurde er zum Rector und Professor am Gymnasium zu Oldenburg ernannt und bekleidete diese Stelle 27 Jahre, bis Kränklichkeit ihn zwang, seine Versetzung in den Ruhestand zu erbitten. Am 8. April 1854 nahm er in einer zahlreichen öffentlichen Versammlung Abschied von der Anstalt, der er treu und erfolgreich seine Kräfte gewidmet hatte. — Ein großer Freund des Reisens, benutzte er gerne die Ferien zu wiederholten Ausflügen nach England, Nordfrankreich, Dänemark und Schweden; namentlich aber sah er 1837 den lange gehegten Wunsch sich erfüllen, Süditalien und Griechenland zu besuchen, eine Reise, die fast 9 Monate (Weihnachten 1837 bis Michaelis 1838) in Anspruch nahm und die er in der Schrift: „Reiselust in Ideen und Bildern aus Italien und Griechenland“ (2 Thle., Bremen 1839, 1840) geschildert hat. — Greverus' schriftstellerische Thätigkeit war eine vielseitige. Seine zahlreichen Schulprogramme liefern bald Beiträge zur Erklärung seiner Lieblingsschriftsteller Theocrit, Euripides und Tacitus, bald haben sie das von ihm als Studium auch auf den Schulen empfohlene Angelsächsische zum Gegenstand; daneben erscheinen Ideen über den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache, eine Würdigung von Klopstock's Messias, eine Charakteristik von Shakespeare's Romeo und Julie ꝛc. Seine theokritischen Studien faßte er demnächst zusammen in der Schrift: „Zur Würdigung, Erklärung und Kritik der Idyllen Theocrits, nebst einigen ausführlichen Abhandlungen über das Leben Theocrit's“, ꝛc. (Oldenburg 1845). Von seinen Schulreden und Ansprachen sind manche besonders gedruckt; eine Auswahl derselben hat er als „Schulvorträge“ (1855) herausgegeben. Unter seinen pädagogischen Schriften sind neben kleineren Abhandlungen hervorzuheben: „Ideen zu einer Revision des gesammten Schulwesens“ (1836). Sein Interesse für die heimathliche Vorgeschichte bekundete er durch den Aufsatz: „Wildeshausen in alterthümlicher Hinsicht“ (1837), den er in Gemeinschaft mit G. W. A. Oldenburg verfaßte. Ueberall zeigt er sich bestrebt, seinen Wahlspruch: „Wahrheit, Wärme, Klarheit“ zu bethätigen. In den mannichfaltigen Gelegenheitsschriften verräth sich bei leichter Form ein liebenswürdiger Humor und unter dem Namen Ernst Greif ist G. auch als Dichter aufgetreten („Jugendsünden“, 1827), ja, die Vermählung seines Freundes Althaus mit einer Tochter des Bischofs Dräseke (1819) verherrlichte er durch

ein griechisches Epithalamium in theokritischer Manier, welches er nachmals mit einigen anderen griechischen Gedichten veröffentlichte (1835). — G. war zwei Mal verheirathet; die Ehen waren kinderlos. Mutzenbecher.

Grevinckhoven: Nicolaus G., bildete 1619 mit Uitenbogaert und Episcopius das Comité für die remonstrantischen Angelegenheiten, welches sich zu Antwerpen aufhielt. Seit 1601 Prediger zu Rotterdam, war er an den wichtigsten Handlungen seiner Partei betheiligt gewesen, hatte dem Religionsgespräch zwischen Arminius und Gomarus 1609 und der Haager Conferenz 1611 beigewohnt, wie auch die Remonstranz von 1610 unterzeichnet. Daher war er seinen calvinistischen Gegnern, namentlich dem Adrian Smout, welcher sich, nach seiner Entfernung aus dem Delftshavener Predigtamt, zu Rotterdam aufhielt, besonders verhaßt und hatte manchen harten Angriff zu erleiden. Ungeachtet seiner würdigen Verantwortung steigerten sich doch die Zwistigkeiten zu Rotterdam dermaßen, daß die Contraremonstranten sich von der Gemeinde trennten. 1617 citirte ihn die Provincialsynode im Haag und untersagte ihm, als er, von seinen Freunden, wie auch vom Magistrat zu Rotterdam zurückgehalten, nicht erschien, die weitere Predigt. Dennoch blieb er zu Rotterdam, um für seine Partei zu wirken. Seine Theilnahme an der remonstrantischen Gegen-Synode vom 5. März 1619 veranlaßte aber eine neue Ladung jetzt vor den Hof von Holland, und da er sich nach Antwerpen zurückzog, ward er unter Confiscation seines Vermögens verbannt. Dort war er bis 1621 seinen Glaubensgenossen als Secretär und Verwalter der finanziellen Angelegenheiten besonders nützlich, zog aber nach kurzem Aufenthalte in Köln, im J. 1622, von Vorstius begleitet, nach Holstein, verweilte zu Tönningen und Hamburg und ließ sich nachher in Friedrichsstadt nieder. Mit Genehmigung der remonstrantischen Gemeinde zu Rotterdam, der er noch immer angehörte, trat er dort 1624 in das Predigtamt ein, kehrte aber 1626 nach dem Tod des Statthalters Moritz nach Rotterdam zurück. In den nächsten Jahren hielt er sich hier und zu Amsterdam auf, ohne jedoch eine feste Predigerstelle zu erhalten, und war als Mitdirector der Brüderschaft, ohne seine wankende Gesundheit zu schonen, unermüdet für die Sache der Remonstranten thätig. 1630 kehrte er nach Hamburg und Friedrichstadt zurück. Persönliche Interessen bei einem dort unternommenen Deichbau forderten seine Anwesenheit. Seine Krankheit, ein Steinleiden, steigerte sich aber um diese Zeit so, daß Hugo Grotius, als er im Mai 1632 nach Hamburg kam, ihn sterbend antraf und wenige Tage später zu Grabe geleitete.

van der Aa, Biogr. Woordenb., Glasius, Godgel. Nederl., besonders aber H. C. Rogge, Joh. Uitenbogaert, passim. van Slee.

Greyerz: Gottlieb v. G., Forstmann, geb. am 29. März 1778 zu Bern, gest. am 16. Mai 1855 daselbst, machte seine ersten Studien in seiner Vaterstadt, von der Absicht geleitet, sich dem (juridischen?) Staatsdienste zu widmen, die politische Umgestaltung des Cantons wendete ihn jedoch dem Forstfach zu. Nach weiteren Studien in Heidelberg und Göttingen practicirte er am Harz und bereiste verschiedene deutsche Waldgebiete. 1798 betheiligte er sich als Artillerie-Lieutenant am französischen Feldzug und wurde hierbei verwundet. Die damals geringe Aussicht auf Anstellung in der Heimath veranlaßte ihn, 1804 die Stelle eines königl. baierischen Oberförsters in Steffenried bei Günzburg anzunehmen, woselbst er schon nach wenig Jahren zum Forstmeister befördert wurde. 1809 griff er wiederholt zum Schwerte und machte in der baierischen Forstschützenkompagnie den Krieg gegen die Tyroler mit. Im Jahre 1810 wurde er zum Forstinspector in Augsburg ernannt und 1829 in gleicher Eigenschaft nach Bayreuth versetzt, wo er bis zu seiner 1842 erfolgten Pensio-

nirung blieb. Alsdann zog er sich wieder in seine ihm stets theuer gebliebene Heimath nach Bern zurück. Schon in seinen verschiedenen amtlichen Stellungen legte er eine große Vorliebe für Waldverschönerungen durch Anpflanzungen ꝛc. zu Tage. Diesem Zuge folgte er auch im Ruhestand, indem er die Leitung der Alleepflanzungen und deren Unterhaltung in der Umgebung von Bern, sowie am Brienzer und Thuner See übernahm und mit gutem Erfolg durchführte. v. G. lieferte fleißige Correspondenzen in die Allgemeine Forst- und Jagdzeitung und das Taschenbuch von Schultes. Der Inhalt dieser Beiträge bewegte sich auf dem waldbaulichen Gebiete. Mit großem Eifer trat er für rationelle Durchführung von Saaten, Pflanzungen und Durchforstungen, für den Waldfeldbau mit weitem Pflanzenabstand, für die Anzucht schnellwüchsiger Holzarten und Versuche mit exotischen Holzgewächsen ein. Heß.

Greyff: Michael G., Buchdrucker zu Reutlingen von 1480—1496. Sein Name kommt auch Gryff geschrieben vor. Er war der erste Drucker von Reutlingen; ob er aus dieser Stadt gebürtig, kann nicht nachgewiesen werden, ebenso wenig wann und wo er gestorben. Das erste bekannte datirte Buch seiner Presse ist: „Nova Grammatica per Magistrum M. tunc temporis Scholarum in Salzburg Rectorem edita", Reutlingen per Michaelem Greiff, 1480, 4⁰., und das letzte „Expositio hymnorum cum notabili commento quod semper implicat historias cum optimis applicationibus sacre scripture illorum sanctorum vel sanctorum de quibus tales hymni decantantur, ex quibus possunt faciliter de iisdem sanctis colligi sermones peroptimi subjunctis quorundem vocabulorum expositionibus. Am Ende: Impressum in Reutlingen per Michaelem greyff." Anno domini 1496. 4⁰. Das berühmteste deutsche Buch aber unter seinen Drucken ist: „Der Spiegel menschlicher behaltnisse". Am Ende: „hie endet sich der spiegel der menschlichen behaltnuß mit sampt den evangelien vnd episteln durch das gantz Jar von der zeite vnd von den heiligen mit dem commun. gedruckt zu Ruttlingen von michel greifen vff das new jar. In dem 1492. folio." Etwas jünger ist ein Nachdruck des damals vielverbreiteten „Regimen sanitatis. Diß ist das Regiment der Gesundheit" (Weller, Repert. typogr. S. 25). Größeren Namen als er selbst erwarb sein Sohn Sebastian, der 1493 zu Reutlingen geboren, sich 1528 als Buchdrucker zu Lyon niederließ, wo er 1556 mit dem Rufe eines der größten Buchdrucker seiner Zeit starb.

Joh. Theod. Leubscher, Schediasma de claris Gryphiis, Brieg 1702. Zapf, Aelteste Buchdruckergeschichte Schwabens, S. 14. 15. 185. 206 und 210. Panzer's Annalen I. S. 193. Schelhorn, Amoenit. literar. Tom. IX, p. 984. Helmschrott's Verzeichniß I. S. 169 ff. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst S. 193 ꝛc. Kelchner.

Greyffenberger: Hans G., ein Maler in Nürnberg, welcher von den Gedanken der evangelischen Reformation ergriffen, um 1523/4 mehrere von warmer evangelischer Frömmigkeit zeugende populäre Tractate drucken ließ. Er griff das Papstthum auch durch satirische Bilder an, zog sich aber dadurch 1524 vom vorsichtigen Nürnberger Rathe eine Verwarnung zu; zugleich machte ihn seine (Zwinglische) Ansicht vom Abendmahl verdächtig, er ließ sich aber durch den Prediger Andr. Osiander umstimmen. — „Ein kurtzer Begriff von guten Werken, die got behagen vnn der Welt ein spot sein", ꝛc. H. Gr. 1524 u. a.

Will, Nürnb. Gelehrtenlex. I, 570. Supplement (Nopitsch) V, 412. Soden, Beiträge zur Geschichte der Reformation ꝛc., Nürnb. 1855. S. 204. Möller, Andreas Osiander, Elberf. 1870. S. 66—69. W. Möller.

Gribeauval: Jean Baptiste Vaquette de G., österreichischer General-Major und französischer General-Lieutenant; geboren zu Amiens 1715, diente zuerst in der heimathlichen Armee, seit 1758 als General in der österreichischen

und erwarb sich hier einen ganz besonderen Ruhm bei der Vertheidigung von Schweidnitz im J. 1762. Vor dieser Festung leitete ein Jugendfreund von ihm und in der Minentheorie ein Gegner von ihm, der in preußische Dienste getretene Lefevre, die preußischen Minenarbeiten. Gribeauval's System hätte den Sieg davongetragen, Friedrichs Artillerie bezwang jedoch den Platz, der König selbst erkannte die Verdienste Gribeauval's durch große Lobsprüche an und von Maria Theresia ward ihm, der wieder in sein Vaterland zurückkehren wollte, das Großkreuz ihres Ordens wie der Feldmarschall-Lieutenants-Rang angetragen, wenn er in ihren Diensten verbleiben würde. G. wies jedoch diese Auszeichnungen zurück, ward in Frankreich General-Lieutenant, 1776 General-Inspector der Artillerie und später des großen Arsenals. Er starb am 9. Mai 1789. Die Kriegswissenschaft verdankt ihm äußerst sinnreiche Erfindungen im Fache der Artillerie und des Minenkrieges.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit.-Conv.-Lexikon, Wien 1852.

von Janko.

Gribus: Bartholomäus G., Verfasser einer quodlibetarischen Scherzrede um das J. 1488. Näheres über sein Leben ist zwar bisher nicht zu ermitteln gewesen und wir wissen durchaus nichts weiter von ihm als daß er Magister und ein Straßburger war, jedoch liegt die Vermuthung ja Gewißheit nahe, daß er, wie auch Strobel in seiner Geschichte des Elsasses III, S. 551 ausdrücklich angibt, die angegebene Würde zu Heidelberg bekleidet habe, wenn auch sein Name (nach der Mittheilung des Bibliothekars Dr. Bender daselbst) in den Matrikelbüchern jener Zeit nicht aufgefunden ist. Uebrigens ist „Gribus“ und in der verwandten Form „Gribius“, „Gribes“ ein in der Rheinpfalz und im Elsaß noch heute vorkommender Familienname. So wurde auch ein „Frater Dionysius Grieb“ de conventu essling. ord. praedic. am 27. Juli 1501 zu Heidelberg immatriculirt. Die ältere und noch hier und da spukende Behauptung, daß sein eben so wie der übrigen Scherzredner Namen ein fingirter sei, ist völlig ohne Grund und schon um deswillen abzuweisen, weil auch die Namen aller anderen Quodlibetarier nachweisbare Persönlichkeiten sind. Seine Rede, welche noch am nämlichen Tage mit der des Jodocus Gallus (s. d.) unter Wimpheling's Präsidium zum Vortrag kam und wie die des letzteren kurz darauf in Attendorf's „Directorium Statuum“ abgedruckt wurde, führt den Titel: „Monopolium philosophorum vulgo die schelmenzunfft“. In einer vorangedruckten fingirten Correspondenz ernennt „Petrus schmalcz, magister seinen confrater und der Philosophie magister Hartmann Guot zum Präses „omnium eorum qui se de ... monopolio philosophorum vulgo die Schelmenzunft esse gloriantur ... spire Kalendas octobris Anno salutis, Mcccclxxxix.“ Antwortlich dankt Guot für das ihm übertragene Amt zugleich mit der Nachricht, daß er gewisse Regeln und Gesetze besitze, welche jüngst von dem Magister Barth. G. aus Straßburg in einer Disputatio quodlibetaria öffentlich „vt fieri solet in huiuscemodi exercitio“ uud unter dem Vorsitze J. Wimpheling's vorgetragen worden seien. Spire Mcccclxxxix.“ Der Zweck dieser äußerst humoristisch-ironischen Scherzrede ist aber kein anderer, als das Lächerliche und den Schaden einer lüderlichen Lebensweise, wie sie eben damals immer mehr auf den Hochschulen einzureißen anfing, vor die Augen zu stellen. Es werden die Gesetze dieser Zunft vorgetragen, dann folgt ein Indulgenz- und Freiheitsbrief für alle, welche dreißig Jahre in diesem Orden der lüderlichen Brüder gelebt haben. Das aber, was ihnen versprochen wird, enthält die schlimmen Folgen eines solchen Lebens: Krankheiten mancherlei Art, Armuth und Verachtung. Regula XIII lautet: „De vestibus hoc placet, ut per eas nostri sequaces prae ceteris hominibus dignoscantur, scilicet quod birreta et caputia in marginibus sudoribus sint contexta,

tunicae vero et pallia, ab ante cibi et vini defluxu appareant defoedata". Abdrücke der Rede erfolgten durch Zarncke in dessen „Deutsche Univers. im Mittelalter", S. 61—66 und seit 1570 in elf Ausgaben der Dicteria proverb. des Andr. Gartnerus (vgl. meine Abhandlung über dessen Sprichwörtersammlung in Herrig's Archiv, Bd. XL. S. 99—116 und XLI. S. 139—140). Offenbar aber scheint die Scherzrede des G. und weit mehr als die des Gallus der besonderen Gunst der Zeitgenossen und vermuthlich der Studentenwelt sich erfreut zu haben. Denn schon bald darauf erscheint sie wiederholt gedruckt theils in lateinischer Sprache theils ins Deutsche übersetzt. In ersterer bieten jedoch die späteren Ausgaben in der Regel einen vielfach veränderten und gekürzten Text neben erweitertem Titel, während dagegen die Uebersetzung mit Weglassung des Anfangs und des Schlusses getreu an das lateinische Original sich anschließt. Diese Ausgaben sind 1. „Secta Monopolii seu Congregationis bonorum sociorum", o. O. 1505. 4. (In Dresden); 2. „Secta Monopolii", o. O. u. J. 4. (In Dresden); 3. „Der Bruder orden in der schelmen zunfft", Straaburg (sic). XV^c^. VI. (In München); 4. Straßb. 1509. 4.; 5. Straßb., 1516. 4. Mit einem Holzschnitte, worauf zwei besoffene Mönche auf der Erde, einer aber auf dem Tische liegt, dem ein vierter einen vollen Becher in den Mund gießt. Ein Bischof stiftet diesen Orden, Geistliche und Weltliche lassen sich darin aufnehmen und schwören Haß den Feinden desselben. „Die erst regel ist leben on alle regel", „die neunt regel, wir sind vnsers Her Gots mastsüwe" (Flögel, kom. Lit. III, 200). — Es ist überflüssig zu erwähnen, daß diese Schelmenzunft von der fast gleichzeitigen Schelmenzunfft des Th. Murner und ebenso von „Der vollen Brüder orden" von H. Bock (um 1540, vgl. auch Goedeke, Gr. I. 282 und Scheible, Schaltjahr I. 179) gänzlich verschieden ist.

Vgl. Gallus, Jod. Bd. VIII. S. 348 ff. J. Franck.

Grieninger: Augustin G., geistlicher Dichter, geb. zu Margreith in Südtirol um 1635, gest. zu Steindorf in Oberbaiern am 22. August 1692. Als Jüngling durch harte Geschicke weit von seiner Heimath verschlagen, studirte er seiner eigenen Angabe nach auf der Hochschule zu Olmütz und begab sich in der Folge nach Baiern, um daselbst (1663) in das Chorherrnstift Rottenbuch bei Schongau einzutreten. Ob seiner früh erprobten Tüchtigkeit wurde er mehreren Klosterpfarreien als Seelsorger vorgesetzt; namentlich wirkte er längere Jahre zu Oberammergau, Oberigling und Steindorf. Im J. 1683, bereits im vorgerückten Alter stehend, ließ er seine erste dichterische Arbeit, ein „Poetisches Leben Jesu" erscheinen, dem ein „Poetischer Weingarten", eine „Bittere und verzuckerte Gallen" und andere theils prosaische theils rhythmische Werklein folgten. Seine bedeutendste Leistung trägt den Titel: „Salomonischer Scepter, das ist: Ueber Salomons Hofhaltung, Lebens-Lauff und denkwürdigen Sprüchen leicht verständig und nützlich Gemüths-erfrischende Poeterey", Augspurg bey Joh. Jac. Schönig 1685. Als Anhang ist beigegeben ein „Salomonischer Zweiffels-Knopff, ob Salomo selig oder verdammt sey". Das Büchlein, für jene Zeit in gewandten, frischen Versen geschrieben, wurde vom Autor dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern gewidmet. Außerdem gab G. mehrere Predigtsammlungen in lateinischer Sprache heraus; von den „musikalischen Kirchensachen", die er in einer Vorrede erwähnt, ist dem Unterzeichneten Näheres nicht bekannt geworden.

Schriftenverzeichniß in Kobolt's Nachträgen S. 116.

Gg. Westermayer.

Grienwaldt: Franz Joseph G. (Greinwald), geb. am 17. März 1708 zu Wolfratshausen, gest. als landständischer Arzt in München den 11. Juli 1743, suchte die durch seinen Lehrer J. A. Morasch seit 1727 zu Ingolstadt eingeführte atomistische Philosophie auf die Medicin anzuwenden,

was ihm aber heftige Verfolgungen seitens der Gegner jenes Systems, darunter die Jesuiten, zuzog, die auch den vielversprechenden jungen Mann um die angestrebte Professur an der Landesuniversität zu bringen wußten. G. hat dann auf schriftstellerischem Wege seine Berufswissenschaft gefördert, insbesondere deren Geschichte durch Herausgabe eines bio-bibliographischen Lexikons baierischer Aerzte: „Album Bavariae iatricae“ (1733), wonach ihn die Academia naturae curiosorum in Erfurt zum Mitgliede ernannte. Neben Betheiligung an den zu Nürnberg erschienenen „Arbeiten der Gelehrten im Reich“ setzte G. in Verbindung mit einigen Freunden die früher encyklopädisch gehaltene Zeitschrift Parnassus Boicus als ein Organ für Vaterlands- und Litteraturkunde, freilich nur kurze Zeit (1736—40), fort, Lebensgeschichten berühmter Aerzte und sonstiger Gelehrter, Beschreibungen von Bädern u. a. dazu beisteuernd. Seinen Plan, in München einen anatomischen Cursus zu halten (1736), durfte er ebenso wenig ausführen, als seine Vorschläge zu besserer Benützung der Reichenhaller Salzquellen Gehör fanden.

Baader, Das gelehrte Baiern, Sp. 404—407. Paulus Huber, Der Parnassus Boicus, Münchener Gymnasialprogramm 1868. Prantl, Geschichte der Universität zu Ingolstadt, Bd. I, S. 534—535. v. Oefele.

Griepenkerl: Friedrich Konrad G., geb. am 10. Decbr. 1782 in Peine bei Hildesheim, gest. 6. April 1849 in Braunschweig, Sohn eines Predigers, besuchte zunächst die damals noch bestehende Bildungsanstalt seiner Geburtsstadt, genoß dann seit 1796 den Gymnasialunterricht in Braunschweig und bezog 1805 die Universität Göttingen, wo er sich als Studirender der Theologie inscribirte, aber bald durch Herbart's Vorlesungen über Philosophie und Pädagogik völlig gefesselt wurde. Im J. 1808 ging er auf Herbart's Anrathen nach Hofwyl, woselbst Fellenberg so eben mit der Vorbereitung seiner Erziehungs-Anstalten beschäftigt war, deren Mitgründer und thätiger Förderer G. wurde. Derselbe erhielt dann 1816 eine Anstellung als Collaborator am Katharinen-Gymnasium zu Braunschweig und 1821, nachdem er promovirt hatte (mit einer Abhandlung „Von der Form der Declination und Conjugation ihrem Begriffe nach“), als außerordentlicher Professor für Philosophie und schöne Wissenschaften am Braunschweiger Karolinum, wo er 1825 für die gleichen Fächer die ordentliche Professur erlangte. Als 1828 in der Organisation der dortigen Gymnasien eine Aenderung eintrat, wurde G. am Obergymnasium Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur, der Mathematik und der philosophischen Vorbereitungs-Wissenschaften, während er zugleich am Karolinum Encyklopädie der Philosophie, Logik, Aesthetik und deutsche Litteratur zu vertreten hatte. Später mußte er in Folge von Kränklichkeit seine Thätigkeit am Obergymnasium beschränken, führte aber doch stets dort die Leitung des Gesangunterrichtes, in welchem er allseitig als Meister anerkannt war. Als Musiker war er ein Schüler Forkel's, durch den er die Traditionen der Schule Joh. Seb. Bach's überkam, die er seinerseits fortpflanzte. Er hat dadurch eine nicht unwichtige Stellung in der Musik eingenommen und stand in lebendigen freundschaftlichen Beziehungen zu den hervorragendsten deutschen Musikern der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wie Zelter, K. M. v. Weber, Spontini, Spohr, Meyerbeer und Mendelssohn. Nach Czerny's Tode übernahm er die Herausgabe der bei Peters erschienenen Bach'schen Werke. Durch ein offenherziges, biederes und wohlwollendes Wesen stand er in allgemeinster Achtung. Ein mehrjähriges körperliches Leiden führte schließlich zur Brustwassersucht, welcher er erlag. Abgesehen von Beiträgen, welche er in das Braunschweiger Magazin lieferte, veröffentlichte er „Lehrbuch der Aesthetik“ (1827), worin er die von Herbart nur angedeuteten Grundzüge der Aesthetik in einer mehr lehrhaften, als kritisch untersuchenden Form ausführlich zu entwickeln

versuchte, ferner „Lehrbuch der Logik“ (1828, 2. Auflage 1831), gleichfalls auf Herbart's Grundsätzen beruhend, dann „Centifolie, Taschenbuch auf das Jahr 1820“ und „Briefe an einen jüngeren gelehrten Freund über Philosophie und besonders über Herbart's Lehren“ (1832), worin er nicht nur sich selbst als einen warmen Anhänger der Herbart'schen Philosophie kund gab, sondern zu derselben auch Andere mittelst einer populär gehaltenen Uebersicht hinüberzuführen sich bemühte.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1849, S. 269 ff.

Prantl.

Griepenkerl: Wolfgang Robert G., Sohn des Vorhergehenden, geb. zu Hofwyl bei Bern am 4. Mai 1810, gest. 1868, Kunsthistoriker und Dramatiker, kam im J. 1816 mit dem Vater nach Braunschweig, wo er auf dem Katharinengymnasium, später dem Obergymnasium, und dem Collegium Karolinum seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt und dann seit 1831 in Berlin schöne Wissenschaften studirte und zum Doctor der Weltweisheit promovirte. Schon als Student gab er von der Kritik günstig aufgenommene „Bilder griechischer Vorzeit“ (1833) heraus. Nach Beendigung seiner akademischen Studien lebte er mit litterarischen Arbeiten beschäftigt in Braunschweig und veröffentlichte hier zunächst das liebliche erzählende Gedicht: „Die sixtinische Madonna“, 1836, welches seinem Namen weitere Verbreitung verlieh. Mit dem Vater theilte er Lust und Liebe zur Musik; Zeugniß von seinen Bestrebungen und Studien in dieser Hinsicht geben die Novelle: „Das Musikfest oder die Beethovener“, 1838, 2. Aufl. 1841, ferner die Abhandlungen: „Ritter Berlioz in Braunschweig“, 1843 und „Die Oper der Gegenwart“, 1847, in welcher letzteren Schrift er eine Um- und Neugestaltung der Tonkunst anzubahnen versuchte. Bald nach Beendigung seiner Universitätsstudien beabsichtigte G. die Tragödien des Sophokles einer den Ansprüchen der Gegenwart entsprechenden Uebersetzung und Bearbeitung zu unterziehen, doch erschienen nur „König Oedipus“, 1835 und „Antigone“, 1844. Im J. 1839 wurde G. als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur an der damals noch bestehenden Kadettenanstalt in Braunschweig angestellt, auch hielt er Vorlesungen über dieselben Gegenstände am Collegium Karolinum. Am 13. Januar 1844 wurde ihm vom Herzoge von Braunschweig der Charakter als Professor verliehen. Liebe zur Ungebundenheit gab nach einigen Jahren Veranlassung zum Rücktritt von diesen Lehrämtern und zur Verzichtleistung auf jeden anderen Staatsdienst. Aufsehen machte sein litterargeschichtliches Werk: „Der Kunstgenius der deutschen Litteratur im letzten Jahrhundert“, Thl. 1, 1846. Leider blieb dasselbe unbeendet, denn unstät wie im Leben war G. es auch in seinen litterarischen Arbeiten. Mit aller Kraft eines hypergenialen Geistes warf er sich auf das Drama. Durch die ersten Leistuugen auf diesem Felde erwarb er sich ungetheilten Beifall durch ganz Deutschland. Man glaubte in ihm einen epochemachenden Dramatiker erstanden zu sehen, eine Annahme, welche durch die späteren dramatischen Arbeiten Griepenkerl's nicht bestätigt wurde. Gestützt auf Lamartine's Geschichte der Girondisten erschienen die beiden Trauerspiele: „Maximilian Robespierre“, 1851 und „Die Girondisten“, 1852, denen: „Ideal und Welt“, 1852, folgte. Die beiden erstgenannten Trauerspiele machten die Runde über sämmtliche größere Bühnen Deutschlands und riefen überall einen außergewöhnlichen Beifall hervor. Mehr Schöpfungen des Verstandes als der Phantasie athmeten sie nicht gerade einen eigentlichen poetischen Geist, aber sie zeichneten sich aus durch großartige Auffassung des Stoffs und durch vortreffliche, markige Sprache und packende Diction. Zu dieser Zeit stand G. auf der Höhe seines litterarischen Rufs. Er besuchte die größeren Städte Deutschlands und las seine Dramen vor, wobei

ihm ein klangvolles Organ und ein sehr gewinnendes Aeußere förderlich zur Seite standen, so daß er sich überall der besonderen Gunst des gebildeten Publikums erfreute. War er schon in Berlin als Jüngling von idealem sprudelndem Wesen sehr verzogen — selbst von hervorragenden Männern und Frauen — so trat dieses jetzt in noch weit höherem Maße ein und der ihm überall gestreute Weihrauch leitete sichtlich einen Rückgang ein. Zwar ließ dies das zunächst folgende Drama: „Anna von Walseck“ in geringerem Grade erkennen, aber schon das bald nachher entstandene Gemälde aus dem Bergmannsleben „Auf der hohen Rast“, 1860 zeigte ein unverkennbares Sinken der Kraft, obgleich die einfache Handlung nicht ohne Interesse ist und einzelne Charaktere mit Liebe und Glück geschildert sind. Mehr noch zeigte sich der Rückgang in Griepenkerl's letztem Drama: „Auf St. Helena“, 1862, in welchem bei manchen vortrefflichen Scenen, in denen der Dichter sich zur alten Kraft emporschwang, doch sich in der Person des Helden eine romanhafte Sentimentalität kund gab, die Napoleon wohl niemals eigen war. Was G. nach dieser Zeit noch geliefert, hat gar keine Bedeutung; außer einigen kleinen Novellen, welche er kurz vor seinem Tode in einem Bande gesammelt herausgegeben hat (1868), einigen Prologen, Festcantaten und Gedichten, in denen zum Theil noch die frühere Begeisterung hervortrat, hat er in den letzten Jahren Nichts geschaffen. Längere Zeit der gefeierte Mittelpunkt des litterarischen und des künstlerischen Wirkens in Braunschweig stieg er, wie im litterarischen, so leider auch — durch eine unbegreifliche Verkennung des Werthes des Geldes veranlaßt — im bürgerlichen Leben mehr und mehr herab und so führte er in den letzten Jahren ein einsames, gebrochenes Dasein, aus welchem ihn wieder emporzuheben alle Bemühungen vergeblich waren. G. starb in äußerster Dürftigkeit zu Braunschweig am 4. Octbr. 1868 am Herzschlage, als ihm eben ein Schreiben des Generalintendanten des Hoftheaters in München mit der Adresse: „An den dramatischen Dichter Herrn Professor Dr. W. R. G.“ eingehändigt war. Das Schreiben fand sich uneröffnet in der Hand des Todten. — Griepenkerl's Bildniß, von F. Knolle gestochen, befindet sich vor dem ersten Bande seiner dramatischen Werke (Maxim. Robespierre) und darnach in Holzschnitt in der Illustrirten Zeitung vom Jahre 1852 und in H. Kurz' Geschichte der neuesten deutschen Litteratur, 1872. — Trotz aller verschiedenartigen Beurtheilung, die Griepenkerl's Dramen erfahren haben, — denn wenn einige in ihm den Reformator des deutschen Theaters erblickten, warfen ihm andere anspruchsvolle Unfertigkeit und Mangel an historischer und dramatischer Einsicht vor, indem sie nur einzelne Scenen als gelungen anerkennen, — trotz mancher sichtbaren Mängel werden Griepenkerl's Dichtungen in der Geschichte des deutschen Drama's der neueren Zeit einen hervorragenden Platz einnehmen und sie verdienen nicht der Vergessenheit anheim zu fallen. Es ist deshalb ein verdienstliches Unternehmen eines jungen Litterarhistorikers, des Dr. O. Sievers in Braunschweig, wenn er denselben ein tieferes Studium gewidmet hat und das Ergebniß seiner Forschungen über G. in einer umfassenden biographisch-litterarisch-kritischen Monographie veröffentlichen wird.

F. Spehr.

Gries: Johann Michael G., Dr. der Rechte, hamburgischer Syndicus und Diplomat, geb. in Hamburg den 22. Juli 1772, älterer Bruder des Dichters Johann Dietrich G. Ein mit Verstand, Geist und Witz, mit manchen Talenten, auch mit dem für neuere Sprachen, reich begabter, genialer Mann, dessen staatsmännisches Leben gewiß noch segensreicher gewirkt haben würde, wenn er es auch verstanden hätte, seiner Gedankenfülle die ausdauernde Thatkraft folgen zu lassen. Wohl ausgerüstet mit vielseitiger Vorbildung studirte er die Rechtswissenschaft zu Göttingen, erlangte daselbst im J. 1795 die Doctorwürde, und

kehrte nach längeren Reisen in die Vaterstadt zurück. Hier wurde ihm bald darauf ein richterliches Ehrenamt übertragen, in dessen Ausübung er Erfahrungen sammelte, welche ihn veranlaßten, in einer kleinen Druckschrift für die Nothwendigkeit der Errichtung eigener Handelsgerichte öffentlich aufzutreten. Eine Reise nach Paris im Jahre 1799 benutzte er, um dort Verbindungen mit hochgestellten Männern anzuknüpfen, welche später ihm persönlich wie seiner Vaterstadt sehr nützlich wurden. — Schon im J. 1800 wurde er zum Syndicus erwählt und war als solcher ein einflußreiches Mitglied des Senats, indem nach damaliger Verfassung die 4 Syndici Hamburgs mit der Leitung aller wichtigeren Staatsgeschäfte, namentlich der hanseatischen, Reichs- und auswärtigen Angelegenheiten betraut waren, den Verkehr mit den hier accreditirten fremden Gesandten unterhalten und wichtige Missionen selbst übernehmen mußten. Kaum war jemals für diese ehrenvolle aber auch stark in Anspruch nehmende Stellung eine so schwierige, dornenvolle, alle geistigen Kräfte des Staatsmanns in steter Anspannung haltende Periode gekommen, als die um 1800, da G. in die Geschäfte eintrat. Es drohten damals dem alten Hamburg der gefährlichen Conflicte, nicht nur mit Frankreich, sondern mit fast allen europäischen Mächten so viele, sogar gleichzeitige, daß in der That ein besonderes diplomatisches Geschick dazu gehörte, um sich mit kleinen, anmuthend dargebrachten Opfern glücklich hindurch zu winden. Dazu kamen die durch Auflösung des Reichsverbandes völlig veränderten internationalen Verhältnisse der Hansestädte, welche nun plötzlich zur Souveränität gelangt waren. In diesen oft zum Verzweifeln verwickelten und Hamburgs Selbständigkeit erschütternden Zuständen zeigte sich G. trotz seiner Jugend als gewandter Diplomat, der in schriftlichen Noten, wie in mündlicher Rede stets den richtigen Ton traf, und auch die Gabe des Witzes am rechten Orte mit Erfolg zu verwenden wußte. — Während der französischen Annectirung Hamburgs fand G. in seiner neuen Stellung als Generalsecretär der Präfectur, vielfache Gelegenheit, der Vaterstadt und den Mitbürgern zu nützen, hier größeren Schaden abzuwenden, den Druck zu mildern, dort zu vermitteln und Gutes anzubahnen. — Im Frühjahr 1813 von dem freigewordenen Hamburg mit einer Mission an den Kronprinzen von Schweden betraut, mußte er fast 12 Monate im Exil verweilen, da inzwischen die französische Herrschaft in Hamburg wieder eingezogen war, und neben anderen Ehrenmännern auch ihn proscribirt hatte. — Sofort nach der endlichen Befreiung der Stadt im Mai 1814 übernahm G. wieder sein Syndicat, und damit eine Reihe von Gesandtschaften, die ihn bis an sein Lebensende von Hamburg fern gehalten haben. Zuerst in Paris die Hamburgischen Reclamationsangelegenheiten betreibend, wurde er dann zum Congreß nach Wien gesandt, worauf er, bei Eröffnung des deutschen Bundestags zum hamburgischen Gesandten bei demselben ernannt, fortan beständig diesen Posten bekleidete. Hier in Frankfurt führte er, fern von der Heimath, den Geschwistern und Jugendfreunden, ein innerlich vereinsamtes Junggesellendasein, — äußerlich aber im regsten Verkehr mit den Notabilitäten der dortigen Kreise, wie der gelehrten, schöngeistigen, schriftstellernden Welt; geliebt wol nur von den wenigen in der Heimath, — gekannt, geehrt von vielen, die jedes Wort seines geistreichen Witzes beifällig vernahmen und weiter trugen, — vielleicht auch gefürchtet von manchen wegen seiner zunehmend scharfen Satire, welche er aber in unbefangenster Selbstironie auch gegen sich selbst richtete. Kränklichkeit lähmte seine Thätigkeit und ließ ihn bequem erscheinen; seine letzten Lebensjahre verflossen unter den schmerzhaftesten Gichtleiden, gegen welche seine sommerlichen Badereisen keine Hülfe brachten. Er starb den 12. April 1827. Erst nach seinem Tode kamen viele verborgen gebliebene Beispiele der Großmuth und Wohlthätigkeit des weichen Gemüthes dieses für herzlos gehaltenen greisen Diplomaten zur Kunde. Erst

damals erkannten auch Fernerstehende, daß ein seinem Charakter eigenthümlicher Hang: das Gute in ihm zu verhüllen und sich selbst in ein ungünstiges Licht zu stellen, — so manche unrichtige Beurtheilung des seltsamen Mannes veranlaßt hatte, und daß, wie so viel Räthselhaftes in seinem Wesen, so auch sein herber Humor, vielleicht schon in früherer Zeit aus den geheimen Leiden einer unerwiederten Jugendliebe entstanden sein mochte. — Johann Ludwig G., der ältere Bruder des obigen, geb. am 23. Jan. 1770, Dr. der Rechte in Göttingen 1792, Advocat in Hamburg, gest. am 29. Octbr. 1828, hat außer einer Dissertation und einigen Gelegenheitsschriften ein „Hamburgisches Staats- und Privatrecht in Beziehung auf Hamburgs Handel“ (nur ein erster Theil, 1795 erschienen) verfaßt. Ihm folgte von drei Brüdern der obengenannte Joh. Michael; diesem Johann Dietrich (s. u.). Der jüngste Johann Karl, geb. am 9. Febr. 1778, Dr. der Rechte in Göttingen 1805, Advocat, dann Richter, zuletzt Präses des Niedergerichtes in Hamburg, gest. am 27. Mai 1824; ein trefflicher Jurist, der u. A. einen sehr brauchbaren Commentar zum Hamburger Stadtrecht von 1603 verfaßte, herausgegeben nach seinem Tode in 2 Bänden von Dr. N. A. Westphalen 1837.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 1827. Thl. I, S. 386—391. Hamb. Schriftsteller-Lexikon II, S. 596—598. Beneke.

Gries: Johann Diederich G., geb. am 7. Febr. 1775, war im Alter der mittelste von den sieben Söhnen eines Kaufmanns und Senators in Hamburg. Erst in seinem 18. Jahre, ausgerüstet mit einer geselligen Bildung und Kenntnissen, die über das Durchschnittsmaß hinausgingen, kam er als Lehrling in eine kaufmännische Großhandlung und verlebte drei traurige Jahre hinter dem Schreibpulte, bis ihm durch seinen älteren Bruder Ludwig vom Vater die Erlaubniß zum Studiren ausgewirkt wurde. Er wählte wie jener die Rechtswissenschaft und bezog im October 1795 die Universität Jena, wo ihm seine geselligen Talente, sein harmloser Witz und seine Fertigkeit auf dem Piano schnell den Eintritt in die Familienkreise der Professoren öffneten und mit anderen Studenten, besonders Norddeutschen, wie Rist, Herbart, August Herder, später mit Arnold Heise, Eschen, Hülsen, v. Berger, Baron Bielfeld, Lichtenstein, Kunhardt, v. Hardenberg (Novalis) Freundschaft fürs Leben geschlossen wurde. Im Hause des Anatomen Loder lernte er Goethe kennen, Schiller durch sein erstes größeres Gedicht Phaeton, das dieser in die Horen aufnahm, Wieland in Weimar. Daß er Fichte hörte und verehrte, versteht sich; doch konnte er dessen abstracter Strenge keinen rechten Geschmack abgewinnen, wie er auch in der Rechtsgelehrsamkeit nicht fleißig war. Die Luft, die in Jena und Weimar herrschte, war dem Brotstudium nicht günstig. Seine damaligen Empfindungen nach der Befreiung aus der Comtoirluft findet man wohl in seinem noch etwas steifen Gedichte „Der Wanderer“ ausgedrückt. Im Frühjahr 1797 machte er einen Besuch in Hamburg und lernte beim Dr. Reimarus F. H. Jacobi näher kennen. Im Sommer reiste er mit Caroline Schlegel und ihrer Tochter nach Dresden, wo sich Schlegel aufhielt, machte einen Abstecher nach Freiberg, wo ihn Charpentier und Werner freundlich aufnahmen. Bei Schlegels traf er später Schelling, der ihn völlig begeisterte. Hier begann er auch die Uebersetzung des Tasso. Der nächste Winter führte Steffens nach Jena, der sich dem oben genannten jüngeren Kreise an Griesens Theetisch anschloß. — Nun mußte er nach 8 Semestern seine juristischen Studien auf väterliche Mahnung mit Ernst angreifen und am 13. April 1799 mit schwerem Herzen Jena verlassen, hatte aber in Weimar noch das Glück, daß Schiller ihn das Manuscript seines in der Vorbereitung zur Aufführung befindlichen Wallenstein lesen ließ. In Göttingen schloß er sich besonders an Sartorius und Seidenstücker an, besuchte

fleißig die Collegia und vollendete daneben den ersten Theil des Tasso. Am 28. März 1800 nach Jena zurückgekehrt traf er im Schlegel-Schelling'schen Kreise L. Tieck, machte auch die Bekanntschaft von Savigny und ließ sich durch seinen Freund Hufeland, den Juristen, bestimmen, sofort ex tempore zu promoviren. Seine nachträglich geschriebene Dissertation trägt den Titel: „De litt. cambialium acceptatione“, 1801. — Ehe er nach Göttingen zurückkehrte, stellte er sich als Dr. utriusque juris seinem Vater in Hamburg vor und wurde im Familienrathe beschlossen, da schon zwei seiner Brüder Hamburger Rechtsanwalte, der dritte Syndicus der Stadt war, daß er ferner genio indulgiren möge. Unterdessen ward der erste Theil seines Tasso in Jena (in 4°.) gedruckt und die Correctur von A. W. Schlegel gelesen. Am 22. Juli reiste er von Göttingen aus über Cassel, Marburg, Wetzlar an den Rhein, hielt sich rückwärts vier Wochen in Frankfurt auf, verkehrte besonders mit Savigny im Hause Brentano und auf jenes Gute Trages, ging über Würzburg nach Bamberg zu Schelling, wo er den Arzt Hufeland traf, auch Martius und Röschlaub sah. Von hier wollte er nach Wien Schelling mithaben, dieser aber kehrte nach Jena zurück und G. mit ihm. Der Theetisch in Griesen's Stube war wieder der Sammelplatz und wurde da auch viel musicirt, der Eintritt des neuen Jahrhunderts im Frommann'schen Hause gefeiert mit Steffens, Fr. Schlegel, der Veit u. a., in Weimar die Haydn'sche Schöpfung gehört und mit Schelling, Schiller und Hufeland ein Maskenball besucht, fleißig am Tasso fort gearbeitet, so daß der 2. Thl. Michaelis 1801, der 3. Ostern, der 4. Michaelis 1802 erschienen. Sofort begann er die Uebersetzung des Ariost und die unverdrossene Beschäftigung mit dieser schweren Arbeit war ihm ein Trost beim Anfange seiner Schwerhörigkeit, dem Ausbruch der Fichte'schen Händel und Wegziehen vieler Freunde. Der 2. Theil erschien schon Michaelis 1804. Heidelberg war damals im Aufblühen, dort mehrere seiner Jenaischen Freunde, wie Thibaut, Ackermann, H. Voß und einige jüngere angestellt und so siedelte er im Sommer 1806 dahin über, mit welchen Hoffnungen sagt das Gedicht „Burschenleben“ (Thl. II. 25), aber schon im Herbste 1807 schreibt er voll Sehnsucht nach Jena an Berger und ein Jahr darauf war er wieder in dieser „Heimath seines Herzens“, wohin auch die Schwestern der Frau Frommann aus Lübeck gezogen waren, die sich ebenfalls des Landsmanns freundlich annahmen, weiter v. Knebel, Luden, Fahrenkrüger, Seidenstücker, Kieser, Oken. In Jena herrschte auch in der Zeit des schwersten Druckes der Franzosenzeit ächt deutsche Gesinnung und als endlich das Joch gebrochen war, entwickelte sich ein reges politisches und geselliges Leben, an dem G. den lebhaftesten Antheil nahm, wie auch an der Stiftung der Burschenschaft (12. Juni 1815), denn an dem Leben mit der Jugend hatte er stets seine Freude und stimmte ein in ihre frohen Gesänge. — Noch während der Franzosenzeit hatte er die Uebersetzung des Calderon angefangen und nach einem Aufenthalte in Hamburg und bei Berger's in Kiel besuchte er im Sommer 1819 den Verleger der ersten Theile, Parthey, in Berlin, 1822 von Wiesbaden aus, wo er vergeblich Heilung seiner zunehmenden Taubheit gesucht, Stuttgart, befreundete sich mit G. Schwab, Uhland, Haug u. a. Als nun die beiden Schwestern der Frommann zu den Söhnen der älteren dahin übergesiedelt waren, folgte er ihnen, 1. August 1824, bearbeitete dort die zweite Auflage seines Ariost und machte durch Bohns die Bekanntschaft des Buchhändlers Löflund, der seine Gedichte und die Uebersetzungen von Fortiguerra's Richardett und Bojardo's verliebtem Roland verlegte. Trotz aller Freundschaft, die er hier genoß soweit seine Taubheit es erlaubte, zog es ihn doch nach Jena zurück, wo er 1827 wieder sein altes Quartier am Lobdenthor bezog. Im Herbste 1830 starb Frau Frommann, im Januar 1831 seine theure Schwester Stresow in Hamburg und

im April befiel ihn die in seiner Familie erbliche Gicht und lähmte seine Hände so, daß er seinen geliebten Flügel nicht mehr benutzen, nur mit Mühe noch schreiben und Karten spielen konnte. Sein ererbtes Vermögen hatte er wahrscheinlich schon früher verloren. Goethe's Tod 1832 erschütterte ihn tief und im September 1837 starb auch sein ältester Jenaischer Freund, Frommann. Schon wiederholt hatten ihn seine Hamburger Verwandten vergeblich aufgefordert, dorthin zurückzukehren. Endlich machte sich sein jüngster Bruder Franz mit seiner thatkräftigen Frau auf und entführte ihn im Spätherbst 1837 mit sanfter Gewalt nach Hamburg, wo er im folgenden Jahre den verliebten Roland des Bojardo vollendete. Trotz der sorgsamsten Pflege der Seinigen und der vortrefflichen Elise Campe, die auch das 1855 bei Brockhaus als Manuscript erschienene Leben von G. herausgegeben hat, und trotz der in Jena schmerzlich vermißten guten Hamburger Kost konnte er sich doch dort nicht eingewöhnen. Zu seinen alten Uebeln trat 1841 noch die Mundfäule mit allen ihren Beschwerden. Unter diesen Umständen hatte er von dem ihm durch Friedrich Wilhelm IV. ausgesetzten Gnadengehalte (300 Thaler) nur die Freude, von diesem edlen Fürsten anerkannt zu sein, aber wenig Genuß, denn schon am 9. Febr. 1842, zwei Tage nach dem Antritte seines 67. Jahrs, endigten mit seinem Tode seine Leiden. Das ersparte ihm die Schrecken des furchtbaren Brandes seiner Vaterstadt zu erleben, der sich bis nahe an seine Wohnung erstreckte. G. war nicht verheirathet, hat auch wol nie heirathen wollen, obwol sein Herz nicht unempfänglich war, wovon seine Gedichte beredtes Zeugniß geben. Er besaß große Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, was ihm Natur, Kunst, Poesie, Musik, Umgang mit gebildeten Menschen, vor allem die Freundschaft boten, welcher er eine Art Cultus und die größte Treue widmete. Bei seiner nicht gerade schöpferischen Begabung traf er das Rechte, indem er das Uebersetzen zum Lebensberuf erwählte, aber auch unter seinen eigenen Gedichten, die leider zu wenig gekannt sind, fehlt es nicht an solchen von ächt dichterischem Schwunge, z. B. dem „An die Entfernten“ (Th. I. S. 157); in allen herrscht Vollendung der Form, ungezwungene Grazie, harmloser Humor. Seine Gelegenheitsgedichte (Th. II. S. 3—85) sind freilich ohne Kenntniß der Personen und Zustände nicht alle verständlich. Seinen Uebersetzungen widmete er in Absicht auf Treue, Rhythmus und Reim den eisernsten Fleiß. Sie sind der Beweis seiner seltenen Herrschaft über die deutsche Sprache. Das verlangte er aber auch anerkannt zu sehen und fühlte sich sehr verletzt, wenn er nicht genug gelobt oder gar getadelt wurde, wie er überhaupt sehr reizbar war. Doch verrauchte seine Hitze schnell und trennte ihn nie von seinen Freunden, nur Nachdruckern und „Nachübersetzern“ verzieh er nicht (II. 70, 78). Sein guter Humor verließ ihn selbst in den durch Alter, Krankheit und Vereinsamung verdüsterten Jahren nie ganz, sondern sprühte noch aus den bittersten Klagebriefen in einzelnen Funken hervor.

Nach E. Campe's Leben von J. D. Gries, Leipzig, Brockhaus 1855 und eigenen Erinnerungen. Fr. Joh. Frommann.

Griesbach: Johann Jacob G., der berühmte Textkritiker des neuen Testamentes, wurde am 4. Januar 1745 zu Butzbach in Hessen-Darmstadt geboren, wo sein Vater, Konrad Kaspar G. (geb. 1705), damals als Prediger stand. Seine Mutter war Johanna Dorothea, geb. Rambach, Tochter des bekannten Gießener Theologen Johann Jacob Rambach, dessen Vornamen auf den Enkel übergingen. Wie ihr Vater einer der ausgezeichnetsten Schüler August Hermann Francke's war, so war auch Griesbach's Mutter eine ebenso sehr durch umfassende Kenntnisse, als durch ernste Frömmigkeit hervorragende Frau. Der Vater Griesbach's war noch im J. 1745 nach Sachsenhausen und von hier im

J. 1747 nach Frankfurt a. M. versetzt, wo er im J. 1767 Consistorialrath ward und am 24. September 1777 starb. Der Kreis, in welchem der junge G. hier heranwuchs, ist aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ allgemein bekannt; Goethe gedenkt hier auch der Mutter Griesbach's neben dem Fräulein v. Klettenberg und schildert sie als die „vorzüglichste“ Frau dieses Kreises, die aber „zu streng, zu trocken, zu gelehrt“ schien; „sie wußte, dachte, umfaßte mehr als die andern, die sich mit der Entwickelung ihres Gefühls begnügten, und war ihnen daher lästig, weil nicht jede einen so großen Apparat auf dem Wege zur Seligkeit mit sich führen konnte und wollte“. (Vgl. Goethe's Werke, Hempel, Bd. XXI. S. 116.) Nach dem eigenen Zeugnisse des Sohnes hat die Mutter einen sehr großen Einfluß auf seine Entwickelung gehabt; vielleicht einziges Kind war er, da der Vater durch seine amtliche Thätigkeit sehr in Anspruch genommen war, ihrer gewissenhaften Sorgfalt in der Erziehung zumeist überlassen; die aufrichtige und ernste Frömmigkeit, die ein Hauptzug Griesbach's blieb und ihn auch in der Blüthezeit des Rationalismus persönlich der kirchlichen Lehre zugethan bleiben ließ, und dabei das entschiedene Bedürfniß, bei allen Untersuchungen gründlich zu verfahren und sich nicht an halben Resultaten genügen zu lassen, mögen bei ihm ein mütterliches Erbtheil sein, während er die Anlage für praktische Dinge und Neigung und Geschick zu Verwaltungen wol mehr vom Vater erhalten hat. Unter seinen Lehrern hat besonders der gleichfalls aus „Dichtung und Wahrheit“ bekannte Frankfurter Rector Johann Georg Albrecht (geb. im September 1684, nach anderer Angabe 1694, seit 1728 Conrector, seit 1747 zugleich Rector adjunctus und seit 1758 Rector des Gymnasiums bis 1766, † 1770) sich um ihn verdient gemacht; neben diesem Johann Georg Purmann (seit Michaelis 1759 Conrector, später dann Albrecht's Nachfolger im Rectorat, † 1813). Im Frühjahr 1762 bezog G. die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren; er hörte hier zunächst philosophische Vorlesungen, dann aber auch die Theologen Reuß, Cotta und Sartorius, welche sämmtlich Gegner der beginnenden Aufklärung waren. Erst um Michaelis 1764 verließ er Tübingen und wandte sich nun zunächst nach Halle, wo er zwei Jahre blieb und außer dem älteren Knapp und Nösselt besonders schon Semler hörte; dieser, mit welchem G. hernach näher befreundet ward, wurde die Veranlassung, daß er sich überhaupt kritischen und dann namentlich Studien über die Textgeschichte des Neuen Testamentes zuwandte. Wahrscheinlich hauptsächlich um Johann August Ernesti zu hören, aber auch um bei Johann Jacob Reiske Orientalia zu studiren, ging G. darauf im Oktober 1766 nach Leipzig, wo er mit Gellert bekannt wurde und mit Goethe verkehrte (vgl. Goethe's Werke, Hempel, Bd. XXI. S. 339); nach einem Jahre kehrte er dann wieder nach Halle zurück. Hier setzte er seine neutestamentlichen Studien unter Semler's Anleitung fort und bereitete sich weiter auf eine akademische Thätigkeit vor. Am 22. October 1768 wurde er Magister der Philosophie. Doch wollte er, ehe er sich habilitirte, noch eine größere Reise machen, zumal um auf auswärtigen Bibliotheken Forschungen für Geschichte und Kritik des neutestamentlichen Textes anzustellen. Im Winter 1768 auf 69 traf er in Frankfurt a. M. die näheren Vorbereitungen zu dieser Reise; im April 1769 verließ er Frankfurt und ging, nachdem er mehrere deutsche Städte besucht hatte, nach Holland und sodann nach England, wo er im September 1769 eintraf und 10 Monate verweilte. Hier arbeitete er im brittischen Museum, in Oxford und Cambridge an der Vergleichung von Handschriften des Neuen Testaments und der Kirchenväter und legte sich die großen Sammlungen an, die er später für seine Ausgaben des Neuen Testamentes verwerthete. Im Juni 1770 ging er nach Paris, wo er vier Monate denselben Studien widmete. Am 6. October

1770 traf er dann wieder nach $1^1/_2$jähriger Abwesenheit in Frankfurt ein. Zunächst blieb er hier, um seine Collectaneen durchzuarbeiten und sich nun noch näher auf seine Habilitation vorzubereiten. Ende März 1771 ging er darauf wieder nach Halle, wo er zunächst bei Semler wohnte, und habilitirte sich nun alsbald mit einer Dissertation, „De codicibus quatuor evangeliorum Origenianis“. Noch im Sommer 1771 eröffnete er seine Vorlesungen und zwar mit großem Erfolge. Am 25. Februar 1773 schon ward er zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt; vom 1. Mai 1774 datirt die Vorrede der ersten Abtheilung seiner ersten Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes, durch deren Herausgabe er seinen Beruf zur neutestamentlichen Kritik über allen Zweifel erhob. Nachdem er sich noch in Halle am 16. April 1775 mit Friederike Juliane Schütz verheirathet hatte, erhielt er am 17. Juni 1775 einen Ruf als (dritter) ordentlicher Professor der Theologie nach Jena; am 2. December wurde er in dieses Amt eingeführt, in welchem er dann mehr als 36 Jahre bis zu seinem Tode verblieb; Berufungen an andere Universitäten lehnte er mehrfach ab. In Jena wurde er am 7. Februar 1777 Dr. theol. und erhielt nach und nach ein akademisches Ehrenamt nach dem andern; im J. 1780 schon ward er zum ersten Male und hernach öfter Prorector. Seit 1782 war er Prälat und Deputirter der jenaischen Landschaft auf dem Landtage, auf welchem er bis zum J. 1811 ein angesehenes Mitglied war; er zeichnete sich hier durch seine Theilnahme an den Berathungen über das Steuerwesen aus, wie er denn überhaupt sich gern an den öffentlichen Angelegenheiten betheiligte und wegen seiner besonderen Befähigung hierfür vielfach dazu veranlaßt wurde. Anfangs hielt er täglich drei Vorlesungen, hernach zwei; außer über neutestamentliche Exegese las er gewöhnlich ein kirchenhistorisches Colleg und außerdem etwa Einleitung ins Neue Testament, biblische Hermeneutik oder auch populäre Dogmatik. Im Frühjahr 1810 unternahm er eine größere Reise nach Frankfurt a/M., Süddeutschland und der Schweiz. Im Sommer 1811 fiel er in eine ernste Krankheit; er machte zwar noch im Oktober einen Versuch zur Wiederaufnahme seiner Vorlesungen, mußte dieselben aber im Januar 1812 ganz aufgeben. Am 24. März 1812, dem Dienstag in der stillen Woche, starb er; am Charfreitag wurde er begraben. — Griesbach's Verdienste um die neutestamentliche Textkritik sind allgemein anerkannt und werden in der Geschichte der biblischen Wissenschaft nie vergessen werden, obschon weder seine Methode noch seine Resultate den heutigen Ansprüchen genügen und durch die Arbeiten Lachmann's und vor allem Tischendorf's und neuerdings einiger englischer Theologen längst überholt sind. G. war der erste, welcher den neutestamentlichen Text selbst auf Grund des Zeugnisses der Handschriften an vielen Stellen anders drucken zu lassen wagte, als es in der damals allein verbreiteten Textesgestalt, dem sogenannten „Textus receptus“, der, obwol an sich völlig werthlos, ein fast canonisches Ansehen genoß, herkömmlich war, — ein Verfahren, welches Joh. Albr. Bengel (vgl. Bd. II. S. 331), der einzige deutsche Theologe, den man Griesbach's Vorläufer nennen kann, nur an einigen ganz wenigen Stellen (abgesehen von der Apokalypse) und auch an diesen nur in dem Falle, wenn die betreffende neue Lesart schon einmal in einer angesehenen Ausgabe gedruckt worden war, einzuschlagen den Muth gehabt hatte, und welches Wetstein anzuwenden durch seine Gegner sich hatte verhindern lassen. Hierin ward Griesbach's Verfahren bahnbrechend, und es ist nur zu bedauern, daß er überhaupt noch auf den Textus receptus Rücksicht nahm und die zweifelsohne besseren Lesarten der Handschriften oder Kirchenväter, soweit er sie kannte, als Emendationen an diesem Texte anbrachte. Durch eigene Vergleichung von Handschriften auf seinen Reisen und Untersuchung aller neutestamentlichen Citate in den Schriften

des Clemens von Alexandrien und des Origenes bereicherte und verbesserte er den kritischen Apparat seiner Vorgänger. Nach den Lesarten theilte er sowol die vorhandenen Handschriften als die Textgestaltungen, welche den Kirchenvätern vorgelegen hatten, in drei Familien, die er Recensionen nannte, die occidentalische, die orientalische und die byzantinische, und legte hierdurch den Grund zu einer Textgeschichte; es ist dieses das Griesbach'sche Recensionensystem, in welchem er schon von Bengel geäußerte Gedanken (Bengel unterschied zwei Familien), welche dann Semler weiter ausgebildet hatte, in eine festere Gestalt brachte und zu einer vollständigen Theorie ausarbeitete; und wenn diese sich dann auch nicht vor der weiteren Forschung als unanfechtbar erwiesen hat, vielmehr jetzt selbst der Geschichte angehört, so ist es Griesbach's Ruhm, der Begründer dieser wichtigen Wissenschaft zu sein, durch welche der biblischen Textkritik, die vorher eigentlich nur Varianten zu sammeln und zu zählen verstand, eine feste Grundlage gegeben ist. Er stellte dann auch als Folge seines Recensionensystems bestimmte kritische Grundsätze auf, die sich ihm in der weiteren Anwendung zu eigentlichen normativen Bestimmungen, die er in kurze Sätze zusammenfaßte, ausbildeten, nach welchen dann jedesmal die Entscheidung für eine Lesart mit größerer oder geringerer Sicherheit zu treffen war. Das Resultat dieser Arbeiten liegt in seinen verschiedenen Ausgaben des Neuen Testamentes vor, deren erste zuerst 1774 und 75 in 3 Abtheilungen erschien; eine zweite Hauptausgabe erschien 1796 und 1806 in zwei Bänden; eine dritte Bearbeitung kam in einer Prachtausgabe in vier Folianten 1803—7 zu Leipzig bei Goeschen heraus; der Text dieser letzten Ausgabe wurde dann vielfach in Handausgaben wieder gedruckt und wird in England und Amerika noch als Griesbach'sche Ausgabe verbreitet. Vom ersten Bande der zweiten Ausgabe lieferte David Schulz 1827 eine neue Auflage. Seine kritischen Grundsätze hat G. in mehreren besonderen Schriften und Abhandlungen, hauptsächlich dann aber in der Vorrede zum ersten Theil der zweiten Hauptausgabe (1796) veröffentlicht. Von seinen übrigen Schriften ist besonders zu nennen seine „Anleitung zur gelehrten Kenntniß der Dogmatik", hernach „Anleitung zum Studium der populären Dogmatik" genannt, welche in den Jahren 1779—89 in 4 Auflagen erschien und zur Beurtheilung seines theologischen Standpunktes, der etwa der einer milden Orthodoxie ist, von Interesse bleibt. Seine kleineren Schriften, meistens Programme, gab Gabler nach seinem Tode in zwei Bänden heraus.

Henr. Car. Abr. Eichstadii opuscula oratoria, Ed. II, Jenae 1850. J. Hasemann in Ersch und Gruber I, Bd. 91, S. 28—35 (1871). Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. und 19. Jahrhundert, Bd. I, Neustadt a. d. O. 1831, S. 531—42, wo ein Verzeichniß seiner Schriften. Ueber Griesbach's Verdienste um die neutestamentliche Textkritik sind die Prolegomena Tischendorf's zu den Ausgaben des N. T., außerdem der Artikel „Bibeltext des Neuen Testaments" in der Real-Encyklopädie für prot. Theol. und Kirche von Herzog und Plitt, 2. Aufl., Bd. II, S. 423 f. zu vergleichen; ferner jede Einleitung ins Neue Testament. Bertheau.

Grieshaber: Franz Karl G., deutscher Philolog. Geboren am 12. December 1798 zu Endingen, besuchte er die Schule zu Freiburg im Breisgau und widmete sich ebendaselbst dem Studium der Theologie, mit der er nach dem Beispiele seines geliebten Lehrers Johann Leonhard Hug das der Philologie zu verbinden suchte. Im J. 1821 empfing er die Priesterweihe und wurde Gymnasiallehrer zu Freiburg, 1827 zu Rastatt. Seit 1857 im Ruhestande, brachte er seine letzten Lebensjahre in Freiburg zu, wo er am 20. December 1866 starb. Er war ein eifriger Sammler; schon als Student besaß er eine große Bibliothek; aus Handschriften in seinem eigenen Besitze ließ er „Deutsche

Predigten des 13. Jahrhunderts“ (Stuttgart 1844, 1846) und die „Oberrheinische Chronik“ (Rastatt 1850) drucken. In der Geschichte der deutschen Philologie steht er dicht neben seinem Freunde, dem Freiherrn v. Laßberg; nur daß außer dem Mittelalter ihm auch das classische Alterthum ein lebendiger Besitz geworden war. Sein schöner Enthusiasmus umfaßt das Locale und Heimathliche mit besonderer Liebe. Die Sammlung „Vaterländisches“ (Rastatt 1842) ist dafür am meisten charakteristisch: eine Schulrede, Beschreibung eines Schulfestes, Beschreibung von Kunstwerken, lateinische Oden, endlich „Aeltere noch ungedruckte Sprachdenkmäler religiösen Inhaltes“ (diese auch besonders erschienen); alles zur Verherrlichung des geistigen Lebens, der künstlerischen und litterarischen Thätigkeit im Großherzogthum Baden; durchweg ein höchst unbefangener persönlicher Ton, der eigene Erlebnisse und die Beziehungen zu seinen Freunden fortwährend mit den Gegenständen seiner Behandlung verwebt und dabei wieder hauptsächlich die Freunde als Publicum zu denken scheint. Wissenschaftlich am höchsten steht die Einleitung zu den Predigten, worin er mehrseitige eingehende Charakteristik versucht; die Humanität des alten Predigers erregt seine ganze Sympathie: er war selbst eine humane, milde, echt religiöse Natur; ein freisinniger, toleranter Katholik josephinischer Richtung.

Augsb. Allgem. Zeitung 1867, 6. Januar, Beilage; F. L. Dammert in v. Weech's Badischen Biographien, I. 319. Scherer.

Griesheim: Christian Ludewig v. G., Cameralist, war geboren im J. 1709. Einer im Fürstenthum Gotha begüterten Familie angehörig, verlegte er sich nach absolvirten Universitätsstudien auf praktische Landwirthschaft, machte Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn und Dänemark, um sich in der „praktischen Regiments- und Cameralistenkunst“ zu üben; als Landstand des Fürstenthums Gotha, wegen der Herrschaften Herde und Lodersleben, sowie als fürstlich sachsen-gothaischer Oberamtshauptmann, Hof- und Consistorialrath fand er vielseitige Gelegenheit zur Verwerthung seiner praktischen Kenntnisse auf dem Gebiete der Verwaltung. Um das J. 1752 wurde er jedoch, aus Ursachen, über welche er sich selbst nie aussprach, von seinen Aemtern entlassen und scheint gleichzeitig auch seinem Vaterlande für immer den Rücken gewendet zu haben. Wir finden ihn von nun an unabläßig mit theoretischen Studien über Cameralwissenschaft beschäftigt, bald in Berlin, bald in Hamburg, Hannover, Braunschweig, Wien ꝛc., überall in finanzieller Bedrängniß vergebens cameralistische Projecte und Dienste anbietend. 1755 trat er in besondere Beziehungen zu dem damals berühmten Professor Georg H. Zinke in Braunschweig, auf dessen Empfehlung hin er den Tractat von Verbesserung des Adels anonym veröffentlichte „theils zu gemeinnützigen Absichten, theils zum Gebrauch meiner Kinder, das väterliche Herz sollte abwesend sprechen“. Ein längerer Aufenthalt in Hamburg gab ihm sodann Veranlassung zu der Schrift: „Die Stadt Hamburg in ihrem politischen, ökonomischen und sittlichen Zustande“, 1759, mit einem Band Anmerkungen und Zugaben, und in neuer Auflage 1760, wodurch G. schnell zu einiger Berühmtheit gelangte, da er es verstand, mit praktischem Blicke die charakteristischen Merkmale öffentlicher Zustände und Einrichtungen herauszufinden und sie unter den gangbaren Gesichtspunkten der damals zur Modeneigung gewordenen Cameralwissenschaft zu beleuchten. Einen bleibenden wissenschaftlichen Werth hat jedoch diese Schrift ebensowenig, wie die etwas später erschienenen „Beiträge zur Aufnahme des blühenden Wohlstandes der Staaten“, 1. Bd. 1762, 2. Bd. 1767. Die letzten sieben Jahre seines Lebens verbrachte er bei dem Major von Nostitz in Ullersdorf bei Görlitz, wo er am 10. October 1767 starb.

Meusel, Lex., gibt ein Verzeichniß seiner Schriften. Otto, Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller, Bd. I. Abth. 2, S. 521 f. Inama.

Griesheim: Heinrich Christoph v. G., Publicist und Staatsmann, geb. zu Griesheim a. d. Ilm am 4. Januar 1598. Frühentwickelt bezog er, fast noch ein Knabe, die Universitäten Jena, wo er schon 1615 eine Dissertation vertheidigte, Helmstädt und (1619) Rostock. Hier erschien 1620 von ihm in sechs Dissertationen eine staatsrechtliche Arbeit, „Jurisprudentiae publicae Romano-Germanicae brevis delineatio“, welche sowol durch die Neuheit des Gegenstandes, wie durch die Gelehrsamkeit des jungen Verfassers so großes Aufsehen erregte, daß G. vom Grafen Ernst von Schaumburg, dem Gründer der Universität Rinteln, 1621 als erster Professor der Rechte nach Rinteln berufen ward, von wo er 1625 nach Marburg ging. Hier trat er zum Katholicismus über und ward nun vom Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm als geheimer Rath nach Düsseldorf, bald darauf aber vom Kurfürsten Anselm Casimir von Mainz als Oberamtmann der Aemter Amöneburg, Fritzlar, Neustadt und Numburg nach Fritzlar berufen. Bei der Einnahme dieser Stadt durch Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel am 9. September 1631 gefangen genommen, blieb er erst in Kassel, dann in Erfurt bis 1638 in Haft, während welcher Zeit er eine „Beschreibung des langwierigen Gefängnisses Ludewigs, Grafen zu Gleichen“ (gedruckt Erfurt 1642 fol.) verfaßte. Seit 1643 erscheint er mit Aufträgen des mainzischen Kurfürsten und des Königs Wladislaus IV. von Polen bei den Friedensverhandlungen zu Osnabrück, scheint aber hier eine sehr zweideutige Rolle gespielt zu haben, in die ein unmäßiger und unruhiger Ehrgeiz ihn drängen mochte, der wol überhaupt daran Schuld ist, daß sein späteres Leben den glänzenden Versprechungen seiner Jugend nicht entsprochen hat. 1649 ward er vom Kurfürsten Johann Philipp von Mainz als subdelegirter Minister zu den Executionsverhandlungen nach Nürnberg geschickt, wo ihn auch die fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen des Eingebenden unter ihre Mitglieder aufnahm. Später soll er als Director des Wetzlarer Districtes in darmstädtischen Diensten gestanden haben. Doch ist Näheres weder hierüber, noch über die Zeit seines Todes bekannt. — Seine weiteren Schriften, sämmtlich kleine Discurse und Dissertationen, behandeln Gegenstände des Deutschen Staatsrechts.

Vgl. F. Th. Richter bei Ersch und Gruber I. 91, S. 36 ff., nach Jugler, Beitr. z. jurist. Biogr. Bd. VI. S. 18 ff. Nova acta erudit. 1740, P. I. p. 229. Löscher, Unschuldige Nachrichten 1713, S. 186 ff. u. A.

v. L.

Griesheim: Karl Gustav Julius v. G. wurde am 16. Juli 1798 zu Berlin geboren. Sein Vater stand damals als Hauptmann im Infanterie-Regiment v. Götz; seine Mutter war eine geb. v. Sartorius aus Braunschweig. Die Verhältnisse, unter denen der Knabe während der wüsten Kriegsjahre aufwuchs, waren düster und bedrückt; aber sie beugten ihn nicht nieder, sondern stählten ihn. Vom zehnten Jahre ab besuchte G. das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Berlin und wußte es durchzusetzen, daß er schon im November 1813 von Schleiermacher eingesegnet wurde, um an dem Befreiungskriege theilnehmen zu können. Er wurde dem 2. Garderegiment zu Fuß zugetheilt, wegen körperlicher Schwäche jedoch erst am 7. August 1814 wirklich eingestellt. In Folge dessen verlebte G. die Zeit der Feldzüge von 1814 und 1815 zu seinem Schmerze im Depot oder im Ersatz-Transport, wurde indessen am 3. Juli 1815 zum Offizier befördert und zog mit in Paris ein. Ein gewissenhaft geführtes Tagebuch läßt den bedeutsamen Einfluß erkennen, den diese Märsche, dieser Aufenthalt in Feindesland und in Paris auf den Jüngling ausgeübt. Seine Tüchtigkeit wurde anerkannt, indem er schon 1819 zum Regimentsadjutanten und Auditeur-

offizier für alle drei Bataillone ernannt wurde. In dieser Doppelstellung legte er die ersten Proben seiner später so glänzend bewährten Arbeitsfähigkeit ab und erwarb sich bedeutende juristische Kenntnisse. Nebenbei gewann er Zeit, Ritter, Erman, Hegel und Humboldt zu hören, und zwar so gründlich, daß bei der Herausgabe von Hegel's philosophischen Vorlesungen, Prof. Gans auf Griesheim's Hefte zurückgriff, als auf das vollständigste vorhandene Material. Auch zu dem auserlesenen Kreise der Mitarbeiter an den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ gehörte damals G. — Im J. 1830 vermählte er sich mit Frl. Elise v. Korff; 1831 wurde er zum Hauptmann und Chef der 7. Compagnie 2. Garderegiments ernannt, und sechs Jahre später veröffentlichte er sein vortreffliches Handbuch: „Der Compagnie-Dienst“, dessen Widmung S. K. H. der Prinz von Preußen annahm. Wol in Folge dieser Leistung wurde G. in die Armee-Abtheilung des Kriegsministeriums commandirt und bald darauf auch als Lehrer der Taktik an der damaligen „Allgemeinen Kriegsschule“ (jetzt Kriegsakademie) angestellt. In diesem Verhältnisse blieb er ein Jahrzehnt, und vorübergehend hat er auch an der „Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule“ gelesen. 1839 wurde er Major. Von hoher Bedeutung war Griesheim's Wirksamkeit im Kriegsministerium, wenn sich auch die Einzelheiten derselben — der Natur jeder Beamtenthätigkeit entsprechend — der Darstellung entziehen. Unter neun auf einander folgenden Kriegsministern (v. Rauch, v. Boyen, v. Rohr, v. Reyher, Graf von Canitz, v. Schreckenstein, v. Pfuel, v. Strotha und v. Stockhausen) hat er die ersprießlichsten Dienste geleistet. Zu seinen Hauptarbeiten gehören die Bezirkseintheilung der Landwehr von 1842 und der Mobilmachungsplan von 1844. Auch an der endgiltigen Fassung des Exercirreglements von 1847 hatte er wesentlichen Antheil, ebenso an der Errichtung der Centralturnanstalt, zu deren Director er 1847 ernannt wurde. In demselben Jahre wurde G. zum Oberstlieutenant befördert, nachdem er schon früher Vorsteher der Armeeabtheilung geworden, und bald darauf sah er sich mit der Direction des Allgemeinen Kriegsdepartements betraut, eine Stellung, zu der bisher nur ältere Generale berufen zu werden pflegten und die ihn nun dem politischen Treiben der Revolutionsperiode sehr nahe rückte. In dieser Zeit schrieb G., allerdings anonym, aber doch mit weitgeöffnetem Visir, mehrere Flugschriften: „Ueber den Krieg mit Rußland“, April 1848; „Ueber die Dauer der gesetzlichen Dienstzeit in der preußischen Armee“; „Das Cadettencorps sonst und jetzt“, und „Die deutsche Centralgewalt und die preußische Armee“ (23. Juli 1848), von denen namentlich die letztere einen Sturm des Unwillens und der leidenschaftlichsten Entgegnungen seitens der Linken hervorrief. Dennoch übte Griesheim's Broschüre unzweifelhaft einen mäßigenden Einfluß auf die damals im Gange befindliche Arbeit an dem „Entwurf des Wehrausschusses zu einem Gesetz über die deutsche Wehrverfassung“, und die Schrift, welche G. auch gegen diesen Entwurf im October 1848 unter dem Titel „Kritische Bemerkungen über den Entwurf ꝛc.“ herausgab, ist daher auch in einem milderen, mehr sachlichen Tone geschrieben, als das erste, allerdings sehr schneidige Libell. Die Dienste, welche G. den schnell aufeinander folgenden Kriegsministern leistete, sind hoch anzuschlagen. Er vertrat dieselben in der Nationalversammlung, und hier erstattete er im Juni 1848 den niederschmetternden Bericht über den schmachvollen Zeughaussturm; er schloß die, nicht blos für jene Zeit wichtigen Militärconventionen mit Mecklenburg-Strelitz (2. April 1849), Anhalt-Dessau und Köthen (27. April 1849), Bernburg (16. Mai 1849), Mecklenburg-Schwerin (22. Mai 1849) und Braunschweig (1. December 1849); er wurde im Februar 1849 Abgeordneter für den Wahlkreis Teltow-Storkow-Beeskow und entfaltete überhaupt eine wahrhaft heroische Arbeitskraft. Durch Cabinetsordre vom 14. Mai 1850 wurde

Oberst v. G. zum ersten Commandanten von Coblenz ernannt, Ausgangs November dieses Jahres aber wieder als Chef des Stabes der unter die Befehle des Prinzen von Preußen gestellten Armeecorps nach Berlin berufen. Nach Eintritt der Demobilmachung kehrte G. nach Coblenz zurück, wo er einen großen Theil seiner Zeit wissenschaftlichen Arbeiten zuwendete. Man war damals auf dem besten Wege, mit den bei der Mobilmachung bemerkten Schwächen und Mängeln der preußischen Heereseinrichtung diese selbst in allen ihren Grundlagen zu verdammen. Dem trat G. in seiner „Lebensfragen der Landwehr" betitelten, im October 1851 erschienenen Flugschrift entgegen, indem er eindringlich davor warnte, „das alte wohnliche, im Ganzen vortreffliche Gebäude, einiger Risse wegen abzutragen". — Im März 1853 wurde G. Generalmajor. Schon aber harrte seiner der Tod. Die sogenannte Bright'sche Krankheit raffte ihn am 1. Januar 1854 dahin. — Im folgenden Jahre gab der Premierlieutenant A. v. Horn, sein ehemaliger Zuhörer an der Kriegsschule, die „Vorlesungen über die Taktik" als „hinterlassenes Werk des Generals Gustav v. G." heraus, ein Buch, welches von großem Einfluß auf die militärische Bildung des preußischen Officierscorps gewesen ist. — G. war eine Persönlichkeit von hoher Pflichttreue, voll Selbstbewußtsein, aber ohne Dünkel. Er hatte wenige, doch treu ergebene Freunde; er hatte Widersacher, niemals Feinde; denn selbst die von ihm Abgestoßenen mußten ihn hochachten.

Beiheft z. Milit.-Wochenbl. für Jan. 1854. Jähns.

Griesinger: Georg Friedrich G., Theolog, geboren am 16. März 1734 zu Marschalkenzimmern bei Sulz a. N., gestorben in Stuttgart am 17. April 1828. Seit 1766 Geistlicher an mehreren Kirchen Stuttgarts, 1786—1822 wirkliches und dann bis zu seinem späten Tode noch thätiges Ehrenmitglied des Consistoriums — war G. unter den württembergischen Theologen, die sich in Wissenschaft und Kirchenleitung einen Namen gemacht haben, der einzige Vertreter des Rationalismus seiner Zeit, in der Heimat als Aufklärer, besonders als Urheber des Kirchengesangbuchs von 1791, viel angefochten, dagegen von dem Neuwürttemberger J. G. Pahl (Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, S. 416 ff.) und von Paulus (Sophronizon, VI. 78) lebhaft vertheidigt. Von seinen Schriften verdienen erwähnt zu werden: sein Antheil an den zum Vorlesen in der Kirche amtlich herausgegebenen „Summarien", Auslegung des Evangeliums Johannis, 1786, und seine „Bibel nach den neuesten Uebersetzungen mit Einleitungen und Inhaltsanzeigen", 1824. J. Hartmann.

Griesinger: Jacob G., geboren zu Ulm 1407, gestorben zu Bologna den 11. October 1491, zweiter Sohn des Ulmer Kaufmanns Dietrich G., brachte den größten Theil seines Lebens in Italien zu. Als Jüngling von 25 Jahren pilgerte er nach Rom; da es ihm aber an Mitteln zur Heimreise gebrach, wandte er sich nach Neapel und ließ sich für das Heer König Alfons' V. anwerben, jedoch angewidert durch das Treiben der raublustigen Söldnerbanden verließ er ihre Reihen und trat in die Privatdienste eines adlichen Rechtsgelehrten in Capua. Nachdem er fünf Jahre in dessen Hause zugebracht, riß er sich los, um endlich die Heimath wiederzusehen. Allein auf der Rückreise machte er längeren Halt in Bologna und dort reifte in ihm der Entschluß, bei den Dominicanern, deren ernste Frömmigkeit ihm imponirte, als Novize einzutreten (um 1437 oder 1438). So blieb er denn zeitlebens im Kloster S. Domenico zu Bologna als Laienbruder. Während er es an keiner mönchischen Tugend fehlen ließ, suchte er für seine fleißige und geschickte Hand einen Beruf in der Glasmalerei, welche damals vorzugsweise in Klöstern gepflegt wurde. Er schmückte zunächst sein Kloster und die dazu gehörige Kirche mit Proben seiner Kunstfertigkeit, besonderen Ruhm aber erwarb er sich durch seine Arbeiten für

die städtische Domkirche S. Petronio. Die Behauptung, daß er auch ins Elsaß gekommen sei und dort gemalt habe, ermangelt jeglichen Beleges und ist unvereinbar mit den Nachrichten über seinen Lebensgang. In Bologna allein hat er gewirkt; dort hinterließ er auch Schüler im Kloster S. Domenico selbst. Unter diesen that sich Ambrogino aus Soncino hervor, welcher auch mit G. in Petronio malte. Er setzte seinem Lehrer ein schönes Denkmal in der Biographie, die ursprünglich italienisch abgefaßt und besonders gedruckt (Bologna 1510 und 1613), später in die Acta Sanctorum aufgenommen wurde; es ist darin allerdings über G. ein Heiligenschein ausgegossen, weshalb ihn auch die Glasmalerzunft in Paris zu ihrem zweiten Patron erhob und Papst Leo XII. ihn im J. 1825 selig sprach. Während ihn seine Klosterbrüder unter dem Namen Giacomo Alemanno (Jacobus Teutonicus) kannten, verehrt ihn die katholische Kirche als den sel. Jacob von Ulm. In der Geschichte der Glasmalerei ist ihm kein unbedeutender Platz zu vindiciren, wenn auch sein Wirkungskreis nicht über Bologna hinausging. Ob er aber zu denen zu zählen sei, welche deutsche Kunst nach Italien verpflanzten, ist fraglich. Sein Biograph sagt nirgends, daß er irgend welche Erfahrung in der Glasmalerei aus der Heimath mitgebracht hat. Manches mittelitalienische Kloster (Pisa, Arezzo, Florenz, Perugia) zählte schon ehe G. in Bologna wirkte, in seiner Mitte Mönche, welche in der Glasmalerkunst wohlerfahren waren; wie leicht konnte sich von solchen naheliegenden Herden aus diese Kunstübung auch nach Bologna verpflanzen! Doch wenn auch nicht deutsche Technik, so trug er doch deutsche Kunstanschauungen über die Alpen. Sein Stil mischte sich, wie Jacob Burckhardt sagt, aus deutschem und italienischem Realismus. Leider ist es schwer, Malereien zu finden, welche ganz unzweifelhaft von der Hand dieses Meisters stammen. Was er in S. Domenico malte, ist zerstört; in S. Petronio ist es noch nicht vollkommen gelungen, die von ihm herrührenden Malereien von denen seiner Schüler und Anderer zu scheiden; eine sichere Ueberlieferung über die Urheber liegt nicht vor. Nach einer alten Tradition unter den Glasmalern Frankreichs wäre Jacob von Ulm durch einen glücklichen Zufall Erfinder des sogenannten Kunstgelb geworden; allein neueren Forschungen zufolge war diese Schmelzfarbe bereits im vierzehnten Jahrhundert im Gebrauch.

Der Lebensgang Jac. Griesinger's ist hier geschildert nach Ambrogino's (da Soncino) Biographie desselben, wie sie in lateinischer Uebertragung durch Isidor von Mailand in Acta SS. Boll. Oct. T. 5 p. 790—803 vorliegt (eine andere Uebersetzung bei Surius T. 5 — 1574 — p. 722 ff.), wozu zu vergleichen Melloni, Atti degli uomini illustri in santità nati o morti in Bologna 3, 224—272. Den Geschlechtsnamen G. schöpfte Weyermann, Neue Nachrichten von Ulmer Gelehrten und Künstlern, S. 137, aus Felix Fabri's „Sionspilgerinnen" (ungedr.). Ueber Griesinger's künstlerische Thätigkeit bringt Vinc. Marchese, Memorie dei più insigni pittori, scultori e architetti Domenicani, Ed. 3 T. 1 p. 504 ff., urkundlichen Nachweis. Weiteres zu seiner Charakteristik s. bei Schnaase, Gesch. der bildenden Künste, Bd. 7, 2. Aufl., S. 464, bei Burckhardt, Cicerone, 2. Aufl., S. 865, und bei Wackernagel, Die deutsche Glasmalerei, S. 26. 64. 158 f. Ueber die angebliche Erfindung des Kunstgelb vgl. Levieil in der Description des arts et métiers, T. 21, p. 108, col. 2, not. a, vgl. auch p. 34. Unger, Art. Glasmalerei bei Ersch u. Gruber, S. 59. Labarte, Hist. des arts industriels, 3, 363. Die Wirksamkeit Griesinger's im Elsaß erörtert mit negativem Resultat Gérard, Les artistes d'Alsace pendant le moyen-âge, 2, 342 f. Heyd.

Griesinger: Ludwig Friedrich G., württembergischer Jurist, älterer Bruder des Legationsraths Georg August v. G., geboren am 2. Juni 1767 zu

Stuttgart, gestorben daselbst am 22. Februar 1845. Er studirte in Tübingen die Rechte, begleitete 1797 den Geh. Rath v. Rieger auf einer Gesandtschaftsreise nach London, von wo er über Berlin, Leipzig, Wien und Italien zurückkehrte, und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. 1808 ertheilte ihm die Juristenfacultät in Tübingen den Doctorgrad. In den J. 1815—24 war er wiederholt Mitglied der würtembergischen Ständeversammlung. Sein Hauptwerk ist der „Commentar über das herzoglich württembergische Landrecht", 1793—1808, 10 Bde., mit Sachregister, 1830. Außerdem sind von ihm zu nennen: „Geschichte und neue Theorie der Suität" (1807), „De servitute luminum" (1819) und „Der Büchernachdruck" (1822), worin er die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks behauptete. Auch bearbeitete er von Danz' „Handbuch des heutigen deutschen Privatrechts" den 9. und 10. Band, 1822—23.

Reyscher in der Zeitschrift für deutsches Recht, 9, 504—21. Neuer Nekrolog der Deutschen, 23, 1014 ff. Ersch u. Gruber, 1. Sect. 91, 45 ff.

Steffenhagen.

Griesinger: Wilhelm G., Arzt, geboren den 29. Juli 1817 in Stuttgart, genoß seine Vorbildung am dortigen Gymnasium, bezog Ostern 1834 die Universität Tübingen, welche er, wegen eines Studentenstreiches dimittirt, 1837 auf ein Jahr mit der von Zürich, wo Schönlein wirkte, vertauschen mußte. Von dort zurückgekehrt, absolvirte er die Examina, begab sich auf längere Zeit nach Paris und machte zunächst einen Versuch mit der Privatpraxis, bis er 1840, von seinem Freunde Wunderlich aufmerksam gemacht, die Assistentenstelle an der Irrenheilanstalt Winnenthal unter Director Zeller übernahm. Zwei Jahre später schied er aus dieser Stellung und ließ sich, nachdem er nochmals Paris besucht und kürzere Zeit in Wien verweilt hatte, in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Wieder war es der Einfluß Wunderlich's, welcher ihn der Privatpraxis entzog, indem G. im Herbste 1843 als dessen Assistent an der medicinischen Klinik nach Tübingen ging und sich zugleich als Docent habilitirte. 1847 wurde er außerordentlicher Professor, 1849 nahm er einen Ruf als Ordinarius nach Kiel an, folgte aber schon im ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes einem Anerbieten des Vicekönigs von Egypten, welcher ihm die Leitung des gesammten egyptischen Medicinalwesens und die Direction der medicinischen Schule in Kairo übertrug. Mit getäuschten Hoffnungen kehrte er nach zwei Jahren in seine Heimath zurück, wo er sich nun mit der Verarbeitung des in Egypten gesammelten Materials beschäftigte. Von Ostern 1854 bis dahin 1860 versah er die Professur der inneren Klinik zu Tübingen, dann jene in Zürich, von wo er im März 1865 als Director der Poliklinik und dirigirender Arzt an den Charitéabtheilungen für Gemüthskrankheiten und für Nervenkrankheiten nach Berlin abging. 1867 gab er die Poliklinik ab und widmete sich ganz den Gemüths- und Nervenerkrankungen. Er starb zu Berlin am 26. October 1868 an Lähmung in Folge von Wunddiphtheritis, welche zu einem vom Wurmfortsatz ausgehenden Senkungsabscesse getreten war.

G. gehörte zu dem Kreise jener Aerzte, welche in den vierziger Jahren den Umgestaltungsproceß der deutschen Medicin begannen. Mit seinen Freunden Wunderlich und Roser betheiligte er sich an der Gründung und Herausgabe des Archivs für physiologische Heilkunde, welches die Bekämpfung der Mängel der damaligen deutschen Medicin und die Herbeiführung einer entschiedenen wissenschaftlichen Richtung in derselben zu seinem Programme machte. Neben kritisch-polemischen und speculativen Artikeln lieferte G. bald eine Reihe von positiven Beiträgen, unter welchen besonders hervorzuheben sind die über Gehirn- und Nervenkrankheiten, sowie die in Egypten gesammelten Beobachtungen, welche letztere auch die Veranlassung zur Bearbeitung seines ausgezeichneten Lehrbuches über Infectionskrankheiten bildeten. In

ganz hervorragender Weise wirkte er auf dem Gebiete der Psychiatrie. Schon 1845 erschien als Frucht seines zweijährigen Aufenthaltes in Winnenthal sein Lehrbuch: „Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten", in welchem er bereits neben der noch dominirenden rein psychologischen Auffassung die Resultate der Nervenphysiologie zu verwerthen wußte, der pathologischen Anatomie den gebührenden Platz einräumte und die Therapie auf die Pathologie zu stützen suchte. Das Werk fand besonders in seiner 1861 erschienenen erweiterten Auflage allgemeine Anerkennung und gilt noch heute unbestritten für das beste psychiatrische Lehrbuch. Während seiner Tübinger Wirksamkeit hielt G. über zehn Jahre regelmäßige Vorträge über Psychiatrie und nahm in seine Klinik, so oft sich Gelegenheit bot, Fälle psychischer Erkrankung auf und machte sie, wie jede andere Krankheit, zum Gegenstand klinischer Demonstration und Besprechung. In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Würtemberg stand er auch der Idiotenanstalt Marienberg vor. In Zürich wandelte er die Irrenanstalt im alten Hospitale in eine Klinik um und besorgte die Vorarbeiten und Pläne für die neue cantonale Irrenheilanstalt. Als ihn dann der Ruf nach Berlin traf, machte er es zur ersten Bedingung seiner Annahme, daß ihm neben der Irrenklinik eine neuzuerrichtende für Nervenkranke übergeben werde. Die so oft betonte Zusammengehörigkeit der Psychosen mit den übrigen Nervenkrankheiten war damit zum ersten Male auch äußerlich dargestellt und praktisch durchgeführt; ihre engere Verbindung zu vollziehen, sollte G. leider nicht mehr gelingen. Eine weitere Consequenz dieser Vereinigung war die Herausgabe des Archivs für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, in dessen ersten Heften die Artikel Griesinger's über Irrenanstalten und deren Weiterentwicklung in Deutschland, über die freie Behandlung und über psychiatrische Kliniken alsbald die lebhafteste Discussion hervorriefen. Mitten in derselben starb G., aber heute nach 10 Jahren sind seine Forderungen zum Theil erreicht, zum Theil ihrem Ziele näher gebracht. Die freie Behandlung hat nicht nur im Principe, sondern weithin in der Praxis den Sieg errungen. Die Einführung des psychiatrischen Unterrichtes hat bedeutende Fortschritte gemacht, die endgültige Erfüllung der Griesinger'schen Postulate ist blos noch eine Frage der Zeit. Die Vorschläge zu anderen, insbesondere freieren Verpflegsformen für die Geisteskranken stehen zwar ihrer Durchführung noch sehr ferne, erst kleine Anfänge sind gemacht, aber es ist nicht zu zweifeln, daß die Schwierigkeiten, welche sich ihnen noch entgegenstellen, überwunden werden.

Biogr. von Wunderlich, Archiv für Heilkunde, 10. Jahrgang, 2. Heft. Westphal u. Lazarus, Archiv f. Psychiatrie u. Nervenkrankh., 1. Band, 3. Heft.

Bandorf.

Grießelich: Ludwig G., geboren zu Sinsheim (Baden) am 9. März 1804, gestorben zu Hamburg am 31. August 1848. Nach Vollendung seiner Studien zu Heidelberg, die in seinem 20. Lebensjahre mit seiner Promotion zum Doctor der Medicin ihren Abschluß fanden, wurde G. als Militärarzt angestellt und blieb dieser Laufbahn getreu, bis sein Leben während des Marsches der badisch-hessischen Brigade in den schleswig-holsteinischen Krieg durch einen Sturz vom Pferde, den er auf einem Spazierritte von Hamburg nach Altona erlitt, sein frühes Ende fand. Litterarisch machte sich G. durch verschiedene botanische Arbeiten (u. a. ein populäres „Deutsches Pflanzenbuch"), mehr aber durch seine Schriften über Homöopathie bekannt. Ein eifriger Anhänger der Hahnemann-schen Methode — wenn er auch nicht zu ihren gedankenlosen Nachbetern gehörte — rief G. im J. 1833 den „homöopathischen Verein des Großherzogthums Baden" ins Leben und gab im Namen dieses Vereins eine eigene Zeitschrift „Hygiea" heraus, die im Laufe der Jahre auf 23 Bände anwuchs, deren

Artikel zum großen Theile von G. selbst herrührten. Seine Parteinahme für die Homöopathie verwickelte ihn in zahlreiche litterarische Fehden, die er in einer Reihe polemischer Schriften, nicht ohne Heftigkeit und Leidenschaft auskämpfte. Wenige Jahre vor seinem Tode gab G. noch eine populäre „Gesundheitslehre“ heraus, die zwei Auflagen erlebte.

Vgl. N. Nekrolog d. Deutschen, 26, 565. Daselbst S. 568 u. 571 ein Verzeichniß seiner Schriften. Badische Biographien 1, 320.

v. Weech.

Grifo, Sohn des Karl Martell und der Swanahild, durch seine Mutter Großneffe des Odilo von Baiern, erhob beim Tode seines Vaters 741 einen Aufruhr gegen seine Stiefbrüder Pippin und Karlmann, ward aber gefangen und zu Neufchateau in Lothringen gefangen gehalten. Nach Karlmanns Rücktritt gab Pippin ihn frei. Sofort nahm jener die alten Pläne wieder auf und fand Unterstützung bei den Sachsen. Pippin brach schnell verwüstend in Sachsen ein und stellte die Abhängigkeit der Sachsen wieder her, während G. nach Baiern floh (747—8). Dort hatte eben der Sohn des Odilo und der Chiltrudis, einer Schwester Pippins, Thassilo, die Regierung übernommen. In den unsicheren Anfängen dieses Regiments fand G. in dem Stammlande seiner Mutter eine Partei und nöthigte Pippin zu einem zweiten Feldzuge. Nach Niederschlagung der Unruhen in Baiern ward G. nach Neustrien verwiesen. Lemans war der Sitz, von dem aus er 12 Grafschaften als Herzog zu regieren hatte. Aber bei erster Gelegenheit floh G. erst nach Aquitanien zu Herzog Waifar und als Pippin seine Auslieferung forderte, zum Longobardenkönig Aistulph. Aus dem J. 753 wird uns die Ermordung Grifos gemeldet.

Albrecht.

Grillparzer: Franz G., geb. am 15. Januar 1791 zu Wien als Sohn eines wohlhabenden Advocaten, der aber durch einen ungetreuen Beamten und die Wirrsale des Krieges sein Vermögen eingebüßt hatte und 1809 starb. Er studirte die Rechte und suchte, indem er Unterricht ertheilte, ja während längerer Zeit eine Hofmeisterstelle bei einer gräflichen Familie bekleidete, sich und die Seinen, unter denen er besonders seine Mutter zärtlich liebte, fortzubringen. 1813 trat er als Beamter bei der k. k. Hofkammer ein, von welcher Stelle er, zum kleineren Theil durch eigne Schuld, zum weitaus größeren durch Mißgunst und niedrige Gesinnung seiner Vorgesetzten nicht recht vorwärts kam (kurze Zeit hindurch bezog er auch als Dramatiker des Burgtheaters ein Gehalt), bis er 1833 Archivdirector im Finanzministerium (vgl. aber Werke, X, 237 f.) wurde. Er mußte diesen Posten, trotz mehrerer Versuche einen anderen zu erlangen, behalten und wurde 1856 mit dem Hofrathstitel pensionirt. Von da ab lebte er in sehr bescheidenen Verhältnissen unter der sorgsamen Obhut der Schwestern Fröhlich, an deren eine, Kathi, ihn Bande zarter, aber inniger Zuneigung knüpften. Aus Wien war er nur selten fortgekommen (1819 reiste er nach Italien; 1826 nach Deutschland, um Goethe zu sehen; 1836 nach Frankreich und England; 1843 nach Griechenland), während der Jahre seines Alters nahm er öfters kurze Aufenthalte in verschiedenen Bädern. G. war durch seine Zurückgezogenheit fast zu einer mythischen Person geworden; er und seine Dichtungen schienen einer längst vergangenen, durch das J. 1848 abgeschnittenen Periode anzugehören. Erst im Anfange der sechziger Jahre brachte die, mit den Aenderungen politischer Verhältnisse verknüpfte lebhaftere geistige Bewegung auch G. wieder an die Oberfläche des Tagesinteresses. H. Laube erwarb sich um ihn ein besonderes Verdienst, indem er G.'s Stücke, vortrefflich inscenirt, neu aufführte und seinen mächtigen Einfluß für sie geltend machte. Es steigerte sich die Theilnahme an der Person des Dichters und seinen Werken bald außerordentlich. Die

Fülle der Ehrenbezeugungen, welche sich — zu spät, um ihn herzlich zu erfreuen — über ihn ergoß, die Begeisterung aller gebildeten Kreise, gibt Zeugniß davon, daß das neuerwachte österreichische Bewußtsein in ihm seiner Verkörperung huldigte. Als er am 21. Januar 1872 starb und eine ungezählte Menge dem Sarge folgte — ein Leichenbegängniß, wie es vielleicht seit Klopstock keinem deutschen Dichter zu Theil geworden war — trauerte man nicht blos in Ehrfurcht um den Dichter, sondern auch um den Altösterreicher.

Von diesem Standpunkte aus müssen auch Grillparzer's Werke beurtheilt werden, die Werke eines deutschen, vorzüglich aber österreichischen Dichters. Grillparzer's dichterische Thätigkeit concentrirt sich in seinen Dramen. Das Wenige, was er sonst noch geschrieben hat, zeigt zwar, daß sein Talent nicht einseitig war, aber er hat dazu wol kaum seine ganze Kraft aufgeboten. Manche dramatische Versuche, unter denen G. einen selbst erwähnt, „Blanca von Castilien“, sind der „Ahnfrau“ von 1816 vorausgegangen. Der Verkehr mit Schreyvogel, dem scharfsinnigen und kenntnißreichen Secretär des Hofburgtheaters, gab den Anlaß, eine Combination von ein paar Abenteuerstoffen in diesem Stücke dramatisch zu gestalten. Binnen 16 Tagen war es geschrieben; die Raschheit des Entstehens ist verbündet mit der Raschheit der Entwicklung in diesem Trauerspiel. Zeit seines Lebens hat G. sich dagegen gewehrt, daß die „Ahnfrau“ als Schicksalstragödie bezeichnet werde. In dem Sinne Müllner's und Zacharias Werner's ist sie es nun gewiß nicht. Allein schon der Titel an und für sich erweckte die Vorstellung, daß nicht Jaromir's Zügellosigkeit den Mord, Bertha's und Jaromir's Gluth die blutschänderische Liebe bewirke, sondern das Eingreifen einer gespenstischen Macht. Nicht die Stelle, welche G. nach Laube's Angaben (Werke II, 151 ff.) einfügte, um den Anmerkungen von Schreyvogel genug zu thun, sondern viele andere bestärken in dieser Auffassung. So die Verse, welche Borotin spricht, als ihm der verhängnißvolle Dolch gewiesen wird: „Ich seh' dich, und es wird helle, hell vor meinem trüben Blick? Seht ihr mich verwundert an? Das hat nicht mein Sohn gethan! Tiefverhüllte, finstre Mächte lenkten seine schwache Rechte“. Wie dem aber auch sei, die energische Charakterzeichnung, der rasche Aufbau der Handlung, die Trochäen, deren wohlklingender Fluß die Gedanken mitzureißen scheint, verfehlen nicht, wie schon bei der ersten Aufführung (31. Januar 1817), gewaltigen Eindruck zu machen. — „Sappho“ folgte schon im nächsten Jahre. Hier ist keine wild sich überstürzende Masse von Ereignissen zu bewältigen, ein knapper Stoff wird maßvoll ausgewerthet. Statt der markirenden Züge in der „Ahnfrau“ liebevolle Vertiefung in die Charaktere, Eingeh'n in psychologische Details, sorgsame Wahl äußerer Zeichen für innere Bewegung. Dies kommt Sappho wie Melitta, einer der zartesten und liebenswürdigsten Gestalten neuerer Poesie in gleichem Maße zu gute. Man hat diesem Drama gegenüber, unterstützt von Scene, Kostüm, von der überaus geschickten Benutzung der Sapphischen Fragmente, das Gefühl, es habe in der Seele des Dichters das Stürmische, Wilde, sich abgeklärt. Mit „Sappho“ beginnen die Dramen Grillparzer's, in denen Antike und Romantik geeint werden. Kein Zwiespalt, nichts fremdartiges wird dabei empfunden, beide Elemente haben sich durchdrungen. Das Stück ist so antik, als es ein modernes Stück nur sein kann, d. h. die Einfachheit des Alten ist durch ein romantisches Medium gegangen. — Von 1818—1820 entstand die Triologie „Das goldene Vließ“. Die drei Abschnitte sind: „Der Gastfreund“, „Die Argonauten“, „Medea“. Der Stoff mußte mit vieler Kunst eingerichtet und erweitert werden, um zur Trilogie zuzureichen. Eine Trilogie im antiken Sinne ist doch nicht daraus geworden; G. hat selbst (Werke X, 39 f.) trefflich darüber gesprochen. Dem Wiener Publicum, dessen Urtheil G. als maßgebend anerkannte, rangen die Dramen nur einen Achtungserfolg ab,

und die Schwäche Jason's ist freilich eine gefährliche Klippe, gefährlicher als das Rohe der Kolcher, als das schwer zu begreifende in den Motiven und dem Apparate der beiden ersten Theile. Aber es bleibt das Werk eine großartige Composition, und wie Medea dämonisch emporwächst, ohne dem menschlich erschütternden sich zu entfremden, ist einzig gelungen. Technische Schwierigkeiten und der Mangel eines Publicums, ernst genug, um diese harte Tragik zu würdigen, schieben diese Trilogie unverdient hinter andere Werke Grillparzer's zurück. — Besseren Erfolg genoß „König Ottokars Glück und Ende“ (1822). Es ist das erste historische Drama Grillparzer's. Durch ungemein sorgfältige Quellenstudien ist es vorbereitet worden. Während die früheren Dramen aufs engste in der Zahl der Personen sich beschränkten, wird hier die Bühne durch eine bunte Fülle belebt. So insbesondere der erste Act, dessen große Scenen man fast dem polnischen Reichstag in Schiller's Demetrius vergleichen könnte. Nothwendig mußte auch die Art der Charakteristik sich ändern. Rudolf und Ottokar setzen aus einer Menge nur kleiner Züge, wie sie die rasche Handlung gestattet, sich zusammen. Die dramatische Spannung konnte nicht erhalten werden. Nach der großen Scene zwischen Ottokar und Rudolf fällt sie ab. Auch hat Ottokar sich wenig Theilnahme gewonnen und des Zuschauers Gefühl über die Gerechtigkeit seines Schicksals kann nicht schwanken. Daß G. bei Ottokar an Napoleon dachte, ist bekannt; in der Handschrift lautete der Titel des Werkes: „Eines Gewaltigen Glück und Ende“. — „Ein treuer Diener seines Herrn“ (1826) ist, was die Composition anlangt, vielleicht die beste Arbeit Grillparzer's. Unübertrefflich macht die erste Scene nicht blos alle Verhältnisse klar, sondern prägt auch die Stimmung des Ganzen ein. Aber der Stoff widerstrebt unserer Empfindung und alle Kunst kann nicht darüber hinwegbringen, daß Bancbanus seine menschliche Pflicht, für uns die höchste, der des Königsdienstes opfert. Servilismus, wie G. vorgeworfen wurde, ist nicht der Geist dieses Drama's, allein das unglückliche Problem erweckt leicht den Schein davon. — Mit „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1831) greift G. zu den antiken Stoffen zurück, jetzt durch große Arbeiten geschult, im Vollbesitze seiner Kraft. Dieses Drama bezeichnet den Höhepunkt seines Schaffens. Der Balladenstoff von Hero und Leander gibt die Grundlage ab und wird nur durch wenige Gestalten erweitert, deren keine man Nebenfigur nennen kann, denn das Eingreifen jeder ist unentbehrlich, und geht aus den kurz aber scharf angedeuteten Eigenheiten ihres Charakters zwingend hervor. Selbst dort, wo, wie im 4. Act, die Handlung stille zu stehen scheint, wird die Stimmung fortwährend gesteigert, so daß die Mängel des Stoffes nicht empfunden werden. Auch Sprache und Vers lehren, daß dieses Drama Grillparzer's reifstes und vollendetstes Werk ist. — „Der Traum, ein Leben“, stellt sich durch die ganze Anlage und Zeichnung neben die „Ahnfrau“. 1828 schon war der Plan entworfen und der erste Act („Des Lebens Schattenbild“) fertig, erst am Ende der zwanziger Jahre (?) wurde das Stück fortgeführt und beendet, 1834 wurde es am Burgtheater gegeben. Den Stoff entnahm G. der Erzählung Voltaire's „le blanc et le noir“ (Voltaire, große Didot'sche Ausgabe VIII, 414—419). Die Charakteristik verbirgt sich ganz in der Handlung, die Hauptlinien sind mit starken Strichen entworfen, alles übrige muß die Darstellung bringen. Doch gerade diese Eigenschaften machten das Stück wirkungsvoll und sicherten den Erfolg. — 1838 am 6. Mai wurde Grillparzer's Lustspiel „Weh' dem, der lügt“, im Burgtheater aufgeführt, vom Publicum abgelehnt und in pöbelhafter Ungezogenheit ausgepfiffen. Nach einer Erzählung bei Gregor von Tours (III, 15) ist das Stück gearbeitet. G. hat es mit Unrecht als Lustspiel bezeichnet, denn Problem und Ausführung sind dazu ungeeignet. Nur eine bunte, vielgestaltige Intrigue hätte dies Thema etwa

zum Lustspiel brauchbar machen können. Hier aber ist die Handlung einfach, zu einfach; daß alle lügen, indem sie die Wahrheit sprechen, ist weder scharf noch witzig genug hervorgehoben; die Situationen sind nicht komisch; manche Aeußerlichkeiten stören. — Die erfahrene Mißhandlung hatte G. so verletzt, daß er fortan keine neue Arbeit mehr aufzuführen gestattete. Nur in den letzten Jahren wurde für ein paar Fragmente ihm die Erlaubniß abgerungen. Er arbeitete fort, nun wol langsamer, überlegender, die Phantasie bedächtig zügelnd. Zunächst wahrscheinlich beschäftigte ihn „Libussa". Wieder ein Mährchen, aber von ruhiger, fast gemächlicher Entwickelung. Sinnreicher Kampf mit klugen Worten um Räthsel gibt den Mittelpunkt, die scheidende Märchenzeit zieht Libussa mit sich, und überläßt dem lebenskräftigen, aber rauhen und harten Menschenthum die Erde. Viel fester als in dem für Beethoven gearbeiteten (Werke VIII, 110 ff.) Operntext „Melusine" ist die Mährchenstimmung hier festgehalten. Die Reden sind breiter, sentenzenreicher als früher. — Unbedingt neben „Hero" steht das Fragment „Esther". Daß es ein Fragment ist, fühlt wol jeder: die Fäden, welche zu einer Verschwörung für Vasthi sich knüpfen sollen, sind plötzlich abgerissen. Allein die Scene zwischen Hadassa und dem König klingt so schön aus, daß sich Wünsche nach mehr unterdrücken lassen. Wie G. das Werk fortgesetzt hätte, ist aus seinen eigenen Angaben (Littrow S. 157 ff.), die von den trüben Reflexionen des Alters beeinflußt sind, nicht zu erschließen. — Eine große historische Aufgabe sucht G. zu lösen im „Bruderzwist im Hause Habsburg". Aber das ist kein Drama mehr. Es ist eine großartige dramatische Studie. Den Charakter Kaiser Rudolfs II. erschöpfend zu schildern, wie er umgeben ist von den Typen des habsburgischen Hauses, werden eine Anzahl von Scenen aufgerollt. Die Studie ist nun freilich meisterhaft, und es baut die dichterische Intuition hier aus dem spröden historischen Material eine lebendige Gestalt, bis in die feinsten Züge klar und verständlich auf. Delavigne's Louis XI. erscheint daneben roh und holzschnittartig. Daß über Rudolf alles Licht sich vereinigt, daß die übrigen Figuren nur die Schattenabstufungen liefern, damit die Helle um ihn stärker hervortrete, schädigt den Kern des Dramas und seine Bühnenwirkung. — Den Dankeszoll, welchen G. Lope de Vega schuldet, hat er noch äußerlich abgetragen durch die „Jüdin von Toledo" (Chmelarz, Oesterr. Wochenschrift 1872, 2. S. 481 ff., 551 ff.). Zu Grunde liegt ein Stück des spanischen Dichters. Aber Grillparzer's Drama theilt mit diesem nur die Aeußerlichkeiten der Handlung; die Motive, welche dort aus den rohen Zuständen und dem Barbarismus spanischer Loyalität aufsteigen, sind hier aus den feingezeichneten Charakteren entquollen. Doch fehlt es der Handlung an Energie, die Liebe des Königs zu Rahel hat allzuviel vom bloßen Abenteuer, als daß der Tod der Jüdin gerechtfertigt wäre. Dieser bleibt ungerecht, grausam. Daher erklärt sich auch der geringe Erfolg des sonst sorgsam gearbeiteten Stückes. — Die Scene „Hannibal und Scipio vor Zama" nenne ich nur als treffliche, rhetorische Studie. —

G. hat zwei prosaische Novellen verfaßt. Schon die erste „Das Kloster von Sendomir" (1828) erhebt sich durch die einfache, aber hier doppelt wirksame Erzählung des Gräuels über das Gewöhnliche und erinnert an Halms Novellen. Die zweite „Der arme Spielmann" (1848) ist ein Meisterwerk: der Träumer, jeglicher Initiative entbehrend, fristet das ärmliche Leben nur durch seine groteske Begeisterung für Musik. Die Localfarben, die alle Effecte absichtlich meidende Einfachheit des Stiles, erhöhen das Ergreifende.

Von G. sind auch Reisetagebücher und ein Stück Selbstbiographie hinterlassen worden. Er glaubte als Mitglied der Wiener kaiserlichen Akademie der Wissenschaften sich zu einer autobiographischen Skizze verpflichtet, hat sie

aber nicht sehr weit geführt. Nur die erste Zeit ist eingehend behandelt; immer kürzer faßt sich die Darstellung; wie „Des Meeres und der Liebe Wellen“ entstanden ist, wird zuletzt erwähnt. Wenn nun diese Selbstschilderung auch sehr viel Werthvolles für die nähere Erkenntniß von Grillparzer's Wesen enthält, so darf sie doch in Bezug auf thatsächliche Angaben nur mit Vorsicht benutzt werden. Denn nirgends hat die Chronologie der Ereignisse im Gedächtniß Stand gehalten, nicht minder sind die persönlichen Beziehungen verwirrt und durcheinandergeschoben. Vielleicht nicht ganz absichtslos, denn das Vorbild von „Wahrheit und Dichtung“ ist unverkennbar. — Drückende, widerliche Verhältnisse des väterlichen Hauses legten schon im Jüngling den Grund zu einem Mißmuth, von dem sich der Mann nie ganz hat befreien können. Immer mehr fand er sich in Widersprüchen hin- und hergezerrt. Er haßte und verachtete den Beamtendienst und doch strebte er nach Anerkennung und war schmerzlich gekränkt, als sie ihm versagt wurde. Er gehörte während der Zeit des drückenden Despotismus zu den vorgeschrittenen Liberalen, erst die Revolution machte ihn scheu, damit vereinte er treue, durch nichts erschütterte Anhänglichkeit an die Dynastie und festen Glauben an die Mission Gesammtösterreichs. Er kannte genau die ganze Luft von Gemeinheit und Dummheit, von Rohheit und Lüge, in der er leben mußte und das Behagen der Niedrigen mit ansehen, doch liebte er innig die Heimath, die engsten Stadtgenossen. — Seine Productionskraft ließ sich durch all dies nicht zurückhalten; erst spät, im Alter, verkümmerte sie allmählich. Es war eben seine Begabung außerordentlich. Sie wurde gefördert durch die günstigsten Umstände. Für Wien bildete vom Ende des 18. Jahrhunderts an bis 1848 das Theater den Mittelpunkt geistigen Lebens; vielen war es die einzige Stelle, an der sie von schöner Litteratur erfuhren. Ein neues Stück war wochenlang Gegenstand des Gesprächs, sowol theoretischer Erwägungen als Klatschens über Details der Aufführung. Die zahlreichen belletristischen Zeitschriften Wiens, besonders von 1808 an, gaben Theaterreferate in der Hauptrubrik. Die Lust des Publicums wurde durch die Trefflichkeit der Schauspieler, sowie geraume Zeit durch die ausgezeichnete Leitung des Burgtheaters (Schreyvogel-West, der treue Freund und kritische Berather Grillparzer's war Secretär der Intendantur) erhöht. Kleine theatralische Aufführungen in Familienkreisen waren häufig, auch G. hat als Knabe solche mitgemacht. Der Jüngling G. erarbeitete sich in hartem und mühevollem Studium die genaue Kenntniß der dramatischen Litteratur der Spanier. Diese bezeugen seine „Studien zum spanischen Theater“ (Werke VIII, 121—344). Sie bieten nach einigen Vorbemerkungen über das Leben Lope de Vegas, kritische Analysen seiner Stücke, die vor den sehr guten v. Schack's den Vorzug haben, daß immer die bühnenwirksamsten Stellen besonders hervorgehoben und besprochen werden. Gewiß hat G. hier sehr viel gelernt (Ottokar, Esther) und vor allem die Kunst der Exposition. — Von sich selbst sagt G. (Werke X, 94): „In mir leben zwei völlig abgesonderte Wesen. Ein Dichter von übergreifender, ja sich überstürzender Phantasie, und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art.“ So schädlich das Nebeneinander dieser Elemente seinen lyrischen Dichtungen gewesen, in denen es ihm nur selten gelang, beide in harmonischer Wirkung zu versöhnen, wo übermäßige Bilderpracht und trockene, fast dem Amtsstil entlehnte Phrasen beisammen stehen, so vortheilhaft erwies es sich dem Dramatiker. G. hat nur für die Bühne gedichtet; er will ausdrücklich nicht, daß seine Dramen gelesen werden. So zu sagen im Angesicht der Bühne hat er auch geschrieben; ihm verkörperte sich jede Scene sogleich und zwar nicht zu einem Bilde überhaupt, sondern zu einem Bühnenbilde κατ' ἐξοχην. Ungemein bezeichnend ist, was er über sein Stück „Der Traum, ein Leben“ schreibt: „Als ich mit meinem

Mondkalbe fertig war, übergab ich es meinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung. Dieser war gar nicht gut darauf zu sprechen. Er zweifelte an der Möglichkeit einer Wirkung auf dem Theater, die bei mir völlig ausgemacht war; hatte ich es doch aufführen gesehen, als ich es schrieb“ (Werke X, 193). Der Einfluß von Schiller und Müllner auf Grillparzer's erste Dramen ist nachweisbar, der Goethe's hat ihn sein Leben lang beherrscht, ohne seiner Eigenart Abbruch zu thun. Diese, welche ihm seine besondere Stellung in der deutschen Litteratur erworben hat, besteht — zwar theilt er auch seine technische Gewandtheit nur mit wenigen — in der warmen, nie unedlen Sinnlichkeit, von der alle seine Gestalten durchflossen sind. Der Idealismus seiner Jugendarbeiten, die Rhetorik und die zögernde Reflexion seines Alters, sie vermögen diese Wärme nicht zu mindern, welche seinen Schöpfungen die Realität des Naiven verleiht. Seine Eigenart ist auch die seines Stammes (dessen Redeweise mit ihren Mängeln sich in seiner Sprache wiederfindet), veredelt durch einen reinen Sinn, dem die Kunst Lebensprincip war, der sie nie in den Dienst des wandelbaren Tagesgeschmackes stellte, sondern in unbeirrter Begeisterung sich ihr ganz hingab.

F. Grillparzer's Sämmtliche Werke, herausgegeben von H. Laube und J. Weilen, 10 Bände, Stuttgart, Cotta, 1872. Die Ausgabe ist nicht gut. Weitaus das Beste, was über G. geschrieben worden, ist die Abhandlung von Wilh. Scherer, Vorträge und Aufsätze, Berlin 1874, S. 193—307. Sonst sind noch zu nennen: Hieronymus Lorm, Wiens poetische Schwingen und Federn, Leipzig 1847, S. 91—120. C. v. Wurzbach, Festschrift, Wien 1871. Emil Kuh, Zwei Dichter Oesterreichs, Pest 1872. Karl Tomaschek, Nekrolog im Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften für 1872. S. 211—225. Auguste v. Littrow, Aus dem persönlichen Verkehr mit F. G., Wien, Rosner 1873.

Anton Schönbach.

Grimm: Friedrich Melchior, Baron von G., philosophischer Schriftsteller in französischer Sprache und diplomatischer Agent, geb. den 26. Decbr. 1723 zu Regensburg, gest. den 19. Decbr. 1807 zu Gotha, war der Sohn eines verdienten lutherischen Geistlichen zu Regensburg, geb. 1716, † 25. Aug. 1778, und erhielt seine Schulbildung auf dem dortigen Gymnasium. Schon in den oberen Classen desselben beschäftigte er sich mit litterarischen Versuchen, die er an Gottsched sandte. Der bedeutendste darunter ist seine Bearbeitung des Romans von der Asiatischen Banise, die ganz Gottsched's Schule verräth, und von letzterem 1743 im vierten Theil seiner deutschen Schaubühne veröffentlicht wurde. Seine Studien vollendete G. zu Leipzig, er beschäftigte sich mit Philosophie, Rechtswissenschaft, alter und neuer Litteratur und schloß sich außer an Gottsched namentlich eng an Ernesti an. Nach vollendeten Studien wurde G. Secretär bei dem kursächsischen Reichstagsgesandten, dem Grafen von Schönberg, als solchen finden wir ihn 1745 bei der Wahl Franz I. in Frankfurt und auf dem Reichstage in Regensburg. Er befreite sich allmählich von dem Einfluß, den Gottsched auf ihn ausgeübt hatte, und suchte auf einem andern Gebiete, als dem der deutschen Poesie das Feld seiner litterarischen Thätigkeit. Schon sein gescheiterter Versuch Voltaire's „Mémoire sur la Satire“ für Deutschland herauszugeben, zeigt ihn auf dem Wege, der Vermittler zwischen französischer und deutscher Litteratur zu werden. Der Wunsch nach einer großstädtischen Existenz ließ ihn Ende 1748 oder Anfang 1749 als Begleiter eines Sohnes des Grafen Schönberg nach Paris gehen. Hier wurde G. zuerst Vorleser beim Herzog von Sachsen-Gotha, dann Secretär bei dem Grafen Friesen, dem Neffen des Marschalls von Sachsen und nach dessen Tode Cabinetssecretär beim Herzog von Orleans. Von hervorragender Bedeutung für Grimm's geistige Entwickelung und litterarische Thätigkeit wurde seine Bekanntschaft mit Rousseau, die Klüpfel, der Prediger des Herzogs von Gotha, bereits 1749 vermitelte. Gleiche Neigung für die

Musik fesselte beide Männer aneinander. Rousseau brachte G. mit Diderot, dem Baron von Holbach, d'Alembert, der Frau von Epinay u. a. in Beziehung. Grimm's Verhältniß zu Gottsched wurde nun immer lockerer und hörte 1754 ganz auf, unterdessen lebte er sich in der höheren geistreichen Pariser Gesellschaft immer mehr ein, erwarb sich durch seine Kenntnisse und Talente auf dem Gebiet der Litteratur und Musik eine geachtete Stellung und wußte sich auch den Frauen interessant zu machen, wobei freilich unmännliche Eitelkeit und Sucht, Aufsehen zu erregen, mit unterlief. Als die italienische komische Oper zuerst nach Paris kam und sich die Pariser in zwei Parteien für und wider die neue Erscheinung spalteten, trat G. für die italienische Musik in dem geistreichen Schriftchen ein: „Le petit Prophète de Boehmischbroda“, Paris 1753 (verdeutscht von Gottsched's Frau). Ihm folgte: „Lettre sur la musique française“, worin er seine Gegner mit glänzendem und schlagfertigem Witz abfertigte und der italienischen Musik zum Siege verhalf. Seine litterarische Hauptbedeutung gewann G. aber durch die Correspondenz, in die er von Paris aus mit auswärtigen Fürsten trat, denen er über französische Litteratur- und Culturzustände berichtete. Um über seine Beziehungen zu Friedrich dem Großen, Gustav III. von Schweden und Katharina II. von Rußland hinwegzugehen, da wir noch keine unmittelbare Einsicht in dieselben besitzen, so ist seine bedeutendste Leistung die Correspondenz, die an den Herzog von Sachsen-Gotha gerichtet war, bei der nahen Verbindung aber zwischen Gotha und Weimar, auch die leitenden Kreise der deutschen Litteratur mit der französischen in einen unmittelbaren Rapport setzte. Es ist dies die: „Correspondance littéraire, philosophique, critique addressée à un Souverain d'Allemagne par Grimm et Diderot“, Paris 1812—13. 16 Bde. Supplement, Paris 1814. Neue Ausgabe 15 Bde. Paris 1829. Deutscher Auszug 2 Bde. 1820—23. Auf Veranlassung von Luise Dorothea, Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg hatte der Abbé Raynal 1747 Berichte über französische Litteratur- und Culturzustände zu schreiben begonnen (handschriftlich in Gotha). Seit 1753 setzte Grimm diese Berichte fort und führte dieselben bis 1792; wenn er durch diplomatische Reisen von Paris weggeführt war, vertrat Diderot seine Stelle. Besonderen Werth erhielt diese Correspondenz noch durch die Beilage vollständiger französischer litterarischer Werke, die nur auf diesem Wege nach Deutschland kamen. Aus diesen Beilagen übersetzte Goethe unter andern „Rameau's Neffe“. Diese Berichte haben darum einen so hohen Werth, weil sie den Verlauf der wichtigen französischen Litteraturepoche von 1753—1792 im Spiegel deutschen Gemüthes und Geistes zeigen. Man hat G. mit Recht große Schmiegsamkeit und Hingabe in Auffassung der französischen Litteratur und Cultur, schlagfertiges und glänzendes Urtheil, Naivität und Frische des Vortrags nachgerühmt. Darum ist es mit Freuden zu begrüßen, daß gegenwärtig eine neue Ausgabe der Correspondenz vorbereitet wird. — Wie bereits bemerkt, führten G. Reisen in diplomatischen Geschäften, so 1769, 1773 mitunter von Paris in andere europäische Hauptstädte. In Folge der Verdienste, die er sich durch diese Thätigkeit erwarb, wurde er 1775 von Wien zum Baron, 1776 vom Herzog zu Sachsen-Gotha zu dessen bevollmächtigten Minister am französischen Hofe ernannt. Die Revolution vertrieb G. aus Frankreich; 1792 begegnen wir ihm bei Fr. Jacobi in Pempelfort, wo ihn Goethe persönlich kennen lernte. Dann siedelte er sich in Gotha an. 1795 ernannte ihn Katharina II. zum Staatsrath und bevollmächtigten Minister beim niedersächsischen Kreise in Hamburg und Paul bestätigte ihn darin. Eine Krankheit aber, deren Folgen ihm das Augenlicht raubten, zwang ihn sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen. Er starb fast erblindet in Gotha. Außer den genannten Schriften ist eine Dissertation und einige Briefe

von ihm gedruckt, deren Titel Meusel angibt. Handschriftliches ist in Petersburg zu suchen.

Vgl. Gottsched und seine Zeit von Th. W. Danzel, Leipzig 1848. S. 343—354. — Correspondance von 1770. Tom. I. — Études sur Grimm par St. Beuve et Paulin Limayrac, Paris 1854. Richter.

Grimm: Heinrich G., lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts als Cantor zu Magdeburg, flüchtete beim Einfall der Schweden in Deutschland nach Braunschweig, wo er zum Cantor an der Katharinenkirche ernannt wurde und starb dort am 10. Juli 1637. G. wurde durch die Herausgabe folgender Werke bekannt: „De Monocordo“, deutsch (ohne Ort und Datum); „Unterricht, wie ein Knabe nach der alten Guidonischen Art zu solmisiren leicht angeführt werden könne“ (Magdeburg 1624); „Tyrocinia seu exercitia Tyronum musicae, concertationibus variis tam ligatis quam solutis ad 3 voces pro schola Magdeburgensi concinnata et elaborata“ (Halle 1624); „Missae aliquot 5 et 6 voc. Una cum Psalmis nonnullis Germanicis etc.“ (Magdeburg 1628); „Passion deutsch Gesangweise mit 4 Stimmen ꝛc.“ (Magdeburg 1629). Ein nachgelassenes Motettenwerk des Meisters gab sein Sohn 1643 in Braunschweig heraus. Dasselbe enthält 20 Nummern, meist für 2 Tenöre und Baß und führt den Titel: „Vestibulum Hortuli Harmonici sacri etc.“. Acht Gesänge Grimm's stehen in verschiedenen Sammlungen des 17. Jahrhunderts, worüber Eitner in seiner Bibliographie der Musik-Sammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Auskunft gibt. Er wechselte auch gelehrte Briefe mit Baryphonus über musikalische Gegenstände, wie Werkmeister's „Wegweiser“ (S. 127) mittheilt und besorgte eine zweite Auflage von dessen Plejades musicae (Magdeburg 1630). Gerber besaß einige seiner Tonstücke in Tabulaturschrift.

Gerber, Altes und neues Tonkünstler-Lexikon. Fétis, Biogr. universelle des musiciens. Paris 1862. T. IV. Israel, Die musikalischen Schätze der Gymnasialbibliothek und der Peterskirche zu Frankfurt a. M. (Frankfurt a. M. 1872. S. 42). Fürstenau.

Grimm: Heinrich Adolph G., namhafter Orientalist, geb. am 1. Septbr. 1754 als Sohn des geistlichen Inspectors G. zu Siegen, wurde nach Beendigung seiner theologischen und orientalistischen Universitätsstudien 1777 Rector der Stadtschule zu Duisburg, hierauf 1779 Professor der Theologie und 1800 (nach Berg's Tode) Professor der Kirchengeschichte und der orientalischen Sprachen an der dasigen Universität. Er starb am 29. August 1813 zu Homburg im Herzogthum Berg bei seinem Sohne, der daselbst Pfarrer war. — G. hat zahlreiche Schriften zur semitischen Sprachforschung und zur Erklärung des Alten Testaments hinterlassen. Doch war er auch auf anderen Gebieten litterarisch thätig. Mit seinem Collegen Mutzel z. B. gab er 1787 und 1788 die Zeitschrift „Stromata, eine Unterhaltungsschrift für Theologen“ heraus.

Heppe.

Grimm: Jacob (Ludwig Karl) G., der Anfang und das Haupt der deutschen Alterthumsforschung; er ist es auch nach seinem Tode noch, der ideale Mittelpunkt, zu dem wir emporschauen; in Geist, Gesinnung, Leistung ein Stolz der deutschen Gelehrtenwelt für alle Zeiten.

Er stammte aus Hessen, speciell aus dem früheren Fürstenthum Hanau. Der Urgroßvater, welchem Jacob G. merkwürdig ähnlich sah, war Prediger zu Hanau, der Großvater Pfarrer zu Steinau, der Vater Jurist, zuerst Advokat, dann fürstlicher Stadt- und Landschreiber zu Hanau, seit 1791 Amtmann zu Steinau. In Hanau am 4. Januar 1785 wurde Jacob G. geboren. Er ist aus beschränkten Verhältnissen hervorgegangen. Früh (schon 1796) starb sein Vater; die Mutter überwachte mit Sorge ihre fünf Söhne und eine Tochter;

eine Schwester der Mutter hat viel für die Kinder gethan. Von frühester Jugend an hatte G. mit seinem jüngeren Bruder Wilhelm Alles gemein; diese Gemeinsamkeit ist ihnen durchs Leben geblieben. G. konnte geläufig lesen, ehe andere Kinder überhaupt anfangen zu lernen. Den ersten rohen Unterricht ertheilte ihm Präceptor Zinkhan zu Steinau. Dann besuchte er das Kasseler Lyceum, welches unter der Leitung des Directors Karl Ludwig Richter stand. Bei seiner Entlassung im Frühjahr 1802 erhielt er das Lob herrlicher Geistesgaben und eines unaufhaltsamen Fleißes. Er bezog die Universität Marburg und besuchte juristische Collegien. Unter allen seinen Lehrern ragte Savigny unvergleichlich hervor; er wußte die Befangenheit des Jünglings zu überwinden und gab seiner Seele kühneren Schwung; die erste schriftliche Arbeit, welche G. bei ihm einlieferte, erlangte das Urtheil: „Nicht nur vollkommen richtig entschieden, sondern auch sehr gut dargestellt“. Solches Lob muß sich G. bei Savigny ferner verdient haben; er scheint ihn als den wissenschaftlich fähigsten unter seinen Zuhörern angesehen zu haben. Im Januar 1805 ließ er ihn nach Paris nachkommen, um ihn bei seinen Vorarbeiten zur Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter zu verwenden. Im Herbste kehrte er nach Kassel zurück und erhielt seine erste Anstellung als Kriegssecretariatsaccessist; während der französischen Occupation wurde die Plackerei dabei so arg, daß er seine Entlassung nahm und eine Zeit lang amtlos lebte. Durch Johannes v. Müller's Vermittelung wurde er aber 1808 Vorsteher der Privatbibliothek des Königs Jérôme zu Wilhelmshöhe und 1809 Staatsrathsauditor, so daß seine Besoldung rasch von 2000 auf 4000 Francs stieg. Seine Amtspflichten waren leicht; er behielt viel Muße für eigene Arbeiten. Nach der Schlacht bei Leipzig hatte diese Herrlichkeit allerdings ein Ende; aber G. wurde doch im Staatsdienste verwendet und begann am 28. December 1813 seine kurze diplomatische Laufbahn als Legationssecretär. Er konnte in Paris helfen, die aus Kassel weggeführten Bücher wiederzuerlangen; über seine Beobachtungen auf der Rückreise durch das Elsaß gab er im Teutschen Merkur (vom 6. August 1814) Bericht: „die Elsässer seien ein gesunder, haltfester Schlag Menschen; seit sie von Kaiser und Reich im Stich gelassen, hätten sie sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrecht erhalten, was nicht beschrieben, sondern nur mit Augen angeschaut werden könne, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgeräth und Einrichtung der Stuben gehe“. „Mit dem wahren deutschen Sinn und mit der rechten Vaterlandsliebe insgemein, ist es so beschaffen, daß sie von selbst und verborgen in der Brust wächst, und da ist sie an ihrer Stelle, wenn sie auch vielleicht im ganzen Leben nicht zur Sprache gelangt ... Die Elsässer sind und hören uns von Gott und Rechtswegen, darum sollen wir nicht gegen unser eigen Fleisch sprechen, sondern warten, bis ein gutes Schicksal uns mit Ehren zu ihnen und sie ohne Sünde zu uns führe“. G. nahm ferner Theil am Wiener Congreß, und einem preußischen Auftrage gemäß forderte er 1815 in Paris geraubte Handschriften zurück. Eine hessische Anstellung am Bundestage lehnte er ab, desgleichen eine Professur in Bonn, und war froh, 1816 die zweite Bibliothekarstelle am kurfürstlichen Museum zu Kassel zu erlangen, wo er nun eine Reihe ruhiger, arbeitsamer und fruchtbarer Jahre verlebte. Als aber 1829 der erste Bibliothekar starb und die Brüder G. nicht, wie sie erwarten durften, befördert wurden, folgten sie einer Berufung nach Göttingen als Professoren und Bibliothekare. Im Sommer 1830 las G. sein erstes Colleg über deutsche Rechtsalterthümer. Der Vortrag blieb, wie ein Zeuge versichert, hinter den Erwartungen zurück: wol traten häufig die schönen schlagenden Bilder hervor, an denen seine Schriften so reich sind, aber gesprochen wirkten sie nicht wie geschrieben, sie wurden hastig, ruckweise hingeworfen und unterbrachen, fast be-

fremdend, die nie versiegende Fülle der thatsächlichen Angaben. Rührend war es, wie einmal mitten im sachlichen Vortrag eine Stockung eintrat, und er sich dann rasch gefaßt entschuldigte: „Mein Bruder ist so krank". Wilhelm hatte gleich anfangs eine gefährliche Lungenentzündung durchzumachen. Es wurde den Brüdern schwer, sich an Göttingen zu gewöhnen, Jacob hielt seine öffentliche Antrittsrede über das Heimweh, „de desiderio patriae": die Vaterlandsliebe, führte er aus, sei ein so heiliges und jeder menschlichen Brust tief eingeprägtes Gefühl, daß sie durch Leiden und Unglücksfälle, die uns im Geburtslande treffen, nicht geschwächt, sondern eher gesteigert werde. Aber die Sehnsucht nach der hessischen Heimath trat doch allmählich zurück; er lebte in den angenehmsten collegialen Verhältnissen; zu Dahlmann, Otfried Müller, Gervinus ergaben sich nähere, ja sehr innige freundschaftliche Beziehungen; Benecke stand ihnen von Anfang an treulich zur Seite; und so vergingen fast acht Jahre. Da erfolgte der Staatsstreich des Königs von Hannover, der Protest der sieben Professoren, die Ausweisung von Dahlmann, Gervinus, Jacob G. (s. den Art. Dahlmann 4, 697): am 16. December 1837 wandte sich G. wieder nach Kassel, wo ihn sein Bruder Ludwig bei sich aufnahm und wohin ihm Wilhelm im September 1838 folgte. Durch das große Unternehmen des „Deutschen Wörterbuches" sollte die Unabhängigkeit der Brüder, ohne jede Rücksicht auf irgend eine Regierungshülfe, gewährleistet werden. Aber 1840 wurde ihre Berufung als Mitglieder der Berliner Akademie der Wissenschaften ins Werk gesetzt und im März 1841 siedelten sie in die preußische Hauptstadt über, mit der sie mehr und mehr fest verwuchsen. Im Herbst 1843 reiste G. nach Italien, im Herbst 1844 nach Scandinavien; 1846 und 47 präsidirte er den Germanistenversammlungen zu Frankfurt und Lübeck; 1848 saß er im Frankfurter Parlament und betheiligte sich an der Parteiversammlung in Gotha, ohne indessen bedeutend hervorzutreten. Seinen Bruder Wilhelm überlebte er um vier Jahre; am 20. Septbr. 1863 ist er gestorben.

Ein Gelehrtenleben pflegt wenig Abwechselung zu bieten, wenn man nur die äußeren Schicksale kennt und nicht die inneren Wandlungen; davon ist uns bei Jacob G. wenig enthüllt. Er blieb unverheirathet, aber nicht einsam: das eigene Haus wurde ihm ersetzt durch Wilhelm und die Seinigen, unter denen er lebte, unter deren Pflege er starb. Aber wenn wir auch von seinen Seelenerlebnissen nichts wissen, wir blicken ihm doch ins Herz. Er verbirgt sich nicht, er ist ein einfaches Gemüth und gar nicht problematisch. Ein beneidenswürdiger Optimismus tritt früh hervor. In einer Aufzeichnung vom 25. Januar 1814 beklagt er sich über die Unannehmlichkeiten des diplomatischen Berufes und er findet recht viele; man sieht, daß ihm hinlänglicher Stoff gegeben ist, um sich sehr unglücklich zu fühlen; aber gleich lenkt er ein und besinnt sich auf das Tröstliche, das ihn stärkt und erhebt, die Freude, daß es mit Deutschland vorwärts gehe, die Hoffnung, daß ihm Gott bald in einen anderen Stand helfen werde. Mäßige Vermögensumstände erklärt er als ein Glück zu empfinden und führt rühmliche und eigenartige Leistungen der Deutschen darauf zurück, daß sie kein reiches Volk seien. Alles Enge hat für ihn etwas Behagliches. „Für glücklich halte ich mich nicht (schreibt er 1822), allein Gott hat mir im Grund ein heiteres Gemüth verliehen, das gleich wieder ausmauert, wo es Risse und Lücken setzt." Allerlei Klagen eines Fachgenossen erwiderte er 1826 mit dem Hinweis auf eigene Belastung, wobei er doch getrost und vergnügt lebe: „Es scheint heute (schließt er) eine milde Frühlingssonne und Gott ist so gut, seien Sie auch von diesem Frühling an heiter und zufrieden, man kann sich daran gewöhnen, und das ist eine der schönsten Gewohnheiten." Gewiß! Aber das Privilegium genügsamer, bescheidener Naturen.

Es gibt nun auch eine Genügsamkeit der Phantasie, die sich an das Nahe, Enge, Kleine hält. Sie wirkt nicht extensiv, sondern intensiv. Sie enteilt nicht in alle Höhen und Tiefen des Weltlebens, sondern siedelt bescheiden am heimischen Herd. Unter den Dichtungsgattungen entspricht ihr die Idylle, welche in ihren verschiedenen Formen die Menschen des vorigen Jahrhunderts zur Empfindung für die einfachen Reize des Alltäglichen und Natürlichen erzog. Aber Hand in Hand mit dem Geschmack am Idyllischen und Naiven ging der Geschmack an der Volkspoesie und an der altdeutschen Dichtung: die Minnelieder, das Nibelungenlied schienen Verkörperungen des volksthümlichen und naiven Ideals. Aus diesem Antriebe, verbunden mit allen conservativen Kräften des deutschen Volkes, entstand die deutsche Philologie. Sie hat unter den Wissenschaften zuerst jene genügsam intensive Phantasie entfesselt; die „Andacht zum Unbedeutenden", welche Wilhelm Schlegel verspottete, ist die Grundlage für Grimm's wissenschaftliche Größe. Wie seine Erinnerung mit wunderbarer Treue die engste häusliche Jugendumgebung bis in alle Einzelheiten festhielt, wie seine Darstellungsweise auf den äußeren Details gemüthlich interessanter Situationen zur Rührung des Lesers verweilt; so haftet er wissenschaftlich an der kleinsten Thatsache mit liebevollem Antheil, immer bedacht, ob sich nicht anderes dazu füge, das weiten Ausblick eröffnete; sein kühnster Flug ist unbeschwert durch unverfälscht genau erfaßte, reichlich angehäufte Facta. Die Akribie ist freilich eine alte Philologentugend; aber ihre Anwendung auf das Naheliegende, Einheimische war etwas ganz Neues, wie es uns z. B. heute noch unnatürlich scheint, zeitgenössischen Schriftstellern die Genauigkeit der Betrachtung zu widmen, welche wir denen des vorigen Jahrhunderts schon gerne gewähren. Auch die Wissenschaft hat ein Princip der idealen Ferne zu überwinden, wie seiner Zeit die Tragödie. Außerdem aber hielt sich die Philologie bis auf G. in einer gewissen vornehmen Quellenregion: ihm dagegen ist Alles gleich lieb und gleich classisch; ein sinnloser Kinderreim, ein thörichter Aberglaube kann zu bestimmten Zwecken wichtiger sein, als das herrlichste Gedicht, als die tiefsinnigste Sentenz großer Poeten und Denker.

Grimm's Anfänge liegen, dem allgemeinen Gang unserer Bildung gemäß, ganz auf einer Linie mit den patriotisch-litterarischen Bemühungen der älteren und jüngeren Romantik, welche Arnim mit den Worten ausdrückte: „Wir wollen Allen Alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewahrt hat." Es handelte sich um Erneuung oder Herausgabe altdeutscher Gedichte und um die Sammlung volksthümlicher Poesie aus Litteratur und lebendiger Ueberlieferung. Regelmäßig vereinigten sich dabei in der frühesten Zeit ihres Wirkens Jacob G. und sein Bruder Wilhelm zu gemeinsamer Arbeit. Ihre Editionen sind: „Die beiden ältesten deutschen Gedichte" (Hildebrandslied und Wessobrunner Gebet, 1812); „Der arme Heinrich von Hartmann von Aue" (1815); „Die Lieder der alten Edda" (1815): überall fördern sie die Kritik und das Verständniß. Von ihren Sammlungen aus der volksthümlichen Tradition, den „Kinder- und Hausmärchen" und den „Deutschen Sagen" wird unten in dem Artikel über Wilhelm G. näher gesprochen werden. Allen ihren wissenschaftlichen Tendenzen von damals diente die Zeitschrift „Altdeutsche Wälder" (3 Bde. 1813, 1815, 1816).

G. allein schrieb außer zahlreichen Aufsätzen und Recensionen in Zeitschriften nur über den altdeutschen Meistergesang (1811), über ein mythologisches Thema („Irmenstraße und Irmensäule", 1815) und gab spanische Romanzen heraus („Silva de romances viejos", 1815). Alle seine Arbeiten hängen, wie es scheint, mehr oder weniger zusammen mit dem großen Plane einer Geschichte der altdeutschen Poesie. Diese aber faßte er in einem ganz neuen Sinne als

Geschichte der Sage. Er meinte: es liege viel weniger daran, zu wissen, welcher Sprache oder Form etwa ein Gedicht nachgebildet sei, oder welchen Urheber es gehabt habe, insofern dies nicht dazu beitrage, über Alter und Gestalt der Sage selbst Aufschlüsse zu verschaffen; vielmehr darauf komme es an, die Ursprünglichkeit der Sage oder ihre Veränderung sammt dem Verhältnisse zum Ursprunge klar zu sondern. So genommen aber hing die altdeutsche Dichtung mit der Weltpoesie überhaupt zusammen. G. unterscheidet in der Sage ein factisches und ein nicht factisches Element, das letztere nennt er mythisch. Und alles Mythische entspringt ihm wie die Sprache aus einer ältesten Einheit: alle Wörter seien im Grunde nur eins; es komme lediglich darauf an, die Kette ihres Zusammenhanges richtig aufzuweisen; ebenso sänken in der ursprünglichen Mythologie Zeiten und Räume zusammen, es handle sich nur darum, die Reihe aller Mittelglieder zu finden. Er weiß denn in der That jede Wort- und Mythenvergleichung möglich zu machen; er steht darin vollständig unter dem Einflusse von Görres und Arnold Kanne. Er, der später für die Begründung einer wissenschaftlichen Etymologie mehr gethan, als irgend ein anderer, spricht jetzt einmal den Grundsatz aus: am richtigsten betrachte man die meisten Anfangsconsonanten als gleichgiltige Vorsätze vor dem Wurzelvocal. Er, der später scandinavische und deutsche Mythologie zu scheiden suchte, verknüpft jetzt das Fernliegendste und benutzt mythologische Vorstellungen der einen Nation ohne weiteres zur Aufhellung von mythologischen Vorstellungen einer anderen Nation. Die Poesie überhaupt steckt ihm voll mythischer Ueberbleibsel. Er unterscheidet zwischen Natur- und Kunstpoesie wie Herder: die erstere ist die nationale, einheimische, ursprungstreue, traditionell gebundene; die zweite ist die romantische, fremde, selbstherrliche, individuell freie. Volkslieder vermögen sich nach ihm nur „selbst zu dichten". Das Volkslied, das Epos geht aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervor. Die Naturpoesie hat Grimm's ganze Sympathie; sie erscheint bei ihm wie ein verlornes Paradies der Unschuld und Einfachheit; die Kunstpoesie tritt dagegen zurück, den Antheil des Einzelnen ist er geneigt, möglichst gering anzuschlagen.

Solchen und ähnlichen Anschauungen setzte Wilhelm Schlegel im J. 1815 schroffen Widerspruch entgegen, sehr ungerecht zum Theil, höchst gerecht, was die Verurtheilung des enthusiastisch wüsten Etymologisirens betrifft. Ob G. dieser Zurechtweisung bedurfte? Ob er selbst das Unsichere seines bisherigen Verfahrens gefühlt hatte? Ob die maßvolle besonnene Weise seines Bruders auf ihn einwirkte? Jedenfalls trat in ihm eine Krisis ein, die ihn mächtig förderte und ihn erst zu den grundlegenden Werken führte, um deren willen wir ihn verehrungsvoll bewundern. Der Plan einer Geschichte der altdeutschen Poesie wurde fallen gelassen; nüchtern inductive Sprachbetrachtung fesselte ihn eine Zeit lang ausschließlich. Er war 34 Jahre alt, als der erste Band seiner „Deutschen Grammatik" erschien, welcher die Formenlehre enthielt (1819); die zweite Ausgabe dieses Bandes fügte 1822, nicht ohne Einwirkung des Dänen Rask, die für wissenschaftliche Etymologie entscheidende Lautlehre hinzu (daraus der Vocalismus 1840 neu bearbeitet); der zweite und dritte Band (1826, 1831) brachte die Wortbildung, der vierte (1837) die Syntax des einfachen Satzes. (Neue Abdrücke des ersten Bandes von 1822 und des zweiten Bandes, mit nachgelassenen Zusätzen vermehrt, sind 1870 und 1878 erschienen.)

G. erklärte, seinem Lehrer Savigny alle wissenschaftliche Anregung für sein Leben zu danken. Er lernte bei ihm nicht blos inductive Forschung überhaupt, das Streben nach vollständiger Induction, das Hinaufgehen zu den echten und reinen Quellen, die nicht von der Doctrin getrübt sind; er lernte insbesondere historische Betrachtungsweise rechtlicher Institutionen, er lernte — wie man zu

sagen pflegt — „das Sein aus dem Werden begreifen", d. h. die einzelne Erscheinung durch alle ihre Gestalten geschichtlich verfolgen. Die charakteristischen Züge von Savigny's Methode mochten ihm schon bei seinen Sagenvergleichungen vorgeschwebt haben; aber er erreichte das Vorbild entfernt nicht; dieses Arbeitsfeld war einer exacten Behandlung nicht günstig: die Sprache war es dagegen im höchsten Maße. Mit Grimm's „Deutscher Grammatik" wurde die historische Grammatik überhaupt begründet. Aber wie Savigny selbst, pflegte G. die Dinge weniger mit begrifflicher Schärfe, als aus klarer allseitiger Anschauung zu ordnen und zu gliedern (man hat es wol intuitive Methode genannt), der Philosophie war und blieb er abhold, die historischen Processe verfolgte er in ihrem Verlauf, aber die Ursachen dieser Processe kümmerten ihn selten.

Das Wort „Deutsch" in dem Titel von Grimm's Hauptwerk bedeutet, was wir heute lieber germanisch nennen: zum Deutschen das Englische, Scandinavische, Gothische. G. hat es ebenso in der Geschichte der deutschen Sprache und in den Rechtsalterthümern verwendet. In der Mythologie dagegen bedeutet es einen Gegensatz gegen scandinavisch; im Wörterbuch geht es auf die hochdeutsche Sprache seit dem 16. Jahrhundert. In der Grammatik also waren alle germanischen Sprachen berücksichtigt, aber so, daß auf die ältere Zeit das Hauptgewicht fiel, die jüngeren Epochen nur als späte, ziemlich uninteressante Entstellungen auftraten. Indem jedoch überall neue Beleuchtungen gewonnen wurden und die Thatsachen sich auf unerwartete Weise ordneten, kam die Arbeit auch unserm heutigen Deutsch und seiner grammatischen Auffassung zu gute. Wie es sich für den gebildeten Beurtheiler der Poesie geziemt, antike oder mittelalterliche Bestandtheile eines modernen Werkes sofort zu erkennen; so ist es schicklich geworden, daß über deutsche Grammatik Niemand mitrede, der nicht in unserem heutigen Sprachgebrauche sofort die altbegründeten von den auf spät überwuchernder falscher Analogie beruhenden Elementen zu unterscheiden weiß. In beschränkten Grenzen kann daher auch die geschichtliche Einsicht eine Norm für schwankenden Gebrauch darbieten; wie weit dies in der Orthographie der Fall sein dürfe, ist noch immer streitig. G. verbannte 1822 die großen Anfangsbuchstaben der Substantiva und setzte, womit er gewiß zu weit ging, den Buchstaben ß überall, wo in der älteren Sprache z entsprach; andere sind auf demselben Wege noch weiter gegangen, und im Ganzen ist bis jetzt der Schade, der unserer Orthographie aus diesen Reformbestrebungen erwuchs, größer gewesen, als der Nutzen, den sie stifteten.

Daß die germanischen Worte und Wortformen aus der Gegenwart in die Zeit des Ulfilas zurückverfolgt und die charakteristischen Veränderungen, welche sie durchliefen, auf deutliche Regeln gebracht wurden: das ist die Leistung der drei ersten Bände von Grimm's Grammatik. Und der vierte Band wendete dieselbe Betrachtungsweise auf die syntaktischen Constructionen an. G. zeigte, wie einfache Vocale zu Diphthongen, Diphthonge zu einfachen Vocalen wurden, wie nach den Regeln von Umlaut und Brechung sich reine Vocale in trübe verwandelten (für rein gilt der uralte Dreiklang a, i, u); wie die Consonanten sich verstärken, verflüchtigen, assimiliren; wie die Ableitungs- und Flexionssilben verblassen, während die betonte Wurzelsilbe unangetastet besteht; wie die starken Declinationen und Conjugationen zurückweichen, die schwachen um sich greifen. G. wies die Regel des Ablautes in der Conjugation und die Metamorphosen altgermanischer Perfectreduplication durch alle verwandten Sprachen hin auf. Er erläuterte den Gebrauch der Ableitungssilben und den Unterschied zwischen eigentlicher und uneigentlicher Zusammensetzung. Dem grammatischen Geschlechte widmete er einen schönen phantasievollen Abschnitt. In der Syntax stellte er z. B. Verschwinden

des bestimmten Werthes grammatischer Formen und Ueberhandnehmen der äußeren verdeutlichenden Hülfsmittel ins Licht.

Ueber die Grenze des germanischen Gebietes hinaus war die Regel der Lautverschiebung bedeutungsvoll, die er auffand. Alle ursprünglichen arischen p, t, k haben sich im Germanischen zu f, th, h verschoben, die tönenden und aspirirten Verschlußlaute haben ebenso eine gesetzmäßige Wandlung erfahren; und der ganze Proceß vollzog sich in demselben Sinne noch einmal in der hochdeutschen Sprache gegenüber dem Niederdeutschen. Es war dadurch für alle Etymologie eine unumstößliche Richtschnur gewonnen, es war ein „Lautgesetz" gefunden und damit der Weg gebahnt zu dem Grundsatze, daß wissenschaftliche Etymologie überhaupt nur möglich, so weit sich gesetzmäßiges Verhalten der Laute feststellen lasse: der äußerste Gegensatz zu der früheren Etymologie nach dem ähnlichen Klange.

Grimm's deutsche Grammatik hat sich durch ihre Einwirkung auf Bopp und Pott an der Aufrichtung einer vergleichenden Grammatik der arischen Sprachen wesentlich betheiligt. Diese vergleichende Grammatik ihrerseits aber wirkte auf G. zurück und nöthigte ihn vielfach, seine früheren Aufstellungen zu modificiren. Die „Geschichte der deutschen Sprache" (1848) ist das Resultat seiner Auseinandersetzung mit der vergleichenden Sprachwissenschaft; zugleich aber auch mit der altgermanischen Ethnographie, wie sie Kaspar Zeuß begründete. G. brachte die nicht glückliche Hypothese von der Identität der Geten und Gothen hinzu und suchte dadurch der deutschen Geschichte einen Hintergrund zu geben, der allerdings einen großen Reiz für die Phantasie darbieten würde, aber vor streng methodischer Forschung nicht bestehen kann. Werthvoller war, daß G. diejenigen germanischen Sprachen charakterisirte, von denen uns nur einzelne Worte und Namen, aber keine zusammenhängenden Schriftdenkmäler erhalten sind, z. B. das Langobardische, Salfränkische, Burgundische. Dem Salfränkischen besonders (der malbergischen Glosse) galt noch die Vorrede zu Merkel's Ausgabe der Lex salica (1850).

Einzelne Punkte der Grammatik behandelten die Aufsätze über Diphthonge nach weggefallenen Consonanten (1845), über den Personenwechsel in der Rede (1856), über einige Fälle der Attraction (1858), über Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen (1858). Auf der Grenze zwischen Recht und Sprache lag „Das Wort des Besitzes" (1850). Ueber den Ursprung der Sprache handelte er 1851 im Anschluß an Herder und Wilhelm v. Humboldt, indem er die großen Erfahrungen der neueren Sprachwissenschaft verwerthete und die Ausbildung der Flexion, ihre Blüthe, ihren Verfall — drei Perioden der Sprachentwickelung — meisterhaft zu schildern wußte. In dem Vortrag über Etymologie und Sprachvergleichung (1854) gab er einen historischen Ueberblick der griechischen, römischen und mittelalterlichen Etymologie und suchte das Verbum als Wurzel aller übrigen Redetheile hinzustellen. Ein früherer Aufsatz (1847) geiselte die Pedanten und Puristen, „was eigentlich Eine Brut ist" und erwägt überhaupt den pedantischen Zug in Charakter und Sprache der Deutschen mit gutem Humor: man fühlt sich an eine alte romantische Leistung, Clemens Brentano's „Philister vor, in und nach der Geschichte" erinnert.

Neben den späteren der genannten Arbeiten geht schon das „Deutsche Wörterbuch" einher: nicht weniger als 83 Gelehrte hatten Excerpte dafür geliefert und so den Brüdern einen Theil ihrer Arbeitskraft zur Verfügung gestellt. Durch dieses bereitwillige Zusammenwirken Vieler ist es ein ganz einziges Werk. Im J. 1852 hat G. die erste Lieferung fertig gebracht und damit Ton und äußere Einrichtung des Ganzen angegeben. Von ihm rühren die Buchstaben A, B, C, E und F bis zum Worte „Frucht" her. Er hat die Aufgabe mit

genialer Freiheit ergriffen, die Hauptpunkte fest im Auge, über Nebensachen nicht ängstlich. Der Hauptpunkt aber war, daß die Methode geschichtlicher Sprachbetrachtung dem neuhochdeutschen Wortschatze seit etwa 1450 zu gute kommen sollte. Man kann streiten, ob der Ausgangspunkt richtig gewählt war, ob nicht aus der älteren Zeit allzu viel Fremdartiges eindringen mußte, ob nicht das 18. Jahrhundert und die zweite Hälfte des 17. vollkommen genügten, so daß wir mehr innerhalb der Sphäre unserer eigenen gewohnten Sprache gehalten wären. Aber neben dem Zweck eines Sprachschatzes für die Gegenwart sollte auch die rein gelehrte Absicht erreicht werden, die Sprache Luther's und Fischart's und ihrer Zeitgenossen lexikalisch zu verzeichnen, kurz die Auszüge aus älteren Schriftstellern ungefähr dort zu beginnen, wo nach der üblichen Begrenzung das Mittelhochdeutsche aufhört. Wichtiger als dieser untergeordnete Gesichtspunkt war, daß für jedes Wort die älteste historisch zu ermittelnde Bedeutung an der Spitze stand, daß die verwandten Sprachen noch tiefere Ergründung gestatteten, daß der Uebergang vom Sinnlichen zum Abstracten überall anschaulich, daß die Fülle poetischer, sprichwörtlicher, abgerundeter Wendungen, die sich an jedes einzelne Wort heften, in großer Vollständigkeit erkennbar wurde. Das sinnliche Element der Sprache war Grimm's Liebe von jeher; in der Etymologie wahrte er nicht immer die Strenge der Lautgesetze, zu deren Begründung er selbst so viel gethan; ein Zug romantischer Willkür kehrt ihm zurück. In der Aufstellung der Wortformen erlaubte er sich unhistorische Vorschläge, welche Aelteres, Aufgegebenes an die Stelle des längst Ueblichen und zur Sprachregel gewordenen gesetzt haben würden; auch die Einführung von sz in unsere Orthographie schuf nur eine Seltsamkeit, die ohne Nachahmung blieb. Auf der anderen Seite geschah nicht genug, um in bescheidenem Maße auf Richtigkeit und Reinheit des gegenwärtigen Sprachgebrauches hinzuwirken. Durchgeführte praktische Tendenzen liegen G. in der Regel fern, und sein Wort von 1819 über die Schulgrammatiken hat das Signal für eine verhängnißvoll falsche Richtung des Schulunterrichtes gegeben. Es lautet: „Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich, nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen: eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen“. Unser Schriftdeutsch kann man aber nicht schlecht und recht lernen, überall hat es zu kämpfen gegen die Mundart und gegen Sprachfehler, die auf mißverstandener Regel beruhen; und die Richtigkeit und Festigkeit des gegenwärtigen Gebrauches ist das Wichtigste und Erste für den Sprachunterricht; historische Einsicht kommt nur für die höchsten Stufen der Bildung in Betracht. Auch Grimm's Wörterbuch setzt überall Leser voraus, welche Gymnasialbildung erworben haben. Für diese aber birgt es einen reichen Schatz, auch in praktischer Hinsicht: die große Menge der Belege zeigt so mannigfaltige Anwendungen des einzelnen Wortes, daß viele Muster des Ausdruckes dadurch aufgestellt werden.

Von 1819 bis zu Grimm's Tode reiht sich für ihn eine sprachliche Aufgabe an die andere. Und die übrigen großen Leistungen, welche dazwischen treten, entbehren meist nicht eines starken sprachlichen Elementes. In den Rechtsalterthümern wurde die juristische, in der Mythologie die gottesdienstliche Terminologie germanischer Sprachen auseinandergesetzt und damit das Vorbild für Untersuchungen geliefert, die sich auf alle Lebensgebiete erstrecken müßten, bisher aber wenig Anklang gefunden haben.

Die „Deutschen Rechtsalterthümer“ (1828) widmeten außerdem hauptsächlich den symbolischen Handlungen ihre Aufmerksamkeit, welche schon Savigny die eigentliche Grammatik des Rechtes in der ältesten Periode genannt hatte und welche G. bereits 1816 mit einem Aufsatz über die Poesie im Recht als das

Sinnliche, Phantasievolle gefeiert hatte. Das Sinnliche, nicht das Begriffliche, zog ihn im Recht, wie in der Sprache an. Wie bei der Sprache lagen ihm vergleichende Ausblicke nicht fern. Wie bei der Sprache gehört seine Sympathie der alten Zeit und setzt sich der triumphirenden Verkündigung des modernsten Fortschrittes recht absichtlich, doch nur gelegentlich, nie aufdringlich entgegen. Wie bei der Sprache die Volksmundart gleichberechtigt neben die hohe Litteratur tritt, so gelten als eine Quelle, ja als die vornehmste der Rechtsalterthümer, die autonomen Satzungen der Bauern, die Dorfweisthümer, von denen er später eine große Sammlung veranstaltete („Weisthümer", Bd. I—IV, Göttingen 1840—1863, fortgesetzt von Schröder), die er leider nicht mehr zu einer zweiten Ausgabe der Rechtsalterthümer verwerthen konnte.

Die „Deutsche Mythologie" (1835, zweite Ausgabe 1844, vierte mit Zusätzen aus dem Nachlaß 1875—78) verzichtete auf die Erkenntniß des mythischen Gehaltes der alten Heldensage; sie nahm dagegen die Volksüberlieferung der Gegenwart und der modernen Jahrhunderte überhaupt, Aberglauben, Märchen und Sagen, ja die Poesie des 13. Jahrhunderts, allzu vertrauensvoll als Quelle hin: auch entschieden christliche Vorstellungen wurden nicht erkannt. G. war geneigt, alle Volksüberlieferung wie eine unterste geologische Schicht zu betrachten, welche durch alle Jahrhunderte hin verhältnißmäßig treu bewahrt sei. Er hielt sich nicht genug gegenwärtig, daß aus der obersten Schicht der Bildung immer einzelne Elemente populär werden, durch alle Stände gleichsam hindurchsickern und in jener untersten Schicht fortleben. Der große Fehler des Buches, der auf die nächsten Nachfolger nicht günstig einwirkte, läßt sich als Mangel an Kritik bezeichnen. Trotzdem ist es ein bezauberndes Buch, und der große Erfolg, den es hatte, war vollkommen begreiflich. Gerade die unhistorische Vermischung der Zeiten ergab eine Art Idealbild der Vorstellungen vom Uebersinnlichen beim deutschen Volke, einen symbolischen Ausdruck des deutschen Glaubens, so weit er nicht der officiell christlichen Dogmatik angehört. Die unbefangene Freude am Poetischen bewahrt den Verfasser vor dem verführerischen Drange nach Mythendeutung, so daß ein klarer, unbefangener Geist ohne theoretische Nebenabsichten uns durch eine schöne reichbevölkerte ideale Welt hindurchführt, welche eine gewisse sehnsüchtige Stimmung erweckt, wie sie erwachsene Menschen nach ihrer Kindheit empfinden können.

In den Stoffkreis der Mythologie fällt die Gratulationsschrift „Frau Aventiure klopft an Benecke's Thür" (1842), die Herausgabe der von Waitz entdeckten Merseburger Zaubersprüche (1842), die Abhandlungen über den Liebesgott (1851), über die Namen des Donners (1854), über Frauennamen aus Blumen (1852) und über das Gebet (1857). Auf dem Gebiete des medicinischen Aberglaubens bewegt sich die Arbeit über Marcellus Burdigalensis (1847) und über die Marcellischen Formeln (1855). Ueber Sagenverwandtschaft handelt „Der Traum von dem Schatz auf der Brücke" (1860). Sprachliches, Mythisches, Rechtliches berührt sich in den deutschen Grenzalterthümern (1843). Und wenn schon sonst in Rechtsalterthümern, Mythologie, Geschichte der deutschen Sprache das Gebiet der altgermanischen Sitte oft gestreift wurde, das vom Recht und vom Glauben nicht rein abgelöst werden kann, so waren die Abhandlungen über Schenken und Geben (1848) und über das Verbrennen der Leichen (1849) diesem Gebiete ganz speciell entnommen: ein besonderes zusammenfassendes Buch über deutsche Sitte gehörte zu den letzten großen unausgeführten Entwürfen des Meisters.

Der Reichthum seiner Thätigkeit ist aber hiermit noch nicht erschöpft. Sprache und Alterthumskunde sind nicht die einzigen Territorien, die er urbar macht und bebaut. Sein alter Plan einer Geschichte der altdeutschen Dichtung

war ihm freilich entschwunden. Aber Beiträge zur vaterländischen Litterarhistorie hat er reichlich gegeben und darüber hinaus, wie seine Uebersetzungen serbischer Volkslieder, sein Vortrag über das finnische Epos und gelegentliche Bemerkungen über Ossian beweisen, namentlich der fremden epischen Volkspoesie eingehende Aufmerksamkeit geschenkt. Seine größeren Arbeiten verbanden sich zum Theil mit Editionen; als Herausgeber steht er nicht auf der obersten Stufe, aber daß er entschlossen zugriff, auch wo er selbst sich schwächer fühlte, das ist ein Zeichen, wie sehr es ihm stets um die Sache und nicht um persönlichen Ruhm zu thun war. „Versiegte Quellen wieder aufzuthun, lag ihm sehr am Herzen (so sagt er von sich selbst), doch, so hoch er die Kritik achtet und an Geistern, die für sie ausgerüstet scheinen, bewundert, ihm galt es mehr darum, in dem fluthenden Wasser zu baden, als die hineingefallenen Halme und Spreuer wegzuschaffen, die sich entweder von selbst ausstoßen oder von tapfern Fegern fortgebracht werden." Seine Edition von „Andreas" und „Elene" (1840) brachte Beiträge zur Synonymik und dem Formelwesen des germanischen Epos; seine mit Schmeller herausgegebenen lateinischen Gedichte (1838) enthielten u. a. eine Charakteristik des Waltharius; seine „Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer" (1843) lenkten die Aufmerksamkeit auf das poetische Treiben der fahrenden Cleriker des 12. Jahrhunderts; der „Reinhart Fuchs" (1834, dazu das „Sendschreiben an Karl Lachmann über Reinhart Fuchs", 1840), eines seiner schönsten Bücher, gab eine vollständige Uebersicht der Thiersage und bemühte sich, die freilich unrichtige Hypothese eines uralten arischen Thierepos zu begründen, von welchem die äsopischen Fabeln nur zusammengeschrumpfte Reste, unsere deutschen Thiergedichte eine verhältnißmäßig treue Fortsetzung wären. Dem mächtigsten Prediger des 13. Jahrhunderts, dem Franciscaner Berthold von Regensburg, widmete er eine ausgeführte Charakteristik (1825). Und die Rede auf Schiller (1859) gab ihm Gelegenheit, zugleich seine Ansicht über Goethe und die neuere deutsche Poesie überhaupt in großem Umrisse vorzutragen. Das Verhältniß moderner Schriftsteller zu unserer Sprache, ihre größere oder geringere Herrschaft darüber konnte Niemand besser als der Hauptverfasser des „Deutschen Wörterbuches" beleuchten, und der Litterarhistoriker findet daher bei ihm manche werthvolle Beobachtung, die es zu verfolgen lohnt.

Ein Kabinetstück durch anmuthige Freiheit des Tones und durch weite Ausblicke von einem beschränkten Kreise aus ist die Abhandlung über eine Urkunde des 12. Jahrhunderts (1851). Ruhiges überlegenes Walten eines wahrhaft geklärten Geistes bezeichnet noch manchen von Grimm's akademischen Vorträgen, namentlich aus der letzten Zeit. Es herrscht darin eine Freimüthigkeit in Politik und Religion, wie sie nur das Bewußtsein gibt, allen irdischen Richtern bald entrückt zu sein; und eine natürliche Lebensphilosophie, eine merkwürdige Kunst, an die großen menschlichen Wahrheiten ohne Trivialität und ohne gesuchte Geistreichigkeit zu erinnern, welche, wenn irgend etwas, auf den Namen der Weisheit den gegründetsten Anspruch hat. Ueber Wissenschaft und ihre Pflege gibt die Abhandlung „Ueber Schule, Universität, Akademie" (1849) Grimm's letzte geläuterte Meinungen. Und indem er „Ueber das Alter" handelt (1860), liefert er zum Schluß noch einmal einen wahrhaft rührenden Beweis für seinen Optimismus: er setzt die Vortheile des Alters ins Licht, es ist ihm die Zeit einer im vorausgegangenen Leben noch nicht so dagewesenen Ruhe und Befriedigung: „Der Greis (sagt er) sollte, von Dank erfüllt, fühlen, daß ihm zur letzten Lebensstufe vorzuschreiten vergönnt war, er hat nicht nöthig zu jammern, wenn sie annaht; es ist ihm gestattet, mit stiller Wehmuth hinter sich zu blicken und nach dem schwülen Tag in abendlicher, labender Kühle gleich-

sam auf der Bank vor seiner Hausthüre sitzend, sein verbrachtes Leben zu überschlagen." G. hat wiederholt, auch schon früher, auf seine eigene Laufbahn zurückgeschaut, von seinem Thun öffentlich Rechenschaft, über Erlebnisse Bericht erstattet: so in der Selbstbiographie (1831), in der Schrift „Ueber meine Entlassung" (1838), in der Vorlesung „Italienische und scandinavische Eindrücke" (1844). Aber auch seine Widmungen, seine Reden auf Lachmann, auf Wilhelm Grimm, sind zugleich Denkmale persönlicher Beziehungen und Empfindungen. Und durch alle seine Schriften hin kann bei Gelegenheit Persönliches hervorbrechen, wie sie alle den Stempel einer harmonischen, aber ursprünglichen und unverwischbaren Eigenart an sich tragen.

„Wer die Geschichte durchforscht (sagt G.), muß die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechtes, ja als wesentliches Erforderniß für dessen Aufschwung anerkennen." Hochschätzung der Poesie zeichnet diesen Gelehrten vor anderen aus; in weitgreifender Combination will er deutsche Dichtung an ihre Ursprünge verfolgen; von falschen Zielen der Forschung befreit er sich für die Sprache; und doch fällt er ihnen für die Sagenforschung (in „Mythologie" und „Reinhart Fuchs"), wie für die Ethnographie später wieder anheim und das Dunkel der Urzeiten sucht er mehr nach Wünschen und Neigung, als mit streng nüchterner Methode zu enthüllen; dichterische Phantasie wird ihm eine irreführende Leuchte auf dem Wege zur Wahrheit, aber sie leitet ihn lebenslang sicher zur Schönheit. Das Ideal der Einfalt und Natur hat sein Herz und seinen Stil gebildet. Die Erscheinung Grimm's wird für alle Zeiten eine edle Offenbarung schlichten Sinnes bleiben, und sein Stil verbindet reiche Bildlichkeit und sinnlichen Schmuck mit anspruchsloser Wahrhaftigkeit, Wärme, Gemüth und einer ungezierten Freiheit ohne Beispiel. Wollte man seinen Genius in mythologischer Gestalt bilden, so müßte es einer jener bescheidenen deutschen Hausgeister sein, welche dem begünstigsten Menschen lautlos, heimlich die befohlene Arbeit thun. Prunklose Genialität, häuslich und heimathlich gebunden, ist Grimm's Wesen.

Kleinere Schriften von G., 5 Bde, Berlin 1864—71 (mit biographischen Zusätzen von Herman Grimm). Eigenhändiger Lebensabriß Zs. f. deutsche Phil., 1, 489. Lycealzeugniß ibid. 6, 103. Denhard, Die Brüder Jacob und Wilhelm G. (Hanau 1860). Grenzboten 1863, IV. S. 281—300. Weinhold, Rede auf Jacob G. (Kiel 1863). Waitz, Zum Gedächtniß an Jacob G. (Göttingen 1863). Andere Litteratur aus dem Todesjahr s. Germania 9, 80. Baudry, Les Frères Grimm (Paris 1864 mit Briefen an Michelet und Regnier). Scherer, Jacob G. (Berlin 1865, mit Benutzung des Briefwechsels zwischen G. und Lachmann). Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bd. VIII. (1866), S. 57—66. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft (München 1869), S. 427—470. Andresen, Ueber die Sprache Jacob Grimm's (Leipzig 1869). Raumer, Geschichte der germanischen Philologie (München 1870), S. 378—446, 495—534, 632—654. Curtius, Jacob G. (Leipzig 1871). Raßmann bei Ersch u. Gruber Sect. I. Bd. 91 (1871), S. 176—275. Goedeke in: Göttinger Professoren (1872) S. 169 bis 203. Haupt, Opuscula, 3 (1876), 164—200. — Briefe in der Germania Bd. XI ff., in Görres' Gesammelte Briefe Bd. II, III. Ein Brief an ‚Mr. Grimm' von Walter Scott in Macmillan's Magazine (January 1868) S. 268. Briefe an Wyß, herausgegeben von Ludwig Hirzel im Anz. für deutsches Alterthum 3, 204. Briefwechsel zwischen Jacob G. und Fr. Dav. Gräter, herausgegeben von Hermann Fischer (Heilbronn 1877). Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob G., herausgegeben von Alexander Reifferscheid (Heilbronn 1878 mit Uebersicht der bisher publicirten Briefe der Brüder).

Scherer.

Grimm: Johann Friedrich Karl G., Arzt, 1737 in Eisenach geboren, hatte in Göttingen unter Haller Medicin studirt und daselbst 1758 den Doctorgrad erlangt. Er habilitirte sich als Arzt zuerst in seiner Vaterstadt, siedelte aber später, als Leibarzt des Herzogs von Sachsen-Gotha, nach Gotha über, wurde hier zum Geheimen Hofrathe ernannt und mit der Inspection der Mineralquellen in Ronneburg betraut. — Unter seinen litterarischen Arbeiten nimmt die vortreffliche, mit guten Anmerkungen versehene deutsche Uebersetzung der Hippocratischen Sammlung (1781—92 in 4 Bänden, in 2. Auflage von Lilienhain in 2 Bänden 1837—39 herausgegeben) die erste Stelle ein; von den übrigen Schriften Grimm's verdienen noch die von ihm verfaßte Inaugural-Dissertation „De visu" (1758) mit interessanten Beiträgen zur physiologischen Optik und seine epidemiologischen Berichte aus Eisenach und der Umgegend aus den J. 1759—62 (in Nova Acta Acad. Nat.-Curios. III App. p. 143. 172) und vom J. 1767 („Sendschreiben von der Epidemie zu Eisenach rc.", 1768) erwähnt zu werden. Auch um die Erforschung der Eisenacher Flora hat sich G. Verdienste erworben. — Von seinen Mitbürgern wegen seiner Humanität und seiner ärztlichen Leistungen hochgeehrt, ist G. als 85jähriger Greis am 21. October 1821 in Gotha gestorben. A. Hirsch.

Grimm: Ludwig Emil G., Maler und Kupferstecher, jüngerer Bruder von Jacob und Wilhelm G., geboren zu Hanau am 14. Mai 1790, begann seine künstlerischen Versuche und Studien in Kassel, wo er mit den nach dem Tode der Eltern treu zusammenhaltenden Geschwistern lebte. 1808 ging er nach München, um sich unter Heß, besonders in der Kupferstechkunst, weiter zu bilden. Von Bedeutung wurde ihm damals, neben dem genannten Meister, der nach Landshut berufene Savigny und dessen Familie. 1808 zeichnete und radirte G. den ausgezeichneten Gelehrten, seine Frau und deren Schwester Bettine. Ueber das Bild der letzteren schrieb Goethe „schön und theilnehmend" und er bewahrte dem Künstler fortan freundliches Interesse. 1814 verließ dieser München und nahm als Offizier Theil an dem Feldzug gegen Frankreich. Zurückgekehrt weilte er in Kassel, dann seit Juli 1815 wieder für kurze Zeit in München. 1818 wurde die selbstverständliche Pilgerfahrt nach Italien ausgeführt, in Gesellschaft Georg Brentano's, des jüngsten Bruders der Bettine. Nicht länger als zwei Monate dauerte die Reise; dennoch gewährte sie reichen Ertrag. Seit October 1817 verließ G. die hessische Heimath für die Dauer nicht wieder, er lebte mit den inzwischen berühmt gewordenen Brüdern zu Kassel und der Verkehr mit bedeutenden Menschen, welche durch jene angezogen wurden — die geistigen Größen des nahen Göttingen und die westfälische Familie v. Harthausen seien beispielsweise erwähnt — kam auch dem jüngeren Bruder zu gute. 1833 erhielt dieser eine Professur und das Lehramt in der historischen Malklasse der Kasseler Akademie. Das J. 1837 vereinigte nach siebenjähriger Trennung die von Göttingen vertriebenen Brüder Jacob und Wilhelm wieder in Kassel mit Ludwig, wo sie in dem herrlich gelegenen Hause des Letzteren beisammen wohnten, bis jene 1840 nach Berlin berufen wurden. Ludwig lebte dann in stiller Zurückgezogenheit seiner Kunst und seiner Familie (er war zwei Mal verheirathet); er starb am 4. April 1863 in Kassel. G. war persönlich und künstlerisch seinen Brüdern Jacob und Wilhelm wesensverwandt, auch in ihm steckte ein gut Theil jener Feinfühligkeit für das Unmittelbare, Naive, speciell für das Volksleben, welcher wir die „Kinder- und Hausmärchen" und so viel anderes Unschätzbares verdanken. G. besaß ein helles Auge für die Poesie des gesunden Naturlebens und ein Hauch von Romantik der erfreulichsten Art liegt über zahlreichen seiner Werke. Diese ihm gemäße Richtung erfuhr jedoch eine vorübergehende Störung durch die Einflüsse der reactionären altdeutschen Kunst-

richtung. G. hat diese Einwirkungen durch sein gesundes Naturell überwunden und viele seiner Zeichnungen, radirten Blätter und Gemälde lassen ihn als einen der liebenswürdigsten und trefflichsten Künstler seiner Epoche erkennen, wie er als Mensch die gleichen Bezeichnungen verdiente. ....

Grimm: Siegmund G. war ein Gelehrter und Doctor der Medicin, aus Zwickau gebürtig, der sich 1512 in Augsburg niederließ und hier 1513 Magdalene Welser heirathete. Auf diese Art mit den angesehensten Familien der Stadt verwandt, ward er in das medicinische Collegium aufgenommen. Bald nach seiner Niederlassung errichtete er in seinem Hause eine Apotheke und gegen 1517 eine Buchdruckerei, welcher letzteren Unternehmung sich im folgenden Jahre der reiche Kaufmann Marx Wirsung anschloß. Diese Druckerei wurde von dem geschickten Factor Sympert Ruff geführt und gingen aus derselben eine große Anzahl, zum Theil sehr schöner Werke hervor. Außerdem wurde diese Buchdruckerei durch den Druck verschiedener musikalischer Werke zu damaliger Zeit berühmt, unter denen sich das 1520 gedruckte Werk: „Liber selectarum cantionum, quas vulgo mutetas appellant sex quinque et quatuor vocum“ besonders auszeichnet. An der Ausbreitung der Reformation nahm die Druckerei den lebhaftesten Antheil, indem in derselben sehr viele Schriften, die kirchliche Bewegung betreffend, gedruckt wurden, unter Anderem ein großer Theil der Schriften von Ulrich v. Hutten. Auf den Büchern, welche aus der Officin der Beiden hervorgegangen sind, findet man die Wappen Beider als gemeinschaftliches Buchdruckerzeichen vor. Beide druckten bis ins J. 1522 gemeinschaftlich; dann (d. h. schon im J. 1522, vgl. Weller, Repert. typogr. Nr. 2417) erscheint zunächst Grimm's Name allein auf den Drucken, 1523 scheint er die Druckerei an seinen Factor Sympert Ruff verkauft zu haben (vgl. Weller, l. c. Nr. 2687), der auch Werke auf Grimm's Kosten druckte, z. B. 1524 Nachtigall's „Psalter“ (l. c. Nr. 3109). Vielleicht sah sich G. zum Verkauf der Druckerei durch Geldnoth gedrungen, denn wir wissen, daß er durch alchymistische Versuche u. a. Verluste erlitt. Im J. 1527 verpfändete er sein Hab und Gut. 1530 kommt sein Name in den Steuerbüchern der Stadt Augsburg nicht mehr vor. Daß er und auch Wirsung 1532 todt waren, geht aus Stayner's Vorrede zu der bei ihm in jenem Jahr gedruckten Uebersetzung von Petrarca's Buch „De remediis“ hervor, indem er ausdrücklich sagt, daß den ersten Theil dieser Uebersetzung bereits G. und Wirsung auf ihre Kosten hätten anfertigen lassen, das Werk aber nach ihrem Tode ins Stocken gerathen sei.

Geßner, Buchdruckerkunst, III. S. 229. Lesser, Typographia jubilans, p. 97. Schelhorn, Amoenitates literariae VI. p. 466. Jöcher. Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte, Bd. I. S. XLIV ff. Zapf, Annales typographiae Augustanae, p. 79. Metzger, Augsburgs illustr. Druckdenkmale, S. 10. Meyer, Buchdruckerkunst in Augsburg, S. 25. Böcking, Index bibliographicus Huttenianus a. v. O. Preger, Hutten in litterarischer Hinsicht. Butsch, Die Bücher-Ornamentik der Renaissance, S. 23, 2c.

Kelchner.

Grimm: Wilhelm (Karl) G., Bruder von Jacob G., altdeutscher Philolog. Er ist zu Hanau am 24. Februar 1786 geboren. Seine Lebensbahn geht fast durchweg mit der des Bruders parallel. Aber von vornherein zeigen wiederholte Krankheiten, daß er seinem Körper nicht die großen geistigen Anstrengungen zumuthen durfte, welche Jacob spielend leistete. Ein Jahr später, als Jacob, im Frühling 1803, bezog er die Universität Marburg; auch er studirte Jurisprudenz; auch für ihn war Savigny der Hauptlehrer; auch er gewann bei ihm Einsicht von dem Werthe geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen Methode beim Studium. Im Frühjahr 1806 wurde er examinirt; die nächsten Jahre brachte er unter fortwährender Kränklichkeit in mäßiger

wissenschaftlicher Thätigkeit zu; im Frühling 1809 reiste er auf Veranlassung der Familie des Kapellmeisters Reichardt nach Halle, wo er bis zum Herbste blieb und sich wesentlich erholte. Hierauf besuchte er in Berlin seinen Freund Achim v. Arnim, auf dem Rückwege durch Weimar sah er Goethe, der ihn (an Voigt) als einen „ganz hübschen“, im altdeutschen Fache „ganz fleißigen“ Mann bezeichnet; als ein feiner, artiger, junger Mann wird er auch von Riemer an Knebel empfohlen. Zu Anfang 1814 ist er Bibliotheksecretär in Kassel geworden. Im Mai 1825 hat er sich mit Dorothea Wild, einer Urenkelin des Philologen Johann Matthias Gesner, verheirathet. Jacob schreibt am 14. September 1825 an Görres, der eben Großvater geworden war: er, Jacob, werde diese Würde allem Anscheine nach nie erreichen. „Doch muß ich melden (fährt er fort), daß wenigstens Wilhelm vorigen Mai Hochzeit gehalten hat mit einem braven, uns allen längst bekannten Mädchen, geheißen Dortchen, denn die Vornamen gelten ja im häuslichen Leben. Unser Beisammenleben und Wohnen und ewige Gütergemeinschaft hat darunter nichts gelitten, wir drei Brüder (der dritte der Maler Ludwig) wohnen und essen zusammen, um uns leichter durchzuschlagen. So verschleißen wir das Leben, äußerlich leidlich, innerlich nach alter Weise arbeitsam und vergnügt. Tage, Wochen und Monate fliegen wie Pfeile davon. Die Gesundheiten könnten wol besser sein, doch selbst das, wie eine Art Inoculation, schützt wider gähes Sterben.“ Gleich nach Neujahr 1830 ging Wilhelm mit Jacob als Unterbibliothekar nach Göttingen, im März 1831 wurde er zum außerordentlichen, im Juli 1835 zum ordentlichen Professor ernannt und hielt im Sommersemester seine erste Vorlesung über das Nibelungenlied. Im J. 1837 befand er sich unter den protestirenden sieben Professoren, lebte dann vom September 1838 bis März 1841 in Kassel und hierauf als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wo er am 16. December 1859 starb.

Der Grund von W. Grimm's Wesen ist derselbe wie bei Jacob. „Ein Optimismus der edelsten Art war ihm eigen (bemerkt sein Sohn Herman); überall, auch in der größten Verwirrung der Dinge, suchte und entdeckte er die Richtung zum Guten, die sie nehmen müßten. Er verneinte das Schlechte, so lang er konnte. Erkannte er es offenbar, dann bemäntelte er es nicht, aber er wandte sich fest ab, wenn es ihm entgegentrat. Mit einer wunderbaren Geduld schickte er sich in das Unabänderliche. Das Gefühl des Glückes wuchs bei ihm mit den Jahren; immer heiterer, zufriedener fühlte er sich; bis in seine letzten Tage, ja Stunden reichte das hinein.“ Auch er hielt Erinnerungen bis auf das kleinste Detail fest und kehrte gern in Gedanken und Reden zu altgeschehenen Dingen und Verhältnissen zurück. Dieses genaue pietätvolle Festhalten übertrug er auf alle seine wissenschaftlichen Interessen, denen er unausgesetzt sorgsame Pflege widmete. Im stilistischen Ausbilden und Feilen geht er weit über Jacob hinaus. Er ist geduldiger, mehr im Besonderen glücklich, während Jacob zum Allgemeinen aufstrebt. In Briefen, wie im Gespräch war ihm ein liebenswürdiger Humor, eine schalkhafte Auffassung lächerlicher Menschen und Situationen eigen, welche in seinen Schriften nicht direct hervortritt, aber in seinem wissenschaftlichen und schriftstellerischen Charakter doch als bedeutungsvolles Element überall dort mitwirken mußte, wo es auf unbefangene poetische Betrachtung oder geradezu auf poetische Gestaltung ankam. „Aufmerksame Anmuth“ rühmt Jacob seiner Art, sich auszusprechen, nach und setzt hinzu: „In milder, gefallender Darstellung war er mir, wo wir etwas zusammen thaten, stets überlegen.“ „Seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden.“ Wilhelm war im Leben ein guter Erzähler, und er hat diese seltene

Eigenschaft auch als Schriftsteller bewährt: die Kunstform der Kindermärchen, wie sie jetzt vorliegen, rührt von ihm her.

Die erste Sammlung der „Kinder- und Haus-Märchen, gesammelt durch die Brüder Grimm" erschien 1812 und enthielt 85 Nummern. Daran schloß sich 1815 ein zweiter Band mit 70 Nummern. Im J. 1819 erschien die zweite Ausgabe in zwei Bänden, dazu 1822 ein dritter Band Abhandlungen und Anmerkungen. Die Sammlung, die zuletzt auf 200 Märchen und 10 Kinderlegenden gebracht wurde, erlebte, wie bekannt, zahlreiche Auflagen, noch zahlreichere die kleine Ausgabe, eine Auswahl, welche jetzt wol das verbreitetste deutsche Kinderbuch überhaupt ist. Die Arbeit schließt sich in unserer Litteraturgeschichte unmittelbar an „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano. Wie dort die deutschen Volkslieder zu neuem Leben erweckt werden sollten, so geschah es hier mit den Kindermärchen. „Ich hatte einmal" — schreibt Jacob G. am 5. Dec. 1811 an Görres — „dem Clemens (Brentano) einen weitläufigen Plan zu einem deutschen Sammler gemacht, darin alle mündliche Sagen gesammelt werden sollten und ganz Deutschland in gewisse Sammelkreise getheilt war." Damals muß für die Märchen und Sagen schon Vieles gethan gewesen sein. Und Achim v. Arnim war es, der schließlich zur Herausgabe der Märchen den entscheidenden Antrieb gab. Er meinte, als er einmal einige Wochen in Kassel zubrachte, die Brüder sollten nicht zu lange damit zurückhalten, weil bei dem Streben nach Vollständigkeit die Sache am Ende liegen bleiben würde.

Wir wissen von Jacob G. selbst, daß er die späteren Ausgaben der Märchen, weil er in die Grammatik versenkt war, also wol seit 1819, ganz seinem Bruder zur Redaction überließ. In diesen späteren Ausgaben jedoch, von der zweiten an, haben sie erst ihre heutige Gestalt bekommen. Besonders der erste Band von 1812 hatte etwas Fragmentarisches und Ungleichmäßiges gehabt. Es war dort der Versuch gemacht worden, die Ueberlieferung mit der äußersten Treue, auch der Form nach, festzuhalten; und daher ergab sich, je nach dem Charakter dieser Ueberlieferung, ein ganz verschiedener Charakter der einzelnen Geschichten. Warum soll aber bei volksthümlichen Prosaerzählungen, die jedem gehören, der gebildete Schriftsteller auf ein Recht verzichten, das er dem zufälligen letzten ungebildeten Erzähler, seiner Quelle, nothwendig einräumen muß, weil er ihn selten controliren kann: das Recht, von seinem Eignen hinzuzuthun? Wäre dieses Eigene allzu individuell, so würde sich das rächen, der Ton wäre nicht getroffen, und das Volk würde solche Geschichten ablehnen. Ueber die Arbeit Grimm's hat das deutsche Volk aber günstig entschieden. Er hat den natürlichen Ton unserer Volksmärchen idealisirt, indem er die schönsten, besten, naivsten, liebenswürdigsten Züge den mündlichen Erzählern ablernte und sie dann, den Regeln der Erzähltechnik gemäß, nach eigenem Ermessen verwerthete, wo sie am besten angebracht schienen. Er war dabei geleitet, wie Jeder von uns, der Kindern etwas interessant zu machen sucht, von einem unbewußten Gefühl oder auch bewußter Kenntniß dessen, was Kindern angenehm zu hören ist, was ihre Phantasie reizt und in Spannung versetzt. Wir besitzen Briefe von ihm an ein junges Mädchen, die ganz im Märchentone gehalten sind; alle Dinge, von denen er spricht, bekommen etwas unschuldig Glänzendes wie ein Weihnachtsbaum. Diesen Glanz hat er von der zweiten Ausgabe an über die Märchen gebreitet und ihnen damit wol erst den Platz erobert im Herzen der Kinderwelt, den sie jetzt einnehmen. Er hat damit aber zugleich das einzige Kunstwerk von dauernder Fortwirkung geschaffen, das aus jener romantischen Richtung auf Erneuerung volksthümlicher Ueberlieferung hervorging. Was Arnim und Brentano mit den Liedern, Tieck und Andere mit den Volksromanen versuchten, hat er mit den Märchen geleistet. Er hat dadurch in der

That dem ganzen Volke wiedergegeben, was auf den engen Kreis der unteren Stände eingeschränkt gewesen war. Einzelne Märchenfiguren sind wieder ganz populär geworden; deutsche Kinder, ob arm oder reich, ob niedrig oder hoch geboren, haben an ihnen gleichmäßig Antheil; Anspielungen auf die Märchen werden ebenso sicher verstanden, wie Anspielungen auf die Bibel; die Grimm'schen Märchen sind eine Bibel der Kinderwelt. Und mehr und mehr wachsen sie in die europäische Litteratur überhaupt hinein und werden ein internationales Buch. Sie gewinnen damit nur ein Gebiet zurück, das sie ehemals besaßen. Nachweisungen darüber enthält der dritte Band des Grimm'schen Werkes; alle die zahlreichen Parallelen aus der älteren deutschen und auswärtigen Litteratur werden zu jeder Nummer beigebracht; „Zeugnisse" ergeben die Existenz von Märchen im classischen Alterthum, durchs ganze Mittelalter hindurch, im sechzehnten und den folgenden Jahrhunderten; die Märchensammlungen in allen Litteraturen werden aufgezählt und charakterisirt und so eine Monographie dieser Dichtungsgattung geliefert, von einer Gründlichkeit und Sorgfalt, wie wir sie so früh kaum von einer anderen besaßen. Auch ging eine große Anregung nicht blos zum Märchensammeln, sondern auch zur Märchenforschung und Vergleichung von dem Grimm'schen Buche aus. Als Kunstwerk konnte es nicht übertroffen werden; alle anderen Märchen, die von Andersen, die schon 1810 entstandenen von Clemens Brentano, das auf verwandtem Boden gewachsene „Heimelchen", haben, so hübsch, ja glänzend schön sie sind, einen zu starken individuellen Beigeschmack, um sich ins ganze Volk auszubreiten. Als Untersuchung aber gab das Buch nur eine Grundlage, und die Wissenschaft hat es allerdings, nach Erschließung indischer Quellen, übertreffen können. Gewiß stecken in den Märchen Reste uralter Novellenpoesie, welche selbst der Mythenbildung vorausliegt; aber sie aufzuweisen, ist schwer, vielleicht unmöglich; dagegen die spätere Entlehnung von Volk zu Volk liegt vor Augen, und dafür sind treffliche Nachweise gelungen, welche fortzusetzen und möglichst abzuschließen, nächste Pflicht der Forschung ist.

Aehnliche Wirkungen, wie von den Märchen, konnten nicht von den „Deutschen Sagen" (1816, 1818) ausgehen. Sie waren mehr gelehrtes Werk, als Kunstwerk. Die schönsten, gewaltigsten deutschen Sagen, die aus dem germanischen Epos stammen, auch die aus der französischen Volkspoesie eingedrungenen und so manche andere, waren ausgeschlossen. Was dann zurückblieb, hatte geringen epischen Reiz und oft kleinen Gehalt an Poesie. Die Vorrede prägte den Unterschied zwischen Märchen und Sage fest aus, wie er damit für die wissenschaftliche Terminologie gewonnen wurde. Das Märchen ist zeitlos, ortlos; die Sage haftet an bestimmten Orten oder historischen Personen.

Der Antheil der Brüder an den „Sagen" läßt sich nicht sondern. Ebensowenig an den „Irischen Elfenmärchen" (1826), die sie aus dem Englischen übersetzten und mit einer schönen Einleitung versahen, über die Elfen in Irland, in Schottland, und über das Wesen der Elfen: eine ganze Naturgeschichte dieser zarten poetischen Gebilde, zugleich eine Vorarbeit zur deutschen Mythologie.

Das zweite große Verdienst Grimm's neben dem, was er für die Märchen that, sind seine Studien über Geschichte der deutschen Heldensage, die ihn ganz nothwendig zu fruchtbarer Beschäftigung mit der altnordischen Litteratur führen mußten. Schon 1808 schied er streng die romantische, d. h. aus dem Romanischen übersetzte, von dem „Wichtigsten und Größten" in der altdeutschen Poesie, dem Nibelungenliede. Nichts von der romantischen Poesie könne diesem Gedicht an die Seite gesetzt werden. Darin liegt eine Ueberschätzung, welche z. B. eine starke Ungerechtigkeit gegen den Parzival enthält. Aber die ausschließliche Begeisterung kam seiner wissenschaftlichen Leistung zu gute. An einen Aufsatz

„Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zu der nordischen“ (1808) schloß sich die wohlgelungene Uebersetzung „Altdänischer Heldenlieder, Balladen und Märchen“ (1811) mit dem reizenden polemischen Nachspiel (Drei altschottische Lieder, nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor F. D. Gräter, 1813), die Sammlung der Zeugnisse über die deutsche Heldensage in den altdeutschen Wäldern (1813 und 1816) und das daraus entstandene wissenschaftliche Hauptwerk Grimm's „Die deutsche Heldensage“ (1829, zweite Ausgabe von Müllenhoff, 1867). Da die Sagen von den Nibelungen, von Dietrich v. Bern, von Ermanarich ꝛc., kurz was wir die Heldensage nennen, das germanische Epos, das zur Zeit der Völkerwanderung entstand, sich Jahrhunderte lang ohne schriftliche Fixirung fortpflanzten, so ist die geschichtliche Entwickelung nur aus Anspielungen zu entnehmen. Diese sammelte G. auf das sorgfältigste und lieferte damit eine unumstößliche Grundlage für den wichtigsten und schwierigsten Theil unserer Dichtungsgeschichte. Die allgemeine Ansicht der Heldensage, die er hinzufügte, richtet sich sowol gegen die mythische, wie gegen die historische Auffassung, womit sich dann freilich ein Verzicht auf alle einheitliche Erklärung verbinden muß, aber sehr weislich der Blick auf rein poetische Elemente offen gehalten wird, von denen man vielleicht allzu früh glaubte absehen zu dürfen.

Auch ein Bericht über „Die altnordische Litteratur in der gegenwärtigen Periode“ (im „Hermes“ von 1820) verweilt mit Vorliebe auf der Heldensage und volksthümlichen Dichtung; er ist noch heute lehrreich und lesenswerth. Vortrefflich redet er z. B. über die Trennung von Volks- und Kunstpoesie in Dänemark (S. 27) und über das Studium des vaterländischen Alterthums im Verhältniß zur Gegenwart (S. 52): wie die Maler durch das Studium der Anatomie erst die leisen Uebergänge und wallenden Linien des lebenden Leibes erkennen, so diene auch das Alterthum zur Schärfung des Blickes; man lerne daraus, in dem Unscheinbaren den Keim des Wichtigen sehen, Schwankendes stützen, das Verwirrte ordnen, Brauchbares nicht vorschnell verwerfen. Nächst dem einheimischen sei das scandinavische Alterthum am wichtigsten, weil das germanische Element unserer Bildung sich im Norden reiner erhielt und ungestörter entwickelte. Unter dem Gesichtspunkte gleichmäßiger Rücksicht auf Nordisches und Deutsches ist das Buch „Ueber deutsche Runen“ (1821) geschrieben, welches für die deutsche Wissenschaft Basis des Runenstudiums überhaupt geworden und zunächst von G. selbst in einem Nachtrage „Zur Litteratur der Runen“ (1828, Wiener Jahrbücher Bd. 43) fortgeführt ist.

Eine dritte Hauptrichtung in Grimm's Thätigkeit bilden seine Ausgaben altdeutscher Texte. Es sind, nach der Chronologie unserer Litteraturgeschichte geordnet, die folgenden: „Exhortatio ad plebem christianam“ und „Glossae Cassellanae“ (1845, 1846); „Altdeutsche Gespräche“ (1849, 1851); „Das Rolandslied“ (1838); „Wernher von Niederrhein“ (1839); „Marienlieder“ (1856 in Haupt's Zeitschrift, Bd. 10); „Graf Rudolf“ (1828, zweite Ausgabe 1844); „Athis und Prophilias“ (1844, 1852 und über die Sage Haupt's Zeitschr. 12, 203); „Freidanks Bescheidenheit“ (1834, zweite Ausg. 1860, dazu Berl. Akad. Abh. 1849, 1851, 1855, Haupt's Zeitschr. Bd. 11); „Der Rosengarten“ (1836, dazu Haupt's Zeitschr. 11, 243. 536, Berl. Akad. Abh. 1859); „Konrads von Würzburg goldene Schmiede“ (1840) und „Silvester“ (1841). Die verschiedensten Litteraturgattungen finden sich, wie man sieht, vertreten: Uebersetzungs-Prosa, Glossen, weltliches Epos und geistliche Didaktik des zwölften Jahrhunderts, höfisches und volksthümliches Epos, volksthümliche Didaktik des dreizehnten Jahrhunderts. Die Aufgaben, die er sich dabei vorsetzte, waren sehr mannigfaltiger Art. Die althochdeutschen Texte begleitete er mit einer fast vollständigen Statistik der Lautlehre. Beim „Rolandsliede“, beim „Athis“ stellte

er die verschiedenen Fassungen der Sage zusammen, wie er denn auch die Sage vom Polyphem (1857) vergleichend und die Sage vom Ursprunge der Christusbilder (1841) behandelte und bei der „Goldenen Schmiede" alle Sinnbilder des Mariencultus zusammenstellte. In der Textbehandlung Konrads von Würzburg ist er übertroffen worden, beim „Wernher von Niederrhein" hat er vieles zu thun gelassen. Aber die Fragmente vom „Grafen Rudolf" wurden auf das sauberste ergänzt, und der „Athis" gab nicht blos sprachliche Bemerkungen, welche dem Studium altdeutscher Mundarten auf bedeutende Weise zu gute kamen, sondern auch Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten des höfischen Epos, welche für die historische Stilistik bahnbrechend wurden. Der „Freidank" bewältigt ein massenhaftes handschriftliches Material, er ist reich mit Abhandlungen ausgestattet, welche den Gehalt des Werkes schön ins Licht setzen, und es knüpft sich daran die Hypothese, der fahrende Sänger Freidank sei mit Walther von der Vogelweide identisch: eine Vermuthung, die sich zwar nicht bewährte, zu deren Beweis aber eine Menge an sich werthvoller Beobachtungen gemacht wurden, in deren Gefolge auch die umfassende Arbeit „Zur Geschichte des Reimes" (1850) entstand: ein Beitrag zur Metrik von ganz ungewöhnlicher Stofffülle, durchaus grundlegend, wenn auch der Fortführung und selbst der Correctur oft bedürftig.

Grimm's Editionen werden als solche von denen Lachmann's und Haupt's übertroffen, aber sie übertreffen diese bei weitem durch reiche Beigaben zur litterarhistorischen Charakteristik und Verwerthung.

Nach einer vierten, sonst wenig vertretenen Richtung liegt Grimm's Antheil am deutschen Wörterbuch. Er hatte den Buchstaben D gerade vollendet, als ihn seine Todeskrankheit ergriff. Daß die weiten etymologischen Ausblicke fehlen, zeigt scharf seinen Unterschied von Jacob. Dagegen innerhalb des gegebenen historischen Materiales die klarste, anmuthig ruhige Entwickelung der Bedeutungen, die äußerste Sorgfalt und Sauberkeit, „feine Abgrenzung und Ausführung", wie Jacob sagt. Von seinem ersten Werke bis zum letzten sind dies die Eigenschaften, die ihm vor allen anderen nachgerühmt werden müssen. Er weiß früh zu erfassen, was ihm gemäß ist, und hält es mit Treue fest. Seine wissenschaftliche Entwickelung zeigt keine Sprünge und Umwälzungen. Von Anfang an steht ihm Besonnenheit zur Seite. Ihn an dem Bruder zu messen, ist ungerecht. Er hat sich andere Ziele gesteckt, diese aber in seiner Art ebenso vollkommen erreicht. Beide Brüder zusammen ergeben das Bild eines unvergleichlichen Strebens im Dienste deutscher Wissenschaft, zur Ehre der Nation: die Totalität ihrer Arbeiten umfaßt alle Richtungen, in denen die philologische Erkenntniß des Wesens unserer Nation überhaupt gefördert werden kann. Und zwei verschiedene, gleichberechtigte, gleich nothwendige Arten im Betriebe der Wissenschaft erschienen durch sie gleichsam symbolisch ausgeprägt: das großartige Finden und das ruhige Ausbilden.

Litteratur: Großentheils die bei Jacob G. angeführte. (Herman Grimm) Vossische Zeitung vom 24. December 1859. Raßmann bei Ersch-Gruber a. a. O. 275—307. Briefe in der Germania Bd. 12, 13. Briefwechsel mit Lachmann über das Nibelungenlied, Zeitschrift für deutsche Phil. 2, 193. 343. 515. Scherer.

Grimm: Heinrich G. v. Wartenfels, schweizerischer Staatsmann, geboren am 9. Juni 1754 in Solothurn, † am 19. November 1821. — Aus altpatricischem Geschlechte stammend, das von dem Schlosse Wartenfels sich nannte, erhielt G. seine Bildung am Jesuitencollegium der Vaterstadt, trat aber schon 1770, dem Beispiele seiner Vorfahren und Standesgenossen folgend, als Lieutenant in ein Schweizerregiment in französischen Diensten. Als Major

kehrte er 1781 zurück, nachdem ihn 1775 seine Zunft zum Großrath ernannt hatte. 1781 trat er als Jungrath in die Cantonsregierung, 1793 befehligte er bei einer Grenzbesetzung zu Basel die solothurnischen Milizen, 1794 wurde er zum Stadtmajor, 1797 zum Altrath befördert und in demselben Jahre war er Gesandter an der letzten schweizerischen Tagsatzung in Frauenfeld. Aber die Tage der alten Eidgenossenschaft waren gezählt; am 2. März 1798 rückte ein französisches Heer unter General Schauenburg in Solothurn ein, und nicht nur mußte der alte Rath einer provisorischen Regierung weichen, sondern es wurden die angesehensten Glieder desselben, unter ihnen auch G., auf mehrere Monate als Geiseln nach Frankreich geschleppt. Als während der helvetischen Einheitsregierung wieder gemäßigte Ansichten Geltung gewannen, ward G. 1800 Präsident der Cantonsgerichtes. Da stellte 1803 ein Machtwort des ersten Consuls Bonaparte die schweizerische Eidgenossenschaft mit ihren souveränen Cantonen wieder her, und es galt nun, namentlich in den Städtecantonen, an die Spitze der Räthe Männer aus den ehemaligen regierenden Geschlechtern zu stellen, die sich der Neugestaltung der Schweiz geneigt zeigten. G., mit seinem ruhig-umsichtigen, nachgiebigen Wesen und seinem freundlich leutseligen Benehmen, wurde als der Mann der gemäßigten Partei, dem mehr herrischen, durchgreifenden ersten Schultheißen Peter Joseph Glutz gegenüber, im April 1803 zum zweiten Schultheißen des erneuerten Canton Solothurn berufen, und als 1811 Solothurn als eidgenössischer Vorort die Leitung der schweizerischen Staatsangelegenheiten übernahm, zum ersten Schultheißen und damit zum Landammann der Schweiz erhoben. Das J. 1811 brachte mehrfache ernste Verwickelungen mit dem übermächtigen Protector des Schweizerbundes. Der neugeschaffene Canton Tessin war durch brutale Eingriffe französischer Generale in Gefahr, dem Königreiche Italien einverleibt zu werden und in Folge davon sprachen sich an der außerordentlichen Tagsatzung im April mehrere Abgeordnete der Cantone, namentlich der spätere Landamman Sidler von Zug, in so kräftig-patriotischer Weise aus, daß Kaiser Napoleon sich sehr verletzt zeigte und selbst Drohungen gegen die Schweiz äußerte. Landammann G. suchte einerseits den großen Vermittler durch eine eigene Gesandtschaft, den klugen Bürgermeister v. Reinhard aus Zürich an der Spitze, zu begütigen, anderseits die Würde der schweizerischen Unabhängigkeit zu wahren. Ueberhaupt war G. bestrebt, die neuen Institutionen der Vermittelungszeit mit redlichem Eifer ins Staats- und Volksleben einzuführen und zu befestigen, und blieb seinen Grundsätzen auch später treu, als nach Napoleons Sturz, wie in Bern, so auch in Solothurn die noch lebenden Glieder der Regierung vor 1798 die alten politischen Zustände wieder herzustellen suchten, in der Nacht des 8. Januar 1814 sich versammelten und als die rechtmäßige Regierung der Stadt und Republik Solothurn erklärten. G. befand sich damals als erster Gesandter an der Tagsatzung in Zürich; er wurde abberufen und nicht mehr zum Schultheißen gewählt. Im Staatsrathe und Regierungsrathe, deren Mitglied er blieb, ohne politischen Einfluß, wirkte der edle Mann bis zum Tode insbesonders für gemeinnützige Zwecke. Fiala.

Grimmelshausen: Johann Jacob Christof v. G. Dies ist, wie Hermann Kurz (Spiegel 1837, 19) festgestellt hat, der eigentliche Name des unter verschiedenen Verstecken auftretenden Schriftstellers. Seine angenommenen Namen sind: Samuel Greifenson von Hirschfeld, German Schleifheim von Sulsfort, Philarchus Grossus von Trommenheim, Signeur Meßmahl, Michael Regulin von Sehmsdorff, Erich Stainfels von Grufensholm, Simon Lengfrisch von Hartenfels, Israel Fromschmidt von Hugenfelß, Melchior Sternfels von Fuchshaim. Wenn sich diese Namen anagrammatisch nahezu mit Christof von Grimmelshausen decken, so erscheinen auch andere Pseudonyma, wie Sylvander,

Urban von Wurmsknick auf Sturmdorf ꝛc. Ueber sein äußeres Leben ist wenig bekannt. Er ist nicht in Mainz, wie man vermuthete, sondern wahrscheinlich in Gelnhausen geboren. Noch weniger sicher läßt sich das Jahr seiner Geburt feststellen; einige setzen 1622, andere spätestens 1625 an. Am 25. Januar 1635 ward er von den Hessen aufgegriffen und that in früher Jugend Kriegsdienste. Seit dem zehnten Jahre erscheint er als Musketier. Am Schlusse des dreißigjährigen Kriegs war er ungefähr 26 Jahre alt. Einzelne Punkte, die er in jener Zeit besucht hat, wie Offenburg und Philippsburg, sind ziemlich sicher. Am Kriege hat er mit wahrer Lust theilgenommen. Manchfache Reisen, in vielen Gegenden Deutschlands, in der Schweiz, in Böhmen, in Niederland und Frankreich verschafften ihm reiche Menschenkenntniß und Lebenserfahrung. Spätestens 1667 wurde er bischöflicher Schultheiß in Renchen, im jetzigen großherzoglich badischen Amt Oberkirch. Bürgerlicher und armer Abkunft hat er später den Adel erworben. Vielleicht stammt der Name Grimmelshausen auch erst aus jener Zeit, wo er den offenen Helm und ein Wappen erhielt. K. Chr. Becker vermuthet, er habe zu den bei der Zerstörung von Gelnhausen vertriebenen Burgmannen gehört, was ihm später eine höhere Stellung erleichtert hätte. In vorgerückteren Jahren sehen wir ihn in hoher Achtung und in Verbindung mit bedeutenden Familien stehen, worunter die Schauenburg, Crailsheim, Fleckenstein besonders genannt werden. Er starb am 17. August 1676. Seine Kinder waren bei seinem Tode alle in Renchen anwesend. Dort ist seine Spur noch später zu finden. Sein Wohnhaus war das jetzige Gasthaus zum Adler daselbst. Aus dem Kirchenbuche in Renchen ergeben sich noch einzelne Nachweise über seine Familie. Seine Frau hieß Katharina Henninger; 1669 gebar sie ihm eine Tochter; 1675 starb ihm ein Sohn. Noch im J. 1711 kommt in Renchen ein Hauptmann und Postmeister Christof v. G. vor. — Die in der Jugend versäumten Studien muß G. in späteren Jahren mit Erfolg nachgeholt haben, so daß er im Todtenbuche von Renchen als Mann von großem Geist und Gelehrsamkeit bezeichnet werden konnte. Wenn ihm auch ein streng methodisches Wissen fehlte, so beurkunden ihn doch seine Schriften als ausgestattet mit manchfaltigen Kenntnissen, in alten und neuen Sprachen, in der Rechtswissenschaft, Theologie, Mathematik, Astronomie. Bewandert ist er in älterer und neuerer deutscher Dichtung und Sage, dem Heldenbuch, den Volksbüchern, den Meistersängern, besonders Hans Sachs, Fischart, Schupp, Moscherosch, Logau, Zinkgreff, Weise, der Litteratur der Schwänke und Novellen, selbst Italiens und Frankreichs. Bei allem geistigen Streben bleibt G. in der Schranke seiner Zeit befangen in Bezug auf das Zauberwesen und verwandten Aberglauben, wenn auch zuweilen die Skepsis in der Form der Ironie durchzubrechen scheint. In seinen kirchlichen Ansichten steht G. auf freier Warte über den Spaltungen der Zeit. Er ist ein entschiedener Christ, aber „weder petrisch, noch paulisch“; durch seine Werke geht ein warmer Zug christlich-sittlicher Gesinnung und die Friedenssehnsucht nach allgemeiner Vereinigung der Nachfolger Christi. Als Protestant geboren und erwachsen, an Luthers Bibel genährt, lebte und schrieb er in protestantischem Geiste, wenn er auch später vielleicht, durch äußere Verhältnisse veranlaßt, sich bestimmen ließ, zur katholischen Confession zu halten. Doch ist ein Uebertritt keineswegs beglaubigt und die dafür geltend gemachten Gründe durch K. Chr. Becker (Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M., 1861, Bd. 2, Nr. 1, S. 57 ff.) entkräftet. Die Vermuthung, daß er wirklich übergetreten sei, stützt sich vornehmlich auf den Umstand, daß er in späteren Jahren als Schultheiß von Renchen im Dienste des Bischofs von Straßburg (Egon von Fürstenberg) angestellt war, worauf aber kein zwingender Schluß auf seinen Katholicismus zu gründen ist.

Ebenso wenig beweist der Eintrag seines Todes in das Renchener Kirchenbuch durch den katholischen Pfarrer, der wohl mit dem angesehenen Beamten auf freundlichem Fuße verkehrte und in den damals noch weniger scharf getrennten Verhältnissen leicht zu einer duldsamen Behandlung veranlaßt sein konnte. Neben seinem amtlichen Berufe (die 1667 entworfene Mühlenordnung ist noch vorhanden) waren seine späteren Lebensjahre besonders durch seine schriftstellerische Thätigkeit in Anspruch genommen, welche sich auf dem Gebiete des Romans und der Satire in großer Fruchtbarkeit entfaltete. Grimmelhausens frühere Schriften bewegen sich noch in den alten Bahnen; dem „Fliegenden Wandersmann nach dem Monde", 1659 erschienen, liegt ein französisches Original zu Grunde. Der erste Versuch des Verfassers im Roman nach dem Modestil seiner Zeit ist „Der keusche Joseph" (1667); dazu die Fortsetzung „Des keuschen Josephs Dieners Musai Lebenserzählung". Es ist eine weitere Ausführung der biblischen Geschichte, die in jener Zeit auch von Philipp v. Zesen behandelt wurde. Aus dem gleichen J. 1667 stammt „Der stolze Melcher", die Geschichte eines reichen Bauernsohnes, der sich hat verleiten lassen, französische Kriegsdienste gegen Holland zu nehmen, und krank und verarmt heimkehrt. Das Hauptwerk aber und die Frucht seiner eigensten Dichterkraft ist der „Abenteuerliche Simplicissimus" von German Schleifheim von Sulsfort, zuerst 1669 erschienen. Der Dichter stellt sich hier mitten in seine Zeit und schildert, sichtlich an eigene Erlebnisse anknüpfend und ziemlich genau dem Gang der Geschichte folgend, die Zustände seines Vaterlands während des verheerenden Krieges. Bei der Dürftigkeit urkundlicher Nachrichten über den Verfasser liegt die Versuchung nahe, in den Schicksalen des Simplicissimus das Leben Grimmelshausens in wesentlichen Ereignissen und Wendungen dargestellt zu sehen und das Buch als eine Art Autobiographie und Selbstbekenntniß zu betrachten. Man wird in dieser Annahme bestärkt durch die Geheimthuerei, womit der Verfasser seinen Namen in Anagrammen versteckt. Je mehr er dieser Maske vertraute, um so sicherer durfte er in der Erzählung dem wirklichen Gange seiner Erlebnisse folgen. Aber genauere Vergleichung der Abenteuer des Simplicissimus mit den geschichtlich beglaubigten Thatsachen mahnt zur Vorsicht in Verwerthung des Romans für die Biographie des Verfassers. Litterarisch betrachtet, führte G. mit dem „Simplicissimus" den Vagabundenroman in das Deutsche ein. Der Geist der Mendoza, Aleman und Cervantes weht hier, aber in ganz deutscher Luft. Man hat vermuthet, daß auf die Anlage des Ganzen der Plan von Wolframs „Parcival" nicht ohne Einfluß gewesen sei; doch ist die Aehnlichkeit beider Dichtungen nicht über die allgemeinsten Entwickelungspunkte hinaus durchzuführen. Darin jedesfalls sind sich beide Werke gleich, daß der Plan mit großer Kunst durchdacht und ausgeführt ist. Später wurde dem Simplicissimus, sicherlich gegen die ursprüngliche Absicht, noch ein sechstes Buch und mehrere Continuationen beigefügt. Dieses sechste Buch ist bedeutsam als älteste deutsche Robinsonade, vor Robinson Crusoe. Außer den später angefügten „Continuationen" schließen sich auch einige weitere Romane zunächst an den Simplicissimus an: 1) „Die Lebensbeschreibung der Landstörzerin Courasche", 1670, einer Gefährtin des Simplicissimus, welche ihn mit ihrer Liebe und einer Frucht derselben beglückt und dadurch zur Flucht nöthigt, das Bild einer frechen landfahrenden Dirne. 2) „Der seltsame Springinsfeld, d. i. Lebensbeschreibung eines frischen, tapfern Soldaten, nunmehro aber ausgemergelten, abgelebten Landstörzers samt seiner wunderlichen Gaukeltasche", 1670, aber nach der „Courasche", geschrieben. Springinsfeld begleitet den Simplicissimus auf seinen Kriegsfahrten und ist auch mit der Courasche als ihr Strohmann verbunden. Diese beiden unter einander nahe zusammenhängenden Schriften, dem Inhalte nach manchfach anwidernd,

sind von hohem Werthe als treffende Sittenschilderungen aus jener wilden Zeit der Auflösung und Verwüstung nach dem Kriege. 3) „Das wunderbarliche Vogelnest“ (1672) führt wieder in die Zeit nach dem Kriege ein. Mehrere novellistische Stoffe sind darin durch die Fiction von einem unsichtbar-machenden Vogelneste zusammengehalten, das die wechselnden Besitzer zu abenteuerlichen Unternehmungen veranlaßt. Das Ganze ist mit viel Humor und großer Kunst dargestellt. Eine der köstlichsten volksthümlichen Erzählungen ist die vom „Ersten Bärenheuter“, dessen erste Ausgabe von 1670 nun nachzuweisen ist (ein Exemplar im Besitze von Herrn W. Seibt in Frankfurt a. M.), ein heiteres Märchen. Im gleichen Jahr 1670 ist erschienen „Des abenteuerlichen Simplicissimi ewig währender Calender“. Simplicissimus erscheint darin als Kalendermann, der über Alles in das Kalenderwesen, Sterndeuten, Wetterprophezeien u. dgl. einschlagende, zum Theil mit überlegener Laune, berichtet. Im Stile der älteren Zeit gehalten ist „Dietwalds und Amelinden anmuthige Lieb- und Leidsbeschreibung“ (1670), eine romantische Liebesgeschichte, deren Abenteuer an den „Wilhelm von England“ von Chrestien von Troyes und an die Geschichte Magelonens erinnern, und der Roman „Proximus und Lympida“ (1672). Der „Deutsche Michel“ (1673) ist besonders als Ausdruck der vaterländischen Gesinnung des Verfassers von Bedeutung, zunächst gegen die Sprachverderber gerichtet, die in den extremen Gegensätzen der Sprachmengerei und des Purismus lächerlich gemacht werden. Auch aus andern Schriften ist seine warme Vaterlandsliebe und sein weiter politischer Blick ersichtlich, wornach ihm eine Vorahnung der einstigen staatlichen Einigung und Macht Deutschlands zu Theil ward; im „Simplicissimus“ ist in phantastischem Zusammenhang ein künftiger deutscher Held prophezeit, der den Universalfrieden bringen und die Religionen vereinigen werde. Das „Galgenmännlein“ (1673) ist lehrreich über das Zauberwesen der Zeit und des Dichters Verhältniß zu demselben. Von 1683 an erschienen Sammelausgaben seiner Schriften. Von neueren ist zu nennen die kritische Ausgabe des Unterzeichneten, für den litterarischen Verein in Stuttgart in 4 Bänden gedruckt 1854—62; die von Heinrich Kurz, Leipzig 1863 f., 4 Bände, auf unrichtiger Werthung der alten Ausgaben beruhend; die von Julius Tittmann, Leipzig 1877, 2 Bände, mit Modernisirung der Sprache; alle drei Ausgaben mit Abhandlungen und Erläuterungen ausgestattet. Mit Recht ist G. kürzlich von L. Geiger ein Schriftsteller ersten Ranges und der bedeutendste deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts genannt worden, der gründlich das Vorurtheil besiegt, daß jene Zeit nichts Beachtenswerthes in diesem Gebiete hinterlassen habe. Die simplicianischen Schriften sind mit großer Kunst geschrieben, durch reizvollen Humor belebt und durch genaue Schilderung der staatlichen und geselligen Verhältnisse lehrreich und anziehend. Selbst in den Fortsetzungen des Hauptwerkes zeigt sich das große Talent des Culturhistorikers, die üppige Phantasie des Dichters, die sittliche Absicht des Schriftstellers, der nicht reizen und verführen, sondern gewinnen und die Wahrheit in einer Weise sagen wollte, in der sie gerne gehört und angenommen wird.

Adelbert v. Keller.

Grimmer: Abel G., Landschafts- und Geschichtsmaler. Es gibt wenig ausführliche Nachrichten über diesen Künstler, dessen Blüthezeit um 1600 fällt; doch wissen wir, daß er als Meistersohn 1592 in die St. Lucasgilde aufgenommen wurde. Aus den Liggeren ersieht man, daß seine Wittwe Katharine Lescornet noch 1618 der Brüderschaft die Kosten bei der Beerdigung ihres Mannes schuldete. Er malt mit feinem Pinsel; seine Bilder zeichnen sich meistens durch ein schönes Colorit aus. Seine Figuren sind im flämischen Charakter gehalten. Das Brüsseler Museum besitzt von ihm: „Martha und

Maria", gezeichnet: „Abel Grimmer fecit 1593". Er ist ein fleißiger Künstler gewesen, denn in Belgien finden sich eine große Anzahl Bilder von ihm.

Siret.

Grimmer: Jacob G. (Grimer), um 1510 in Antwerpen geboren, war zuerst Schüler des Matthias Kock. Er arbeitete auch mit Matthias Queburgh und trat 1547 in die Gilde der Antwerpener Maler. Seine Landschaften sind sehr naturgetreu und die darin aufgeführten Gebäude und Ruinen vorzüglich ausgeführt. Er war nicht nur ein begabter Maler, sondern besaß auch Dichter- und Schauspielertalent. Im Brüsseler Museum befindet sich von seiner Hand ein merkwürdiges Bild mit Flügeln: „Das Leben des heil. Hubert" darstellend.

Siret.

Grimmer: Hans G., Maler, Schüler von M. Grünewald, lebte im 16. Jahrhundert und malte gute Porträts (zwei derselben befinden sich in der Gemäldegallerie der Moritz-Capelle zu Nürnberg). Bergau.

Grimoald, der Sohn des älteren Pippin († 639) gelangte 642, nachdem der Alemannenherzog Leutharis den Majordomus Otho ermordet hatte, zur Würde eines Majordomus in Austrasien. Die ihm zeitgenössischen Könige waren Sigibert III. in Austrasien und Chlodovech II. in Neustrien. Eine Folge seiner Kämpfe gegen Otho und der dadurch erzeugten inneren Schwäche des Reiches war ein Mißerfolg im Kampfe mit den Nachbarreichen. Mit Ernst steuerte er, um weiterem Sinken vorzubeugen, der Verschleuderung des Königsgutes an weltliche Große, indem er alle Schenkungen seines Vorgängers bis zur Mündigkeit König Sigiberts sistirte. Der Geistlichkeit war er günstiger. Stablo und Malmedy sind unter seinem Einfluß gegründet worden. Als Sigibert 656 starb (1. Febr.), ließ er dem Majordomus die Sorge für seinen Sohn Dagobert. Aber der gewaltthätige Vormund verstieß mit Hülfe des Bischofs Dido von Poitiers den Knaben in ein Kloster und setzte unter Berufung auf ein angebliches Testament Sigiberts seinen eigenen Sohn Childebert den Austrasiern zum König. Jedoch die Hülfe der Geistlichkeit allein war nicht stark genug, der Widerstand der Großen gegen das aus ihrer Mitte hervorgehende Geschlecht der Karlinge noch immer zu groß, als daß diese Regierung hätte Halt gewinnen können. G. und sein Sohn wurden dem Chlodovech ausgeliefert und fanden 656 gewaltsamen Tod im Gefängniß.

Albrecht.

Grimoald oder Crimwalt, Baiernherzog (c. 715—728) aus dem Hause der Agilolfinger. Schon bei Lebzeiten des Vaters, Herzog Theodo's, führte er die Regierung über einen Theil des Landes und gleich diesem empfing er gütig den Glaubensboten Corbinian, als dieser durch das neubekehrte Baiern nach Rom reiste, suchte ihn jedoch damals vergeblich zum Bleiben zu bestimmen. Auf der Rückreise ließ er ihn in Meran festhalten und vermochte ihn zur Uebersiedlung nach Freising. Dort übte der Bischof auf den Herzog einen gewaltigen Einfluß, wozu seine Verbindung mit dem fränkischen Hausmeier beigetragen haben mag. Bischof Arbeo erzählt eine Scene von der herzoglichen Tafel. Da G. seinem Lieblingshunde von dem Brode vorwirft, das Corbinian eben mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet, springt der Bischof auf, mit einem Fußtritt den Tisch umwerfend, daß die silbernen Becher auf dem Estrich rollen, und indem er dem Herzog zudonnert, er wolle nichts mehr mit ihm gemein haben, da er sich des Segens auf solche Weise unwürdig gemacht, verläßt er den Saal. Und der Herzog, durch ein so ungastliches Benehmen nicht gereizt, vielmehr beängstigt, eilt dem Flüchtling nach, nicht ablassend mit Bitten und Geschenken, bis derselbe versprochen an seiner Tafel ferner Theil zu nehmen. Anders Grimoald's Gemahlin Pilitrud, bei welcher des Bischofs Auftreten den heftigsten Zorn erregt. Sie war eine schöne Fränkin, die G. als Wittwe seines Bruders

Theodebald geheirathet hatte. Da dies nach kirchlichem Gesetz verboten war, drang Corbinian mit beharrlicher Strenge auf Scheidung und in der That soll er anfangs beim herzoglichen Paare das Versprechen derselben erwirkt haben, später aber mußte er vor Pilitrudens Nachstellungen nach Meran entfliehen. Diese und andere Burgen im Etschthale waren G. durch den Langobardenkönig Liutprand abgenommen worden. Später kostete dem Herzog ein Zusammenstoß mit den Franken Herrschaft und Leben. Seit langer Zeit, wahrscheinlich schon seit Dagobert's Tode (638), hatte sich Baiern der Abhängigkeit vom fränkischen Joche entbunden, doch jetzt bekam es gleich den Nachbarn zu fühlen, daß die Zügel des fränkischen Reiches in kräftigeren Händen lagen als unter den Merovingern. Der Hausmaier Karl Martell besiegte in zwei Feldzügen, 725 und 728, G., der wahrscheinlich im letzten dieser Kriege durch Mörderhand sein Leben verlor. Seine Söhne gelangten nicht auf den Thron und fanden in Noth und Elend den Untergang, während sein Neffe Hugbert, zu dem er vorher, wie es scheint, in gespanntem oder feindlichem Verhältniß gestanden, nun unter fränkischer Oberhoheit wieder das ganze bairische Herzogthum in einer Hand vereinigte.

Besonders Vita Corbiniani auctore Arbeone bei Meichelbeck, Hist. Fris. Ib.

Riezler.

Grimald: Erzcaplan, Abt von St. Gallen, gest. am 13. Juni 872. Ein Neffe des 847 gestorbenen Erzbischofs Hetti von Trier und ein Bruder des durch die Ehehändel Lothars II. in so schwere, selbstverschuldete Mißlichkeiten verwickelten Nachfolgers desselben, des Thietgaud, stammte G. jedenfalls aus einer angesehenen fränkischen Familie. G. kam noch an den Hof Karls des Großen, wo er, wenn man dem anekdotenreichen Mönch von St. Gallen glauben darf, noch Alkuin's Unterricht genossen haben soll. Hernach vertauschte er die Hochschule mit der unter Haito (s. d. Art.) und besonders unter Abt Erlebald, 822 bis 838, durch den Klosterlehrer Reginbert († 846) erblühenden Schule von Reichenau, wo er Mitschüler des nachherigen Schulvorstehers Tatto († 847) war. Aber mit dem Jahre 833, als König Ludwig nach der zweiten Erhebung gegen den kaiserlichen Vater die selbständige Regierung der ostrheinischen Gebiete antrat, begann G. seine staatsmännische Wirksamkeit. Zwar hatte er schon 824 nach einer Widmung des Walahfrid Strabo, welcher ihn dabei als seinen Lehrer bezeichnet, in der kaiserlichen Capelle eine Stellung inne, infolge deren wol auch die Abtei Weißenburg im Speiergau ihm, durch Kaiser Ludwigs Gunst wahrscheinlich, zugekommen war. Doch mit dem October 833 erscheint G., an der Stelle des Abtes Gozbald von Altaich, des späteren Bischofs von Würzburg (841—855), als Vorsteher der Canzlei des Königs Ludwig. G. begab sich, als der Umschwung der Stimmung gegen Lothar, zum Behufe der Herstellung des entthronten und gefangenen Kaisers, bereits hervortrat, im Anfange des Jahres 834, im Auftrage seines Herrn, mit einem anderen treuen Anhänger Ludwigs des Frommen, als Bote zu demselben nach Aachen, um ihm die Ehrerbietung ihres Auftraggebers auszudrücken. Mit dieser bleibenden Anhänglichkeit an den alten Kaiser hing es wol auch zusammen, daß G. 837 für längere Zeit aus der Führung der Canzlei Ludwigs sich hinwegbegab, weil er an der wenn auch nur der Noth entsprungenen Erhebung des Königs, wie sie 838 eintrat, nicht sich betheiligen mochte. Dennoch verlor G. in den Wirren zunächst vor dem Tode des Kaisers an den Erzbischof von Mainz, Otgar, seine Abtei Weißenburg. Allein G. gewann durch König Ludwig 841, als derselbe nach der Entscheidungsschlacht von Fontanetum seine Herrschaft in Schwaben bleibend befestigte, reichlichen Ersatz in der Würde des Abtes von St. Gallen, von wo Engilbert, obschon er als Nachfolger Bernwik's in gewaltsamer Weise eben erst durch König Ludwig eingesetzt worden war, wieder weichen mußte, weil er inzwischen die lotharische Politik seines

Vorgängers neu aufgenommen hatte. Seit 847 befand sich G., infolge des Todes Otgars, wieder im Besitze von Weißenburg, wozu noch ein drittes unbekanntes Kloster (ob Ellwangen, steht nicht fest) kam. Weit wichtiger jedoch war, daß G., vielleicht schon seit 847, jedenfalls aber 854 Erzcaplan des ostfränkischen Königs, in diesem letzteren Jahre auch wieder an die Spitze der Canzlei Ludwigs trat, so daß also von nun an die oberste Leitung wie der Capelle, so der Canzlei in seiner Hand allein lag. Als einer der hervorragendsten Staatsmänner diente er fortan seinem Könige, vielleicht mit einer Unterbrechung seiner Wirksamkeit in der Zeit der von ihm nicht gebilligten Eroberungspolitik desselben gegenüber dem westfränkischen Könige Karl — vom August 857 bis April 861 stand G. der Canzlei ferne und nahm nur im Juni 859 an den Verhandlungen über die Aussöhnung zu Worms Theil —; dann aber bethätigte er sich von neuem als verständnißvoller, rastloser Träger der politischen Bestrebungen Ludwigs, dabei wol bei der Haltung des ostfränkischen Reiches in den lothringischen Händeln als Bruder des Thietgaud, seit dessen schuldvoller Betheiligung an Lothars II. Ehezwist, seine Stellung nicht völlig verleugnend. 870 zog sich G. vom Hofe zurück und begab sich in die Ruhe nach St. Gallen, wo er im zweiten Jahre starb, in sehr hohem Alter, falls er wirklich noch den 804 verstorbenen Alkuin zum Lehrer gehabt hatte. — Wegen seiner sehr großen praktischen Thätigkeit war G. wenig zu wissenschaftlichen Arbeiten, trotz seiner umfassenden Gelehrsamkeit, gelangt. Um so größere Verdienste erwarb er sich durch die Amtsführung als Abt seiner Klöster. Von Weißenburg zwar ist nur bekannt, daß G. daselbst durch Bauten an der Kirche nach einer Feuersbrunst Dank gewann. Dagegen wurde zu St. Gallen mit gutem Grunde noch nach anderthalb Jahrhunderten durch Ekkehart IV. rühmend hervorgehoben, wie blühend das Kloster unter G. geworden sei. Seine Einsetzung zwar, ein Weltgeistlicher unter Verletzung der erst vor kurzem durch den König selbst bestätigten Wahlfreiheit der Mönche, hatte dieselben höchst peinlich berührt. Allein bald genoß G. durch seine eifrige Sorgfalt, indem er die auf ihm ruhende königliche Gunst auch seinem Kloster zu Theil werden ließ, der ungetheilten Liebe. Er gab den Mönchen bei seinen unvermeidlichen langen Abwesenheiten in der Person des seit 849 ständigen Decans, des höchst trefflichen Schülers seines Freundes Hraban, Hartmut, einen befähigten Stellvertreter, welchem geradezu schon zu Lebzeiten seines Vorgesetzten durch den König die Versicherung der Nachfolge gegeben wurde. 854 war es nach seiner abermaligen Uebernahme des Canzleramtes für G. das Erste, St. Gallen aus seinen letzten Verpflichtungen gegenüber dem Bisthum Constanz zu lösen, wodurch das Kloster zu dem Range einer königlichen Abtei emporstieg. Zu den Bauten Gozbert's (s. d. Art.) fügte G. die Abtswohnung, sowie für die 864 erhobenen Gebeine des h. Otmar die 867 für dieselben vollendete Kirche, und der Oekonomie des Klosters, dessen Besitz gerade unter ihm durch sehr zahlreiche Tradition sich vermehrte, nahm er sich mit großem Verständnisse an. Durch Hartmut ließ er die Bibliothek ansehnlich vermehren und schenkte selbst derselben eine werthvolle Sammlung von Büchern. Die ersten hervorragenden Lehrer an den Schulen, der 853 bis 865 genannte Schotte Möngal oder Marcellus an der inneren, der 871 außerhalb St. Gallens im Kloster Grandval im Jura verstorbene Thurgauer Iso an der äußeren Schule, wirkten unter G. Besonders aber fällt auch aus der zwischen 850 und 855 durch den Ellwanger Mönch Ermenrich in Form eines lobpreisenden Briefs an G. geschriebenen Abhandlung ein mehrfaches Licht auf das unter dessen Oberleitung in St. Gallen immer mehr erwachende wissenschaftliche Leben und die Träger desselben, unter welchen auch schon Ratpert (s. d. Art.) erwähnt ist. — Indessen zeigte sich die von G. bekleidete Doppelstellung als Erzcaplan und

Canzler und als Abt noch nach einer Seite für St. Gallen förderlich. Während von seiner Leitung der königlichen Capelle nicht viel feststeht, brachte G. in die königliche Canzlei, wie anfangs Weißenburger, so später alamannische und besonders St. Galler Mönche, deren dann bis auf Otto I. daselbst als niederes Personal blieben. Hinwieder aber vermittelte er St. Gallen und dessen Kalligraphen die für die karolingische Ornamentik leitend gewordene Kunstgattung. Die einen unleugbaren Aufschwung darlegende künstlerische Fortentwicklung, wie sie in dem von Folchard (seit 855 genannt) geschriebenen Codex Nr. 23, noch herrlicher aber in dem berühmten glänzenden Werke des goldenen Psalter (Nr. 22) hervortritt, ist für St. Gallen auf die von G. gegebene Anregung zurückzuführen.

Vgl. besonders Dümmler, St. Gallische Denkmale aus der karolingischen Zeit (Mittheil. der zürcher. antiquar. Gesellsch., Bd. XII. S. 248 ff.), sowie Geschichte des ostfränkischen Reiches Bd. I. S. 867 ff.; ferner Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen (Bd. I, 4. Aufl., besonders S. 182, 220 ff.), Rahn, Das Psalterium Aureum von St. Gallen (Text), sowie vom Verfasser des Artikels: St. Gallische Geschichtsquellen Bd. II. (Commentar).

Meyer von Knonau.

Grischow: Augustin G., als Mathematiker und Meteorolog von Bedeutung, stammte aus einer alten pommerschen Familie und war am 13. Dec. 1683 zu Anklam, als der Sohn eines dortigen Kaufmanns, geboren. Auf der Schule seiner Vaterstadt und in Danzig gebildet, studirte er in Jena Theologie, Philosophie und vor allem die mathematischen Wissenschaften, wurde auch daselbst zum Magister promovirt und hielt dort in der Folge als Adjunkt der philosophischen Facultät Vorlesungen in den gleichen Fächern, welche einen lebhaften Beifall errangen. Nachdem er durch seine litterarhistorische Schrift „Introductio in philologiam generalem“, 1714—15 sowie seine „Isagoge ad studia mathematica“, 1712 und „Ophthalmographia“, 1716 in weiteren Kreisen bekannt geworden war, wurde er 1725 als Professor der Mathematik an das Collegium medicum nach Berlin berufen und bald darauf auch zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. In dieser Stellung widmete er sich besonders astronomischen und meteorologischen Studien, welche theils bei Herausgabe der Kalender durch die Akademie und in den „Miscellanea Berolinensia“ unter dem Titel „Astrognosia novissima“ u. A. im Druck erschienen, theils nur im Manuscript erhalten sind. Dieselben betreffen namentlich meteorologische Beobachtungen, sowie die Verbesserung des Barometers und andere Instrumente. Durch seine Schrift „Détermination de la différence des meridians de Paris et de Berlin, prés. à l'académie de Paris“ wurde er auch in Frankreich bekannt. Durch angestrengte Arbeiten erschöpft, starb er am 10. November 1749.

Dähnert, Pom. Bibl. I, 1752, S. 13. Pommersches Archiv, 1785, III, S. 195. Adelung's Forts. von Jöcher's Gel.-Lex. 1787. Dunkel, Nachr. von verstorb. Gelehrten, 1752. Dähnert, Cat. der Greifsw. Univ.-Bibl. 1775, führt 12 math. Schriften von Aug. Nathanael Grischow vom J. 1752—63 an.

Pyl.

Grischow: August Nathanael G., geb. am 29. Septbr. 1726 in Berlin, gest. am 4. Juni 1760 in St. Petersburg. Sein Vater August G. war Professor der Mathematik am Collegium medico-chirurgicum in Berlin und Mitglied der Akademie (s. o.) und hat u. A. 25 Jahre hindurch Kalender angefertigt und meteorologische Beobachtungen für die Akademie angestellt. Der Sohn wurde 1749, im Todesjahr des Vaters, bereits auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und 1751 Professor der Astronomie und Secretär der

Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, wo er sich hauptsächlich mit der Theorie der Parallaxe der Himmelskörper, besonders des Mondes beschäftigte. In den Novi Comment. publicirte er einen „Methodus investigandi parallaxin lunae et planetarum“, eine „Investigatio parallaxeos lunae etc.“. Zu erwähnen ist noch seiner „Observationes circa longitudinem penduli simplices institutae“, welches nach seinem schon im 34. Lebensjahr erfolgten Tode erschien.

Vgl. Meusel, Lexikon. Bruhns.

Gritsch: Johannes G. aus Basel, war Minorit, zeichnete sich durch Kenntnisse im canonischen Recht, der Philosophie und Exegese aus und erfreute sich großen Rufes als populärer Prediger. Er blühte unter Kaiser Sigismund um 1430 und hinterließ verschiedene Bände Musterpredigten in lateinischer Sprache: „Sermones de tempore“, „de sanctis“, „per quadragesimam“, „De passione domini“ u. a. Ein Theil davon ist gedruckt, die „Sermones per quadragesimam“, Ulm. 1476, Basil. 1477 und 1484, 1490, Lugdun. 1492, Paris. 1512, Viennae 1477 und 1581 Fol. Die „Sermones de tempore et de sanctis“, Lugdun. 1493 Fol. H. Kellner.

Grob: (David) Adrian G., Dramatiker, ein Urenkel von Johannes G. (s. u.), geb. 1772 zu Lufingen im Canton Zürich; wohnte mit seinen Eltern in Rastatt, erlernte die Zuckerbäckerei, ließ sich 1792 in ein französisches Regiment aufnehmen. 1798 wurde er Zeughausverwalter in Herisau und Chef der Artillerie; er vertheidigte 1799 die Bodenseeküste gegen die feindliche Flotte Williams, trat in den Dienst der helvetischen Interimsregierung, mußte aber vor den einrückenden französischen Truppen nach Turin flüchten. In die Schweiz zurückgekehrt, ließ er sich in St. Gallen als Conditor nieder, erhielt 1804 die Verwaltung des Zeughauses und stieg bis zum Range eines Oberstlieutenants der Artillerie. Er starb am 9. August 1836 in St. Gallen. „Sigmund's Vorlesungen“ (1832) bilden eine Art von Selbstbiographie Grob's. Seine Dramen sind zum Theil der Schweizer Geschichte entnommen und direct aus Johannes von Müller geschöpft.

Goedeke, Grundr. III, 794. Baechtold.

Grob: Hans Heinrich G., Verfasser eines Spruches „Von den Ausreden der Schützen“, Zürich 1603. Neu gedruckt in Haupt's Zeitschrift III, 240 u. ff.

Vgl. auch Weller, Annalen II, 359. Baechtold.

Grob: Johannes G., Epigrammatiker, geb. 1643 in Enzenschwyl im Canton St. Gallen. Nachdem er in Zürich seine Studien vollendet, trat er 1661 in die Compagnie schweizerischer Musketenschützen, die der Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen eben errichtet hatte. Nach drei Jahren verließ er das Regiment mit „seltsamem Wohlgefallen und contentement“ seiner Vorgesetzten. In Gesellschaft eines Freundes bereiste er Frankreich, England, die Niederlande und Italien. Nach seiner Rückkehr lebte G. einige Zeit in Lichtensteig, wandte sich aber bald nach Enzenschwyl zurück, wo er durch einen Leinwandhandel einiges Vermögen erwarb. Seine Mußestunden waren dem Studium der Mathematik und Geschichte, besonders aber dichterischen Versuchen gewidmet. Streitigkeiten seiner Familie mit dem Abt von St. Gallen bestimmten G. die Heimath zu verlassen und nach Herisau zu ziehen, wo er seiner trefflichen Bildung und der geselligen Talente wegen sich bald allgemeines Vertrauen und Achtung erwarb. Nachdem in Folge von Mißwachs und Krieg zwischen Frankreich und Deutschland eine Fruchtsperre verhängt worden, und in der Ostschweiz eine förmliche Hungersnoth ausgebrochen war, begab sich G. 1690 im Auftrag der Appenzeller Regierung nach Augsburg, um von Kaiser Leopold Oeffnung des Fruchtpasses von Schwaben her zu erlangen. Die Mission glückte

vollständig; zudem erhielt G. für seine Person das Diplom eines gekrönten Poeten und einen Adelsbrief. Die Herisauer schenkten ihrem Gesandten das Bürgerrecht und machten ihn zum Bauherrn und Armenpfleger. G. starb hochgeachtet am 1. April 1697. Eine sittliche Kernnatur, die sich namentlich in den biedern, witzigen, oft groben Epigrammen in deutscher und lateinischer Sprache, nach Logau's Vorbild gedichtet, offenbart. „Dichterische Versuchsgabe", Basel 1678 und „Reinhold von Freienthal's poetisches Spazierwäldlein", 1700. Eine prosaische Flugschrift: „Treugemeinter eidgenössischer Aufwecker", 1688 unter dem Pseudonym Ernst Warnmund von Freienthal erschienen, ist namentlich gegen die französische Politik in der Schweiz gerichtet und gegen den Söldnerdienst. G. suchte vielmehr eine Annäherung an den protestantischen Norden Deutschlands und an Oesterreich zu vermitteln.

K. Morell, Die Helvetische Gesellschaft, S. 65 u. ff.; eine Auswahl aus Grob's Gedichten bereitet Götzinger vor für die Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz von Baechtold und Vetter. Baechtold.

Gröbel: Christian Ernst August G., ein trefflicher Schulmann Sachsens, geb. den 22. Decbr. 1783 zu Flemmingen im Thüringerlande, gest. den 24. Juni 1854 in Dresden. Sohn eines Pfarrers kam er 1794 in die Schulpforta, welche damals Heimbach leitete, genoß dann aber kurze Zeit noch den Unterricht des gefeierten Pädagogen Ilgen. An der Universität Leipzig 1803—6 Theologie und Philologie studirend, gehörte er zu den Zöglingen des im erfolgreichsten Aufstreben begriffenen Gottfried Hermann. Im J. 1808 kehrte er als Collaborator an die Schulpforta und unter Ilgen's Leitung zurück. Von dort wurde er 1811 als Conrector an das Gymnasium in Görlitz gerufen, wo er auch den französischen Unterricht zu übernehmen hatte. Aber schon drei Jahre später erhielt er das Conrectorat an der Kreuzschule in Dresden. Und schon im October 1816 vertraute ihm die städtische Behörde das Rectorat dieser Anstalt an, welche er dann aus tiefem Verfalle rasch zu großer Blüthe emporhob, so daß sie, die vorher fast wie ein Anhang zu einem Kirchenchore erschienen war und in durchweg veralteten Formen kein rechtes Leben mehr entwickelt hatte, erst wahrhaft ein Gymnasium nach dem Bedürfniß einer neuen Zeit wurde. Schon 1824 zählte sie 347 Schüler; bis zum October 1848 aber, wo G. in den wohlverdienten Ruhestand zurücktrat, hat er 2884 Schüler aufgenommen. Den Reformbestrebungen, welche der Feuereifer Hermann Köchly's in Gang brachte, war der alternde Rector entschieden abhold. Die umfangreiche amtliche Thätigkeit gestattete ihm ausgedehntere litterarische Arbeiten nicht. Sein „Elementarbuch" (zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische) hat eine Reihe von Auflagen erlebt und ist in den sächsischen Schulen viel gebraucht worden. Seine gelehrten Programme („Observationum in scriptores Romanos classicos spec. I—XIII", 1819—33, 4⁰. und „Editionis Horatii a Christ. D. Jani coeptae absolvendae spec. 1—4", 1832—45), die sich fast ausschließlich auf Horatius erstrecken, enthalten manche feine und treffende Bemerkung.

Vgl. Vorwerk, Geschichte und Verfassung des Dresdner Schulwesens (1836), S. 91 f. und Gehe, Die Unterrichts- und Erziehungsanstalten in Dresden (1845) S. 8 f. Kaemmel.

Gröben: Graf Karl von der G., geb. am 17. Septbr. 1788, starb auf seinem ererbten Majorat Neudörfchen am 13. Juli 1876 als General der Cavallerie a. D. und Mitglied des Herrenhauses. Graf Karl trat 1806 in die preußische Armee, wurde im folgenden Jahre Lieutenant, 1812 in den Generalstab versetzt. In demselben Jahre nahm er den Abschied, um nicht an der Seite Frankreichs gegen Rußland kämpfen zu müssen, ging erst nach Schweden, trat dann

als Freiwilliger in die russische Armee, schloß sich der englisch-deutschen Legion an, und machte 1813 unter Dörnberg den Zug durch Hannover mit. Bei Ablauf des Waffenstillstandes trat er wieder als Stabsrittmeister in preußische Dienste, kämpfte bei Dresden, Kulm und Leipzig, wurde Rittmeister, und während des Feldzuges 1814 in Frankreich Major, 1815 Obristlieutenant. Nach der Rückkehr aus Frankreich stand er in Coblenz und verkehrte viel mit Gneisenau und Clausewitz, der seine geistige Bedeutung und Liebenswürdigkeit in seinen Briefen rühmt. G. hatte zu dem Kreise der Männer gehört, welche die Befreiung des Vaterlandes und die Regeneration des Staates 1808—1813 vorbereiteten. 1812 wurde er Chef des Generalstabes des schlesischen Armeecorps, 1824, nachdem er Oberst geworden, Chef des Generalstabes des 2. Armeecorps. 1829 Flügeladjutant des Königs, 1834 Generalmajor, 1842 Generallieutenant und bald darauf Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV., zu dessen näherem Umgang er schon unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. gehört hatte. Er soll damals Mitarbeiter des conservativen politischen Wochenblatts gewesen sein. 1848 wurde er interimistischer Commandeur des 7. Armeecorps (Westfalen), befehligte 1849 im Feldzuge in Baden das 2. preußische Armeecorps, 1850 die preußischen Truppen in Kurhessen. 1852 wurde er commandirender General des 7. Armeecorps und General der Cavallerie, im folgenden Jahre commandirender General des Gardecorps, 1854 Mitglied des Herrenhauses für den Grafenverband der Provinz Preußen. Dann nahm er 1858 seinen Abschied, reiste aber noch von seinem Wohnsitz Neudörfchen, im Interesse der christlichen Bevölkerung, nach Syrien. Im Herrenhause gehörte er zur streng kirchlichen und conservativen Partei, und stand — seiner Ueberzeugung treu — in Opposition zu den Reformen der neuen Aera. G., in seiner Jugend ein schöner Mann, hatte bei großer Liebenswürdigkeit des Wesens und vieler Herzensgüte die feinsten Umgangsformen. Aus seiner Ehe mit Thusnelda von Dörnberg hat er fünf Söhne hinterlassen, die alle der preußischen Armee angehört haben oder noch angehören. An der Herausgabe von Clausewitz's nachgelassenen Werken, in den dreißiger Jahren, war er betheiligt, besonders sind die beiden letzten Theile von ihm herausgegeben. v. Meerheimb.

Gröben: Otto Friedrich v. d. G., Reisender, Soldat und Reisebeschreiber, geboren am Ostersonntag (29. März) 1657 zu Pratten im Ermlande, wo sein Vater im Quartiere lag, verlebte seine ersten Jahre zu Tappelkeim und Marienwerder, besuchte von 1666—75 die Jesuitenschule in Rössel, trat dann in seinem 17. Jahre eine Reise nach Italien und Malta in Gesellschaft eines Obersten Meglin an, der mit einem Auftrage des polnischen Hofes nach Malta gesandt war, bestand zwischen Malta und Kreta ein Gefecht mit Seeräubern, in welchem er verwundet ward, besuchte dann Cypern, Palästina, Aegypten und kehrte über Sardinien und Frankreich nach 8jähriger Abwesenheit in die Heimath zurück. Nachdem er hier zwei Jahre hindurch am kurfürstlichen Hofe als Kammerjunker sich aufgehalten, wurde ihm vom Großen Kurfürsten der Auftrag zu Theil, mit den Fregatten Churprintz und Moriän (bei Anderen Mohrian und Morian) „an die guineische und angolische Küste nach Africa und von dannen biß Amerika" zu gehen. Er verließ 1682 die Elbe, segelte um Schottland und an den Canarien vorüber nach der Goldküste, wo er am 1. Januar 1683 bei dem Dorfe Accoda, von einem Landzungenhügel, dem „Großen Friedrichsberg", im Namen des Kurfürsten von Brandenburg Besitz nahm und ein Fort auf demselben zu erbauen begann. Von S. Thome aus kehrte er krank mit einer der beiden Fregatten zurück, während die andere auf Sklavenhandel nach Amerika ging. Er trat darauf 1684 als Generalmajor in polnische

Dienste, bis er vom Kurfürsten, der mit seinen Leistungen zufrieden war, mit der Hauptmannschaft der Aemter Marienwerder und Riesenburg beschenkt wurde, welche er mit Osterode und Hohenstein vertauschte. 1686 trat er neuerdings eine Seefahrt, diesmal als Freiwilliger in venetianischen Diensten an, und machte den Feldzug gegen die Türken auf Morea mit. Nach seiner Rückkunft 1687 suchte er in schleuniger Heirath „ein Remoram und Abhaltungsmittel“ seines Wandertriebes und scheint ohne weitere Unterbrechung sich auf seinen Gütern Neudörfchen u. a. in Ostpreußen einem ruhigen Leben gewidmet zu haben. Dreimal verheirathet (mit einer v. Schlieben, Truchseß von Waldburg und v. Canitz), hatte er 18 Kinder und starb 1728. — Er gab 1685 ein allegorisches Epos heraus: „Des edlen Bergone (Anagramm von Gröben) und seiner tugendhaften Arete denkwürdige Lebens- und Liebesgeschichte“. Wichtiger ist seine „Orientalische Reisebeschreibung des Brandenburgischen Adelichen Pilgers Otto Friedrich von der Gröben: Nebst der brandenburgischen Schifffahrt nach Guinea und der Verrichtung zu Morea.“ Marienwerder 1694. Eine gekürzte und sehr verwässerte Neuausgabe ohne Abbildungen erschien 1779 zu Danzig. Man erkennt aus dieser Reisebeschreibung, welche übrigens durch die Erzählung der Reise nach Guinea ein geschichtliches Document von Bedeutung ist, einen biederen, wenns Noth that auch thatkräftigen Charakter, der mit nicht sehr großem Scharfsinn, aber mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit beobachtet und mit geringer Kunst, aber ehrlich erzählt. Mehr strebte er nicht an, wie er in der Vorrede zu der Fahrt nach Guinea selbst mit einem verächtlichen Seitenblick auf die „süße Seuche“ der Schreiberei gesteht. Es wäre zu wünschen gewesen, daß viele seiner Zeit- und Standesgenossen sich zu dem bekannt hätten, was er von sich selber sagt: „Habe fast von erster Jugend an mir nützlichst vorgestellet, daß es nicht genug sei, sein Wappen und Schild in einem wollgebauten Schloß und Hofe nebst einem kostbahren Ritterpferde und Rüstung zu halten, sondern auch auf dem Ritterplan und Kampfplatz sich dessen rühmlichst zu bedienen und also nicht gleich zarten Kindern mit ihren löblichen Vorfahren Helm und Schild bedecket, sondern solches mit eigenem Fleiß und Tapferkeit selbsthändig zu tragen, auff dem allgemeinen Schauplatz der Welt zu präsentiren, wann es anders Gottes Gnade, Lebenszeit und Gelegenheit so zulassen.“

Selbstbiographische Angaben in der Vorrede der Reisebeschreibung S. 12 f. und weiter in den Vorreden zur Schifffahrt nach Guinea und im Schlußwort S. 132. P. F. Stuhr, Geschichte der See- und Colonialmacht des Großen Kurfürsten, Berlin 1839. Ratzel.

Groddeck: Gottfried Ernst G., Philolog, geb. im J. 1762 in Danzig als Sohn des Orientalisten Benjamin G., besuchte das dortige Gymnasium und studirte dann in Göttingen, wo er dem von Heyne geleiteten philologischen Seminar als Mitglied angehörte. Hier löste er im J. 1785 eine von der theologischen Facultät der Universität gestellte Preisfrage über die Berechtigung des Selbstmordes durch eine Abhandlung, welche unter dem Titel: „Commentatio de morte voluntaria“ gedruckt wurde; 1786 veröffentlichte er ebendaselbst, bereits als Magister Artium, eine Untersuchung über Ursprung und Wesen der homerischen Hymnen nebst kritischen Bemerkungen zu einzelnen Stellen derselben („Commentatio de hymnorum Homericorum reliquiis“); aus derselben Zeit stammt eine im zweiten Stück der „Bibliothek der alten Litteratur und Kunst“ (Göttingen 1787) gedruckte Abhandlung über die Argonautica des Apollonius von Rhodos, welche sich mit den vom Dichter bei Abfassung dieses Gedichtes benutzten Quellen beschäftigt. 1787 wurde er von dem Fürsten Adam Kasimir Czartoryski als Lehrer der griechischen und römischen Litteratur für seinen jüngsten Sohn, den Prinzen Constantin, berufen und übernahm hier auch die

Leitung und Ordnung der reichhaltigen Bibliothek des Fürsten, eine Stellung, die er mit Unterbrechung einiger Jahre, welche er im Dienste des Fürsten Lubomirski zubrachte, bis zum J. 1804 einnahm, wo er zum Professor der griechischen und römischen Litteratur an der Universität Wilna ernannt wurde. Er war während dieser Zeit auch schriftstellerisch nicht unthätig gewesen: außer ein Paar weiteren Aufsätzen in der „Bibliothek der alten Litteratur und Kunst" („Ueber das Local der Unterwelt beim Homer" in Stück 8, 1791, und „Descriptio codicis insignis Varsoviensis Senecae tragoedias continentis cum lect. varietate ex Herc. furente" in Stück 10, 1794) hatte er eine selbständige Schrift „Ueber die Vergleichung der alten, besonders griechischen mit der deutschen und neueren schönen Litteratur", Berlin 1788 und zwei weitere, uns nicht zugängliche Schriften („Antiquarische Versuche", erste Sammlung, Lemberg 1800, und „Ueber das Studium der Philologie", ebendas. 1801) veröffentlicht. Seine Lehrthätigkeit in Wilna war eine äußerst erfolgreiche: die Studirenden hingen mit Begeisterung an dem geliebten Lehrer, der ebenso durch seine umfassende Gelehrsamkeit und seine tiefe sittliche Auffassung des classischen Alterthums, als durch seinen warmen Patriotismus und seine ganze liebenswürdige Persönlichkeit einen mächtigen Einfluß ausübte. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit war seit seiner Berufung nach Wilna, abgesehen davon, daß er im Verein mit Kasimir Kontrym die Wilnaer polnische Litteraturzeitung redigirte, fast ausschließlich den Zwecken des akademischen Unterrichts gewidmet: zum Gebrauche bei den Vorlesungen veröffentlichte er Ausgaben der Trachinierinnen und des Philoktetes des Sophocles, des Orator, Laelius und Brutus des Cicero, einen Leitfaden für die römischen Alterthümer („Antiquitatum romanarum doctrina in usum lectionum academicarum adumbrata", Wilna 1811) und einen Grundriß der griechischen Litteraturgeschichte („Historiae Graecorum litterariae elementa", Wilna 1811): das letztere Werk, das in erweiterter Bearbeitung unter dem Titel „Initia historiae Graecorum litterariae" (2 Bde., Wilna 1821 und 1823) erschienen ist, hat wegen der Uebersichtlichkeit der Darstellung und der treffenden Beurtheilung auch in weiteren Kreisen verdienten Beifall gefunden. Von den Programmen, die G. im Namen der Universität verfaßte, behandeln mehrere in scharfsinniger Weise Fragen aus dem Gebiet der scenischen Alterthümer der Griechen. G. starb am 13. August 1824 in Kiiowek im Gouvernement Minsk (Litthauen).

Vgl. A. Werner in der Allg. Encykl. d. W. u. K., S. I. Bd. 92, S. 30 f. und L. Chodzko in der Nouvelle biographie génerale, dir. par Hoefer, T. 22, p. 133. Bursian.

Gröger: Friedrich Karl G., geb. zu Ploen in Holstein den 14. Octbr. 1766, Künstler, vorzüglich Porträtmaler, — ein Talent von Gottes Gnaden, zu hoher Vollkommenheit entwickelt durch eigene Kraft. Das arme Schneiderkind offenbarte schon als Schüler seinen Kunstsinn durch phantastische Zeichnungen, Holz- und Thonbildnereien, als Lehrling seines Vaters decorirte er dessen Werkstätte mit Kreide- oder Rothsteingemälden, die darauf folgenden Strafacte geduldig ertragend, die auch nicht ausblieben, als er ein Puppentheater mit costumirten Marionetten geschaffen, mit welchen er einen Hamlet und einen Lips Tullian eigenster Composition aufführte. Der Vater verzichtete nun auf seine Hülfe und trat ihn einem Drechsler ab, welcher ihn aber bald weiter schob zu einem Malermeister, bei dem der Lehrbursche sich etwas besser schickte, und nebenher Profilporträts in Röthel erst copirte, dann nach dem Leben zeichnete, und zwar so ähnlich, daß diese Kunst ihm einigen Ruf und Erwerb verschaffte. Nun aber wurde dem 17jährigen Jüngling die Ploener Welt zu enge, er zog im Lande Holstein umher, zeichnete aller Orten gute und böse

Menschengesichter, und blieb endlich für einige Jahre in Lübeck. Hier porträtirte er in Sepia und Silberstift, fand genugsam Arbeit und sogar einen Schüler, Heinrich Jacob Aldenrath (s. o. Bd. I. S. 327 und das Hamb. Künstlerlexikon S. 3), mit welchem er seitdem in treuester Herzens- und Kunstfreundschaft lebenslang verbunden geblieben ist. Mit Aldenrath zog G. im J. 1789 nach Berlin, wo er längere Zeit die Kunstakademie besuchte, sodann nach Hamburg, wo man seine Werke kennen und schätzen lernte, hierauf (1798) nach Dresden, wo er wieder einzig den Studien, vorzüglich der Oelmalerei, lebte. Nachdem beide Freunde abermals Lübeck und Hamburg besucht, später in Paris die damals dort aufgehäuften Kunstschätze Italiens studirt, auch einige Jahre in Kiel und Kopenhagen ihrem Berufe gelebt hatten, ließen sie sich endlich in Hamburg häuslich nieder, wo ihrer Kunst vielfache Beschäftigung und warme Anerkennung, wie ihren ehrenwerthen, liebenswürdigen Persönlichkeiten allgemeine Hochachtung und Verehrung zu Theil wurde. Beide unvermählt bleibende Männer lebten in gemeinsamer Haushaltung einträchtig bei einander, menschliche wie künstlerische Interessen und Geschicke, Freud und Leid, treulich theilend. — Die Zahl der von G. in Oel gemalten oder auf Stein gezeichneten Porträts ist ungemein groß; in Hamburg, Lübeck, Holstein, Dänemark galt er seiner Zeit für den besten Meister dieses Zweiges der Kunst. Er verstand es, die Natur getreu wiederzugeben, und den Charakter der Person richtig auffassend, Geist und Gemüth lebendig aus dem Porträt sprechen zu lassen. In manchen öffentlichen Gebäuden Hamburgs, z. B. in der St. Petri-Kirche, findet man Gröger'sche Werke. Und in vielen älteren Familien erfreut man sich noch jetzt der lebenswarmen Gröger'sche Bildnisse theuerer Vorfahren, verehrter verdienstvoller Mitbürger. — Des trefflichen Mannes und Künstlers friedliches Erdenwallen endete in seinem 73. Lebensjahre sanft und schmerzlos am 9. Novbr. 1838.

Hamb. Künstlerlexikon S. 92, 93. Beneke.

Grohmann: Joh. Christian August G., geb. am 7. August 1769 in Groß-Corbetha bei Weißenfels (Rgsbzrk. Merseburg), † am 3. Juli 1847 in Dresden, Sohn eines Predigers, welcher mit einer Tochter Gottsched's verheirathet war, besuchte die Bürgerschule zu Querfurt, wohin sein Vater 1780 umgesiedelt war, und bezog 1786 die Universität Leipzig als Studirender der Theologie, fühlte sich aber bald in höherem Maße von Philosophie und Psychologie angezogen, wobei besonders Platner's Vorlesungen auf ihn wirkten. Nachdem er in Folge einer Amsterdamer Preisaufgabe eine „Aesthetische Beurtheilung der Klopstock'schen Messiade" veröffentlicht hatte, promovirte er in Leipzig (März 1790) als Doctor der Philosophie, und begab sich dann nach Dresden, um Kunststudien zu machen; dort schrieb er (1791) „Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie", eine sehr phantastische an Lavater anknüpfende Combination über die vier Temperamente und deren Zusammenhang mit Kunst und Religion. Im J. 1792 habilitirte er sich durch eine Dissertation „De generationis atque temperamentorum legibus", als Privatdocent in Wittenberg, wo er 1798 außerordentlicher und 1803 ordentlicher Professor und Bibliothekar wurde. Er entwickelte eine reiche schriftstellerische Thätigkeit, in welcher er sich im Ganzen den Grundsätzen Kant's anschloß; so erschienen: „Ueber das Verhältniß der Theorie zur Praxis" (1795), „Neue Beiträge zur kritischen Philosophie und insbesondere zur Logik" (1796), woselbst er die Logik auf Reflexion, d. h. absehend von Abstraction und Kategorien, zu begründen versucht, dann „Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie" (1797), wo er im Gegensatze gegen chronologische Reihe eine systematische Darlegung fordert; letztere Schrift ist wieder abgedruckt in seinen „Neuen Beiträgen zur kritischen Philosophie und insbesondere zur Geschichte der Philosophie" (1798), welche außerdem eine auf kantischem Boden

stehende Abhandlung „Ueber die Beurtheilungsprincipien der Offenbarung“ und eine Darstellung der „Hauptpunkte der Kant'schen und Fichte'schen Philosophie“ enthalten; zur gleichen Zeit gab er zusammen mit Zachariä „Philosophische Abhandlungen“ heraus (1796 f.) und in seiner anonymen Schrift „Kritik der christlichen Offenbarung“ (1798) versuchte er im Anschlusse an Kant's Postulate der praktischen Vernunft eine ins Einzelne gehende Begründung dieser Frage, womit auch seine Abhandlung „Ueber Mythologie und Offenbarung“ (1799) zusammenhing. Im J. 1801 veröffentlichte er „Annalen der Universität zu Wittenberg“, worauf Schriften folgten, in welchen er sich gegen die Gegner Kant's wendete, nämlich „Ueber das Verhältniß der Kritik zur Metakritik“ (1802), „Dem Andenken Kant's oder die neueren philosophischen Systeme in ihrer Nichtigkeit dargestellt“ (1804) und „De recentissimae philosophiae vanitate“ (1809). Seine „Philosophie der Medicin“ (1808), in welcher er mit arger Großsprecherei auftritt, enthält eine ziemlich kindliche Teleologie nebst ästhetischen Tändeleien, auch Einflüsse der Gall'schen Schädellehre, und den Hinweis auf das Accomodations-Vermögen der Organismen. Im J. 1810 folgte er einem Rufe an das akademische Gymnasium zu Hamburg, wo er die Professur der theoretischen Philosophie und der Beredtsamkeit übernahm, aber nie zu ersprießlichen Lehrerfolgen gelangte, ja selbst die Schuld an Störungen der Disciplin trug und außerdem eine gereizte Feindschaft gegen classische Philologie kund gab. Eine gewisse grübelnde Innigkeit führte ihn mit Vorliebe auf psychologische Punkte, und so suchte er auch den Verkehr mit excentrischen oder unglücklichen Menschen, daher er gerne und häufig in Gefängnissen Beobachtungsstoff sammelte. Zeugniß dieser Richtung geben seine zahlreichen Aufsätze in Hufeland's Journal, in Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte (dort z. B. über den Attentäter Stapß und über F. L. Zach. Werner), in Nasse's Zeitschrift für Anthropologie, in Friedreich's Magazin für Seelenkunde. Daneben schrieb er: „Ueber die philosophische und ästhetische Cultur unseres Zeitalters“ (1810), „Ueber die höhere religiöse Ueberzeugung“ (1811), „Was ist der Deutsche?“ (1813), „Hamburgs Schicksal unter Davoust“ (1814), „Darstellung des Heiligen auf der Bühne“ (1816); den Inhalt seiner sentimentalen blumenreichen Schrift „Psychologie des kindlichen Alters“ (1812) gab er in näherer Einzelndurchführung wieder unter dem Titel „Ideen zu einer Geschichte der Entwicklung des kindlichen Alters“ (1817). In der „Aesthetik als Wissenschaft“ (1830) geht er, unbefriedigt durch Kant und ablehnend gegen Herbart, sowie gegen Hegel, seine eigenen Wege, indem er eine Vernunftwissenschaft des Gefühlsvermögens durchführen will, welche das Uebersinnliche bei Erörterung des Erhabenen, des Schönen, des Romantischen und des Lächerlichen etwas überschwänglich verwerthet und in solcher Weise die Grundsätze darbietet zu einer reichhaltigen Besprechung der vier Hauptkünste Poesie, Malerei, Plastik und Musik. Als er 1833 in Hamburg in den Ruhestand versetzt wurde, zog er nach Leipzig und dann nach Dresden, wo er in Zurückgezogenheit bis zu seinem Tode lebte, nur bisweilen kleinere Reisen unternehmend. Litterarisch beschäftigte ihn ein Gegenstand, welchen er bereits 1827 in einem Hamburger Programme „De summis in imputatione delictorum ad capitis usque supplicia extendenda periculis“) berührt hatte; nämlich aus seinem Bestreben, für Abschaffung der Todesstrafe zu wirken, ging zunächst die Schrift „Ueber das Princip des Strafrechts“ (1832) hervor, in welcher er die Rechtsstrafe als äußeren Zwang der Vernunftfreiheit zu begründen versuchte, worauf folgten „Mittheilungen zur Aufklärung der Criminal-Psychologie und des Strafrechts“ (1833), hierauf „Christenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe“ (1835), wo er einen Wiederabdruck der sächsischen landständischen Verhandlungen über dieses Thema veran-

staltete und verschiedene eigene und fremde Aufsätze (selbst eine Predigt Schleiermacher's) beifügte; dann richtete er hierüber (1836) ein Sendschreiben an die sächsischen Stände und desgleichen (1837) an Eisenstuck und veröffentlichte auch „Philosophische Ideen über die Begründung eines vernünftigen Strafrechtes behufs des für das Königreich Norwegen beabsichtigten Strafgesetzentwurfes“ (1836). In seinen zwei letzten Schriften griff er wieder auf seine früheren Neigungen zurück, nämlich „Untersuchungen der Phrenologie oder Gall'sche Schädellehre“ (1842) und „Kopf-Formen des Somnambulismus“ (1844 in Struve's Zeitschr. f. Phrenologie).

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1847, S. 491 ff.

Prantl.

Groitsch: Wiprecht v. G., genannt der Aeltere, stammte seitens des Großvaters, eines pommerschen Häuptlings, der bei dem allgemeinen Vordringen der Slaven am Ende des 10. Jahrhunderts Besitzungen in der heutigen Altmark erobert hatte, aus heidnisch wendischem Geschlecht; doch sein Vater Wiprecht war Christ und seine Mutter Sigena eine Deutsche, die Tochter eines sächsischen Grafen. Ungefähr um 1050 ist G. geboren. Nach dem Tode des Vaters wurde Markgraf Udo von Stade sein Vormund, und dieser bewog ihn, die ererbten Besitzungen in der Altmark gegen die Burg Groitsch nebst Zubehör, südlich von Leipzig, zu vertauschen. Hier, in dem Gebiet der sächsisch-thüringischen Marken, trat G. recht in die Kreise jener unruhigen Burgherren und Grafen, die in der allgemeinen Gährung der politischen und socialen Verhältnisse der Zeit bestrebt waren, von kleinem Stammsitz aus sich immer größere Herrschaft und selbständigere Macht zu erwerben, gleichviel ob durch kühne Gewaltthat, ob durch listiges Parteigängerthum oder durch die Hand eines begüterten Weibes, gleichviel ob mit dem König und Kaiser oder wider ihn. Und G. kann in jeder Beziehung als Charaktertypus dieser seiner Standesgenossen gelten. Zuerst vermochte er sich gegen seine mißgünstigen Schloßnachbarn nicht zu behaupten; er begab sich daher mit seinen Mannen in den Dienst des Böhmenherzogs Wratislav und kämpfte mit diesem für König Heinrich IV. sowol in den Hauptschlachten des Sachsenkrieges, wie auf dem italienischen Feldzuge in den J. 1081 ff., für den König und zugleich für sich, denn er gewann dabei seine alten Besitzungen wieder und erhielt zum Lohn reiche neue Lehen, ja der Böhmenfürst ehrte ihn durch die Hand seiner Tochter Judith und gab ihm als Mitgift Gaue in der vielumstrittenen Mark Meißen. So war es gewiß ebenso sehr im eigenen, wie im königlichen Interesse, daß G. auch ferner die Partei Heinrichs IV., namentlich gegen den treulosen Ekbert von Meißen, hielt — dann aber ergriff ihn inmitten seines kriegerischen Lebens plötzliche Reue über all' seine Gewaltthaten, besonders wegen der Einnahme Roms und der Einäscherung der Jakobskirche in Zeitz; und auf Rath der benachbarten Bischöfe an die er sich wandte, begab er sich als Büßer nach der Stadt der Apostel, um auf Geheiß des Papstes Urban II. weiter nach Compostella, an das Grab des heiligen Jacob, zu wallfahrten. Von dort kehrte er mit dem Gebot zurück, durch Gründung eines ansehnlichen Klosters seine Sünden zu sühnen. So ward er der Stifter der Abtei Pegau im Merseburger Sprengel, welche 1096 geweiht und später dem päpstlichen Stuhle unterstellt wurde. Kein Zweifel, daß G. dem inneren Triebe erwachter Religiosität folgte: seine dauernde, opferfreudige Fürsorge für diese Stiftung und andere, wie Lausigk, Oldisleben, Reinsdorf, bezeugt es zur Genüge, und es ist zudem ja eine häufige Erscheinung in jener Zeit, daß abgehärteten Recken plötzlich das Gewissen erwacht; doch mußte unter den damaligen Verhältnissen auch die politische Haltung Groitsch's dadurch beeinflußt werden. Er trat durch seine Stiftungen dem Erzbischof von Magdeburg,

den Bischöfen von Merseburg, Halberstadt, Zeitz näher, den Feinden Heinrich IV., und entfremdete sich so dem gebannten Kaiser. Als gegen diesen der Sohn, Heinrich V., sich empörte, stellte sich G. daher bald auf des letzteren Seite: er war es, der als Gesandter der Mainzer Fürstenversammlung und Heinrichs V. von dem gefangenen Kaiser zu Böckelheim am zweiten Weihnachtstage 1105 die Auslieferung der Reichsinsignien erpreßte; er nahm Theil an der Gesandtschaft, durch welche Heinrich nach seiner Thronbesteigung Papst Paschalis nach Deutschland einladen ließ; wir sehen ihn wiederholt auf den Hoftagen des Königs sich einfinden, auf dem Reichstag zu Mainz Ende 1108 sogar mit seinen beiden Söhnen. Gerade hier rief ihn die Nachricht vom Tode seiner Gemahlin Judith in die Heimath ab. Nachdem er der Geschiedenen ein glänzendes Begräbniß in Pegau gefeiert hatte, vermählte er sich binnen Kurzem mit der reichen Wittwe des Grafen Kuno von Beichlingen, Sohnes Otto's von Nordheim, Namens Kunigunde, deren ebensogenannte Tochter gleichzeitig sein ältester Sohn Wiprecht heirathete; Groitsch's einzige Tochter Bertha vermählte sich später mit dem Grafen Dedo von Wettin, dem Bruder des bekannten Konrad. Durch diese Verbindungen trat G. in die weiten vielverschlungenen Familienkreise der sächsisch-thüringischen Fürstengeschlechter, die in dem Sachsenherzog Lothar ihr Haupt und den Vertreter ihrer Sonderinteressen fanden; und es konnte daher nicht ausbleiben, daß G. und die Seinen mit in die Kämpfe gegen Heinrich V. verwickelt wurden, zumal da sie bei dem böhmischen Thronstreit zwischen ihren Verwandten Borivoi und Wladislav durch die energische Parteinahme für ersteren mit dem Kaiser in einen Conflikt gerathen waren, der zur vorübergehenden Gefangensetzung des jungen Wiprecht auf der Veste Hammerstein und zur Entziehung mehrerer Lehen geführt hatte. Als der Kampf in Sachsen ausbrach, nahmen die Groitscher lebhaft Theil; indeß ließen sich die Verbündeten im März 1113 bei Warnstedt von dem kaiserlichen Feldherrn Grafen Hoier überraschen, und der alte G. ward nach ungleichem Kampfe schwer verwundet gefangen. Ein vom Kaiser berufenes Fürstengericht in Würzburg verurtheilte ihn zur Haft auf Trifels und sprach über seine Söhne nebst Anderen die Acht.

Während der nun drei Jahre währenden Gefangenschaft des Alten tritt sein Sohn Wiprecht der Jüngere in kurzer Heldenlaufbahn glänzend hervor. Er war es, der in der entscheidenden Schlacht am Welfesholz am 11. Februar 1115 die entscheidende That vollführte, indem er mit gewaltigem Hieb den Grafen Hoier niederstreckte; ohne Land und Gut, wie er war, gelang es ihm dann durch sein Schwert, die Burg Düben, von da aus umliegende Orte, endlich den verlorenen Stammsitz Groitsch zu gewinnen; er nahm mit Hülfe seiner Freunde bei Arnsberg den Hauptverfechter des Kaisers, Heinrich Haupt, gefangen und erlangte dadurch die Auswechselung seines Vaters und anderer Fürsten. Bald darauf muß er aber — Genaueres wissen wir nicht — gestorben sein. Der Alte zog sich seitdem vom Kampfe zurück; er schloß Frieden mit dem Kaiser und erhielt alle seine früheren Besitzungen wieder. Seine Stellung, sein Einfluß wurden immer hervorragender: außer den erwähnten weitverzweigten Familienverbindungen hatte er auch an den beiden Erzbischöfen von Magdeburg, Adelgot und Rugger, die 1107—29 einander folgten, einen mächtigen Rückhalt, da sie seine Neffen waren; der letztere belehnte ihn mit der einträglichen Burggrafschaft von Magdeburg; und auch mit den benachbarten Bischöfen, ja auch mit Otto von Bamberg stand er durch seine Klosterbestrebungen in bestem Einvernehmen. Es zeugt für die bedeutende Stellung Wiprecht's, daß Heinrich V. ihm 1123 die erledigte Mark Lausitz übertrug, um ihn als Stütze gegen den mächtigen Sachsenherzog zu gewinnen. So veränderte sich nochmals die politische Haltung Wiprecht's durchaus und er trat seinen Verwandten und

bisherigen Bundesgenossen im Herbst 1123 mit den Waffen entgegen; doch mußte er sich vor denselben zurückziehen. Inmitten so rüstiger Thätigkeit erkrankte Wiprecht an einer Brandwunde und starb in seiner Stiftung Pegau, wo er die letzten Lebenstage als Mönch in der ganzen Strenge klösterlicher Askese verbracht hatte, am 22. Mai 1124.

Sein zweiter Sohn, Heinrich, folgte ihm in allen Besitzungen und Aemtern, und erlangte 1131 sogar den sicheren Besitz der Mark Lausitz durch König Lothar. Aber da er schon 1136 ohne Erben starb, blieb die Ausgestaltung einer concentrirten Territorialmacht dort in den Ostmarken dem glücklicheren Hause der Wettiner vorbehalten.

Vgl. Th. Flathe, Wiprecht von Groitsch, im Archiv für die sächsische Geschichte, Bd. III. 1865, und W. v. Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit, Bd. III. passim. Bernheim.

Grolmann: Heinrich Dietrich v. G., Geh. Obertribunalpräsident zu Berlin, wurde geboren den 31. December 1740 zu Bochum als Sohn des Regierungsdirectors zu Cleve, Christoph Dietrich G. († am 12. Februar 1784), studirte in Halle und Göttingen, ging 1765 ans Kammergericht in Berlin, wo er Rath, später Pupillenrath wurde. 1786 geadelt, wurde er 1787 Mitglied der Gesetzgebungscommission, in der er aufs Trefflichste wirkte, 1793 Geh. Obertribunalsrath, 1804 Präsident des Obertribunals. Zum 50jährigen Dienstjubiläum zur Excellenz ernannt, trat er 1817 in den Staatsrath ein (dessen Mitglied auch sein Sohn, General Georg v. G.; war), erhielt bei seiner Dienstentlassung 1833 den schwarzen Adlerorden (sein Sohn Georg 1839) und lebte als ehrwürdiger Greis (den Berlinern als der „alte G.“ wohlbekannt) wissenschaftlichen Studien und starb fast hundertjährig am 21. October 1840 zu Berlin. Das Porträt des vortrefflichen Präsidenten (von Begas) im Sitzungssaale des Obertribunals.

Neuer Nekrolog XVIII. (1840), S. 1020 ff. — Ersch und Gruber, Thl. 92, S. 72, 73. Teichmann.

Grolmann: Joh. Aug. v. G., Jurist, geboren zu Gießen den 5. April 1805 als ältester Sohn des späteren hessischen Staatsministers Karl v. G. Er studirte in Gießen und Göttingen, habilitirte sich dort, wurde 1828 außerordentlicher Professor und starb am 9. Mai 1848 zu Gießen. Er schrieb „Nonnullae de statutaria conjugum portione observ.“, 1827; „Grundriß zu Vorlesungen über das katholische und protestantische Kirchenrecht“, 1828; „Grundsätze des allgemeinen katholischen und protestantischen Kirchenrechts“, 1832, 2. Auflage 1843.

Neuer Nekrolog XXVI. S. 375. — Ersch u. Gruber, Thl. 92, S. 67. Teichmann.

Grolmann: Karl Ludwig Wilhelm v. G., Jurist, wurde geboren den 23. Juli 1775 zu Gießen, wo sein Vater landgräflich hessen-darmstädtischer Geh. Regierungsrath war, studirte in Gießen und Erlangen, habilitirte sich 1795 zu Gießen („De donatione propter nuptias“), wurde 1798 außerordentlicher Professor, 1800 ordentlicher Professor der Rechte. Als Schüler Klein's und Kleinschrod's wandte er sich besonders dem peinlichen Recht zu, wobei er in einige Collisionen mit Geheimrath und Professor Koch gerieth. Er erwarb sich Verdienste durch die grundlegende Arbeit: „Versuch eines Entwurfes der rechtlichen Natur des Ausspielgeschäfts“, 1797, die Herausgabe der „Bibliothek für die peinliche Rechtswissenschaft und Gesetzeskunde“, Herb. und Hadam. 1798, 1799, Gött. 1800, Gieß. 1804, sowie das „Magazin für die Philosophie (und Geschichte) des Rechts und der Gesetzgebung“, Gieß., Darmst. 1798—1807 (mit Löhr: „Neues Magazin“, Gießen 1820. 44) und das „Journal zur Aufklärung

über die Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers", Hadam. 1799, namentlich aber durch seine „Grundsätze der Criminalwissenschaft", 1798, 4. A. 1825. In diesem letzteren Werke begründete er die Präventionstheorie, als deren Hauptvertreter er gelten kann und vertheidigte dieselbe in der Schrift: „Ueber die Begründung des Strafrechts und der Strafgesetzgebung nebst Entwurf der Lehre von dem Maßstabe der Strafen und der juridischen Imputation", 1799. Als sein vortrefflichstes Werk gilt: „Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, nach gemeinem deutschen Rechte entworfen", 1800, 3. A. 1818, daneben sein nur bis zum 3. Bde. erschienenes „Ausführliches Handbuch über den Code Napoléon zum Behufe wissenschaftlich gebildeter deutscher Geschäftsmänner", 1810—12, schließlich die Arbeit: „Ueber olographische und mystische Testamente", 1814. In Anerkennung seiner Leistungen, namentlich auch als akademischer Lehrer, wurde er 1804 neben seiner Professur zum großherzoglichen Oberappellationsgerichtsrath ernannt und 1806 mit Abfassung eines Strafgesetzbuchs betraut. Während seines Rectorats 1810 trat er streng gegen die Landsmannschaften auf, gehörte aber, durch den König von Preußen für sich und seine Nachkommen wieder geadelt, von 1813 an zu den Gegnern Napoleons. Im J. 1816 nach Darmstadt behufs Abfassung eines neuen Gesetzbuchs berufen, gab er als Vorsitzender der Commission den Anstoß zum Erlaß des die Trennung der Justiz von der Verwaltung in Aussicht stellenden Gesetzes vom 1. December 1817, das 1821 bei der neuen Landesorganisation zu Grunde gelegt wurde. Nach dem Tode des Freiherrn v. Lichtenberg wurde er 1819 Staatsminister, in welcher Stellung er manches Gute wirkte, aber den verschiedenen Parteien natürlich nicht in gleicher Weise Rechnung tragen konnte. Das erste Verfassungsedict vom 18. März 1820 mußte er wegen großer Mißbilligung im Lande umarbeiten und so entstand die mehr befriedigende Verfassungsurkunde vom 17. December 1820. Nach pflichttreuester Verwaltung, die ihn trotz großer Geschäftslast auch die geringsten Einzelheiten seiner vielen Dienstzweige übersehen ließ, starb er am 14. Febr. 1829 zu Darmstadt.

Zeitgenossen, N. R., Bd. III., Leipz. 1823, S. 1 ff. — Neuer Nekrolog 1829 (VII), Ilm. 1831, S. 171—180. — Pallmann in Ersch und Gruber, Thl. 92, S. 67—72. — Welcker, Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe, Gieß. 1813, S. 231—237. — v. Holtzendorff, Handbuch des deutschen Strafrechts I. (1871), 261, 262. — Wächter, Beilagen, Stuttgart 1877, S. 25—28. — v. Ziegler im Gerichtssaal 1862 (XIV), 24—37.

Teichmann.

Grolmann: Karl Wilhelm Georg v. G., am 30. Juli 1777 zu Berlin geboren. Der Vater war Präsident des Geheimen Obertribunals und genoß während eines außergewöhnlich langen Lebens und Wirkens, als durch Unabhängigkeit des Charakters, Liebe zum Vaterlande und Schärfe des Urtheils bewährt, in weiten Kreisen hohe Achtung und hervorragenden Einfluß. Noch nicht 14 Jahre alt wurde G. als Junker in das Infanterieregiment v. Möllendorf eingestellt, 1795 zum Fähnrich, 1797 zum Secondelieutenant, 1804 zum Premierlieutenant und Adjutanten bei der Inspection des Feldmarschalls v. Möllendorf und endlich 1805 zum Stabscapitän avancirt. Er gehörte zu dem Kreise von Officieren, der sich in jener Zeit um Scharnhorst gruppirte und der wesentlich, von diesem geleitet, Träger des die Armee regenerirenden Geistes wurde. Grolmann's hohe kräftige Gestalt barg ein durchaus gesundes Innere. Einfach und ruhig, offen und anspruchslos, tapfer und beharrlich, dem Scheine abhold, voll stolzer Freude an Verantwortung und Selbständigkeit, Achtung und Wohlwollen für Andere im Herzen, wurde er einer der ausgezeichnetsten Vertreter seines Berufes. Für den Feldzug 1806 war G. ursprünglich als im Gefolge des Feldmarschalls v. Möllendorf dem Stabe des Königs zugetheilt.

Mit der nach den Schlachten vom 14. October anhebenden Verwirrung führten ihn die verschiedensten Aufträge bald zum General Kalkreuth, bald zum Fürsten Hohenlohe, bis er endlich der Capitulation von Prenzlau glücklich entgehend, dem Generalstabe des L'Estocq'schen Corps überwiesen wurde. Bei der Vertheidigung der Soldauübergänge Ende December wurde er am Arm schwer verwundet. Kaum genesen, focht er 1807 in den blutigen Gefechten am Brückenkopfe bei Spandau und in der Schlacht bei Heilsberg, den russischen commandirenden Officieren mit ausgezeichnetem Rathe zur Seite stehend. Er wurde zum Major befördert. Nach dem Frieden von Tilsit wurde G. als tüchtigste Stütze Scharnhorst's Mitglied der berühmten Armeeorganisations-Commission, sowie der nicht minder eingreifenden Untersuchungs-Commission, welche die während des Krieges zu Tage getretenen personellen Schäden der Armee bloslegen und beseitigen sollte. Bei der neuen Organisation des Kriegsministeriums wurde er in dasselbe berufen (1. März 1809). Die preußische Entwickelung erschien jedoch dem ungestümen Verlangen Grolmann's nicht entschieden genug Stellung zu nehmen. Mitglied des Tugendbundes, vermeinte er die Gemeinsamkeit der Interessen des gesammten von Napoleon geknechteten Europa's überall da verfechten zu müssen, wo die Waffen gegen Napoleon erhoben wurden. Als die Kriegserklärung Oesterreichs gewiß geworden war, nahm er in Preußen den Abschied. Ein Versuch, sich mit Schill zu einigen, mißglückte. Er eilte zur österreichischen Armee, die, nachdem sie bei Aspern geschlagen hatte, auf dem Marchfelde stand. Der Erzherzog Karl überwies ihn als Major dem Generalstabe. Als solcher ging er mit dem General v. Kienmayer nach Sachsen. Der General sollte dort die in verschiedenen Richtungen operirenden österreichischen Truppencorps vereinigen und mit gesammelter Kraft eine Diversion nach Norddeutschland zu machen versuchen. Das Auftreten größerer französischer Truppenkörper hemmte die Unternehmung; der Waffenstillstand von Znaym gebot vollständige Ruhe. G. schied auch von Oesterreich und suchte in Spanien sein Streben zu verwirklichen. Ueber England erreichte er im April 1810 Cadiz, wo das letzte Bollwerk spanischer Regierung nur mühsam durch englische Unterstützung gegen die überlegenen Kräfte des Marschall Victor vertheidigt wurde. Man suchte nach Hülfsmitteln, sich zu verstärken; eine legion extrangera wurde gebildet, in der G. mit der Stellung als Sargento-Major maßgebenden Einfluß gewann. Nach verschiedenen im Sande verlaufenen Unternehmungen gelang im April 1811 eine Cooperation des englischen General Beresford von Portugal her mit dem Spanier Blake. G. nahm Theil am Siege von Albuhera. Bald folgte indessen wieder Ruhe und nach einem erneueten Vorrücken der Franzosen die Rückkehr der Spanier nach Cadiz. Eine Expedition im August 1811 führte G. mit der Legion zur unglücklichen Schlacht von Sagunt und in die Verschanzungen von Valencia. Mit der Capitulation dieses Platzes wurde auch G. kriegsgefangen und unter vielen Fährlichkeiten nach Beaune in Burgund geführt. Ohne an eingegangene Verpflichtungen gebunden zu sein, entkam er am 1. Juni 1812 nach der Schweiz. Er ging unter fremdem Namen nach Jena und wartete dort die Entwickelungen des russischen Krieges ab. Schon im Januar 1813 eilte er nach Berlin, folgte dem Könige nach Breslau und wurde anfangs März von neuem im preußischen Generalstabe als Major angestellt. Im Stabe des Obersten v. Dolffs focht er bei Großgörschen, bei Bautzen und am entschiedensten hervortretend bei Haynau. Im Waffenstillstand wurde er zum Chef des Generalstabes beim zweiten Armeecorps (General v. Kleist) ernannt, indessen schon mit dem 8. August zum General Barclay de Tolly, dem Höchstcommandirenden der russisch-preußischen Truppen bei der großen Armee deputirt. Bei dem Rückzug der Alliirten nach der Schlacht bei Dresden zum General v. Kleist

entsandt, gewann er die Gelegenheit, dem zweiten Corps eine Marschdirection zu geben, durch welche die Schlacht bei Kulm zur Niederlage des Vandamme'schen Corps wurde. Abermals schwer verwundet, konnte er bereits der Schlacht bei Leipzig wieder mit voller Thätigkeit beiwohnen und trat nach derselben definitiv in sein früheres Dienstverhältniß zum General v. Kleist zurück. In dem bunten Wechsel des Feldzugs 1814 ist G. der vornehmlichste Träger der Leistungen des zweiten Corps; er wird aber gleichzeitig der einflußreiche Vertreter der im Gegensatze zum österreichischen Hauptquartiere zur Aggression drängenden Tendenz der Blücher'schen Armee. Wesentlich auf seine Vorschläge erfolgte Ende Februar die Trennung der beiden Armeen und der Abmarsch Blücher's nach dem rechten Marne-Ufer, um dann gemeinschaftlich mit Bülow die entscheidenden Operationen gegen Paris aufzunehmen. Nach Eintritt des Friedens zum Generalmajor und zum Director des zweiten Departements im Kriegsministerium ernannt, ging er zum Congreß nach Wien, wurde dann aber, sobald die Entweichung Napoleons von Elba die Vorbereitungen für den neuen Krieg erheischte, Ende März 1815 als Generalquartiermeister dem Blücher'schen Hauptquartiere überwiesen. Hier hatte er mit Gneisenau gemeinsam den hervorragendsten Antheil an den großen Erfolgen des Feldzuges. In sein dienstliches Verhältniß zum Kriegsministerium zurückgekehrt, fiel ihm nach den damals obwaltenden Ressortverhältnissen die Reorganisation des Generalstabes zu. Auf die von ihm getroffenen Einrichtungen und auf seine Instructionen ist denn auch die Bedeutung zurückzuführen, welche derselbe im Laufe der Zeit für die Armee und ihre Leistungen gewonnen hat. Grolmann's außerordentliche, auch über das rein militärische Gebiet hinausgehende Thätigkeit wurde unterbrochen in Folge des Gegensatzes, in welchem er gemeinsam mit Boyen zu den Bestrebungen gerathen war, die eine Umformung der Landwehr, wie sie das J. 1813 hatte erstehen lassen, zu Gunsten des schärfer gefaßten Begriffs eines stehenden Heeres verlangten. Im December 1819 wurde ihm der Abschied bewilligt; er zog sich auf eine Besitzung in der Lausitz zurück, bis daß er auf des ihn vom Kriege 1813 her besonders schätzenden Prinzen August von Preußen Vermittelung im October 1825 als Divisionscommandeur in Glogau wieder angestellt wurde. Von dort 1833 als commandirender General nach Posen berufen, begann er eine neue einflußreiche Thätigkeit. Es galt, in einer von nationalen und religiösen Gegensätzen durchsetzten Provinz mit Wohlwollen und Ernst die preußisch-deutsche Herrschaft zu vertreten. Sich seiner Aufgabe mit dem Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit widmend, erntete er Achtung und Anerkennung in reichem Maße. Im März 1837 wurde er zum General der Infanterie ernannt und bekleidete seine Stellung als solcher bis zum 1. Juni 1843, an welchem Tage er längeren körperlichen Leiden erlag. Zu eigentlicher schriftstellerischer Thätigkeit ist G. nicht gelangt, doch sind die von Damitz herausgegebenen Werke über die Feldzüge von 1814 und 15 unter seinem Einflusse und unter seiner Anregung entstanden. In dem lebhaften Streite, der 1836 durch die Aeußerungen des Herzogs von Wellington im englischen Parlamente über die Unentbehrlichkeit der Prügelstrafe in der Armee hervorgerufen war, trat G. sehr lebhaft für die vom Herzoge ungünstig beurtheilte Disciplin der preußischen Armee vom J. 1815 in die Schranken. Verheirathet war G. zwei Mal; seine beiden Söhne dienen noch jetzt in der Armee.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt, October 1843. — Beilage der Norddeutschen Allg. Zeitung, 6./12. 1875. v. Hartmann.

Grolmann: Wilh. Heinrich v. G., jüngerer Sohn des Obertribunalpräsidenten Heinrich Dietrich v. G., geboren zu Berlin den 28. Februar 1781, studirte in Göttingen und Halle, wurde 1804 Assessor bei der Regierung in Marienwerder, 1808 Kammergerichtsrath in Berlin, 1810 auch Mitglied des

kurmärkischen Pupillencollegiums. Er nahm als Major entscheidenden Antheil an dem Treffen bei Hagelsberg (Friccius, Gesch. d. Krieges von 1813, 1814, I. 292 ff.), der Blokade von Magdeburg und Wesel, den Treffen bei Fleurus und Wavre, nach denen er das eiserne Kreuz 1. Classe erhielt. Nach kurzer Thätigkeit in Cleve wurde er in das Ministerium zur Gesetzgebung berufen, 1821 bei dessen Auflösung Vicepräsident in Magdeburg, 1827 in Berlin am Kammergericht, 1831 Präsident dieses Gerichtshofes, 1840 Chefpräsident, Wirklicher Geheimrath (Excellenz) und Mitglied des Staatsraths. Wegen Kränklichkeit mußte er bald aus der Savigny'schen Gesetzgebungscommission austreten. Bei seinem Abschiede aus dem Staatsdienste (1845) wurde er durch Verleihung des rothen Adlerordens 1. Classe geehrt. Er starb am 1. Januar 1856 zu Berlin.

Pallmann in Ersch und Gruber, Thl. 92, S. 95, 96.

Teichmann.

Gronau: Karl Ludwig G., geb. am 7. Juni 1742 zu Berlin, gestorben am 8. December 1826 daselbst, studirte Theologie und war von 1796—1821 Pfarrer an der Parochialkirche zu Berlin. Er war Liebhaber der Naturwissenschaften, besonders der Meteorologie und Astronomie, veröffentlichte Bemerkungen über Nebel und Nordschein, über Schnee, Hagel und Reif, über Gewitter; schrieb über das Erdbeben in Schlesien im J. 1799, machte meteorologische Beobachtungen, untersuchte den Einfluß der Mondwechsel auf die Witterung und schrieb 1808 eine kleine Abhandlung über die vom Himmel gefallenen Steine. 1821 trat er in den Ruhestand und starb nach vollendetem 84. Lebensjahre.

Vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland und Schmidt und Nehring, Neues gelehrtes Berlin.

Bruhns.

Gronenberg: Johann G. druckte von 1509—22 zu Wittenberg. Sein Name wird auch Gruneberg, Grünneberg geschrieben, lateinisch Viridimontanus. Er war wahrscheinlich zu Grüneberg in Schlesien geboren und hatte seine Buchdruckerei im Augustinerkloster zu Wittenberg, wo sich damals Martin Luther aufhielt. Ob er der erste Buchdrucker zu Wittenberg gewesen, ist nicht nachweisbar, allein wahrscheinlich, da man wol mit einiger Gewißheit das erste daselbst gedruckte Buch: „Dye zaigung des hochlobwirdigen hailigthums der Stifftkirchen aller Hailigen zu Wittenberg." Am Ende: „Gedruckt in der Churfürstlichen Stat Wittenbergk. Anno Tausent fünffhundert vnd neun". 4°., ihm zuweisen kann. Dieses Buch gehört jetzt zu den größten bibliographischen Seltenheiten. Ueber das Leben von G. ist nichts weiter bekannt, doch scheint er 1522 gestorben zu sein, da nach diesem Jahre sein Name auf Druckwerken verschwindet.

Vgl. Geßner, Buchdruckerkunst, Bd. I. 73, II. 142, III. 372 u. 373. Heller, Leben und Werke von Lucas Cranach, S. 193 ff. Hirsch, Millenar. III. S. 4, Nr. 34. Eichsfeld, Relation vom Wittenbergischen Buchdrucker-Jubiläo 1740, S. 91. (Strauß) Monumenta typographica in Rebdorf, 1787, p. 233. Panzer, Annalen I. S. 306, Nr. 644. Aretin, Beiträge z. Geschichte und Litteratur, 1804, Bd. II. H. 4, S. 96, 1805. Bd. X. H. 6, S. 670. Ebert, Lexikon II. Nr. 24215. Gräße, Trésor, Vol. VI. Part. II. p. 503.

Kelchner.

Gröning: Georg G., bremischer Staatsmann, geb. zu Bremen am 23. August 1745, Sohn des Senators und späteren Bürgermeisters Albert G., widmete sich zuerst dem kaufmännischen Berufe, ergriff aber nach dem frühzeitigen Tode seines älteren Bruders Albert das Studium der Rechte. In Leipzig gehörte er 1768 zu dem Freundeskreise Goethe's, welcher in Wahrheit und Dichtung seiner dankbar unter denen gedenkt, die dem jungen Dichter bei

dessen schwerer Krankheit liebevolle Theilnahme bewiesen, und hinzufügt: „wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange des Lebens zu hören, wie sich dieser vorzügliche Mann in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt nützlich und heilbringend erwiesen.“ Im J. 1771 wurde G. in Göttingen zum Dr. juris promovirt und verheirathete sich, nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, ein Jahr später mit Gebecka, der einzigen Tochter des sehr begüterten Bürgermeisters Henrich Köhne. Im J. 1781 wurde er nach dem Tode seines Vaters in den Rath gewählt, welchem er vierzig Jahre lang, in der bewegtesten Zeit der neueren bremischen Geschichte angehört hat. Langwierige diplomatische Sendungen hielten ihn mehr als ein Jahrzehnt in der engsten Berührung mit den großen Mittelpunkten des politischen Lebens und vielen der hervorragendsten Männer der Zeit, und machten ihn zum geistigen Leiter des bremischen Staatswesens. Den Sendungen zum niedersächsischen Kreistage in Hildesheim in den Jahren 1796 und 1797 folgte vom December 1797 bis zum April 1799 die Theilnahme Gröning's am Rastatter Friedenscongreß, nur unterbrochen durch eine vom April bis August 1798 in einer sehr erheblichen Finanzangelegenheit Bremens nach Paris unternommene Reise, von welcher er auf weitem Umwege über Bordeaux, Marseille, Toulon und durch die Schweiz nach Rastatt zurückkehrte. Vom März 1801 bis September 1803 verweilte G., mit kurzer, durch eine Reise nach dem Haag und Amsterdam veranlaßter Unterbrechung, in Geschäften in Paris, begab sich von dort im October 1803 nach London und kehrte nach einer Abwesenheit von drei und ein halb Jahren im September 1804 nach Bremen zurück. Aber schon im October desselben Jahres brach er abermals nach Paris auf, um an den Krönungsfeierlichkeiten theilzunehmen. Im Januar 1805 von dort zurückgekehrt konnte er ein Jahr der Ruhe genießen, mußte aber zu Anfang des Jahres 1806 über Braunschweig, Leipzig, Frankfurt und Straßburg wiederum Paris aufsuchen, und kaum war er im November von dort wieder in Bremen eingetroffen, als die in Folge des preußisch-französischen Krieges geschehene Besetzung Bremens mit holländischen Truppen und die schweren Leiden der Continentalsperre Gröning's Anwesenheit im Hauptquartier Napoleons wünschenswerth erscheinen ließen. Er ging deshalb im November 1806 nach Berlin, folgte dem Kaiser nach Posen und Warschau, kehrte dann nach Berlin zurück, begrüßte Napoleon nach dem Friedensschlusse wiederum in Dresden und folgte ihm im August 1807 nach Paris, von wo er erst am Schlusse des J. 1808 endlich zu dauernder Ruhe nach Bremen zurückkehrte. Aus den zahlreichen Verhandlungen, welche G. auf diesen langjährigen Sendungen für die Sicherung der Unabhängigkeit und Neutralität seiner Vaterstadt, für die Befreiung derselben von fremdherrlichen Besatzungen, für die Erhaltung des Seehandels, wegen erzwungener Anleihen u. s. f. zu führen hatte, oft genug für die Hansestädte gemeinsam, können hier nur zwei Angelegenheiten hervorgehoben werden, welche den vorzugsweisen Inhalt seiner Sendung nach Paris und London in den Jahren 1801—1804 ausmachten, die Erwerbung und Sicherung der inmitten der Stadt Bremen und nahe vor ihren Thoren gelegenen hannoverschen Besitzungen und die Befreiung des Handels und der Schifffahrt von dem drückenden oldenburgischen Weserzoll bei Elsfleth. Nicht ohne erhebliche pecuniäre Aufopferungen zu Gunsten Talleyrand's und anderer französischer Staatsmänner, aber nicht minder durch die rastlose Thätigkeit, mit welcher G. in der großen politischen Welt die Interessen seines kleinen Heimathstaates vertrat, durch ein strenges Festhalten des Gesichtspunktes, daß nur wer selbst begehrend auftrete, hoffen dürfe nicht begehrt zu werden, gelang es ihm inmitten des Schiffbruchs anderer Reichsgewalten nicht allein die Selbständigkeit des bremischen Gemeinwesens zu erhalten, sondern seinem Staate auch ein abgerundetes, nicht mehr

von fremden Elementen durchsetztes Territorium zu schaffen. Wenn gleich die Angelegenheit der hannoverschen Erwerbungen formell durch die Reichsdeputation zu Regensburg und die kaiserliche Ratification ihrer Beschlüsse geregelt wurde, so war doch die materielle Bedingung ihres Gelingens, die Unterstützung der bremischen Wünsche durch Frankreich, Rußland und Preußen, wenn nicht allein, so doch in erster Linie den Bemühungen Gröning's zu verdanken. Die Beseitigung des Elsflether Zolls, welche der Reichsdeputationshauptschluß nach einem Verlaufe von zehn Jahren eintreten lassen wollte, kam freilich durch die inzwischen geschehene Vernichtung und demnächstige Retablirung des Herzogthums Oldenburg in der gesetzten Frist nicht zur Ausführung, aber es entsprach völlig den Verhältnissen, daß die bremische Bürgerschaft, als es im J. 1819 den Bemühungen des Senator Smidt am Bundestage gelungen war die Aufhebung jenes Zolls vom 1. Mai 1820 ab zu erwirken, in ihrem Dankesvotum wegen dieses glücklichen Ereignisses in erster Linie der großen Verdienste gedachte, welche G. in früheren Jahren zur Anbahnung des günstigen Erfolges sich erworben hatte. Auch als G. im September 1804 von der langdauernden erfolgreichen Sendung nach Bremen zurückgekehrt war, hatten ihm Senat und Bürgerschaft in feierlicher Weise ihren Dank abgestattet und diesem einen in goldener Kapsel überreichten Beschluß hinzugefügt, laut welchem dem verdienten Manne aus den mit den neuen Gebietstheilen dem Staate zugefallenen Besitzungen ein erhebliches Landgeschenk angeboten wurde. G. lehnte dieses Geschenk freilich um so entschlossener ab, als ihm die mißliche finanzielle Lage seiner Vaterstadt aus eigenen bedeutenden Geldopfern, die er für sie übernommen hatte, nur zu wohl bekannt war. Die bremische Kaufmannschaft überreichte ihm als Zeichen ihres Dankes eine goldene Medaille, welche auf dem Avers den Kopf der Brema nebst Mercurstab und Steuerruder zeigt und auf dem Revers die einfache Inschrift trägt: Groeningio collegium seniorum et mercatores. Nach dem J. 1808 hat G. neue diplomatische Sendungen, trotz neuer Anforderungen seiner Collegen im Rathe, nicht mehr übernommen. Es hatte sich des früher so sanguinisch gestimmten Mannes unter den schmerzlichen Erfahrungen der letzten Jahre eine düstre Stimmung bemächtigt, welche in der bald erfolgenden Vernichtung des bremischen Staates eine nur zu trübe Rechtfertigung zu finden schien. Als dann das wiedererwachte Bremen G. im J. 1814 auf den Bürgermeisterstuhl erhob, konnte der Siebenzigjährige um so weniger daran denken seine ehemalige auswärtige Thätigkeit wieder aufzunehmen. Das glänzendere Talent und die glücklicheren Erfolge seines jüngeren Landsmannes Johann Smidt drängten die Erinnerung an das in ungleich schwierigeren Verhältnissen von G. Geleistete bald in den Hintergrund. G. trat im September 1821 in den wohlverdienten Ruhestand und starb im 80. Jahre seines Lebens am 1. August 1825.

Correspondenz Gröning's von seinen diplomatischen Reisen im Bremischen Staatsarchiv. Bürgerm. Dr. Georg Gröning, das Lebensbild eines ächten republikan. Patrioten. Von Dr. C. H. Gildemeister, Ms. in Folio 848 S. auf der Stadtbibliothek zu Bremen. Ein Auszug daraus gedruckt im Bremischen Jahrbuch Bd. V.

von Bippen.

Gröning: Martin (Groning, Gronyngh, Groningus, Groningen, Groninck) G., D. theol., Cantor am Dom zu Bremen, vorher oder zugleich neben seiner Pfründe Domlector, wird direct als Cantor nur 1520 bezeichnet, aber sein Vorgänger Johann Renow findet sich zuletzt 1514. Er war einer der bedeutendsten Reuchlinisten, ein glänzender Lateiner, † 1521. Von 1514 bis Mitte 1517 war er in Sachen Reuchlin's und dessen Augenspiegel's, den er vortrefflich ins Lateinische übersetzte, in Rom. Als Gegner von Jacob Hochstrat ist er in den Epistolae obscurorum virorum genannt, kam auf

der Rückreise von Rom im Juli 1517 nach Köln und sandte von dort am 1. August des nazarenischen Erzbischofs Georgius Benignus Defensio .... Joannis Reuchlin dem Kaiser zu. In eigenthümlicher Weise ist er mit dem Manuscriptenhandel nach Italien verknüpft. Renner erzählt in der ungedruckten Bremer Chronik ad a. 1521: G. habe ein Manuscript der verlorenen Bücher des Livius aus einem Norweger Kloster sich verschafft und diese dem Papste (Leo X., gest. am 1. Decbr. 1521) angeboten. Philippus Beroaldus habe ihm aufgetragen, sofort damit selbst nach Rom zu kommen, und ihm eine enorme Summe versprochen. Der Brief kam aber erst nach Gröning's Tode an, und da seien die kostbaren Schriften zerrissen gewesen. Die Familie G. blüht noch heute in Bremen.

Lappenberg, Bremer Geschichtsquellen S. 214. Krause, Archiv des Stader Vereins f. G. ꝛc. 2. S. 160. Ed. Böcking, Ulrichi Hutteni opp. suppl. Tom. II. S. 96 und S. 385 ff. Krause.

Gröning: Peter G., wurde 1561 zu Stargard in Pommern geboren. Sein Vater, gleichfalls Peter G. geheißen, war einer der Aeltesten der Stellmacherzunft, seine Mutter Gertrud geb. Bellin eines Schneiders Tochter. Der Knabe besuchte die Stadtschule, welche damals unter der Leitung des gelehrten Philostratus (Leveheer) stand, verließ dieselbe aber im 12. Jahre, weil ihm weder die alten Sprachen noch die harte Schulzucht zusagten und erwarb sich die für einen praktischen Beruf nöthigen Kenntnisse in einer gewöhnlichen Schreib- und Rechenschule. 14 Jahre alt ging er als Schreiber in den Dienst des Svant Tessen, Hofraths des Herzogs von Hinterpommern und Landvoigts zu Stolp und begleitete denselben auf seinen Reisen nach Preußen, Polen und Rußland. 1578 trat er in den Dienst des Schloßhauptmanns zu Bütow, Anton von Zitzewitz; von diesem empfohlen erhielt er 1580 eine Anstellung bei dem Herzoge von Vorpommern, Ernst Ludwig zu Wolgast. Von diesem ward er zuerst als Gehülfe im fürstlichen Rentamte theils zu Wolgast theils zu Pudagla auf Usedom verwendet, 1584 aber zum selbständigen Rentmeister des Amtes Jasenitz ernannt. Trotz dieser schnellen Beförderung ward G. bald des Hofdienstes müde, er kehrte 1588 als ein geschäftskundiger Mann in seine Vaterstadt Stargard zurück und vermählte sich daselbst mit Margarethe Friedrichs, der Wittwe Peter Naumburg's, welche ihm als Mitgift ein Haus zubrachte. Seine Rechtlichkeit und seine Umsicht, von der sein steigender Wohlstand Zeugniß ablegte, verschafften ihm bald das Vertrauen seiner Mitbürger in solchem Grade, daß er schon 1590 Rathsherr, 1598 Kämmerer und 1616 Bürgermeister ward. Wie treulich er nun auch in diesen Aemtern für das Wohl seiner Vaterstadt gesorgt, die Einkünfte derselben durch Sparsamkeit gemehrt, die Drangsale des ausbrechenden Krieges zu mildern sich bestrebt hat, sein Andenken wäre erloschen, hätte er nicht durch großartige Stiftungen sich ein bleibendes Gedächtniß gesichert. Sein Vermögen war durch eigene schwere Arbeit und Mühe, nicht durch Erbschaft gemehrt, schon zählte er zu seinen Schuldnern nicht blos viele Mitbürger, sondern auch Mitglieder der umwohnenden adlichen Geschlechter. Da nun seine Ehe kinderlos geblieben war, so bestimmte er, durch die Pest an den Tod gemahnt, im Einverständnisse mit seiner Frau in einem am 7. Juni 1625 eigenhändig abgefaßten Testamente einen Theil seines Vermögens (gegen 7000 Gulden) zu Stiftungen ad pios usus. Die größte Summe (4100 Gulden) war zu Stipendien für arme Studirende ausgesetzt. Zu Testamentsvollstreckern wurden der Stadtsyndicus und die Radmacherzunft bestimmt. Die Pest verschonte die Ehegatten, aber Ende 1628 starb Frau G. und ließ ihren Mann kränkelnd inmitten der Greuel zurück, welche seit Jahresfrist die kaiserliche Besatzung unter dem Obersten Piccolomini in der protestantischen Stadt ungestraft verübte. Viel hatte der wohlhabende Bürger-

meister zu leiden, selbst auf dem Krankenbette fand er keine Ruhe vor der habgierigen Soldateska. Als von ihr Stargard 1630 durch die Schweden befreit war, verheirathete sich G. zum zweitenmale mit Barbara Maria von Suckow. Dem Tode nahe machte er am 28. Januar 1631 ein zweites Testament, in welchem er außer zahlreichen Legaten 20000 Gulden zur Stiftung eines Collegiums unter der Bedingung aussetzte, daß dasselbe 3 Jahre nach Publication des Testamentes seine Wirksamkeit beginne. „Als ich auch befunden“ — so heißt es darin wörtlich — „daß allhier für gute arme studirende Knaben und Gesellen ein nützliches Werk könnte gestiftet werden, zumahlen sich oft begiebet, daß manches stattliches Ingenium, wegen Mangel der Unkosten, die Studia zeitiger verlassen und deswegen an gelahrten und geschickten Leuten in allen dreyen Ständen endlich wol Mangel vorfallen könnte; als habe ich zu An- und Aufrichtung eines so christ- und löblichen Collegii den wahren Armen zum Besten, Zwantzig Tausend Gülden hiemit und in Krafft dieses vermachen wollen.“ Zu Testamentsvollstreckern wurden der Bürgermeister, zwei Notare und die Aeltesten der Schneiderzunft ernannt. Bald darauf, am 12. Febr. 1631, starb G. und ward am 23. in der von ihm erbauten Capelle in der Marienkirche neben seiner ersten Gattin bestattet. Herzog Bogislaw XIV. bestätigte am 5. Mai die Stiftung und gewährte das zum Bau nöthige Holz. Die Testamentsvollstrecker beschleunigten die Einrichtung und 1633 ward das Collegium eröffnet; erster Rector war Rhenius. Das Collegium bestand bis zum J. 1812, wo es durch den damaligen Rector und Schulrath Falbe zu einem Gymnasium umgestaltet ward. Dasselbe feiert, wie einst das Collegium, an dem Todestage Gröning's, dessen Name auch in der heutigen Benennung der Anstalt als eines königlichen und Gröningschen Gymnasiums fortlebt, das Andenken seines hochherzigen Stifters.

Die beiden im Originale erhaltenen Testamente, abgedruckt u. A. in Falbe, Geschichte des Gymnasiums zu Stargard, 1832. Daniel Ruelius, Phoenix Stargardiensis h. e. Gruningii anniversaria parentatio, Stettin 1632. Werner, Hundertjähriges Ehrengedächtniß Peter Gröning's, 1731. Teske, Chronik von Stargard, S. 118 ff. Blasendorff.

Gronovius: Johann Friedrich G., einer der ersten Philologen des 17. Jahrhunderts, geb. am 8. Septbr. 1611 zu Hamburg, gest. am 28. Decbr. 1671 zu Leyden. Von angesehenen Eltern stammend (sein Vater David war Rath des Erzbischofs von Bremen, Johann Friedrich, später Syndicus in Bremen), erhielt er eine gute Erziehung, und begab sich 1631 nach Altorf, um sich in der Jurisprudenz, deren Studium er schon in Bremen begonnen hatte, weiter auszubilden, betrieb aber auch eifrig allgemeine und humanistische Studien. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er 1633 nach Bremen zurück, das Jahr darauf besuchte er Gröningen, um den berühmten Juristen Ant. Matthaeus zu hören. Von dort zurückgekehrt, machte er eine Reise nach verschiedenen Gegenden von Deutschland, und hatte bei einem Besuche seiner Vaterstadt Hamburg das Glück, den großen Hugo Grotius kennen zu lernen, der ihn in seinen Studien bestens förderte und fortan mit ihm in freundschaftlichem Verkehr blieb. Diese Bekanntschaft war wol von bestimmendem Einfluß, daß G. vor den Kriegsbedrängnissen ein Asyl in Holland suchte, das zu seinem zweiten Vaterland werden sollte. In den bedeutendsten holländischen Städten nahm er längeren oder kürzeren Aufenthalt, theils mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, theils als Privatlehrer thätig, und trat mit den großen Gelehrten der Zeit in persönliche Verbindung, bei denen er sich durch sein reiches Wissen bald ein hohes Ansehen erwarb. Durch die Empfehlung seiner neuen Freunde wäre es ihm ein

Leichtes gewesen, sich bald eine öffentliche Stellung zu verschaffen, hätte es ihn nicht gedrängt erst die Welt kennen zu lernen und auf ausländischen Bibliotheken neue Materialien zu gelehrten Arbeiten zu sammeln. So unternahm er von Holland aus längere Reisen nach England, nach Frankreich, wo er 1640 zu Angers den Doctorgrad in der Jurisprudenz erwarb, sodann nach Italien, wo er sich lange aufhielt, obwol ihm die Benutzung mancher Bibliothek sehr erschwert wurde. In Rom machte er nebst andern Arbeiten eine Abschrift von dem damals noch unedirten Geschichtswerk „Alexias“ der Anna Comnena, welche Arbeit des fleißigen Mannes erst in diesem Jahrhundert der Wissenschaft zu gute gekommen ist; s. die Ausgabe von Schopen, Vol. I. p. IX ff. Von Italien aus kehrte er 1642 durch Süddeutschland, die Schweiz und Frankreich nach Holland zurück, von wo aus er einen Ruf nach Deventer als Professor der Geschichte und Eloquenz auf der Reise erhalten hatte. In Deventer wirkte er im bescheidenen Kreise, aber hochgeachtet bis zum Jahre 1658, in welchem ihm die Ehre zu Theil ward an die berühmte Hochschule zu Leyden als Nachfolger Boxhorn's berufen zu werden. In Leyden verwaltete er wiederholt das Rectorat und wurde 1665 auch zum Bibliothekar ernannt. Er war zweimal verheiratet, hatte aber das Unglück, beide Frauen durch die Pest zu verlieren, die erste 1656 zu Deventer, die zweite 1669 zu Leyden. Sein Privatcharakter wird allgemein als liebenswürdig geschildert, wie auch seine mit sauberer und zierlicher Hand geschriebenen Briefe eine anima candida verrathen. Auch war er im Gegensatz zur allgemeinen Streitsucht der damaligen Gelehrten, von der auch sein minder begabter Sohn Jacob angesteckt ist, ein Feind aller gelehrten Händel, wenn er auch zweimal bittere und unverdiente Angriffe mit Entschiedenheit abgewehrt hat. — Was seine wissenschaftlichen Leistungen betrifft, so haben sich wenige Gelehrte gleich große Verdienste um die römische Litteratur erworben. Gronov's Hauptwerke sind die an scharfsinnigen Erörterungen und glänzenden Verbesserungen reichen Observationes, die noch im 18. und 19. Jahrhundert durch Fr. Platner (1755) und Frotscher (1831) wieder gedruckt worden sind, sodann die für seine Zeit epochemachenden Forschungen über das antike Münzwesen und seine Ausgabe des Livius, über welche hervorragende Leistung ein ebenbürtiger Meister, Madvig, in seinen Emendationes Livianae p. 34 das Urtheil gefällt hat: Livium post Rhenanum . . stataria opera ac perpetua recensendum sibi sumpsit saeculo XVII. Io. Fred. Gronovius, vir ingenio, iudicio, eruditionis in latinis litteris copia praestans, arte nondum aut quod ad rem grammaticam attinet aut in critica factitanda plane perpolitus, plurimisque egregie e codicibus et coniectura emendatis, eam constituit Livii orationis formam, quae ad nostram aetatem fere servata est. Gronov's Stellung in der Geschichte der Philologie bezeichnet Bernhardy (Röm. Litt.-Gesch. S. 129 der 3. Ausg.) treffend mit folgender Schilderung: „J. Fr. G. darf für den wahren Stifter der holländischen Latinisten-Schule gelten. Anerkannt der tiefste Kenner der Latinität, die er in ihrer weitesten Ausdehnung überblickt . . ., hat er als Lehrer und Herausgeber ein tüchtiges Studium der Grammatik und Kritik begründet, diese beiden auch auf antiquarische Forschungen (de pecunia veterum) methodisch angewandt. Vorzugsweise gelang ihm die Berichtigung und Interpretation der Prosa, während die Dichter seiner verstandesmäßigen Combination ferner lagen; die Texte weiß er besser durch Kenntniß des Sprachgebrauchs als mittelst einer zusammenhängenden Recension zu fördern; dagegen ist er überall dem schon damals wuchernden Unfug in seichtem Notengeschwätz (notae politicae) und in fabrikartigen Sammlungen entgegengetreten.“ — Ein Verzeichniß seiner Schriften lieferte G. selbst in einem 1670 an den Italiener Angelicus Aprosius geschriebenen Briefe mit folgenden (abgekürzten) Titeln: 1) „Diatribe in P. Papinii Statii Silvas“,

Hagae Com. 1637. 2) „Observationum libri III", Lugd. Bat. 1639, iterum et locupletiores editi a. 1666. 3) „Elenchus Antidiatribes Mercurii Frondatoris, sive Emerici Crucis" (sive E. Cr. erläuternder Zusatz von G.). Mit Nr. 1 neu herausgegeben von F. Hand 1812. 4) „Commentarius de sestertiis, Daventriae 1643, qui deinde crevit in libros IV de sestertiis sive subsecivorum pecuniae veteris Graecae et Romanae a. 1656" (am vollständigsten die Ausgabe von Jacob G. 1691. 4°). 5) „Livii historiarum libri cum annotationibus" Lugd. 1643, 4 tom. 12°., ibid. tribus tom. sine notis. Rursus cum ipsius et variorum notis, 1665. 3 tom. 8°. 6) „L. et M. Annaeorum Senecarum opera", 4 tom. Lugd. 1649; eadem Amstelod. notis auctis 1658; 7) „A Gellii Noctes atticae emendatae", Amstel. 1650, sine notis, quae cum maxime parantur (der bis zu lib. IX cap. 15 fortgeführte Commentar erschien in der Ausgabe seines Sohnes Jacob 1706. 4°). 8) „Observationum liber novus sive IV", 1652. 9) „Observatorum in scriptoribus ecclesiasticis monobiblos", Daventriae 1653 (das seltene vortreffliche Werk neu gedruckt in Frotscher's Ausgabe der Observationes). 10) „P. Papinii Statii opera recensita", Amst. 1653; 11) „Senecae tragoediae cum notis variorum", Lugd. 1661 (ed. II. 1682). 12) „Animadversiones in Martialis loca, sparsae per notas variorum", ed. Lugd. 1661. 13) „De centesimis usuris et foenore unciario antexegesis adversus Martinum Schoquium" (im Drucke heißt es: adversus Theologistorico-philosophologum), Lugd. 1661. 14) De iisdem antexegesis posterior, ibid. 1664. 15) „Plauti comoediae recensitae cum plurium locorum correctionibus et explicationibus inter notas variorum", Lugd. a. 1664 et 1669 apud Franc. Hackium. 16) „Ad M. Fabii Quintiliani utriusque et Calpurnii Flacci declamationes notae", Lugd. 1665. 17) „Sallustii opera, notis additis in notas variorum", Lugd. 1665. 18) „Ad Hesychii Lexicon notae permixtae notis variorum", Lugd. 1668. 19) „Liber singularis emendationum in Plinii Secundi nat. hist.", 1669. 20) „Notae ad Plinii minoris epistolas immixtae variorum notis", Lugd. 1669. 21) „Poemata varia per occasiones emissa, nondum tamen junctim in unum volumen conjecta". 22) „Orationes" (sex a. 1648—1669). Sudant hoc ipso tempore sub praelis notae ad Tacitum (erschienen in der Ausgabe 1673) et ad Suetonium (in der Ausgabe von Graevius, Utrecht 1672). — Aus seinem reichen Nachlaß wurden Lectiones oder Dictata zu verschiedenen Schriftstellern, wie zu Phaedrus, Plautus, Terentius, Cicero's Briefen ꝛc. noch bis in die neueste Zeit herausgegeben.

Kurze Autobiographie in Daventria illustrata, Lugd. 1651 p. 712. Leben von Wilkens, Hamb. 1723 und von Westerhof vor den Lectiones Plautinae p. IX—XXX, Amstel. 1740. Graevius in der Vorrede zu Suetonius S. 177. Eckstein in der Haller Encyklopädie.

Gronovius: Lorenz G., Hauptmann im Dienste der Stadt Hamburg, geb. um 1612. Er war ein jüngerer Bruder des berühmten Philologen Johann Friedrich G. und wie dieser, zu Hamburg geboren und erzogen im Hause seines Großvaters, des Domdechanten Lorenz Langermann, welcher beiden Enkeln die gleiche gelehrte Bildung angedeihen ließ. Lorenz G. wählte jedoch den Kriegerstand zu seinem Lebensberuf, und trat, nachdem er sich in fremdherrlichen Diensten versucht, im J. 1643 als Lieutenant in die Garnison seiner Vaterstadt, worauf er 1650 Hauptmann wurde. Aus den Militäracten Hamburgs geht seine soldatische Tüchtigkeit und nicht minder eine gewisse diplomatische Brauchbarkeit hervor, da man dem Hauptmann Lorenz Gronau (wie sein ehrlicher deutscher Name lautete) nicht nur wichtige Commando's in exponirten Gebietstheilen, sondern auch schwierige Unterhandlungen mit fremden Heerführern übertrug, die etwa Hamburgs Neutralität zu respektiren wenig Neigung zeigten. Aus manchem Briefwechsel unter den gleichzeitigen Gelehrten von Profession

geht hervor, daß Laurentius G. ihr wissenschaftlicher Partner war, dessen philologische oder archäologische Mittheilungen sie zu schätzen wußten, — folglich, daß er nicht nur ein tüchtiger, sondern auch ein grundgelehrter Kriegsmann war, der auch im Feldlager wie im Festungsdienste den Studien oblag und seine classische Jugendbildung stetig zu perfectioniren trachtete. Die dem Unterzeichneten vor Augen liegenden fünf Briefe dieses raren Offiziers aus den Jahren 1675 bis 1679 an seines Bruders Johann Friedrich ältesten Sohn, den Doctor und Professor Jacob Gronovius zu Leyden, bezeugen das Gesagte, wie nicht minder des alten Soldaten jung gebliebene Liebe zur Wissenschaft. Sie sind in lateinischer Sprache mit griechischen Einschaltungen sehr schön geschrieben, handeln von alten Autoren und deren neuen Editionen, und sind durchweg streng gelehrten Inhalts. — Hamburgische handschriftliche Chroniken nennen ihn daher mit Recht „den gelehrten Capitän", und rühmen von ihm, daß er lateinisch wie deutsch geschrieben und gesprochen, auch englisch, französisch und holländisch fast ebenso gut, ja, daß er sogar die alten griechischen Classiker auf der Wachtstube gelesen und sich daraus Notizen gemacht habe. — Dieser in seiner Art einzige Hamburgische Hauptmann starb am 6. Novbr. 1680. Beneke.

Gronsfeld: Johann Freiherr von G. Im holländischen Limburg auf dem rechten Maasufer zwischen Visé und Maestricht in sehr fruchtbarer Gegend lag die Herrschaft der 1797 im Mannsstamme ausgestorbenen Freiherren, nachherigen Reichsgrafen von Gronsfeld mit dem heute noch ansehnlichen Dorfe gleichen Namens. Die Freiherren gehörten zu den ansehnlichsten Geschlechtern im Limburgischen, wo sie Burggrafen und Droste der einzelnen Landschaften waren; auch in den Landfriedensbündnissen, welche im 14. Jahrhundert die Herzoge von Brabant, Jülich, der Erzbischof von Köln, die Städte Köln und Aachen schlossen, spielten sie eine hervorragende Rolle, in letzterer Stadt zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert. Sie ließen Gold- und Silbermünzen prägen. Heinrichs von Gronsfeld und Burggrafen von Limburg Sohn Johann von G. und Drost des Amtes Herzogenrath lebte in den sechziger Jahren des 14. Jahrhunderts in Fehde mit der Stadt Köln. Beide Theile einigten sich im Jahre 1365 ihre Angelegenheiten den Geschworenen des Landfriedensbündnisses zwischen Rhein und Maas zu überlassen, welches der Herzog Wenzel von Brabant, der Herzog Wilhelm von Jülich, der Erzbischof Engelbert von Köln und die Städte Köln und Aachen geschlossen hatten. Kaum war diese Fehde beendigt, so finden wir Johann in einer neuen mit Bruch von Husen und Johann von Pattern. Adam von Husen und einer seiner Genossen wurden erschlagen. Als nun die von Husen beim Landfriedensgericht klagten, suchte Johann sich mit seinen Gegnern zu verständigen. Man kam überein, Schiedsrichter zu wählen und bei dem Spruche dieser und der Geschworenen des Landfriedensbundes sich zu beruhigen. Kaum war der Streit durch diese beigelegt, so finden wir 1369 Johann wieder in eine neue Fehde verwickelt, die ebenfalls durch die Geschworenen des Landfriedensbundes geschlichtet wurde. In Bezug auf den Streit vom Jahre 1365 mit Köln bezeugt dieses 1370 mit einem besiegelten Brief, daß es in der Fehde mit G. bei dem Ausspruche des Landfriedensgerichtes verbleibe. Johann war in Mannlehn oder im Sold von Aachen und bezog von diesem jährlich 100 Mark. In diesen fehde- und raubsüchtigen Tagen suchte Aachen seine Kaufleute und Bürger, welche von dem mit ihm in Fehde lebenden Adel auf den Landstraßen beraubt und des erhofften Lösegeldes wegen gefangen genommen wurden, durch solche Mannlehen vor Raub und Gewaltthat zu schützen. Dieser Schutz war um so größer, je mächtiger der in Mannlehen genommene Adeliche war, weil er die schwächeren Räuber schon durch seinen Namen von Gewaltthat gegen Aachen abhielt. So fragt ein Ritter Matthias von dem Berg bei G. an, ob dieser ihm

hinderlich sein werde, die Stadt Aachen anzutasten. G. war, wie die meisten seiner damaligen Standesgenossen, nur auf Gewalt angethan. Der Kunigunde von Aldenrade, einer Verwandten seiner Gemahlin, und ihrem Gatten, dem Ritter Kolpütz machte er das mütterliche Erbe der erstern streitig. Als das Schöffengericht zu Ichendorf der Kunigunde den Besitz zusprach, verwüstete oder verbrannte er dasjenige, was er auf rechtlichem Wege nicht erlangen konnte. Auf dem Gute Ichendorf tödtete er einen Knecht. Vom dortigen Pfarrer verlangte er, derselbe sollte von der Kanzel herab bekannt machen, daß demjenigen, der das Gut in Pacht nehme, Hände und Füße abgehauen werden sollten! Aus einer Klagschrift des Ritters Andreas Kolpütz ersehen wir, daß G. ihm in der Nacht einen Hof in Brand gesteckt hatte. Uebrigens hatten auch Andreas und Kunigunde, seine Gattin, dem Johann einen Hof im Kreise Berchheim nächtlicher Weile anzünden lassen. In seiner Vertheidigungsschrift gegenüber den Geschworenen des Landfriedensvereins sagt Johann, Andreas Kolpütz und Andere seien feindselig in das ihm vom Herzoge von Brabant anvertraute Amt Herzogenrath eingedrungen, hätten die Leute gefangen, beraubt und geschlagen, wodurch sie dem Herzoge großen Schaden zugefügt. Der Vogt von Köln, Gumbricht, sei mit im Felde gegen ihn gewesen. Er erklärte ferner, Andreas von Kolpütz gestatte Leuten einen Aufenthalt, welche die Landstraßen unsicher machten; deshalb habe er deren Aufenthaltshof (Schlupfwinkel) verbrannt. Als im Jahre 1375 die Verbündeten den Landfriedensbund erneuerten, machte der Herzog von Brabant G., den Drosten von Herzogenrath mit dem Droste von Valkenburg Reinard von Berne zu Commissarien, welche die Landstraßen beaufsichtigen, die Plünderer und Räuber auf denselben verfolgen und in Haft nehmen sollten. Ein ehrenvoller Auftrag nach einem Vorleben voller Fehde und Gewaltthat! Im J. 1385 beauftragte ihn die Herzogin Johanna von Brabant, die Leute der Bank oder des Gerichts Walhorn (im heutigen Kreise Eupen) über die Grenzpfähle zwischen dem Herzogthum Limburg und dem „Reich von Achen“ zu vernehmen.

Das über G. Erzählte wiederholt sich in der Regel im Leben seiner adelichen Zeitgenossen. Sein älterer Bruder Heinrich, der um 1380 nicht mehr lebte, hatte mehrere Söhne, u. A. den Johann, welchen Herzog Wenzel von Brabant zum Befehlshaber der Herrschaften Gangelt, Millen und Waldfeucht machte, was ihnen unter dem Adel des Landes Eifersucht, Feindschaft und wahrscheinlich den Tod brachte, den er am 25. August 1385 durch die Ritter von Bongard und von Schönforst durch Meuchelmord erlitt. Sein gewaltsamer Tod möge als Ergänzung der Charakteristik seiner Zeit dienen. Zwischen G. und Eustach von Bongard bestand seit dem Jahre 1372 bittere Feindschaft, deren Veranlassung nicht genau bekannt ist, wahrscheinlich aber Eifersucht auf die Gunst war, in welcher G. bei der Herzogin Johanna von Brabant stand. Es wurden zwischen den Rittern beleidigende Briefe gewechselt, in der ausgebrochenen Fehde Raub, Brand und Mord verübt. Durch Theilnahme der beiderseitigen Verwandten und Freunde wurde ein Theil Limburgs und der benachbarten Gebiete in Mitleidenschaft gezogen. Der Katastrophe vom 25. August ging niederträchtiger Verrath vorher. Die Einzelnheiten der Ausführung des Attentats erzählt Konrad von Gronsfeld, Herr zu Elsloo an der Maas, in einem Briefe an Heinrich von Gronsfeld, Bruder des Ermordeten, folgendermaßen: „Eustache von Bongard und der Herr Reinard von Schönforst schlugen mir vor, meinem Verwandten, dem Herrn Joh. von G. zu schreiben, nach Aachen zu kommen .... An dem bestimmten Tage empfingen wir, Eustach von Bongard, Slabbart von Kinsweiler und ich Konrad und Johann von Hengebach von dem Herrn von Schönforst die Protestation, welche Eustache in unserer Gegenwart dem Herrn v. G. mittheilen wollte. Wir kamen mit diesem überein, daß er mit dem Herrn

von Schönforst in einem diesem gehörenden Hause auf dem Klosterplatz in Aachen zusammenkommen sollte, um sich zu versöhnen. Später kam der Herr von Schönforst in das Haus, wo Slabbart von Kinsweiler und ich wohnten und schliefen, und lud uns ein, aufzustehen und den Herrn von G. zu bitten zu kommen, um sich zu versöhnen, wie man übereingekommen war. Wir folgten dieser Einladung und gingen den Herrn von G. wecken, der mit uns sich nach dem bezüglichen Haus begab. Als wir dort angekommen waren, grüßte der Herr von Schönforst, indem er sein Käppchen abnahm, den Herrn von G., der seinen Gruß erwiderte und sagte: „Gott verzeih' mir, Herr von Schönforst, aber ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr so grau werdet, wie ich es schon bin“, und sie gingen Arm in Arm in ein Zimmer, wo der Herr von Schönforst sich in Betreff der Kinder von Vaeske und von Gericke Valkenar rechtfertigte. Während sie dort im Einverständnisse waren, kam der Herr Eustache von Bongard und nach ihm Engelbert von Schönforst mit zwei Knechten. Der Herr von Schönforst fragte sie: „Warum kommt Ihr? Eustache antwortete: „Ich glaubte, daß Ihr uns riefst.“ Aber Engelbert sagte: „Ich habe lange genug gewartet“, und zog das Schwert. Indem ich dieses sah, warf ich mich auf Engelbert und hielt ihn in meinen Armen und rief: „Pfui, Mörder, was willst Du thun?“ Gleichzeitig wandte ich mich zu dem Herrn von Schönforst: „Abscheulicher Verräther, wirst Du dulden, daß dieser Mann, welcher sich Deinem Worte anvertraut hat, gemeuchelt werde; denn allein auf Dein Wort habe ich ihn hierher geführt.“ Alsdann näherte sich Eustache von Bongard, gefolgt von den beiden Knechten, legte Hand an meinen Verwandten G. und tödtete ihn. Ich hielt noch den Engelbert fest, als Godard von Schönau mit gehobenem Messer auf mich zukam und mich aufforderte, mich gefangen zu geben, sonst würde er mich tödten. Alsdann rief Arnold, der Empfänger von Schönforst, mir zu: „Herr von Elsloo, ihr werdet nicht von hier weggehen“; und Gerard von der Dick eilt in das Gemach, aber ich sah nicht, was er dort that. Und als sie weggingen, kam noch Herr Godard von Bongard und sein Sohn Godard, und der Vater ging in das Gemach und ging weg. Aber sein Sohn trat in dasselbe. Was er dort that, weiß ich nicht.“ — Das ist die Erzählung Konrads, welcher seinen Brief schließt, indem er förmlich seine beiden Brüder, Reinalt und Engelbert, Eustache von Bongard und Godard von Schönau des Mordes an Johann beschuldigt ..... Dieser Mord entzündete zwischen den Gronsfeld einerseits und den Bongard andererseits eine heftige Fehde, an welcher fast alle Adelichen der Umgegend und viele Bewohner der Städte Mastricht und Aachen theilnahmen. Man muß annehmen, daß ein Gefühl eines gesunden Rechtssinnes dieselben allgemein auf die Seite des Schlachtopfers führte. Die Herzogin Johanna von Brabant war ebenfalls erzürnt über das ehrlose Attentat gegen ihren Kastellan .... Die Fehde verödete die Gegenden Limburgs auf dem rechten Ufer der Maas bis zum Jahre 1389. Mit diesem Jahre gelang es den Bemühungen des Erzbischofs von Köln, Friedrich von Sarwerden, einen Vergleich zwischen den beiden Familien zu Stande zu bringen. Nach Brauch und Sitte der Zeit verurtheilte er die Herren von Schönforst und die von Bongard zur Errichtung von Sühnecapellen.

Man vgl. Christ. Quix, Das Schloß Rymburg, S. 14 ff. — Strange, Genealogie der Herren von Bongard. — Les Schoonvorst d'après des documents inédits par G. D. Franquinet archiviste provincial du Limbourg, Ruremonde 1874.

Haagen.

Gronsfeld: Jobst Graf v. G., kurbaierischer Feldmarschall im 30jährigen Kriege, der hervorragendste Mann seines Hauses, hat sich als Heerführer, wenn auch hier nicht vom Glück begünstigt, und in diplomatischer Verwendung bemerkenswerthe Verdienste um den Kurfürsten Maximilian und dann um den

Kaiser erworben und sich auch in wissenschaftlicher Beziehung einen Namen gemacht. Vom Beginn des 30jährigen Krieges im Dienste Baierns und der Liga, rückte er 1625 mit Tilly's Heer nach Niedersachsen und ward bei dieser Gelegenheit auf den Kreistag zu Braunschweig geschickt, um die Entwaffnung der niedersächsischen Kreisvölker zu betreiben; nachdem er noch dem Kriege in seinem weiteren Verlaufe beigewohnt, fand er auch bei den Friedensverhandlungen Verwendung und erscheint dann, damals Oberst, als einer der Mitunterzeichner des Lübecker Friedens. Als der Krieg von neuem losgebrochen, rückte G. 1631 unter Tilly's Oberbefehl abermals ins Feld, nahm Theil an der Belagerung von Magdeburg und hierauf an der unglücklichen Schlacht von Leipzig. Hierauf beordert, die Weserlinie gegen Georg von Lüneburg zu halten, errang er im Verein mit Pappenheim anfangs zwar einige Vortheile; doch als letzterer mit seinen Truppen zur Unterstützung Wallensteins bei Lützen abgezogen, mußte G. den Weserübergang bei Rinteln nach einem nachtheiligen Gefechte an des Herzogs von Lüneburg Heerhausen überlassen. Im J. 1633 durch die Vereinigung mit dem kaiserlichen General Merode über 13000 Mann stark ergriff er die Offensive und beabsichtigte zunächst das belagerte Hameln zu entsetzen, wurde jedoch in diesem Versuche und zwar hauptsächlich durch Merode's Verschulden von den Hessen und anderen Truppen unter Holzapfel im Juli bei Oldendorf geschlagen. Er zog sich nun südlich in Winterquartiere und unternahm im folgenden Jahre die Belagerung von Heidelberg, mußte dieses Unternehmen jedoch wegen heranrückenden französischen Entsatzes aufgeben. Im J. 1635 erscheint G. als Befehlshaber der Baiern im verbündeten Heere unter Gallas. Der unglückliche Ausgang dieses Feldzuges unter dem „Heerverderber" war möglicherweise Anlaß, daß G. seine Entlassung nahm, um in den nächsten Jahren, zumeist in Köln sich aufhaltend, sich mehr wissenschaftlicher Thätigkeit zu widmen. Im J. 1645 trat er jedoch neuerdings im baierischen Heere ein; zunächst erhielt er das Generalcommando in der Oberpfalz an Stelle des Generals von der Wahl und 1646 wurde er zum Statthalter von Ingolstadt ernannt. Die Allianzverhandlungen des Kurfürsten mit Frankreich gaben dem Feldmarschall abermals Gelegenheit, im diplomatischen Dienst verwendet zu werden, er wurde im Mai 1647 mit dem Geheimen Rath Krebs nach Paris geschickt, jedoch schon im August zurück berufen, da der Kurfürst sich inzwischen wieder auf kaiserliche Seite gewendet hatte. Nach Kündigung des Waffenstillstandes mit Schweden von Seite Baierns führte G., an Stelle des auf Ansuchen abgedankten Geleen, Oberbefehlshaber der Baiern, den größeren Theil des Heeres, 7000—8000 Mann mit 30 Geschützen, nach Böhmen. Zwischen Saatz und Kaden fand die Vereinigung mit dem 16000 Mann starken Heere unter dem inzwischen kaiserlich gewordenen General Holzapfel statt. Obwol von wegen des Gefechts bei Oldendorf eine gewisse Spannung zwischen beiden Führern bestand, so gingen die Sachen anfangs doch insoweit gut, als es dem vereinigten Heere gelang, die Schweden unter Wrangel aus Böhmen zu vertreiben. Holzapfel führte nun das kaiserlich-baiersche Heer nach Hessen, doch hier trat Uneinigkeit zwischen ihm und G. ein, infolge hievon trennte sich der letztere vom Heere und nahm mit seinen Truppen Winterquartiere in Franken. Im folgenden Jahre, als der Waffenstillstand zwischen Baiern und Frankreich ebenfalls abgelaufen, vereinigten sich Holzapfel und G. jedoch wieder, um gemeinsam das in Schwaben vordringende gegnerische Heer unter Wrangel und Turenne zu bekämpfen. Bei Zusmarshausen kam es zum Treffen, Holzapfel verlor Schlacht und Leben, und G. erhielt nun den Oberbefehl über das geschlagene Heer. In derselben Lage hinter dem Lech stehend wie Tilly 1632 gegenüber Gustav Adolf, fühlte G. mit seinem im Ganzen nur 14500 Mann starken Heere sich zu schwach, die Flußlinie zu

halten. Er gab den Lech auf und zog sich zurück. Wegen dieses Verhaltens wurde er vom Kurfürsten seines Commandos enthoben, auf dessen Befehl gefangen gesetzt und nach Ingolstadt verbracht. Wenn G. dennoch 1649 ohne weitere Strafe frei gegeben wurde, so hat er es wol der inzwischen eingetretenen Beendigung des Krieges und vielleicht auch der an maßgebender Stelle obwaltenden Einsicht zu danken, daß ihm mit der Vertheidigung der Lechlinie unter den gegebenen Verhältnissen eine Aufgabe gestellt worden, welcher sein Feldherrntalent eben nicht gewachsen war. Aus baierischem Dienst entlassen begab G. sich nun nach Wien, wurde in den nächsten Jahren noch zu verschiedenen Malen mit diplomatischen Aufträgen innerhalb des Reiches betraut, insbesondere um Streitigkeiten zwischen den einzelnen Reichsgliedern beizulegen, und starb am 16. Juli 1662. G. besaß wie wenige der damaligen Heerführer hohe wissenschaftliche Bildung: er ist Verfasser der trefflichen Bemerkungen zu Wassenberg's Teutschem Florus.

Gauhen, Hist. Heldenlexikon, Leipzig 1716. Ersch und Gruber, Allg. Encyclopädie, 92. Theil, Leipzig 1872. Heilmann, Kriegsgeschichte von Bayern u. s. f., München 1868. Landmann.

Groos: Dr. Friedrich G., Arzt, geb. zu Karlsruhe am 23. April 1768, hatte ursprünglich Jurisprudenz studirt und wandte sich erst von 1792 zunächst in Freiburg, dann in Pavia der Medicin zu. Seit 1805 bekleidete er verschiedene Gerichtsarztstellen in Baden, 1814 wurde er zum dirigirenden Arzte der Irrenanstalt Pforzheim berufen. Mit der Trennung des Siechenhauses von der Irrenanstalt und Verlegung der letzteren nach Heidelberg (1826) siedelte er dahin über, hielt gleichzeitig an der Universität Vorträge über Psychiatrie und betheiligte sich mit mehreren Arbeiten an der damals sehr lebhaften Diskussion über das Wesen und den Sitz der Seelenstörungen. Nach zehn Jahren in den Ruhestand versetzt, blieb er noch bis zu seinem am 15. Juni 1852 zu Eberbach am Neckar erfolgten Tode theilweise wissenschaftlich thätig. Seine früheren für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Psychiatrie werthvollen Schriften bestreben sich vor allem zwischen den beiden prononcirtesten Theorien der Seelenstörungen, der somatischen und der psychischen, beziehungsweise moralischen in der Weise zu vermitteln, daß er selbst das Wesen derselben als psychisch-somatisch zu begründen suchte.

Nekrolog von Willmer in Deutsche Zeitschrift für Staatsarzneikunde. N. Folge, 1. Heft. Bandorf.

Groote: Eberhard von G., Germanist. Er wurde am 19. März 1789 dem kaiserlichen Oberpostmeister Erhard Anton Hermann Melchior und der Maria Henrica Caroline Josephe Walburgis von Becker geboren und starb am 15. April 1864. Beim Anrücken der französischen Republikaner wandte, wie so mancher andere Kölner Patricier, auch der Postmeister von G. mit seiner Familie der Stadt Köln den Rücken und suchte Zuflucht in Arnsberg. Nachdem der junge G. seine Vorbereitungsstudien vollendet, bezog er die Universität Heidelberg. Neben den juristischen trieb er hier mit besonderem Eifer philosophische und historische Studien. Durch brieflichen Verkehr mit Professor Walraff, Sulpiz Boisserée, Professor Cassel u. A. blieb sein Interesse an allen Vorgängen in seiner Vaterstadt dauernd rege. Mit froher Begeisterung begrüßte er die patriotische Regung im deutschen Volke, welche die Ketten des französischen Tyrannen zu sprengen versprach. Als Volontäroffizier trat er in das dritte preußische Armeecorps und zog als Adjutant des Kronprinzen von Preußen mit der siegreichen Armee in die französische Hauptstadt ein. Hauptsächlich auf sein Betreiben entschloß sich Blücher dafür Sorge zu tragen, daß die Kunst- und wissenschaftlichen Schätze, welche die Franzosen aus Deutschland entführt hatten,

den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben würden. Auf Groote's Anregung setzte er unter dem Vorsitz des General=Intendanten Ribbentrop eine Commission nieder, welche die aus den königlich preußischen Staaten geraubten Schätze der Kunst und Litteratur besorgen sollte. In Folge dessen forderte der General=gouverneur Sack die Bewohner des Rheinlandes auf, dem Herrn von G. in dieser Angelegenheit hülfreiche Hand zu leisten. Am 10. Juli erhielt G. vom Feldmarschall Blücher die Vollmacht, „diejenigen Kunstschätze, welche sich in Paris und dessen Umgebungen befänden, früher aber in den königlich preußischen Staaten französischerseits geraubt und geplündert worden, sogleich in Beschlag zu nehmen und nach den Orten zurückzusenden, wo sie sich früher befunden hätten." Zugleich wurden alle und jede Militär= und Civilbehörde dienstlich ersucht und angewiesen, diesem Bevollmächtigten nicht allein bei der Ausführung seines Auftrages keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern denselben auch nach allen Kräften und selbst durch militärische Execution zu unterstützen. G. richtete sein Augenmerk vor allem auf das aus der Peterskirche in Köln geraubte Prachtgemälde von Rubens, die Kreuzigung Petri. Dieses Meisterwerk bildete eine Hauptzierde des kaiserlichen Museums. Nur mit steter Hinweisung auf die ihm zu Gebote stehenden Bajonnette war v. G. im Stande, im Museum seine Vollmacht auszuführen und das für Köln so bedeutungsvolle Bild für seine Vaterstadt zurückzuerhalten. „Der Rubens ist wieder in seiner Vaterstadt", schrieb er am 24. August; „was von unsern Kupferstichen und Handzeichnungen aufzutreiben war, einige 50 Bände nämlich, sind in meinen Händen, die, wenngleich nicht bedeutende Marmorsammlung steht sammt dem heiligen Vogt von Sinzig in meiner Stube. Die Aachener Säulen, einige 30 Stück, sind theils schon zurückgegeben, theils werden selbst die unter dem Thore im Louvre und die im Museum feststehenden wohl noch diese Woche es werden. Den berühmten Codex aureus hab ich gestern erst mit vieler List entdeckt und gleich genommen. Außerdem sind noch unzählige Kunstsachen, theils von mir allein, theils durch meine Beihülfe in die deutschen Lande zurückgekommen." Nach seiner Rückkehr von Paris wurde G. 1816 der kölner Regierung als Assessor zugewiesen. In diesem Jahre gab er das „Jahrbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst" heraus. Bei der Regierung blieb er 11 Jahre. Der königliche Dienst ließ dem strebsamen jungen Mann Zeit, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich mit germanistischen Studien zu beschäftigen. Eine Frucht dieser Studien war die 1821 erschienene Ausgabe des „Tristan" von Gottfried von Straßburg mit der Fortsetzung des Ulrich von Türheim. Um sich lediglich wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können, verließ er 1827 den Staatsdienst. Lange aber sollte er sich der stillen Ruhe nicht erfreuen. Schon 1831 wurde er zum Präsidenten der Armenverwaltung gewählt. Er versah dieses schwierige Amt bis zum J. 1851, wo er aus Gesundheitsrücksichten die Wiederwahl ablehnte. Das kölner Armenwesen verdankt Grote's umsichtiger und gewissenhafter Leitung Vieles. Die im J. 1835 veröffentlichte Schrift: „Das Waisenhaus zu Köln am Rhein" lieferte den Beweis, wie sehr G. die seiner Führung anvertrauten Armeninstitute in sein Herz geschlossen hatte. Auch als Gemeindeverordneter entwickelte G. eine für seine Vaterstadt höchst ersprießliche Thätigkeit. Der von Sulpiz Boisserée angeregte Gedanke den Kölner Dom zu restauriren, fand bei G. begeisterten Anklang; mit gleichem Feuer erwärmte er sich später für den Plan, das herrliche Gotteshaus gänzlich auszubauen. Er trat an die Spitze des Vereins, welcher die Beschaffung der Mittel zur Vollendung des Doms sich zur Aufgabe stellte. Durch Wort und That wurden die Manchem unüberwindlich scheinenden Hindernisse vermindert und allmählich beseitigt. Bei der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wil=

helm IV. gewannen die Dombaufreunde neuen Muth. Der Dombauverein, dessen vorbereitende Arbeiten von G. geleitet wurden, verdankt hauptsächlich der Initiative und Thätigkeit dieses genialen Kunstfreundes seine Entstehung. Das Fest der Grundsteinlegung am 2. Septbr. 1842 feierte er durch einen eigenen Hymnus. Als er 1855 wegen Schwerhörigkeit aus dem Vorstand des Dombauvereins ausschied, wurde er einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt. Im Interesse seiner litterarischen Thätigkeit unterhielt er einen lebhaften brieflichen Verkehr mit einer langen Reihe hervorragender Gelehrten. Von verschiedenen altdeutschen Schriftstellern veranstaltete er die ersten, zum Theil einzigen Ausgaben, welche den Beifall der berufensten Kenner fanden, der G. F. Benecke, J. Grimm, A. W. von Schlegel. Außer dem schon erwähnten Tristan erschien von ihm 1834 „Gotfried Hagen's Reimchronik der Stadt Köln", 1852 „Lieder Muskatblüts", 1855 „Wierstraat's Reimchronik der Stadt Neuß, 1860 „Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien ꝛc." Eine Ausgabe des Gedichtes Tandarias und Flordibel von dem Pleier hatte er vorbereitet, bis auf die Vorrede druckfertig hinterließ er „Zwei niederdeutsche Mystiker nach den Handschriften und mit Worterklärungen". — Daß diese Ausgaben nicht allen den Anforderungen entsprechen, die wir heute an die kritische Ausgabe eines altdeutschen Sprachdenkmals stellen müssen, thut der Werthschätzung nicht den geringsten Eintrag. Seine Liebe zu seiner Vaterstadt bekundete G. dadurch, daß er durch letztwillige Verfügung der städtischen Bibliothek neunzehn werthvolle altdeutsche Handschriften und eine kleine aber ausgewählte germanistische Büchersammlung vermachte.

Kölner Blätter 1864, Nr. 153. — Domblatt. — Reifferscheid, Erinnerung an E. v. Groote in Patt's Monatsschrift I, 1. und 2. Heft.

Ennen.

Groote: Gerhard G., richtiger vielleicht Gerrit de Groote, welcher, wie es im alten Memorienbuche eines Nonnenklosters zu Weesp heißt, „mit seinem heiligen Leben, lebendigen Exempel und feuerigen Predigten wie ein Apostel des Herrn, das ganze Christenthum von Utrecht erleuchtete und von vielen Irrthümern zurückbrachte", ward im October 1340 zu Deventer als Sohn angesehener Eltern, des Werner de Groote und der Helwich van der Basselen, geboren. Den ersten Unterricht erhielt er an der Capitelschule seiner Geburtsstadt und wie es scheint, später zu Aachen und Köln. 1355 bezog er die Pariser Universität und studirte dort während seines dreijährigen Aufenthaltes unter Nicolaus Orème, Johann de Ymenhusen, Jacob de Altavilla und Johann Buridanus Philosophie, Theologie, Canonisches Recht und Medicin, welche letztere damals mit Astrologie und Magie enge verbunden war. Rühmlichst erhielt er dort den Magistertitel und brachte das Lob großer Gelehrsamkeit nach Deventer mit heim. In den folgenden Jahren, etwa um 1360 verweilte er an der neugestifteten Prager Universität, wo seine große Disputirkunst seinen Ruhm nicht wenig erhöhte. Vielleicht war es der Ruf seiner Wohlredenheit, der den Magistrat von Deventer veranlaßte, ihm 1365 oder 1366 eine Mission an den päpstlichen Hof zu Avignon anzuvertrauen. Nach seiner Heimkehr finden wir ihn zu Köln, wo er unter großem Beifall seiner zahlreichen Zuhörer öffentliche Vorträge über Philosophie und Theologie hielt. Glänzenden Geistes bei großer körperlicher Schönheit, im Genuß zweier Canonicate an der St. Martinuskirche zu Utrecht und der Marienkirche zu Aachen, führte er damals ein sehr weltliches Leben, liebte die Vergnügungen und den Kleiderprunk und buhlte um die Gunst der Zeitgenossen. Es soll im J. 1374 geschehen sein, daß eine vollständige Sinnesänderung in ihm eintrat. Schon früher hatte es ihm an Ermahnungen zur Bekehrung nicht gefehlt, aber die Mittheilung

der Vision eines Eremiten zu Prag, welcher G. von feurigen Ketten gefesselt geschaut hatte, war so fruchtlos geblieben, wie die ernsthaften Ermahnungen zur Weltentsagung von Seiten eines Geistlichen, als G. einst zu Köln einem öffentlichen Schauspiel beiwohnte. Eine schwere Krankheit, welche ihn zu Deventer dem Tode nahe brachte, bewog ihn zwar, auf Aufforderung des Priesters, seine Zauberbücher zu verbrennen; aber, wieder genesen, blieb er auf dem alten Wege. Im J. 1374 aber, als er sich zu Utrecht aufhielt, begegnete ihm Heinrich Eger aus Kalkar, damals Prior des Karthäuserklosters Munnikhuyzen bei Arnhem, mit welchem er schon in Paris befreundet gewesen war; dieser bewirkte eine Umkehr seines ganzen Wesens. Auf seine reichen Pfründen verzichtete er freiwillig, kleidete sich fortan schlicht und ärmlich und richtete sein Haus in der Baginenstraße zu Deventer zur Aufnahme einiger frommer und hülfsbedürftiger Leute ein. Unter diesen lebte er selbst einige Jahre in großer Demuth fort, hielt sich aber dabei vom Verkehr auch mit Anderen, wo er ihnen durch seine Kenntnisse oder seinen Rath dienen konnte, nicht fern. Vielleicht schon in dieser Periode seines Lebens verweilte er dann und wann bei Johann Ruysbroeck im Kloster Grünenthal bei Brüssel, dessen Einfluß gewiß auch dabei im Spiel war, daß sich G. 1377 in das Karthäuserkloster Munnikhuyzen zurückzog, um sich völlig dem Klosterleben zu widmen, ohne sich doch den Gelübden zu unterwerfen. Nach zwei Jahren strenger Entsagung und harter Ascese, war es den Wünschen der Karthäuser ganz entsprechend, daß G. seine außerordentlichen Geistesgaben durch Wort und Predigt dem allgemeinen Besten widmen wollte und zu diesem Ende nach Deventer zurückkehrte. Durch eine Urkunde vom 23. Juli 1379 bestimmte er jetzt seine alte Wohnung für Jungfrauen, welche ohne geistliches Gewand und Klostergelübde ein gemeinschaftliches Leben führen, und, nur zur Keuschheit und zum Gehorsam verpflichtet, sich mit Handarbeiten ernähren sollten. Aus diesen kurzgefaßten Bestimmungen für das sogenannte „Meester-Geerts-huis“, der ersten Stiftung der Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens erkennt man den praktischen Geist Groote's; weder für sich noch für andere wollte er unfruchtbare Ascese und Contemplation, sondern ein wirksames religiöses Leben. Aber auch in weiterem Kreise wünschte er solche Zwecke zu fördern. Um in öffentlicher Predigt gegen die Verderbniß der Geistlichkeit wie der Laien in sittlicher wie religiöser Hinsicht auftreten zu können, erwarb er sich das Diaconat. Die Priesterweihe hat er nie erhalten. Er erhielt vom Bischof Floris von Wevelinckhoven eine besondere Vollmacht, welche ihm die Predigt in der Diöcese von Utrecht, ohne weitere Erlaubniß der Parochialgeistlichen gestattete. Um 1380 fing er seine Rundreise als Prediger an, und trat zu Zwolle, Kampen, Deventer, Utrecht, Zutphen, Amersfoort, Harlem, Leyden, Delft, Gouda, Amsterdam und in mehreren Städten und Dörfern auf. Bei seinen Predigten, welche öfters zwei oder drei Stunden dauerten und deren er manchmal zwei an einem Tage hielt, bediente er sich durchweg der Landessprache wenn er vor dem Volke auftrat, der lateinischen aber, wo er vor Geistlichen predigte, wie zu Utrecht in seinen Reden wider die Focaristen. Diese Predigten scheinen in freien, wenn auch meditirten Vorträgen bestanden zu haben. Mächtig hallte sein Wort in den Herzen des Volkes wider und erschütternd wirkten seine ernsten Drohungen mit den kommenden Höllenstrafen. Keine Sünde beim Clerus oder Volke schonte er; unerschrocken verdammte er den Müssiggang der Bettelmönche, das Concubinat der Geistlichen (focaristae) und den Privatbesitz der Klosterleute (proprietarii). Auch wider Ketzer, wie den Augustiner Bartholomäus von Dordrecht, welcher der Secte des freien Geistes angehörte, den Lollharden Matthäus, den Gerbrand von Kampen und Andere trat er kräftig auf, was ihm den

Namen des „Ketzerhammers" verschaffte. Der Beifall des Volkes war ein ungewöhnlicher. Oft hatten die Kirchen nicht Raum genug für die Zahl der Zuhörer. Doch nicht allen konnte eine solche Bußpredigt genehm sein; besonders erweckte sie vielfach den Zorn der so heftig gegeißelten Geistlichen. Manchmal führte er deswegen einen Notar mit sich, um diejenigen, welche seine Predigt etwa zu stören versuchten, beim kirchlichen Gerichte zu verklagen. — Kaum hatte er seine Arbeit als Wanderprediger drei Jahre lang fortgesetzt, als er durch die Verdächtigung seiner Gegner die Gunst seines Bischofs verlor, welcher nun ein Verbot gegen alles außerordentliche Predigen erließ. Unverkennbar war diese Maßregel ausschließlich wider G. gemünzt, indem fast alle anderen Prediger alsbald eine neue Erlaubniß erhielten, G. aber umsonst sich deswegen beim Bischof und Papst bemühte. Seine Gegner hatten gesiegt. Aber der Mann, dessen Wirkungskreis von nun an beschränkt war, wendete jetzt um so mehr seine besten Kräfte im stillen Kreise an, zum Ausbau seiner jungen Stiftung der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Schon seit länger nämlich hatte er mehrere Jünglinge der Capitelsschule um sich gesammelt, deren er sich zum Abschreiben wissenschaftlicher Schriften bediente. Diesen hatte sich der ehemalige Canoniker der St. Peterskirche zu Utrecht, Florens Radewynß, damals Vicar zu Deventer, angeschlossen, und da der von diesem 1381 oder 1382 ausgehende Vorschlag dieser Jünglinge sich der Zustimmung Groote's erfreuete, war auf solche Art die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens begründet worden. Seinem Rathe folgten die Brüder bei der weiteren Einrichtung ihres Gesammtlebens, es wurden die zur Arbeit, zu Gebet, Lectüre und Ruhe bestimmten Stunden festgestellt und die Brüder ordneten sich, wenn auch ohne bestimmte Gelübde des Gehorsams dem Florens Radewynß unter. Ihnen, die den Bettelmönchen von Anfang an verhaßt waren, blieb G. ein treuer Freund und Förderer, da er von dem heilsamen Einflusse solcher Brüderschaft zur Entwicklung des religiösen Lebens im Volke tief überzeugt war. Daher wendete er fortan all seine Thätigkeit dem Ausbau dieser Stiftung zu. Selbst an der freien Predigt gehindert, hoffte er durch die Brüder seinen Gedanken von Gottesverehrung Eingang und Verbreitung zu sichern. Da er aber für eine solche freie Vereinigung die Feindschaft der Bettelmönche fürchtete, faßte er den Plan, ein Kloster einzurichten, in welchem Einige von ihnen sich der leichten Regel der regulirten Canoniker unterwerfen und danach für die übrigen eine sichere Zufluchtsstätte bilden sollten. Der Tod gestattete ihm indessen die Ausführung dieses Planes nicht mehr. Doch fragt es sich, ob nicht der Befehl zur Klosterstiftung ausdrücklich noch von ihm in seiner Todesstunde gegeben sei. Thomas a Kempis zwar im Chronicon montis s. Agnetis weiß nichts davon. Johann Busch dagegen im Chronicon Windesemense gibt eine ausführliche Erzählung von einem solchen Befehl, den der sterbende G. seinem Freunde Florens Radewynß im Namen Gottes ertheilt habe. Wie dem aber auch sei, so ist wol jedenfalls nicht zu verkennen, daß die spätere Erbauung des Klosters Windesheim dem ursprünglichen Plane Groote's entsprach. Ihn selbst entriß der Tod seinem Werke am 20. August 1384. Die Pest, welche damals zu Deventer wüthete, hatte ihn am Krankenbette seines Freundes Lambertus Stuurman ergriffen. Seine reiche Bibliothek vermachte er den Brüdern des Fraterhauses zu Deventer. Seine Bestattung in der Marienkirche erfolgte unter großer Trauer seiner zahlreichen Freunde. Und diese Ehrerbietung war eine wohlverdiente. G. war ein vortrefflicher und außerordentlicher Mann, dessen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit einen tiefen Eindruck bei seinen Zeitgenossen hinterließ. Doch nicht seine umfassende, im Vortrag oft freilich auch weitschweifige Gelehrsamkeit, noch seine tiefe aber auch von Ueberängstlichkeit nicht freie Religiosität genügt, um den

mächtigen Einfluß, den er ausübte, zu erklären; ebensowenig seine brennende Begeisterung für einen streng sittlichen Lebenswandel. Seine Bedeutung für Mit- und Nachwelt erklärt sich vielmehr daraus, daß ein allgemeiner Zug seiner Zeit in ihm zum schärfsten und vollkommensten Ausdruck kam, jener Zug, den man wohl als die moderne Devotion zu bezeichnen pflegt: ein mit freiwilliger an keine Klosterregeln gebundener Ascese gepaarter praktischer Mysticismus, wie er in ihm selbst unleugbar in imponirender Hoheit zur Erscheinung kommt. — Eine Gesammtausgabe seiner Schriften fehlt leider noch. Seine zahlreichen Briefe und anderen Werke sind meistens nur handschriftlich vorhanden und sehr zerstreut. Einige Briefe sind durch Nolte, de Ram und Acquoy veröffentlicht, andere durch Heribert Rosweyde in seiner Ausgabe des Chronicon Windesemense et montis s. Agnetis, Antw. 1621. Dort finden sich auch die „Conclusa et proposita Gerardi Magni“. Sein „Sermo contra focaristas“, wie auch einige Tractate sind von Clarisse abgedruckt im Archief voor kerkel. gesch. van Kist en Royaards Dl. I—III, VIII, und seine „Zedelyke toespraak“ von van Vloten im Nieuw Archief Dl. II; von demselben auch „Huwelykslessen van Geert Groote“ in seiner „Versameling van Nederl. prozastukken“. Weiter veröffentlichte Moll (Stud. en Bydr. Dl. II) de Groote's „Sermo in festo palmarum de paupertate“, und darf man von Dr. Nolte die Ausgabe der dritten uns bekannten Predigt Groote's „De septem verbis domini, pendentis in cruce“ erwarten.

Vgl. Moll, Kerkgesch. van Nederl. II 2. St. bl. 164 ff., besonders aber bei G. H. M. Delprat, Broederschap van Geert Groote, Arnh, 1856 und J. G. R. Acquoy, Het klooster te Windesheim en zijn invloed, Dl. I. bl. 13—58, Utrecht 1875. van Slee.

Gropius: Karl Wilhelm G., Decorationsmaler, geb. den 4. April 1793 in Braunschweig, gest. in Berlin den 20. Febr. 1870, kam als Kind mit seinen Eltern nach Berlin und versuchte sich als Jüngling zuerst in kleinen Theaterdecorationen für das Maskenverleihgeschäft seines Vaters. Studienreisen führten ihn zu seiner weiteren Ausbildung durch Deutschland, die Schweiz und nach Paris. Hierher kehrte er noch später zurück um die Einrichtung des Dioramas von Daguerre und Bouton kennen zu lernen. Am 20. Octbr. 1827 eröffnete er eine ähnliche Anstalt in Berlin, die durch mehr als zwanzig Jahre zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt gehörte. G. stand vielfach in Wechselbeziehung zu Schinkel, der eine große Anzahl von Decorationen für die große und berühmte Werkstatt von G. entworfen hat, welche auch publicirt sind. Zahlreiche andere Werke Gropius' gehen auf Skizzen Blechen's zurück. G. selbst war ein höchst geschickter Künstler in seinem Fach, der schon 1822 als Mitglied in die Berliner Akademie aufgenommen wurde, und dessen Werkstatt noch heute unter der Führung seines Sohnes ihren verdienten Ruf bewahrt hat. Mehrere namhafte Maler sind aus derselben hervorgegangen. In dem vormärzlichen Berlin spielte er zugleich durch seinen schlagfertigen harmlosen Witz eine Rolle; ein großer Theil jener damals in Menge in Flugblättern erscheinenden illustrirten Berliner Redensarten, Witze, Carricaturen gehen von G. aus.

Dohme.

Gropp: Ignaz G., geb. zu Kissingen am 12. November 1695, besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, dann den Privatunterricht des P. Adalbertus Albert aus der Abtei St. Stephan zu Würzburg, der damals gerade als Oekonom auf dem Klosterhofe zu Kissingen saß, und kam im J. 1709 nach Würzburg zur Fortsetzung und Vollendung seiner Studien. Nachdem er zum Doctor der Philosophie promovirt worden war, trat er am 8. December 1717 in das Benedictinerkloster St. Stephan ein. Nun warf er sich auf das Studium der Theologie und erwarb sich im J. 1722 auch auf diesem Gebiete die Doctorwürde.

Von da ab wandte er sich in erster Linie geschichtlichen Studien zu. Im J. 1727 erschien seine „Lebensgeschichte der heiligen Bilhildis“. Diese kleine Schrift erwarb ihm die Anerkennung und Gunst so manchen gelehrten Mannes seiner Zeit, z. B. des bekannten Joh. Georg v. Eckhart (s. d.), und war wol auch mit Anlaß dazu, daß er zwei Jahre später zum Bibliothekar seines Klosters ernannt wurde. Dieses Ehrenamt gab seinen wissenschaftlichen Neigungen und Bestrebungen die rechte Freiheit und erschloß ihm ein reiches Feld litterarischer Bethätigung. Eine Reihe mehr oder weniger umfangreicher Publikationen erschien in rascher Folge. Mit der werthvollsten Frucht seiner Arbeit beschenkte er die gelehrte Welt in den J. 1741—50. Es waren dies vier stattliche Foliobände: „Collectio novissima scriptorum et rerum Wirceburgensium“, Tom. I (Frankfurt 1741), Tom. II (Frankfurt 1744), Tom. III (Würzburg 1748), Tom. IV (Würzburg 1750). Die beiden letztgenannten Bände haben auch den Nebentitel: „Neueste Sammlung von allerhand Geschicht-Schrifften, Begebenheit- und Denkwürdigkeiten, welche in denen dreyen letzteren Hundert-Jahr-Lauffen, das ist von dem Jahr 1500 bis anhero in dem Hoch-Stifft Wirtzburg und Francken-land bey Geistlich- und Weltlichen Weesen sich zugetragen. . . . . .“ Auch seine Geschichte der Abtei Amorbach verdient hervorgehoben zu werden. Im J. 1741 war G. in seinem Kloster zum Prior ernannt worden; acht Jahre später legte er — aus Gründen, die wir nicht kennen — diese Würde und das Amt eines Bibliothekars nieder und wurde Pfarrer zu Güntersleben, einem zwei Stunden von Würzburg gelegenen Dorfe, in welchem das Stephanskloster die Pfarrei durch einen seiner Professen versehen ließ. Neun volle Jahre wirkte er dort als Seelsorger und noch immer mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, bis ihn ein Schlaganfall traf, der seinem Leben und Schaffen am 19. November 1788 ein Ziel setzte. In seinem Nachlasse fanden sich noch verschiedene ungedruckte Arbeiten. Einen Theil derselben verwahrt die Bibliothek des historischen Vereins von Unterfranken zu Würzburg. Sie haben die Geschichte des Klosters St. Stephan und des Ritterstiftes St. Burkard zum Gegenstande. — G. war ein fleißiger Sammler, dem eine glückliche Hand und eine gewisse Spürkraft nicht abzusprechen sind. Er hat uns Manches überliefert, das im J. 1803 der Sturm der Säcularisation spurlos verwehte, und darin liegt das Hauptverdienst seiner Publikationen. Schade, daß ihm ein weiter Blick und eine kritische Methode fehlten und daß die Wiedergabe seiner urkundlichen oder handschriftlichen Texte an vielen Stellen Alles zu wünschen übrig läßt.

Gregor Schöpf, Hist.-stat. Beschreibung des Hochstifts Wirzburg (Hildburghausen 1802), S. 358—62, wo auch ein Verzeichniß aller gedruckten Schriften Gropp's zu finden. — (Meusel, Historisch-litterarisch-statistisches Magazin, Thl. I, S. 199—205.) Schäffler.

Gropper: Johann G., Jurist und Theolog, geb. im Februar 1502 und † am 14. März 1559. Er war ein Sohn des im J. 1533 in Folge wiedertäuferischer Bewegungen aus seiner Vaterstadt Soest nach Köln übergesiedelten Bürgermeisters Johann G. In einem Alter von 14 Jahren trat er 1516 in die Juristenfacultät und erhielt am 7. November 1525 die juristische Doctorwürde. Einige Monate vor seiner Promotion war er, der „hochgelehrte Meister Johann G.“ vom Dompropst Hermann v. Neuenar zu dessen Official ernannt worden. Ein halbes Jahr später erhielt er vom Kurfürsten Hermann von Wied an Stelle des Bernard v. Hagen das Amt eines Großsieglers des Kölner Kurfürstenthums. Unter seiner Betheiligung entstand die auf der Provinzial-Synode 1528 publicirte, 1529 bei Quentel gedruckte „Jurisdictionis ecclesiasticae archiepiscopalis Curiae Coloniensis reformatio, adjectis aliquot tum veteribus jam restitutis et repurgatis, tum novis statutis et ordinationibus, omnibus juris-

dictione spirituali uti volentibus apprime utilibus et necessariis". Als Kurfürst Hermann 1530 nach Augsburg auf den Reichstag sich begab, befand sich G. als juristischer und theologischer Beirath in seinem Gefolge. Hier trat er in Gemeinschaft mit Arnold von Wesel und dem Kanzler Bernard v. Hagen mit Melanchthon in nähere Beziehung und bemühte sich auf alle Weise, das Seinige zur Ausgleichung der schroffen Gegensätze beizutragen. G. gehörte, wie die meisten Räthe des Erzbischofs, der freisinnigen Erasmischen kirchlichen Richtung an, welche dem allgemeinen Rufe nach Reformen in der Kirche nachgeben wollte und zur Abstellung der zahlreichen Mißbräuche im kirchlichen Wesen die Hand zu bieten bereit war. Dem Erzbischof selbst schien das Institut der Provinzial-Synode ganz besonders geeignet, seine Reformgedanken zu verwirklichen. Für die nöthigen Vorbereitungen bediente er sich des Mannes, der vorzugsweise befähigt war, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Es war dies G. Obwol derselbe nicht Theologe von Fach, sondern Jurist war, so glaubte doch Hermann die Ausarbeitung eines Entwurfs zu den Beschlüssen einer im J. 1536 abzuhaltenden Provinzial-Synode nur seinen fähigen Händen anvertrauen zu können. G. war ebenso wie sein Fürst, in dessen Hofdienst er seit dem J. 1533 stand, von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform im ganzen kirchlichen Wesen durchdrungen. Die gewaltige reformatorische Strömung der Epoche war nicht ohne Einfluß auf seine ganze kirchliche Haltung geblieben, und mit richtigem Verständniß seiner Zeit, der Bestrebungen und Schwächen derselben, wollte er seinerseits mit dazu beitragen, die vielen Gebrechen der Kirche, namentlich der Geistlichkeit, zu heilen, ohne das Institut selbst in seiner apostolischen Grundlage zu erschüttern. Er bewährte sich als ein Kind seiner Zeit, die in gewaltigem, mühevollem Ringen nach Umgestaltung der haltlosen kirchlichen Zustände strebte. Ein fester, fertiger, unbeugsamer Charakter, dessen ganzes Streben und Wirken auf einer unerschütterlichen Grundlage ruhte, war er nicht; er glaubte mit den Factoren rechnen zu müssen, welche in seiner Zeit geboten waren und die Gedanken der Welt bewegten. Selbst seine heftigsten Gegner konnten nicht in Abrede stellen, daß er ein gelehrter, bescheidener und gutherziger Mann war. Von seinen Freunden wurde er das „os cleri" genannt und für einen „unbändig gelehrten und beredten Mann" gehalten. In dem von G. verfaßten Entwurf wurden Bestimmungen getroffen, welche wol geeignet waren, die katholische Religion in ihrer Reinheit herzustellen, die Kirchenzucht zu erneuern und den Einfluß derselben auf die Sitten und die Pflichterfüllung eines Bischofs, Priesters und wahren Christen in allen Verhältnissen zu sichern. Es sollte zugleich durch Strenge gezügelt und durch Milde versöhnt werden. Es galt den Kern des katholischen Glaubens und der kirchlichen Disciplin so zu formuliren, daß schwankende Gemüther zu festem Anschluß an die Kirche zurückgeführt würden; es galt mit geschickter Hand alles Mißbräuchliche und alle unwesentlichen Zuthaten aus dem kirchlichen Leben und Wesen auszuscheiden, so daß die vielen gerechten Klagen über Aberglauben, Mißbräuche und leeres Formenwesen verstummen mußten. G. gab sich Mühe eine zur Prüfung des Entwurfes beauftragte Rathscommission zur widerspruchslosen Annahme desselben zu bestimmen. Diese Commission trug Bedenken sich zu binden; sie hätte am liebsten gesehen, wenn der Erzbischof das Werk der Reform dem in Aussicht stehenden allgemeinen Concil überlassen hätte. Auf der Synode selbst wurde der Entwurf einstimmig genehmigt. Um die Synodalbeschlüsse ins Leben überzuführen, publicirte der Erzbischof im October 1536 ein Formular, wonach dieselben zur Ausführung gebracht und die Reformation in der ganzen Erzdiöcese vorgenommen werden sollte. Die Canones des Concils selbst wurden erst im Jahre 1538 in Verbindung mit dem die einzelnen Artikel erläuternden und erklärenden Religions-Handbuch (enchiridion) veröffentlicht.

Dieses Enchiridion war wieder eine Arbeit Gropper's. Das Vorwort, wodurch dieses Handbuch bei sämmtlichen Pfarrern und Predigern des göttlichen Wortes eingeführt wird, sagt, der Erzbischof habe es lieber gesehen, wenn es möglich gewesen wäre, die engen Grenzen eines kleinen Handbüchleins einzuhalten; aber man habe sich während der Ausarbeitung von der Unmöglichkeit überzeugt, innerhalb dieser Schranken die hochwichtigen Lehren, welche gegenwärtig zum größten Schaden der Kirche von gewissen Neuerern angegriffen würden, in der für die Pfarrherren nothwendigen Ausführlichkeit und Klarheit darzulegen; denn es handle sich darum, den Kirchen der Diöcese ein Gegengift zu reichen gegen die in dieser gefährlichen Zeit immer weiter um sich greifende Pest alter und neuer Ketzereien. Doch sei dieses in der Weise geschehen, daß Niemand, welcher Secte er auch angehöre, namentlich getadelt sei, sondern allein die nicht zu billigenden Lehren habe man in bescheidener Weise widerlegt und an deren Stelle die bisher geltenden zu vertheidigen gesucht. Das Enchiridion ist die ausführlichste, wichtigste und klarste Dogmatik, welche die vortridentinische theologische Wissenschaft aufzuweisen hat. Den controversen Glaubenssätzen hat G. in dieser Arbeit eine eingehende und sorgfältige Behandlung zu theil werden lassen. Wenn die in diesem Buche ausgesprochenen Grundsätze und Anschauungen von Seiten der höchsten kirchlichen Instanzen, vom Papst und allgemeinen Concil, als die richtigen anerkannt wurden, war der erste Schritt zur Aussöhnung und Beilegung des Streites geschehen; den modernen Ideen war die von ihnen verlangte Concession gemacht, und es hing dann nur von dem versöhnlichen Sinne und der Geschicklichkeit der mit den weiteren Unterhandlungen betrauten Persönlichkeiten ab, das Maß der gegenseitigen Zugeständnisse zur Herbeiführung des Ausgleiches festzustellen. Und es gewann in der That den Anschein, daß der Geist des Enchiridions wirklich in den maßgebenden Kreisen das Uebergewicht gewinnen werde. In Köln hatte die Gropper'sche Schrift die Billigung der Universität, weil sie ganz den Geist athmete, von welchem die Synode beseelt gewesen war. In der ganzen katholischen Welt fand Gropper's Werk Billigung und Anerkennung. Auf die Zustimmung kirchlicher Autoritäten, wie des Cardinals Sadolet, des veroneser Bischofs Giberti, des Cardinals Contarini, des Cardinals Paulus, des gelehrten Ambr. Catharinis von Siena, Albert Pippius, Arnold von Tongern, Jacob Omphal, Johann Cochläus und Johann Eck konnte G. mit Stolz hinweisen. Auch Kaiser Karl V. huldigte eine Zeit lang den Grundsätzen der Versöhnlichkeit, und es nahm den Anschein, als ob der Versuch, die getrennten Parteien wieder zu vereinigen, zu glücklichem Ziele werde geführt werden. In dieser friedlichen Richtung bewegten sich die Religionsgespräche zu Hagenau 1540, Worms 1540—41, in Regensburg 1541. Auf der Grundlage des Gropper'schen Enchiridion schien eine Versöhnung der stimmführenden Theologen und eine Ausgleichung der bestehenden Gegensätze möglich. Der Kurfürst Hermann, der sich selbst im Juni 1540 auf den Tag nach Hagenau begab, nahm G. als seinen theologischen Beirath mit dahin. Auch in Worms war G. zugegen. Hier, wo er die in kaiserlichem Auftrag gehaltene Eröffnungsrede Granvella's beantwortete, trat er in Gemeinschaft der drei anderen erzbischöflichen Bevollmächtigten wiederholt mit den Vertretern der übrigen katholischen Stände zu Besprechungen zusammen. Auf Ersuchen Granvella's und auf Veranlassung des kaiserlichen Secretärs ließ er sich mit Bucer und Capito in geheime Unterredungen ein. In diesen Besprechungen legte er eine Reihe von dogmatischen Sätzen vor, welche zur Grundlage für den sich daran knüpfenden Meinungsaustausch gemacht wurden. Aus den Ergebnissen dieser Besprechungen scheint das sogenannte Regensburger Buch, welches auf dem Reichstag zu Regensburg als Concordienbekenntniß-Schrift für sämmtliche Confessionen vorgelegt wurde, erwachsen zu sein.

Gropper's Enchiridion, aus welchem die meisten Sätze des Regensburger Buches genommen sind, muß als die eigentliche Quelle des letzteren angesehen werden. Nachdem das Versöhnungswerk gescheitert war, entschloß sich der Erzbischof Hermann, die Reform im Kölner Erzstift auf eigene Hand durchzuführen. Niemand schien ihm für die Lösung dieser Aufgabe besser geeignet als Martin Bucer. Hermanns Wunsch war es, daß Bucer, der Ende 1541 in das Erzstift gekommen war, sich zuerst mit G. und dem Weihbischof Nopelius verständige. G., der die Hoffnung auf einen schließlichen Ausgleich der verschiedenen Anschauungen und Ansichten noch nicht aufgegeben hatte, bot gerne die Hand, um auf Grund der Regensburger Artikel das so sehnlich gewünschte Ziel zu erreichen. Er trug kein Bedenken, den Bucer in Köln auf das Zuvorkommendste aufzunehmen und mehrere Tage gastfreundlich zu bewirthen. Bald aber erkannte er, daß Bucer nur in Nebendingen, keineswegs aber in den Grundprincipien zum Nachgeben geneigt war. Er ließ die Hoffnung auf eine endliche Verständigung fahren, schloß sich immer enger an die allmählich ganz auf die Seite der unversöhnlichen curialistischen Theologen getretene Kölner Universität an und wandte sich immer mehr vom Erzbischof und den Vertretern freisinniger Grundsätze ab. Offen trat er dem Erzbischof entgegen, als dieser im Herbst 1542 den Bucer, den er des lieben Friedens willen entlassen hatte, nach Bonn zurückberief. In dem Kampfe, den das Domcapitel und die Universität gegen den immer weiter von der katholischen Kirche sich abwendenden und schließlich förmlich zum Protestantismus übertretenden Erzbischof führten, stand G. in erster Reihe unter den Anhängern des alten Glaubens und man wird schwerlich irren, wenn man seiner gewandten Feder einen hervorragenden Antheil an den vielen gegen Hermann erlassenen Streitschriften zuschreibt. Nachdem er aus dem Hofdienst Hermanns ausgetreten war, versah er auf den besonderen Wunsch der Studenten eine Zeit lang die Professur der Dekretalen. Bald trat er aber auch von dieser Stelle zurück, um seine ganze Zeit gelehrten Studien und litterarischen Arbeiten widmen zu können. Ohnedies würde ihm nach seiner 1547 durch den Papst erfolgten Ernennung zum Propste der Bonner Stiftskirche und hiermit zum Archidiacon der Bonner Christianität die Fortsetzung der Professur unmöglich geworden sein. Als Frucht seiner Muße erschienen vor und nach von seiner Feder: „Capita institutionis ad pietatem"; „Bettbüchlein mit Holzschnitt, vom wahren, wesentlichen und bleiben des Leibs und Bluts Christi nach geschehener Consecration"; „Institutio catholica, elementa christianae pietatis et isagoge ad pleniorem cognitionem universae religionis christianae"; „Catechismus"; „Modus confitendi pro sacerdote"; „De sacramento altaris, de communione alterius dumtaxat speciei et aliis quibusdam ad id pertinentibus"; „Institutio catholica, elementa christianae pietatis succinta brevitate complectens, cui subjungitur isagoge ad pleniorem cognitionem universae religionis catholicae". An die Stelle des im J. 1546 vom Papste abgesetzten Erzbischofs Hermann war Adolf III., Graf von Schauenburg, seit 1536 Coadjutor, getreten. Er nahm bald genug Gropper's Dienste in Anspruch. Als er im Herbste 1551 sich auf das Concil nach Trient begeben wollte, glaubte er sich als theologischen und kirchlichen Rathgeber keinen befähigteren Mann wählen zu können als den Propst G. Am 10. October langte G. in Trient an und wohnte der 13., 14. und 15. Sitzung bei. Am Feste Epiphaniä 1552 hielt er vor den versammelten Vätern des Concils eine manche kirchliche Mißbräuche unbarmherzig bloßlegende Rede. Diese Rede erschien bei Caspar Gennep im Druck. Beim Papste Paul IV. stand G., dem allein es zu verdanken war, daß die für die katholische Sache so äußerst wichtige Kölner Erzdiöcese dem alten kirchlichen Glauben erhalten worden, in hohem Ansehen. Diesem Papste,

einem von den strengsten hierarchischen Grundsätzen geleiteten und durchdrungenen Feuergeiste, war es mit der Durchführung der so heiß ersehnten und so oft geforderten kirchlichen Reform heiliger Ernst. Der mit der Verwirklichung der höchsten kirchlichen und politischen Plane sich tragende kräftige Greis war noch von demselben Geiste beseelt, welcher in ihm wirksam gewesen, als er im J. 1538 in Gemeinschaft mit Contarini, Sadolet, Reginald Polus und fünf anderen Reformfreunden als Cardinalbischof von Theate die bekannten Reformvorschläge zur Abstellung der schreiendsten kirchlichen Mißbräuche dem Papste Paul III. einreichte. Pauls Absicht war es, das durch die Vertagung des Trienter Concils ins Stocken gerathene Regenerationswerk wieder aufzugreifen und in Rom unter seiner eigenen Betheiligung zu dem gewünschten Ende zu führen. Durch seinen Bevollmächtigten, den Kämmerer Theophilus Herhena, ließ er dem Kölner Rathe sagen, „die päpstliche Heiligkeit sei gemeint, eine Reformation der Kirche von oben, vom Papste selbst an bis nach unten hindurchzuführen und zu diesem Zweck ein christliches Concilium nach einem Orte, den die christlichen Fürsten für geeignet halten würden, auszuschreiben; an dieses Concil wolle Seine Heiligkeit solche Reformvorschläge bringen und er selbst werde an den Berathungen Theil nehmen.“ Zur Durchführung dieses Reformplanes bedurfte Paul bewährter, gelehrter Leute aus allen Nationen, namentlich aber solcher Männer, welche mit den deutschen Verhältnissen vollkommen vertraut waren. Er entschloß sich, neben sechs anderen Celebritäten den „berühmten und hochgelehrten“ Herrn Johann G. in das Cardinals-Collegium zu berufen. Im Consistorium vom 20. Januar 1556 ernannte er ihn zum Cardinal S. Luciae in silice. Des Papstes Gewohnheit war es, in den meisten Dingen völlig selbständig zu handeln und seine Entschlüsse als eine unmittelbare Eingebung Gottes zu betrachten. So war auch der Erhebung Gropper's zum Cardinal keinerlei diplomatische Unterhandlung vorher gegangen. Das Cardinals-Collegium wurde ebenso wie der Ernannte selbst von dieser Berufung überrascht. Der schon genannte Kämmerer Herhena erhielt den Auftrag, dem neuerwählten Cardinal das rothe Baret zu überbringen und denselben nach Rom einzuladen. Der päpstliche Abgesandte erschien in Köln, stieg im Gasthofe zum wilden Manne auf dem Thurmmarkt ab und ließ dem Scholaster den Zweck seiner Reise kund thun. Der römische Höfling hatte erwartet, daß G. in der Freude seines Herzens sich in den wärmsten Dankesäußerungen über die unerwartete Gnade des Stellvertreters Christi ergehen und sich zur Erfüllung des päpstlichen Wunsches bereit erklären werde. Statt dessen fand er bei der Erfüllung seines Auftrages eine äußerst kühle Aufnahme, und zu seinem höchsten Erstaunen mußte er vernehmen, daß G. die ihm angebotene hohe Würde ablehnte und sich beharrlich weigerte, die Reise nach Rom anzutreten. Das rothe Baret behielt G. zwar in seiner Wohnung, erklärte aber, er werde es nur so lange verwahren, bis er Gelegenheit finde, es dem Papst wieder zuzustellen. Der Papst hatte nicht erwartet, daß G. die ihm übertragene hohe kirchliche Würde ausschlagen werde. Er, der Stellvertreter Christi, der nicht den mindesten Widerspruch ertragen konnte, der sich als den obersten Herrn aller Fürsten der Welt betrachtete und seinem Willen gegenüber überall unbedingten Gehorsam verlangte, stieß hier bei der Ertheilung der höchsten kirchlichen Auszeichnung auf eine frostige Ablehnung. Gründe hatte G. nicht angegeben. Der Papst wollte diese Gründe in Gropper's Demuth und Bescheidenheit suchen; er könne nicht vermuthen, schrieb er an den Erzbischof Adolf, daß dem Scholaster durch Einfluß des Teufels das Licht der Wahrheit verdunkelt worden. Er glaubte, daß G. doch schließlich den Widerstand fahren lassen und sich zur Annahme der ihm angetragenen Würde bereit erklären werde. Anfangs Juli ersuchte er in einem besonderen Breve den Erzbischof Adolf, dem Scholaster

zu befehlen, dem durch den Mund des Papstes an ihn ergangenen Rufe Gottes zu folgen, das Baret mit den üblichen kirchlichen Cäremonien anzunehmen und sich zur Erfüllung der mit dem Cardinalat übernommenen Pflichten nach Rom zu begeben. Dem Kölner Rathe hatte der Papst durch ein Breve vom 18. Februar Kenntniß von der Cardinals-Ernennung Gropper's gegeben. In seinem Namen ersuchte nun auch Herhena den Rath, seinen ganzen Einfluß dahin verwenden zu wollen, daß G. dem Wunsche des Papstes entgegenkomme, die ihm angetragene Würde annehme und sich zur Reise nach Rom anschicke. Wenn G. nach der Durchführung der fraglichen Reformation nicht länger in Rom verweilen wolle, stehe es ihm frei, die heilige Stadt wieder nach Belieben zu verlassen. In Folge dieses Ansuchens begaben sich Arnold von Siegen, Constantin von Lyskirchen, Eberhard Sudermann, Hittorp und Dr. Conrad Betzdorf zum Scholaster, um ihn zur Annahme des Cardinalates zu bestimmen. Diese Sendung hatte aber nicht den gewünschten Erfolg; G. blieb dabei, daß er keine Lust habe in das Cardinals-Collegium zu treten.

Erst als Johann Gebhard von Mansfeld (1558) zum Erzbischof gewählt war, entschloß sich G. zu der Reise, gegen die er sich vor zwei Jahren gesträubt hatte. Die Thatsache, daß er diesen Entschluß faßte, deutet darauf hin, daß nach Gropper's Auffassung die Bestätigung oder Verwerfung des neugewählten Erzbischofs für die Sache des Katholicismus am Rheine wichtige Folgen im Schooße barg. Er inventarisirte sein gesammtes Mobiliar in der Propstei von St. Gereon, schloß das Haus zu und trat in Begleitung seines Bruders Caspar, Dechanten von St. Maria ad gradus, und des Vicars Johann Oliverius die Reise nach Rom an. Bezüglich dieser Reise schrieb am 15. August der Dechant von St. Aposteln, Dr. Georg Lisch, an den Elektus Johann Gebhard: „Euer Kurfürstlichen Durchlaucht kann ich in Unterthänigkeit nicht verhalten, daß ich in gewisse Erfahrung gebracht, daß die zwei Gropper, der Propst und der Dechant, miteinander hinauf nach Rom gezogen und vor einigen Tagen zu Augsburg gewesen sind; es ist zu besorgen, daß sie sollen unterstehen allerlei Praktiken gegen Euer Kurfürstliche Gnaden und deren Stift vorzuwenden, weshalb nothwendig, daß Euer Kurfürstliche Gnaden den Ihrigen zu Rom schreiben, um das Vornehmen gegen die Confirmation Euer Kurfürstlichen Gnaden zu verhindern.“ Johann Gebhard machte bald nach der Abreise der Brüder G. seinem Agenten in Rom, dem Propst von St. Cunibert, Johann Doolshagen, Mittheilung von der Absicht dieser „ehrgeizigen, ränkesüchtigen und unruhigen Köpfe“; er bat denselben, genaues Augenmerk auf jeden Schritt der beiden G. zu halten und bei den einflußreichsten Prälaten ihnen auf alle Weise entgegen zu arbeiten. Dasselbe Ansuchen stellte er an den römischen Agenten Johann Fonchius. G. kam, nachdem er sich in Augsburg einige Tage wegen Krankheit hatte aufhalten müssen, gegen Ende August in Rom an. Hier fand er im päpstlichen Palaste freundliche Aufnahme. Es machte ihm geringe Mühe, den Papst von seiner unzweifelhaften Rechtgläubigkeit und seiner untadelhaften kirchlichen Gesinnung zu überzeugen und so alle Angriffe und Verdächtigungen seiner Gegner zu entkräften. Was die päpstliche Anerkennung Johann Gebhard's von Mansfeld anlangt, so brauchte G. nicht viel dagegen oder dafür zu thun, weil der Papst entschlossen war, sie nur um den Preis der Unterwerfung des Gewählten unter sein politisches System, besonders in den deutschen Angelegenheiten, zu gewähren, eine Zumuthung, zu der sich Gebhard freilich so wenig als seine Collegen im Kurcollegium geneigt zeigte; auf der anderen Seite aber hätte G. sehr gerne eine Verständigung zwischen dem Papste und dem Reiche herbeigeführt. Um einen völligen Bruch der Curie mit dem deutschen Reiche zu verhüten, gab er sich alle Mühe, den Papst zur Anerkennung der vollendeten Thatsache und zur Anknüpfung

freundlicher Beziehungen zu Kaiser Ferdinand zu bewegen. Paul aber blieb starr und unbeugsam. Kaum anderthalb Jahr hatte G. in Rom verweilt, als er von einem Fieber ergriffen wurde und nach kurzem Krankenlager am 8. März 1559 starb. Die Leichenrede hielt der 80jährige Papst selbst mit dem Feuer und Begeisterung der ihm angeborenen Beredtsamkeit. Diese Leichenrede war eine Rechtfertigung des vielfach angegriffenen G., wie sie glänzender und demonstrativer nicht gedacht werden konnte. Seine Ruhestätte fand G. in der den Deutschen gehörigen Kirche Dell' Anima zu den Füßen des Papstes Hadrian VI. Er wurde auf Anordnung des Papstes mit bischöflichen Ehren bestattet.

Brieger, Gropper, in Ersch u. Gruber's Encyklopädie, 1. Section, Theil 92, S. 219 ff. — Meuser, in Dieringer's Zeitschrift I. — Ennen, Geschichte der Stadt Köln, Bd. IV. — Deckers, Hermann v. Wied. — Varrentrapp, Hermann v. Wied. — Drouven, Die Reformation in der Köln. Kirchenprovinz. - Meshovius, Hist. schismatis etc. — Hassenkamp, Hessische Kirchengeschichte. — Liessem, Johann Gropper. — Crombach, Ann. eccl. Metrop. Col. — Handschriftliches im Kölner Stadtarchiv. L. Ennen.

Gros: Carl Heinrich v. G., königl. würtembergischer Geheimrath, geb. am 10. Nov. 1765 zu Sindelfingen, † am 9. Nov. 1840. G. war der Sohn des nachmaligen Specialsuperintendenten G. in Urach. Sein namhaftes Talent entwickelte sich schon frühzeitig unter dem Einfluß seines Großvaters mütterlicher Seite, des Stadtpfarrers Hummel in Sindelfingen, welcher den Grund zu seiner klassischen Bildung gelegt hatte, die ihn bis an sein Alter begleitete. Nach zurückgelegtem philosophischem und theologischem Cursus (in Tübingen) bekleidete er durch fünf Jahre von 1788 an die Stelle eines Instructors der königlichen Prinzen von Würtemberg. Unter dem Einflusse der Verhältnisse am Hofe und hingezogen zur kritischen Philosophie verließ er die ursprünglich gewählte theologische Laufbahn und wandte sich der Jurisprudenz zu. 1793 bezog er zu diesem Zwecke die Universität Jena. Hier gehörte er dem Kreise derjenigen an, welche sich um Schiller, Niethammer, Reinhold, Griesbach, Schütz versammelten. Auch Wilhelm v. Humboldt weilte damals in Jena. 1794 bezog G. Göttingen. Der Einfluß der an diesen beiden Universitäten damals herrschenden Richtungen der Forschung (der philosophischen in Jena, der historischen in Göttingen) führte bei G. zur Vereinigung dieser beiden Methoden. In Göttingen verkehrte er meist mit seinem Landsmanne, dem Historiker Spittler. Hier wurde auch der Grund zu seiner künftigen Laufbahn gelegt. Der damalige preußische Minister für die fränkischen Herzogthümer, Freiherr v. Hardenberg, in der Nähe von Göttingen begütert, schenkte G., der sich inzwischen habilitirt hatte, besondere Aufmerksamkeit und bewirkte dessen Ernennung zum Professor an der damals preußischen Universität Erlangen (1796) (siehe die Briefe v. Hardenberg's an G. in den Anlagen zu Schmidtlein's Jubiläumsschrift der Erlanger Juristenfacultät: das Leben von Carl Heinrich Gros 1843 — lateinisch). Bei Gelegenheit seines Eintritts in die Juristenfacultät schrieb er gemäß altem Herkommen eine Dissertation: „De notione poenarum forensium", die insofern von großem Interesse ist, als G. darin zu gleicher Zeit und unabhängig von Feuerbach zur Begründung des Strafrechts gleichfalls eine Theorie des psychologischen Zwanges aufstellt. Die Vergleichung der Zeit des Erscheinens obiger Dissertation (October 1798 bei A. E. Junge in Erlangen) und der Feuerbach'schen Schriften (siehe die citirte Schrift von Schmidtlein, S. 10, Anm. 12 u. 13) zeigt deutlich, daß G. in dieser Frage nicht Feuerbach, sondern seinen eigenen Ansichten über die Begründung der Strafe gefolgt ist. — 1801 hatte er Christiane, die Tochter des Gymnasialdirectors Eyring in Göttingen, geheirathet. — Seine akademische Thätigkeit war von dem glänzendsten Erfolge begleitet. 1800 wurde er an Stelle

E. F. Klein's nach Halle berufen und war es vorzüglich des Ministers Massow Plan (gegen Hardenberg, der G. für Erlangen erhalten wollte), ihn für Halle zu gewinnen, der jedoch vereitelt wurde, indem G. 1802 einer Berufung als Consulent der würtembergischen Landschaft folgte — nicht ohne inneren Kampf, da er der ihm lieb gewordenen akademischen Thätigkeit entsagen mußte. Die Liebe zu seinem engeren Vaterlande, die ihn die Consulentenstelle zu übernehmen hieß, wurde indessen schlecht gelohnt; es wurde seiner Wahl die herzogliche Bestätigung verweigert. Nach längeren Verhandlungen, in denen die Landschaft dem Herzog das Recht bestritt, die Bestätigung ohne gerechte Gründe abzulehnen, wandte sich endlich der größere Ausschuß mit einer Beschwerde an den kaiserlichen Hofrath und sandte G. nach Wien, um die Angelegenheit persönlich zu betreiben (1803). Hardenberg, der den Verlauf des Streits aufmerksam verfolgt hatte, glaubte die Zeit gekommen, um G. wieder für Erlangen zu gewinnen; und da der Herzog öffentlich erklärte, daß er die Bestätigung niemals ertheilen werde, so entschloß sich G., dem Frieden zu Liebe, Hardenberg's Anerbietungen anzunehmen. Inzwischen war die landständische Beschwerde in Wien zur Entscheidung gelangt: durch Mandat vom 16. August 1804 befahl der Reichshofrath dem Herzog die verweigerte Bestätigung sofort zu ertheilen. Allein an demselben Tage, an welchem dies Mandat in Stuttgart eintraf (21. August), ward G. auf Befehl des Herzogs nach Versiegelung seiner Papiere auf den Hohen Asperg abgeführt. Länger als fünf Wochen blieb er in Haft. Endlich gelang es Hardenberg seine Freilassung am 28. September 1804 zu erwirken. Sofort reiste er nach Erlangen, um, durch Verleihung des Titels eines königlich preußischen Hofraths ausgezeichnet, noch im Wintersemester seine Vorlesungen zu eröffnen. — Während des Stuttgarter Aufenthalts erschien sein „Lehrbuch der philosophischen Rechtslehre oder des Naturrechts“ (1. Aufl. 1802, 2. Aufl. 1829), dem er vorzugsweise seinen schriftstellerischen Ruf verdankt. Im Lehramte blieb G. bis zum J. 1817, nachdem er in der ungünstigen Zeit des J. 1806 im Vereine mit seinen Collegen wesentlich dazu beigetragen hatte, die Universität Erlangen vor gänzlichem Verfall zu bewahren. In den zweiten Erlanger Aufenthalt fällt eine Reihe sehr ehrenvoller Berufungen an andere Universitäten, darunter zwei nach Breslau. In das J. 1817 fällt seine definitive Rückkehr in seine Heimath; er wurde in die Stelle eines Präsidenten des königlich würtembergischen Criminaltribunals, dann des Obertribunals und bald darauf in den königlichen Geheimrath berufen. In letzterer Stelle verblieb er bis zu seinem Tode. Die Produkte seiner litterarischen Thätigkeit sind theilweise in verschiedenen Zeitschriften, deren Mitarbeiter er war, niedergelegt: darunter in den von Schiller herausgegebenen Horen und in der allgemeinen Jenaer Litteraturzeitung. Selbständig erschien — außer der bereits genannten Dissertatio juridica de notione poenarum forensium, Erlangae 1798, und dem Lehrbuch des Naturrechts — seine „Geschichte der Verjährung nach römischem Recht“, Göttingen 1795. —

Vgl. die oben citirte Schrift von Schmidtlein und N. Nekr. d. D., 18. Jahrg. Nr. 334. E. Ullmann.

Groschlag v. Diepurg: Carl Friedrich Willibald Freiherr v. G., hervorragend unter den aufgeklärten Staatsmännern des 18. Jahrhunderts, trat jung unter die kurmainzischen Hof- und Regierungsräthe und wurde von Kurfürst Emmerich Joseph bei seiner Thronbesteigung 1764 zum Conferenzminister und Vicegroßhofmeister, bald darauf zum Großhofmeister, später auch zum Vicedom zu Aschaffenburg gemacht. Er war die Seele der Politik des Kurfürsten während der ganzen Regierung desselben und verdient daher seinen vollen Antheil an dem Lobe, das die Verwaltung des Mainzer Staates in diesem Jahrzehnt bei der

unparteiischen Geschichte erworben hat. Als nach dem Tode Emmerich Joseph's die Gegner seiner Maßnahmen zur Herrschaft gelangten, da fiel G. sofort als Opfer ihrer Bestrebungen; er ging 1774 durch den Beschluß des Domcapitels, den der neue Kurfürst bestätigte, aller seiner Würden und Aemter verlustig. Da hat ihn die französische Regierung unterstützt und geradezu aus empfindlicher Noth gerettet, indem sie ihn als Gesandten in ihre Dienste nahm, ohne daß er darum Deutschland oder auch nur seine engere Heimath verlassen mußte. Wenigstens diese Andeutungen über Groschlag's späteres Leben ergeben sich aus einem Berichte des Herzogs Karl August von Weimar, der 1784 ihm vergeblich den Antrag stellte, in preußische Dienste zu treten. Er starb als der letzte Mann seines Stammes am 25. Mai 1799. Seine beiden Töchter vermählten sich mit Grafen Lerchenfeld und Colloredo.

Kneschke, Adelslexikon. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund II, 274. 275. Leser.

Groschuff: Friedrich (getauft Fabian) G. (Groschupf), Philolog, geboren am 5. November 1700 (nach Anderen 1701) zu Danzig, studirte anfangs Theologie und später die Rechte zu Königsberg und Leipzig, widmete sich aber bald mit Vorliebe den schönen Wissenschaften. Auf Gottsched's Empfehlung wurde er Erzieher beim Kammerpräsidenten v. Borck und erhielt dann eine Secretär- und Hofmeisterstelle an dem fürstl. hessen-philippsthal'schen Hofe. Im J. 1760 in gleicher Eigenschaft auf kurze Zeit zu Eutin bei dem Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, wurde er daselbst mit einem Geldgeschenke und dem Titel eines herzogl. holsteinischen Justizraths abgefunden, und lebte von da an als Privatmann zu Schleiz, wo er als Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Königsberg, der kurfürstl. mainzischen Societät nützlicher Wissenschaften, sowie der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig Ehrenmitglied am 15. December 1784 starb. Unter mehreren anderen nicht verdienstlosen Schriften sind der Erwähnung werth: „Abhandlung von der Händesprache", 1750, und eine andere: „Abhandlung von den Fingern, deren Verrichtungen und symbolische Bedeutung, insofern sie der deutschen Sprache Zusätze geliefert ...", 1756 (Germanisches Museum), beide anonym. Außerdem schrieb er einen Aufsatz (Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften, Leipzig 1753, S. 362): „Muthmaßliche Herleitung der Redensart »den Korb bekommen«", in den Hannöver'schen Anzeigen, 1750, S. 593—600, und besorgte 1750 eine neue Ausgabe von J. Wilh. Lauremberg's „Scherzgedichten". Von größerem Werthe jedoch als die voranstehenden Schriften ist (Allgem. Litt. Anz., 1801, S. 162 ff.) ein im Manuscript hinterlassenes und auf der Bibliothek zu Gera aufbewahrtes Glossarium der deutschen Sprache unter dem Titel: „Origines etymologico-historicae in usum linguae germanicae". Das Ganze besteht aus drei Bänden in Fol. Die Prolegomena hiezu beschäftigen sich mit der Aehnlichkeit der deutschen und griechischen Sprache, in denen der Verfasser mit einem seltenen Aufwand von Gelehrsamkeit u. a. abhandelt: Idiotismi linguae germanicae, integrae dictiones, locutiones proverbiales et phrases metaphoricae atque graecae aeque ac german. linguae communes. J. Franck.

Groschuff: Heinrich Augustin (nach Anderen: Hieron. Aug.) G. (Groschupf), Bibliograph, lebte zu Leipzig zu Mitte des 17. Jahrhunderts und starb um 1719. Ein fleißiger Bibliograph, hat er unter Anderem verfaßt: „Nova librorum rariorum conlectio", 1709—16, 4 Bde. (worin auch „Jo. Chifletii judicium de fabula Joannae papissae") und „Nova rar. scriptor. conl.", 1716—17, 2 Bde. Auch ist er zu des Aventinus „Annales Boiorum" von Gundling (Lips. 1710, Fol.) Verfasser des Lebens des Aventinus.

Leipz. gel. Zeit., 1715, S. 181. Gottsched, Neuestes aus d. anmuthig. Gelehrsamkeit, VII. 156. Jöcher (wozu Dunkel I. 293—94).

J. Franck.

Grosheim: Georg Christoph G., Sohn eines Musikers des Landgrafen Friedrich II. zu Kassel, wurde dort am 1. Juli 1764 geboren. Die Mittellosigkeit seiner Eltern konnte ihm genügenden Musikunterricht nicht verschaffen, weshalb er in der Hauptsache auf Selbststudium angewiesen ward. Großen Eindruck übten Rousseau's Werke auf ihn, so daß er in seinen „Fragmenten aus der Geschichte der Musik“ (1832) sogar eine ganz neue Periode mit dessen Auftreten beginnt. 1782 kam er als Bratschist in die Kasseler Kapelle und erhielt außerdem noch die Stelle eines Musiklehrers beim dasigen Schullehrer-Seminar. Nach dem Tode Friedrichs II. im J. 1785 ward die Kapelle aufgelöst, wodurch G. in bedrängte Lage gerieth und sich und seine Familie durch Musikunterricht ernähren mußte. Diese Thätigkeit und die Gesangslehrerstelle an der Bürgerschule, welche er erhielt, veranlaßten ihn zu mancherlei pädagogischen Arbeiten. Im J. 1800 errichtete Wilhelm I. ein eigenes deutsches Theater und übertrug G. die Stelle eines Musikdirectors bei demselben. Er componirte nun die Opern „Titania“ und „Das heilige Kleeblatt“, welche im Clavierauszug bei Simrock in Bonn erschienen. Nach anderthalb Jahren ward auch dieses Theater wieder aufgelöst, wodurch G. abermals ohne Stellung war, bis ihn die Königin von Westphalen zum Musiklehrer ihrer Kinder ernannte, ein Posten, den er nach der Rückkehr der Kurfürstin nach Kassel auch bei deren Kindern ausfüllte. Seit dem J. 1819, wo ihn die Universität Wittenberg zum Doctor philos. ernannte, beschäftigte er sich ausschließlich mit Musikunterricht, Schriftstellerei und Composition. Er war lange Zeit Mitarbeiter an vielen Journalen, auch an der musikalischen Zeitschrift „Cäcilia“ und ebenso hat er für das Schilling'sche Universal-Lexikon der Tonkunst Artikel geliefert. Außerdem erschienen von ihm folgende selbständige musikalische Schriften: „Ueber den Verfall der Tonkunst“ (Göttingen 1805); „Das Leben der Künstlerin Mara“ (1823); „Ueber Pflege und Anwendung der Stimme“ (1830); „Chronologisches Verzeichniß vorzüglicher Beförderer und Meister der Tonkunst“ (1831); „Versuch einer ästhetischen Darstellung mehrerer Werke dramatischer Tonmeister älterer und neuerer Zeit“ (1834); „Generalbaßcatechismus“ 2c. Componirt hat G. außer den oben angeführten Opern viele Volkslieder für Schulen und die Jugend, 24 dreistimmige Choräle, vierstimmige religiöse Gesänge mit Orchesterbegleitung, eine Menge Lieder und Gesänge, Psalmen und Messen, die französische Oper „Les Esclaves d'Algier“, das geistliche Drama „Die Sympathie der Seelen“, 6 Sinfonien für Orchester, 6 Concerte für Pianoforte, Clarinette, Flöte und Oboe, eine Menge Claviersachen 2c. Endlich besorgte er auch ein vollständiges Choralbuch, einen Clavierauszug von Gluck's „Iphigenia in Aulis“, die er auch, wie die „Iphigenia in Tauris“, ins Deutsche übersetzte. Fetis gibt in seiner Biographie universelle des musiciens (Paris 1862, T. IV) ein ziemlich genaues Verzeichniß der Werke von G. Dieser starb 1847 in Kassel. Fürstenau.

Groskurd: Christian Heinrich G., Rector des Gymnasiums zu Stralsund, geboren am 2. Junius 1747 in Hullersen bei Eimbeck, war der Sohn des dortigen Predigers, welcher auf die gelehrte Bildung seines Sohnes einen wesentlichen Einfluß ausübte. In der Folge widmete er sich von 1767—70 in Göttingen, namentlich unter Heyne, philologischen Studien, und erlangte, durch glückliche Verhältnisse begünstigt, sogleich eine Lehrthätigkeit als Subrector am Lyceum in Stockholm, welche ihm zugleich Gelegenheit gab, eine gründliche Kenntniß der schwedischen Sprache und Litteratur zu gewinnen. Im J. 1775 wurde er als Conrector nach Stralsund berufen und nach Unger's Tode im J.

1779 Rector, welches Amt er bis zum J. 1804 mit regem Eifer bekleidete, bis ihn körperliche und geistige Erschöpfung zwang, seine Entlassung zu nehmen; bald, am 7. Februar 1806, erfolgte auch sein Tod. Seine amtliche Wirksamkeit, sowie die Erziehung seiner sechs Kinder, welche er selbst unterrichtete, ließen ihn dennoch Muße finden, auch schriftstellerisch thätig zu sein. Die von ihm veröffentlichten Werke sind theils specifisch pädagogischer Richtung, u. a. „Gedanken über die gemeinnützigste Einrichtung einer Schule“, Stockholm 1771, „Schulbuch für die ersten Anfänger“, Stockh. 1775, „Ueber das Fehlerhafte in der Vorbereitung junger Leute zu Predigern“, Stralsund 1785; theils betreffen sie die schwedische Litteratur, u. a. „Geschichte der schwedischen Bibelübersetzung“ (Nov. act. hist. eccl. II. 285), Björnstahl's „Briefe“, Sparrmann's „Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung“; Thunberg's „Reise durch Europa, Afrika und Japan“, alle drei Schriften aus dem Schwedischen übersetzt. Auch verdankt ihm seine Ausbildung:

Christoph Gottlieb G., sein jüngerer Bruder, geboren am 15. Mai 1770 zu Hullersen, von 1780—90 auf dem Gymnasium zu Stralsund vorgebildet. In der Folge widmete er sich in Göttingen von 1790—93 theologischen Studien unter Planck, Schleusner und Eichhorn, sowie den philologischen Wissenschaften unter Heyne, Heeren, Feder, Meiners, Spittler und Lichtenberg, und wirkte dann kürzere Zeit als Collaborator am Pädagogium zu Ilfeld. Darauf von 1797—1823 als Lehrer der Tertia des Stralsunder Gymnasiums thätig, erbat er wegen Kränklichkeit seine Entlassung und widmete die letzten Jahre seines Lebens bis zu seinem Tode am 8. Julius 1834 einem gründlichen Studium des geographischen Werkes des Strabon. Aus dieser sorgfältigen Arbeit ging, außer mehreren früheren Schriften, sein Musterwerk hervor: „Strabon's Erdbeschreibung in 17 Büchern, nach berichtigtem griechischen Texte, unter Begleitung kritischer und erklärender Anmerkungen verdeutscht“, 4 Theile mit Register, 1831—34.

Biederstedt, Nachr. von Neuvorpommer'schen Gelehrten, S. 73. 47. Zober, Gesch. des Stralsunder Gymnasiums, V. 42; IV. 44.

Theodor Pyl.

Groß: Konrad G. ist ohne Zweifel durch seine Stiftungen der Bedeutendste seines Geschlechts, das in Nürnberg nach früherem Glanze schon im 16. Jahrhundert in ärmlicher Dunkelheit verkommen und erloschen ist. Sein Vater Heinrich oder Heinz, urkundlich Henricus Magnus, auch Henricus Dives genannt, kommt schon 1276 vor, und ist ein Mann der Sage geworden, der seinen großen Reichthum dem Funde eines durch den Traum ihm angezeigten Schatzes verdankt habe, den er zur Erbauung eines Spitals verwendete, wodurch er zugleich von dem ihm anklebenden Aussatz oder Grind, weshalb er der grindige Heinz genannt wurde, befreit worden sei. Aus den 13 Lindenblättern des Astes, womit er den Ort, wo er träumte, bezeichnete, sei sein Wappen entstanden. Daß die Sage den Vater Heinrich mit dem Sohn Konrad, dem Spitalstifter, in Eine Person verquickt, muß man ihr und ihren Liebhabern zu Gute halten, will ja das Volk sogar den Ort, wo der grindige Heinz den Traum hatte, in der Umgegend der Stadt noch jetzt nachweisen. Schon am 24. August 1276 erscheint Heinrich mit dem Zunamen Groß (Henricus cognomine magnus) in einer burggräflichen Urkunde, Mon. Zoll. II. 155. Heinrich G. der Aeltere und Heinrich G. der Jüngere kommen in Urkund. v. 28. May 1289 vor, Cod. dipl. Holzsch. p. 6 n. 4. In der nächsten Woche vor St. Martinstag 1296 erscheint der reiche Heinrich als Kläger vor dem Landrichter. Ibid. p. 11 n. 9. Heinrich des großen Heinrichs Sohn verkauft seine Vogtei zu Katzwang, „mit meines Vaters des Reichen Heinrichs Wort“, an den Abt zu Ebrach, 3. Februar 1298.

Ibid. p. 13 n. 11. Dieser reiche Heinrich G. gehörte den ritterbürtigen, schöffenbaren Geschlechtern an und stand den andern Nürnberger rathsfähigen Familien völlig gleich, nur daß sich seine Vermöglichkeit nicht wie bei den meisten andern Geschlechtern, auf den Handel, von dem sich keine Andeutung findet, sondern auf sehr ausgedehnten Grundbesitz und zwar im südlichen Reichswalde gründete. Diese Lebensstellung des Heinrich G. wird auch durch seine Ehen bestätigt; er hatte in erster Ehe Sophie v. Vestenberg, aus einer erloschenen zum Ritterort Steigerwald gehörenden fränkischen Adelsfamilie, in zweiter Ehe Geisel (Gisela), Schwester Konrads, Gramliebs und Rüdigers der Eseler, welche in einem von Konrad G. als Schultheißen am 9. Juni 1339 ausgestellten Gerichtsbrief als Frau Geisel, des großen Heinzen Wittwe, erscheint. Der Schultheiß selbst aber war der Sohn der Sophie v. Vestenberg, wie aus einem Brief vom 10. August 1340 erhellt, worin Elsbet, Aebtissin zu St. Claren, ihm verspricht, seine und Agnesen, seiner Wirthin, Heinrich seines Vaters und Suffein seiner Mutter, Frizen seines Sohns, und aller seiner Angehörigen, Jahrzeit begehen lassen zu wollen, Würfel, Nachr. p. 307. Der alte Heinz oder Heinrich G. war schon 1317 gestorben. Seine andern Kinder, Geschwister des Schultheißen, waren Heinrich der Jüngere, der Anna, des Schultheißen Berthold Pfinzing Tochter, die am 8. October 1316 starb, zur Frau hatte und am 7. April starb (er heißt de foro lactis, am Milchmarkt, zum Unterschied von seinem Vater, der hieß de ponte, s. Necrol. Francisc.), Philipp, der Elisabeth Pfinzingin und dann Katharina Ortliebin zu Frauen hatte, das Nürnberger Rathhaus baute, und als Pfleger der Stege und Wege noch am 6. März 1355 urkundlich vorkommt; Eberhard, der am 12. Januar 1331 starb (Necrol. Franc.), Bartholomäus, der im Testament des Schultheißen 1343 ausdrücklich genannt wird, und Katharina, Konrad Waldstromer's Frau, die am 28. September 1309 als Wittwe starb. Da Konrad G. aus erster Ehe war, wird er wol älter als die andern Brüder gewesen sein, mit Ausnahme Heinrichs und Eberhards, die jedoch nicht weiter in Betracht kommen. Er wird schon 1307 als der „reiche Konrad" oder auch „Konrad G." als Bürge für neuaufzunehmende Bürger genannt. Ebenso ist er bei der am 26. April 1314 von dem bald darauf gestorbenen Burggrafen Konrad gemachten Schenkung zum Behuf seines Seelgeräths als „Konrad des großen Heinzen Sohn" Zeuge, nebst vielen andern Nürnbergern. Bald darauf, am 27. November 1316, wird er in einem Brief des burggräflichen Landgerichts der „wolbescheidene Mann Herr Konrad G." genannt, woraus zu schließen sein dürfte, er habe schon damals die Stelle eines vollberechtigten Bürgers, eines Genannten des größeren Raths eingenommen. Als am 17. Juli 1318 Graf Friedrich von Truhendingen Schloß Colmberg und Stadt Leutershausen an den Burggrafen verkaufte (Mon. Zoll. II. 534), war Konrad der große Heinz einer der Zeugen, und im Verzeichniß des großen Raths a. 1319 (Murr, Journ. II. 96) steht er als Conradus Dives juxta pontem unter den Consules. Die Umgegend der ehemaligen Barfüßer-, jetzigen Museumsbrücke war nämlich ganz in seinem und seiner Familie Besitz. Hiemit ist seine bürgerliche Stellung, als Mitglied des kleinen Raths, festgestellt. Sein eigenes Wohnhaus war der später von der Familie der von Ploben erworbene, noch jetzt sogenannte Plobenhof S. 823, der damals noch ohne nachbarliche Anbauten auf der Süd- und Ostseite war. Sein Bruder Philipp besaß S. 807. Aber auch außerhalb der Stadt, z. B. in Grindlach, war er begütert, wofür seine Stiftungen Belege geben. Verheirathet war er mit Agnes, Berthold Pfinzing's Tochter, die ihm mehrere Kinder gebar, Friedrich, der in dem oben angezogenen Briefe von 1340 genannt ist, und vermuthlich der älteste war, auch noch vor dem Vater starb, Heinrich, Leupold, Konrad, die in der Teidigung vom 20. December 1349 genannt werden, Wil-

helm und Barthel, welche ihm unverbürgte Geschlechtsregister beilegen, Margaretha, die Heinrich Mendel, und Anna, die Heinrich Geuder heirathete. Seine Frau Agnes starb 12. oder 13. August 1342. Daß sie zu der Linie Geyer-Pfinzing gehörte, dürfte die Art, wie sie im Necrol. Francisc. erwähnt wird: Agnes filia Geyeri Sculteti in Babenberg, andeuten. Von den Stiftungen Konrads Großen gebührt ihm das Verdienst einer ganz allein, bei zwei andern haben auch Andere mitgewirkt. So wichtig auch für ihre Zeit diese gewesen sind, haben sie doch dem Alles umwälzenden Geiste der Zeit Raum geben müssen und sind fast ohne eine Spur zu hinterlassen, verschwunden und vertilgt. Das gilt erstens von der Stiftung des Klosters Himmelthron, grauen oder Bernhardiner Ordens, welches im Anfang zu Nürnberg, auf der Stätte des nachherigen Plobenhofes gegründet wurde, aber nach wahrscheinlich kurzer Frist, aus dem Grund des beschränkten Raumes und wol auch der Ueberschwemmungen ausgesetzten Lage, 1348 nach Grindlach verlegt. Der von der damaligen, wahrscheinlich der ersten Aebtissin Adelheid am 23. Mai hierüber gegebene Brief nennt ihre Schwester Kunigunde, weiland Gräfin zu Orlamünde, die bei ihnen in dem Orden Gehorsam gethan hat, mit Herrn Konrad dem Großen, Schultheißen zu Nürnberg, der ihr Stifter ist und den sie aller Gaben, die er ihnen und ihrem Kloster gegeben hat, gänzlich lossagen. Die Uebersiedlung muß rasch vor sich gegangen sein, denn der Brief ist noch zu Nürnberg ausgestellt, von dem gleich nachher ausgebrochenen Aufstand wurden die Klosterfrauen nicht mehr berührt. Gräfin Kunigund wurde nachher Aebtissin und begab sich am 14. Mai 1378 mit ihrem Kloster in den Schutz des Raths. Dort, in Grindlach, liegt sie auch begraben (1385). Durch die Reformation wurde auch die Auflösung dieses Klosters herbeigeführt, das zuletzt bei der Uebergabe 1525 nur vier Insassen hatte, von denen nur eine des Schreibens kundig war. Da die Uebergabe, wie bei den andern Klöstern, an das Almosen stattgefunden hatte, kaufte demselben der Rath am 3. Aug. 1543 das Gut Grindlach um 10500 fl. ab und ließ es eine Zeit lang für sich verwalten, fand aber später für besser, es an die Welser zu verkaufen, von denen es an die Pfinzing und nach deren Erlöschen (1764) an die Haller gelangte, die es noch besitzen. Wie bei der Stiftung Grindlachs, so theilt G. auch bei der Stiftung des Frauenklosters Pillenreut den Ruhm mit einem Anderen, und zwar mit dem Kaiser Ludwig. Der Ort selbst, bald so bald anders geschrieben, kommt schon 1302 als ein Zeidelgut vor, später besaß ihn G. und schenkte ihn nebst den nahe gelegenen Dörfern Herpersdorf und Worzeldorf am 30. April 1345 einem Verein von frommen Frauen und Jungfrauen, die sich nach einiger Zeit nach der Regel St. Augustins unter einer Pröpstin zusammenthaten, vom Bischof Rabno von Eichstätt 1377 bestätigt wurden und sich 1392 gegen den Rath zu Nürnberg verpflichteten, in dessen Gehorsam bleiben zu wollen. Der Namen des Klosters war Maria Schiedung. Die vom Kaiser gegebene Bestätigung ist vom 12. Juli 1345. Das wie auf einer Insel zwischen Teichen gelegene Klösterlein war, trotz der Beschränkung auf 12 Chorfrauen, dennoch nicht unansehnlich, und obgleich es wie bei den andern Frauenklöstern innerhalb der Stadt zur Aufnahme der Genehmigung des Raths bedurfte, so gab doch Papst Innocenz VIII. 1486 hievon Dispens. Auch die Kriegesstürme von 1450, 1502 und 1552 überstand der Convent, und wenn auch durch die Reformation bedrängt und in seinem Einkommen geschmälert, löste er sich doch nicht auf, sondern starb im eigentlichen Sinne 1591 ab, worauf der Rath das Klostergut zugleich mit dem ziemlich gleichzeitig ihm ebenfalls heimgefallenen Klostergut von St. Clara einer gemeinsamen Verwaltung unterstellte. Außer dürftigen Trümmern ist jetzt von den schon vor mehr als hundert Jahren nur noch zu bäuerlichen Bedürfnissen be-

nützten Gebäuden nichts mehr zu sehen. Von dauernderem Bestand war die dritte von G. allein ausgegangene Stiftung, zu der er schon 1331 den Entschluß gefaßt hatte. In diesem Jahr am 27. September gab Burggraf Friedrich ihm Konrad Großen, des Reichheinzen seligen Sohn, die Wiese zwischen dem Molerthor und der Pegniz zu eigen, daß er darauf Gott zu Ehren und allen gläubigen Seelen zu Hilfe ein Spital machen möge. Damals und noch in den folgenden Jahren war G. noch im Rath, wie das namentlich aus der Urkunde vom 27. Juli 1332, der Kaufurkunde des Areals zum Rathhause hervorgeht. Nach Rapolt von Kulsheim wurde er aber Reichsschultheiß, da ihm am 16. März 1339 der Kaiser um 6000 Pfund das Schultheißenamt versetzte. Daß Ludwig die Anhänglichkeit, welche G. ihm bewies, zu schätzen wußte, zeigt der Ausdruck „unser lieber Wirt", mit dem er ihn öfter benennt, z. B. 10. März 1335, 14. November 1335 u. a. Von dem Plan der Spitalstiftung war der Kaiser auch schon ganz unterrichtet, denn er schenkte zu demselben schon am 15. October 1336 den Kirchensatz zu Pechtal. Nachdem endlich der Bau und die innere Einrichtung beendigt war, stellte G. am 13. Januar 1339 durch den kaiserlichen Notar Herdegen den Stiftungsbrief aus, daß das Spital ein Siechkobel (Kranken- und Verpflegungshaus) für Arme, Kranke und Pilger, insbesondere auch für arme Wöchnerinnen sein sollte, die darin ihre Niederkunft halten dürften, geht aber über die innere Einrichtung, die Verpflegung, die Aufnahmsbedingungen, die Anzahl der Aufzunehmenden, mit Stillschweigen hinweg, und es ist wol anzunehmen, daß erst im Laufe der Zeit, nicht schon nach dem Plane des Stifters, ein Versorgungshaus für alte unvermögende Männer und Frauen aus Nürnberg daraus wurde; ferner wurde die geistliche Pflege der Kranken und Sterbenden, durch sechs Priester, deren einer den übrigen vorgesetzt (praepositus) sein sollte, ausdrücklich bedacht, und endlich auch eine Schule unter einem Schulmeister für zwölf arme Schüler, die im Hause wohnen und daselbst allen Unterhalt bekommen sollten, angeordnet, von auswärtigen Schülern, die sich dem Unterricht anschließen wollten, sollte Schulgeld bezahlt werden. Jeder Priester bekam jährlich 30 Pfund, der Schulmeister 20, der Präpositus oder Propst 50, Ansätze, die im Laufe der Zeit wesentlich erhöht wurden. Ueber die genau bezeichneten Einnahmen wurde ein Spitalmeister und ein Pfleger über das Ganze gesetzt, dieser war, so lange die Familie G. bestand, aus ihrer Mitte, der Spitalmeister einer aus den übrigen Bürgern. Der Bischof von Bamberg und der Pfarrer von St. Sebald gaben ihre der Stiftungsurkunde einverleibte Einwilligung. Am 5. Februar 1341 gab der Rath, am 24. Februar 1341 der Kaiser seine Bestätigung. Zum Unterschied von dem bei St. Elisabeth bestehenden, schon über 100 Jahre früher gegründeten, später in den letzten Jahren der Reichsstadt mit diesem vereinigten Spital wurde das des G. das neue genannt oder auch das zum heiligen Geist, welchem die Kirche geweiht war. Ursprünglich auf dem Festland, wenn schon ganz nahe am Flusse, wurde durch einen großen Bau von 1487—1527 die ganze Anstalt, in unmittelbarem Anschluß an die Kirche, über das Wasser hinüber geführt, und nur die für die Schule bestimmte Oertlichkeit blieb auf dem rechten Pegnitzufer und heißt noch jetzt der Spitalhof. Der dazu gehörende Kirchhof hörte zwar nach 1520 auf, als Begräbnißplatz benutzt zu werden, verlor aber seinen alten, noch 1800 geführten Namen und fing an Spitalplatz zu heißen, bis er seit 1874 Hans Sachsen-Platz genannt worden ist. Das heilige Geist-Spital ist seit lange ein Pfründhaus für vermögenslose, in Abnahme gekommene Bürger geworden, hat insofern seine frühere Bestimmung, ein Verpflegungshaus für Kranke ad interim zu sein verloren, indem zwar noch immer, da senectus ipsa morbus ist, alternde und absterbende Kranke sich daselbst befinden, aber seit 1845 ein eigenes wohleingerichtetes Krankenhaus außer-

halb der Stadt für dieselben besteht. Dessenungeachtet wird der Stiftung des G. noch immer dankbare Erinnerung getragen und erst vor wenigen Jahren ist durch eine über dem Haupteingang angebrachte Inschrift dieser Pflicht genügt worden. G. erfuhr in seinen letzten Lebensjahren manches Unerfreuliche. Der am 11. October 1347 eingetretene plötzliche Tod Kaiser Ludwigs, seines besonderen Gönners, mag ihn schmerzlich ergriffen haben, und der mit diesem Tod in nahem Zusammenhang stehende Aufstand im Sommer 1348 zwang, wie die entschiedene Mehrheit der reichen und vornehmen Bürger der Stadt auch ihn zur Flucht, so daß auch das Schultheißenamt, dessen auch der aufständische Rath nicht entbehren mochte, in fremde Hände überging und Heinrich vom Berg, einer der wenigen Landadeligen, vielleicht der einzige, der es mit den Aufrührern hielt, dasselbe ausübte. Als aber im Herbst 1349 die frühere Ordnung wieder hergestellt war, übernahm auch G. sein Amt wieder, in welchem König Karl ihn am 3. October 1349 bestätigte. In demselben Jahre gerieth er in Zwist mit seinen Söhnen Heinrich, Leupold und Konrad, die mit seinen Schenkungen unzufrieden waren und Theil an seinen Aemtern begehrten, was durch ein Schiedsgericht am 20. December 1349 geschlichtet wurde, so daß die Söhne einen Theil der Aemter bekamen, dem Vater aber jährlich 300 Pfund abgeben sollten, er aber den Bann und die Weisat (die Naturalbezüge) behielt. Doch scheint er auch als Schültheiß im Amt geblieben zu sein, und als er am 24. Juni 1353 über sein Leichenbegängniß und sein Seelgeräth Anordnungen traf, trug er auch Sorge, alle seine zum Spital gegebenen Güter vor den Antastungen seiner Söhne sicher zu stellen. Er starb am 10. Mai 1356 zu Bamberg, wurde nach Nürnberg geführt und in der Mitte der Spitalkirche begraben, wo noch jetzt sein Bild auf seinem steinernen Grabmal zu sehen ist. Da im Januar 1849 eine große Wassersnoth die Kirche heimsuchte, wurden die alten Grabsteine verlegt, die metallenen Denkmäler an die Wände angebracht, Großen's Grabstein aber gegen den östlichen Eingang hin versetzt.

Will, Münzbel. 11, 347. Würfel, Nachr. 294 ff. Hist. Nor. Dipl. — Murr, Spitalurkunden. Würfel, Pillenreut. Kalender f. 1843, München, litter.-artist. Anstalt. Von den zwei Porträten, die Panzer namhaft macht, scheint das erste nach dem Bild auf dem Grabstein gefertigt zu sein, das zweite, von Decker, ist eine lächerliche Phantasie des vorigen Jahrhunderts.

Lochner.

Große: Henning G., einer der bedeutendsten älteren deutschen Buchhändler, wurde am 14. August 1553 zu Halberstadt geboren, wo sein Vater Rathsherr war. Nachdem er seine Schulbildung zu Braunschweig erhalten hatte, kam er 1566 zu dem Buchhändler Konrad König in Leipzig in die Lehre, bei dem er 10 Jahre verweilte und durch Eifer und Tüchtigkeit dessen Vertrauen in dem Maße erwarb, daß ihm dieser die ganze Geschäftsleitung anvertraute. Nach seines Principals Tode einigten sich mit ihm die Erben wegen der Uebernahme des Geschäftes, welches er nun durch die rastloseste Thätigkeit in solchen Flor brachte, daß es bald zu den hervorragendsten der damaligen Zeit gezählt werden konnte. Er war es, der im Anschluß an den Verleger Peter Kopff und Basse zu Leipzig den Meßkatalog von Frankfurt dahin verpflanzte und so der Leipziger Messe gleichfalls ein Organ ihrer litterarischen und Verkehrs-Wichtigkeit verschaffte. Auch für Anfertigung größerer bibliographischer Hilfsmittel trug er Sorge, indem er im Anschluß an die Basse'sche „Collectio in unum corpus" einen „Elenchus" herausgab oder einen „Index generalis in quo continentur libri omnes, qui . . . usque ad annum 1600 . . . prodierunt". Der erste Leipziger Meßkatalog erschien in der Michaelismesse 1594 und von da ab in ununterbrochener Reihe. Von dem Ansehen, welches sich G. durch seine buchhändlerische Thätigkeit in Leipzig er-

rungen hatte, zeugt seine Ernennung zum Rathsherrn 1590, eine Ehrenstelle, die er aber schon 1592 wieder niederlegte, weil er in religiöse Streitigkeiten und Zänkereien verwickelt wurde. Er wurde nämlich, wie dies auch seinem Fachgenossen Ernst Vögelin (vgl. d. Art.) begegnete, des Kryptocalvinismus verdächtigt, da er sich weigerte, die Visitationsartikel zu unterschreiben, doch verständigte er sich späterhin wieder mit der zelotischen Geistlichkeit. Im J. 1604 legte er, weil die Zahl und Größe seiner Verlagsartikel sich immer mehr vermehrte, neben seiner Buchhandlung auch eine eigene Druckerei an. Er starb den 10. November 1621, 68 Jahre alt, und bethätigte seine Liebe für die Wissenschaften noch bei seinem Tode durch die Stiftung eines Stipendiums für arme Studirende. Das väterliche Geschäft setzte einer seiner Söhne, Gottfried, fort. Eine Buchhandlung von Henning Grosse zu Eisleben, welche schon früher vorkommt, scheint gleichfalls einem Sohne des älteren G. gehört zu haben. Die später unter der Firma „Grossische Erben“ zu Leipzig bestehende Handlung wurde 1759 von Frommann in Züllichau angekauft, so daß man also das jetzt blühende Frommann'sche Geschäft in Jena als die Fortsetzung dieser alten Handlung betrachten kann.

G. Schwetschke, Codex nundinarius Germaniae biseculAris., p. 42 ff. Rößler, Beytr. zur Gesch. d. Buchhandels, S. 59—61. Rodius, De ortu et progr. artis typograph. Kirchhoff, Gesch. d. Buchhandels, II. S. 97—98.

J. Franck.

Grosser: Samuel G., ein Schulmann und Historiker der Oberlausitz, geb. den 18. Februar 1664 zu Paschkowitz im schlesischen Fürstenthum Oels, gest. den 24. Juni 1736 als Rector em. des Gymnasiums in Görlitz. Zu früh geboren gedieh er nur langsam unter der Eltern Pflege, die ihn doch schon im achten Lebensjahre dem Gymnasium in Brieg übergeben konnten. Von dort ging er 1675 an das Magdalenen-Gymnasium in Breslau über, kehrte aber 1678, als der Vater das Pfarramt in Nimtsch erhalten hatte, nach Brieg zurück und wandte sich zuletzt nach Zittau, um unter Chr. Weise seine Schulstudien zu vollenden. Von diesem mannichfach ausgezeichnet bezog er 1683 die Universität Leipzig, an welcher er dann, nachdem er fünf Jahre weiteren Studien gewidmet hatte, über Poesie, Geschichte und Geographie zu lesen begann, wiederholt auch Disputationen veranstaltete. Bereits 1690 wurde er Conrector der Nicolaischule in Leipzig, 1691 Rector des Gymnasiums in Altenburg, 1695 Rector in Görlitz. In dieser Stadt, deren Schule damals in großer Blüthe stand, empfing den ängstlichen Mann aufmunterndes Vertrauen. Er begann seine Wirksamkeit mit einer umständlichen Darlegung der Grundsätze, nach denen fortan unterrichtet werden sollte. G. war einer von denen, welche damals aus den starren Formen der alten Lehrweise herauszukommen suchten und überall das Nützliche, Praktische, Leichte voranstellten. Dabei kamen die alten Sprachen stark in Nachtheil: die lateinische Lectüre schien nur noch als Vorbereitung für stilistische und poetische Uebungen da zu sein, das Griechische trat fast ganz zurück, während die Uebung in der Muttersprache empfohlen und die Thorheit derjenigen gerügt wurde, welche meinten, daß das Deutsche für einen Deutschen sich von selber gebe. Nebenbei erhielten Arithmetik, Logik, Rhetorik, selbst Philosophia naturalis und moralis ihre Stelle; bei der Geschichte aber sollte beachtet werden, daß die alte Geschichte als Sache der Erudition hinter die neuere, welche Sache des Nutzens und des Bedürfnisses sei, zurückzutreten habe. Die Aufführung von Schuldramen betrachtete auch G. als eine praktisch-wichtige Angelegenheit. Vgl. Th. Paur im N. Laus. Magazin, Bd. 43, 112 ff. Seine schriftstellerische Thätigkeit war erstaunlich. Nachdem er bereits in Leipzig und Altenburg eine Reihe von Programmen herausgegeben hatte, ließ er in Görlitz

lateinische und deutsche Gelegenheitsschriften dogmatischen, erbaulichen, pädagogischen, biographischen, litterärgeschichtlichen Inhalts in großer Zahl erscheinen. Für den Unterricht schrieb er „Gründliche Anweisung zur Logica“ (1697), die mehrere Auflagen erlebt und in vielen Schulen Aufnahme gefunden hat; 1699 folgte eine Schulausgabe des Sallust, 1702 die „Theologia thetica elementaris“, 1703 die „Isagoge stili Romani“, erst 1732 die „Philosophia instrumentalis“. Dazwischen beschäftigten ihn sehr eifrige Studien zur Geschichte der Lausitz, als deren Frucht 1714 der stattliche Folioband seiner „Lausitzischen Merkwürdigkeiten“ erschien. Ein Werk der Pietät war die „Vita Chr. Weisii“, 1710, 8⁰. Von seinen frommen Liedern sind manche auch in die Gesangbücher übergegangen. Während seiner langen Amtsführung hat er fünf Jubiläen zur Erinnerung an große Tage der evangelischen Kirche und seiner Schule gefeiert. Reiche Stipendien und andere Vermächtnisse wurden dieser damals zu Theil. Aber allmählich traten in Disciplin und Unterricht große Gebrechen hervor, die zuletzt in schonender Form die Emeritirung des Rectors zur Folge hatten. Sie kam zu spät, da dieser bereits seit zehn Jahren durch körperliche Leiden und schmerzliche Verluste niedergedrückt war. Sein Nachfolger Baumeister (II. 156) ist sein erster Biograph geworden.

Vgl. Schütt, Zur Gesch. des Gymn. in Görlitz (1865), 75 ff., 108 f., und Otto, Lexicon der Oberlaus. Schriftsteller, I. 527 ff. Sein „Ausführlicher Entwurf der im Görlitzer Gymnasio eingerichteten Methode“ ist als Handschrift aufbewahrt im zweiten Bande der Frenzel'schen Collectaneen, welche die Zittauer Stadtbibliothek besitzt. H. Kaemmel.

Großgebauer: Theophil G., auch Großgebaur, Großgebawr geschrieben, geboren zu Ilmenau in Thüringen 1626 oder 1627, wurde 1653 im October zum Diaconus der Jacobikirche in Rostock erwählt, am 22. November vom Herzoge bestätigt, † am 8. Juli 1661. Am 24. October 1650 wurde er von Varenius zum Mag. artium promovirt und gleichzeitig in die philosophische Facultät zu Rostock aufgenommen, wo er auch theologische Collegia las; er galt als tüchtiger Theolog und Hebräer, auch als Kenner der rabbinischen Commentare. Durch seine Kanzelberedtsamkeit war er von solchem Einfluß, daß er das gesammte, sonst so streng lutherische geistliche Ministerium Rostocks zur Empfehlung seines, einzig bei seinen Lebzeiten erschienenen, nachher der Zuneigung zum Calvinismus bezichtigten Buches vermochte. Dieses Werk: „Wächterstimme Auß dem Verwüsteten Zion“, 1661, kehrte sich gegen den geringen Einfluß der Predigt und suchte, was ihm sehr übel genommen wurde, die Schuld theils in den Predigern, theils in der Gemeindeverfassung und der Kirchenzucht. Er verwarf das von der lutherischen Kirche gehaltene, von Luther verworfene Schlüsselamt, wollte von Beichte und Absolution nichts wissen, forderte dagegen ein Laien-Presbyterium und sehr eingehende Kirchenbeaufsichtigung der Gemeindeglieder und strenge Kirchenzucht. Mit jenem näherte er sich thatsächlich der calvinistischen Kirchenverfassung. Hinsichtlich der Zucht kann man ihn einen Vorläufer Zinzendorf's nennen, in seinen religiösen Anschauungen dagegen den Philipp Jacob Spener's. Auf letzteren hat er ohne Frage durch seine Schrift lebhaft eingewirkt, denn derselbe hat noch 27 Jahre nach Großgebauer's Tode eine empfehlende Vorrede zu dessen 26 Predigten geschrieben, die 1698 sein Sohn, der Güstrower Prediger M. Johannes Valentin G., herausgab. Ueber die „Wächterstimme“ hat auf Großgebauer's Wunsch auch die Rostocker theologische Facultät ein Gutachten gegeben, welches recht vorsichtig gehalten ist. O. Krabbe, der noch neuerdings 1866 es für angezeigt hielt, gegen das Auftreten und einen Theil der Lehre Großgebauer's zu polemisiren, gibt an, daß der Facultät actenmäßig der „Unterricht von der Wiedergeburt“ nicht mit vor-

gelegt sei. G. war einer der ersten in den protestantischen Kirchen, welche eine Erneuerung des Taufbundes durch eine Confirmation, d. h. eine Wiederaufnahme der Firmung in entsprechender protestantischer Weise, forderten. Schwachen Leibes ist er schon im 35. Jahre gestorben; vermählt war er mit Margaretha († 4. Juli 1661), einer Tochter des Rostocker Pastors zu St. Nicolai, Poeta laureatus M. Johannes Stein (Diaconus 1616—64, Pastor 1664, † 1683).

Das Parentationsprogr. von Laur. Bodock ist abgedruckt in Goetzii Elogia theol. Germ. II. S. 285. Rostocker Etwas IV. S. 380. Die weiteren Quellen und Nachweise: O. Krabbe, Heinrich Müller und seine Zeit, Rostock 1866, S. 187 ff. Doch setzt Krabbe den Todestag auf den 6. Juli 1661. Krause.

Grossi: Ernst v. G., Arzt, den 21. Juli 1782 in Passau geboren, hatte in Wien Medicin studirt und daselbst im J. 1801 die Doctorwürde erlangt. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, fungirte er daselbst als Hofrath und zweiter Ordinarius am Krankenhause, machte 1803, nach Säcularisirung des Fürstenthums Passau, eine Reise nach Halle, Berlin und Paris und folgte 1804 einem Rufe als Professor der Anatomie, Physiologie und Pathologie nach Salzburg. Zwei Jahre später, nachdem Salzburg unter österreichische Herrschaft gekommen war, kehrte er nach Passau zurück, und unterstützte seinen Vater in dessen sehr ausgebreiteter ärztlicher Praxis, 1808 erhielt er eine Anstellung als Medicinalrath bei dem General-Commissariat des Unterdonaukreises und 1809 einen Ruf als Professor der medicinischen Klinik an die landärztliche Schule in München. Im J. 1814 gab er diese Stellung auf, trat jedoch drei Jahre später wieder als Obermedicinalrath in das Collegium ein, wurde 1824 nach Auflösung desselben zum Professor der Pathologie an der medicinisch-praktischen Lehranstalt und zum Abtheilungsarzt am allgemeinen Krankenhause, und 1826 zum Professor der Klinik an der neu errichteten Universität in München ernannt; ein frühzeitiger Tod in Folge einer, wie es heißt, falsch behandelten Brustfellentzündung machte seinem Leben am 31. December 1829 ein Ende. — Wegen seiner Humanität und ärztlichen Geschicklichkeit von seinen Mitbürgern hochgeschätzt, wegen seiner Liebenswürdigkeit und Lehrfähigkeit von seinen Schülern vergöttert, nimmt G. mit seiner hervorragenden Bildung nicht nur in der Heilkunde, sondern auch in den Naturwissenschaften, und mit der Nüchternheit und Klarheit seines Urtheils eine ehrenvolle Stellung unter den Aerzten seiner Zeit ein. Frei von jeder naturphilosophischen Speculation, auf dem Boden der Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie stehend, von dem Werthe pathologisch-anatomischer Forschungen für die Bearbeitung der Pathologie durchdrungen und jede ihm hiefür gebotene Gelegenheit benützend, hat er in dem von ihm veröffentlichten „Versuch einer allgemeinen Krankheitslehre, entworfen vom Standpunkte der Naturgeschichte“ (in 2 Bänden, 1811, später in erweiterter Form als „Opera medica posthuma“ von seinen Schülern S. Fischer und F. Pruner in 3 Bänden 1831—32 herausgegeben) mit das Beste geliefert, was die deutsche Medicin jener Zeit an derartigen Schriften aufzuweisen hat. Die sachverständige Kritik nahm das Werk mit ungetheiltem Beifalle auf, die große Masse, dem Tagesgötzen der Naturphilosophie huldigend, konnte dieser nüchternen, naturwissenschaftlichen Arbeit keinen Geschmack abgewinnen und ging über dieselbe zur Tagesordnung über, und so ist der Name dieses vortrefflichen Mannes wenig über sein engeres Vaterland, Baiern, hinausgedrungen, das seine Verdienste um die leidende Menschheit und um die Ausbildung der ärztlichen Jugend dankbar anerkannt hat. A. Hirsch.

Großmann: Christian Gottlob Leberecht G. ist geboren zu Prießnitz bei Naumburg den 9. November 1783. Nachdem er in Schulpforte eine tüch-

tige humanistische Vorbildung empfangen hatte, studirte er auf der Universität Jena Theologie. Im J. 1808 wurde er Substitut seines Vaters im Pfarramt seines Geburtsortes. Aber schon 1811 gelangte er zu einem selbständigen Pfarramt in dem Dorfe Gröbitz zwischen Naumburg und Weißenfels. Im J. 1822 wurde er als Diaconus und Professor nach Schulpforte berufen; aber schon im folgenden Jahre folgte er dem ehrenvollen Rufe zu der Würde des Generalsuperintendenten, Oberhofpredigers und Consistorialraths in Altenburg. Endlich wurde er 1828 nach Leipzig berufen, als Pastor zu St. Thomä, Superintendent und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität. Sein Pfarramt hat er am Neujahr 1829 angetreten. Als gelehrter Theologe hat er sich vorzüglich auf das Studium Philo's, seiner Schriften und seines Systems geworfen. Vom J. 1829 an bis 1856 sind zahlreiche Abhandlungen von ihm als akademische Programme in lateinischer Sprache erschienen, welche sämmtlich mit Philo sich beschäftigen. Bald untersucht er die Quellen der Theologie Philo's, bald seine Logoslehre; ferner erörtert er auf Grund Philo's die jüdische Geheimlehre, sodann die Zeitordnung, in welcher Philo seine verschiedenen Schriften verfaßt hat; endlich liefert er Beiträge zur Textkritik Philo's oder gibt ungedruckte Stücke von Philo heraus. Schade, daß der vielbeschäftigte Mann, der allenthalben recht gründlich zu arbeiten gewohnt war, nicht dazu gelangt ist, eine neue kritische Ausgabe des ganzen Philo herauszugeben! Denn er war zu seiner Zeit der hervorragendste Philokenner. Als Superintendent von Leipzig wurde er gemäß der Verfassung von 1831 Mitglied der I. Kammer der Ständeversammlung und vertrat in dieser jederzeit furchtlos und treu die constitutionelle Sache, die Humanität und die Rechte der evangelisch-lutherischen Kirche sowol gegenüber der katholischen Klerisei, als gegenüber dem Staat. Er kämpfte deshalb auch für eine zeitgemäße Reform der protestantischen Kirchenverfassung. Aus Veranlassung des 200jährigen Erinnerungstages der Schlacht bei Lützen legte G. vom 6. November 1832 ab das kleine Senfkorn zu dem Gustav-Adolphs-Verein, der zu einem so großen und segensreichen Baum herangewachsen ist. Als der Plan eines würdigen Denkmals gefaßt worden war, das an dem Platze des Lützener Schlachtfeldes, wo der gefallene König gefunden worden, errichtet werden sollte, war es G., der den Gedanken anregte, ein lebendiges Denkmal dem großen Helden zu stiften, durch regelmäßige Sammlungen für bedrängte evangelische Gemeinden. So trat die Gustav-Adolph-Stiftung ins Leben. Dieselbe gewann jedoch erst nach dem Aufruf des Hofpredigers Karl Zimmermann in Darmstadt von 1841 umfassenderes Wachsthum, und entwickelte sich seit 1842 zu dem „Evangelischen Verein der Gustav-Adolph-Stiftung“. G. blieb, an der Spitze des Centralvorstandes und als Präsident der Generalversammlungen des Vereins, die Seele desselben und durfte die segensreichen Erfolge des Vereins erleben. Der ehrwürdige, biedere und charakterfeste Mann blieb in Wissenschaft und Leben, Kirche und Staat unermüdlich thätig, bis in seinem 74. Jahre, in dem Augenblick, wo er sich anschickte, zur Osterpredigt in die Kirche zu gehen, ihn ein Schlagfluß rührte, in Folge dessen er nach Monate langer Krankheit den 29. Juni 1857 entschlief.

G. Lechler.

Großmann: Gustav Friedrich Wilhelm G., Schauspieler, Schauspieldichter und Schauspieldirector, geb. am 30. Nov. 1746 (so nach der jüngsten Angabe des Freiherrn v. Biedermann im 27. Theil von Goethe's Werken, Hempel'sche Ausgabe, S. 609; sonst immer 1744) zu Berlin, † am 20. Mai 1796 zu Hannover. Ungeachtet G. der Sohn eines armen Schulhalters war, wußte er doch, alle Hindernisse überwindend, seine Studien zu vollenden. Hierauf erhielt er in Danzig bei dem königlich preußischen Residenten v. Jung eine Stellung als Legationssecretär und wurde als solcher zu wichtigen, wenn auch

nicht immer ehrenvollen Geschäften gebraucht (Schlichtegroll, Nekrolog auf 1796 II S. 44). Von Danzig kehrte G. nach Berlin zurück, privatisirte dort und beschäftigte sich mit der schönen Litteratur, in der er nachmals eine große Kenntniß besaß. Seine Thätigkeit brachte ihn in Verbindung mit bedeutenden Leuten, die damals in der heutigen Reichshauptstadt lebten, unter Anderem auch mit G. E. Lessing. Dieser erklärte in einer Gesellschaft, in der sich auch G. befand, daß er zu einem guten Schauspiel vier Vierteljahre brauche, vorwitzig entgegnete G., daß er die gleiche Arbeit bei guter Laune und falls ihm ein guter Stoff vorliege in drei Tagen fertig haben wolle. Angespornt von Ehrgeiz machte er seine Aussage wahr und las drei Tage später in derselben Vereinigung sein Erstlingswerk, das dreiactige Schauspiel „Die Feuersbrunst“ (1773), das manche „theilnehmende Thräne fließen“ machte. Acht Tage später vollendete er ein dreiactiges Trauerspiel „Wilhelmine von Blondheim“ (1775), die „Feuersbrunst“ wurde von Döbbelin am Geburtstag des Herzogs Karl von Braunschweig († 1780) aufgeführt. Eine schwerfällige Uebersetzung von Lessing's „Minna von Barnhelm“ ins Französische hatte G. schon 1772 in Berlin herausgegeben. 1774 kam er auf einer Reise, die er durch Deutschland zu unternehmen beabsichtigte, nach Gotha, wo Seyler Vorstellungen gab und in der Verlegenheit, den Riccaut de la Marlinière passend zu besetzen, G. zur Uebernahme bewog. So betrat G. am 1. Juli als Riccaut de la Marlinière, am 9. Juli d. J. als Marinelli die Bühne, der er sich nun gänzlich zu widmen beschloß und hier am Orte bei Seyler Engagement nahm. Die Theaterzeitung schreibt von dem Kunstnovizen: „Er hat den Riccaut so gemacht, wie er vielleicht noch nie gemacht wurde.“ Wenige Monate nach seinem Debut vermählte sich G. in Gotha am 17. November 1774 mit der schönen Caroline Sophie Auguste Hartmann (geb. 1752 zu Gotha, † am 25. März 1784 zu Bonn), verw. Flittner, aus deren erster Ehe die bekannte Schauspielerin Friederike Unzelmann-Bethmann hervorging. Der Künstler blieb bis zum J. 1778 bei Seyler, bei dem er „Chevaliers, Juden, Thoreks, Frelons, Marinellis, Liebhaber und Bediente“ spielte. Im Kreise bedeutender Schauspieler bildete sich sein Talent, das von nicht gewöhnlichen Geistesgaben und einer feinen Weltbildung unterstützt wurde. Auch dem Schriftsteller verstrich die Zeit während seines Engagements bei Seyler nicht nutzlos. Nicht nur daß er 1775 in die in Cleve erscheinende Theaterzeitung Briefe über verschiedene Gegenstände der Bühne einrücken ließ, sondern er veröffentlichte auch ein Schreiben über die Koch'sche Gesellschaft, „Briefe an Herrn K. in L., die Seyler'sche Bühne in Dresden betreffend“ (1775), und mehrere Theaterstücke, so das einactige Lustspiel „Pygmalion“ nach Rousseau (1776), das vieractige Lustspiel „Der Barbier von Sevilla, oder die unnütze Vorsicht“ nach Beaumarchais und mit Gesängen des jüngeren Benda (1776, N. A. 1784), das fünfactige Lustspiel „Die Irrungen“ (1777) nach Shakespeare, endlich das fünfactige Lustspiel „Henriette, oder sie ist schon verheirathet“, (1777 im zweiten Theil des Hamburger Theaters, 1784 N. A. zum zweiten Mal, separat 1784 [nach Fernbach's Theaterfreund a. 1790]). G. hatte den Stoff zu dieser Arbeit aus der Neuen Heloise genommen und erhielt dafür den von der Direction der Ackermann'schen Gesellschaft unterm 28. Februar 1775 auf Anregung Bode's ausgeschriebenen Preis (Ausschreibung s. u. A. in Nr. 32 der clevischen Theaterzeitung S. 277—79). 1778 schied G. von Seyler, um mit Helmuth die Direction des kurfürstlichen Hoftheaters zu Bonn zu übernehmen, das sie am 26. November 1778 mit einem von Großmann's Freund gesprochenen Prolog, der Aufführung von Wilhelmine von Blondheim und der großen Battori, eröffneten. Anfangs der achtziger Jahre überließ er die Bonner Direction zeitweise seiner Frau und unternahm es mit Erlaubniß seines hohen Herrn, der ihm außer freiem Theater, auch

Orchester und Beleuchtung, einen ansehnlichen Jahrgehalt zur Unterhaltung der Schauspieler zugestanden hatte, in Münster, Göttingen, Pyrmont, Frankfurt a. M., woselbst er am 3. September 1782 das neue Schauspielhaus eröffnet hatte, in Mainz Vorstellungen zu geben. (S. Reichard's Theaterkalender auf 1784 S. 326 f.) 1784 wurde Großmann's Contract als Hofschauspieldirector nicht erneuert, er dankte deshalb seine alte Gesellschaft zum großen Theil in Aachen ab und bildete eine neue Gesellschaft, zu der sich 1786 Klos von Hamburg als Mitdirector gesellte und die nun Köln, Düsseldorf, Bonn ꝛc. bereiste. Frau Rath Goethe stand zu G., den sie bei der Seyler'schen Truppe gesehen hatte und als Schauspieler schätzte, in einem freundschaftlichen Verhältniß und unterstützte ihn durch Rath und That, wie aus einer Reihe ihrer Briefe (von 1777—93) an G. und dessen Frau deutlich hervorgeht. Die Briefe findet man unter dem Titel „Aus G. Kestner's Briefsammlung I" im Archiv für Litteraturgeschichte III S. 109—30, woselbst auch die Briefe Schiller's an G. mitgetheilt sind (S. 277—281), von denen namentlich der erste (8. Februar 1784) der Anerkennung des Adressaten voll ist. Schiller will sich mit „Vertrauen und Bruderliebe" an G., den „vortrefflichen Mann", anschließen und — heißt es weiter — „mein Freund müssen Sie werden, das ist ausgemacht." Die gewünschte Bekanntschaft mit G. machte Schiller noch im April selbigen Jahres. Von Frankfurt a. M. ging G. im Frühjahr 1785 nach Cassel und blieb daselbst bis zum September, auch 1790/91 kam er nochmals dahin. 1787 trennte sich G. wieder von Klos, was zu einer höchst scandalösen Affaire Veranlassung gab. In einer drei Bogen starken Schrift „An das Gerechtigkeitsliebende Publikum von G. F. W. Großmann" (1787) schilderte er die Vorgänge. (Vgl. Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, 1787 St. 13 S. 193—200.) G. wandte sich über Bonn nach Aachen und von hier nach Hannover, wo er die Vorstellungen am 12. April 1787 (wie die zuverlässigeren Ephemeriden der Litteratur und des Theaters 1787, St. 46 S. 315; am 7. d. M., wie die weniger zuverlässige Müller'sche Chronik des königlichen Hoftheaters zu Hannover S. 80 auf Grund handschriftlicher Aufzeichnungen mittheilt) mit Otto v. Wittelsbach begann. Die Leistungen der Gesellschaft wurden günstig aufgenommen und am 5. Mai 1787 kam ein Contract zu Stande, der G. das Recht verhieß im königlichen Theater vom 1. October bis 8. December und vom 26. December bis zur Fastenzeit 54 Vorstellungen zu geben. Dieser Vertrag wurde am 7. Juni auf ein Jahr erneuert, indeß nahm jetzt Großmann's Schicksal eine ungünstige Wendung. Das psychische Leiden des Königs Georgs III. wurde zur Ursache, daß vom 19. Nov. 1788 an das Theater längere Zeit geschlossen bleiben und G. anderweit ein Unterkommen suchen mußte. Er wandte sich nach Lübeck, verlor aber durch diesen Zug mehrere tausend Thaler. Von dieser Zeit an datirt Großmann's finanzieller Ruin, der schon im Sommer 1789 die Gründung eines Comité's in Hannover nöthig machte, das die finanzielle Leitung übernahm. Die Grenzen des Repertoirs wurden enger gezogen, das Personal reducirt; Vorstellungen fanden statt vom 1. October bis 11. December (32), vom 28. December bis 1. Februar (15), von Ostern bis Anfang Juni (20—24). Während der übrigen Zeit gab G. in Braunschweig, Celle, Pyrmont, Osnabrück und Bremen Vorstellungen, wofür er eine Extravergütung von 350 Thalern von dem Comité empfing. Namentlich in letztgenannter Stadt wurde ihm freundliche Aufnahme, 1792 bewilligte ihm die Stadt ein fünfjähriges Privilegium und außerdem eine Summe von 5000 Thalern zur Erbauung eines Schauspielhauses, das auch bereits am 17. October d. J. mit Cosarara's „Lilla" eröffnet wurde. Er spielte vom Tage der Eröffnung bis 21. December, dann vom 17. September 1793 bis 3. Januar 1794, vom 1. October selbigen Jahres bis 6. Januar 1795 und vom 6. October

d. J. bis 7. Januar 1796. Die „Rheinischen Musen“ von 1794 und 1795 gedenken zum öfteren der Leistungen der Großmann’schen Gesellschaft in Bremen. Inzwischen war mit G. allmählich eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, die bei sorgfältiger Prüfung zu der Gewißheit führt, daß eine Geistesstörung den vielseitigen Mann zu sonst nicht gekannten Excentricitäten trieb. Allgemein ist man der Ansicht, daß die Gluthen, die im Westen die französische Revolution entflammt, auch sein Blut in stärkere Wallungen gebracht und vielfach jene Excentricitäten verschuldet haben. Den Höhepunkt erreichte dieser unnatürliche Zustand bei der Aufführung der Farce „Wer wird sie bekommen“ (am 3. Februar 1795), in der G. gelegentlich den Cantor Ferbius spielte und dabei extemporirend in schärfster Weise Religion, Regierung, Fürsten, Gelehrte, Schriftsteller, kurz alles Mögliche verspottete, obwol seine Gönnerin die Prinzeß Karoline von Braunschweig und die regierende Herzogin von Braunschweig anwesend war. Am 5. Februar von der Regierung aufgefordert sein Benehmen zu rechtfertigen, reichte er eine 3—4 Bogen starke Schrift ein, die anstatt zu rechtfertigen von Neuem beleidigte, was ihres Verfassers Abführung ins Gefängniß zur Folge hatte. Als sich die Symptome der Schwindsucht bei ihm zeigten seiner Familie zurückgegeben, gedachte G. seine Werke herauszugeben, bewies aber noch bei diesem Vorhaben seine geschwächten Geisteskräfte, die vielleicht von einer schweren Krankheit, welche ihn im September des J. 1794 dem Tode nahe brachte, besonders gelitten haben mochten. Die Bühne durfte G. nach seiner Haftentlassung nicht mehr betreten, mußte auch den Directionsgeschäften fernbleiben. Am 20. Mai 1796 endete der Tod das bewegte Leben des vielseitigen Mannes. Wie G. schon als Schauspieler, wenn auch in seinem Repertoir beschränkt, doch auf dem kleinen Gebiet meisterhaft, so zwar, daß ihn Mr. Bernhard in der „Biographie universelle“ (1817 T. 18 pag. 540) „sans contredit, le premier acteur ... comique d’Allemagne“ nennt, was freilich etwas viel gesagt ist — so hat er sich auch als Director Verdienste um das Theater und das Theaterwesen reichlich erworben. Die Absicht des Kurfürsten von Köln, als G. das Hoftheater zu Bonn übertragen wurde, „die Schauspielkunst in seinem Lande zu einer Sittenschule für sein Volk zu erheben“, hat G. meist zu seiner Devise gemacht und erst später dem allgemeinen Geschmack nachgegeben, als er an dem Verständniß des Publikums zweifelte. Man bemerkt in dem Repertoir seiner Gesellschaft neben leichterer Waare das Beste, was die Dramatiker damaliger Zeit boten. Ebenso findet sich unter seinem Personal mehr als eine bedeutende Kraft, so namentlich Frau Fiala, Friederike Flittner (nachmalige Unzelmann-Bethmann), Steiger, Liebich, Bösenberg, Ambrosch, Keilholz, Denner, Neuhaus, Unzelmann u. A. Auch die schon von Ekhof angeregte, später wieder von Seyler aufgenommene Idee: eine Pensionsanstalt für alternde Schauspieler zu begründen fand in G. einen begeisterten Anhänger und es ist bezeichnend für seine Anschauungen, daß der Beitritt dazu demjenigen als eine Prämie zuerkannt werden sollte, der sich durch Talente und gute Aufführungen darum verdient gemacht hatte. Als Dramatiker hat er außer den schon erwähnten Arbeiten noch verfaßt das vieractige Schauspiel „Adelheid v. Veltheim“ (1780), zu dessen abenteuerlicher, oft nachläſſig ausgeführter Handlung Neefe die Musik geschrieben hat; „Was vermag ein Mädchen nicht“, ein Singspiel, das G. mit vielem Geschick für eine schon vorhandene Musik Neefe’s schrieb (1789); einen Band „Singspiele nach ausländischen Mustern für die deutsche Bühne“, (1783, Inhalt: „Was einem recht, ist dem anderen billig“; „Eigensinn und Launen der Liebe“, beides dreiactige Singspiele nach dem Italienischen; „Die Reue vor der That“, Singspiel in einem Act); „Papa Harlekin, König, und Söhnchen Harlekin, Kronprinz“, ein fades heroisches Schauspiel in fünf Acten nach dem Französischen des Herzogs von Choiseul (1791), und das fünfactige Familiengemälde

„Nicht mehr als sechs Schüsseln" (Bonn 1780, 2. Auflage 1780, 3. verbesserte Aufl. 1785). Das letztere Stück ist das bekannteste Großmann's, bei allen Mängeln der Technik, der groben Entwickelung fesselt es durch die Weltkenntniß, mit der der Verfasser arbeitete, das gut gewählte und benutzte Sujet, die wahre und lebendige Darstellung der Charaktere. Jördens nennt es „das Vorbild der neueren Familiengemälde". Was G. sonst noch veröffentlicht hat, ist rasch aufgezählt: in Bonn gab er zwei Studien „Dramaturgische Nachrichten" (1780), mit v. Hagen in Halle ein „Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters" (Halle 1773), heraus, verfaßte Prologe, Epiloge ꝛc., die im gothaischen Theaterkalender, Theaterjournal, Leipziger Musenalmanach ꝛc. zu finden sind. Von hohem Interesse ist seine Schrift „Lessing's Denkmal, eine vaterländische Geschichte, dem deutschen Publikum zur Urkunde vorgelegt" ꝛc. (1791), in welcher der Verfasser erzählt, wie er, bestrebt Lessing ein öffentliches Denkmal zu setzen, sich (October 1788) an alle Bühnen Deutschlands mit der Bitte gewandt habe, die Einnahme einiger Vorstellungen dem Unternehmen zuzuwenden, wie sehr er sich aber in der von ihm erwarteten Opferfreudigkeit des Theaters getäuscht. Bekannt ist es, daß der Autor der gemeinen Schmähschrift „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn" ꝛc. Kotzebue, in der „Zueignungsepistel" zu dem unflätigen Opus G. als Gesinnungsgenossen hinzustellen versucht hatte: der also Beleidigte erklärte indessen den Schreiber öffentlich als Verläumder. — Verehelicht war G. zwei Mal, zuerst mit der vorzüglichen Frau, aber als Schauspielerin wenig bedeutenden S. A. Hartmann (s. o.), der K. G. N(effe) unter dem Titel „Karoline Großmann. Eine biographische Skizze" (Göttingen 1784), eine Gedächtnißschrift widmete, die aber eigentlich nur durch Briefe der Biographirten einen Werth hat, das andere Mal mit der Sängerin und Schauspielerin Schrott (Schrot, Schroth?), die, wie aus einem Brief der Frau Rath Goethe an G. (a. a. O. S. 122 ff.) hervorgeht, in nicht besonderem Rufe gestanden haben muß. Kinder Großmann's haben ebenfalls die Bretter betreten, ohne Nennenswerthes zu leisten.

Vgl. außer den zahlreichen schon im Text angeführten Quellen und den fortlaufenden Nachrichten in den betr. Jahrgängen des Reichard'schen Theaterkalenders die zahlreichen für die Geschichte der Großmann'schen Gesellschaft wie für die Theatergeschichte überhaupt belangreichen fortlaufenden Berichte in den dramaturgischen Nachrichten zu Bonn (St. 2), im Theaterjournal für Deutschland (St. 20 S. 12—66, St. 21 S. 62—85, St. 23 S. 51—85, die Zeit vom 20. Februar 1780 bis 25. Juli 1783 umfassend), in Behncken's Gesch. des Bremischen Theaters S. 45—67, in der Litteratur- und Theaterzeitung (1784 Nr. 31 S. 79, Nr. 35 S. 129—36, Nr. 36 S. 144—52, Nr. 37 S. 166—72, enthaltend 30. Juni 1784 bis 24. August d. J.). Ephemeriden der Litteratur und des Theaters 1786 St. 11 S. 172—76 vom 3. Nov. 1785 bis 28. Febr. 1786, St. 23 S. 364—66, St. 24 S. 380 f., vom 18. April bis 20. Mai 1786, St. 28 S. 39—41, vom 22. Mai 1786 bis 8. Juli 1786, 1787 St. 46 S. 315—18, St. 51 S. 390—93 vom 10. April 1787 bis 7. Decbr. d. J.; Lynker, W., Geschichte des Theaters u. der Musik in Kassel; Rheinische Musen (1794/95); Danzel (Guhrauer), Lessing, sein Leben u. seine Werke. Eine Silhouette Großmann's findet man im Offenbacher Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielliebhaber (1799 Nr. 1), sein Porträt von Geyser nach Cöntgen in Reichard's Theaterkalender (1783 Titelkupfer); außer diesem existiren Stiche von Göpfert und Ganz, der des ersteren, in Röthelmanier ausgeführt, soll am ähnlichsten sein.

Joseph Kürschner.

Grot: Joachim Christian G., lutherischer Prediger in St. Petersburg, wurde am 14. Juni (nicht Januar) 1733 zu Plön in Holstein geboren. Nach

Beendigung seiner Studien in Jena wurde er Hauslehrer, zuerst in Holstein, dann in Königsberg, in St. Petersburg und zuletzt beim Hofmarschall v. Deiler in Narwa. Von hier aus wurde er im J. 1764 als Nachfolger von Johann Georg Meintels zum Pastor der deutschen lutherischen Gemeinde auf Wassily Ostrow zu St. Petersburg, welche 1771 den Namen Catharinengemeinde annahm, berufen, in welcher Stellung er bis zu seinem am 2. Januar a. St. 1800 erfolgenden Tode verblieb; seit dem J. 1797 war er zugleich Propst und Senior der protestantischen Geistlichkeit. Schon in seiner Jugend verfertigte er geistliche Lieder, welche sich durch eine gewisse Leichtigkeit der Sprache und Form auszeichneten. Seit dem J. 1767 wirkte er in St. Petersburg für die Einführung eines neuen Gesangbuches; endlich bestimmte er seine Collegen an der Petrikirche zur Herausgabe einer Sammlung, die zunächst neben dem alten, dem rigaischen Gesangbuche, gebraucht werden sollte; diese erschien im J. 1773. Allmählich verdrängte diese Liedersammlung das alte Gesangbuch ganz aus den genannten Gemeinden und nun wurde im Verein mit dem Geistlichen der Annenkirche, in welcher bisher nur das alte Gesangbuch gebraucht war, ein ganz neues Gesangbuch entworfen, welches unter dem Titel „St. Petersburgische Sammlung gottesdienstlicher Lieder für die öffentliche und häusliche Andacht evangelischer Gemeinden", im J. 1783 erschien und 57 eigene Lieder Grot's enthielt. Dieses Gesangbuch erschien bis zum J. 1808 in wiederholten Auflagen; zu seiner Charakteristik genügt, daß in ihm sogar Lieder, wie „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und „Nun danket alle Gott" ursprünglich fehlen; es ist eine ganz nach dem Geschmacke der Aufklärung veranstaltete Sammlung. G. hat noch viele andere eigene „Religionslieder" drucken lassen, auch fremde umgearbeitet; eine Sammlung derselben erschien 1793 als „Beitrag zur Beförderung der Gottesverehrung und guter Gesinnungen". Diterich hat in sein Gesangbuch für die häusliche Andacht 1787 von Grot's Liedern 23 aufgenommen und dadurch sind einige derselben weiter verbreitet worden. Während sich in den deutschen Gesangbüchern der Ostseeprovinzen nach Koch (s. unten) keines seiner Lieder mehr befindet, soll sein Lied „Groß wird des Sünders Elend sein" noch in einigen Gesangbüchern Deutschlands anzutreffen sein. Bemerkt mag auch noch werden, daß es von G. drei gedruckte „Kanzelreden" gibt, die er in den Jahren 1769—71 „von der Rechtmäßigkeit der Blatterneinimpfung" gehalten hat.

Ein Verzeichniß seiner Schriften gibt Meusel, Lexikon IV. S. 398 ff. Vgl. auch Lübker und Schröder, Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen und eutinischen Schriftsteller, 1. Abth. S. 197. Koch, Gesch. des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VI. S. 292. Heerwagen, Litteraturgeschichte der geistlichen Lieder und Gedichte neuer Zeit, 2. Thl., S. 88—91.

Bertheau.

Grote: Graf August Otto G., Diplomat, ein Sohn des hannoverschen Generallieutenants Otto v. G., wurde am 19. November 1747 zu Celle geboren. Nachdem er seit dem J. 1763 die Ritterakademie zu Lüneburg, die Universität Göttingen und die Straßburger Akademie besucht hatte, begann er 1768 seine öffentliche Laufbahn als Drost in hannoverschen Diensten. Im folgenden Jahre wurde er Kriegsrath; 1772 erhielt er den hannoverschen Kammerherrnschlüssel und unternahm sodann eine längere Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und England, wobei er in Berlin die Ehre hatte, Friedrich dem Großen vorgestellt zu werden. Seit 1775 lebte er in Hamburg und erhielt daselbst im folgenden Jahre seine Ernennung zum wirklichen kurkölnischen, sowie zum bischöflich münsterischen Geh. Rath und bevollmächtigten Minister im niedersächsischen Kreise. Nach der Säcularisirung Kölns trat er in preußische Dienste über, wurde 1804 außerordentlicher Gesandter und bevoll-

mächtigter Minister im niederdeutschen Kreise und erhielt 1806 das Prädicat „Excellenz". Gleich nach dem Antritt des neuen Postens fand er bei den damaligen schwierigen politischen Verhältnissen die gewünschte Gelegenheit, um eine umfangreiche diplomatische Thätigkeit zu entfalten, zu der ihn seine hervorragende geistige Begabung, sowie die auf Reisen gesammelte Weltkenntniß in besonderem Grade befähigten. Nach der Besetzung Hamburgs durch die Franzosen im J. 1806 begab er sich als accreditirter Minister für das Herzogthum Holstein nach Altona, kam aber nach dem Tilsiter Frieden im J. 1807 wieder nach Hamburg und wurde dann im J. 1809 in den preußischen Grafenstand erhoben. Als Hamburg durch Napoleon's Machtspruch dem französischen Kaiserreiche einverleibt war, ging er nach Berlin, kehrte aber 1812 als General-Commissär bei den damaligen Departements der Elbe, Weser und Ems nach seinem früheren Wohnsitze zurück unter gleichzeitiger Beibehaltung seiner früheren preußischen, sowie der ihm seit kurzer Zeit ebenfalls übertragenen mecklenburgischen Gesandtschaft. Im J. 1813 ward er Gesandter in Dresden, erhielt jedoch noch im selben Jahre nach Wiederherstellung der hamburgischen Freiheit seinen alten Gesandtschaftsposten wieder und rettete damals durch seine ebenso geschickte, wie menschenfreundliche Intervention zu Gunsten einer Anzahl französischer Kriegsgefangenen das Leben und Vermögen von mehreren tausend Hannoveranern, die als Erwiderung des von ihm veranlaßten humanen Vorgehens der russischen Militärbehörde von den Franzosen auf freien Fuß gesetzt wurden. Während der zweiten Occupation Hamburgs durch die Franzosen begab er sich nach Rostock an den mecklenburgischen Hof, kehrte jedoch noch vor dem Abzuge der Franzosen im Mai 1814 nach Hamburg zurück. Die großen Verdienste, die er sich während der Zeit der politischen Wirren erworben, wurden durch Verleihung des eisernen Kreuzes und zahlreicher anderer Ehrenzeichen in gebührender Weise gewürdigt. Unter allgemeiner Theilnahme und großen Festlichkeiten beging er 1818 sein 50jähriges Dienstjubiläum und 1826 die seltene Jubelfeier einer 50jährigen Residenz in Hamburg, bei welcher Gelegenheit ihm auch das Ehrenbürgerrecht dieser Stadt verliehen wurde. Er starb den 26. März 1830.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 1832, S. 249 ff. Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, Bd. III, Hamburg 1851, S. 427 und 467. Nekrolog im hamburgischen Correspondenten, 1830, Nr. 50.

W. v. Melle.

Grote: Johann G., Baumeister, vollendete nach archivalischen Angaben seit 1339 den Bau der St. Marienkirche zu Wismar, deren Chor 1353 geweiht wurde. Er lebte noch 1361. Kr.

Grote: Otto G., der älteste Sohn des Großvogts Thomas G. (s. d.), wurde 1636 den 25. December zu Sonderburg in Schleswig geboren. Bis ins 15. Lebensjahr im elterlichen Hause von Informatoren unterrichtet, besuchte er seit 1651 die Ritterschule zu Lüneburg und bezog nach zwei Jahren die Universität Helmstädt. 1656 ging er auf Reisen, zunächst nach den Niederlanden, wo er in Leiden zur Fortsetzung seiner Studien längere Zeit verweilte, dann nach Frankreich, Italien und England. Als er nach fünf Jahren heimkehrte, übertrug ihm König Friedrich III. von Dänemark die Stelle als Hofmeister bei seinem Sohne Georg. Hatte schon Herzog Christian Ludwig zu Celle, in dessen Diensten sein während seiner Studienzeit verstorbener Vater segensreich gewirkt hatte, sein Augenmerk auf ihn gerichtet, so gelang es doch erst dem Bruder, Herzog Johann Friedrich bei seinem Regierungsantritt im J. 1665, von dem Schwager die Entlassung Grote's aus dänischen Diensten zu erwirken. Noch nicht 30 Jahre alt, ohne vorher ein öffentliches Amt bekleidet zu haben, wurde

G. zum Geheimen Kammerrath ernannt und nahm bald eine der ersten Stellen in der Regierung des hannoverschen Landes ein. 28 Jahre lang hat er seinen Posten innegehabt, unter zwei sehr verschiedenartigen Fürsten, in schwierigen, überaus ereignißreichen Zeiten. Gleich beim Regierungsantritte, als es mit dem Bruder Georg Wilhelm zu bedenklichen Händeln der Succession wegen zu kommen drohte, sandte ihn Johann Friedrich nach Frankreich, um sich des Beistandes Ludwig XIV. zu versichern. Auch bei den nachfolgenden Tractaten, die am 2. September 1665 zum Abschluß kamen und den Streit dahin verglichen, daß Georg Wilhelm das Fürstenthum Celle nebst Diepholz und Hoya, Johann Friedrich Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen erhielt, war G. betheiligt. Die diplomatische Gewandtheit, die er bei diesem und anderen Geschäften entwickelt, zusammen mit seinem feinen, weltmännischen Wesen verschafften ihm die volle Gunst seines Herrn. Von Venedig aus, wohin er sich 1667 mit Johann Friedrich begeben, knüpfte er die Verhandlungen mit dem französischen Hof über dessen Vermählung an und war im October 1668 der Vertreter des Herzogs, dem auf dem Schlosse der Condé's, Chantilly, die jüngste Tochter des Pfalzgrafen Eduard, Henriette Benedicta, angetraut wurde. Die Hinneigung Johann Friedrichs zu Frankreich und der Katholicismus, zu dem der Herzog gleich der Familie des Pfalzgrafen übergetreten war, haben bei dieser Eheschließung wesentlich mitgewirkt. Daß G. bei aller Geschmeidigkeit seiner Natur die Landesinteressen seinem Herrn gegenüber wahrzunehmen nicht versäumte, zeigt sein Verhalten in den kirchlichen Angelegenheiten. Konnte er das katholische Wesen nicht vom Hofe fernhalten, mußte er Hofchargen und Militärstellen den Katholiken zugestehen, so sorgte er doch dafür, daß der Geheimerath und die landesherrlichen Collegien frei von ihnen blieben und daß die Landeskirche ungeschädigt fortbestand. Als im J. 1673 Justus Gesenius starb, gelang es ihm, gegen die katholische Partei, die den Platz im Consistorium unbesetzt lassen wollte, gemäß dem Wunsch der Landstände Gerhard Molanus, früher Professor der Theologie in Rinteln, in die einflußreiche Stelle zu bringen. Was vom Herzog erlangt wurde, war nur durch zähes Festhalten gepaart mit klugem Eingehen auf seine Neigungen zu gewinnen. In beidem mochte G. Meister sein, aber ein Fürst, dessen Ideal Ludwig XIV. war, der das Wort: ich bin Kaiser in meinem Lande, nicht blos im Munde führte und ein Heer von 14000 Mann unter dem ihm von Frankreich zugesandten General v. Podewils hielt, ließ sich in seinen Plänen nicht leicht durch die Vorstellungen der Landstände oder die Bedenken seiner Räthe irre machen. Da er weder dem Kaiser, noch dem Hause Hohenzollern, noch auch seinen eigenen Brüdern trauen zu dürfen meinte, glaubte er durch engen Anschluß an Frankreich für sich selbst am besten zu sorgen. Gerade diese Verbindung zu unterhalten, war Grote's Aufgabe. Er stand in lebhafter Correspondenz mit Pomponne, dem Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten in den J. 1671—78; wiederholt erschien er als Gesandter seines Herrn bei Ludwig XIV. Die Fremden, Franzosen und Italiener, die sich zahlreich an den hannoverschen Hof herandrängten, rühmen ihm nach, daß er großmüthig, ganz voll Geistes sei und sehr wohl französisch rede, schier als deutsch. Alle Verhandlungen mit Frankreich gingen durch seine Hand. Im August 1669 nahm er an den Berathungen zu Burgdorf Theil und protestirte namens seines Herrn gegen die Ablehnung der von Gourville dem welfischen Gesammthause gemachten Bündnißvorschläge. Am 10. Decbr. 1672 schlossen dann G. und der Kammerrath v. Witzendorf mit Verjüs einen Vertrag ab, in welchem sich Johann Friedrich gegen den Empfang französischer Subsidien zur Stellung von 10000 Mann verpflichtete. Während die benachbarten norddeutschen Fürsten, unter ihnen Johann Friedrichs eigene Brüder, mit

dem Kaiser gegen Frankreich und Schweden zusammen standen, ging er in Verkennung der Interessen seines Landes soweit, daß er Ende des J. 1674 G. und Witzendorf bevollmächtigte, einen Defensionstractat mit Schweden abzuschließen. Als ihn im nächsten Jahre der Tag von Fehrbellin die bisherige Verbindung aufzugeben nöthigte, war er doch nach kurzer Zeit wiederum zur Verständigung mit Frankreich bereit, und im October vermittelten G. und Witzendorf einen neuen Vertrag mit Verjüs, der im folgenden Jahre noch befestigt wurde. Als am 8. Decbr. 1679 Ernst August seinem Bruder Johann Friedrich succedirte, bestätigte er G. in seinem Amte. Das Regierungsreglement von 1680, das der Geschäftsführung eine festere Basis gab, überwies ihm den Vorsitz im geheimen Rathe für alle Kriegssachen, Platen in allen anderen Angelegenheiten. Mochte Franz Ernst Freiherr v. Platen, der schon seit 1668 in Osnabrück als Ernst August's geheimer und Kammerrath gewirkt hatte, als die Spitze der Verwaltung erscheinen, in der That bildete G. bei allen Besprechungen des geheimen Raths den Mittelpunkt, zumal er seit dem Tode des Geheimraths Voß im Jahre 1682 zugleich Chef der Kammerdeputation wurde und damit Kriegs- und Finanzwesen, die wichtigsten Machtmittel des neuen Regierungssystems, in seine Hand bekam. Daneben übernahm er nach wie vor auswärtige Missionen, und gerade die für die Geschichte des Landes folgenreichsten sind von ihm ausgeführt worden. Das erste diplomatische Geschäft unter der neuen Herrschaft war die Vertretung des braunschweig-lüneburgischen Gesammthauses auf dem Congresse zu Frankfurt a. M. vom J. 1681, der die Beschwerden gegen Frankreich wegen Nichterfüllung des Friedens von Nymwegen abstellen sollte. Gelang es auch G. sowenig als Platen im J. 1678, die Anerkennung des suprematus seines Herrn und des dem entsprechend seinen Gesandten beizulegenden Ranges zu erwirken, so erfreute doch sein im reichspatriotischen Sinne abgegebenes masculum votum die öffentliche Meinung, die bisher Hannover franzosenfreundlich stimmen und handeln zu sehen gewohnt war. Beweis dessen ist namentlich der Briefwechsel Leibnitzen's, der jene Ansprüche des herzoglichen Hauses in seinem „Caesarinus Fürstenerius“ theoretisch zu begründen versucht hatte, und da die anfangs beabsichtigte Theilnahme an der Reise nach Frankfurt unterblieb, mit dem „Herrn Ambassadeur v. G.“ wenigstens lebhaft correspondirte. Die aus den politischen Stellungen dieser Jahre sich entwickelnde Association, zu der sich mit Schweden und dem Kaiser das Haus Lüneburg verband, brachte letzteres bei der Haltung Brandenburgs und Dänemarks bald in eine schwierige Lage. Dem zu begegnen, verhandelte G. im Herbst 1683 zu Hamburg und Rendsburg mit den dänischen Ministern und ging im December auch nach Berlin, wo er im folgenden Jahre noch wiederholt erschien und neben der politischen Annäherung auch die Familienverbindung vermittelte, die in der Vermählung des Kurprinzen Friedrich von Brandenburg mit Sophie Charlotte, der Tochter des Herzogs Ernst August (September 1684) ihren Ausdruck fand. G. hatte am Berliner Hofe seitdem besonders die Gunst des Kurprinzen gewonnen, so daß man davon sprach, er werde ihn, sobald er zum Throne gelange, zu seinem Minister machen. Diplomatische Schwierigkeiten, wie sie sich unaufhörlich aus der Rivalität der beiden Nachbarstaaten ergaben, wurde G. wiederholt ausersehen, zu vermitteln. Doch für die wichtigste Aufgabe, die sich Ernst August gesetzt hatte, die Erlangung der Kurwürde, war ihm der Beistand Brandenburgs sicher, und man hat immer angenommen, G. habe die Familienverbindung des hannoverschen Hauses mit dem hohenzollernschen im Hinblick auf jenes Ziel zu Stande gebracht. Als Vorbedingung der Kurwürde galt es, die Primogenitur im hannoverschen Fürstenhause festzustellen. Es zeugt für Grote's staatsmännischen Ruf, wenn Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der entschiedene Gegner

der geplanten Ordnung, gegen Leibnitz im Sommer 1685 äußerte, die ganze Sache komme zweifelsohne von Groten her, der dieser Lande Histori und Gelegenheit wenig kundig. Es blieb ihm nicht erspart, den thatsächlichen Widerstand, den Prinz Maximilian Wilhelm der Durchführung der väterlichen Absicht entgegenstellte, an dessen Genossen, dem Oberjägermeister Moltke ahnden zu müssen: G. erkannte gegen ihn im geheimen Rath wegen Hochverraths auf Todesstrafe, obgleich der Angeklagte allezeit sein guter Freund gewesen sei. Um dieselbe Zeit gelang es vornehmlich Grote's kluger Politik, die Angelegenheit der neunten Kur auf ihrem schwierigen Wege erheblich vorwärts zu bringen. Mag sich auch die gewöhnliche Erzählung von einem zwischen ihm und dem kursächsischen Feldmarschall v. Schöning vereinbarten Neutralitätsvertrage, mit dem G. nach Wien geeilt sei und den Kurtractat erlangt habe, nicht aufrecht erhalten lassen, so ist doch soviel richtig, daß die Bildung einer dritten Partei zwischen der kaiserlichen und der französischen, zu der Schweden, Münster und Hannover gehörten, und die Bemühungen Grote's bei seinem Aufenthalte zu Dresden und während der Conferenz zu Torgau im Januar 1692 Kursachsen für diese Partei zu gewinnen, ein sehr wirksamer Hebel waren, um den Kaiser Leopold, der der Truppen Ernst August's für den Türkenkrieg bedurfte, dahin zu bringen, daß er unterm 22. März 1692 mit dem Abgesandten Hannovers Limbach den Kurtractat abschließen ließ. Aber jeder weitere Schritt rief neue Verwickelungen und Anstände hervor. Im Juli begab sich G. selbst nach Wien. Erst gegen Ende des J. 1692 gelangte man ans Ziel. Am 19. December empfingen G. und Präsident v. Limbach in der Hofburg zu Wien die Investitur aus der Hand Leopolds I. Vor Uebergabe des Kurhuts pries G. in einer Anrede den Kaiser, in der er ihn mit Friedrich II. verglich, der zum Heil des Reichs einen braunschweig-lüneburgischen Herzog hervorgerufen habe. Die Anforderungen der Ceremonie hatten ihn so angegriffen, daß er erklärte, lieber sein Leben lassen zu wollen, als sie noch einmal zu überstehen. Es ist bekannt, welche neue Schwierigkeiten der Introduction des Kurfürsten Ernst August in das Kurfürstencollegium in den Weg traten. G., der im Januar 1693 von Wien heimgekehrt war, mußte schon im Februar auf mehrere Monate dahin zurück. An der Spitze der gegen die neunte Kur opponirenden Fürsten stand Dänemark; dazu kam ein Conflikt mit Braunschweig-Lüneburg wegen der Succession in Lauenburg, der zu einer Beschießung von Ratzeburg führte. Ein Gesandtencongreß zu Hamburg verhinderte weitere Gewaltthätigkeiten. Während seiner Anwesenheit zu Hamburg, ein Krieger auf dem Schlachtfelde, starb G. am 5. September 1693. Während der Reichshofrathspräsident Graf Oettingen frohlockend darauf hinwies, wie der Teufel, dessen Erfindung die neunte Kur, eines seiner würdigen Instrumente nach dem andern hole, trauert ein Distichon von Leibnitz um ihn als die Zierde des Jahrhunderts. — Am 6. December wurde er in der Neustädter Hofkirche zu Hannover bis zur Ueberführung in das Erbbegräbniß beigesetzt. — G. war verheirathet mit Anna Dorothea v. Ahlefeld, Tochter des dänischen Obersten Heinrich v. Ahlefeld, die ihm 11 Kinder gebar, von denen 5 Söhne den Vater überlebten. Den 1. Juli 1689 war er mit seinem Bruder Thomas vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben. Seinen wahrhaft adelichen Sinn beweisen die Verhaltungsregeln, die er seinen Söhnen, als sie 1690 nach Frankreich und Italien gingen, auf die Reise mitgab, am besten der Satz: „N'oubliez pas que votre naissance ne vous donne aucun droit envers vos concitoyens, mais qu'elle vous donne le devoir d'être des premiers pour les défendre contre l'ennemi; ce devoir est seul votre avantage; si vous l'exécutez bien, soyez en contents, mais n'en soyez jamais fiers.“

Hermann Barkhaus, Leichenrede, Hannover 1694. Spittler, Geschichte Hannovers 2, S. 287 ff. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig u. Lüneburg 3, S. 226 ff. v. Ranke, Preuß. Geschichte 1, S. 348 ff. (Werke 25, 26); Abhdlgen. S. 84 ff. (Werke 24). Droysen, Geschichte der preuß. Politik III. 3, S. 816 ff.; IV. 1, S. 25, 127, 133. Leibnitz' Werke, hg. von O. Klopp 5, S. XXII, 112, 163; 6 S. LII, LVII, 443. O. Klopp, Fall des Hauses Stuart 6, S. 42 ff., 125 ff. Schaumann, Erwerbung der neunten Kur (Ztschr. des histor. Ver. für Niedersachsen 1874). Correspondenz der Herzogin Sophie mit Geh. R. v. Oberg 1683—84, hg. von Frhrn. v. Löhneysen (das. 1869, S. 324). Des Kammerpräs. O. G. Verhaltungsregeln für seine Söhne (das. 1849, S. 375). F. Frensdorff.

Grote: Thomas G., geboren 1594 den 26. December, † zu Celle 1657 den 11. Februar. Er war der Sohn des celleschen Landraths Otto G. auf Brese und der Elisabeth v. Holle; besuchte das Gymnasium zu Halle und studirte 1610—16 in Helmstädt, 1616—18 in Marburg, wo Jacob Lampadius, nachmals herzoglich braunschweigischer Vicekanzler, sein Contubernale war. Auf Vorschlag des Helmstädter Professors Johann Lotichius und des Magisters Barthold Nihus wurde er 1619 in sachsen-weimarische Dienste gezogen und begleitete die beiden jüngsten Brüder des regierenden Herzogs Johann Ernst, Friedrich Wilhelm, der schon im August des Jahres starb, und Bernhard, den nachher so berühmten Feldherrn, auf die Universität Jena. G. verblieb bei Herzog Bernhard als Hofmeister, auch nachdem er den Besuch der Akademie rasch wieder aufgegeben hatte, bis er am 25. Juni 1620 Herzog Johann Ernst ins böhmische Lager begleitete. Nach der Schlacht bei Prag kehrte er nach Weimar zurück und nahm sogleich seinen Abschied. Er begab sich auf Reisen, die ihn durch die Niederlande, nach England, Frankreich und Italien führten. 1624 trat er als Geheimer Rath und Hofmeister in die Dienste Herzog August des Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel, der damals nach der Abtheilung mit seinem Dannenberger Bruder Julius Ernst zu Hitzacker residirte. In den J. 1627—37 stand er in Diensten der Herzöge Alexander und Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg, um dann in seine Heimath zurückzukehren. Hier erhielt er zunächst die Stelle eines Geheimen- und Kammerraths bei Herzog Friedrich zu Celle und 1640 nach dem Tode Georgs von der Wense die eines Großvogts, eine Function, in welcher ihn der Nachfolger Christian Ludwig 1648 bestätigte. Ein von ihm während der Zeit 1640—59 geführtes Tagebuch, dem eine unvollständige Geschichte der früheren Lebensjahre beigegeben ist, gewährt detaillirte Auskunft über die Führung seiner administrativen und politischen Geschäfte. Er war seit 1634 mit Bertha Katharina v. Ahlefeld, Tochter des Obersten Georg v. Ahlefeld († 1641), verheirathet und erzeugte mit ihr 17 Kinder, von denen ihn 8 überlebten.

Auszüge aus dem gedachten Tagebuche sind veröffentlicht von Julius Reichsfreiherrn Grote zu Schauen im Vaterl. Archiv des histor. Vereins für Niedersachsen, Jg. 1834—38. — Christ. Werner (Archidiaconus zu Celle), Leichenpredigt auf Thomas G. Celle 1657. — Röse, Herzog Bernhard, 1, S. 83 ff., S. 331. F. Frensdorff.

Grotefend: August G. wurde am 12. December 1798 als ältester Sohn des ältesten Bruders von Georg Friedrich G. (s. u.), des Theologen Johann Gregor G., zu Ilfeld am Harz, wo der Vater als Conrector am Pädagogium wirkte, geboren. Seine Schulbildung genoß er zu Clausthal, wohin der Vater inzwischen als Archidiacon versetzt war, und so bezog er zwar sehr jugendlich, aber wohl vorbereitet die Universität Göttingen, um Theologie und Philologie zu studiren. Beiden Studien lag er mit angestrengtestem Fleiße ob. Im Jahre

1820 gewann er den ersten akademischen Preis für die Lösung der theologischen Aufgabe: „Platonis doctrina morum cum christiana comparata“. Auf Grund dieser Arbeit fand er eine Anstellung am Pädagogium zu Ilfeld, dem er beinahe 10 Jahre als Lehrer angehörte. Im J. 1831 wurde er als Director des Gymnasiums nach Göttingen berufen. Was G. hier und vordem schon zu Ilfeld als Pädagoge Segensreiches wirkte, dafür hat ihm sein damaliger Vorgesetzter, Kohlrausch, in seiner Selbstbiographie („Aus meinem Leben“) an geeigneter Stelle ein Denkmal gesetzt. Bis in den Sommer 1833 hinein hatte sich G. körperlicher Rüstigkeit erfreut, damals lähmte ihm ein Nervenschlag vorübergehend ein Augenlid. Er war nur der Vorbote härterer Schläge, noch im Herbste des Jahres raubte ein erneuter Nervenschlag G. die Stimme. Erst im Beginne des neuen Jahres begann G. langsam zu genesen. 1835 nahm er eine neue Last auf seine nicht mehr ganz starken Schultern; zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt, übernahm er neben seinem Schulamte noch Universitätsvorträge über lateinische Syntax. Im Winter steigerte sich aber die Kurzathmigkeit, an der er seit seiner letzten Krankheit gelitten, so sehr, daß er am 26. Februar 1836 seine akademischen Vorlesungen aussetzen mußte. Am 28. Februar stand, ohne ein sichtbares Zeichen eines Schlagflusses und ohne den geringsten Todeskampf, ganz plötzlich sein Athem still. Grotefend's Thätigkeit lag vorzugsweise auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik, deren Umgestaltung auf dem Felde der Syntax seine Hauptfürsorge war. Seine einschlagenden Schriften sind: „Materialien lateinischer Stilübungen für die höheren Classen an Gelehrtenschulen“, 1824, 2. A. 1828; Commentar dazu 1825; „Grundzüge einer neuen Satzlehre, in Beziehung auf Herling's Theorie“, 1827; „Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache“, 2 Thle. 1829; „Lateinische Schulgrammatik“, 1833; „Lateinisches Elementarbuch“, 1833, 2. A. 1838; 3. A. von C. L. Grotefend 1844; dann 1858 von J. Frey bearbeitet; „Materialien zum Uebersetzen für mittlere Gymnasial-Classen“, 1834, 35, fortgesetzt in 2. und 3. Aufl. von Geffers, in 4. Aufl. (1874) von D. Ringe.

Der bejahrte Vater, inzwischen zum Generalsuperintendenten zu Clausthal ernannt, überlebte seinen hoffnungsvollen Sohn um zwei Jahre. Geboren am 3. März 1766, starb er erst im J. 1838. H. Grotefend.

Grotefend: Georg Friedrich G., hervorragender Schulmann und Alterthumsforscher, geboren den 9. Juni 1775 zu Münden an der Weser als der Sohn eines Schuhmachers. Seine Jugendbildung erhielt er auf der Schule seiner Vaterstadt und bezog erst spät das Pädagogium zu Ilfeld. Vom Jahre 1795 ab lag er auf der Universität Göttingen dem Studium der Theologie und Philologie ob. Sein eiserner Fleiß und die gewissenhafte Art, mit welcher er der ihm gesteckten Lebensaufgabe gerecht zu werden suchte, verschaffte ihm in Heyne, Tychsen und Heeren fördernde Freunde und so dankte er es vornehmlich dem Einflusse des Ersteren, daß er noch während seiner Studienzeit an dem Gymnasium zu Göttingen zuerst provisorische Beschäftigung als Hülfslehrer, dann aber 1797 als Collaborator eine feste Anstellung und was noch wichtiger war, die äußeren Mittel fand, seine begonnenen Studien fortsetzen zu können. Mit durchdringendem Scharfsinn begabt, dabei durch ein außerordentliches Gedächtniß und eine selten fehlgreifende Combinationsgabe unterstützt, wandte G. sich schon in seinen frühesten Studien seiner eigentlichen Lebensaufgabe zu, dunkle Partien der Wissenschaft aufzuhellen. Gerade die schwierigsten Probleme lockten ihn am meisten. Einem Schriftchen „De pasigraphia sive scriptura universali“ (Göttingen 1799), durch das er sich zuerst weiteren Kreisen bekannt machte, folgte im J. 1802 ein erster glücklicher Versuch der Entzifferung der assyrischen Keilschrift (vorgelegt in der Septembersitzung der Göttinger Gesellschaft der Wissen-

schaften). Heeren verschaffte demselben durch Aufnahme in seine „Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt“ (4. Aufl. I. 2, S. 345), größere Verbreitung und erhöhtes Ansehen in der damaligen gelehrten Welt. Gerne erkannte später G. die Verdienste seiner Nachfolger auf dem Gebiete der Keilschriftforschung an, und gestand ihnen, so emsig auch er selbst an dem gemeinsamen Werke bis an sein Lebensende fortarbeitete, eine Ueberlegenheit, schon durch ihre Kenntniß des Sanscrit, die ihm selber abging, zu, aber ebenso räumen ihm auch die größten Kenner der Keilschriften die Priorität der Entzifferung nicht nur, sondern die Größe der Entdeckung an sich, wie auch die Bedeutung ihrer Methode für die weiteren Entzifferungsversuche willig und offen ein. Im J. 1803 war G. als Prorector an das unter Matthiä's Leitung stehende Gymnasium zu Frankfurt a. M. berufen, 1806 erhielt er die erledigte Conrectorstelle und 1812 den Titel Professor der classischen Litteratur der inzwischen mit dem großherzoglich frankfurtischen Lyceum verbundenen Anstalt. 1821 wurde er als Director des städtischen Lyceums nach Hannover berufen, aus welchem Amte er 1849, unter Verleihung des Titels „Schulrath“ Seitens der Regierung, in den Ruhestand trat. In Frankfurt hatte G. sich mehr der praktischen Seite des Schulberufes zugewendet, wie seine Publicationen beweisen, von denen die „Anfangsgründe der deutschen Prosodie“ (1815) und die zwei lateinischen Grammatiken (in den älteren Auflagen), diesem Zeitraume angehören. Die größere war eine Umarbeitung von Wenck's „Lateinischer Grammatik“ (2 Bde., 4. Aufl. 1823—24); die kleinere die selbständige „Kleine lateinische Grammatik“ (2. Aufl. 1825). Doch schenkte er auch allgemeineren Zwecken seine volle Aufmerksamkeit. 1817 war er Stifter und Hauptleiter des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache, 1819 finden wir ihn unter den Begründern der Gesellschaft zur Herausgabe der „Monumenta Germaniae“. Während seines Aufenthalts in Hannover wandte er sich seiner wissenschaftlichen Lebensaufgabe wieder lebhafter zu. 1832 wurde er durch die in London veröffentlichten „Remarks on some inscriptions found in Lycia and Phrygia“, wie vordem für die Keilschrift, so auch für die lycische und phrygische Sprache ein Bahnbrecher von nachhaltiger Bedeutung. Noch im J. 1842 griff er selbst (Göttinger gel. Anz. 14. Stück, S. 138) auf diese Forschungen zurück. 1835—38 erschienen die „Rudimenta linguae Umbricae“ (8 Hefte) und 1839 die „Rud. l. Oscae“ (1 Heft), die, zwar von der Forschung bei Seite gelegt, doch auf einen höheren Titel als den des rein historischen Materials Anspruch haben. Seine Schrift „Zur Geographie und Geschichte von Altitalien“ (1840—42) überraschte durch ihre kühnen, häufig allerdings nicht bestätigten oder doch angefochtenen Muthmaßungen. An Keilschriftpublicationen erschienen noch von ihm: „Neue Beiträge zur Erläuterung der persepolitanischen Keilschrift“ (1837 zum Göttinger Jubiläum); desgleichen zur babylonischen Keilschrift (1840 zur Gutenbergfeier); „Bemerkungen zur Inschrift eines Thongefäßes mit babylonischen Keilschriften“ (1848), desgleichen mit ninivitischer Keilschrift (1850); Nachträge dazu (1850); „Anlage und Zerstörung der Gebäude zu Nimrud“ (1851); „Die Tributverzeichnisse des Obelisken zu Nimrud“ (1852); „Erläuterung der Keilschriften babylonischer Backsteine“ (1852); „Erläuterung zweier Ausschreiben des Königs Nebukadnezar“ (1853); „Erläuterung der babylonischen Keilschrift aus Behistun“ (1853); „Erläuterung einer Inschrift des letzten Königs aus Nimrud“ (1853). Ein Theil dieser Arbeiten sind Sonderabdrücke aus den Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Auch verdanken wir ihm in seine Specialstudien einschlagende Artikel in den Realencyklopädien von Ersch und Gruber und von Pauly, sowie einige Schulschriften des Lyceums zu Hannover. G. wurde im 79. Lebensjahre am 15. December 1853 durch einen plötzlichen Tod seiner un=

ermüdlichen Forscherarbeit entrissen. Nur wenige Wochen hatte er das Erscheinen seiner letzten Arbeit, der man das Alter am wenigsten anmerkt, überlebt. Sein handschriftlicher Nachlaß wird auf der Göttinger Universitätsbibliothek aufbewahrt.

H. Grotefend.

Grotefend: Karl Ludwig G., ältester Sohn des Georg Friedrich G., am 22. December 1807 zu Frankfurt a. M. geboren, besuchte zunächst daselbst das Gymnasium, seit dem Ueberzuge des Vaters nach Hannover im J. 1821 das dortige Lyceum, das er im Herbste 1825 verließ, um die Universität Göttingen zu beziehen. Schon seine Abgangspreisarbeit als Primaner über die Geschichte der römischen Legionen zeigt uns ihn als Liebhaber römischer Alterthümer; das Studium der classischen Alterthumswissenschaften war es auch, das neben dem der orientalischen Sprachen ihn vorwiegend auf der Universität beschäftigte. Im April 1829 promovirte er auf Grund einer Dissertation „De demis sive pagis Atticae disquisitio“ zum Doctor der Philosophie und erhielt im Sommer desselben Jahres seine erste Anstellung am Gymnasium Andreanum zu Hildesheim. 1833 vertauschte er diese mit einer Collaboratur am Lyceum zu Hannover, wo er bis zum Subconrector und Ordinarius der Untersecunda aufstieg. Als solcher trat er im J. 1853 aus dem Lehrerstande aus, um sich, zunächst als erster Archivsecretär am königlichen Archive zu Hannover, der archivalischen Laufbahn zu widmen. Grotefend's Studien bis zu diesem bedeutungsvollen Wechsel des Berufes lagen vornehmlich auf dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaften. Seine schon als Schüler betriebenen Forschungen über römische Legionen hatte er eifrigst fortgesetzt; im J. 1840 veröffentlichte er in Zimmermann's Zeitschrift für Alterthumswissenschaft Nr. 79 ff. eine „Uebersicht der Geschichte der römischen Legionen von Cäsar bis Gallienus“, die dann überarbeitet in Pauly's Realencyklopädie überging. Ein größeres hinterlassenes Werk über Legionsgeschichte harrt noch der Veröffentlichung. Im J. 1836 erschien auch in Zimmermann's Zeitschrift Nr. 114 ff. eine andere epigraphische Arbeit von ihm: „Die römischen Tribus in historischer Beziehung“. Sie ist als Grundlage eines im J. 1863 erschienenen Werkchens: „Imperium Romanum tributim descriptum, die geographische Vertheilung der römischen Reiche“ hervorzuheben. Als tüchtigen Epigraphiker zeigen ihn uns auch seine meist im Philologus erschienenen Arbeiten über „die Stempel römischer Augenärzte“, welche in einem so betitelten selbständigen Werkchen (1867) ihren Abschluß fanden. Die Frage des gefälschten Sanchuniathon, für welchen sein Vater G. F. G. durch Uebernahme der Vorrede zur Herausgabe, Partei nahm, half der jüngere G. durch ein Schriftchen: „Die Sanchuniathonische Streitfrage nach ungedruckten Briefen gewürdigt“ (1836) von dem Standpunkte der äußeren Kritik aus gegen die Aechtheit der angeblichen Handschrift entscheiden. Von seinen numismatischen Veröffentlichungen ist neben zahlreichen Abhandlungen in Zeitschriften besonders hervorzuheben die 1839 erschienene Schrift: „Die Münzen der griechischen, parthischen und indoscythischen Könige von Baktrien“, für die Geschichte Baktriens und der Indusländer von Epoche machender Bedeutung. 1864 begrüßte er die Philologenversammlung zu Hannover mit: „Unedirte griechische und römische Münzen“, und 1872 gab er seine letzte numismatische Arbeit: „Chronologische Anordnung der atheniſchen Silbermünzen“ heraus, eine gegen Beulé's Aufstellungen gerichtete Schrift. Das Gutenbergfest 1840 wurde für G. die Veranlassung zur Herausgabe seiner ersten Publikation auf dem Gebiete der niedersächsischen Specialgeschichte, der „Geschichte der Buchdruckereien in den hannoverschen und braunschweigschen Landen“. Ihr folgte das „Verzeichniß der Handschriften und Incunabeln der Stadtbibliothek zu Hannover“ (1844), der „Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnauld und dem Landgrafen Ernst

von Hessen-Rheinfels" und das „Leibniz-Album", beide 1846. Seit dem J. 1851 leitete G. die Publicationen des historischen Vereins für Niedersachsen, in dessen Zeitschrift mancher Aufsatz von ihm erschien. 1860 gab er mit Amtsrichter Fiedeler zusammen das „Urkundenbuch der Stadt Hannover bis 1369" heraus und schrieb zu dessen Einführung: „Die Entwickelung der Stadt Hannover bis zum J. 1369". Zehn Jahre später folgte in der Zeitschrift ein Nachtrag zu diesem Urkundenbuche. Sieben Jahre hindurch redigirte G. auch das Correspondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine. Erwähnt werden muß noch Grotefend's Thätigkeit bei der Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica", deren langjähriger sicherer Corrector er war, seine Theilnahme an der Leitung des germanischen Museums in Nürnberg und des römisch-germanischen Centralmuseums zu Mainz, bei deren Verwaltung er ein besonderes organisatorisches Talent zeigte. Die jährlichen Versammlungen der Philologen und Schulmänner und des Gesammtvereins der deutschen Geschichtsvereine hatten an ihm einen regelmäßigen Gast und gaben ihm Gelegenheit, seine liebenswürdige Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, die eine der Hauptfactoren seines nicht unbedeutenden Einflusses in deutschen Gelehrtenkreisen war. Im J. 1862 rückte G. vom Archivsecretär zum Archivrathe vor, im J. 1867 wurde ihm, nach Schaumann's Abgange vom Archive zu Hannover, provisorisch die Leitung desselben übertragen, bis im J. 1868 seine definitive Ernennung zum Staatsarchivar erfolgte. 1871 wurde er durch die Ernennung zum Geheimen Archivrathe ausgezeichnet. Nach kurzem Kranksein verstarb G. im 67. Lebensjahre am 27. October 1874 zu Hannover. H. Grotefend.

Grothaus: Nicolaus Anton Heinrich Julius v. G., geboren auf Delm bei Buxtehude 1747, in Stade erzogen, hochbegabter Jurist. Aus Furcht vor dem in seiner Familie erblichen Wahnsinn ging er auf Reisen und betheiligte sich bei der Gelegenheit an der Befreiung Paoli's auf Corsica. Nachher war er hannoverischer, im baierischen Erbfolgekriege königlich preußischer Offizier, zuletzt Oberst à la suite, da ereilte auch ihn der Wahnsinn, und er wurde deshalb in Küstrin, dann in Kulmbach internirt, wo er Commandant zu sein glaubte und 1801 am 4. November starb. Bekannt und werthvoll ist seine Ausgabe der „Statuta Stadensia ex cod. authent.", 1766. Während seiner Internirung benutzte die Speculation seinen Namen zu einer gefälschten kleinen Sensationsschrift: „Ueber die politische Wichtigkeit des Herrn v. G., besonders in Rücksicht auf die französische Revolution", Leipzig 1794.

Vgl. Rotermund, Gel. Hannover, II. Krause.

Grothus: G. (Grothaus), geboren zu Beckum 1601, gestorben zu Neuhaus den 28. April 1669, trat mit zwanzig Jahren in den Jesuitenorden, docirte Philosophie und Mathematik zu Münster, dann namentlich Theologie zu Köln, vielleicht die letztere auch noch zu Paderborn. Er edirte Schulbücher und in deutscher Sprache auch Erbauungsschriften. Die Landesgeschichte und Chronologie betrieb er wissenschaftlich mit rühmlichem Erfolge. Als einst auf dem Reichstage zu Regensburg über den Gregorianischen Kalender verhandelt wurde, wußte G. dort mit Hülfe der Mathematik, Chronologie und Geschichte dessen Zweckmäßigkeit so überzeugend darzuthun, daß derselbe allgemein in Deutschland eingeführt worden wäre, wenn nicht noch die evangelischen Stände widerstrebt hätten. Dorthin hatte er den Fürstbischof zu Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, begleitet, den er schon während seines Aufenthaltes in Köln durch seine Gelehrsamkeit angezogen hatte. Als Ferdinand dann seit 1652 in Rom weilte und dort Materialien zur westfälischen Geschichte sammelte, lieferte ihm G. von Paderborn aus, wohin er gegen Ende der fünfziger Jahre versetzt sein mag, Abschriften der merkwürdigsten Urkunden des Domarchivs und jedenfalls noch ander-

weitige Subsidien. Hatte er schon 1639, wahrscheinlich während seines Aufenthaltes in Münster, mit dem Ordensbruder Joh. Velde eine kurze Chronik der Bischöfe Westfalens zusammengestellt, dann zu Köln im Umgange mit Crombach und Gelenius tiefere Einblicke in die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften gethan, so ordnete er nun in Paderborn verschiedene Archive, copirte Inschriften und Nachrichten, skizzirte Gebäulichkeiten und deren Grundrisse, betrieb überhaupt die Landesgeschichte mit neuen Beweismitteln, wie sie Fürstenberg's Geiste zusagen und später dem Landeshistoriographen Schaten trefflich zu Statten kommen mochten. Als Fürstenberg 1661 Bischof geworden war, zog er den gelehrten und bescheidenen Mann nach Neuhaus an seinen Hof als Beichtvater und, wie seine Mission in Regensburg beweist, auch als Rath in wissenschaftlichen und administrativen Angelegenheiten.

Jos. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis, 1747, p. 177; Bibliotheca Scriptorum societatis Jesu . . . a Nath. Soluello s. v.; Denkmale des Landes Paderborn von . . . Ferd. v. Fürstenberg, . . . übersetzt und mit einer Biographie des Verfassers versehen von Micus, 1844, S. 101, 104; Driver, Bibliotheca Monasteriensis, 1799, p. 56; Bessen, Geschichte des Bisthums Paderborn, II. 402; F. Hülsenbeck, Paderborner Gymn.-Programm, 1877, S. 8. 11. Nordhoff.

Grothuß: Theodor (eigentlich Christian Johann Dietrich) Freiherr v. G., am 20. Januar 1785 zu Leipzig, während einer Reise seiner in Kurland ansässigen Eltern, geboren, lebte zu seiner Ausbildung von 1803—8 in Leipzig, Paris, Rom, Neapel und übernahm dann sein Erbgut Geddutz im wilnaisch-litthauischen Gouvernement Rußlands, woselbst er sich am 14. März (a. St.) 1822 aus Melancholie erschoß. Seine zahlreichen physikalischen und chemischen Arbeiten finden sich vorzugsweise in Gehlen's Journal, in Schweigger's Journal und in Gilbert's Annalen publicirt. Am bekanntesten wurde sein Name durch die von ihm im J. 1805 aufgestellte Theorie der galvanischen Wasserzersetzung, welche in seinem „Mémoire sur la décomposition de l'eau et des corps qu'elle tient en dissolution à l'aide de l'électricité galvanique", Rome 1805, und in seinen „Physikalisch-chemischen Forschungen", Nürnberg 1820, vorgetragen ist.

v. Recke u. Napiersky. Lommel.

Grothusen: Johann G., braunschweigischer Geheimerath und Kanzler, ist geboren am 26. Januar 1586, studirte in Helmstedt die Rechte, wurde 1613 daselbst Doctor juris und 1615 Syndicus der Stadt Braunschweig, in welcher Stellung er, seit 1623 zugleich „Fürstlicher Geheimrath vom Hause aus", bis 1625 verblieb, in welchem Jahre er als Assessor im Schöppenstuhl nach Magdeburg ging. Auch hier verweilte er nicht lange, indem er 1631 als Hofrath und Kanzleidirector in den Dienst der Herzöge von Braunschweig Dannenbergischer Linie in Hitzacker trat. Aber schon 1633 resignirte G. und begab sich nach Lüneburg, blieb aber „Rath vom Hause aus" und war als dannenbergischer Marschall bei den Verhandlungen über die Theilung der braunschweigischen Lande nach dem 1634 erfolgten Tode des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel thätig. Bereits 1635 kehrte er als Kanzler nach Dannenberg zurück, legte aber das Amt 1637 wieder nieder und wurde 1644 gräflich Tattenbach'scher Geheimrath und Director der Grafschaft Reinstein am Harz. Er starb am 15. November 1648. Der als Verfasser weitschweifiger Romane bekannte Superintendent Andreas Heinrich Buchholtz hielt ihm die Leichenrede, welche auch seinen Lebenslauf schilderte. F. Spehr.

Grotius (Hugo de Groot): Hugo G., wurde zu Delft am Ostertage des J. 1583 am 10. April geboren. Er gehörte einem alten burgundischen

Adelsgeschlechte, dem der Cornets, an. Sein Urgroßvater Corneille de Cornets heirathete am Anfange des Jahrhunderts die einzige Tochter Diederich de Groots, Bürgermeisters in Delft, der, der letzte Mann seines Stammes, bei der Vermählung seiner Tochter mit dem Schwiegersohne dahin übereinkam, daß die aus dieser Ehe entspringenden Nachkommen den Namen de Groot führen sollten. Der einzige Sohn Corneille de Cornets führte daher den Namen Hugo de Groot, war wiederholt Bürgermeister von Delft und soll sich durch seine klassische Bildung ausgezeichnet haben. Der ältere seiner beiden Söhne, Corneille de Groot, widmete sich anfangs dem Studium der griechischen Sprache und Philosophie, namentlich Platons, später dem der Rechtswissenschaft, wurde an der 1575 gestifteten Universität Leyden Professor und nahm an derselben eine hervorragende Stellung ein. Sein jüngerer Bruder, Johann de Groot, ein Schüler von Justus Lipsius, war Doctor der Rechte, Bürgermeister von Delft und einer der drei Curatoren, denen in Gemeinschaft mit dem Bürgermeister von Leyden die Leitung und Verwaltung der Universität übertragen war.

Aus seiner Ehe mit Alida van Overschie entsprangen drei Söhne und eine Tochter. Der Erstgeborene der Geschwister war Hugo de Groot.

Von seiner frühen Jugend wissen wir nur, was er selbst berichtet, wenn er wiederholt in Briefen und in den an seinen Vater gerichteten Versen mit höchster Dankbarkeit der ihm zu theil gewordenen Erziehung gedenkt. Seine ersten litterarischen Leistungen sind lateinische Elegien, die er in seinem neunten Lebensjahre schrieb und in denen er die großen Begebenheiten seiner Zeit besang. Sie legen Zeugniß dafür ab, daß er mit ungewöhnlichen Gaben des Geistes ausgerüstet, einem Geschlechte entsprungen, in welchem wissenschaftliche Bildung und lebendige patriotische Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zur Familientradition geworden war, unter dem mächtigen Einflusse der großen Zeit heranwuchs und sich entwickelte, in welcher sein Volk das Joch der Fremdherrschaft brach, sein selbständiges Staatswesen gründete und in der zugleich seine Heimath, fast die einzige Zufluchtsstätte unabhängiger Geister, sich zum Mittelpunkte, zur Pflegerin und Trägerin der humanistischen Studien erhoben hatte.

Um für seine religiöse Erziehung zu sorgen, übergaben die Eltern den neunjährigen Knaben dem Prediger Uitenbogaard im Haag, dessen Unterricht und Lehren von entscheidender Bedeutung für sein späteres Leben wurden. In seinem zwölften Jahre bezog er die Universität Leyden und wurde hier der Aufsicht und Leitung des Theologen und Philologen Franz Junius übergeben. Hier, wohin zwei Jahre vorher, um Justus Lipsius zu ersetzen, der große Scaliger berufen und übergesiedelt war, von wo aus die philologische Wissenschaft in der ihr durch Scaliger gewonnenen Form und Gestalt sich über das nördliche Europa verbreitete, widmete sich G. auch fernerhin den klassischen Studien. Schüler und bald auch Freund Scaligers bewegte und bildete er sich in dem hier sich sammelnden Kreise junger Gelehrter, aus dem alle bedeutenderen holländischen Philologen des 17. Jahrhunderts hervorgegangen sind, und erregte bald nicht nur in Leyden, sondern weit über die Grenzen Hollands hinaus in der Gelehrtenwelt Aufsehen und Bewunderung. Obwol vorwiegend von den klassischen Studien angezogen, widmete er sich doch zugleich auch der Rechtswissenschaft, deren bedeutendster Vertreter an der Universität Leyden sein Oheim war.

Im J. 1598 fand G. Gelegenheit zu einer Reise nach Frankreich. Die Nachricht, daß Heinrich IV. geneigt sei auf die Friedensvorschläge Spaniens einzugehen, weckte die Besorgniß, daß die Niederlande, von ihren bisherigen Bundesgenossen Frankreich und England verlassen, sich demnächst der Uebermacht Spaniens preisgegeben sehen würden und veranlaßte es, daß man, um womöglich den Frieden zu verhindern, eine Gesandtschaft nach Paris schickte. Ihr gehörte

neben dem Admiral Justinus von Nassau der Advocat von Holland, Johann von Oldenbarneveld, an, mit dem G. nahe befreundet war und der ihn als seinen Begleiter mitnahm. Der Name des frühreifen, jugendlichen Gelehrten war auch in Frankreich bereits genügend bekannt. Ueberall wurde er mit Achtung aufgenommen und einen besonders tiefen und bleibenden Eindruck machte auf ihn die Auszeichnung, die ihm König Heinrich IV. zu Theil werden ließ, indem er ihn seinem Hofe als le miracle de la Hollande vorstellte und ihm sein Bildniß an goldener Kette verlieh. Noch 1612 preist G. in einem Distichon sein Glück, daß ihm vergönnt gewesen sei die Hand des mächtigen Königs zu berühren. Fast ein Jahr lang hielt er sich in Frankreich auf und erwarb sich in Orleans die juristische Doctorwürde. Sein dringender Wunsch aber, de Thou zu begegnen und kennen zu lernen, ging nicht in Erfüllung, und erst nach seiner Heimkehr knüpfte er mit ihm einen regen brieflichen Verkehr an, der bis zum Tode de Thou's fortdauerte.

Gegen Ende des J. 1598 nach Holland zurückgekehrt, widmete er sich als Advocat der juristischen Praxis, die aber seinem auf hohe Ziele gerichteten Streben wenig zusagte. Er beklagt die in der Praxis ruhmlos verlorene Zeit, obwol er es doch seiner Thätigkeit als praktischer Jurist zunächst zu verdanken hatte, wenn er späterhin in höherer Stellung einen hervorragenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes zu üben vermochte, obwol er doch schließlich gerade als Jurist den weitreichendsten und nachhaltigsten Einfluß auf Wissenschaft und Leben ausgeübt hat.

Die nächsten Jahre war daher G. weit überwiegend mit philologischen Arbeiten beschäftigt. Im J. 1599 veröffentlichte er ein Werk, an dem er schon vor seiner Reise nach Frankreich, von Scaliger dazu ermuntert, gearbeitet hatte. Es war eine neue Ausgabe des Martianus Capella: „Martiani Minei Felicis Capellae Chartaginiensis viri Proconsularis Satyricon, in quo de nuptiis Philologiae et Mercurii libri duo et de septem artibus liberalibus lib. sing. Omnes et emendati et notis sive februis Hug. Grotii illustrati“. Er widmete das Buch dem Prinzen Heinrich von Condé, den er in Frankreich kennen gelernt hatte. Schon im folgenden Jahre veröffentlichte er seine Ausgabe der Phänomene des Aratus — Hug. Grotii Syntagma Aratiorum: „Opus poeticae et astronomiae Studiosis utilissimum“, 1600. — Beide Werke ernteten überschwängliches Lob der Zeitgenossen, und zwar der hervorragendsten und berufensten derselben, von Scaliger, Vossius, Casaubonus, de Thou, ein Lob, das, wenn zum Theil, wie Scaligers der Ausgabe des M. Capella vorgedruckten Verse zeigen, so doch keineswegs allein aus dem Staunen sich erklärt, das diese Arbeiten in Rücksicht auf das jugendliche Alter des Verfassers erregen mußten. Es sind Jugendarbeiten, die gegen andere dem reiferen Alter angehörende Leistungen zurückstehen, gleichwol Arbeiten, die jenen Reichthum des Wissens, jene umfassende Kenntniß des klassischen Alterthums bekunden, in Betreff deren G. kaum von irgend einem Philologen des 17. Jahrhunderts übertroffen wurde, wenn auch sein Verdienst, wie das der holländischen Philologen seiner Zeit überhaupt, mehr in der Sammlung und Anhäufung als Sichtung des Stoffes liegt.

Von hervorragender Bedeutung in philologischer Beziehung erscheint G. als neulateinischer Dichter. Als solcher ist er weit überwiegend in seiner Jugendzeit von 1591 bis 1617, in welchem Jahre sein Bruder Wilhelm seine Gedichte publicirte, thätig gewesen, während späterhin seine Lebensschicksale ihn davon ablenkten. Es gehört dieser späteren Zeit nur noch eine bedeutendere originale Dichtung an, sein 1635 erschienener „Sophompaneas“.

Es sind lyrische, didactische und dramatische Dichtungen, in denen er die verschiedensten Stoffe behandelt. Zu seinen geistlichen Dichtungen gehören ins-

besondere die Bearbeitung der Psalmen und die Tragödien. Die erste derselben, der schon 1601 in seinen „Sacra“ erschienene „Adamus exul“, den G. selbst nicht für werth erachtete in die spätere Sammlung seiner Dichtungen aufgenommen zu werden, bekundet gleichwol schon einen wesentlichen Fortschritt im Vergleiche zu seinen ersten Jugendarbeiten, und wurde durch die Nachahmungen von Vondel und Milton geehrt. Ihm folgte der „Christus patiens“ und der, Joseph in Aegypten und dessen Begegnung mit seinen Brüdern behandelnde, „Sophompaneas“. Die Strenge, mit der die Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung festgehalten wird, zeigt den Einfluß der französischen Classiker, während im Uebrigen G. durchaus dem Muster Seneca's folgt. Die weltlichen Dichtungen sind großentheils an Fürsten, Staatsmänner, Feldherrn, Gelehrte, Verwandte und Freunde gerichtet. Ein anderer beträchtlicher Theil seiner Gedichte sind die Epigramme, in denen er vielfach Martialis nachzuahmen bemüht war.

G. selbst dachte, wie viele seiner Briefe und die „Silva ad Franciscum Thuanum“ zeigen, von dem Werthe seiner Dichtungen sehr bescheiden, und wenn gewiß seine poetische Begabung keine besonders hervorragende war, so ist ihm doch auch manches durch dichterische Schönheit Ausgezeichnete gelungen. Neben Anderem, wie der Silva an de Thou, den Anapästen auf den Tod seines Bruders, Stellen aus dem Adamus exul und Christus patiens, ist in dieser Beziehung besonders das berühmte Epigramm zu nennen, das er auf die heldenmüthige dreijährige Vertheidigung des belagerten Ostende dichtete. Jedenfalls darf G. wol als der bedeutendste der lateinischen Dichter der Niederlande angesehen werden. Bewundernswerth ist seine Belesenheit und Vertrautheit mit den römischen Dichtern, sein Geschick in der Nachahmung seiner Vorbilder. Kein anderer der neulateinischen Dichter ist so tief in den Geist der römischen Poesie eingedrungen als er und keiner übertrifft ihn an Formtalent und Befähigung moderne Gedanken in antike Form zu kleiden.

Den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts gehört eine Arbeit an, von der nur ein Theil und zwar erst im J. 1801 durch Meermann publicirt worden ist, „Hugonis Grotii Parallelon rerum publicarum liber tertius: De moribus ingenioque populorum Atheniensium, Romanorum, Batavorum“, eine Vergleichung der athenischen, römischen und batavischen Republik, die unverkennbar die Tendenz hat, den Ruhm des eigenen heimischen Staatswesens ins Licht zu stellen, eine Tendenz, die in der glühenden Vaterlandsliebe des Verfassers und in dem Umstande ihre Entschuldigung findet, daß er die Vergleichung zu einer Zeit anstellte, in welcher er noch keine Ahnung davon hatte, daß in der batavischen Republik bereits der Machthaber erstanden war, dessen Macht er an sich selbst in so schmerzlicher Weise erfahren sollte.

Seiner Thätigkeit als praktischer Jurist verdankte er es, daß er das Amt eines General-Advocaten von Holland, Seeland und Westfriesland erlangte, seinem Ruhme als Gelehrter, daß ihm 1601 die Generalstaaten den ehrenvollen Auftrag ertheilten, die Geschichte der großen Thaten seines Volkes, der Befreiung von der spanischen Herrschaft und Gründung eines freien, selbständigen Staatswesens zu schreiben. Jene bedeutendere amtliche Stellung und dieser Auftrag, der ihn eine Reihe von Jahren beschäftigte, lenkten seine Aufmerksamkeit mehr und mehr den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes zu, und es begann die Zeit seiner politischen und staatsmännischen Thätigkeit.

Im J. 1608 begannen im Haag die Friedensverhandlungen zwischen Spanien und den Niederlanden. Die erste von Oldenbarneveld gestellte Friedensbedingung: die Anerkennung der Freiheit und staatlichen Selbständigkeit der Niederlande seitens Spaniens fand unvermuthet sofort die volle Zustimmung der spanischen Diplomaten. Bald aber zeigte es sich, daß sie dies Zugeständniß ihrerseits an

eine Bedingung knüpften, die für die Niederlande unannehmbar war, wenn sie nicht die Basis ihrer wirthschaftlichen Existenz zerstören und sich der Machtmittel berauben wollten, deren sie zur Bewahrung ihrer Freiheit bedurften. Spanien forderte den Verzicht der Niederlande auf den Handel mit Indien, eine Forderung, an der nach langen Verhandlungen der Friedensschluß scheiterte.

Weil 1584 den niederländischen Kaufleuten die Schifffahrt nach Portugal verwehrt worden war, begannen sie die bisher von dort bezogenen Waaren mit ihren Schiffen unmittelbar aus Ostindien zu holen und bald stellte der Staat mit Gründung der ostindischen Gesellschaft diesen gewinnreichen Handel unter den Schutz seiner Kriegsflagge. Wenn Portugal und Spanien in ihren Handelsinteressen schwer geschädigt, ihr Monopol gegen die in Anspruch genommene Freiheit der Schifffahrt und des Handels vertheidigten, so hatten sie unleugbar die herkömmlichen und herrschenden Rechtsanschauungen durchaus für sich, und es entspann sich in Betreff einer concreten völkerrechtlichen Frage ein Conflict, in welchem das ganze politische System des Mittelalters und das neue, aus dem Zeitalter der Renaissance und der Reformation geborene sich gegenüberstanden. Es fehlte in dem niederländischen Volke selbst nicht an Stimmen, die in kurzsichtiger Friedensliebe verlangten, daß man den Frieden nicht an dem selbstsüchtigen Interesse der Kaufleute und Handelsstädte scheitern lassen dürfe. Dies war für G. der Anlaß zu seiner 1609 erschienenen, allen freien Fürsten und Völkern der christlichen Welt gewidmeten Schrift: „Mare liberum sive de jure quod Batavis competit ad Indicana commercia“.

Entsprechend der mittelalterlichen Anschauung von einem durch Papst und Kaiser beherrschten christlichen Universalreiche, dem von Rechtswegen alle Länder und Völker der Erde unterworfen sind, wurde auch das Weltmeer als dieser Herrschaft unterworfen angesehen und noch Papst Alexander VI. hatte die päpstliche Weltherrschaft bethätigt, indem er den Streit der Spanier und Portugiesen um die neu entdeckten Meere und Länder dadurch schlichtete, daß er vom Nord- zum Südpole eine Demarcationslinie zog und die westlich von ihr gelegenen Meere und Länder den Spaniern, die östlich gelegenen den Portugiesen zuwies. Nicht weniger nahmen aber auch andere Fürsten und Reiche die Herrschaft über einzelne Theile des Meeres in Anspruch. Dem historischen Rechte trat G., gestützt auf das Naturrecht, entgegen, denn nicht wechselnde menschliche Meinungen und Gewohnheiten könnten darüber entscheiden, was gerecht und ungerecht sei, nicht aus der durch die Rücksicht auf das Nützliche geleiteten menschlichen Willkür stamme das Recht, sondern Gott habe unabänderliche, Allen erkennbare, Alle gleich sehr verpflichtende Gesetze in die menschliche Seele eingezeichnet. Indem Gott die Menschen nicht, wie die Thiere, nach Arten unterschied, sondern leiblich und geistig als ein einheitliches Geschlecht erschuf, zeigte er ihnen, daß sie von Natur zu socialer Vereinigung bestimmt sind; indem er jedem Lande seine eigenthümlichen, anderen Ländern mangelnde Güter zuwies, zeigte er, daß die Völker darauf angewiesen sind mit einander zu verkehren und ihre Güter auszutauschen. Darum steht es nach natürlichem Rechte jedem Volke frei, jedes andere aufzusuchen, mit ihm Handel zu treiben und sich hierzu des überall schiffbaren Meeres zu bedienen. Mit Recht erachtete es G. für die Wirksamkeit seiner Schrift in damaliger Zeit für nothwendig, sich nicht auf die naturrechtliche Deduction zu beschränken. Mit umfangreichem, gelehrtem, insbesondere auch dem römischen Rechte entlehntem Apparate zeigt er, daß die Entdeckung ferner Länder an sich und ohne Occupation dem Entdecker kein Recht auf dieselben verleihe, daß es rechtswidrig sei freie Völker um ihres Unglaubens willen zu bekriegen und zu unterwerfen, daß auch das heidnische Volk im Besitze seines Landes, seiner Freiheit und staatlichen Selbständigkeit zu achten sei. Das Meer ist wie

ursprünglich nach Naturrecht alle Dinge, res communis omnium, weil es sich seiner Natur nach der Occupation und Beherrschung entzieht, ist res extra commercium. Die Freiheit des Handelsverkehrs beruht auf dem jus gentium und darf von Niemandem beschränkt werden. Insbesondere aber kam es darauf an zu zeigen, daß der Papst weder Länder und Völker noch Meere zu verschenken oder den Handelsverkehr zu verbieten befugt sei, denn auch er kann nichts anordnen und gebieten, was dem Naturrechte widerspricht. G. hat in späterer Zeit seine Schrift als eine zwar patriotische, aber ihm selbst nicht genügende Jugendarbeit bezeichnet. Gleichwol hat sie sich nicht nur in dem langen litterarischen Streite, den sie hervorrief, siegreich behauptet, sondern gewann sehr bald auch entscheidenden Einfluß auf die völkerrechtliche Praxis.

Im folgenden Jahre 1610 veröffentlichte G. seine Schrift: „De antiquitate rei publicae Batavorum“, die, soweit sie die ältere Geschichte der Niederlande darstellt, werthlos, ein Interesse nur als politische Parteischrift darbietet. Schon in seiner an die Generalstaaten gerichteten Widmung seines Aratus hatte G. ein politisches Glaubensbekenntniß abgelegt, indem er ebenso die für sclavische Seelen bestimmte Monarchie, wie die der Zügellosigkeit dienende Demokratie verwirft, und die Selbstherrschaft einer Aristokratie, wie sie sich in den Niederlanden gebildet habe, als die beste, die Freiheit liebender Menschen würdige Staatsform bezeichnet. In der gedachten Schrift unternimmt G. den Beweis, daß die Bataver von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte an stets eine aristokratische Verfassungsform besessen hätten, und daß König Philipps Unternehmen, den Niederlanden ihre aristokratisch-republikanische Verfassung zu rauben, den langen Krieg, in welchem sie ihre Freiheit wieder eroberten, hervorgerufen habe. Es stand diese historische Begründung und Anpreisung der aristokratischen Verfassung der Niederlande in Verbindung mit den Zeitereignissen und war der erste Schritt auf der Bahn, auf welcher G. immer tiefer in die Parteikämpfe der Zeit verwickelt wurde.

Nachdem die Friedensverhandlungen gescheitert waren, bemühte sich Frankreich einen langjährigen Waffenstillstand Spaniens und der Niederlande zu Stande zu bringen. Oldenbarneveld zeigte sich bald diesem Plane geneigt, ohne Zweifel nicht nur in patriotischer Sorge für das Wohl des friedensbedürftigen Landes, sondern auch weil er befürchtete, daß der länger dauernde Krieg die Machtstellung, die sich Prinz Moritz von Nassau als Heerführer erworben hatte, in einer die Landesverfassung gefährdenden Weise steigern werde. Während er den Adel und eine größere Zahl der Städte für Abschluß des Waffenstillstandes gewann, entstand in den unteren Volksschichten eine bedenkliche Gährung und Oldenbarneveld mußte sich der Verrätherei beschuldigt sehen. Als aber die staatisch-aristokratische Partei Maßregeln gegen das demagogische Unwesen ergriff, trat Moritz, von Seeland und Amsterdam unterstützt, offen an die Spitze der Opposition, und nur dem Einflusse und den Drohungen des französischen Gesandten gelang es endlich den Widerstand zu brechen und 1609 den Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstandes zu bewirken. Das Mißtrauen Oldenbarneveld's gegen den Prinzen und seine Pläne sowie der Haß des Prinzen gegen jenen und seinen Anhang konnte dadurch nur noch gesteigert werden, daß Frankreich sich bemühte eine Verfassungsänderung herbeizuführen und dem Prinzen an der Spitze eines Staatsrathes eine hervorragendere Stellung zu verschaffen und daß dieser Plan an dem Widerstande Oldenbarneveld's und der Aristokratie scheiterte.

Das war die Zeit, in der G. daran erinnerte, daß die aristokratisch-republikanische Verfassung die historisch begründete, durch die Befreiung vom spanischen Joche wiedergewonnene Verfassung der Niederlande sei, und zugleich die Zeit, in welcher der durch die Waffenstillstandsfrage entzündete politische Parteikampf

neue Nahrung durch seine Combination mit theologisch kirchlichen Streitfragen erhielt.

Schon seit längerer Zeit standen sich in den Niederlanden zwei kirchliche Parteien gegenüber, die eine streng calvinistische, welche ganz den kirchlich-demokratischen Ansichten der Puritaner anhing und früher von dem General-Statthalter Leicester protegirt wurde, und die antipuritanische den Staaten eine kirchliche Macht einräumende, die, in dogmatischer Beziehung Zwingli folgend, unter Leitung Oldenbarneveld's und der Aristokratie als die herrschende erschien.

Die herrschende Partei fand ihren bedeutendsten theologischen Vertreter in Arminius, seit 1602 Professor in Leyden, die calvinistisch puritanische an dem seit 1594 in Leyden lehrenden Gomarus. Die um die Prädestinationslehre sich drehende theologische Streitigkeit gewann aber seit 1608 zugleich eine politische Bedeutung. Die immer weiter im Volke sich verbreitende und immer tiefer gehende Erregung der Gemüther veranlaßte es, daß 1608 Arminius die weltliche Gewalt in die religiösen Streitigkeiten hineinzog, indem er von den holländischen Ständen forderte, mit seinen Gegnern vor den hohen Rath gestellt zu werden, während die Gomaristen die Befugniß der weltlichen Obrigkeit über geistliche Dinge zu richten bestritten. Der hohe Rath beschränkte sich auf den wirkungslosen Befehl, daß beide Parteien Friede halten und sich dulden sollten. Der 1609 erfolgte Tod des Arminius war für G. Anlaß durch ein veröffentlichtes Gedicht Stellung in dem Streite der Parteien zu nehmen. Wie von dem in der Arminianischen Lehre durch Uitenbogaard Erzogenen nicht anders zu erwarten war, feierte er den um heiliger Wahrheit und Duldsamkeit willen gehaßten und verfolgten Verstorbenen.

G. hat sich weiterhin an dem immer heftiger tobenden Parteikampfe durch eine Reihe von Streitschriften betheiligt. Dahin gehören namentlich „Conciliatio dissidentium de re praedestinaria et gratia opinionum“ und „Ordinum Hollandiae et Westfrisiae Pietas“ von 1613, die wol 1614 verfaßte, aber erst später gedruckte Schrift „De imperio summarum potestatum circa sacra“, ferner „Defensio fidei catholicae de satisfactione Christi, adversus Socinum“ von 1617, und „Disquisitio an Pelagiana sint ea dogmata quae nunc sub eo nomine traducuntur“ von 1622. Als entschiedener Anhänger der Arminianer vertheidigt er das Decretum universale, nach welchem die reprobi nur zufolge ihres von Gott vorher gesehenen Ungehorsams, nicht aber auf Grund eines göttlichen Beschlusses aus der Menge der Verderbten nur Einzelne zu erwählen, im Verderben belassen werden, und je weniger sich dieser Grundgedanke des arminianischen Systems von semipelagianischer Haltung freisprechen läßt, um so eifriger suchte er seines Meisters System vor dem Vorwurfe des Pelagianismus zu schützen. In kirchenpolitischer Beziehung aber trat er mit aller Entschiedenheit ein für das Recht der Staatsgewalt auch über geistliche und kirchliche Dinge zu entscheiden, und in höherem Maße als seine litterarische wurde seine in dieser Richtung sich bethätigende praktische Betheiligung an dem entbrannten Streite für ihn verhängnißvoll.

Die Arminianer hatten, um sich zu rechtfertigen und den Schutz der Behörden zu sichern, 1610 den Ständen von Holland eine Vorstellung, Remonstrantie, — daher der Name Remonstranten — überreicht. Uitenbogaard hatte sie unter Mitwirkung von G. verfaßt. Im J. 1613 wurde G. als Mitglied einer außerordentlichen Gesandtschaft nach England geschickt, um dort seerechtliche Streitigkeiten beizulegen. Zugleich aber war er von Oldenbarneveld beauftragt den König Jacob, an dem die Gomaristen eine einflußreiche Stütze gefunden hatten, umzustimmen. Nach Holland zurückgekehrt, übernahm er das Amt des Pensionärs oder Syndikus von Rotterdam, womit er zugleich Sitz in der Ver-

sammlung der Generalstaaten erhielt. Er verfaßte 1614 und vertheidigte später in besonderer Schrift das Decret der holländischen und westfriesischen Stände, das mittelst polizeilichen Eingreifens den kirchlichen Frieden herstellen sollte. Mitten im Drange der praktischen Arbeiten und Parteikämpfe fand er aber auch noch Zeit seine philologischen und historischen Arbeiten fortzusetzen. Er veröffentlichte 1614 seine Ausgabe des „Lucanus“ und beendete in dieser Zeit die ihm von den Generalstaaten aufgetragene Arbeit, die aber diese damals zu veröffentlichen nicht für gerathen hielten. Erst 1657, zwölf Jahre nach seinem Tode, und nachdem er in späteren Jahren Vieles geändert und verbessert hatte, erschienen seine „Annales et historiae de rebus belgicis ab obitu Philippi regis usque ad inducias anni 1609“, bei deren Bearbeitung er in Betreff des Titels wie des Stiles, und nicht immer zum Vortheile des letzteren, sich Tacitus zum Muster genommen hatte. Die Annalen umfassen die Zeit von 1566—88, die Historien die von 1588—1609. Bezeichnend für den Charakter des Verfassers ist die leidenschaftslose Ruhe und Würde, mit der er, selbst in den heftigsten Parteikämpfen mitten innestehend, Freund wie Feind gerecht zu werden bemüht ist, wie sich dies in bewundernswerther Weise namentlich in der Schilderung und Beurtheilung des Prinzen Moritz geltend macht.

Seit dem J. 1616 trieben die durch ohnmächtige obrigkeitliche Friedensmahnungen und Befehle nicht beschwichtigten, sondern angefachten Streitigkeiten mehr und mehr der endlichen Entscheidung entgegen. Nicht mehr nur um religiöse Streitigkeiten, sondern um den Kampf politischer Parteien handelte es sich, um den Kampf der herrschenden Aristokratie, die das von den Remonstranten anerkannte Recht der weltlichen Obrigkeit auch über geistliche und kirchliche Dinge zu entscheiden festhielt, und der den Gomaristen anhängenden Demokratie, die dieses Recht bestritt und die Entscheidung durch eine Nationalsynode forderte; um den Kampf Oldenbarneveld's und seiner Anhänger, welche die Verfassung und die Machtstellung der Generalstaaten gegen die drohende Uebermacht des Statthalters schützen wollten, und des Prinzen Moritz, der, in Betreff der religiösen Streitigkeiten völlig indifferent, auf die Demokratie sich stützte, um die Macht der herrschenden Partei zu brechen.

Als die Gomaristen, die, mit Ausnahme Hollands und Utrechts, alle übrigen Provinzen fast vollständig für sich gewonnen hatten, bedenkliche Versammlungen zu halten begannen, auch in Amsterdam, das sie, trotz Grotius' Bemühungen die städtischen Behörden umzustimmen, ganz beherrschten, Häuser, in denen die Remonstranten sich versammelten, demolirten, entschloß man sich alle contraremonstrantischen Versammlungen bei strenger Strafe zu verbieten, und G. war es, der, freilich widerstrebend, auf Befehl der Bürgermeister von Rotterdam die erste dieser, ihm später als Verbrechen zugerechneten, Strafverordnungen verfaßte. Der Muth und Widerstand der Gomaristen steigerte sich aber, als es Prinz Moritz nunmehr an der Zeit erachtete sich offen für sie zu erklären. In den Städten begannen gefährliche Bewegungen, um die meist remonstrantisch gesinnten Mitglieder der Magistrate zu verdrängen und durch Gomaristen zu ersetzen. Weil man nicht daran denken konnte die unter des Prinzen Befehl stehenden Truppen zur Wahrung der Ruhe und Ordnung zu verwenden, erließen die holländischen Stände 1617 den sogenannten scharfen Schluß, der die Berufung einer Nationalsynode ablehnte und die Städte ermächtigte, zur Wahrung des Rechtsfriedens Milizen anzuwerben. So hatte sich der Streit allmählich zu einer Machtfrage zugespitzt, deren Entscheidung nicht zweifelhaft sein konnte. Während Oldenbarneveld mit geringem Erfolge bemüht ist die Anwerbung städtischer Milizen zu betreiben, G. vergebens es unternimmt Amsterdam und Seeland für die eigne Partei und die Berufung einer Provinzialsynode zu

gewinnen, eine von Harlem und sieben anderen Städten erlassene drohende Erklärung gegen die revolutionären Bestrebungen der Gomaristen abfaßt, in Utrecht die Aufnahme von Truppen zu hindern sucht, wußte Moritz in wirksamerer Weise die Interessen seiner Partei zu fördern.

Gestützt auf die bewaffnete Macht zieht er im Lande umher, um Stimmen für seine Partei und für die Nationalsynode zu gewinnen, verhindert die Anwerbung, betreibt die Entlassung angeworbener Milizen, setzt gewaltthätig remonstrantische Magistrate ab, contraremonstrantische ein. Schließlich ließen die Generalstaaten sich dazu herbei, die Entlassung aller Stadtsoldaten zu befehlen.

Als es in solcher Weise den Contraremonstranten gelungen war überall die Herrschaft an sich zu reißen und nunmehr die Generalstaaten die Berufung der Nationalsynode nach Dordrecht betrieben, war jeder fernere Widerstand aussichtslos. G. aber gab bis zum letzten Augenblicke den Kampf, den er, allen Gewaltmaßregeln abgeneigt, mit Wort und Schrift durchzuführen suchte, nicht auf. Die Nothwendigkeit einer Nationalsynode suchte er zu widerlegen, den Ständen von Holland und Westfriesland rieth er zu einer Provinzialsynode, den Prinzen Moritz suchte er durch eine Schrift für die Berufung einer Provinzial- oder allgemeinen Synode zu gewinnen. Es war vergebens und auch die Stände von Holland gaben endlich ihren Widerspruch gegen die Nationalsynode auf.

Kurz bevor die Synode zusammentrat, am 29. August 1618, wurden im Haag Oldenbarneveld, G. und der Pensionär von Leyden, Hogerbeets, angeblich auf Anordnung der Generalstaaten, in Wahrheit auf Betreiben des Prinzen Moritz und auf Befehl einiger ihm ergebenen Mitglieder der Generalstaaten, verhaftet, ein Gewaltact, der aber sofort von den Generalstaaten ratificirt wurde. Den Generalstaaten stand eine Gerichtsbarkeit überhaupt nicht zu und G. hätte nur von den Ständen von Holland oder den Behörden von Rotterdam zur Verantwortung gezogen werden können. So sorgsam der Gewaltstreich vorbereitet war, so rief er doch eine unerwartete Aufregung hervor, und es schien zweifelhaft, ob es gelingen werde ein Gericht zu finden, von dem die gewünschte Verurtheilung zu erwarten sei. Die Stände von Holland erklärten die Freiheit und das Recht des Landes verletzt und forderten die Freilassung der Gefangenen, ebenso Rotterdam, Leyden und andere Städte, die den Prinzen-Statthalter an seine Pflicht die Rechte der Stände und Städte zu schützen erinnerten. Moritz stand, um jeden Widerstand zu beseitigen, nicht an, eine Reihe weiterer Gewaltmaßregeln durchzuführen, bis endlich die holländischen Stände sich dazu verstanden, das Verfahren gegen die Gefangenen dem Prinzen und den Generalstaaten zu überlassen. Im November 1618 begann vor dem so geschaffenen Ausnahmegericht der Proceß. Am 12. Mai 1619 wurde Oldenbarneveld zum Tode verurtheilt und am folgenden Tage hingerichtet, am 17. Mai G. und Hogerbeets zu lebenslänglichem Gefängniß und Vermögensconfiscation verurtheilt. In einem umfangreichen, die einzelnen ihm zur Last gelegten Thatsachen anführenden Urtheile wurde G. schuldig befunden, daß er sich erdreistet habe die religiösen Zustände zu erschüttern und die Kirche Gottes schwer zu bedrücken und zu bedrohen, daß er zu dem Ende unerhörte und für die Landesverfassung gefährliche Grundsätze aufgestellt, fest gehalten und Anderen eingeschärft, daß er insbesondere durch Wort und Schrift darauf gedrungen und daran fest gehalten habe, daß es jeder Provinz zukomme über die Religion Verfügung zu treffen, sowie daß er durch verschiedene Schriften befördert habe, daß neue in der reformirten Kirche niemals angenommene Meinungen gegen alle kirchliche Ordnung in der Kirche hier zu Lande eingeführt wurden.

Ueber den Proceß und die ihn veranlassenden Ereignisse gibt näheren Aufschluß die von G. 1622 veröffentlichte Schrift: „Apologeticus eorum qui Hol-

landiae Westfrisiaeque et vicinis quibusdam nationibus ex legibus praefuerunt ante mutationem quae evenit anno 1618. Cum refutatione eorum quae adversus ipsum atque alios acta et judicata sunt“, sowie „Verhooren en andere bescheiden betreffende het rechtsgeding van Hugo de Groot. Uitgegeven door Fruin.“ 1871.

Am 6. Juni 1619 wurde G. nach dem Schlosse Löwenstein bei Gorcum gebracht. Der Trost seiner Gefangenschaft war es, daß seine Gattin und Kinder sie theilen durften, und daß man ihm gestattete seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen. Er beschäftigte sich mit metrischen Uebersetzungen ins Lateinische, dahin gehört „Euripidis Tragoedia Phoenissae, emendata et latine facta“, 1630 in Paris erschienen. Ebenso begann er mit der Uebersetzung der von Stobaeus gesammelten Fragmente der griechischen Dichter, und ferner mit seinen Noten zum neuen Testament, schrieb in holländischer Sprache eine Einleitung in die holländische Jurisprudenz und seinen später ins Lateinische übersetzten, 1627 veröffentlichten Tractat „De veritate religionis christianae“, eins seiner theologischen Hauptwerke, das, weit verbreitet, in viele Sprachen, sogar ins Arabische, Chinesische, Malaiische übersetzt wurde. Mit demselben betrat er das seit langem brachliegende Feld der Apologetik. Als Sohn eines seefahrenden Volkes wollte G. den Seereisenden, die mit muhamedanischen und heidnischen Völkern vielfach in Berührung kamen, eine Waffe zur Vertheidigung ihres Glaubens in die Hand geben. Er erreichte mit diesem Werke seine Absicht insofern, als es bei Protestanten wie Katholiken und bei allen Parteien gleich sehr Verbreitung und Anerkennung fand. Das war freilich nur dadurch möglich, daß er sich darauf beschränkte ein biblisches Christenthum zu lehren und jede eingehende Erörterung der die Confessionen trennenden Dogmen vermied. Ebendeshalb erfuhr das Buch aber auch vielfache Anfechtung und trug G. insbesondere die Beschuldigung des Socinianismus ein.

Fast zwei Jahre hatte Grotius' Gefangenschaft gedauert, als es am 22. März 1621 seiner Gattin gelang, ihn zu befreien. Versteckt in eine Kiste, die häufig mit Büchern gefüllt zu G. gebracht und ebenso wieder fortgebracht worden war, wurde er in ein befreundetes Haus nach Gorcum getragen, ging von hier als Maurer verkleidet nach Antwerpen und begab sich von da nach Paris, wo er von Staatsmännern und Gelehrten ehrenvoll und freundlich aufgenommen, im folgenden Jahre auch aus seiner bedrängten Lage durch eine vom Könige ihm bewilligte Pension von 3000 Livres befreit wurde. Hier vollendete er seine und seiner Unglücksgenossen Apologie, den Stobaeus — „Stobaei Florilegium emendatus et latino carmine redditus“, 1623 — sowie ferner „Excerpta ex Tragoediis et Comoediis graecis, tum quae exstant, tum quae perierunt, emendata et latinis versibus reddita“, 1626 — endlich aber auch das Werk, das seinen Ruhm weiter als alles Andere verbreitet und durch das er den nachhaltigsten Einfluß auf Wissenschaft und Leben ausgeübt hat, seine 1625 erschienene „De jure belli ac pacis libri tres, in quibus jus naturae et gentium item juris publici praecipua explicantur.“

G. hat sich offenbar mit den in diesem Werke niedergelegten Gedanken lange Jahre beschäftigt und getragen, denn er knüpft in demselben nicht nur wieder an das an, was er bereits in seinem mare liberum ausgesprochen hatte, sondern führt hier auch wiederholt uud in reiferer Weise als in jener Jugendarbeit den Grundsatz der Meeres- und Handelsfreiheit aus. Damit stimmt überein, was Graswinkel, der während der 18 Monate, in denen G. an diesem Werke arbeitete, sein Hausgenosse war und ihm rathend und helfend zur Seite stand, in einem Briefe berichtet. (Leibnitz, Commercium epistolicum pag. 369.) Nachdenkend sei er umhergegangen und habe dann, ohne etwas wegzustreichen oder hinzu-

zufügen, die einzelnen Abschnitte des Werkes in einem Zuge niedergeschrieben. Höchst selten habe er ein Buch nachgesehen, manche der benutzten gar nicht besessen, und dennoch, selbst eine wandelnde Bibliothek, die ganze Fülle der citirten Stellen aus anderen Schriftwerken mit höchster Treue aus seinem wunderbaren Gedächtnisse entnommen.

Er steht auf dem Boden der Reformation zunächst in negativer Beziehung, indem er mit der theokratischen Auffassung des Mittelalters bricht, Recht und Staat als Menschenwerk, als menschliche Ordnung betrachtet, die nicht in dieser ihrer concreten Erscheinung, als christliches von Papst und Kaiser beherrschtes Universalreich auf unmittelbarer Anordnung und That Gottes beruht. Das war nichts Neues, denn schon lange vor ihm hatte sich dieser Bruch mit Recht und Staat des Mittelalters auf dem Boden humanistischer Studien und wiedererwachter Kenntniß des antiken Staatswesens durch Machiavell und Bodin vollzogen. G. steht aber auf dem Boden der Reformation auch in positiver Beziehung. Er bricht nicht weniger mit der Nützlichkeitstheorie der romanischen Politiker, mit ihrer antikrömischen Auffassung des Staates als eines sich selbst als absoluten Zweck setzenden und alles Andere, lediglich nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit, sich unterordnenden. Das Recht ist Menschenwerk, aber es beruht auf Gottes Wille und Gebot und übt, unabhängig von jeder Rücksicht auf das Nützliche, eine unbedingt verpflichtende Kraft. Auch das war nicht völlig neu, denn auch die an die Reformatoren sich anlehnenden Vorläufer des G., — Oldendorp, Hemming, Winkler, — waren ebenso bemüht dem, nicht auf unmittelbarer Anordnung Gottes beruhenden Rechte, gleichwol eine höhere verbindende Autorität zu wahren. Aber man muß sich eben dieses eigenthümliche Ringen des Reformationszeitalters, sich einerseits aus den Banden katholisch theokratischer Auffassung zu befreien und andererseits doch den göttlichen Ursprung und die aus ihm fließende verbindende Kraft des Rechtes nicht zu verlieren, vergegenwärtigen, um die Bedeutung des Werkes zu ermessen, in welchem dieses unklare Ringen zum siegreichen Durchbruche kam, um den unermeßlichen Einfluß zu verstehen, den es auf sein Zeitalter ausübte.

G. will das rechtliche Verhältniß der Völker und ihrer Oberhäupter zu einander, das Recht des Krieges und Friedens betrachten. Es handelt sich also um das Verhältniß von Völkern und Staaten, aber nach Grotius' Auffassung nicht nur um dieses, sondern auch um das aller der Personen, die durch kein gemeinsames bürgerliches Recht verbunden sind. Soll dieses Verhältniß nicht ein absolut wandelbares, nur nach der momentanen Nützlichkeit sich bestimmendes, sondern ein rechtlich normirtes sein, so muß es ein von positiver Satzung unabhängiges, durch sich selbst verpflichtendes natürliches Recht geben. Darum erachtet es G. für erforderlich, nicht nur vorbereitend und einleitend die Bedeutung des Naturrechtes zu entwickeln, sondern auch durch das ganze Werk hindurch die völkerrechtlichen Verhältnisse nach den Forderungen des Naturrechtes zu normiren.

Das Recht hat seinen Grund in der menschlichen Natur und diese äußert sich keineswegs nur in dem Triebe des Menschen nach dem Nützlichen, sondern auch in dem zur Geselligkeit, zu einer ruhigen nach dem Maße seiner Einsicht geordneten Gemeinschaft mit Seinesgleichen. G. geht also freilich auf eine nähere psychologische Untersuchung der menschlichen Natur nicht ein, sondern begnügt sich damit sie als eine durch den Selbsterhaltungs- und den Geselligkeitstrieb bestimmte zu bezeichnen. Um das Recht völlig von der Theologie loszulösen, wagte G. den Ausspruch, daß die naturrechtlichen Normen auch dann ihre Geltung behaupten würden, wenn man annehmen wollte, daß es keinen Gott gäbe, obwol freilich auch dieses aus den inneren Principien des Menschen fließende Recht Gott zugeschrieben werden müsse, weil er gewollt hat, daß solche

Principien bestehen. Damit hatte er scharf und bestimmt im Gegensatze zur Auffassung des Rechtes als eines unmittelbar von Gott gesetzten, es als ein menschliches bezeichnet, und hatte ebenso im Gegensatze zu Machiavell und seinen Nachfolgern, als deren Anwalt er Karneades sprechen läßt, dem Rechte und Staate ihre ethische Bedeutung gewahrt, indem er die sociale, vernünftige Natur des Menschen als das Medium betrachtet, durch das sich die rechtlich und sittlich geordnete Gemeinschaft der Menschen nach dem Willen Gottes bildet und gestaltet. Das Naturrecht ist darum als eine sittliche Nothwendigkeit unveränderlich und selbst Gott kann es nicht ändern. Die naturrechtlichen Normen werden a priori erwiesen, wenn ihre nothwendige Uebereinstimmung mit der vernünftigen und socialen menschlichen Natur gezeigt wird, a posteriori durch die Uebereinstimmung aller, oder doch aller gesitteter Völker in Betreff gewisser Normen, denn die allgemeine Wirkung setzt eine allgemeine Ursache voraus, die keine andere sein kann als der gesunde Menschenverstand (sensus communis).

Wie von der Theologie, so sucht G. aber ferner auch das Recht von der Moral und Politik zu unterscheiden, und wie ungenügend dieser Versuch erscheinen mag, so darf doch im Hinblick auf die in seiner Zeit herrschende, zu keiner Scheidung verschiedener Gebiete des Ethischen gelangende Auffassung der hohe Werth desselben nicht verkannt werden. Es ist ein beschränktes Gebiet, das G. als das des Rechtes im engeren Sinne, dessen Normen sich aus der socialen Natur des Menschen ergeben, bezeichnet: die Achtung des Eigenthums, Erfüllung der Verträge, Leistung des Schadenersatzes, Bestrafung des Unrechtes. Davon unterscheidet er das Recht in einem anderen weiteren Sinne. Insofern nämlich der Mensch durch die Urtheilskraft befähigt ist den bleibenden Werth der Dinge zu ermessen, ist es auch eine Forderung seiner Natur, daß er sich in seinem Handeln nicht durch Furcht, durch die Lockungen des Lustgefühls, durch Leidenschaften, sondern nur durch das bestimmen lasse, was er als das Richtige erkannt hat. Hier also auf dem Gebiete des Moralischen, das G. zuweilen im Unterschiede vom justum als honestum bezeichnet, bildet nicht der Geselligkeitstrieb, sondern die Fähigkeit Angenehmes und Schädliches zu unterscheiden und auch den künftigen und bleibenden Werth der Dinge zu erkennen, die bestimmende Norm, womit also schon G. auf das „wohlverstandene Interesse“ als Princip der Moral hinwies. Hierher rechnet G. auch die weise Zutheilung dessen, was dem Einzelnen und was der Gemeinschaft gebührt, und was Frühere mit Unrecht als einen Theil des eigentlichen Rechtes behandelt haben, d. h. die Politik.

Von dem natürlichen Rechte verschieden ist das willkürliche. Dahin gehört das in geoffenbarten Geboten Gottes bestehende göttliche und ferner das willkürliche menschliche Recht. Durch die Anerkennung eines göttlichen Rechtes findet er sich mit der Auffassung des Mittelalters, der sich auch seine protestantischen Vorläufer nicht völlig zu entwinden vermochten, ab, unterscheidet aber das von Gott unmittelbar Gebotene als ein willkürliches Recht vom Naturrechte, das auch ein göttliches, aber ein solches nur insofern sei, als es sich aus der von Gott gesetzten menschlichen Natur ergibt. In Betreff des willkürlichen göttlichen Rechtes unterscheidet er die alle Menschen verpflichtenden Gebote, wie sie Gott bei der Schöpfung, nach der Sündfluth und durch Christus geoffenbart hat, von den nur an das jüdische Volk gerichteten, für die Christen nicht verbindlichen. Das willkürliche menschliche Recht ist wiederum entweder bürgerliches Recht oder Völkerrecht. Der Anlaß für das bürgerliche Recht, d. h. das in der Staatsgemeinschaft geltende, ist das Streben nach dem Nützlichen, die Form seiner Bildung ist der ausdrückliche oder stillschweigende Vertrag, seine verbindliche Kraft empfängt es aber vom Naturrecht, welches gebietet Verträge zu halten. Der Staat ist also die vollkommene Verbindung freier Menschen, die sich des

Rechtsschutzes und Nutzens wegen zusammengethan haben, aber seine selbständige ethische Bedeutung liegt darin, daß er die unabweisliche Forderung der socialen Natur der Menschen ist. Mit dieser Auffassung des Staates als einer sittlichen Nothwendigkeit steht es freilich nicht im Einklange, daß seine verfassungsmäßige Gestaltung völlig unbestimmt bleibt, und daß der Inhalt des den Staat bildenden Vertrages ganz der Willkür der Contrahenten überlassen wird.

Wie nun das bürgerliche Recht zum Nutzen des Staates eingerichtet ist, so hat sich auch durch Uebereinkommen aller oder mehrerer Staaten zum Nutzen des großen Ganzen ein Recht gebildet, das Völkerrecht heißt, sofern man es vom Naturrecht unterscheidet. Schon aus dieser Bezeichnung ergibt sich, daß der Begriff des Völkerrechts bei G. ein vielfach schwankender ist.

Als die wesentlichste Aufgabe des Völkerrechts betrachtet er freilich die Normirung des rechtlichen Verhältnisses selbständiger Völker und Staaten zu einander, aber nicht ausschließlich, denn er bezeichnet als Krieg jeden Streit von Personen, die nicht durch ein gemeinsames bürgerliches Recht verbunden sind, jeden Streit, der nicht vom Gericht entschieden wird, so daß die ganze Lehre von der Nothwehr zum Kriegsrechte gehört. Er betrachtet ferner das Völkerrecht als zum willkürlichen Rechte gehörend, auf dem Uebereinkommen oder doch der Uebereinstimmung der Völker beruhend, sofern es vom Naturrechte unterschieden wird. Gleichwol betrachtet er für das Verhältniß der Staaten und Völker keineswegs nur das willkürliche Völkerrecht, sondern vor allem auch das Naturrecht als maßgebend, und insoweit sind Völkerrecht und Naturrecht nicht verschieden. Es schwankt also bei G. das Völkerrecht zwischen der heutigen Bedeutung des Wortes und der Bedeutung des jus gentium im Sinne der römischen Juristen.

Wenn nun G. das willkürliche Völkerrecht als ein aus der beständigen Uebung und dem Zeugnisse erfahrener Männer, besonders der Geschichtsschreiber, zu entnehmendes bezeichnet, so wäre zu erwarten gewesen, daß er das Material für die Darstellung des Völkerrechts den geschichtlich gegebenen Zuständen seiner Zeit entnommen hätte. Er that dies nicht nur nicht, sondern verwahrte sich auch ausdrücklich gegen die Vermuthung, daß er auf die Streitfragen der Gegenwart Rücksicht genommen habe. So wunderlich dies erscheinen mag, so verdankt sein Werk den Ruhm, den es erntete und die nachhaltige Wirkung, die es ausübte, doch zum guten Theile eben diesem Umstande.

Das christliche Universalreich, in welchem die Autorität von Papst und Kaiser, Kirchen- und Lehnrecht, die Regeln ritterlichen Lebens und ritterlicher Ehre das rechtliche Verhältniß der Fürsten und Völker normirten, war zusammengebrochen und die europäischen Staaten standen als gleichberechtigte souveräne Mächte nebeneinander. Sie konnten ihre auf gemeinsamer geschichtlicher Entwickelung und gemeinsamer Gesittung beruhende Zusammengehörigkeit nicht verleugnen, aber der Entwickelung eines dieser Culturgemeinschaft entsprechenden rechtlich geordneten Verhältnisses der Staaten stand die nachwirkende Rohheit des Mittelalters und die rücksichtslose Selbstsucht der Politik hemmend entgegen. Es würde eine wenig dankbare und wenig fruchtbringende Arbeit gewesen sein im Beginne des 17. Jahrhunderts die gegebenen rechtlichen Zustände des Völkerverkehrs in Krieg und Frieden darzustellen. Er begnügt sich damit, sie in scharfer Weise als der Gerechtigkeit und menschlicher Gesittung widerstreitend zu tadeln und zeigt, wie sie nach den Forderungen des Naturrechtes im engeren und im weiteren Sinne, der Moral beschaffen sein sollten. Um ungerechte Kriege zu verhüten und die völkerrechtliche Ordnung zu handhaben, erklärt er es für nothwendig, daß die christlichen Mächte gewisse Zusammenkünfte halten, um die Streitigkeiten von Staaten durch die bei ihnen nicht betheiligten Mächte zu schlichten und um nöthigenfalls eine zwingende Macht zur Bewahrung des Rechtes

und Friedens zu üben. Indem er aber nicht ein geschichtlich gewordenes und gegebenes, sondern ein gefordertes Völkerrecht zeichnete, stand er freilich nicht außerhalb seiner Zeit, denn er formulirte und brachte seinem Zeitalter zum Bewußtsein eben die völkerrechtlichen Normen, welche die nothwendige Folge einer zum Durchbruche gekommenen neuen Lebensordnung und ihrer rechtlichen und sittlichen Anschauungen waren. Dadurch erreichte er es, daß sein Werk nicht nur für länger als ein Jahrhundert als die Basis aller rechtswissenschaftlichen Studien betrachtet wurde, sondern auch im Leben die Autorität eines Codex des geltenden Völkerrechtes erlangte.

Es waren schwere und ihn schwermüthig stimmende Jahre, die G. in Frankreich verlebte. Die ihm zugesagte Pension wurde sehr unregelmäßig gezahlt. Sorge um den Lebensunterhalt, eigene Leiden und Krankheiten in der Familie, das Bewußtsein von Frankreich Wohlthaten ohne entsprechende Dienstleistung zu empfangen, die ihn quälenden Bemühungen ihn zum Katholicismus zu bekehren, weckten den Wunsch, in einer protestantischen Gegend eine Stellung zu finden. Der 1625 erfolgte Tod des Prinzen Moritz, dem sein Bruder Friedrich Heinrich als Statthalter folgte, auf dessen wohlwollende Gesinnung G. glaubte rechnen zu dürfen, ließ die Rückkehr in das Vaterland möglich erscheinen, um so mehr als es 1630 sogar gelungen war die Rückgabe des confiscirten Vermögens zu erwirken. Im Herbste 1631 kehrte er nach Rotterdam zurück, fand sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, denn nicht nur, daß er noch vielfach feindseligen Gesinnungen begegnete, empörte ihn auch der Mangel offenen Mannesmuthes, der die Furchtsamen veranlaßte sich scheu von ihm zurückzuhalten. Als sogar die Generalstaaten einen Preis auf seine Verhaftung setzten, sah er sich genöthigt Holland zu verlassen und reiste im Frühjahr 1632 nach Hamburg. Hier lebte er in Dockenhude an der Elbe im Landhause eines Holländers und dichtete den „Sophompaneas“, weil ihm, wie er klagte, die Hilfsmittel für wissenschaftliche Arbeiten, die ihm vielleicht hätten helfen können die Schrecken des in Deutschland wüthenden Krieges zu vergessen, mangelten. Die Hoffnung in den Dienst des Vaterlandes zurückkehren zu können hielt ihn ab auf die Anträge der Könige von Polen, Dänemark, Spanien sowie Wallenstein's, die den berühmten Gelehrten für sich zu gewinnen suchten, einzugehen. Als aber diese Hoffnungen sich vergeblich erwiesen trat er 1634 in den Dienst Schwedens.

Gustav Adolph, von G. auf's Höchste bewundert und verehrt, hatte diesen aus seinem Werk über das Recht des Krieges und Friedens, das er beständig bei sich führte, schätzen gelernt und betrachtete ihn als den größten Gelehrten und Politiker seiner Zeit. Er gab seinem Minister Salvias den Auftrag G. zu gewinnen, und als dieser 1634 dem Rufe Oxenstiernas folgte, pries er sich glücklich, daß noch der große König selbst, in Vorahnung seines Todes, diese Berufung angeordnet hatte. In Frankfurt traf er mit dem schwedischen Kanzler zusammen und wurde nach einem siebenmonatlichen Aufenthalte dort und in Mainz als schwedischer Gesandter nach Paris geschickt.

G. übernahm diesen Gesandtschaftsposten unter den schwierigsten Verhältnissen, zu der Zeit als nach der unglücklichen Schlacht von Nördlingen, durch den Prager Frieden und den Abfall Sachsens, Brandenburgs und anderer protestantischer Reichsstände von der Sache ihrer Glaubensgenossen, die Stellung Schwedens in Deutschland auf's Aeußerste gefährdet war und es darauf ankam die Hilfe Frankreichs zu gewinnen. Dazu kamen die Schwierigkeiten, die ihm sein persönliches Verhältniß zu Richelieu bereiteten, zu dem Manne, der es bewirkt hatte, daß die ihm als Flüchtling zugesicherte Pension ihm entzogen worden war, der ihn haßte, weil er die früher ihm von Richelieu gemachten Anträge zurückgewiesen hatte, den er von neuem dadurch erzürnte, daß er, nach dem Bei-

spiele des englischen Gesandten, in Betreff der Etikette ihm nicht die Stellung zuerkannte, die er als Cardinal in Anspruch nahm. Je ernster und eifriger er die Interessen Schwedens wahrnahm, je weniger er sich den diplomatischen Künsten der Intrigue, Schmeichelei und Bestechung zugänglich erwies, umsomehr waren die französischen Diplomaten, darin vom holländischen Gesandten unterstützt, bemüht, ihm Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten zu bereiten. Der Versuch, seine Abberufung zu erwirken, scheiterte an dem vollen Vertrauen, das ihm Oxenstierna schenkte. Wenn man schon damals ihm vorgeworfen hat, daß er sich als ein schlechter Diplomat erwiesen habe, so mag daran soviel wahr sein, daß ein Mann von strenger Wahrhaftigkeit, aufrichtiger Frömmigkeit und sittlicher Reinheit wie G. wenig geeignet war den geschmeidigen Hofmann zu spielen und die krummen Wege der damaligen diplomatischen Kunst zu wandeln. Es stammen die Vorwürfe, die man seiner Thätigkeit als Diplomat gemacht hat, aus unlauterer auf Richelieu zurückführender Quelle, jedenfalls hat er es aber verstanden durch den Ernst, die Treue und Würde, womit er sein Amt verwaltete, sich das volle Vertrauen des schwedischen Kanzlers und Hofes zu verdienen und zehn Jahre lang zu erhalten.

Auch in der Zeit seiner diplomatischen Thätigkeit war G. fortdauernd mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Wie ihn seine Bearbeitung des Stobaeus dazu geführt hatte in gleicher Weise die Sentenzen aus den griechischen Dramatikern metrisch zu übersetzen, so wollte er endlich diesen beiden Werken noch ein ähnliches drittes hinzufügen. Schon 1630 und 1631 war er mit der Uebersetzung der griechischen Epigramme in der Sammlung von Planudes beschäftigt gewesen. Nach Paris zurückgekehrt wandte er sich an Salmasius, der ihm die von ihm für eine emendirte und vervollständigte Ausgabe gesammelten Materialien mittheilte. Der Druck der vollendeten Arbeit verzögerte sich und unterblieb, obwol 1645 begonnen, in Folge des Todes von G. Erst 1795 wurde das Werk von van Bosch nach dem Manuscripte, das er aus England erhalten hatte, veröffentlicht — Anthologia graeca cum versione latina Hugonis Grotii. — Es war die letzte von Grotius' philologischen Arbeiten und wenn er sich in ihr zwar nicht als Kritiker auszeichnete, so bleibt hier, wie in den anderen ihr vorangehenden, die Kunst der metrischen Uebersetzung, das richtige und tiefe Erfassen von Sinn und Geist des griechischen Gedichtes, die außerordentliche Formgewandtheit, mit der es in gleichem Metrum, in gleicher Zahl der Verse, lateinisch wiedergegeben wird, bewundernswerth. Den Plan, den er gefaßt hatte, die Geschichte Gustav Adolph's zu schreiben, gab er wegen Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Materialien auf. Aus seiner Beschäftigung mit der Geschichte der nordischen Völker ging aber seine „Historia Gothorum, Vandalorum et Longobardorum“, eine den Procop, Agathias, Jornandes, Isidorus und Paulus Diaconus umfassende Sammlung, sowie seine „Diss. de origine gentium Americanarum“, 1642, hervor. In der letzteren sucht er zu zeigen, daß Nordamerika von Norwegen aus bevölkert worden sei.

Am eifrigsten war aber G. in den letzten zehn Jahren seines Lebens mit theologischen Arbeiten beschäftigt. Die wichtigsten derselben sind seine in der Gefangenschaft begonnenen und in Paris vollendeten „Annotationes in Novum T.“ und „A in Vetus Testamentum“, erstere 1641, letztere 1644 in Paris erschienen. Die große wissenschaftliche Bedeutung, die G. für die biblische Exegese zugeschrieben werden muß, liegt darin, daß er, ein Vorläufer des Reformators der Exegese Ernesti, die philologisch-historische Methode der Auslegung anwandte, daß er, im Gegensatze zu den durch die orthodoxe Dogmatik gebundenen Theologen, unterstützt durch seine reiche Belesenheit, namentlich in der klassischen Litteratur, und vielseitige historische Bildung, der befangenen kirchlichen Auslegung

eine freiere Schriftbetrachtung entgegenstellte und dadurch der wirklich geschichtlichen Kritik und Exegese der Bibel mächtig vorarbeitete. Ein solches Werk mußte die Theologen seiner Zeit freilich sehr fremdartig anmuthen und erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann es in der Wissenschaft seine volle Wirkung zu üben. Bei den Zeitgenossen stieß es auf heftigen Widerspruch, auf protestantischer Seite namentlich bei dem streitbaren Wittenberger Abraham Calov, der G. der Ketzerei bezichtigte, nicht weniger auf katholischer Seite, auf der ihn Bossuet besonders wegen seiner Auffassung der Inspiration des Socinianismus verdächtigte.

Bezeichnend für seinen religiösen Standpunkt ist was G., ganz übereinstimmend mit der Tendenz seiner Schrift „De veritate religionis christianae", in der Vorrede zu den Annotationes sagt, daß er sich mit diesem Werke keiner Partei dienstbar machen wolle, sondern allen Christen. In gleichem Sinne preist er in einem Briefe von 1630 das Glück Männer zu finden, die nicht so viel Werth auf spitzfindige Streitigkeiten legen als auf wahre Lebensbesserung und täglichen Fortschritt in der Heiligung. Den in solchen Aeußerungen sich kundgebenden Standpunkt wird man im Auge behalten müssen in Betreff der von jeher erörterten Frage, ob G. sich zum Katholicismus bekehrt habe, eine Frage, für deren Bejahung auch neuerdings der Holländer Broere in seiner Schrift: De Terugkeer van Hugo de Groot tot het Katholike Geloof, 1856, den Beweis unternommen hat.

Wenn G. in seiner Jugend als Arminianer mit so großem Eifer die Gomaristen bekämpfte, so war der Grund dafür viel weniger die ihn abstoßende Prädestinationslehre als die Unduldsamkeit der Gegner und die Hartnäckigkeit, mit der sie der Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten durch die weltliche Macht widerstrebten. Er forderte wechselseitige Duldung der Parteien, und die Wahrung und Wiederherstellung des religiösen Friedens und der Einheit der Kirche ist für ihn unwandelbar während seines ganzen Lebens das höchste Ziel seines Strebens gewesen. Eine Wandelung ist mit ihm durch seinen langen Aufenthalt in Frankreich, durch seinen vielfachen Verkehr mit den Katholiken allerdings insofern vor sich gegangen, als er später das Ziel seiner Bestrebungen höher steckte. In Holland kämpfte er für die Einheit der protestantischen Kirche, jetzt handelte es sich für ihn um die Wiedervereinigung der ganzen Christenheit und aller Confessionen. Die Einheit der Kirche schien ihm ohne eine in religiösen Dingen gebietende Autorität unmöglich. In Holland wollte er diese Autorität der Staatsgewalt zuerkennen, jetzt suchte er sie im Papstthum. In einer in diese Zeit gehörenden Schrift „De summo sacerdotio" vertheidigt er das Papstthum und die katholische Hierarchie als eine für die Einheit der Kirche nützliche Institution, während er um dieselbe Zeit in der Schrift „De dogmatibus, ritibus et gubernatione ecclesiae Christianae" die Aufnahme aller Confessionen und Secten in die ihm vorschwebende katholische Papstkirche vertheidigt, Unterschiede der Lehre, des Ritus, der Regierungsform für gleichgiltig erklärt und der Herrschsucht der Päpste die Lostrennung der griechischen von der römischen Kirche zuschreibt. Insbesondere fordert er einen Papst, der weder eine weltliche Herrschaft noch ein jus regendi in religiösen Dingen besitzt. Von solchem Standpunkte aus war es folgerecht, wenn G. die Kirchenspaltung beklagte, wenn er sich mit den wichtigeren Dogmen der katholischen Kirche abzufinden und sie gegen protestantische Anfechtung zu vertheidigen suchte. Besonderes Aufsehen erregte neben seinen hierher gehörigen Schriften „De fide et operibus" und „De decalogo", seine „Commentatio ad loca quaedam N. Test. quae de Antichristo agunt", sämmtlich von 1640, in der er bewies, daß der Papst nicht der Antichrist sei. Sehr wenig katholisch klingt es aber, wenn er die Dinge, um welche Katholiken und Protestanten streiten und sich bekämpfen, als nichtig bezeichnet, wenn er die

Enthaltung vom Abendmahl, an dem er selbst nicht theilnahm, rechtfertigt für den Fall, daß die Anerkenntniß von Sätzen gefordert werde, die gegen das Gewissen streiten, daß es dazu dient sich zu einer Partei zu bekennen, die andere Christen von sich ausschließt. Die von Laurentius in seiner Schrift Grotius papizans erhobene Beschuldigung des Papismus weist er ausdrücklich zurück. Er tritt in freundschaftlichen, litterarischen Verkehr mit den Jesuiten, namentlich dem gelehrten Petavius, nicht weniger aber auch mit dem Socinianer Crell.

Daß G. niemals förmlich zur katholischen Kirche übergetreten ist, ist unbestritten und nur um die Frage handelt es sich, welcher Confession er seiner Gesinnung nach angehörte. Die Antwort darauf kann nur die sein, daß er bestrebt war ein aufrichtiger, frommer Christ zu sein, daß er aber seiner Gesinnung nach keiner Confession, sondern einer einheitlichen, christlichen Zukunftskirche angehörte, deren Bild ihm selbst niemals völlig klar geworden ist, am wenigsten aus einem seiner letzten Werke: „Via ad pacem ecclesiasticam“ von 1642 klar wird.

In den letzten Jahren seines Pariser Aufenthaltes äußerte G. in Briefen an seinen Bruder mehrfach den Wunsch von seiner Ehrenstellung befreit zu werden. Der Entschluß seine Abberufung zu fordern, scheint dadurch veranlaßt worden zu sein, daß die Königin Christine, um den Kriegszug Torstenson's gegen Dänemark zu rechtfertigen, den in schwedische Dienste getretenen Franzosen Cerisantes Duncan als außerordentlichen Gesandten nach Paris schickte, den G., vielleicht nicht mit Unrecht, als einen ihm beigegebenen Aufseher betrachtete. G. erhielt 1645 die erbetene Entlassung unter Vorbehalt anderweitiger Verwendung. Er begab sich von Dieppe zu Schiff nach Holland, wo er in Amsterdam und Rotterdam ehrenvolle Aufnahme fand. Von Amsterdam reiste er zu Schiff nach Hamburg, von da über Lübeck nach Wismar, um mit Oxenstierna, dem Sohne des Kanzlers, zusammenzutreffen, und endlich nach Stockholm.

Obwol von der Königin gnädig empfangen und beschenkt, glaubte er doch am Hofe auf feindselige Gesinnung zu stoßen und bat, als über seine künftige Stellung keine Entscheidung getroffen wurde, sich entfernen zu dürfen. Er wollte zu Schiff nach Lübeck reisen. Das Schiff wurde am 17. August durch heftigen Sturm an die pommersche Küste geworfen. Der Todesgefahr nur mit Noth entronnen, reiste G. im offenen Wagen bei Regenwetter weiter und langte am 26. August ermattet und krank in Rostock an. Vom Arzte am folgenden Tage benachrichtigt, daß er seinem Ende entgegen gehe, verlangte er den Beistand eines Geistlichen, und es war der lutherische Pfarrer und Professor Johann Quistorp, der ihm die Tröstungen der Religion spendete. Er starb am 28. August 1645. Es ist erklärlich, daß über seine letzten Augenblicke und seinen Tod die verschiedensten Gerüchte verbreitet wurden, weil jede der streitenden kirchlichen Parteien aus seinen angeblichen letzten Aeußerungen den Beweis entnehmen wollte, daß er ihr angehört habe. Es wurde sogar behauptet, er sei von den Lutheranern vergiftet worden. Der einfache Bericht Quistorp's über seine Gespräche mit ihm gibt nicht den mindesten Anlaß an seiner vollen Wahrheit zu zweifeln. G. ist als gläubiger Christ gestorben, aber weder hat er ein Bekenntniß abgelegt, das ihn dieser oder jener Confession angehörend erscheinen ließe, noch hat Quistorp es versucht ihn zu einem solchen zu bestimmen.

Wichtiger als die Frage, welcher Confession G. seiner Gesinnung nach am Ende seines Lebens angehört habe, ist die Frage, wohin er zu stellen sei, wenn er nach seinen wissenschaftlichen Leistungen und nach dem Einflusse beurtheilt wird, den er auf die rechtlichen, sittlichen und religiösen Anschauungen des Zeitalters ausgeübt hat. Daß die Werke, die, alles Andere überragend, in dieser Beziehung in Betracht kommen, das in Rom sofort verurtheilte und verbotene Recht des Krieges und Friedens, der Tractat von der Wahrheit der christlichen

Religion, die Annotationen zum alten und neuen Testament, die bis heute auch von denen, die G. als Katholiken betrachten, als socinianisch und rationalistisch verworfen werden, nicht auf katholischem Boden stehen, darüber kann kein Zweifel sein.

Die wichtigste Quelle für die Lebensgeschichte von G. sind seine Briefe. Dahin gehören außer einer Anzahl einzeln veröffentlichter Briefe, H. Gr. epistolae ad Gallos 1601; H. Gr. et M. Berneggeri epistolae mutuae 1667; Martini Ruari, H. Grotii, M. Marseni etc. ad ipsum Ruarum epistolarnm selectarum Centuria una 1677, Centuria altera 1681; Hug. Grotii epistolae quotquot reperiri potuerunt 1687, eine 2510 Briefe umfassende Sammlung. Hug. Grotii epistolae ineditae, nunc prodeunt ex Museo Meermanneano 1806, darin die aus Paris an Oxenstierna, Vater und Sohn, geschriebenen Briefe. H. Grotii epistolae sex ineditae, edente Adr. Stolker 1809.

Vgl. Vita Hug. Grotii, seinen Oper. theolog. Amstel. 1679 vorgesetzt. Schudt, Vita H. Grot. succinctim narrata 1722. Hug. Grotii Manes ab iniquis obtrectationibus vindicati 1727 (anonym, Verfasser Lehmann) enthält eine annähernd vollständige Bibliotheca Grotiana, und eine Zusammenstellung der auf das jus belli ac pacis sich beziehenden Litteratur, in welcher Beziehung weiter zu vergleichen ist Ompteda, Litteratur des Völkerrechts. Brandt, Historie van het Leven des Herrn Huig de Groot 1727. Busigny, Vie de Hugues Grotius 1753. Schröckh, Lebensbeschreibung berühmter Gelehrter, Bd. II S. 257. Luden, Hugo Grotius nach seinen Schicksalen und Schriften 1806. Butler, Life of Hug. Grot. 1827. Caumont, Etude sur la vie et les travaux de Grotius 1862. Haelschner.

Grottger: Arthur G., Maler, geboren am 11. November 1837 zu Ottynowice in Galizien, wurde unter Karl Blaas in Wien gebildet, wo 1859 sein erstes Bild „Zusammenkunft Johann Sobieski's mit Kaiser Leopold I. bei Schwechat“ ausgestellt wurde. In Wien malte er viele treffliche Porträts, ging aber dann ganz auf das Gebiet der politischen Genremalerei über, wo er, immer überraschend durch die Wahl und originelle Bearbeitung des Stoffes, den Schmerz über den Untergang seines polnischen Heimathlandes sowol in einzelnen Bildern, wie in ganzen Cyclen zum künstlerischen Ausdruck brachte. Dieser Künstler gehört überhaupt deshalb hierher, weil er seine Bildung in Deutschland erhielt, größtentheils daselbst arbeitete und seine Arbeiten in der Technik durchweg deutschen Charakter tragen. Große Aufmerksamkeit erregte zuerst auf der Ausstellung zu London 1861 ein aus 7 Bildern in Kreidezeichnung bestehender, „Warszawa“ betitelter Cyclus, welchem alsbald eine zweite ähnliche Serie folgte. Daran reihte sich 1863 eine „Polonia“ in 9 Blättern, eine „Lituania“ in 6 Blättern und das im großartigen tragisch-dramatischen Sinne gehaltene Meisterwerk „Im Thal der Thränen“ — der Schwanengesang des Künstlers, welcher schon am 13. December 1867 zu Amélie-les-bains in Frankreich starb. Seine vorgenannten Werke sind insgesammt bei V. O. Miethke zu Wien in photographischen Reproductionen erschienen, ebenso (in 2 Abtheilungen) 34 Blätter „Aus Arthur Grottger's Skizzenbuch“ mit Text von Alfred v. Wurzbach (1874 und 1875).

Vgl. Constant. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 1864, XI. 420. Stanislaus Graf Tarnowski, Arthur Grottger, Krakau 1874, und das etwas romantisch angehauchte, liebenswürdige und den Geist des Künstlers aus verwandter Seele schildernde Büchlein: Arthur Grottger. Eine Reminiscenz. Von F. M. Aren, Wien 1878, mit dem Porträt des Malers in geistreicher Radirung von Klaus. Hyac. Holland.

Grua: Karl Ludwig Peter G., nicht Wilhelm, wie alle Lexika falsch berichten, geboren zu Mailand, machte dort seine Studien in der Musik und hielt sich in verschiedenen Städten Italiens auf, bis er nach Deutschland kam. Er ward zunächst Altist in der kursürstl. Capelle zu Dresden und 1693 mit 1000 Thlr. Gehalt zum Vicecapellmeister befördert, doch kann er nicht lange in kursürstl. Diensten gestanden haben, da er schon 1694 in den Mitgliederverzeichnissen nicht mehr aufgeführt wird. Er ließ sich 1697 in Düsseldorf nieder, wo er zum Capellmeister des Kurfürsten von der Pfalz ernannt wurde. Seit 1714, wo er nach Mannheim ging, ist über seine Lebensschicksale nichts weiter bekannt geworden. Von ihm erschienen: „Missae quinque voc. cum instrumentis et org.“ (1712). Die königl. Musikaliensammlung in Dresden besitzt 19 Duetti da Camera für Sopran und Alt mit beziffertem Baß von seiner Composition. In der königl. Bibliothek zu Berlin sind folgende Werke von ihm vorhanden: „Alleluja“ für 5 Stimmen mit 2 Violinen, 2 Violen, 2 Trompeten und Baß; „Miserere“ für 4 Stimmen mit Violine, Viola, Oboe, Cornett und Baß.

Karl Ludwig Peter G., sein Neffe, machte ebenfalls in Mailand, wo er geboren, seine Musikstudien und vollendete dieselben bei seinem Onkel in Düsseldorf. Geschätzt als geschickter und tüchtiger Künstler ward er zum kurfürstl. pfälzischen Capellmeister in Mannheim nur für die Kirchenmusik, 1742 auch für die Hof- und Opernmusik ernannt. Während der Hochzeitsfeierlichkeiten des Kurfürsten Karl Theodor kam mit Erfolg eine italienische Oper von ihm, „Cambise“ betitelt, zur Aufführung. G. starb 1775 in Mannheim.

Franz Paul G., sein Sohn, wurde den 2. Februar 1754 in Mannheim geboren. Nachdem er bei seinem Vater Unterricht im Clavierspiel und in der Theorie erhalten hatte, setzte er diese Studien bei dem bekannten Capellmeister Holzbauer fort. Der Kurprinz Karl Theodor, welcher sich für den jungen Künstler interessirte, schickte ihn nach Italien, wo er sich 1773—78 aufhielt und in Bologna beim Padre Martini, in Venedig bei Traetta weitere Studien machte. Nach Deutschland zurückgekehrt, ging er nach München, wohin inzwischen Karl Theodor seinen Hof verlegt hatte, und brachte dort 1780 eine italienische Oper seiner Composition, „Telemacco“, Text vom Grafen Seriman, zur Aufführung. Die Folge davon war seine Ernennung zum kurfürstl. Capellmeister. Erst am 1. Juli 1831 ward er pensionirt (nach den Münchener Theateracten) und ist am 5. Juli 1833 in München an Altersschwäche gestorben (Münchener Polizeiacten). G. hat viele Kirchencompositionen geschrieben. Man kennt von ihm 31 Messen, 6 Vespern, 29 Offertorien und Motetten, 3 Stabat mater, 5 Litaneien, 3 Te Deum, 14 Hymnen, 3 Requiem ꝛc. Auch einige Concerte für Pianoforte, Flöte, Clarinette ꝛc. componirte er. Mozart schrieb aus München am 13. November 1780 an seinen Vater: „Ich habe erst eine Messe von G. gehört; von dieser Gattung kann man leicht täglich ein halbes Dutzend componiren.“

Lipowsky, Baierisches Musik-Lexikon. Fürstenau.

Grube: Elisabeth G., geborene Diez, Schriftstellerin, geboren in Netphen an der Sieg den 22. October 1803, † in Düsseldorf den 21. April 1871. Ihr Vater war Domänen-Rentmeister. Sie schwärmte schon als Kind für alles Edle und Schöne und dichtete im Alter von zwölf Jahren ein heroisches Schauspiel, das sie mit ihren Gespielen auf einem selbst errichteten Liebhabertheater aufführte. Ihr Wissensdrang führte sie dazu, mit dem Lehrer F. W. Grube in Kirchen, einem jungen Manne, den sie für einen alten Herrn hielt, in Briefwechsel zu treten, weil Grube eine Leihbibliothek errichtet hatte, die sie eifrig benutzte. Aus der späteren persönlichen Bekanntschaft erfolgte 1823 ihre Vermählung mit demselben. Ein Auszug ihres Briefwechsels ist 1835 im

„Hermann" abgedruckt. 1827 folgte sie ihrem Gatten nach Düsseldorf, wo er eine Anstellung bei der königl. Regierung angenommen hatte, und blieb auch dort wohnen, als derselbe 1845 auf einer Reise nach China, die er im Auftrag der Regierung zur Förderung der Handelsinteressen unternommen, gestorben war. Sie widmete sich neben der Erziehung ihrer Kinder und ihren schriftstellerischen Arbeiten mit besonderer Sorgfalt der Linderung aller Nothstände und erwarb sich als Wohlthäterin der Armen, Pflegerin und Trösterin der Kranken und Elenden seltene Verdienste. Als Schriftstellerin veröffentlichte sie „Liederkranz" (1842) und „Wiesenblumen von der Sieg und Feldblumen vom Rhein" (1847), beide Sammlungen in Gemeinschaft mit ihrer begabten Schwester Katharina Diez, „Gedichte" (1857) und die Dramen „Jacobe von Baden", „Wittekind" und „Die Lützower" (1864), sowie viele Erzählungen und Gedichte in Zeitschriften. Entschlossene Wahrheitsliebe, männlicher Verstand, reiches Wissen und echte Religiösität zeichneten sie vortheilhaft aus und verliehen auch ihren fließend gereimten Dichtungen tieferen Gehalt. Blanckarts.

Grübel: Johann Konrad G., geboren am 3. Juni 1736 zu Nürnberg und ebendaselbst am 8. März 1809 gestorben, ist ohne Frage der bedeutendste aller Derjenigen, die in der Mundart der Stadt gedichtet oder überhaupt Verse gemacht haben, er ist in Wahrheit ein Dichter zu nennen. Wie Hebel in alemannischer Mundart und der neuere Klaus Groth in plattdeutscher, kann G. auch der erste in der Mundart seiner Heimat und seiner Vaterstadt genannt werden. Diese ist allerdings nur auf ihr Weichbild beschränkt, weil die Mundart der Umgegend nach allen Seiten hin eigene Färbung und Schattirung annimmt. Schon die nur eine Stunde Wegs entfernte Stadt Fürth zeigt sprachliche Verschiedenheit, deren Grund nicht von dem seit 350 Jahren dort eingebürgerten jüdischen Element, sondern von der Hinneigung zum ansbach-fränkischen Dialect herrühren dürfte. Ob die in neuer Zeit von außen her massenhaft angewachsene Einwohnerzahl Nürnbergs auch auf den Dialect derselben eine umgestaltende oder wenigstens umändernde Wirkung ausüben wird, muß die Zeit lehren; G. vertritt jedenfalls als ganz echter Nürnberger in Form und Wesen seine Zeit, die des alten reichsstädtischen Nürnberg. Selbständige Dichtungen, wenn man diese Reimereien so nennen darf, haben sich schon aus dem achtzehnten Jahrhundert, dem G. selbst angehört, erhalten; aber lange, bevor er selbst auftrat (denn sein erstes ohne seinen Willen veröffentlichtes Gedicht „Der Steg" kann genau auf den 10. October 1790 gesetzt werden), war es gewöhnlich, namentlich bei den sogenannten Neujahrwünschen, die bei den Buchbindern am Markt käuflich waren und neben einem komisch-satyrischen Inhalt am Schluß einen wohlgemeinten allgemeinen Wunsch aussprachen, sich des Dialects zu bedienen. Man wolle aber das Wort „gewöhnlich" beachten, welches den Gebrauch des Hochdeutschen nicht ausschließt, wie z. B. der Neujahrwunsch von 1783, übrigens ein elendes Machwerk, sich desselben bedient. Wenn Grübel's erster Versuch, wie Witschel in seiner Biographie Grübel's sagt, in die Zeit der Schlacht von Roßbach (1757) fiel, so hat sich davon nichts als die Sage erhalten, gedruckt wurde er nicht. Aber außer den Neujahrwünschen bedienten sich noch andere namenlose Reimereien der Mundart; so erschienen wahrscheinlich noch, ehe Grübel's erstes Bändchen 1798 herausgegeben wurde, „Drey komische Gedichte nach Nürnberger Mundart", deren drittes die in 1796 bis 1797 fallende Anwesenheit eines angeblichen persischen Prinzen behandelt, der, nachdem er vom October bis in den April mit seiner betrügerischen Rolle die ganze Stadt genarrt hatte, sich zuletzt als ein vagabundirender Schneidersgesell entpuppte. (S. Pfister's Handbuch, zweites Bändchen, zweite Auflage, 1842, S. 361—66.) Wenn dieser Hinweis auf Vorgänger Grübel's ihn nicht als den

Ersten der Zeit nach, der sich der Mundart für seine dichterischen Erzeugnisse bediente, erscheinen läßt, so bleibt er doch unbestritten der Erste dem Range nach. Und zwar nicht blos nach dem ehrenvollen Zeugniß des Meisters, der ihn zu würdigen verstand, wie er auch seinem großen Vorgänger Hans Sachs den Kranz aufs Haupt gesetzt hat, sondern auch durch die einstimmige Anerkennung aller Nachfolgenden, die, nachdem nicht Wenige sich auf demselben Pfad, und Manche mit Geschick und Erfolg, zur Ruhmeshalle der Dichtung bewegt haben, ihm neidlos den Vorrang lassen müssen. Allerdings kommt ihm dabei Manches begünstigend zu statten. Er lebte noch in einer Zeit, welche jetzt als eine fast unverstandene Vergangenheit hinter uns liegt, und deren Eigenthümlichkeiten er mit harmloser Laune darzustellen wußte, was namentlich von dem „Kränzlein“ gilt, dem ersten Gedicht, das er selbst, zögernd und bedenklich, als Flugblatt drucken ließ und damit sogleich das Publicum eroberte. Hierauf folgten andere, „Die Steckenpferde“, „Die alte und die neue Zeit“ ꝛc., bis er durch den Beifall und die Anerkennung ermuthigt, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, mit der Ankündigung eines Bändchens (1798) auftrat, dem 1800 ein zweites, 1803 ein drittes, 1806 die Correspondenz und Briefe folgten, und mit der Herausgabe eines vierten Bändchens beschäftigt, ihn, den 73jährigen, der Tod überraschte. Daß Witschel und Osterhausen, welche 1812 diesen litterarischen Nachlaß ordneten und herausgaben, ihm auch schon vorher mit Sichtung und Revision zur Seite gestanden hätten, ist eine weder durch schriftliches Zeugniß noch durch mündliche Tradition unterstützte, also grundlose Hypothese neuerer Zeit. Allerdings sind nicht alle Gedichte von gleicher Bedeutung und doch möchte es schwer sein, eine Auswahl zu veranstalten und dasjenige über Bord zu werfen, was weniger werthvoll erscheinen möchte. Die Mannichfaltigkeit der Stoffe verhütet, daß man dadurch ermüdet werde. Er steigt nie über das Niveau seines Standes, des Handwerkmanns, der sich mit Arbeit sein Brot verdienen muß, hinaus, und Alles gestaltet sich ihm zu Nürnberger Art und Weise. So die aus Petronius geschöpfte, aber erst nach zahlreichen Wandlungen an G. gekommene Erzählung von der Matrone von Ephesus, die er unter dem Titel „Die zärtliche Frau“ behandelt, und die bei aller Schalkhaftigkeit doch keinen Anstoß gibt. Er ist nicht prüde und scheut vor Natürlichkeiten nicht zurück, sucht sie aber nicht auf und begnügt sich mit der Andeutung und der unvermeidlichen Erwähnung. So im „Kränzlein“, in den „Steckenpferden“, in der „Spannkette“ und in anderen das geschlechtliche Verhältniß berührenden Gedichten. Nie wird er frivol und gemein, die Sprache ist leicht und ungezwungen, der Reim bietet sich ungezwungen dar, und wie es auch im Dialect Abstufungen gibt, so ist auch G. im Vergleich zu manchem seiner Nachfolger nicht bestrebt, die gemeinste, roheste Form zu ergreifen, sondern er spricht, wie man es in den guten Nürnberger Familien so zu sagen als Hausmannskost noch heute hören kann und wol noch lange hören wird. Politik berührt er, wozu die Zeitverhältnisse leidigen Anlaß boten, nur in Bezug auf den bürgerlichen Zustand, dem der Friede immer lieber und erwünschter als der Krieg, und Religion bleibt, da sich damals noch keine kirchlichen Fragen störend geltend machten, ein ihm, wegen seiner eigenen frommen Gesinnung, fernliegender Gegenstand. Eben so ist er auch nie sentimental oder schwärmerisch, wozu der Dialect nicht im Mindesten geeignet ist. Er ist, wie Goethe gesagt hat, mit Bewußtsein ein Philister, und nur in einem einzigen Gedicht, dem „Käfer“ zeigt er, daß er auch die Naturbetrachtung von einem höheren Standpunkt erfassen konnte. Eine Parallele zwischen diesem Gedichte Grübel's und dem gleichnamigen Hebel's weist den Unterschied beider Dichter schlagend, als idealistisch und rea-

listisch nach, ohne daß die idealisirende Dichtergabe Hebel's dabei minder geschätzt würde, aber Wahrheit und Natur wird dennoch für G. entscheiden.

Das Leben Grübel's ist höchst einfach. Der Sohn des Flaschners (Klempner's, Blechschmids) Johann Paulus Grübel's und seiner Ehefrau Margarethe, Tochter des Jägers Rümlein aus Georgensgemünd bei Roth, erhielt er seinen Schulunterricht in einer der hiesigen deutschen Schulen, trat nach seiner Confirmation bei seinem Vater in die Lehre, besuchte auch die hiesige Zeichenschule, wurde 1753 zum Gesellen gemacht und erhielt 1761 das Meisterrecht. In seinen freien Stunden übte er sich auf der Flöte und Cither, einem damals in Nürnberg wenig bekannten Instrument, ob als Naturalist oder nach Anweisung eines Lehrers, wird nicht gesagt, auch soll er die Trommel gehandhabt haben. Von diesen musikalischen Bestrebungen findet sich aber in seinen Gedichten, mit Ausnahme der Cither, keine Andeutung, und nach dem Gedicht zu schließen, „An meine Cither" (I. 36), scheint er nicht eine Cither, sondern eine Guitarre darunter gemeint zu haben. Unter der Lecture, der sich G. hingab, werden Gellert's Gedichte und Rabener's Satiren genannt. Dann werden auch geistliche Betrachtungen, wie Weidenkampf's Trostgründe, auf ihn eingewirkt haben. Er heirathete erst in seinem 37. Lebensjahre (1773) die Tochter des Meßners (Kirchners) Giebel zu St. Sebald, Anna Maria, mit der er bei einer Thurmreparatur bekannt geworden war; sie gebar ihm neun Kinder, die er aber, zum Theil in herangereiftem Alter, alle vor sich sterben sah; seine letzten Lebensjahre brachte er als Witwer hin. Wenn er sie in dem Gedicht an die Cither Mina nannte, nicht Minna, was ein erst später, von außen her eingeführter Name ist, so bleibt immer noch die Frage, ob damit nicht eine frühere Geliebte gemeint ist. Er lebte in glücklicher Ehe, und die gelegentlichen Ausfälle in seinen Gedichten auf die Weiber sind nur als neckende Scherze und als poetische Freiheit zu betrachten. Im J. 1774 oder 1775 wurde er Stadtflaschner, in welcher Eigenschaft er auch in der Umgegend Thürme zu besteigen und Ausbesserungen vorzunehmen hatte, und einige seiner gereimten Episteln, die von Betzenstein, Hohenstein, datirt sind, bezeugen diese kleinen Amtsreisen, die, so viel man weiß, die einzigen Entfernungen Grübel's von der Heimath waren. Geschworner seines Handwerks wurde er 1784, als Gassenhauptmann findet er sich 1800. (Wenn Witschel sagt, er wurde es 1807 wiederum, so ist dagegen zu bemerken, daß dieses Amt ein lebenslängliches war, falls sich der Träger desselben nicht durch eigne Schuld verlustig machte, oder in ein anderes Revier zog, oder aus zureichenden Gründen sich selbst absorderte, und zweitens kann man aus einem seiner Gedichte „Der in Ruhe versetzte Gassenhauptmann" [IV. 310] schließen, daß er wahrscheinlich Alters halber enthoben worden sei. Dieses wird aber wol in das J. 1807 zu setzen sein.) Genannter oder Mitglied des größeren Raths war er nicht und wurde also auch nicht in die politischen Kämpfe hineingezogen, welche von 1784 an im Innern Nürnbergs die Gemüther gegen einander aufregten, und zuletzt durch das Edict, welches 1806 Nürnberg der Krone Baiern zuwies, wie durch einen gordischen Knotenhieb entschieden wurden. Deßwegen nahm er doch innigen Antheil an allen Ereignissen, die seine Vaterstadt besonders durch die wiederholte Invasion der Franzosen betrafen, und der Einquartierung verdankt man auch ein Lustspiel, das einzige, womit er sich auf dem dramatischen Felde versuchte, nicht eben das beste Product seiner Muse. Sein Name war gegen Ende seiner Tage weit über Nürnbergs beschränkte Sphäre hinaus bekannt; als die berühmte Hendel-Schütz auf ihrer Rundreise durch Deutschland auch nach Nürnberg kam, lud sie ihn zu sich ins Rothe Roß ein, und ein Gedicht, daß er ihr mit seinem Porträt übersandte, spricht den Dank des bescheidenen Mannes aus. Er nennt sie darin

die schöne Margareth. Am 7. November 1808 wurde er in den pegnesischen Blumenorden aufgenommen, am 18. November 1808 schon erkrankt, schrieb er sein letztes Gedicht, Glückwunsch an seinen alten Freund, den Schneider Wolfg. Tobias Leib. Nachdem er am 8. März gestorben war, wurde er am 12. März 1809 mit aller Feierlichkeit, die dem wackeren Dichter gebührte, auf dem St. Johanniskirchhof zur Ruhe bestattet. Er liegt unter dem Stein Nr. 200. Sein Geschlecht ist auch in weiblicher Linie im J. 1877 gänzlich erloschen. Sein Wohnhaus S. 1626 ist längst ein „zum Grübel“ genanntes Bierhaus; auch der Schießgraben heißt schon lange nach ihm Grübelstraße.

Die ersten Drucke von Grübel's als anonyme Flugblätter erschienenen Dichtungen sind ziemlich selten, befinden sich aber sämmtlich in den von ihm selbst gesammelten und 1798 bis 1806 herausgegebenen vier Octavbänden, wovon drei Gedichte, einer Correspondenz (ebenfalls in Reimen) enthalten. Ein viertes Bändchen Gedichte wurde 1812 von Witschel und Osterhausen herausgegeben. Daneben erschien, als offenbarer Nachdruck, 1802 bei Bauer und Mann, und dann bis 1811 bei Joh. Lorenz Schmidmer, eine vierbändige Ausgabe mit Kupfern und Vignetten, der Originalausgabe ganz gleich. Beide, Original wie Nachdruck, nur noch im Antiquariat zu haben. Dann gab Friedrich Campe heraus: „Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart“. Erstes Bändchen. Dritte vermehrt (sic) und verbesserte Auflage. Mit Kupfern. 1823. Zweites Bändchen. Dritte Auflage, 1826. Drittes Bändchen. Neue Auflage, 1826. Viertes Bändchen. Neue Auflage, 1825 (mit der aus Igensdorf und Nürnberg datirten Vorrede Witschel's und Osterhausens, vom April 1812). Fünftes Bändchen. Neue Auflage, 1824. Diese Ausgabe entspricht ganz der ersten, von G. selbst besorgten, gibt aber durch keinerlei Erklärung über ihr Verhältniß zur ersten und zweiten, und über die wunderlichen Sprünge der Druckjahre auch nur den mindesten Aufschluß. Hierauf erschien zu Nürnberg bei Friedr. Campe 1835, 12⁰. „Grübel's sämmtliche Werke. Mit kurzer Lebensbeschreibung Grübel's von Witschel, Goethe's Beurtheilung und Wurm's Glossar.“ Sechs Theile in drei Bändchen (von den Illustrationen der früheren Ausgaben ist hier nichts mehr geblieben, als Grübel's Porträt von Fr. Fleischmann). Da diese Ausgabe bald vergriffen war, gab J. Ludw. Schmid zu Nürnberg heraus: „Grübel's sämmtliche Werke. Neu herausgegeben und mit einem grammatisch kritischen Abriß und Glossar versehen von Dr. Georg Karl Frommann“, 1857, 12⁰ (mit Holzschnitten von Rühling nach Zeichnungen von A. Engelhart). In sechs Bändchen. Hievon hat Fr. Korn in Nürnberg, in dessen Besitz dieser Artikel übergegangen ist, eine neue Ausgabe, ohne Angabe des Druckjahrs, veranstaltet, in welchem Frommann's Vorwort von 1856, Witschel's Vorwort von 1835 und Goethe's Beurtheilung aufgenommen sind. Illustrationen fehlen alle. Es ist eine Ausgabe nach Art der Ausgaben „gedruckt in diesem Jahr“. Es gibt zwei Porträte von G., das erste von Bährenstecher ist zuweilen der Ausgabe von 1798 beigegeben, das zweite von Fr. Fleischmann ist den Ausgaben Campe's von 1823 und 1835 als Titelblatt vorgesetzt; jenes fast ganz en face, dieses im Profil.

S. Konrad Grübel und seine Nachfolger. Von Joh. Priem. Nbg. Ballhorn. 1873. 8⁰. — Hans Sachs und Grübel. Nbg. Riegel u. Wießner. 1836. kl. 8⁰.

Lochner.

Grubendal: Henneke, Klaus (Klaes) und Vicco G., Brüder, waren Seeräuberführer, in der Ostsee besonders, mit denen die Hansestädte, auch die Reiche Schweden und Norwegen und Dänemark 1381—86 wiederholte Friedens- und Stillstandsverträge schlossen. S. Hanserecesse II. und IV. Vicco kommt nur 1382 vor, Klaus als Seeräuber 1381, 1386 und im Vertrag wegen Stockholm

1395; Henneke 1381 und 1382; sie stammen aus ritterlichem Geschlechte, den Moltke's nahestehend. 1382 werden vier anscheinend getrennte Raubgenossenschaften in der Ostsee genannt, es sind Deutsche und Dänen durcheinander, theilweise bald in dänischem, bald in anderem Fürstendienste: 1) die beiden G. mit Thomas van dem Haghen (s. d. Art.); 2) Hinrik Wartberch und Paschedag; 3) Henneke von Oertzen, aus dem Mecklenburger Adelsgeschlechte, mit seinen Genossen, der 1369 mit zur dänischen Besatzung in Helsingborg gehörte, sich mit ergeben mußte und bis 1386 in allen Seeräuberlisten steht; 4) Henneke Lembeke (Lymbeke, Lenbeke), der 1380—82 speciell mit der Stadt Campen in Hader lag, 1387 mit dem Bischof von Ripen sich in den Strandraub theilte und noch 1389 verklagt wird, 1404, es ist der bekannte Drost von Dorning Johann L. (s. d.). 1381 scheinen sich sogar sieben Kumpanien unterscheiden zu lassen: 1) Dytlof Knut mit Ludeke Schinkel (Scinkel), beide noch am 3. October 1386 Häuptlinge, vielleicht derselbe, der 1362 dänischer Hauptmann zu Nyborg war; dazu Eler Rantzow, auch noch 1386; Hennike Moltike, Henning Barch und Heinrich Barnekow geloben für sie; 2) die beiden G. mit Klaus Scepel (vielleicht Tzepelin?); 3) Hermann Vlaminc und Swarte Schoning (1382 Schonighe); 4) Jacob Eschelsone, Jessen Laghensone und Nykel Joenssone von Arxleef, letzterer sicher von dänischem Adel; 5) Stych Hakensone und Trwt Mus (oder Hasse), beide schon seit 1379 im Rauben); 6) Ritter Anders Jacobssone (der 1369 mit Gunner J. im Dienste Heinrichs von Mecklenburg und der Städte stand) und Holgher Joenssone; 7) Otto Drantzowe, Jacob Mus (der 1384 als Diener der Königin Margarethe „Yeppe Mus“ zu Lintholm auf Schonen plündert), Hinrik Wartberch und Paschedag; letztere Beide vielleicht Brüder, ritterlichen Geschlechts. 1386 kommen als die eigentlichen Seeräuberhäuptlinge zweimal vor: Ludeke Schinkel, Dytlof Knut, Eler Rantzow, Henneke Schack (1368 als Knappe unter den Gelobern des Friedens zwischen Albrecht und Heinrich von Mecklenburg und Erich von Sachsen-Lauenburg), Kurl Howeschilt (wol verwandt mit Henneke Hawschilt in der dänischen Besatzung von Helsingborg 1369), Henneke von Oertzen und Tonnies und Bertolt Quas. Aber auch unter den für sie Gelobenden werden wir Förderer oder Hehler ihres Treibens sehen müssen: Herr Vicco Molteke (unter den sechs M. der Zeit wol der dänische Reichsrath [1370 auf Kosö, Kuze] selbst oder der Hauptmann zu Nebbe) und Volmar Jacobson; Walzlaf Knut, Henneke v. Anefelde, Henning v. Putbus der Jüngere (der 1384 aber einen Koggen gegen die Seeräuber ausrüstete), Lasse Joensson, Yesse Ziverdesson; Erich und Karl Thomasson; Klaus Howeschilt, Klaus G. und Eggert Richteblock. Eine große Gesellschaft, meist aus rittermäßigen Geschlechtern, welche dann nachher Rostock und Wismar das Ausgeben ihrer Kaperbriefe (Stehlbriefe) an die „Vitalienbrüder“ recht leicht machte. Vergl. Dietr. Schäfer, Die Hansestädte und K. Waldemar von Dänemark.

Krause.

Gruber: Andreas G. ist der Verfasser eines im sechszehnten Jahrhundert in deutschen Gesangbüchern verbreiteten Liedes: „Ach Gott vom Himmelreiche, durch Christum, deinen Sohn, verleih mir“ u. s. f., welches vom Worte Gottes und dem Glauben handelt. Es besteht aus 13 Strophen, deren Anfangsbuchstaben den Namen des Verfassers angeben; außerdem nennt sich der Verfasser auch noch in der letzten Strophe und gibt dabei an, daß er das Lied in seinem Gefängniß gedichtet habe. Weiteres ist über den Verfasser, wie es scheint, nicht bekannt. Das Lied findet sich zuerst in einer wahrscheinlich zu Nürnberg 1526 oder 1527 (nach Wackernagel, Bibliographie, S. 95 f.) gedruckten Sammlung, „Bergkreyen“ genannt; dann 1531 niederdeutsch im Rostocker Gesangbuch, und hernach oft.

Vgl. Wackernagel, Kirchenlied, III. S. 712. Fischer, Kirchenlieder-Lexikon, 1. Hälfte, S. 8 f. Geffcken, Die hamburgischen niedersächsischen Gesangbücher, S. 102. l. u.

Gruber: Augustin Johann Joseph G., Fürsterzbischof von Salzburg, k. k. Geheimrath, Legat des apostolischen Stuhles, Primas von Deutschland, Doctor der Theologie, wurde geboren am 23. Juni 1763 zu Wien, stammte von bürgerlichen Eltern und starb am 28. Juni 1835. Er trat mit 16 Jahren als Novize in den Orden der Augustiner-Barfüßer, verließ ihn jedoch noch als Cleriker 1783, kam in das Generalseminarium für Weltgeistliche, dann in das erzbischöfliche Priesterhaus und erhielt 1788 die Priesterweihe. Er diente als Cooperator zu Brunn am Gebirge (in Niederösterreich), seit 1794 als solcher in der Leopoldstadt zu Wien, wurde 1796 Katechet an der Normalschule zu St. Anna daselbst, 1802 Regierungsrath und Referent im Studien- und Schulfach, im J. 1806 aber Hofrath der vereinigten Hofkanzlei und Referent in geistlichen Angelegenheiten. Im J. 1808 bereiste er als Hofcommissär Galizien zur Untersuchung des geistlichen und Studienwesens. Er wurde 1812 infulirter Probst von Ardagger im Sprengel St. Pölten, 1813 Ehrendoctor und 1815 vom Kaiser zum Bischof von Laibach ernannt. Er erlernte die slovenische Sprache, um predigen und katechisiren zu können, weihte daselbst 1818 den Bischof von Görz und wurde Verordneter der krainerischen Stände. Während des Congresses von Laibach verkehrte er oft mit Kaiser Alexander und erhielt in demselben Jahr (1821) die Geheimrathswürde. Im J. 1823 wurde er vom Papste auf Empfehlung des Kaisers zum Erzbischofe von Salzburg ernannt, nachdem dies Erzbisthum seit dem Tode von Hieronymus Grafen Colloredo (1812) erledigt geblieben und darüber zwischen Papst und Kaiser erst eine Uebereinkunft getroffen worden war. Er erhielt das erzbischöfliche Pallium zu Wien 1824 (29. Februar) und traf am 22. März in Salzburg ein. Diese Erzdiöcese war in Folge der staatlichen Veränderungen neu organisirt worden und zählte von nun an Trient, Brixen, Gurk (Kärnten), Seckau (Steiermark), Lavant (jetzt Marburg in Unter-Steiermark) und Leoben (aufgehoben) zu Suffraganbisthümern. Im J. 1824 ernannte und confirmirte G. die Bischöfe von Gurk, Seckau, Lavant und 1828 abermals einen neuen für Gurk. Zugleich trat das neu organisirte Salzburger Domcapitel ins Leben. Seit 1828 hielt der Erzbischof Vorlesungen über das Seelsorgeramt und seit 1830 katechische Vorträge im Priesterhause, welche in 3 Bänden erschienen, 1834—36. Seit der Franzosenzeit bestand im Erzsprengel im Brichsenthale die Secte der Manharter, die ihre Seelsorger nicht als rechtmäßige anerkannten und darauf bestanden, sich vom Papste selbst Belehrung zu holen. G. schritt darauf ein, die Manharter sandten Abgeordnete nach Rom und kehrten befriedigt zurück, worauf unter kluger Behandlung die Secte erlosch. Dagegen fruchteten des Erzbischofs Bemühungen in der Angelegenheit der Zillerthaler-Inclinanten nichts. G. war ein trefflicher Kanzelredner und Katechet, ein maßvoller Bischof, ein gründlicher Theologe und ein erfahrener Geschäftsmann.

Dr. Ign. Schumann v. Mannsegg, Geschichte des Lebens .... des H. Augustin Gruber, Salzb. 1836. Zillner.

Gruber: Franz Xaver G., Blumenmaler, geboren zu Wien am 28. September 1801, gestorben ebenda am 12. April 1862. G. trat nach einem Besuche der Josefstädter Schule 1815 in die Wiener Akademie, wo er bald durch sein Talent für die Blumenmalerei auffiel; 1823 erhielt er den Gundel'schen Preis, 1824 den sechsjährigen Huber'schen, 1830 den Fueger'schen und den Gundel'schen Preis. Mittlerweile war er in botanischen Kreisen Wiens eine bekannte Persönlichkeit geworden; er hörte 1831 und 1832 die Vorträge Jaquin's

an der Wiener Universität, und hatte sich schon in seinem Fache solches Ansehen erworben, daß ihm 1834 die Correctorstelle, 1835 die Professur der Manufactur-Zeichenschule verliehen wurde; hier wirkte er bis zum J. 1851. — G. war seit 26. December 1838 mit Maria Franzisca Capilleri vermählt. — Am 5. April 1839 ernannte ihn die Akademie in Mailand zu ihrem Mitgliede. — Als Künstler ist er eine selten begabte Erscheinung; leider verstand ihn seine Mitwelt so gar nicht. G. malte nahezu ausschließlich Aquarell und Gouache; seine Blumen und Blätter sind von seltener Treue der Wiedergabe, und entbehren doch auch nicht der künstlerischen Auffassung. — Die besten Arbeiten Gruber's besitzt die kaiserl. Familien- und Fideicommißbibliothek, dann das österreichische Museum und die Akademie der bildenden Kunst zu Wien.

Nach den Wiener Pfarrbüchern und den Acten der Akademie.

Käbdebo.

Gruber: Gabriel G. (auch Grueber), geboren zu Wien am 6. Mai 1740, gestorben zu Petersburg am 7./8. April 1805, trat 1755 in den Orden der Gesellschaft Jesu, beendete zu Gratz die philosophischen und theologischen Studien, lehrte dann selbst die lateinische Sprache an der orientalischen Akademie und indem er vor Aufhebung der Gesellschaft Jesu noch der letzte war, welcher in der österreichischen Ordensprovinz die Ordensgelübde abgelegt hatte, lehrte er 18 Jahre zu Laibach Mechanik und Hydraulik und leitete ebenda die Regulirung des Flusses und die Austrocknung der Sümpfe. Als aber dann der Jesuitenorden in Rußland sich des Schutzes der Regierung erfreute, verließ G. Oesterreich und ging 1784 nach Rußland, wo er zunächst im Jesuitencollegium zu Polock Architectur und Mechanik vortrug und das physikalische Cabinet daselbst mit vielen sinnigen Instrumenten seiner Erfindung bereicherte. Später in den letzten Lebenstagen Kaiser Pauls kam er nach Petersburg, um der Akademie der Wissenschaften einen neuerfundenen Webstuhl vorzuzeigen, eigentlich aber, um sich selbst im Interesse seines Ordens in den höheren Gesellschaftskreisen einzuführen. Dies gelang ihm und bald fand sich die erwünschte Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des Kaisers zu erregen. Die Kaiserin litt an heftigen Zahnschmerzen, die alle Kunst der Aerzte nicht zu lindern vermochte. Da bot G. brieflich der Kaiserin seine Dienste als Zahnarzt an. Der Kaiser ließ ihn rufen und willfahrte sogar der Bitte, ihm ein Gemach in der Nähe des Cabinets der Kaiserin anweisen zu lassen, um den Gang der Krankheit und die Wirkung seiner Mittel einige Tage zu beobachten. So wurde G. auf mehrere Tage der beständige Gesellschafter der kaiserlichen Familie. Durch dies und ähnliche kleine Mittel — so verstand er z. B. das Lieblingsgetränk des Kaisers, die Chocolade, vortrefflich zu bereiten — wußte G. den Czar so für sich zu gewinnen, daß ihm fortan dessen Cabinet zu jeder Zeit offen stand. Uebrigens war G. ganz der Mann, die gewonnene Gunst behutsam und ausgiebig auszunützen. Daher blieb er unberührt, als bald darauf der Sturm des kaiserlichen Zornes gegen den Nuntius losbrach. Er behauptete sich in der Gunst Pauls auch während der bösen Zeit, als Siestrzencewicz mit der Machtfülle eines Patriarchen ausgestattet, sich alle geistlichen Orden der lateinischen Kirche unterwerfen durfte. Inzwischen suchte er, gleich seinen Gefährten, in den gesellschaftlichen Kreisen der Hauptstadt die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die griechische und lateinische Kirche im Dogma eigentlich übereinstimmten, daß die trennende Verschiedenheit lediglich eine hierarchische sei, besonders aber, daß der Orden die beste Polizeianstalt, der beste Schutz gegen die Revolution sei. Die Jesuiten machten mit dieser Andeutung Glück, auch bei dem Kaiser. Bald stand G. so fest in Pauls Gunst, daß selbst Napoleon es nicht verschmähte, sich brieflich an ihn zu wenden, indem er ihn aufforderte, dahin zu wirken, daß

Rußland das Bündniß mit dem ketzerischen England aufgebe und sich Frankreich anschließe. G. soll denn auch das Seinige dazu beigetragen haben, den Kaiser Paul in diese neue Bahn zu leiten. Auch sonst errang G. bedeutende Erfolge. Der Erzbischof Siestrzencewicz, ein Feind des Ordens, wurde vornehmlich auf Gruber's Veranstaltung zuerst vom Hofe entfernt, dann als Verbannter auf seinen Gütern strenge bewacht. G. brachte es dahin, daß die katholische Hauptkirche in St. Petersburg dem Jesuitenorden nicht blos eingeräumt, sondern zu vollem Eigenthum übertragen wurde. Das katholische Departement ging fast ganz in die Hände der Jesuiten über. Die Krone aber wurde allen diesen Triumphen dadurch aufgesetzt, daß sich Pius VII. durch Kaiser Paul bewegen ließ, den Jesuitenorden wenigstens in Rußland durch eine förmliche Bulle wiederherzustellen. Rüstig schritten nun die Jesuiten vorwärts in ihrem weitaussehenden Plane, die Herrschaft über den slavischen Osten durch Rußland zu gewinnen. Jesuitenresidenzen und Missionen wurden zahlreich auch im Innern des Reiches eingerichtet, in St. Petersburg selbst ein großartiges Jesuiten-Collegium angelegt, eine Erziehungsanstalt, angeblich der heranwachsenden Jugend lateinischen Glaubens bestimmt, vor allem für den jungen polnischen Adel, in Wahrheit zugleich mit der Absicht, auch die Söhne vornehmer russischer Häuser an sich zu locken. Mit dem Regierungsantritte Kaiser Alexanders I. trat allerdings ein Rückschlag ein. Siestrzencewicz erlangte die Freiheit wieder und trat trotz aller Gegenbemühungen Gruber's, des damaligen Hauptes des Petersburger Jesuiten-Collegiums, wieder an die Spitze der lateinischen Kirche in Rußland. Auch wurde dem Jesuitenorden jede weitere Ausbreitung in Rußland, sowie jede Wirksamkeit an der Universität Wilna untersagt. Dagegen errang der Orden einen anderen großen Erfolg. Bis dahin hatte es in Rußland nur einen „Generalvicar" desselben gegeben. Der letzte war Franz Kareu. Als nun dieser starb, erstattete zwar der im Range nächste Würdenträger des Ordens P. Hochbichler dem Metropolitan Siestrzencewicz die durch die Kirchenordnung vorgeschriebene Anzeige, die dann regelmäßiger Weise auf diesem Wege an den Kaiser gelangen mußte. G. jedoch kam dem zuvor. Er wendete sich unmittelbar an den letzteren, bezeichnete in seinem Schreiben den Pater Kareu, dessen Tod er meldete, als „General" der Gesellschaft Jesu und bat im Namen des Ordens um die Erlaubniß, einen neuen „General" wählen zu dürfen. Der Versuch gelang, G. wurde nicht auf den gesetzlichen Weg verwiesen, sondern bedeutet, auf die erhaltene Anzeige von dem Tode des Pater Kareu „général des Jésuites" genehmige der Kaiser, daß den Statuten und dem Herkommen des Ordens gemäß ein neues Oberhaupt gewählt werde. So wurde G. selbst am 10./22. October 1802 zum General des Jesuitenordens ernannt. Ebenso glückte es G., den Plan des Metropoliten Siestrzencewicz, das katholische Departement in einer Weise umzugestalten, die den Einfluß des Ordens in Rußland dauernd gebrochen haben würde, zu vereiteln. Es gelang nämlich G. durch einen bestochenen armen Kanzelisten sich eine Abschrift von dem Entwurfe der Reorganisation zu verschaffen, den Siestrzencewicz dem Kaiser vorzulegen beabsichtigte. Durch den Fürsten Galitzyn wurde dieser Entwurf zugleich mit einer Widerlegung, in welcher der Nachweis geliefert wurde, daß alle Vorschläge des Metropoliten aus Gründen des canonischen Rechtes unzuläßig seien, dem Kaiser überreicht. Als sodann der Metropolit seinen Entwurf vorlegen wollte, wurde ihm bedeutet, daß der Kaiser denselben bereits kenne und bestimmt habe, ihn abzuweisen. Schon unter Kaiser Paul hatte G. einen Plan eingereicht, dem zufolge die russische Regierung die Jesuitenmissionen unter den Ungläubigen fördern und zu diesem Ende vor allem die Gründung eines Jesuiten-Collegiums in Odessa gestatten sollte. Dieser erste Versuch scheiterte an Dershawin's Widerspruch. Unter

Alexander erneuerte G. seinen Vorschlag und dies Mal war er damit glücklicher. Den Jesuiten wurde ihr Wunsch gewährt. Der Herzog von Richelieu berief sie nach Odessa. Inmitten einer so erfolgreichen Thätigkeit wurde G. von einem schrecklichen Schicksale ereilt. In der Nacht vom 25. auf den 26. März (7. zum 8. April) 1805 brach in dem Hause der Jesuiten zu Petersburg, das G. bewohnte, ein Feuer aus, das den Bau in wenigen Stunden vernichtete. Es war, wie es scheint, oben in den Zimmern des Generals entstanden. G. wurde einen Augenblick am Fenster gesehen. Bald verschwand er aber in den Flammen und nur unter den Trümmern des Gebäudes wurden seine kaum erkennbaren Reste aufgefunden. Ob G. auch als Schriftsteller gewirkt, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Denn ein Werk über die Saveregulirung, das er verfaßt haben soll, wird von Anderen seinem Bruder Tobias G. (geboren zu Wien am 12. September 1744, † zu Prag am 31. März 1806), der gleichfalls Jesuit, dann Weltpriester, 1774—77 Bau- und Negotiationsdirector im Temeser Banat, seit 1780 Baudirector der böhmischen Cameralherrschaften und Mitglied der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften war, zugeschrieben.

Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den J. 1814—31, 2. Thl., 2. Abtheilung, 3. Buch, 10. Capitel.

v. Zeißberg.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 170. Z. 5 v. u.: Vgl. ferner Hartmann v. Franzenschuld: „Die Buchführerfamilie Alantsee in Wien“ in den Mittheil. der k. k. Centralcommission zur Erforsch. der Baudenkmale. 19. Jahrg. (Wien 1874) S. 85 ff.

Band IV.

S. 409. Z. 19 v. u.: Kürzlich erschien: „Heinr. Jos. Collin. Ein Beitrag zur Geschichte der neueren deutschen Litteratur in Oesterreich, von Ferd. Laban“. Wien 1879.

S. 455. Z. 15 v. u.: Brischar, P. Adam Contzen S. J., ein Ireniker und Nationalöconom des 17. Jahrh. Eine culturhistorische Studie. Würzb. 1879.

Band V.

S. 195. Z. 21 v. u.: Aus der Beschreibung der Constanzer Belagerung des Jahres 1548 vom Stadtschreiber (und Augenzeugen) Jörg Vögeli (abgedruckt in: Der Constanzer Sturm im J. 1548, Belle-Vue bei Constanz 1846) erfährt man, daß Sixt Dietrich, den der Verfasser „Musicus vnd Chronista“ nennt, angesichts der drohenden Belagerung krank aus Constanz fortgebracht ward und am 21. October zu St. Gallen starb. (Frölich in den Monatsheften f. Musikgesch. 1879 Nr. 4.)

S. 576. Z. 6 v. u.: Nach gef. Mittheilung des Herrn C. F. Pohl haben dessen neueste Nachforschungen ergeben, daß der wahre Name Eberle, nicht Eberlein, lautete, daß E. am 27. März 1702 zu Jettingen bei Günzburg geboren worden, schon 1727 Organist in Salzburg war und am 21. Juni 1762 daselbst starb.

S. 586. Z. 6 v. u.: Die Bemerkung, daß Klopstock in der Ode an E. dem Freunde die Jugendzeit ins Gedächtniß zurückgerufen habe, könnte zu einem Mißverständniß Anlaß geben. Es soll damit blos gesagt sein, daß die ahnungsvoll schwermüthige Ode die bejahrten Männer, an denen ihr Inhalt in Erfüllung ging, tief ergriffen hat; die Abfassungszeit reicht, wie bekannt, in Klopstock's Jugend, in das Jahr 1748 zurück. W. C.

Band VI.

S. 387. Z. 17 v. u.: Als Nicolaus Joseph E. seinem älteren Bruder Paul Anton (I.) (geb. am 22. April 1711, † am 18. März 1762) als Chef des Hauses folgte, fand er in der Residenz Eisenstadt an der Spitze der Kapelle schon den von seinem Bruder angestellten Joseph Haydn vor. Der musikverständige und treffliche Fürst erwies bis an seinen Tod seinem Kapellmeister, der nicht minder treu an ihm hing, die größte niemals getrübte Huld und versah ihn freigebig mit den Mitteln, um die Esterhazy'sche Kapelle zu einer weithin berühmten zu machen. (Vgl. C. F. Pohl, Jos. Haydn, 1. Bd.) Dem Fürsten Nicolaus Joseph folgte als Chef des Hauses sein Sohn Paul Anton (II.), geb. 1738, † am 22. Jan. 1794, diesem sein Sohn Nicolaus, geb. am 12. Decbr. 1765, † am 24. Novbr. 1833, der Vater von Paul Anton (III.) cf. Bd. VI S. 388.

S. 388. Z. 8 v. o.: Fürst Paul Esterhazy hat sich auch als tüchtiger Musiker bekannt gemacht durch die 1711 erschienene „Harmonia coelestis seu Melodiae Musicae per decursum totius anni adhibendae ad usum musicorum, authore Paulo sacri Rom. imperii principe Estoras de Galanta regni Hungariae Palatino". Vgl. C. F. Pohl, Joseph Haydn, Bd. I S. 206.

S. 593. Z. 21 v. u. l.: Habichhorst.

S. 644. Z. 7 v. o.: In allerjüngster Zeit hat Krones (Handbuch der Geschichte Oesterreichs) im dritten Bande (1878) eine vortreffliche Uebersicht über Ferdinand I. Regierung geliefert, welche das angeführte Werk von Mailath vollständig überflüssig macht. W. M.

Band VII.

S. 13. Z. 5 v. u.: Daß Herm. Finck wirklich 1557 als Organist in Wittenberg angestellt ward, geht aus „Nic. Selnecceri . . . Antwort auff die Besserung . . . Lamberti Danaei", Leipzig 1581 Bl. E. 3b hervor. (L. Erk in den Monatsheften f. Musikgesch. 1879 Nr. 4.)

S. 15. Z. 18 v. o.: Der Adelsbrief wurde 1780 publicirt.

Band VIII.

S. 136. Z. 21 v. o.: Vgl. auch Rapp, Die Hexenprocesse (1874) S. 28.

S. 202. Z. 16 ff.: Heinrich Funk ist (nach gef. Mittheilung des Prof. Dr. Hölscher zu Herford) geboren am 12. December 1807, wie aus dem Kirchenbuch seines Geburtsortes Herford in Westfalen zweifellos hervorgeht. Die gewöhnliche Angabe, die das Jahr 1809 als sein Geburtsjahr bezeichnet, ist mithin falsch. Sein Vater war nicht eigentlich Decorationsmaler; er nannte sich „Kunstmaler" und gab Privatunterricht im Zeichnen, womit er seine Familie kümmerlich ernährte. Blanckarts.

S. 408. Z. 15 v. o.: Vgl. auch Zimmermann, J. J. Gaßner. Kempten 1878.
S. 494. Z. 25 v. o. l.: 3. December 1861 (st. 3. Oct. 1862).
S. 500. Z. 5—6 v. o. l.: Mack (st. Mark).
S. 567. Z. 8 v. u. l.: Buhler (st. Baseler).
S. 638. Z. 2 v. u.: Ueber Sophie Dorothea Prinzeß von Ahlden vgl. A. F. H. Schaumann: Sophie Dorothea Prinzessin von Ahlden und Kurfürstin Sophie von Hannover. Aus archivalischen Quellen. Hannover 1879.

Band IX.

S. 35. Z. 23 v. o. l.: Gernand (st. Gernard).
S. 66. Z. 20 v. o.: Ueber die Schleswiger Literaturbriefe vgl. das inzwischen erschienene Buch von M. Koch: Helf. Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswiger Literaturbriefe. München 1879 (namentl. S. 76—136).
S. 95. Z. 20 v. u.: Geßler schied 1757 wegen Schwerhörigkeit aus dem Felddienst.
S. 132. Z. 13 v. o. l.: drei (st. vier).
S. 132. Z. 22 v. u. l.: Peißer (st. Prißer).
S. 133. Z. 21 v. o. und 12 v. u. l.: Bzowski (st. Bzow).
S. 134. Z. 15 v. o. l.: 1862 (st. 1872).
S. 143. Z. 17 v. u. l.: mit d e n Gelehrten.
S. 346. Z. 10—4 v. u. sind durch folgende genauere Angaben zu ersetzen: Er schrieb für seine Ordensbrüder zu Königssaal (nicht Königinhof) eine Anleitung zur christlichen und klösterlichen Vollkommenheit in drei Büchern unter dem Titel: Malogranatum sive dialogus inter patrem et filium, und Sermones. Ersteres Werk erschien im Drucke 1481 und 1487 und (Argentorati Eggesteyn) s. l. et a. (Vgl. Hain, Repertorium bibliographicum vol. I. pars II, n. 7449—7451 p. 433) und liegt noch handschriftlich in der Bibliothek des Cist.-Klosters Reun in Steiermark und in der k. k. Hofbibliothek in Wien. Auch ein anderes Werk: Resolutiones omnium dubiorum et difficultatum, quae a statu religioso quempiam avocare possent soll von ihm herrühren, welches Visch als Anhang seines Malogranatum in einer Handschrift des ehemaligen Cist.-Klosters Altenkamp (Vetus-campus) in der Erzdiöcese Köln fand.

Trithemius, de scriptoribus ecclesiasticis; Fabricius, bibliotheca latina mediae et infimae latinitatis. Florentiae 1858. Tom. III p. 15 und besonders Carol. de Visch, Bibliotheca scriptorum ord. Cist. Coloniae 1656 p. 117. P. A n t o n W e i ß.
S. 408. Z. 29 v. o. l.: Göggingen (st. Göppingen).
S. 410. Z. 21 v. o. ergänze nach 1874: 2. Auflage 1878.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.